



Ex Libris

LIBRARY

Franciscan Friary

26th and K Sts.
Sacramento, Calif.

No. 2552

Class R1

Date 15. IX. 1920

Weltgeschichte

von

Prof. Dr. Joh. Bapt. v. Weiß,

k. k. Hofrath, Mitglied des österr. Herrenhauses, Ritter des Ordens der eis. Krone,
Besitzer des k. k. Ehrenzeichens für Kunst und Wissenschaft.

Sechster Band.

Von Rudolf von Habsburg bis Sigismund.

Vierte und fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage,

bearbeitet von

Dr. Ferd. Vockenhuber.



Graz und Leipzig.

K. k. Universitäts-Buchdruckerei und Verlags-Buchhandlung „Styria“.

1904.

Das Recht eines Auszuges oder einer Übersetzung des ganzen Werkes oder einzelner
Theile wird vorbehalten.



Vorwort zur dritten Auflage.

Dieser sechste Band der dritten Auflage umfaßt die Geschichte von ungefähr anderthalb Jahrhunderten, die aber reich sind an Fragen, die entschieden werden sollten, an Wandlungen der Machtverhältnisse, an Kriegen, durch welche dieselben geändert wurden, an kräftigen Geistern, welche die Aufgaben der Zeit zu lösen suchten.

Gleich am Eingang steht die edle Gestalt Rudolfs von Habsburg, des Freundes der Bürger, der Zierde des Adels, der die ihm gestellte Aufgabe, das Reich mit der Kirche auszusöhnen, Recht und gesetzliche Ordnung wieder herzustellen und die dem Reich entrissenen Lande wieder zurückzubringen, so glänzend zu lösen verstand. Mit ihm kam nach raschem Wechsel von Herrschern wieder eine Dynastie auf den Thron, die manchen Lorbeer in heißer Schlacht errungen, manche Immortelle edler That aufzuweisen hat. Im nächsten Band begegnet uns schon die edle Gestalt Maximilians I., welcher der Liebling der Nation, der Stolz und Freund der besten Geister seiner Zeit war und wunderbare Vielseitigkeit mit dem reinsten Adel des Herzens verband.

Graz, 7. October 1891.

Dr. A. B. v. Weiß.

Vorwort zur vierten und fünften Auflage.

Dieser Band schildert jene Zeit, in welcher mehr und mehr die Anzeichen sich einstellen, daß das Mittelalter zu Ende gehe; das Mittelalter, in welchem ein wahrer Culturfortschritt nur in jenen Völkern, jenen Kreisen zu finden ist, die vom Geiste des römisch-katholischen Christenthums beherrscht waren. Wir haben die Entwicklung dieses christlichen Geistes in den früheren Bänden kennen gelernt, wir sahen, welch reiches Leben um die beiden damaligen Centren, Papst und Kaiser, sich gestaltete. Aber auch die Irrungen lernten

wir kennen, die den Wettkampf beider Mächte in einen Kampf auf Leben und Tod verwandelten. Im fünften Band sahen wir, wie der eine Machtfactor des Mittelalters, das Kaiserthum, zusammenbrach. Es war das Ideal der Stauferkaiser, Rom sich dienstbar zu machen. Doch das staufische Kaiserideal verschwand sammt dem Geschlecht, das es vertrat; es erlag dem triumphierenden Papstthum. Wohl erstand das Kaiserthum wieder, wie dieser vorliegende Band berichtet, aber es hatte einen andern Charakter, es war fast nur mehr ein leerer Titel, den alte Gewohnheit mit dem deutschen Königthum verknüpfte. Hat man sich doch daran gewöhnt, auch Rudolf von Habsburg, obwohl er nie gekrönt war, als „Kaiser“ zu bezeichnen. Von einigen Nachfolgern Rudolfs wurde zwar seit Heinrich VII. der Versuch gemacht, die kaiserliche Autorität im alten Sinne wieder zu erneuern. Allein wie kläglich, zum Theil krämerhaft, nahmen die Kaiserfahrten sich aus! Das mittelalterliche Kaiserideal war und blieb verschwunden.

Aber auch das Papstthum erscheint in dem Zeitraum, den dieser Band schildert, bald in völlig anderer Gestalt. Nachdem es das drückende Protectorat der deutschen Könige abgeschüttelt, stand es da in scheinbar unerschütterlicher Macht, als höchste Autorität, ja als einzige Quelle aller irdischen Autorität überhaupt, und Bonifaz VIII. sprach dies aus in der verhängnisvollen Bulle „Unam sanctam“. Kaum war aber diese Lehre von der päpstlichen Allgewalt der Welt verkündet, als auch schon die entsetzliche Katastrophe über das Papstthum hereinbrach. Seit Clemens V. war der Träger der Tiara allerdings frei von den „stolzen“ Deutschen, dafür aber war er nunmehr französischer Hofkaplan, stationiert in Avignon. Als solcher wurde er von den außerfranzösischen Völkern betrachtet und behandelt. Mochte auch dem Papste in Avignon hie und da das Schmachvolle seiner Stellung zum Bewußtsein kommen, so war doch seine Umgebung, das Collegium der Cardinäle, derart französisch national, französisch leichtfertig und ohne Verständnis für die Grundbedingungen einer allgemeinen Kirche, daß dieselben im Jahre 1378 sich nicht scheuten ein Schisma hervorzurufen, um nur zum gewohnten Leben in ihrem Frankreich zurückkehren zu können. Das große Schisma, während dessen die Gläubigen nicht wußten, welches der rechte Papst sei, und meist aus Parteirücksichten für den einen oder andern sich entschieden, war wie nichts anderes geeignet, die Autorität des Papstthums überhaupt zu untergraben, den Kampf gegen dasselbe zu inauguriern und eine Zeit herbeizuführen, die nicht mehr die charakteristischen Merkmale des Mittelalters besaß.

Hand in Hand mit dem Hinschwinden der dominierenden Stellung des Papst- und Kaiserthums geht die Entwicklung anderer Machtfactoren, die der kommenden Zeit das Gepräge geben. Die außerdeutschen Staaten, zunächst besonders Frankreich und England, entwickeln sich zu vollen geschicht-

lichen Individualitäten unter Zurückweisung aller von außen kommenden Beeinflussung, aber auch unter blutigen innern Krisen. Nun begann jenes politische System, bei welchem die Staaten nicht mehr um eine anerkannte Vormacht sich gruppieren und wobei die Wahrung des politischen Gleichgewichts das höchste Ziel gesunder Staatskunst wird.

Außerdem vollzieht sich jetzt ein bedeutsamer Umschwung auf dem Gebiete des Geisteslebens. Die Minneschwärmerei verliert sich allgemach und die besten Geister aller Nationen wenden sich der Aufgabe zu, die ernstesten Probleme der Menschheit in wissenschaftlicher Weise zu behandeln. Tausende und Tausende wurden von diesem Geiste erfasst, sie fanden sich zusammen und bildeten die ersten Universitäten, jene Schauplätze geistiger Turniere, welche — von Rom geschützt und großgezogen — nach und nach zu Werkstätten sich entwickelten, in welchen die Gegner der päpstlichen Autorität ihre schärfsten Waffen schmiedeten.

So drängte alles einer gründlichen Änderung des Zeitcharakters zu. Doch nur unter Schmerzen wird eine neue Zeit geboren, und die Vertreter des Alten und des Neuen thaten sich denn auch weidlich weh. Die in diesem Bande berichteten blutigen Scenen, die sich im Widerstreit social-politischer wie kirchlich-religiöser Anschauungen abspielten, sind aber wie ein Wetterleuchten, das die herrschende Gewitterschwüle anzeigt, sind die Vorboten des verheerenden Sturmes vom sechzehnten Jahrhundert. —

Der Text dieses Bandes wurde in allen Theilen dem gegenwärtigen Stande der Forschung angepasst, insbesondere waren in der Darstellung der böhmischen, polnischen, ungarischen, osmanischen und spanischen Geschichte weitergehende Veränderungen und Ergänzungen unvermeidlich. Einer ganz neuen Darstellung aber bedurfte die Entwicklungsgeschichte Tirols und der Universitäten.

Graz, 23. October 1903.

Dr. Ferd. Wockenhuber.

Inhalts-Verzeichniss.

	Seite
Rudolf von Habsburg	1—40
Aufsteigen Böhmens	1
König Rudolf und Papst Gregor X.	14
Reichskrieg gegen Ottokar	21
Tirol	28
Die letzten Zeiten Rudolfs	34
Bonifaz VIII. — Philipp der Schöne. — Der Untergang der Templer	41—106
Genua, Pisa, Florenz	45
Die Colonna. — Giacomone da Todi. — Das Jubiläum	51
Philipp IV. der Schöne und Eduard I. von England	55
Bonifaz VIII. und Philipp der Schöne	59
Benedict XI. und Clemens V.	77
Der Proceß der Templer	86
Das fünfzehnte allgemeine Concil zu Vienne 1311—1312	96
Adolf von Nassau und Albrecht I.	107—145
König Albrecht I.	122
Böhmen. Polen. Ungarn	126
Die Anfänge der schweizerischen Eidgenossenschaft. — Gessler und Tell	139
Kaiser Heinrich VII. und Dante	146—170
England, Schottland, Wales	171—197
Heinrich III., 1216—1272	171
Eduard I., 1272—1307. — Wales	179
Schottland	181
Eduard II. (genannt von Caernarvon) 1307—1327	188
Dichtung, Geschichtschreibung, Philosophie, Schulwesen von 1100 bis 1400	198—402
Die Dichtung der Nordfranzosen	198
Die Arthur- und Gralsage	202
Die deutsche Dichtung	205
Keltische Stoffe	217
Minnesänger	219
Das höfische Epos	227
Verfall der Dichtung	235
Die Meistersänger	242
Drama	245
Reimchroniken	246
Prosa	249
Lieder und nationale Geschichtschreibung der Nordfranzosen	255
Scholastik und Mystik	264
Die Philosophie der Araber	271
Die Juden im Orient	288
Die Juden im Abendlande	296

	Seite
Die großen Scholastiker	305
Die Mystiker	337
Die Brüder des gemeinsamen Lebens	350
Die Universitäten	354
Lateinische Geschichtschreibung in Deutschland	398
Friedrich der Schöne, Ludwig der Bayer und ihre Zeit	403—487
Die zwiespaltige Wahl	403
Ludwigs Politik macht ihm Johann von Böhmen zum Feind und bringt ihn in Streit mit dem Papste	410
Der Franciscaner-Orden und seine Stellung im Streite zwischen Kaiser und Papst	415
Zwei Könige in Deutschland	419
Der Römerzug König Ludwigs des Bayern	422
König Johann von Böhmen	427
Benedict XII. — Petrarca	433
Der Streit zwischen Frankreich und England	441
Ludwig der Bayer und Margareta Maultasch	446
Wiederbeginn des englisch-französischen Krieges. — Der Sturz Arteveldes	452
Gegenkönigthum in Deutschland	455
Die Schlacht bei Creçy am 26. August 1346	457
Cola Rienzi und sein Versuch, das römische Reich wieder herzustellen	460
Der schwarze Tod. Die Geißelfahrten	471
Karl Robert. — Ludwig der Große von Ungarn und Johanna von Neapel	475
Türken und Mongolen	488—545
Die Entstehung des osmanischen Reiches	488
Die Festsetzung der Osmanen in Europa	492
Bajezid Silbirim	497
Die Ilchane. Die Sultane von Agypten	501
Die neupersische Literatur	507
Die letzten Ilchane und Sultan Rasir	525
Tamerlan	529
Die Söhne Bajezids	541
Kaiser Karl IV., König Wenzel und ihre Zeit	546—758
Günther von Schwarzburg 1349	548
Karl IV. als König und Kaiser	549
Fürstenthümer	552
Die Städte. — Die Hanfa	556
Die Goldene Bulle	561
Karl IV. und Rudolf der Stifter (Ingeniosus). — Tirol kommt an Österreich	563
Frankreich und England. — Die Schlacht bei Poitiers	570
Verfassungskrisen in Frankreich	575
Die Jacquerie	579
Der Friede von Bretigny	582
Karl V. der Weise. — Du Guesclin	584
Spanien	588
Granada	591
Alfonso XI. von Castilien. — Der Sieg am Rio Salado	595
Pedro I. von Castilien, der Grausame, im Kampf um Selbständigkeit (1350 bis 1369)	599
Pedros I. von Castilien Stellung zu Pedro IV. von Aragon und zu Pedro I. von Portugal	603
Pedro I. von Castilien und das Königreich Granada	606
Pedro I. von Castilien im Kampf gegen die Prätendenten	608
Pedros I. von Castilien Sturz, Wiedererhebung und Tod	611
Ende des schwarzen Prinzen und Eduards III.	617
Richard II. von England im Aufstand der Lollarden. — Wiclif	622
Richard II. und seine Barone. — Die Appellanten	629
Richards II. Sturz	635
Heinrich IV. (1399—1413), genannt Bolingbroke	638

	Seite
Frankreich. — Ende Karls V. und Ausbruch des Vormundschastsstreites . . .	643
Demokratische Bewegung in Frankreich und Flandern. — Philipp von Ariefelde	646
Karl VI. — Die Herzoge von Burgund und Orleans	654
Heinrich V., 1413—1422. — Die Schlacht bei Azincourt	667
Avignon und Rom. — Caterina von Siena	678
Das große Schisma, 1378—1417	691
Das große Schisma. — Tod Karls IV. — Die Könige Sigismund und Wenzel	699
Sigismund, König in Ungarn	704
Wenzel und der große Städtebund	712
Leopold III. von Oesterreich und die Eidgenossen	718
Der Städtekrieg von 1388	722
König Wenzels Mißregierung	726
Wenzel und Karl VI. gegen das Schisma	730
Absetzung König Wenzels	735
König Ruprecht 1400—1410	738
Appenzell. — Der Bund ob dem See und um den See	742
Verfuche zur Beilegung des Schismas	744
Die Kirchenversammlung zu Pisa	751
Drei Päpste. Drei Könige. Sigismund	755
Die hussitische Bewegung. — Die Concilien zu Constanz und	
Basel. — Kaiser Sigismund	759—827
Das Concil zu Constanz	774
Hus und Hieronymus von Prag vor dem Concil	786
Aufregung in Böhmen. Hieronymus von Prag. Sigismunds Reisen für das Concil	794
Reformfrage und Papstwahl	797
Die Hussitenkriege	801
Das Concil zu Basel	815
Register	828—872

Rudolf von Habsburg.¹⁾

Das dreizehnte Jahrhundert war keine Zeit des Glückes für Deutschland: zuerst zerrifs der Streit zwischen Otto IV. und Philipp von Schwaben, dann zwischen Otto IV. und Friedrich II. und seinem Sohn Heinrich VII., Heinrich Raspe, Wilhelm von Holland, Richard von Cornwallis und Alfons von Castilien das Reich. Es war ein Unglück, daß keiner von den letzten Gegenkönigen Macht genug besaß, sich allgemeine Geltung zu verschaffen. — Solche Zeiten sind gekennzeichnet durch Parteihaß, Eigensucht, Hin- und Herschwanke zwischen den Gegensätzen um schnöden Gewinn, die Charaktere werden verdorben, die öffentliche Sittlichkeit sinkt. Es war vom Unheil, daß Kaiser Friedrich II. wegen seines Krieges mit Italien so lange nicht mehr nach Deutschland kam. Die Fürsten von Norddeutschland kümmerten sich wenig mehr um die Reichstage. Das Reich drohte sich aufzulösen. Im Osten entstand ein großes Slavenreich, das Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain sich angliederte. —

Charakter der Zeit.

Aufsteigen Böhmens.²⁾

Sehr heftige Kämpfe entstanden um die Herzogthümer Österreich und Steiermark, als Friedrich der Streitbare 1246 in der Schlacht bei Mestadt fiel und mit ihm der Mannsstamm der Babenberger endete. Ungarn und Böhmen

¹⁾ Böhmer, Regesta imp., VI. Bd., erste Abtheilung, S. 1273—1313, herausgegeben von Redlich, Innsbruck 1898 — und Fontes, I—II. — Herrgott, Genealogia diplom. gentis Habsburgicae. 3 voll. Viennae 1737. — Ditofar von Horneck's Reimchronik, neueste Ausgabe in Monumenta Germaniae, Scriptores 6, V, p. 1 u. 2. — Über die übrigen Quellen vergl. Böhmer-Redlich, Regesta imp., p. 13 ff., dazu Schinowsky, Geschichte des Hauses Habsburg, I. Wien 1836. — Ropp, Geschichte der eidgenössischen Bünde. König Rudolf und seine Zeit. Bd. I und II. Leipzig 1845—1849. — Lorenz, Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert, 2 Bde. Wien 1863. — Huber, Rudolf von Habsburg vor seiner Thronbesteigung, Wien 1873 — und Geschichte Österreichs, Bd. I und II. Gotha 1885. — Hirn, Rudolf von Habsburg. Wien 1874. — Zeißberg, Rudolf von Habsburg und der österreichische Staatsgedanke. Festschrift zur 600jährigen Gedenkfeyer der Belehnung des Hauses Habsburg mit Österreich. ²⁾ Palacký, Geschichte von Böhmen, II. Prag 1857. — Bachmann, Geschichte Böhmens, I. Gotha 1899.

Böhmen. trachteten, seitdem Kaiser Friedrich II. todt war und Konrad nach Italien zog, nach dem Besitz dieser erledigten Reichslehen. Böhmen war damals eine aufstrebende Macht und seit einiger Zeit im raschen Steigen.

Przemysl
Ottokar
I.

Wir haben oben¹⁾ gesehen, wie Przemysl Ottokar I. an Stelle Wenzels II. im Jahre 1191 Herzog von Böhmen wurde. Er mußte die von Friedrich I. Barbarossa im Jahre 1182 geschaffene Reichsunmittelbarkeit Mährens sowie die der Bischöfe von Prag und Olmütz anerkennen. Doch unzufrieden mit diesen Verhältnissen schloß sich Przemysl Ottokar I. der bekannten Fürsterverschwörung des Jahres 1192 an und wurde dafür von Heinrich VI. im Jahre 1193 abgesetzt. Der bisherige Bischof von Prag, Heinrich, wurde Herzog. Nach dessen Tod (am 15. Juni 1197) erhob der böhmische Adel den Bruder des vertriebenen Przemysl Ottokar I., namens Wladislaw III., bisher Markgraf von Mähren, und dieser benutzte sofort die Abwesenheit Kaiser Heinrichs VI. im fernen Sicilien, um das Bisthum Prag nach eigener Wahl zu besetzen und der Reichsunmittelbarkeit desselben ein Ende zu machen. Doch auch Przemysl Ottokar I. rührte sich, und noch im December 1197 kam es zum Ausgleich, wonach Przemysl Ottokar I. Herzog von Böhmen, Wladislaw III. aber Markgraf von Mähren unter böhmischer Oberhoheit wurde. Damit war auch die Reichsunmittelbarkeit Mährens zu Ende und die Macht des Böhmenherzogs innerlich gefestigt. Przemysl Ottokar (1197—1230) gedachte aber noch Höheres zu erreichen.²⁾

König
8. Sept.
1198.

Der Thronstreit in Deutschland war ihm behilflich; er wechselte die Partei nach seinem Vortheil. Am 8. September 1198 empfing er für Hilfe die erbliche Königswürde von Philipp von Schwaben; als er im Jahre 1201 zunächst geheim, im Jahre 1203 aber offen auf Ottos IV. Seite übertrat, wurde er auch von diesem am 24. August 1203 zu Merseburg gekrönt, und nahm Innocenz III. Böhmen im Jahre 1204 in die Zahl der Königreiche der Christenheit auf. Als Friedrich II. sich gegen Otto IV. erhob, trat der Böhme wieder auf die Seite der Staufer und erhielt dafür vom jungen Herrscher die wichtigen früher³⁾ angeführten Rechte. Durch die im Jahre 1216 erfolgte Wahl seines elfjährigen Sohnes Wenzel zum Nachfolger beseitigte Ottokar die Senioratserbfolge und bahnte damit das Gesetz der Primogenitur an. Daß aber fortan wirklich stets der älteste Sohn nachfolgte, war wohl hauptsächlich durch den Umstand bewirkt, daß kein älterer Seitenverwandter vorhanden war.⁴⁾ Weil Przemysl Ottokar I. seiner Sache bezüglich der Nachfolge seines Sohnes Wenzel I. eben doch nicht sicher war, so ließ er 1228 noch bei seinen Lebzeiten denselben zum Könige krönen. Der Erzbischof von Mainz vollzog die Krönung. Um sein Land zu heben, gründete Ottokar deutsche Colonien mit deutschem Recht, und seine beiden Nachfolger giengen auf dieser Bahn eifrig vorwärts. Durch Ottokar I. wurde der Böhmenkönig der mächtigste und unabhängigste Fürst des Reiches; er ist der eigentliche Begründer der späteren Bedeutung Böhmens.⁵⁾

Primogenitur.

¹⁾ Vergl. Bd. V, S. 206 dieses Werkes. 5. Aufl.

²⁾ Huber, Geschichte Österreichs, I, S. 315 f., 381 f.

³⁾ Vergl. Bd. V, S. 318 dieses Werkes. 5. Aufl.

⁴⁾ Höfler in „Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen“, VII, S. 142. — Bachmann, l. c. I, p. 453.

⁵⁾ Palacky, Geschichte Böhmens, II, 1, S. 53—94. — Huber, Geschichte Österreichs, I, S. 393. — Bachmann, l. c. I, p. 470—495.

Ottokars I. Sohn Wenzel I. (1230—1253) pflegte die Künste des Friedens. Deutsche Gewerbsleute wurden in Masse ins Land gezogen, die deutsche Dichtung ward am Hofe gepflegt, und ein Lied in der Manessischen Sammlung beweist, daß der König selbst sich im Minnegesang versuchte. Und mit deutscher Poesie wurden auch deutsche Turniere beliebt, und die böhmischen Ritter wetteiferten bald mit den deutschen in Abenteuern, in Waffen, im Luxus, in Kleidern und Rossen. Burgen nach Art der deutschen wurden in Menge gebaut; die Macht deutschen Einflusses zeigen die deutschen Familiennamen, die jetzt erblich zu werden begannen. Im Streit zwischen Kirche und Kaiserthum zeigte sich Wenzel schwankend: des Königs Gemahlin Kunigunde, eine Tochter Philipps von Schwaben, zog ihn auf die staufische, seine hochbegabte Schwester Agnes, welche die Orden der Minoriten und Clarissinnen in Prag 1234 einführte, zog ihn auf die päpstliche Seite. Seit 1237 finden wir ihn im allgemeinen eifrig für die Kirche thätig, 1241 aber gegen die Mongolen; mit allen seinen Baronen und Landsassen nahm er das Kreuz, kam aber zu spät zur Schlacht bei Liegnitz. Die Sieger wichen jedoch aus und wandten sich nach Südosten; bald ward Mähren von ihnen überflutet. 1247 war Wenzel eifrig thätig für Wilhelm von Holland, den er auch zum Ritter schlug; dafür erregte ihm der Kaiser einen Aufstand im eigenen Land, die ghibellinische Partei erhob sich und zog sogar den Thronfolger Přemysl Ottokar auf ihre Seite. Der Aufstand ward allgemein im ganzen Land, die Königin Kunigunde starb aus Gram darüber (1248). Die meisten Städte kamen in die Gewalt Ottokars, der bisher Markgraf von Mähren gewesen war; der König mußte das Land verlassen und ward, als er 1249 mit Hilfstruppen aus Oesterreich und Ungarn zurückkehrte, eingeschlossen und genöthigt, der Regierung zu Gunsten seines Sohnes zu entsagen und sich mit dem Besitz von drei Burgen zu begnügen.¹⁾

Wenzel I.

Welfen und Ghibellinen.

Přemysl Ottokar.

Doch der Papst erklärte den Vertrag für ungiltig, die treuen Unterthanen des Königs regten sich, und plötzlich stand der alte König vor der Altstadt Prag, deren Thore Verrath ihm öffnete. Bald war es an Ottokar, um Frieden zu bitten; er ergab sich dem Vater unbedingt und bat nur um Gnade für seine Anhänger. Der König verzieh diesmal, der Prinz ward wieder Markgraf von Mähren (1249), nicht lange darauf aber, als über einige Punkte des Friedens verhandelt werden sollte, vom Vater gefangen genommen und nach der Festung Blinda abgeführt. Dort erfolgte eine Sinnesänderung, aus einem Ghibellinen wurde Ottokar ein Anhänger der päpstlichen Sache, und jetzt erfolgte eine aufrichtige Versöhnung mit dem Vater.²⁾

Bereint trachteten beide jetzt aus den Wirren in Oesterreich nach dem Tode des Herzogs Friedrich II. des Streitbaren (gestorben 1246) Vortheil zu ziehen. Dort herrschte seit 1248 vollständige Anarchie, und als Kaiser Friedrich II. im Jahre 1250 starb, der von ihm bestimmte Erbe Friedrich, der Sohn König Heinrichs VII. und Margareten, schon im Jahre 1251

Oesterreich in Anarchie.

¹⁾ Palacky, I. c. II, 1, p. 95—131. — Kroneš, Handbuch der Geschichte Oesterreichs, III, S. 91; II, S. 40—45.

²⁾ Lambacher, Oesterreichisches Interregnum 1773. — Dudík, Geschichte Mährens, V, S. 362 ff. — Lorenz, Deutsche Geschichte, I, S. 80 ff. — Palacky, I. c. II, 1, p. 131—134.

im Tode folgte, waren die österreichischen Stände ganz auf sich angewiesen. König Konrad IV. zog nach Italien, die Gewalt der durch Kaiser Friedrich eingesetzten Beamten hatte mit seinem Leben aufgehört. Bayern. Otto von Bayern trachtete Österreich, weil es 1156 von Bayern abgerissen ward, wieder mit seinem Herzogthum zu vereinigen, und bemächtigte sich im Jahre 1250 der Städte Linz und Enns; bekanntlich war er eine Hauptstütze der stauffischen Partei. Im Interesse der päpstlichen Partei und zugleich in seinem eigenen fieng Wenzel anfangs 1251 Krieg an gegen Bayern, bis Otto im Mai um einen Waffenstillstand bitten mußte. Indessen versammelten sich die österreichischen Stände oder ein ghibellinischer Parteitag zu Trieben-
Landtag zu Trieben-see. see bei Tulln und beschloßen, entweder einen der hinterlassenen Söhne Constantias, die an den Markgrafen Heinrich von Meissen vermählt war,¹⁾ oder Přemysl Ottokar zum Herzog zu wählen. „Das erstere wurde öffentlich laut verkündet, das zweite wurde insgeheim umso eifriger betrieben.“²⁾

Die Gesandten reisten merkwürdigerweise über Prag nach Meissen und wurden hier mit Geschenken und Drohungen so gut behandelt, daß sie ihr Land dem Prinzen Ottokar anboten. Die Ansprüche Constantias hatte Wenzel bereits Heinrich dem Erlauchten von Meissen mit Übergabe der Stadt Sayda und der Burg Birkenstein abgekauft. Als bald erschien Ottokar an der Spitze eines böhmischen Heeres an der Grenze Österreichs und empfing von den Großen des Landes auf einem allgemeinen Landtag zu Neuburg am 21. November 1251 die Hulldigung. Auch Wien anerkannte ihn als Landesheerrn.³⁾ Er war ein schöner Mann mittlerer Größe mit dunkelgefärbtem Antlitz, tapfer und beredt, und wußte durch Güte und Ernst die Herzen zu gewinnen; „in kurzem war kein Winkel mehr, der sich der Anerkennung seiner Herrschaft weigerte“. So war also der Markgraf von Mähren zugleich Herzog von Österreich.

Steiermark. Die Steirer aber wollten nicht mehr mit Österreich vereint, sondern selbständig sein und wünschten Heinrich, den jüngsten Sohn des Herzogs Otto von Bayern, zu ihrem Herzog. Dieser war auch geneigt, den Antrag anzunehmen, und eilte nach Ungarn, um den Rath seines Schwiegervaters, des Bela IV. Ungarankönigs, einzuholen. Es war dies Bela IV., der nach dem Mongolensturm in sein furchtbar verheertes Land zurückgekehrt und seitdem eifrigst bestrebt war, die Cultur wieder herzustellen und durch Herbeiziehung fremder Ansiedler das Land wieder zu bevölkern, und die ihm von Friedrich dem Streitbaren in der Noth entriessenen Comitate wieder an Ungarn zurückzubringen. Wenn Böhmen durch Österreich sich vergrößerte, so war der Wunsch, durch Steiermark ebenfalls einen Machtzuwachs zu gewinnen, dem Ungarankönig nahegelegt; darum hielt er

¹⁾ Vergl. Bb. V, S. 592 dieses Werkes, 5. Aufl.

²⁾ Palacky, l. c. II, 1. p. 137. Gegen diese auf der Reichchronik des Ottokar von Hornegg beruhenden Darstellung s. D. Lorenz, Erwerbung Österreichs, S. 13 ff. — Vergl. Krones, l. c. I, p. 638, und „Die Herrschaft König Ottokars II. von Böhmen in Steiermark, ihr Werden, Bestand und Fall“, in „Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark“, Heft 22, S. 41—146. Graz 1874. — Huber, l. c. I, p. 526—527. — Bachmann, l. c. I, p. 546.

³⁾ Urkundenbuch des Landes ob der Enns, III, S. 178. — Dudík, l. c. V, p. 385—387.

seinen Schwiegersohn einige Zeit lang hin, bewog Gertrude, seinen Verwandten Daniel von Halicz zu heiraten, und nun sprach er in ihrem Namen mit der Steiermark auch Österreich an, während er mit Geld und Versprechen so geschickt unterhandelte, daß der steirische Adel seinen Sohn Stephan als Herzog anerkannte. — Um nun ein Gegengewicht gegen Gertrudens, das heißt Belas Ansprüche zu gewinnen, bot Ottokar Margareten, der Witwe König Heinrichs, der ältesten Schwester Friedrichs des Streitbaren, seine Hand an, obwohl sie über 40 und er erst 23 Jahre alt war. Die Vermählung wurde am 8. April 1252 zu Hainburg vollzogen. Margareta übergab ihrem Gemahl die Goldene Handfeste, die kaiserlichen Privilegien ihres Hauses, und Ottokar sprach, gestützt auf ihre Hand, jetzt auch die Herrschaft über die Steiermark an, während Bela IV. neben Steiermark auch Österreich sein eigen nannte.¹⁾

Mar-
gareta.

Hier konnte nur das Schwert entscheiden. Ein ungarisches Heer brach im Sommer 1252 in Österreich, ein anderes in Mähren ein. An der Spitze eines neuen Heeres drang Bela IV. 1253 in Mähren ein, während Otto von Bayern in Oberösterreich, Daniel von Halicz aber in Schlesien einbrach. Da starb am 22. September 1253 Wenzel I. auf der Jagd, und Ottokar war jetzt Markgraf von Mähren, Herzog von Österreich und König von Böhmen zugleich. Mit neuer Kraft konnte er also den Kampf gegen Ungarn beginnen. Indessen vermittelte aber der Papst Innocenz IV. den Frieden; er wurde am 3. April 1254 zu Ofen dahin abgeschlossen und bald darauf bei einer persönlichen Zusammenkunft Ottokars mit Bela IV. zu Preßburg bestätigt, daß die eigentliche Steiermark nach dem Wassergebiete der Mur an den König von Ungarn abgetreten wurde, dagegen sollte, was außerhalb der Gebirgskette vom Semmering bis Bayern hin mit der Wasserseite gegen die Donau gelegen sei, bei Österreich verbleiben, und Ottokar den Titel eines Herzogs von Steier ablegen.

Krieg.

Friede
zu
Preß-
burg
1254.

Die Macht Böhmens war jetzt schon eine bedeutende und Ottokar der Mann dazu, durch Verbesserungen im Innern sie weise zu erhöhen; durch neue Anlagen von Städten und Dörfern, durch Herbeiziehung deutscher Colonisten steigerte er den Wohlstand und die Bevölkerung seines Landes. Die alte Verfassung wurde beschränkt, ein freier Bürgerstand erhob sich durch die deutschen Einwanderer: sie kamen meist aus dem Nordwesten, erhielten in der Regel Magdeburger Recht, und die Städte schickten Abgeordnete zu den Landtagen. Die Macht der Castellane wurde beschränkt; Rechtspfleger, Poprawce, in jedem Kreise aufgestellt, wachten über die öffentliche Sicherheit und bestraften Verbrecher. Industrie und Verkehr hoben sich; die Bergwerke Tglau, das besser betrieben, und Kuttenberg, das erst entdeckt wurde, lieferten ihm Mittel zu seinen Unternehmungen. Verpfändete Kronüter wurden wieder eingezogen. Schnell wuchs die Macht des Königs derart, daß er 1254 den

Böhmen
steigt.

Deutsche
Einwan-
derer.

¹⁾ Krones, Die Herrschaft König Ottokars II. von Böhmen in Steiermark, in „Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark“, XXII, S. 50. — Huber, l. c. I, p. 527 ff. — Palacký, l. c. II, 1, p. 141.

früher¹⁾ geschilderten Zug nach Samland unternehmen konnte; die schnelle Eroberung hob sein Ansehen in ganz Europa, und wir begreifen, daß ihm 1256 die deutsche Königskrone angetragen werden konnte.

Wilhelm
von
Holland.

Wilhelm von Holland war nämlich am 28. Januar 1256 auf einem Zug gegen die Westfriesen, die in ihren Sizen am Zuidersee nach alter Väter Weise sich sicher fühlten und um König und Reich blutwenig sich kümmerten, untereinander und nach Laune mit ihren Nachbarn Krieg führten, erschlagen worden. Früher, am 11. Mai 1254, hatte er beim Bestreben, sie an die Ordnung des Reiches zu zwingen, ihnen eine Niederlage beigebracht; jetzt wollte er sie vollständig zu Baaren treiben und kam, den Winter benützend, bis Hoogwoude. Als Wilhelm eines Morgens hier unvorsichtig ohne Begleitung ausritt, brach das Eis unter seinem Ross, Friesen, die in der Nähe lauerten und ihn nicht kannten, erschlugen ihn; sie erschrafen aber und begruben ihn heimlich, als sie erfuhren, wen sie getödtet.²⁾

Wirr-
war in
Deutsch-
land.

Man kann sich die Verwirrung denken, die in der Zeit herrschte, wo kein König, selbst der sonst tüchtige Wilhelm, sich Anerkennung zu erwerben verstand! Ein Chronist schildert die damaligen Zustände mit den Worten: „Damals stand es in Deutschland und vürnehmlich am Rheine also, daß, wer der Stärkste war, der schob den andern in den Sack, wie er konnte und mochte. Die Reiter und Edelleute nährten sich aus dem Stegreif, mordeten, wen sie konnten, verlegten und versperrten die Pässe und Straßen, und stellten denen, so ihres Gewerbes halber über Land ziehen mußten, wunderbarlich nach. Daneben hatten etliche Herrschaften neue Bälle am Rhein aufgerichtet, auch war das arme Volk mit unbilligen Sazungen hochbeladen und beschwert.“

Städte-
bünd-
nisse.

Die Noth der Zeit trieb namentlich die Städte, durch Bündnisse sich zu schützen; Hamburg und Lübeck legten 1241 den Grund zur Hanse, Worms, Mainz, Köln, Speier, Straßburg, Basel und andere gründeten 1254 den großen rheinischen Städtebund, dem auch viele Fürsten beitraten; man gelobte, alle ungerechten Bälle aufzuheben, alle Friedensbrecher mit vereinter Kraft zu strafen. Alle Eidgenossen machten sich verbindlich, zu jeder Stunde wohlgerüstet zu sein; die Städte am Rhein stellten im ganzen 150 Kriegsschiffe. König Wilhelm hatte diese Beschlüsse bestätigt auf einem Tag zu Oppenheim,³⁾ aber wie zum Hohn wurde ihm auf dem Heimwege nach Holland in der Nähe von Trifels seine Gattin von einem Ritter Niedberg überfallen, geplündert und gefangen.

Otto-
tar II.
und die
deutsche
Krone.

Bei dieser Lage der Dinge mußte man auf die Wahl eines kräftigen Mannes zum Könige dringen, und der Beschluß der rheinischen Städte, bei einer zwiespaltigen Wahl keinen der Gewählten anzuerkennen, war vernünftig. Auf zwei Wahltagen einigte sich die Mehrzahl der Fürsten auf Ottokar von Böhmen, und vom 17. Juli bis 10. August 1256 war der Erzbischof von Köln in Prag, um Ottokar die Krone anzubieten. Es war ein Schicksals-

¹⁾ Vergl. Bd. V. S. 379 dieses Werkes. 5. Aufl.

²⁾ Böhmer, Regesta imp., V, 2, p. 987, herausgegeben von Ficker.

³⁾ Ibid. p. 986.

moment für ihn; wenn er annahm, so wurde seine Dynastie und Böhmen nach und nach ganz in das deutsche Leben hineingezogen; wenn er ablehnte, so mußte er darauf gefaßt sein, daß ein kräftiger Nachfolger sich gegen ihn zum Kampf auf Leben und Tod erhob, denn Deutschland konnte die Bildung eines deutsch-slavischen Großreiches aus Ländern, die mit deutschem Blut erworben und die ihm jetzt entrisen waren, nicht gestatten. Was Ottokar abhielt, ob das Bedenken, mit dem Papst zu brechen, ob die Hoffnung, durch Ablehnung günstigere Bedingungen zu erlangen, denn Bangen vor der Schwierigkeit einer Aufgabe war nicht seine Sache, — er wies den Antrag zurück: er habe genug an der Macht, die ihm Gott gegeben.¹⁾

Mehrere norddeutsche Fürsten dachten jetzt an den Markgrafen Otto von Brandenburg; doch die Sache zerfiel. Nun mischte sich das Ausland ein, und aus der Wahl wurde ein Handel. Der Erzbischof Konrad von Köln schlug Richard von Cornwallis, den Bruder König Heinrichs III. von England vor, den reichsten Fürsten jener Zeit.²⁾

Richard
von
Corn-
wallis.

Konrad ist der Erbauer des Domes von Köln; er brauchte Geld und erhielt 12.000 Mark Handsalbe. Auch der Erzbischof von Mainz brauchte Geld; früher gefangen, konnte er das Lösegeld nicht aufbringen: Richard gab ihm 8000 Mark für seine Stimme. Die beiden Herzoge von Bayern bekamen 18.000, jeder der übrigen Fürsten 8000 Mark. Die Wahl fand auf dem Felde vor Frankfurt statt, am 13. Januar 1257.³⁾ Richard war damals 38 Jahre alt, durch seine Schwester Isabella mit Kaiser Friedrich II. verschwägert, durch eine Kreuzfahrt ins Heilige Land in weiteren Kreisen bekannt; in England war er bei der Schwäche König Heinrichs eigentlicher Regent. Unleugbar besaß er Geist und Thatkraft, allein für Deutschland war seine Wahl doch ein Unglück. Böhmer sagt⁴⁾ mit Recht von ihm: „Wie beschränkt war seine Wirksamkeit in Deutschland! Sie erstreckte sich nicht über das Flußgebiet des Rheines und bestand bloß in Erkäufungen und Vermittlungen. Richard sah fortwährend England, wo die Quelle seiner Reichthümer war, als seine Heimat an; Deutschland war bloß ein Luxusbesitz für ihn, in dem er von Zeit zu Zeit Schaugepränge hielt; von fünfzehn Regierungsjahren brachte er wenig über ein Viertel in Deutschland zu, er versuchte gar nicht zu regieren; aber er hätte es ohne inländische Hausmacht mit dem Gelde allein auch nicht vermocht.“

Hands-
salbe.

Erzbischof Arnold von Trier konnte mit Richard über den Preis seiner Stimme nicht einig werden; erbittert über das einseitige Vorgehen des Letztern, erwählten er und der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg und andere Fürsten (jedem waren 20.000 Mark versprochen) Alfons X. von Castilien am 1. April 1258 zum Könige. Alfons war ein Sohn der

Alfons
X.
von Cas-
tilien.

¹⁾ Se data sibi divinitus gloria contentari.

²⁾ Palacky, Geschichte Böhmens, II, 1, S. 166 ff. — Johannes Victorienensis ap. Böhmer, Fontes, I, p. 289.

³⁾ Lorenz, Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert, I, S. 148–156. Wien 1863.

⁴⁾ Böhmer-Ficker, Regesta imp., p. 992 f.

Beatriz, einer Tochter König Philipps von Schwaben, und hieß wegen seiner großen Kenntnisse, besonders in der Astronomie, *el sabbio*, der Gelehrte. So war also das Reich wieder getheilt.

Gefährlich der Städte. Wären die rheinischen Städte in ihrem Beschlusse, nur einen einstimmig Gewählten anzuerkennen, festgeblieben, so hätten die beiden Gewählten auf die Krone verzichten müssen; allein die niederrheinischen Städte anerkannten Richard und die oberrheinischen ließen sich in Unterhandlungen mit ihm ein.¹⁾ Daran zerfiel denn auch der rheinische Städtebund. Über die Geschichte Richards in Deutschland ist wenig zu sagen, seine ganze Regierung hindurch führte er Proceß beim päpstlichen Stuhl mit Alfons über die Giltigkeit ihrer Kronansprüche. Am 17. Mai 1257 wurde Richard gekrönt; 1258 kam er bis Mainz herauf, 1259 kehrte er nach England zurück; 1260 war er zum zweitenmale in Deutschland und kam bis Worms herauf; 1262 war er zum drittenmale in Deutschland, diesmal kam er bis Hagenau; 1264 ward er in der Schlacht bei Lewes in England von Simon von Leicester gefangen und wurde erst im September 1265 wieder frei; 1268 und 1269 war er zum viertenmale in Deutschland, auf das Rheingebiet beschränkte sich aber seine ganze Einwirkung, im Osten des Reiches hatte er keinen Einfluß, kein Geschichtschreiber erwähnt auch nur seinen Namen. Die wichtigsten Nachrichten über ihn stammen alle aus England. Am 2. April 1272 starb er zu Berkenstede in England.²⁾

Ottokar II. Schwanken. Zweimal während Richards Regierung, 1262 und 1268, wollten die deutschen Reichsfürsten den Thron für erledigt erklären. Bei der Königswahl benahm sich der Böhmenkönig zweideutig: sein Gesandter wählte Richard, ward verleugnet und nahm dann an der Wahl Alfons' X. theil; Ottokar nahm 1262 desungeachtet von Richard seine Lehnen in Empfang. Also im Osten des Reiches stand alles auf Gewalt und, da Ottokar der Mächtigste war, so vergrößerte sich sein Reich durch meist glückliche Kriege wie durch klug geführte Unterhandlungen.

Krieg mit Bayern. Zunächst brach ein Krieg mit Bayern aus, indem Ottokar sich durch den Linzer Vertrag vom 23. April 1257 mit dem Bischof Otto von Passau verband, als dieser sich in seiner reichsfürstlichen Stellung durch die neuen Bayernherzoge Heinrich und Ludwig bedroht fühlte. Der Böhmenkönig nahm Neuburg und Schärding und rückte gegen Landshut vor; die Bayernherzoge sammelten aber rasch ihre Macht und schnitten einen Theil ihrer Gegner beim Rückzug über den Inn ab, Ottokar mußte im Frieden zu Cham, am 11. November 1257, Neuburg, Schärding, Ried und Schüttenhofen abtreten.³⁾

Friede zu Cham. Für die Schluppe, die Ottokar hier erlitt, waren ein großartiger Erfolg die Ereignisse der Jahre 1259 und 1260. Die Ungarn wußten sich in der Steiermark nicht beliebt zu machen, und die Steirer klagten bald über Übermuth und Erpressungen und wandten sich mit Klagen an Ottokar, der das schöne Land auch nicht vergessen konnte. Als der Statthalter, Graf Stephan von Agram, einen widerspenstigen Ritter durch Waffengewalt zum Gehorsam zwingen wollte,

¹⁾ Böhmer-Ficker, l. c. p. 991 f.

²⁾ Ibid. p. 1024: „Cujus regis memoria cum sonitu periit“, jagt ein Zeitgenosse. Ibid. p. 993.

³⁾ Lorenz, l. c. I, p. 162—174. — Palacky, l. c. II, 1, p. 168 f.

erhoben sich unter Hartneid von Pettau die Ritter des Drauthals (1258) und vertrieben den ungarischen Gewaltboten. Jetzt kam mit einem großen Heere Prinz Stephan selber und bezwang Pettau, das er zu seiner Residenz erhob. verjagt
die
Ungarn. Aber der Riß zwischen Unterthanen und Herzog war damit nicht geheilt, zu sehr stand man sich in Gefinnung und Gesittung entgegen; selbst der Papst mußte Bela IV. vor Bedrängung steirischer Stifte durch ungarische Adelige warnen, und die Steirer sahen sich als dem Reiche entzogen an. Dazu kamen Aufreizungen Ottokars¹⁾ und eine Niederlage des Prinzen Stephan im Salzburger Bisthumsfreite.

Philipp, erwählter Erzbischof von Salzburg, Bruder des Herzogs von Kärnten, der Sohn der Zutta, der Schwester Wenzels, war im Jahre 1256 wegen seines ungeistlichen Sinnes und Treibens von seinem Domcapitel abgesetzt und an seine Stelle Bischof Ulrich von Seckau zum Erzbischof erwählt worden. Der König von Ungarn nahm Partei für Ulrich, Ottokar für seinen Verwandten Philipp. Trotz ungarischer Hilfe konnte Ulrich von Seckau nicht in den Besitz des Erzbisthums gelangen, und als der ungarische Prinz Stephan im Jahre 1259 mit Ungarn und Rumänen einen verheerenden Raubzug gegen Kärnten unternahm, flog der Abscheu der Steiermärker gegen die ungarische Herrschaft auf den höchsten Grad. Eine geheime Verschwörung bildete sich durch das ganze Land; durch Eilboten trug man dem Böhmenkönig Regierung und Gehorsam an, und als dieser Hilfe zur rechten Zeit zusagte, erhob sich im December 1259 das ganze Volk und vertrieb binnen elf Tagen die Ungarn aus dem Lande, nur Pettau blieb in deren Gewalt. Am 25. December 1259 erschien Ottokar in Graz und empfing von den Ständen die Huldigung. Philipp
von
Salz-
burg.

Die
Steier-
mark
huldigt
Ottokar.

Ein Krieg auf Leben und Tod mit Ungarn war die Folge dieses Schrittes. Die Erbitterung, mit der beide Theile den Kampf führten, war gewaltig, die Zahl der Streiter, die sie einander entgegenstellten, erstaunlich groß. Beide stärkten sich durch Bündnisse, — so daß halb Europa in den Krieg hineingezogen wurde. Unter den 140.000 Streitern, welche Bela ins Feld führte, waren Krafauer, Galizier, Serben, Russen, Kroaten, Bulgaren, Griechen, Szekler und Walachen, Rumänen oder Falben,²⁾ chowaresmische Türken und Mongolen. Krieg
mit
Ungarn.

Ottokar führte nur 100.000 Streiter ins Feld, darunter aber 7000 Reiter, die vom Kopf bis zum Fuß in Eisen gehüllt waren. In der großen Ebene am Nordufer der Donau kam es im Mai 1260 bei Laa zuerst zu einem großen Scharmügel, in welchem die Ungarn durch eine verstellte Flucht einige der ersten des Heeres in einen Hinterhalt lockten und erschlugen. Dann stand man sich vierzehn Tage an der March gegenüber. Lebensmittel fiengen an zu fehlen; Ottokar sandte an den Ungarnkönig, um ihn zu ritterlichem Zweikampf einzuladen: „Ich komm' schon, ich komm' schon, ich weiß schon, was ich zu thun habe“, war Bela's IV. Antwort. Die Wiener versorgten Ottokars Heer bald im Überflusse mit Lebensmitteln, und jetzt wurde den Ungarn das Warten zu lang, und Bela verlangte den Übergang. Am 11. Juli ward ein Waffenstillstand von zwei Tagen festgesetzt, damit die Ungarn über die March setzen und sich zum Streit scharren könnten. Vertragswidrig gieng Stephan, Bela's Sohn, schon in der Nacht auf Kampf
bei
Laa.

¹⁾ So sagt Ottokar von Hornecks Reimchronik.

²⁾ Plawci. Palacky, l. c. II, 1, p. 172 ff.

Schlacht
bei
Kroissen-
brunn.

den 12. Juli über und griff bei Kroissenbrunn mittags den 12. Juli unerbittlich die Böhmen an. Bela IV. blieb jenseits der March und sah von einem Hügel dem Kampfe zu; Heinrich der Preiskler, ein Gefangener, war in seiner Nähe und mußte ihm die einzelnen Abtheilungen und ihre Führer nennen. Mit einem poetischen Kunstgriff, welcher an Homer und Goethe erinnert, schildert uns der Reimchronist Ottokar die Schlacht so, wie ihre einzelnen Vorgänge in der Seele Belas sich abspiegelten. Da hören wir, wie die Österreicher den Steirern zuhülfe eilen, wie bei den Polen auf ihren kleinen Rossen das kohlschwarze Banner mit weißem Adler flattert. „Welch neuer Lärm der Heerpauker?“ fragt der König. — „Das ist König Ottokar,“ antwortet der Preiskler, „der den Staub aufwirbelt; das ist ein Glanz von Decken und Helmen, wie das Eis auf dem Semmering, wenn vier Sonnen sich in ihm spiegeln; dort ist der König selbst, ich erkenne die Fahnen, die Prachtdecken seiner Leibrosse; in seiner Nähe flattert das Banner des weißrothen, in Sammet gewirkten böhmischen Löwen, dort flattert der weißrothe mährische Adler.“ — Dann hören wir, wie die einzelnen Völker im Kampfe sich hervorthun; da schlagen mit dem Panther auf einem Banner grün wie Gras die Steirer, wie der Hagel auf dürre Zweige schlägt; Kärntner und Österreicher würgen manchen zu Tod, die Pfeile der Kumanen fliegen dichter als Schneeflocken. Bald erlag die ungarische leichte Reiterei vor der schweren böhmischen; Stephan, der die Schlacht führte, ward verwundet. Auf einmal fragte Bela den Preiskler: „Was ist denn das für eine ungeheure Staubwolke, die sich heranwält über alles Laub und Gras?“ — „Das ist Euer Volk, Herr,“ antwortet der Preiskler, „Ihr habt den Sieg verloren.“ In der That war die ganze böhmisch-deutsche Schlachtlinie im Vorschreiten und löste sich die der Ungarn in wilde Flucht auf: 14.000 ertranken in der March, 18.000 bedeckten das Schlachtfeld; wie über eine Brücke setzten die Sieger auf den Massen der Leichen über die March. Bela IV. floh. Der Sieger drang bis Pressburg vor, doch war er klug genug, sich von seinem Erfolg nicht berauschen zu lassen und nicht durch Vernichtung des ungarischen Reiches den Tataren den Zugang nach Böhmen zu erleichtern.¹⁾

Friede
zu Preß-
burg.

Zu Pressburg kam im Juli 1260 ein vorläufiger, im März 1261 ein definitiver Friede zustande; die Ungarn traten die Steiermark sammt Pettau an Ottokar ab; eine Familienverbindung sollte den Frieden befestigen: Prinz Bela wurde mit Kunigunde von Brandenburg, der Nichte Ottokars, verlobt; wer zuerst den Frieden breche, solle 19.000 Mark Silber an die päpstliche Kammer zahlen.²⁾

Der Sieg hob Ottokars Ruhm im Osten wie im Westen, die Tataren nannten ihn den eisernen König, und von ihrem Chan erschienen Gesandte in Prag, um ihm zu sagen, daß ihr Herr den König wie seinen Bruder liebe. Im Abendlande hieß er der goldene König. Zwei Denkmäler des Sieges, das Kloster Goldenkron und die Stadt Marchegg selber, wurden von dem Könige auf dem Schlachtfelde gegründet.³⁾

¹⁾ Ottokar von Hornecks Reimchronik, Vers 7126 ff. — Ottocarus, Ad Alexandrum IV., bei Pertz, Scriptores, IX, p. 184.

²⁾ Katona, Hist. crit. reg. Hungar., VI, p. 426. — Huber, l. c. I, p. 536—540.

³⁾ Palacký, l. c. II, 1, p. 181.

Ottokar fehlte jetzt zu seinem vollen Glück nur noch ein Leibeserbe; von Margareta waren aber keine Kinder zu hoffen. Von Agnes, einer Edlen aus dem Geschlechte der Kuenringe, hatte er einen Sohn, allein der Papst weigerte sich, denselben für fähig zur Thronfolge in Böhmen zu erklären. Jetzt beschloß Ottokar, sich von Margareta zu trennen; der Vorwand war, sie habe zu Trier das Klostergebäude gethan.¹⁾ 1261 ward sie nach Krems gebracht, wo sie unter dem Titel einer römischen Königin bis 1267 als Mutter der Armen lebte. Acht Tage nach ihrer Wegsendung vom böhmischen Hofe vermählte sich Ottokar, nachdem Margareta, die Tochter Belas, seine Werbung zurückgewiesen, mit Kunigunde, der schönen Tochter des Haliczzer Fürsten Kostislaw, einer Enkelin Belas. Am 25. December wurde er mit seiner Gemahlin vom Erzbischof Werner von Mainz im Dome zu Prag gekrönt. Unzählige Gäste aus allen Ländern besuchten das Fest, dessen Glanz wie die Freigebigkeit des Königs die Zeitgenossen in Erstaunen setzte. Noch glänzender wurde drei Jahre später (1264) die Vermählung des Prinzen Bela mit Kunigunde von Brandenburg gefeiert, bei Fischamend in der Nähe Wiens; wir hören, wie den Deutschen besonders die Bärte der Ungarn auffielen, in welche diese Perlen und Edelsteine geflochten hatten. Ein solches Fest, sagen die Zeitgenossen, sei noch bei keines Kaisers oder Königs Hochzeit gesehen worden. Ottokar galt als der reichste und glänzendste König seiner Zeit.²⁾

Die Erfolge Ottokars mehrten sich so, daß König Richard ihn am 6. August 1262 zu Aachen mit Böhmen und Mähren, Österreich und Steiermark beehrte, daß er ihn 1266 sogar mit dem Schutze der auf der rechten Seite des Rheines gelegenen Reichsgüter betraute; der Grund war, weil er Konradins Wahl zum Könige hatte verhindern helfen.³⁾ — Papst Urban IV. übertrug ihm 1262 auch die Schirmvogtei über Salzburg und Passau, die ihn freilich in den Jahren 1265 bis 1267 wiederholt mit dem bisherigen Schirmvogt, Herzog Heinrich, in Krieg verwickelte.⁴⁾ 1267 bis 1268 unternahm der Böhmenkönig einen neuen Kreuzzug nach dem heidnischen Preußen und Lithauen.⁵⁾ Noch wichtiger war, daß am 4. December 1268 Herzog Ulrich III. von Kärnten in Podiebrad eine Urkunde ausstellte, freilich ohne Zuziehung der Landesedlen und des Reiches, durch welche er Ottokar wegen Kinderlosigkeit zum Erben aller seiner Besitzungen und Rechte nach seinem Tode einsetzte. Am 27. October 1269 starb Ulrich, und Ottokar nahm von Kärnten Besitz und nannte sich fortan „von Gottes Gnaden König von Böhmen, Herzog von Österreich, Steiermark und Kärnten, Markgraf von Mähren, Herr von Krain, der windischen Mark und Eger“. ⁶⁾ Die Städte Treviso, Verona, Feltre begaben sich unter seinen Schutz, desgleichen die

¹⁾ Palacky, l. c. II, p. 183.

²⁾ Horned's Reimchronik, Vers 7971—8010.

³⁾ Böhmer-Ficker, Regesta imp., p. 1010 und 1016. — Bachmann, l. c. p. 594.

⁴⁾ Bachmann, l. c. I, p. 594 f.

⁵⁾ Vergl. S. 381 dieses Bandes. 5. Aufl.

⁶⁾ Palacky, Geschichte Böhmens, II, S. 194 ff.

Ottokar's Rentenbücher. Herzoge von Schlesien und Polen. Seine Macht reichte vom Riesengebirge bis zum Adriatischen Meer, seine Länder warfen ihm ungeheure Summen ab; den Ertrag der Steiermark berechnete man allein jährlich auf 30.000 Mark. Um strenge Ordnung in die Landesfinanzen zu bringen, ließ Ottokar II. sämmtlichen landesfürstlichen Grundbesitz in Österreich sowie die Gefälle vom Gericht, von Mauten, Zoll und Mühlenbetrieb verzeichnen. Ein ähnliches Rentenbuch ließ er im Jahre 1266 durch Bruno von Olmütz, seinen Statthalter in Steiermark, auch für dieses Land anfertigen.¹⁾ Aber sein Glück hatte jetzt die höchste Höhe erreicht, viele Gegner dachten nur, ihm zu schaden.

Unzufriedenheit in Steiermark. In der Steiermark zum Beispiel regte sich große Unzufriedenheit, man klagte, daß Ottokar gegen die alten Rechte willkürlich Abgaben erhebe. Anderseits aber fehlten die Adelligen, indem sie gegen die Bestimmungen des mit Ottokar II. vereinbarten Landfriedens, willkürlich feste Burgen errichteten als Ausbruch und Stütze ihres trotigen Sinnes. Als Friedrich von Pettau dem Könige bei seiner Rückkehr vom Kreuzzug gegen die Preußen in Breslau diese Mißstimmung als Verschwörung angab, ließ Ottokar 1268 die Häupter des steirischen Adels in Haft setzen und hielt sie sechsundzwanzig Wochen gefangen, aus welcher sie nur die Überlieferung ihrer Burgen befreite. Ein wilder Haß entbrannte nun gegen seine Regierung; man gehorchte, weil man seine Macht fürchtete, war aber entschlossen, die erste Gelegenheit zur Abschüttelung des Joches zu benützen. Der Umstand, daß er Margareta verstoßen, daß er Gertrudens Sohn, Friedrich von Baden, aus Steiermark vertrieben, daß er die Wahl Konradins zum Könige verhindert, daß man glaubte, er habe zur Hinrichtung Konradins und Friedrichs von Baden gerathen, mehrten den Haß. Einer der von ihm Verfolgten, und das ist das wahre Zeichen der Abneigung, wurde als Märtyrer gefeiert, Seisfried von Mahrenberg. Als nämlich Ottokar 1272 von Kärnten durch die Steiermark zurückkehrte und ihm Seisfried, wie er an dessen Schloß vorbeizog, nach der Angabe, weil durch Krankheit verhindert, seine Huldigung nicht darbrachte, ließ ihn Ottokar, welchem Verdacht wegen seiner Anhänglichkeit an die Babenbergerin Gertrude beigebracht wurde, gefangen in Ketten nach Prag liefern, dort foltern, und als kein Geständnis wegen einer Verschwörung aus ihm herauszubringen war, schmach- und qualvoll hinrichten.²⁾

Philipp von Kärnten. Philipp von Kärnten erhob Einsprache gegen Ottokars Besitznahme von Kärnten. In Salzburg hatte sich Philipp als Erzbischof nicht behaupten können, Ottokars Einfluß hatte dann in Aquileja 1269 dessen Wahl zum Patriarchen bewirkt; aber auch hier vermochte der unruhige, alles geistlichen Sinnes bare Mann sich nicht zu behaupten und jetzt gelüftete es ihn, weltlicher Fürst zu werden. Er sprach Kärnten an, das an Ottokar von Ulrich ohne Zustimmung der Großen des Landes oder des Reiches übergeben worden sei, und fand Anhang unter dem Adel Krains und Kärntens und schloß mit den Ungarn ein Bündnis; dafür

¹⁾ Liber hubarum sive reddituum et omnium proventuum per totam Austriam. Herausgegeben von Chmel in „Notizenblatt der kaiserlichen Akademie“, 1855, S. 333—428, und Rationarium Styriae bei Rauch, Scriptores, II, p. 114—208.

²⁾ Ottokar von Horneß. — Anonym. Leob. 1271.

setzte das Capitel von Aquileja im Jahre 1270 Philipp förmlich ab und verband sich mit Ottokar. Wieder mußte jetzt das Schwert entscheiden. Im November 1270 kam Ottokar nach Kärnten und Krain, erstürmte Laibach und zwang Philipp, auf seine Ansprüche zu verzichten und in Krems mit einem kleinen Leihgeding sich zu begnügen.¹⁾ Dort starb Philipp 1279. So endete damals das herzogliche Geschlecht von Kärnten. Kärnten hatte einst zu Bayern gehört, unter Otto II. wurde es 976 mit der Mark Verona und Aquileja zum eigenen Herzogthum erhoben und dem Arnulfiden Heinrich verliehen. Lange waren die Eppensteiner im Besitz des Herzogthums; mit ihrem Erlöschen (1122) kam es an die Sponheimer, deren Mannsstamm jetzt in Ulrich III. und Philipp ausstarb.²⁾

Krieg
um
Kärnten.

Die
Herzoge
von
Kärnten.

Der Ungarnkönig besetzte mit 50.000 Mann die Pässe am Semmering, um Ottokar auf der Heimkehr abzufangen, doch der Böhmenkönig wurde gewarnt und kam über Mariazell und Lilienfeld an die Donau. Dafür wüthete im Jahre 1271 zwischen Böhmen und Ungarn ein blutiger Krieg. Die Ungarn wurden geschlagen bei Pressburg, dann bei Altenburg, dann wieder, am 21. Mai an der Rabnitz; hinwieder fielen Ungarn, Bulgaren, Griechen und Rumänen in Österreich und Mähren ein, verheerten das Land unmenschlich und schleppten Tausende seiner Bewohner als Sklaven weg. Endlich trat die Geistlichkeit beider Länder als Vermittlerin auf und erzwang den Frieden im Juli 1271. Der Ungarnkönig mußte für immer auf Innerösterreich verzichten, sowie auf die von seiner Schwester Anna an Ottokar ausgelieferten ungarischen Kleinodien, und hinwieder Ottokar die in Ungarn eroberten Plätze zurückstellen. 1273 brach noch einmal ein Krieg aus wegen ungarischer Großen, die sich unter Ottokars Schutz begeben hatten, doch trieben Nachrichten aus Deutschland zu schnellem Friedensschlusse.³⁾

Krieg
mit
Ungarn.

Der Ungarnkönig, gegen den Ottokar 1272 Krieg führte, war nicht mehr Bela IV. Dieser tüchtige Herrscher, dessen Verdienst es ist, das ^{Bela IV.} Magyarenreich nach dem Mongolensturme wieder hergestellt zu haben, nach den Worten eines Ungarn „ein Mann voll Tugend, dessen Andenken gleich süßem Honig im Munde der Ungarn und fremder Völker lebt“, dieser Bela war 1270 den Weg alles Fleisches gegangen. Sein Sohn und Nachfolger, Stephan V. (1270—1272), war ebenso kriegslustig als ehrgeizig, hatte ^{Stephan V.} er doch, weil er die Steiermark nicht verschmerzen und keine seiner Herrschaft entsprechende Stellung unter Bela erlangen konnte, zweimal Krieg gegen seinen eigenen Vater begonnen. Beidemale verzieh ihm der Vater. Jetzt stand er am Ziele, er war König, aber nur auf kurze Dauer. Man hat darum die Verse der Schrift auf ihn angewendet: „Das Erbe, wonach man zuerst sehr eilet, wird zuletzt nicht gesegnet sein; denn, wer den Vater entrüstet und die Mutter verjaget, der ist ein schändlicher und verfluchter Sohn.“ Einer seiner Großen, Pektari, entführte seinen zweiten Sohn Andreas, um ihn in Deutsch-

¹⁾ Palacký, l. c. II, 1, p. 206—210.

²⁾ Gfrörer, Gregor VII., Bd. I, S. 392. — Jahrbücher des deutschen Reiches, II, b, S. 191 ff. — Ankershofen, Geschichte Kärntens. Klagenfurt 1830—1851.

³⁾ Den Feldzug schildert Ottokar selber. Dolliner, Cod. epist. Primislai Ottocari II. Viennae 1803. — Vergl. Palacký, l. c. II, p. 212. — Huber, l. c. I, p. 558—565.

Wabis-
laus IV.

land mit der Tochter des neugewählten deutschen Königs Rudolf, Clementia, zu verbinden. Stephan jagte ihm in der brennenden Sonnenhitze eilends nach und zog sich dadurch anfangs August 1272 jähren Tod zu.¹⁾ Sein Söhnlein, Ladislaus IV. (1272—1290), wegen seiner Vorliebe für die Rumänen „der Rumane“ genannt, war erst zehn Jahre alt; deshalb ergriffen die Königin Elisabeth und Joachim von Pekkari die Regentschaft. Es gab viele Verwirrung im Lande, das noch blutete an den Wunden des Krieges mit Böhmen. Die Erbitterung darüber war noch so groß, daß jetzt, wo Ottokar ein Bündnis suchte, man eingedenk früherer Unbill in feindseliger Haltung gegen Böhmen blieb. Dagegen schloß man das innigste Bündnis mit dem neu erstehenden Gegner Ottokars, mit Rudolf von Habsburg. Es war nämlich Ottokar noch einmal Gelegenheit gegeben worden, seinen früheren politischen Mißgriff wieder gutzumachen. Erzbischof Engelbrecht von Köln hatte ihm 1272 noch einmal die deutsche Königskrone angeboten und dieser mit der Andeutung, er sei mächtig genug und brauche das Reich nicht, die Wahl abgelehnt — und jetzt erfüllte sich schnell sein Schicksal.²⁾ —

König Rudolf und Papst Gregor X.

Die
Habs-
burgs.

Der Mangel einer über allen stehenden Obrigkeit wurde allgemein gefühlt; der Nothstand des Reiches war groß, alles war aus den Fugen gegangen, und nicht mit Unrecht heißt die kaiserlose Zeit die „schreckliche“. Die Fürsten der Kirche, welche am meisten durch die Unordnung litt, drangen darum vor allen auf baldige Wahl eines tüchtigen Königs, und durch einen glücklichen Verlauf der mehrmonatlichen Wahlverhandlung wurde Rudolf, Graf von Habsburg und von Riburg, Landgraf zu Elsass, am 1. October 1273 von den in Frankfurt versammelten Kurfürsten zum römischen Könige gewählt.³⁾

Die
Habs-
burger.

Der Neugeforene stammt aus einem alten, vielleicht mit den Herzogen des Elssasses und Alamanniens verwandten, im Breisgau, Thurgau und Elsass reichbegüterten Geschlecht. Der Älteste dieses Stammes, welcher sich urkundlich nach-

¹⁾ Szalay, Geschichte Ungarns, II, S. 107. — Esuday, Geschichte der Ungarn, I, S. 291.

²⁾ Eine ganz entgegengesetzte Ansicht vertritt Huber (l. c. I, p. 582): „Über einen so mächtigen Fürsten wie Ottokar würden sich die Kurfürsten schwerlich geeinigt haben, da auch Ludwig von Pfalzbayern, ein alter Gegner des Böhmenkönigs, seiner Erhebung gewiss entgegengearbeitet hätte. Andererseits wäre für Ottokar die Annahme der deutschen Krone das beste Mittel gewesen, sich im Besitze der südöstlichen Herzogthümer zu sichern. Es ist daher viel wahrscheinlicher, daß der König die deutsche Krone gewünscht, als daß er sie abgelehnt habe, wie denn auch ein Cardinal ihm etwas Angenehmes zu sagen glaubte, indem er in einem Briefe die Hoffnung und den Wunsch aussprach, daß er den Kaiserthron besteigen würde. Wahrscheinlich weil er sah, daß er selbst keine Aussicht habe, hat sich Ottokar an den Verhandlungen gar nicht mehr betheiligt.“

³⁾ Böhm er, Regesta imp., VI, bearbeitet von Redlich, p. 1—7. Innsbruck 1898.

weisen läßt (und Hauptquelle ist hier der Mönch von Muri),¹⁾ ist jener Guntram der Reiche, welcher sich gegen Otto I. mit Bischof Hruodhart von Straßburg und vielen andern Großen verschwor, und als Otto 952 die Empörung niederschlug, all seine Güter im Breisgau, Elßaß und Thurgau verlor, das jedoch behielt, was er im Aargau besaß, weil dieser zu Burgund gehörte. Sein Sohn Lantold oder Lanzelin hat von der Altenburg den Namen, welche an der Nar auf den Trümmern von Bindonissa erbaut ward. Von den vier Söhnen, welche Lanzelin mit Luitgard erzeugte, nämlich Rapoto, Lanzelin, Rudolf und Werner, wurde letzterer Bischof von Straßburg, leistete dem Reiche wichtige Dienste, stand in hohem Ansehen bei Kaiser Heinrich II., half ihm namentlich in seinen Plänen auf Erwerbung des burgundischen Reiches, siegte für den Kaiser in offener Feldschlacht und endete unter Konrad II. als Gesandter des Reiches in Constantinopel (1027). Werner ist Erbauer der Habsburg²⁾ und der Gründer des Klosters Muri, dessen Vogt nach seiner Bestimmung von 1027 stets der älteste Habsburger sein sollte und nach dem Aussterben des Mannsstammes die nächste Erbtöchter, welche auf Habsburg wohne. Rapoto vermählte sich mit Ida von Lothringen, einer Nichte des Stifters der capetingischen Dynastie, und nahm also die Ahnfrau des späteren Kaiserhauses aus demselben Stamme, aus welchem 700 Jahre später Maria Theresia ihren Gemahl, den Ahnherrn des Hauses Habsburg-Lothringen nahm. Im Jahre 1232, nach dem Tode Rudolfs, eines Abkömmlings von Rapoto, theilte sich das Haus in zwei Linien; die ältere, welche von seinem Sohne Albrecht abstammt, besaß die Landgrafschaft Ober-Elßaß, die Grafschaft Aargau und die Landvogtei über Uri, Schwyz und Unterwalden. Im Kirchenstreit hielt die ältere, aus welcher König Rudolf stammt, zum Kaiser, die jüngere zur Kirche.

Werner
von
Habs-
burg.

Rudolf selber ist am 1. Mai 1218 zu Limburg am Rhein in der Nähe von Breisach geboren, Kaiser Friedrich II. war sein Taufpate. Sein Vater Albrecht III. starb 1239 im Heiligen Lande, und Rudolf wurde im zwei- undzwanzigsten Jahre schon Oberhaupt der Familie. Er war ein eifriger Ghibelline und darum auch mit dem Kirchenbanne belegt. Als König Konrads IV. Sache verloren war, trat er zu König Richard über und übte lange Zeit in Oberdeutschland wegen seiner Macht, Klugheit, Ehrenhaftigkeit und seines Kriegsglückes eine Art königliche Gewalt. Den Erzbischof Werner von Mainz soll er 1260 auf einer Reise nach Italien durch die Schweiz geleitet haben.

Rudolf war 55 Jahre alt, als ihn die Stimme der Kurfürsten an das Reich berief. Der Erzbischof von Köln empfahl ihn dem Papst als gläubigen Katholiken, als Freund der Kirche, als Anhänger des Rechts, als mächtig im Rathe, als stark nicht bloß durch eigene Kraft, sondern auch durch Verbindungen mit den Mächtigsten, als liebenswürdig vor Gott und den Menschen, kräftigen Körpers und als glücklich im Kampfe gegen die Ungläubigen.³⁾ Ob

Rudolfs
Charak-
ter.

¹⁾ Eccard, *Origines habsburgo-austriacae*, p. 203 ff. — Vergl. auch Gfrörer, *Gregor VII.*, Bd. I, S. 323—339.

²⁾ Habechesbure = Habichtsburg. — Roepell, *Die Grafen von Habsburg*. Halle 1832. — P. Martin Riem gab die „Acta foundationis Murensis monasterii“ in den „Quellen zur Schweizer Geschichte“, III, heraus. — Huber, *Rudolf von Habsburg vor seiner Thronbesteigung*. Wien 1873.

³⁾ Pertz, *Monumenta, Leges*, II, p. 393. — Böhmer-Redlich, *Regesta imp.*, p. 8.

sich der letztere Beisatz auf einen Zug gegen die heidnischen Preußen oder auf einen Zug ins Heilige Land bezieht, läßt sich bei dem Mangel an Nachrichten nicht mehr ermitteln, und die Chronik von Colmar zeichnet Rudolf also: „Er war schlanken Wuchses, sieben Fuß hoch, anmuthig, sein Kopf war klein, sein Antlitz blaß und seine Nase lang; er war ein Mann mäßig in Speise und Trank und in allen andern Dingen, weise und klug, und blieb immerdar arm, obschon er über die größten Reichthümer verfügte.“¹⁾

Andere
Throne-
be-
werber.

Neben Rudolf wurden Pfalzgraf Ludwig am Rhein und Graf Siegfried von Anhalt als Thronbewerber bezeichnet. Für Rudolf überwogen die Gründe: er war ein Freund der Bürger und der Geistlichkeit, eine Stütze des Adels, mächtig genug, das Ansehen des Reiches zu wahren, und doch nicht so mächtig, daß ihn die Kurfürsten fürchteten. Da Rudolf drei Söhne und sechs Töchter besaß, so war alle Aussicht vorhanden, daß mit ihm nicht ein einzelner, sondern eine Dynastie auf den Thron komme. Er lag gerade vor Basel zu Felde, als der Burggraf Friedrich III. von Nürnberg ihm die Kunde von seiner Ernennung brachte, nahm unbedenklich die Wahl an, schloß Frieden mit dem Bischof von Basel und zog ungehäumt zu den Fürsten nach Frankfurt, wo man sich über die Hauptgrundsätze der künftigen Verwaltung dahin verständigte, daß Eintracht mit der Kirche und Wiederherstellung des gesetzlichen Zustandes im Reiche das Hauptziel des neuen Königs sein sollte.²⁾

Krön-
nung.

Und nun zog man zur Krönung nach Aachen. Die Nachricht von Rudolfs Wahl ward vom Volke mit Jubel aufgenommen; man fühlte, daß man an einem Wendepunkt zum Bessern stehe, und daß man in Rudolf wieder einen König von echtem Schrot und Korn habe. Die Reichsstraße vermochte drei Meilen weit kaum die Menschenmenge zu fassen, die mit Rudolf gegen Aachen zog. Die Krönung fand am 24. October 1273 statt.³⁾ Als der neue König den Eid für Aufrechterhaltung des Glaubens, Vertheidigung des Reiches, Wiedergewinnung der entzogenen Reichsgüter, Schutz der Witwen und Waisen, gerechtes Gericht geschworen hatte, mit der Krone Karls des Großen geschmückt war und nun die Lehen vertheilen oder bestätigen sollte, aber das Scepter fehlte, ergriff er schnell besonnen ein Kreuz, und sprach, es küßend: „Seht das Zeichen, in welchem wir und die ganze Welt erlöst sind, es diene uns statt des Scepters.“ Dann zog Rudolf drei Jahre hindurch von Stadt zu Stadt, rheinauf, rheinab, durch Franken, Schwaben, empfieng die Huldigung, bestätigte alte, gewährte neue Freiheiten und Rechte, sorgte für Sicherheit des Verkehrs und bestrafte mit gerechter Strenge die Verleher des Landfriedens.⁴⁾

Das
Kreuz
als
Scepter.

¹⁾ Böhmer, Fontes, II, p. 44.

²⁾ Böhmer-Redlich, Regesta imp., p. 8–9. — Ropp, Eidgenössische Bünde, I, S. 15–24. — Riedel, Graf Rudolf von Habsburg und Burggraf Friedrich III. von Nürnberg, in „Denkschriften der Berliner Akademie“, 1852. — Die Actenstücke über Wahl und Krönung Rudolfs I. bei Pertz, Leges, II, p. 353–394.

³⁾ Böhmer-Redlich, Regesta imp., p. 18. — Pertz, Leges, II, p. 384 bis 392. — Ropp, l. c. p. 24–26.

⁴⁾ Ropp, l. c. I, p. 26–66.

Niemand verweigerte dem neuen Könige die Anerkennung außer Ottokar von Böhmen und Alfons von Castilien; gegen beide rief er, gegen ihn riefen beide den Papst zuhülfe an. Vom Entscheid des Papstes hing alles ab.

Den päpstlichen Stuhl schmückte damals unter dem Namen Gregor X.¹⁾ (1271—1276) der edle und hochbegeisterte Theobaldo Visconti von Piacenza, der früher, als Domherr in Lyon verdrängt, im frommen Eifer nach Syrien gezogen war und als Kreuzprediger die schönsten Erfolge errungen hatte, dort auch die zu Viterbo auf ihn gefallene Wahl vernommen²⁾ und zur Rettung des Heiligen Landes, zur Vereinigung der griechischen mit der römischen Kirche, zur Schlichtung der Wirren des Abendlandes eine allgemeine Kirchenversammlung nach Lyon ausgeschrieben hatte. In Lyon ward denn auch feierlich im Mai 1274 das Concil eröffnet.³⁾

Gregor X.

Vier-
zehntes
öthume-
nisches
Concil.

Nach der Gründung des lateinischen Kaiserthums wurde allerdings die Vereinigung der griechischen mit der abendländischen Kirche ausgesprochen; als aber 1261 Michael VIII., der Paläologe, Constantinopel wegnahm, wurde wieder ein griechischer Patriarch, Arsenius, für die Hauptstadt bestellt. Die Gefahren, die von allen Seiten gegen ihn aufstiegen, die Sorge vor einem Kreuzzug gegen Constantinopel ließen aber den Kaiser bald wünschen, mit dem Papste wieder zu gutem Einvernehmen zu gelangen, nur wollte er zuerst politische Eintracht und dann die kirchliche, während die Päpste nur für den Fall der religiösen Vereinigung die Freundschaft und Hilfe des Abendlandes versprochen. Schon 1263 begannen die Verhandlungen, welche der rasche Wechsel der Päpste und der Widerstand der griechischen Mönche verzögerten. Thomas von Aquin verfaßte im Auftrage des Papstes um 1264 eine Schrift, um die Irrthümer der Griechen zu widerlegen.⁴⁾ Es läßt sich nicht leugnen, daß der Kaiser sich selber für die Vereinigung eifrig bemühte und die Ansicht verbreitete, das griechische Reich sei verloren, wenn man nicht die Lateiner gewinne, und man könne in deren Forderungen ohne Gefahr des Gewissens eingehen. Gregor X. nahm sie wegen der Wiedergewinnung des Heiligen Landes lebhaft in Angriff. In Lyon war durch sein Wissen, die Milde seines Wesens insbesondere Bonaventura für die Gewinnung der Griechen mit Erfolg thätig. Am 24. Juni 1274 überreichten die griechischen Abgesandten die Briefe des Kaisers und vieler Bischöfe. Am Feste Peter und Paul las der Papst im Dom die heilige Messe; Epistel, Evangelium und Credo wurden auch in griechischer Sprache gesungen. Das Filioque wurde dreimal wiederholt. Die Predigt hielt Bonaventura. Am Schlusse sangen die Griechen Lobgesänge auf den Papst, der sie in die allgemeine Kirche zurückgeführt habe. Am 6. Juli 1274 wurden alle bezüglichen Urkunden verlesen und schworen die Bevollmächtigten Entsagung allem Schisma.

Die
Griechen

vers-
einigen
sich mit
Rom.

1) Böhmer-Redlich, Regesta imp., p. 330. — Ropp, l. c. I, p. 67—92. — Villani, Cronica, VII, cap. 39.

2) Vergl. Bd. V, S. 384, 715 dieses Werkes. 5. Aufl. — Bonucci, Istoria del Pont. mass. sotto il B. Gregorio X. Roma 1711. — Potthast, Reg. Pont. Rom., II, 1651 ff. — Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom, V, S. 437 ff., 443 ff.

3) Gesele, Conciliengeschichte, VI, S. 119—163, 2. Aufl. besorgt von Knöpfler.

4) Contra errores Graecorum. Pichler, Geschichte der kirchlichen Trennung zwischen Orient und Occident, I, S. 339 ff.

Mon-
golen auf
dem
Concil.

Auch sechzehn tatarische Gesandte von Abaka waren in Lyon, einer ließ sich taufen. Eine Verbindung mit den Mongolen war wichtig für die Eroberung des Heiligen Landes, für welche Gregor mit allen Mitteln der Kirche eintreten wollte. Mit reinster Opferwilligkeit ward ein Kreuzzug beschlossen. Aber wo war der Kaiser, der ihn anführen sollte?

Ottokar
Be-
schwerde
gegen
Rudolf.

Ottokar ließ schon im Jahre 1273 durch Bischof Bruno von Olmütz an den Papst schreiben: „Wenn das Reich nicht einen Kaiser bekomme, der mächtig genug sei, werde alles zerfallen; nur auf Ottokar von Böhmen beruhe des Glaubens Schirm; das einst so gefürchtete Kaiserthum dürfe nicht in die Hand eines wenig tauglichen und unbekannten Grafen ohne Vermögen und ohne Macht hingegeben werden.“¹⁾ Alfons X. von Castilien berief sich gleich nach dem Tode Richards von Cornwallis auf seine frühere Wahl und verlangte vom Papste die Kaiserkrone, dann werde er für Gewinnung des Heiligen Landes Großes thun.²⁾ Aber auch Rudolfs Gesandte kamen und versprachen zu Lyon 1274 alles, was der Heilige Vater für ersprißlich halte, wenn nur ohne Zerstückelung des Reiches und nach Recht und Billigkeit.³⁾ Papst und Concil traten nun für Rudolf von Habsburg ein.

Gregor
für
Rudolf.

Die Rechtmäßigkeit der Wahl Rudolfs wurde am 6. Juni 1274 in feierlicher Sitzung erklärt und beschworen, daß zwischen Reich und Kirche Eintracht und Frieden walten, Sicilien vom Reiche unabhängig und das Mathildische Erbe frei sein solle. Nun mahnte der Papst Alfons von Castilien, mit christlicher Ergebenheit dem Reiche zu entsagen, schon sei ein anderer im ruhigen und rechtmäßigen Besitze desselben; wenn er von dem Gedanken an das Kaiserthum abstehe, so wolle ihm Gregor von allen geistlichen Einkünften den Zehnten auf sechs Jahre verleihen, damit er gegen die Saracenen Spaniens mit größerer Kraft zu kämpfen vermöge.⁴⁾ Mit andern Worten: der Papst versprach dem Spanier Entschädigung für seine Ansprüche aus dem Kirchengut, nur damit das Reich wieder zu Kraft komme, denn die Kirche bedurfte des Reiches ebensosehr, wie das Reich der Kirche; beide waren durch geheimnisvolle Bande eng aneinander geknüpft. Nach gepflogener Besprechung mit den Cardinälen anerkannte der Papst am 26. September 1274 Rudolf feierlich als König, forderte ihn auf, sich zu rüsten und die kaiserliche Weihe und Krone in Rom zu empfangen, und mahnte Ottokar, welcher für die Verwerfung Rudolfs einen Kreuzzug angeboten hatte, das vor Augen zu haben, was recht sei, und nicht das, was falsch sei.⁵⁾

Die
Bischöfe
gegen
Ottokar.

Unterdes waren die Bischöfe von Salzburg, Regensburg und Passau bei Rudolf eingetroffen, in des Reiches Schutz genommen und war all

¹⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1273, n. 7, 10—12, 14.

²⁾ Ropp, l. c. I, p. 78.

³⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1274, n. 10. — Pertz, Leges, II, p. 394.

⁴⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1274, n. 45—54.

⁵⁾ Ibid. n. 55—57. — Lambacher, Österreichisches Interregnum, S. 69.

ihren Leuten geboten worden, ihnen zu dem wieder zu verhelfen, was ihnen Übermacht in nichtiger Weise abgerungen habe. Dieser Beschlufs traf Ottokar, ohne ihn zu nennen, und er ließ deshalb die bischöflichen Besitzungen in den beiden Herzogthümern angreifen. Darauf faßten in Salzburg diese Bischöfe den Beschlufs, wenn Ottokar binnen Monatsfrist nicht von Beeinträchtigung der Kirche ablasse, den Bann über ihn und das Verbot des Gottesdienstes in seinen Landen auszusprechen.¹⁾ Rudolf aber brachte die Unbotmäßigkeit Ottokars auf dem Reichstag zu Nürnberg am 19. November 1274 zur Sprache.²⁾ Auf seine Anfrage, was der König nach Recht thun solle und könne hinsichtlich der Güter, welche König Friedrich vor seiner Bannung in ruhigem Besitze gehabt und wegen anderer dem Reiche erledigter, jedoch gewaltsam vorenthaltener Güter, ergieng der Spruch: der König solle sie einziehen und jeden Widerstand dagegen niederschlagen. Auf Rudolfs zweite Frage: was Recht sei hinsichtlich des Königs von Böhmen, welcher Jahr und Tag und mehr seit der Krönung des Königs zu Aachen sich weigere, sein Lehen von demselben zu begehren und zu empfangen, beschloß der Reichstag, Ottokar sei durch die Zeit selbst seines Rechtes auf all seine Lehen verlustig. Auf die dritte Frage Rudolfs: wie gegen Ottokar zu verfahren, um seinen Trotz zu brechen, ergieng der Spruch: der Pfalzgraf bei Rhein solle ihn innerhalb sechs Wochen und drei Tagen durch einen freien Mann zur Verantwortung vorladen, und wofern der Freie eidlich bekräftige, daß er aus Furcht vor dem böhmischen Könige sich nicht zu stellen wage, so genüge seine Aufforderung vor dem Reichstage. Der König ward sodann auf den 23. Januar 1275 nach Würzburg zur Verantwortung gefordert und die von ihm angegriffenen Bischöfe wurden in des Reiches Schutz genommen.

Reichs-
tag zu
Nürnberg.

Spruch
gegen
Ottokar.

Die anberaumte Frist verlief, und Ottokar erschien nicht beim Hoftag in Würzburg, dagegen aber Philipp von Kärnten, der noch immer den geistlichen Stand nicht angenommen hatte, mit einer Klage gegen Ottokar, der ihm das Land seines verstorbenen Bruders wider Recht weggenommen habe. Rudolf hob wirklich die Schenkung Ulrichs als nichtig auf und belehnte am 27. Februar 1275 zu Nürnberg Philipp mit Kärnten, Krain und der Mark.³⁾

Reichs-
tag zu
Würzburg.

Während Ottokar auf dem Reichstag zu Augsburg am 15. Mai 1275 durch den Bischof Bernhard von Secau Rudolfs Wahl bestreiten ließ, während er, stets aufgefodert, bei keinem Reichstage erschien, bewies der Papst den größten Eifer in der Sache Rudolfs, machte ihn auf Zettelungen des Böhmenkönigs in der Lombardei aufmerksam und trieb ihn an, die Rechte des Reiches in jenem Lande zu wahren, und Rudolf bestellte Napoleone de la Torre zu des Reiches Statthalter in Mailand, sandte Truppen, und die Lombardei huldigte wieder dem Reiche.⁴⁾ Als Alfons von Castilien seine Nachgiebigkeit bereute und bei einer Zusammenkunft mit dem Papste zu Beaupre bald das Reich, bald das Herzogthum Schwaben ansprach, zeigte sich Gregor X. fest, und als der Spanier auch nach seiner Rückkehr Namen und Siegel eines römischen Königs gebrauchte, ließ ihm Gregor so ernstlich drohen, daß endlich Alfons im Herbst 1275 Namen und Zeichen eines römischen Königs für immer ablegte.⁵⁾

Lom-
bardei.

¹⁾ Ropp, l. c. p. 90 ff.

²⁾ Böhmer-Redlich, Regesta imp., p. 53 und 74. — Ropp, l. c. I, p. 94—95.

³⁾ Ropp, l. c. I, p. 106. — Böhmer-Redlich, l. c. p. 94.

⁴⁾ Ropp, l. c. I, p. 109—113.

⁵⁾ Ibid. I, p. 115—116. — Über Gregors Bemühungen, Alfons X. zu beschwichtigen,

vergl. Bussan, Die Doppelwahl des Jahres 1257, S. 102 ff.

Gregor
X.
und
Rudolf
in Lau-
sanne.

Im October 1275 waren Gregor und Rudolf in Lausanne beisammen: der König versprach Freiheit der Prälatenwahlen, Freiheit des Verkehrs mit dem römischen Stuhle, verzichtete auf das Spolienrecht, überließ überhaupt dem Papste und den Prälaten, über alles Geistliche zu verfügen, und schwor am 20. October jenen merkwürdigen Eid, in welchem er auf die Mathildischen Güter wie auf Sicilien im Namen des Reiches verzichtete:

Eid des
Königs.

„Ich gelobe und schwöre, alle Besitzungen, Ehren und Rechte der römischen Kirche nach meinem Vermögen in guten Treuen zu schirmen und zu erhalten. Ich werde diejenigen Besitzungen, welche dieselbe wieder gewonnen hat, ihr frei und ungestört lassen, und sie bei deren Behauptung in guten Treuen unterstützen. Jene aber, die sie noch nicht wieder gewonnen hat, werde ich gewinnen helfen, und die wieder gewonnenen nach meinem Vermögen ohne Gefährde vertheidigen; auch alle, die in meine Hände kommen werden, ohne Schwierigkeit zurückstellen lassen. Zu diesem gehört das ganze Land, das da geht von Radicofani bis Ceperano, der Exarchat Ravenna, die Pentapolis, die Mark Ancona, das Herzogthum Spoleto, das Land der Gräfin Mathilde, die Grafschaft Bertinoro mit den anliegenden Landen, wie sie ausgedrückt sind in vielen Briefen der Kaiser seit den Zeiten Ludwigs. Diese alle werde ich nach meinem Vermögen zurückstellen und ungestört lassen, mit aller Gerichtsbarkeit, mit Gebiet und ihrer Ehre. Wenn ich jedoch zum Empfange der Kaiserkrone erscheine, oder in den Nöthen der Kirche vom apostolischen Stuhle gerufen, so werde ich aus demselben nach des Papstes Befehle Verpflegung erhalten. Ich werde auch helfen, der römischen Kirche das Königreich Sicilien zu behaupten und zu vertheidigen. Euch auch, meinem Herrn, dem Papste Gregorius, und Euern Nachfolgern werde ich allen Gehorsam und alle Ehrerbietung erweisen, welche fromme und katholische Kaiser dem apostolischen Stuhle zu erweisen pflegen. Und wenn um meinethwillen die römische Kirche in Krieg gerathen sollte, so werde ich sie nach Erfordernis der Sache in den Auslagen unterstützen. Alles Vorstehende aber werde ich durch Eid und Schrift bekräftigen, sobald ich die Kaiserkrone erlangt habe.“¹⁾

Gregors
X.
Tod.

Ferner versprach Rudolf, zu Lichtmesse (2. Februar) des nächsten Jahres sich in Rom krönen zu lassen, und nahm aus den Händen des Papstes das Kreuz. Gregor X. wünschte nämlich mit Kaiser Rudolf gemeinsam, wie mit den Königen von Frankreich und England, nach Palästina zu ziehen und an den heiligen Stätten sein Leben zu beschließen. Doch der heißeste Wunsch seines edlen Herzens sollte nicht in Erfüllung gehen; Gregor starb schon am 10. Januar 1276 auf seiner Heimkehr in Arezzo und der schnelle Wechsel auf dem römischen Stuhle (Innocenz V. regierte nur fünf Monate, Hadrian V., ein Fiesco, nur fünf Wochen), wie die veränderte Lage der Dinge schoben die Krönung wie den Kreuzzug in ungewisse Ferne. — Dazu kam der

¹⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1275, n. 37. — Pertz, Leges, II, p. 403 ff. — Böhmer-Redlich, Regesta imp., p. 122—124.

Reichskrieg gegen Ottokar.

Der Krieg war unvermeidlich; die mit der böhmischen Herrschaft unzufriedenen Anhänger des Reiches rüsteten sich, Ottokar verlangte Geiseln von ihnen und griff die ihm feindlichen Bischöfe an. Da sprach Rudolf am 24. Juni 1276 die Reichsacht über den in hartnäckigem Trotz verharrenden Vasallen aus und nahm alle Reichsgetreuen in seinen Schutz. Der Erzbischof Friedrich von Salzburg löste um dieselbe Zeit die Unterthanen Ottokars von ihrer Treupflicht und bedrohte alle Helfershelfer desselben mit der Excommunication.¹⁾ Der eigentliche Feldzug begann 1276 im Herbst.²⁾

Erster
Feldzug
gegen
Ottokar.

Rudolfs Plan war anfangs, bei Eger in Böhmen einzubringen, die Ungarn sollten vom Südosten dieses Reich überfallen, Meinhard II. von Görz-Tirol dem Aufstand in Kärnten und Steiermark nachhaltige Kraft verleihen.

Rudolfs
Kriegs-
plan.

Die Unzufriedenheit mit der böhmischen Herrschaft sprach sich nämlich besonders in der Steiermark heftig aus.³⁾ Auf dem Reichstag zu Augsburg 1275 fragten die steirischen Edeln Friedrich von Pettau und Hartneid von Wildon, nachdem sie über Ottokars grausame und ungerechte Tyrannenherrschaft geklagt hatten, den neuen König Rudolf, warum er zögere, grausam Unterdrückten zuhelfen zu kommen und dem Reiche zu seinem Rechte zu verhelfen. Und als nun am 24. Juni 1276 die Acht über Ottokar ausgesprochen und der Reichskrieg begonnen war, versammelten sich die Edlen des Landes am 19. September im Kloster Rein und gelobten eidlich nach ihrer Pflicht gegen das heilige Reich, als des Reiches Vasallen und Getreue dem Könige Rudolf einmütig so zu dienen, daß, wenn auch nur einem von ihnen eine Belagerung oder Gefahr drohte, sie mit Hab und Gut zu seiner Befreiung zusammenwirken wollen; nur der Tod solle sie trennen; der Verräther an diesem Bunde solle meineidig, gerichtet und verflucht sein. Als dann Graf Meinhard II. von Tirol, zum Reichsverweser in Kärnten, Krain und Steiermark von Rudolf ernannt, in diese Länder mit Heeresmacht einrückte, wurde er mit Jubel aufgenommen und nach Kräften unterstützt; die Burgen und Städte, in denen böhmische Besatzungen lagen, wurden eine nach der andern gewonnen, zuletzt auch Graz. Dann brach die gesammte Kriegsmannschaft der Lande über den Semmering gegen Wien auf. Auf die treue Anhänglichkeit dieser Stadt, der Ottokar nach einem entsetzlichen Brandunglücke Steuer-, Gewerbs- und Handelsfreiheit verliehen hatte, rechnete der Böhmenkönig. Sie und der Herzog von Bayern sollten seine linke Flanke decken, in den Pässen des Böhmerwaldes hoffte er selber schon der Deutschen Meister zu werden. Darum stellte Ottokar seine Hauptmacht bei Teipel auf und war des Sieges schon so gewiß, daß er sich auf Jagden und Hof-
festen ergöbte.

Steier-
mark.

Kloster
Rein.

Ottokars
Kriegs-
plan

¹⁾ Huber, l. c. I, p. 598.

²⁾ Böhmer-Redlich, Regesta imp. p. 150–157. — Die Salzburger Kirche allein erlitt durch Ottokars Verwüstungen ihrer Güter einen Verlust von 40.000 Mark. Huber, l. c. I, p. 595.

³⁾ Ottokar von Horned, bei Pez, l. c. III, p. 124–159. — Muchar, l. c. V, p. 361 ff.

vereitelt.

Aber mit einem kühnen Zug hat Rudolf alle seine Pläne durchkreuzt. Es gelang ihm nämlich, den Herzog Heinrich von Niederbayern zu gewinnen: er verlobte seine Tochter Katharina mit Heinrichs ältestem Sohne Otto und wies ihr als Brautshatz Oberösterreich an.¹⁾ Und jetzt nahm der Feldzug auf einmal eine ganz andere Richtung: — von Nürnberg gieng der Marsch des Reichsheeres nicht gegen Eger, sondern gegen Passau, Linz und Enns. Mit Salzburg war Rudolf früher schon verbündet. Wie ein Strom schwoh das Heer an jedem Marschtag durch den Beitritt getreuer Vasallen an, schnell war Wien umschlossen und bis unter die Mauern verwüftet, Klosterneuburg, von wo aus die Hauptstadt mit Lebensmitteln versehen werden sollte, überrumpelt. Steirer und Kärntner trafen im Lager des Königs ein, ein ungarisches Heer besetzte die Grenze Österreichs. In Eilmärschen warf jetzt Ottokar sein Heer gegen Wien, bei Drosendorf schlug er ein Lager auf. Allein im eigenen Lande erhoben sich die mächtigsten Familien der Riesenburg und Wittkowitz (Witigonen) im Aufstand gegen ihn.

Vor
Wien
18. Oct.
1276.

Friede.

Rudolf gieng über die Donau, und dem Böhmen konnte nach aller Berechnung nur eine schwere Niederlage bevorstehen. Da beugte Ottokar seinen stolzen Sinn und sandte Bruno von Olmütz, um wegen des Friedens zu unterhandeln. Am 21. November 1276 kam im Lager bei Wien ein Friede zustande, wonach Acht und Bann gegen Ottokar und seine Anhänger zurückgenommen, in den Frieden zwischen Ottokar und Rudolf alle ihre Diener unbedingt eingeschlossen und ihre Besitzungen ihnen gewährleistet wurden. Ottokar verzichtete einfach und bestimmt auf jegliches Recht an Österreich, Steier, Kärnten, Krain, die Mark, Eger und Portenau, hinwiederum belehnte ihn der römische König mit Böhmen, Mähren und allen andern Lehen, die seine Vorfahren und er vom Reiche mit Recht bis dahin besessen hatten. Um die Eintracht dauernder zu machen, sollte der böhmische König seine Tochter mit 40.000 Mark Mitgift einem Sohne des römischen Königs zur Ehe geben;²⁾ Rudolfs Tochter Gutta dagegen sollte mit gleicher Mitgift Ottokars Sohn Wenzel heiraten. Die Stadt Wien und ihr Bürgermeister Paltram wurden von Rudolf zu Gnaden angenommen, desgleichen Meister Ulrich, der Pfarrer daselbst. In den Frieden war auch der König von Ungarn einbezogen. Die Burgen, Festungen, Städte, die Ottokar von Ungarn genommen, wurden diesem Reiche zurückgestellt. Am 25. November erschien Ottokar in Rudolfs Lager an der Reichsstraße vor Wien, beugte sein Knie vor dem Könige, und empfing, nachdem er als Fürst und Vasall den Eid geleistet, die Belehnung mit Böhmen und Mähren.

Otto-
kar II.
Mitgift.

Wien öffnete jetzt seine Thore. Die ersten Verfügungen Rudolfs betrafen die Regierung der Länder: in Oberösterreich blieb bayrische Besatzung, Meinhard II. von Görz und Tirol waltete als Reichsverweser über Steier-

¹⁾ Das heißt als Pfand für 40.000 Mark.

²⁾ Pertz, Leges, II, p. 407. — Böhmer-Redlich, Regesta imp., p. 168.

mark, Färnten und Krain. Den Steirern gewährte Rudolf für ihre treue Anhänglichkeit an das Reich am 18. Februar 1277 nicht bloß Bestätigung ihrer alten Landeshandfesten, sondern auch folgende wichtige Garantie ihrer Rechte: „Damit nun der Inhalt dieses Majestätsbriefes von den künftigen Fürsten dieses Landes beobachtet werde, so befehlen Wir unter gegenwärtiger Belheuerung, daß, wenn ein jeweiliger Landesfürst von den Ministerialen der Steiermark den Eidschwur der Treue fordert, sie selbst zur Leistung eines solchen keineswegs verhalten werden sollen, bis der Fürst und Herr mit seinem körperlichen Eide verspricht, daß er den gegenwärtigen Vorrechtebrief in allem und jedem einzelnen halten wolle“; und versprach dabei, dieses Herzogthum aus des Reiches Händen nur einem Fürsten zu übergeben, den sie einer solchen Erhöhung für würdig erachten würden.¹⁾

Steirische
Landeshand-
feste.

Der Friede zwischen Ottokar und Rudolf war ohne Zweifel von beiden Parteien in ernstster Absicht geschlossen; er war aber nur in großen Zügen gezeichnet — und die Schwierigkeiten ihrer Durchführung machten neue Verhandlungen nothwendig; zuletzt scheiterte der Abschluß an der Weigerung Ottokars, die Wittkeweße, deren Abfall im letzten Kriege ihm hauptsächlich jeden Widerstand gegen Rudolf unmöglich gemacht hatte, als in den Frieden und in die Amnestie aufgenommen zu betrachten,²⁾ während Rudolf seine und des Reiches Anhänger der Rache des Böhmenkönigs nicht preisgeben wollte. Ottokar verzögerte ferner die Räumung von Hainburg und Eger, weil sie zur Mitgift seiner Gemahlin, der Stauferin Kunigunde, gehörten. Auch das Land nördlich der Donau wollte er nicht räumen und weder die in den österreichischen Ländern ausgehobenen Geiseln, noch die in Ungarn besetzten Burgen und Städte herausgeben. Allmählich wurden die Verhandlungen verbittert und bei Ottokar der Gedanke an einen Kampf auf Leben und Tod zuletzt zum festen Entschluß, zumal als die Lage Rudolfs schwierig wurde.

Neue
Ver-
hand-
lungen.

Das deutsche Heer war in die Heimat zurückgekehrt, das schnelle Wachsen Rudolfs hatte ihm unter den Fürsten viele Neider zugezogen. Als Herzog Heinrich von Bayern seine Hoffnung, Oberösterreich als Besiz zu bekommen, vereitelt sah, gab er den Einflüsterungen Ottokars Gehör, und ein Faß mit Silber, welches ihm der Böhme nach Straubing sendete, führte ihn zum Entschluß, gegen Rudolf feindselig aufzutreten. Zur Deckung der Kriegskosten hatte Rudolf eine hohe Steuer, fünf Schillinge von jeder Pflugschar, sechzig von jedem Hof, zwanzig von jedem Weinberg, dreißig von jedem Mülhrad aus schreiben müssen, und diese Steuer machte ihm viele seiner neuen Unterthanen abgeneigt.

Schwere
Lage
Rudolfs.

Bald ergaben sich Anzeichen von geheimen Zettelungen. Der Bürgermeister Paltram von Wien rief Johann von Güssing (Güns) zu Gunsten Ottokars zu einem Einfall gegen Rudolf auf. Die Sache ward entdeckt, Paltram mit seinen Anhängern mußte fliehen; allein die Gefahr für Rudolf war schon

Ver-
schwö-
rung.

¹⁾ Böhmer-Redlich, l. c. p. 182 f.

²⁾ Huber, l. c. I, p. 604—609. — Lorenz, l. c. II, p. 162. — Dudík, l. c. VI, p. 214.

so groß, daß die Wiener ihn zu bitten wagten: „Herr, Eure Leute haben Euch verlassen, Ihr habt keine Mannschaft um Euch, mit der Ihr dem Böhmenkönig widerstehen könnt; gestattet also, daß wir einen andern Herrn wählen, damit wir nicht mit Euch zugrunde gehen.“¹⁾

Rüftung-
gen.

Der Ausbruch der Feindseligkeiten (1278) überraschte, aber betäubte Rudolf nicht.²⁾ Paltram ward in Wien am 16. Juni 1278 verurtheilt, und die Entdeckung der Verschwörung trieb Ottokar zur Eile; er verließ Prag mit einem Heere am 27. Juni und in düsteren Ahnungen gab ihm das Volk das Geleite. Zu seinem Unglücke gelang es ihm nur langsam seine Streitkräfte zu sammeln, während Rudolf schnell und umsichtig alle Kräfte des Widerstandes vereinte.

Gefahr
Rudolfs.

Er bot die Mannschaft der Herzogthümer auf, er sandte an den Ungarnkönig dringende Botschaft um Hilfe und mahnte an Rettung die im Reiche. Aber theils war dies zu spät, theils waren einzelne Reichsfürsten gegen ihn erkaufte oder sahen unthätig voll Schadenfreude auf seine Noth, wie kurz vorher voll Neid auf seine unerwarteten Erfolge. Desungeachtet gieng Rudolf am 14. August kühn über die Donau, um seinen Feind in offenem Kampfe zu besiegen. Die Österreicher, Steirer und Kärntner stießen mit starker Macht zu ihm; am 23. August fand die Vereinigung mit dem Heere der Ungarn statt. In Marchegg stieß mit 100 Streitrossen Bischof Heinrich von Basel zu ihm, aus Schwaben gieng eine gleiche Anzahl mit, Bayern war ihnen verschlossen, sie hatten den Weg durch Salzburg genommen. Öffentlich erklärten sie, damit ihre geringe Zahl nicht entmuthige, Albrecht, der älteste Sohn Rudolfs, rücke mit 300 Rittern an; heimlich sagten sie dem Könige, weder Albrecht noch einer seiner Freunde könne schnellen Beistand leisten. Rudolf aber war getrost: „Mir genügt, eurem Schutze mein Leben anvertrauen zu können; rastet einen Tag, dann ziehen wir zur Schlacht. Gottes Gnade, die mich an das römische Reich gerufen, wird mich wundersam auch aus diesem Kampfe führen“ — und nahm, heldenmüthig seinem viel stärkeren Gegner ohneweiters entgegen-tretend,³⁾ Stellung zwischen Stillsfried und Dürnkrut. Die Schlacht ward auf den 26. August nach damaliger Sitte von beiden Seiten verabredet. Aus Rudolfs Lager vor Verrath gewarnt, trat Ottokar am Abend vor der Schlacht unbewaffnet unter seine Landherren: wer Böses gegen ihn sinne, möge eher ihn jetzt gleich tödten, als daß morgen Tausende mit ihm sterben. Alle gelobten ihm Treue; ein Ritter verhiess ihm, den König Rudolf oder sein Ross im Schlachtfeld niederzuwerfen.

Sein
Muth.

Stel-
lung.

March-
felder
Schlacht.
26. Aug.
1278.

Freitag nach Bartholomäus, früh sechs Uhr, rückten einander die Schlachtreihen entgegen.⁴⁾ Die Kräfte waren sich gleich geworden, nur hatte Rudolf mehr leichte, Ottokar mehr schwere Reiterei. Das Lösungswort im böhmischen

¹⁾ Böhmer, Fontes, II, p. 60.

²⁾ Daß Ottokar den Krieg längst wollte und vorbereitete, beweisen die Stellen, welche Böhmer sammelte, in Böhmer-Redlich, Regesta imp., p. 240.

³⁾ Böhmer-Redlich, Regesta imp., p. 249. — Böhmer, Fontes, II, p. 61.

⁴⁾ Die Quellen für die Geschichte des Krieges angeführt bei Böhmer-Redlich, Regesta imp., p. 250.

Heer war „Prag“, im Heere Rudolfs „Christus“. Rudolf hatte sein Heer in vier Scharen getheilt: die erste und zweite bestand aus Ungarn; die dritte, aus Steirern, Kärntnern, Krainern, Salzburgern und Schwaben, befehligte Rudolf selbst; ein Traum in der letzten Nacht, in welchem er den Adler über den Löwen siegen sah, galt ihm als frohe Vorbedeutung des Sieges. Die vierte Abtheilung, aus Österreichern bestehend, leitete der hundertjährige Haselauer. Ottokar hatte sein Heer in sechs Scharen getheilt: Böhmen, Mährer und Pilsener, Meißener und Thüringer, Schlesier, Sachsen und Niederbayern, Polen.¹⁾ Beide Könige nahmen da Stellung, wo die Gefahr am höchsten, denn für beide galt es um Reich, Leben und Ehre. Nach alter Weise giengen die Deutschen singend in den Kampf: „Sancta Maria, Mutter und Maid, all unsere Noth sei dir geclagt (geklagt).“ Rudolfs Krieger hatten sich durch Beichte und Communion auf den Tod vorbereitet (die Bischöfe, selbst der Papst, hatten den Bann über Ottokar ausgesprochen), sie giengen in den Kampf im Glauben an das gute Recht Rudolfs.

Ein Ritter Schorlin aus Basel konnte sein feuriges Ross nicht mehr zähmen und sprengte in die Feinde. „Helft ihm!“ rief Rudolf, und so kamen die Reihen zum Kampf; er wogte lange unentschieden, blutig hin und her; beide Theile wetteiferten in Todesverachtung. Der Reichschronist preist namentlich die Steirer und läßt den Burggrafen von Nürnberg dem Könige erzählen, er habe am Siege verzweifelt, bis er „die Frommheit der Steirer“ gesehen. Gegen Mittag wurde die deutsche Mitte durchbrochen und Rudolf, indem er seine Schlachtreihen herzustellen suchte, von einem Thüringer Ritter das Pferd erstochen. Walther von Ramswag deckte mit seinem Schilde den Gefallenen, der mit dem Ruf: „Nicht länger um mich einzigen kümmert euch, auf! eilt vielmehr in die Schlacht!“ sich rasch erhob. Die Nachhut rückte ein, und die Schlacht begann von neuem. Endlich ward das böhmische Heer durchbrochen und gegen den Fluß gedrängt. Ottokar, bisher der Löwe der Schlacht, berief die Nachhut unter Milota von Dudic zuhülfe, sie hatte sich aber schon zurückgezogen; die böhmischen Reihen lösten sich jetzt in Flucht auf. Seine Niederlage mochte Ottokar nicht überleben; er stürzte von neuem in das dichteste Kampfgewühl — schwerverwundet fiel er mit dem Ross.²⁾

Die Steirer.

Rudolfs Gefahr.

Ottokars Tod.

Ein Edler aus Österreich, der ihn erkannte und gern gerettet hätte, hob ihn auf, setzte ihn nieder, nahm ihm den Helm ab, damit er freier athmen könne. Aber Landherren aus der Steiermark tödteten den König mit vielen Stichen; es waren Verwandte des Mahrenbergers, die Blutrache übten. Thränen

¹⁾ Hatte früher Ottokar das Deutschthum in Böhmen gefördert, so pflanzte er jetzt auf einer Zusammenkunft mit den polnischen und slavischen Fürsten das Panier der gemeinsamen slavischen Interessen auf, klagte über die unerfüllten Wünsche der Deutschen, gegen deren Habgier er allein noch eine Schutzmauer des freien Polen sei. Huber, l. c. I, p. 608.

²⁾ Böhmer-Redlich, Regesta imp., p. 250. — Rudolfs Briefe über die Schlacht, bei Gerbert, Cod. ep. 159, 161.

standen in den Augen Rudolfs, als er die nackte, blutentstellte Leiche seines gewaltigen Gegners sah; er befahl, sie zu waschen und in Vinnen und Purpur zu hüllen.

So endete der hochstrebende Piemontese, „der Ruhm der Böhmen“. Rudolfs Sieg war glänzend. 12.000 Gegner deckten das Schlachtfeld. Das ganze böhmische Lager fiel in die Hände der Sieger.

Folgen
des
Sieges.

Rudolf war nicht säumig, seinen Erfolg zu benutzen. Rasch durchzog er Mähren, alle Orte unterwarfen sich, auch Olmütz unter seinem geschäftsgewandten Bischof Bruno. Brünn ward zur freien Reichsstadt erhoben.¹⁾ Bald kam Botschaft von der Böhmenkönigin Kunigunde, welche vor Markgraf Otto dem Langen von Brandenburg warnte, der unter dem Titel der Vormundschaft über Ottokars unmündigen Sohn Wenzel sich der Herrschaft über Böhmen bemächtigen wolle und gegen Rudolf rüste; zugleich bot die Königin Rudolf die Vormundschaft über Wenzel II. an. Rudolf nahm die Königin und ihre Kinder sogleich in Schutz und zog Verstärkung zum Kriege gegen Otto aus Österreich an sich. Dies brachte die Partei in Böhmen, welche noch einmal alles an eine Schlacht wagen wollte, zur Besinnung. Schnell kam der Friede zustande. Zur Deckung der Kriegskosten ward Mähren für fünf Jahre an Rudolf überlassen; die Vormundschaft über Wenzel solle Otto von Brandenburg auf fünf Jahre führen. Eine Familienverbindung solle die Einigung Böhmens mit dem Reiche befestigen: Wenzel mit Gutta, Rudolfs Tochter, und Rudolfs Sohn Rudolf mit Wenzels Schwester Agnes vermählt werden. In Tglau fand die Hochzeit statt. Ottokar von Horneck hat die Zusammenkunft schön beschrieben.²⁾ Kunigunde, die zum Zeichen der Trauer einen weißen Schleier trug, erschien ihm so schön, daß ein liebevoller Blick von ihr auch einen halbtodten Mann beleben müsse. Die Kinder — Wenzel und Gutta — waren im achten, Rudolf und Agnes im zehnten Jahre ihres Alters.

Friede
zu
Eglaun.

Ver-
lobung
in
Tglau.

Es war ein Unglück für Böhmen, daß Rudolf nicht die Vormundschaft erhielt, nur seine Kraft und Weisheit hätte die Unbändigkeit der Großen, die Habsucht des Brandenburgers und seiner Gefellen, die in Böhmen sich nur zu bereichern gedachten, in Schranken halten können.³⁾

Unglück
Böh-
mens.

Otto nahm im Jahre 1279 die Königin und ihre Kinder weg und hielt sie auf der Burg Besig in entbehrungsreicher Haft, raubte sogar die Schätze des Domes und ließ den jungen König Wenzel II. sogar über die Grenze bringen. Bald entstand ein Krieg aller gegen alle. Rudolf schritt im Herbst 1280 gegen den Markgrafen ein und gelangte mit seinem Heere bis Deutschbrod. Infolge der Anarchie und ungewöhnlicher Witterungsverhältnisse hörte der Anbau des Landes auf, entstanden in Böhmen, sonst der Kornkammer für die Nachbar-

1) Böhmer-Redlich, Regesta imp., p. 257.

2) Ottokar, cap. 173 ff. Vers 17859 ff. — Boczek, Mähren unter Rudolf, S. 11.

3) Palacky, Geschichte Böhmens, II, S. 290 ff. — Boczek, l. c. p. 16—20.

Länder, Hungerstoth und Krankheiten, die über 600.000 Bewohner hinrafften. Das allgemeine Elend lähmte, wie es scheint, den Kampf gegen den Regenten, der am 25. November 1280 einen Waffenstillstand und zu Weihnachten die Wiederanerkennung als Regent für den Rest der ursprünglich schon bestimmten fünf Jahre erlangte. Zuletzt mußte das Land Otto sein Recht auf die Vormundschaft und sogar den jungen König förmlich abkaufen. 1283 kehrte Wenzel II. zurück und übernahm die Regierung unter Leitung des Prager Bischofs Tobias, und Rudolf unterstützte ihn väterlich mit weisem und wohlwollendem Rath.

Nach dem Feste zu Iglau kehrte Rudolf nach Wien zurück¹⁾ und bereiste die Herzogthümer, die er dem Reiche wieder gewonnen hatte. Nach fünfjährigem Aufenthalte verließ er dies Land, nachdem er seinen Erstgeborenen Albrecht zum Reichsverweser für die Herzogthümer ernannt hatte. Auf dem Reichstag zu Augsburg, im December 1282, belehnte Rudolf mit Einwilligung der Wahlfürsten mit den Herzogthümern Österreich, Steier, Krain und Mark, wie solche Leopold und Friedrich, Herzoge von Österreich, besaßen und was Ottokar, König von Böhmen, dazu erworben (also Kärnten²⁾), seine Söhne Albrecht und Rudolf, erhob sie damit in die Zahl der Reichsfürsten, verlieh ihnen Fürstenrechte und empfing dagegen von ihnen Eid und Huldigung. So kamen Österreich und Steier an das Haus Habsburg. Die Einleitung hiezu war schon 1276 dadurch gegeben, daß die Kirchenfürsten dieser Länder die Lehen, welche die früheren Herzoge besaßen, an Rudolfs Söhne verliehen. Als die Stände dem Könige 1283 in Rheinfelden ihre Bedenken gegen die Regierung zweier Herzoge vortrugen, bestimmte Rudolf am 1. Juni, daß Albrecht und dessen männliche Erben diese Länder allein haben, dagegen aber den Rudolf mit einer noch nicht zu bestimmenden Summe abfinden solle, wenn es nicht gelinge, demselben binnen vier Jahren ein Reich oder ein anderes Fürstenthum zu verschaffen. So kam der tüchtige Albrecht in den Alleinbesitz dieser Lande.³⁾

Albrecht,
Reichs-
verweser

Albrecht,
Herzog.

Man hat diese Verfügungen Rudolfs als Ländersucht angeklagt. Böhmer sagt hierüber mit Recht: „Was sollte er denn anders mit Österreich beginnen? Konnte er das innerlich zerrüttete Grenzland, wie es erblos war, auch herrenlos zurücklassen? Hätte er es beim Reiche behalten, dann wäre es, wenn nicht Schlimmeres geschah, gleich Schwaben in einzelne Herrschaften zerfallen: wem hätte das genügt! Gab er ihm aber einen Herrn, so war es doch am natürlichsten, sein eigenes Geschlecht zu bedenken, welches das entfremdete Land zurückgewonnen hatte, welches die Kraft besaß, es zu zügeln, welches durch Heldenmuth und Weisheit seiner Söhne vor allen sich auszeichnete. Die Übertragung geschah aber auch in bester Rechtsform mit dem Willen des Landes, welches die Prüfung bestanden hatte, mit dem der Bischöfe, die dort angeessen waren, mit dem der Kurfürsten und Reichsstände. Blieben nun die Kurfürsten nach Rudolfs Tod bei

Rudolfs
gutes
Recht.

1) Böhmer-Redlich, Regesta imp., p. 263 f.

2) Lorenz, l. c. II, p. 275. — Huber, l. c. II, p. 6.

3) Böhmer-Redlich, Regesta imp., p. 382.

Habsburg, wie dies bei den früheren Königsgeschlechtern geschehen war und den karolingischen Satzungen entsprach, so konnte Österreich zum Heile Deutschlands dem neuen Hause die verlornen Reichsdomänen ersetzen und durch seine Kraft dem Vaterlande die Einheit erhalten, deren es zum unverkümmerten Fortleben bedurfte. Wenn nun die Selbstsucht der Kurfürsten dies änderte, und wenn die königliche Macht mit allen Mitteln des Mißbrauchs und der Zwietracht bald unrettbar untergraben wurde, so blieb nun doch wenigstens ein größeres Ganze an der Grenze, welches den Ungarn und Türken widerstand und der Krone, als die Habsburger sie wieder trugen, einen Schein ließ, daß sie nicht ganz in Verachtung sank. Nur dort im Südosten hat Deutschland bis heute kein Dorn eingebüßt.“¹⁾

Mein-
hard II.
von
Tirol.

Im Jahre 1286 am 1. Februar belehnte Rudolf auf Bitten seiner Söhne Albrecht und Rudolf den Grafen Meinhard II. von Tirol und dessen Erben mit dem Herzogthum Kärnten²⁾ und nahm ihn unter die Zahl der Reichsfürsten auf, bestimmte aber zugleich, daß dadurch dem Herzog Meinhard kein Recht an Krain oder die windische Mark erwachse. So kam das Haus der Grafen von Görz und Tirol in den Besitz des Herzogthums Kärnten. Über dieses Hauses und über Tirols frühere Geschichte nur wenige Sätze. —

Tirol.³⁾

Tirol.

Das „Land im Gebirge“, das wir heute mit dem Namen Tirol bezeichnen, war seit der Römerherrschaft in zwei Gebiete getheilt: der Süden gehörte zu Italien, der Norden zu Rhätien, und nach dem Sturme der Völkerwanderung war der Süden langobardisch, der Norden bayrisch-fränkisch. Der langobardische Süden bildete das Herzogthum Trient, das sich am rechten Etschufer bis über Meran erstreckte und nach dem Falle des Langobardenreichs in die Gewalt Karls des Großen gerieth (774). Trient bildete fortan einen Theil des Königreichs Italien, bis es von Otto I. sammt Verona und Friaul im Jahre 952 dem Herzogthum Bayern einverleibt, von Otto II. aber im Jahre 976 dem neu entstandenen Herzogthum Kärnten angegliedert wurde. — Der nördliche Theil des heutigen Tirol war stets ein Theil des Herzogthums Bayern und somit des Frankenreichs, respective Deutschlands. Im Norden wie im Süden bildete sich eine Reihe geistlicher

Herzog-
thum
Trient.

1) Böhmer-Redlich, Regesta imp., p. 11 f.

2) Die Söhne Rudolfs wurden 1282 mit Kärnten belehnt, traten aber dessen Regierung nicht an. Rudolf hatte Kärnten seinem getreuen Meinhard von Görz zugebach, konnte es ihm aber nicht verleihen, ehe nicht der Nachweis geliefert war, daß er nicht der Vasall eines andern Fürsten sei, denn die Erhebung zum Herzog schloß die Ernennung in den Reichsfürstenstand in sich, ein Reichsfürst durfte jedoch nicht der Vasall eines andern weltlichen Fürsten sein. Meinhard wies nun nach, daß die Grafschaft Tirol ein Lehen der Kirche Trient sei. Nun belehnte ihn der König 1. Februar 1286 mit Kärnten. Huber, l. c. II, p. 7.

3) Egger, Geschichte Tirols, I. Innsbruck 1872. — Huber, Die Entstehung der weltlichen Territorien der Hochstifter Trient und Brigen u., im „Archiv für österreichische Geschichte“, LXIII, S. 611 ff. — Huber, Geschichte Österreichs, I, S. 500 ff.

und weltlicher Herrschaften. Salzburg hatte Besitzungen im Unterinntal, Chur im Vintschgau, und zu Freising gehörte unter andern auch Innichen. Von größerer Bedeutung wurden aber die Bisthümer Trient und Brixen, indem beide im Jahre 1027 von Konrad II. die Reichsunmittelbarkeit erhielten und mit reichen Besitzungen ausgestattet wurden.

Das Bisthum Trient erhielt damals die gleichnamige Grafschaft (auch Herzogthum genannt) mit allen bisher dazu gehörigen Rechten und Gebieten mit Ausnahme des Baisugana, das zum Bisthum Feltre kam. Außerdem erhielt Trient noch die Grafschaft Bozen, das ist Eisack- und Etzthal von Klausen bis gegen Meran, endlich die Grafschaft Vintschgau, wozu auch ein Theil des Engadin gehörte.¹⁾ — Das Bisthum Brixen²⁾ aber erhielt im selben Jahre (1027) eine dem rebellischen Grafen Welf abgenommene Grafschaft, die das Eisackthal von Klausen aufwärts über den Brenner und das Inntal bis Zirl aufwärts und bis zur Ziller abwärts sich erstreckte. Dazu kam 1091 auch noch das Pustertal von Mühlbach bis zum freisingischen Gebiete von Innichen.³⁾

Bisthum
Trient.

Bisthum
Brixen.

Die weitere Geschichte des „Landes im Gebirge“ zeigt vorzugsweise, wie die beiden Bisthümer durch Verlehnungen an weltliche Dynasten sich schwächten, von den eigenen, nach Unabhängigkeit strebenden Lehensmännern und Bögten zerrissen wurden und endlich das ganze Land durch die Grafen Albert von Tirol und Meinhard von Görz wieder zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt wurde. Zunächst finden wir auf trientinischem Gebiete um 1074 einen Grafen Ulrich von Bozen als Lehensträger des Bischofs von Trient. Andere Vasallen von Trient waren die seit 1116 nachweisbaren Grafen von Eppan sowie die späteren Grafen von Greifenstein und die von Ulten, welche untereinander verwandt, vielleicht von jenem Bozener Ulrich abstammten⁴⁾ und mit dem Hause der Welfen verwandt waren. — Auch die Grafschaft im Vintschgau wurde gegen 1130 vom Trienter Bischof vergeben, und zwar an einen gewissen Adalbert, der ursprünglich ein Ministeriale des Brixener Bischofs, um 1120 von diesem in den Stand der Edlen erhoben und mit der Grafschaft im Eisackthale belehnt worden war. Nun war er zugleich Vasall von Brixen und Trient, und erhielt auch noch die Schutzvogtei des Bisthums Trient. Er hinterließ in gleicher Stellung zwei Söhne, Adalbert II. und Berthold, welche sich seit 1140 nach ihrer Eigenburg bei Meran Herren oder Grafen von Tirol nannten. Bertholds Sohn Heinrich erhielt um 1170 vom Trienter Bischof

Grafen-
schaften.

Die
Grafen
von
Tirol.

¹⁾ Huber, Die Entstehung der weltlichen Territorien der Hochstifter Trient und Brixen, im „Archiv für österreichische Geschichte“, LXIII, S. 612—626.

²⁾ Der ursprüngliche Sitz des Bischofs war die Felsenburg Säben, wurde aber um 990 in das von Ludwig dem Kinde im Jahre 901 geschenkte Brixen verlegt. Neblich, Zur Geschichte der Bischöfe von Brixen 907 bis 1125, in „Zeitschrift des Ferdinandeums“, III, Folge 28, S. 16. — Hirsch, Heinrich II., Bd. I, S. 61 ff.

³⁾ Huber, l. c. LXIII, p. 626—631.

⁴⁾ Ibid. p. 633, 643. — Huber, Geschichte Österreichs, I, S. 504.

den Mitbesitz der Grafschaft Bozen. Heinrichs Sohn ist der obenerwähnte (Abalbert III. oder) Albert von Tirol, ein mächtiger Herr, der um 1251 sein Einkommen auf 50.000 Pfund berechnete.¹⁾

Dießem Grafen von Tirol standen innerhalb des „Landes im Gebirge“ nur die Andechs-Meraner²⁾ ebenbürtig an der Seite, nachdem diese zwischen 1165 und 1170 vom Brigener Bisthume die Stiftsvogtei und die Grafschaften im Pusterthale und Unterinnthale erhalten hatten.

Die älteste Geschichte und Abstammung dieses Geschlechtes von den Guosfiern ist zu unsicher, als daß sie hier Platz finden könnte. Erst um die Wende des zehnten und elften Jahrhunderts wird es heller. Da finden wir zwei Linien dieses gräflichen Hauses, das damals den gemeinsamen Namen von Dießen führte. Die eine Linie nannte sich noch speciell von Thanning, Ambras und Wolfratzhausen und erlosch im Jahre 1157. Das reiche Erbe gieng nun über auf die andere Linie, die ebenfalls einen Specialnamen, von Gilching und Reichersbeuern, seit Berthold II. (gestorben 1151) aber von Andechs führte. Letzterer erwarb vom Bamberger Bischof die Grafschaft im Regnitzgau mit der Plassenburg. Bertholds II. Sohn und Nachfolger, Berthold III., war es, der, vom Glücke begünstigt, die weltgeschichtliche Größe des Hauses begründete.

Schon im Jahre 1157 erbte dieser Berthold III. von Andechs die Güter der erloschenen Linie und im Jahre 1158, nach dem kinderlosen Ableben seines Stiefsohns Ekbert II. von Neuburg-Pütten, die Grafschaften Neuburg, Schärding und Wimberg. Auch in Märrten und Krain, besonders um Windischgrätz, erbte er bedeutende Güter, als Nachlaß seiner Mutter Sophia, einer Tochter des Markgrafen Poppo II. von Istrien. Als aber gar Bertholds III. Bruder Otto im Jahre 1165 zum Bischof von Brixen erwählt wurde, erlangte er von diesem die Bisthumsvogtei und bald darauf, wohl noch vor 1170, die Belehnung mit den Grafschaften im Pusterthale und Unterinnthale. Zu den nunmehrigen sieben Grafschaften fügte Friedrich Barbarossa im Jahre 1173 die Markgrafschaft Istrien hinzu und im epochemachenden Jahre 1180 die Befreiung von der Oberhoheit Bayerns und somit die Würde eines Reichsfürsten. All diesen Erfolgen wurde die Krone aufgesetzt dadurch, daß Ende 1180 oder anfangs 1181 der Herzogstitel von Dalmatien (und Kroatien) oder von Meranien ertheilt und fortan von dem jungen Berthold IV. noch bei Lebzeiten des Vaters regelmäßig geführt wurde.³⁾

Um den Titel „Herzog von Dalmatien“ stritten sich bekanntlich seit langem der König von Ungarn und der Doge von Venedig. Da aber das Gebiet einst auch zum Reiche Karls des Großen gerechnet wurde, so machte man deutscherseits ebenfalls darauf Anspruch, und Friedrich Barbarossa ertheilte daher

¹⁾ Huber, Geschichte Österreichs, I, S. 504 f.

²⁾ Desele, Geschichte der Grafen von Andechs. Innsbruck 1877.

³⁾ Ibid. p. 16 f., 22 f., 93 f. — Huber, Geschichte Österreichs, I, S. 505.

diesen Titel im Jahre 1152 dem damaligen Grafen Konrad II. von Dachau und noch vor dessen Tode (gestorben 1182) auch noch dem jungen Undecher Berthold IV., der sich in den Jahren 1181 und 1182 Herzog von Dalmatien, 1183 bis 1195 abwechselnd von Dalmatien oder von Meranien, seit 1195 aber ausschließlich Herzog von Meran nannte, und diesen Titel auf alle Nachkommen vererbte, die im Jahre 1208 auch noch die Pfalzgrafenwürde von Burgund erwarben. Übrigens blieb der Titel „Herzog von Meranien“ stets ein bloßer Ehrentitel, da es ein wirkliches Herzogthum niemals gegeben hat.¹⁾

Herzog von Meran.

Berthold III. war also ein gar mächtiger Herr und als Bisthumsvogt für die Bischöfe von Brixen eine stete Gefahr. Das gilt ebenso von seinem Sohn und Nachfolger Berthold IV. (1188–1204). In welchem hohen Ansehen das Haus der Meranier damals stand, zeigt die Thatsache, daß selbst Könige sich um Prinzessinnen aus demselben bewarben. So wurde Bertholds IV. Tochter Agnes vom Könige Philipp II. August von Frankreich heimgeführt, eine andere Tochter, Gertrude, ward Gemahlin des Königs Andreas II. von Ungarn. Von seinen Söhnen wurde Eckbert Bischof von Bamberg und Berthold (V.) durch seine Schwester zunächst Erzbischof von Kalocsa und Wojwode von Siebenbürgen.

Berthold IV.

Dem glänzenden Aufsteigen dieses Geschlechtes folgte aber bald schweres Unglück und ein jähes Ende. Schon kennen wir das Unglück der armen Agnes von Meran,²⁾ den tragischen Untergang der übermüthigen Gertrude von Ungarn und die Verjagung ihres Bruders Berthold (V.).³⁾ Nur ein schwacher Ersatz für diese Schläge war es, daß der vertriebene Berthold (V.) Patriarch von Aquileja wurde, und eine entschiedene Schwächung der Hausmacht bedeutete die Theilung nach dem Tode Bertholds IV. Sein älterer Sohn Otto VII. erhielt den Titel „Herzog von Meranien“ und die meisten Besitzungen in Bayern und Franken und wurde Pfalzgraf von Burgund (1208). Der jüngere, Heinrich IV., erhielt die Markgrafschaft Istrien und die Besitzungen in Krain, Wolfratzhausen, Neuburg, Schärding und die Herrschaften und Rechte im „Gebirgslande“, Tirol. Heinrich ward wegen wirklicher oder angeblicher Theilnahme an der Ermordung des Königs Philipp von Schwaben geächtet, am 6. Januar 1209, und sofort benutzte der damalige Bischof von Brixen, Konrad von Rodank, die Gelegenheit, um das Bisthum von dem übermächtigen Geschlechte zu befreien. Er nahm die

Stanz und Unglück.

Otto VII.

Heinrich IV.

geächtet.

¹⁾ Defese, l. c. p. 72, 94 f. — Huber, l. c. I, p. 506. — Vergl. Bd. V, S. 593 dieses Werkes. 5. Aufl. — Übrigens muß noch hier betont werden, daß der Name der Stadt Meran in Tirol mit dem „Herzogthum Meranien“ in gar keinem Zusammenhang steht. Dieser Stadtnamen ist vielmehr an Ort und Stelle selbst entstanden aus Mairania (Maran, Mairan, Marein, Maraun, Meraun), dem alten Ausdrucke für Mähre. Eine solche Mähre fand sich nämlich neben dem römischen castrum Majense (Maja) und an derselben entwickelte sich allmählich eine Ansiedelung „An der Mairan“, die in der Folgezeit kurzweg Mairan oder Meran genannt wurde. Stampfer, Vorgeschichte von Meran, S. 34–37. Meran 1884.

²⁾ Vergl. Bd. V, S. 321, 441 dieses Werkes. 5. Aufl.

³⁾ Vergl. Bd. V, S. 463 f. dieses Werkes. 5. Aufl.

Grasschaften im Pustertthale und Unterinnthale in eigene Verwaltung, die Bisthumsvogtei aber übertrug er 1214 dem damaligen Grafen Albert (Adalbert III.) von Tirol. Der geächtete Heinrich wurde zwar wieder zu Gnaden aufgenommen, doch erhielt er nur einen Theil des einstigen Gebietes wieder zurück und starb 1228.¹⁾

Otto VII. und
 Sein Bruder Otto VII. (1204—1234) war glücklicher. Klug wußte er sich im deutschen Thronstreit zu halten und dem jungen Staufer Friedrich II. wertvoll zu machen. Im Geiste jener Zeit theilte er sich am Kreuzzuge Andreas' II. von Ungarn (1217) und spielte eine bedeutende Rolle in Deutschland während der Abwesenheit des Kaisers und als Friedensvermittler zu San Germano (1230). Ihm gelang es im Jahre 1231 von dem Brigener Bischof, Heinrich von Taufers (1225—1235), die Wiederbelehnung mit den Grasschaften im Pustertthale und Unterinnthale zu erlangen. Bezüglich der Bisthumsvogtei vereinbarte er sich mit Albert von Tirol zu Gunsten des letzteren; er gedachte auf friedlichem Wege das Verlorene und noch mehr zu erreichen durch die ohne Zweifel schon damals geplante Vermählung seines Sohnes Otto VIII. mit Elisabeth, der jüngeren Erbtöchter Alberts. Innsbruck.
 Bald darauf, nach 1232, erhob er den Markt Innsbruck zum Rang einer Stadt, und 1234 starb er.²⁾ Sein Sohn und Nachfolger Otto VIII. beobachtete im allgemeinen dieselbe Politik. Er vermählte sich spätestens 1239 mit Elisabeth, der Tochter Alberts von Tirol, und so, in seinen Ausichten bezüglich des „Landes im Gebirge“ gefestigt, machte er sich daran, auch die andern Gebiete, die einst durch die Achtung des Herzogs Heinrich IV. verloren gegangen waren, wieder zu gewinnen. Darüber gerieth er mit dem nunmehrigen Besitzer derselben, Otto dem Erlauchten, Herzog von Bayern, in Kampf, der im allgemeinen für ihn unglücklich verlief und mit seinem (vielleicht gewaltsamen) Tode am 19. Juni 1248 endete. — Mit ihm erlosch der Mannsstamm der Andechs-Meraner.³⁾

Das Erbe wurde zerstückelt. Einen großen Theil bekam der Herzog von Bayern; Istrien und Krain behauptete der Patriarch von Aquileja, die Pfalzgrafschaft in Burgund fiel an den Grafen von Chalons, die Lehen des Bisthums Brigau aber kamen zufolge eines Vertrages vom 21. März 1241 in den Besitz der Grafen von Tirol.⁴⁾

Albert von Tirol
 Albert von Tirol, Schwiegervater des letzten Andechs-Meraners, war der glückliche Erbe, dessen Besitz schon fast das ganze heutige Tirol umfaßte. Es reichte — mit Unterbrechungen — vom Gardasee bis zu den nordtiroler Kalkalpen, und von Pontast im Engadin bis zur Einmündung

¹⁾ Diefele, l. c. p. 84, 96 f. — Egger, l. c. I, p. 223—227.

²⁾ Diefele, l. c. p. 100 f. — Egger, l. c. I, p. 243 f. — Huber, l. c. I, p. 507.

³⁾ Diefele, l. c. p. 101—103. — Egger, l. c. I, p. 246 f., 250 f., 256.

⁴⁾ Egger, l. c. I, p. 257. — Diefele, l. c. p. 212.

der Isel in die Drau. Weil Albert nur Töchter, Elisabeth und Adelheid, hatte, so war er schon beizeiten darauf bedacht, das Erbrecht in weiblicher Linie für alle Lehensgebiete zu erreichen. Es gelang ihm dies beim Bischof von Chur im Jahre 1228, bei Trient im Jahre 1240 auf friedlichem Wege; mit Gewalt aber zwang er im Verein mit Otto VIII. von Andechs-Meran die maßgebende Urkunde vom 21. März 1241 dem erwählten Bischof Egno von Brixen ab. Eine weitere Vermehrung des Besitzes erfuhr das Haus Tirol im Jahre 1253, wo derselbe Egno, seit 1250 vom Papste zum Bischof von Trient ernannt, in drangvoller Lage sich genöthigt sah, Albert von Tirol auch mit den Lehensgütern der 1248 ausgestorbenen Grafen von Ulten zu belehnen. Einige Tage darauf, am 22. Juli 1253, starb Albert von Tirol, als der letzte seines Stammes.¹⁾

sichert
das Erbe.

Von den beiden Erbtöchtern war Adelheid seit 1236 die Gemahlin des Grafen Meinhard III. von Görz, Elisabeth aber, Witwe Ottos VIII. von Andechs-Meran, war in zweiter Ehe mit dem Grafen Gebhard von Hirschberg vermählt. Beide Grafen theilten am 10. November 1254 das Erbe: Gebhard von Hirschberg erhielt das Innthal von der Zammer Brücke abwärts, das Wipp- und Eisackthal von Innsbruck bis Oberau bei Franzens-ferste und dazu die Vogtei über das Bisthum Brixen. Alles übrige, also den Haupttheil der Tiroler Herrschaft, erhielt Meinhard III. von Görz, und er nannte sich fortan auch Meinhard I. von Tirol. Im selben Jahre 1254 erlangte Meinhard I. vom Trienter Bischof auch die Belehnung mit den Bisthumlehen der soeben ausgestorbenen Grafen von Eppan. Nach seinem Tode (1258) machten seine beiden Söhne, Meinhard II. und Albert, Anspruch auf das Erbe ihrer 1256 kinderlos verstorbenen Tante Elisabeth von Hirschberg, und sie drangen durch (1263); so daß nunmehr wieder das ganze Gebiet Alberts von Tirol geeinigt war bis auf ein paar Schlösser im Innthale, die aber Meinhard II. im Jahre 1284 ebenfalls durch Kauf um 4000 Mark Silber erwarb. Die beiden Brüder theilten aber im Jahre 1271 derart, daß alles westlich von der Mühlbacher Klause, also das eigentliche Tirol, dem Meinhard II., alles östlich, sammt dem Stammlande Görz, dem Albert zufiel.²⁾

Mein-
hard I.
von
Tirol.

Mein-
hard II.

Der Ursprung des Geschlechtes der Grafen von Görz ist dunkel. Um 1122 erscheinen die Brüder Heinrich, Meinhard und Engelbert I. als Grafen von Görz. Ihre Besitzungen waren größtentheils Lehen der Kirche von Aquileja; an Rang giengen sie den Grafen von Tirol voran, sie waren Bögte der Patriarchen von Aquileja und Landmarschälle von Friaul, besaßen anfangs Görz nur zur Hälfte, seit 1202 aber vollständig, und waren Pfalzgrafen des Herzogs von Kärnten. Meinhard III. von Görz ist als Graf von Tirol

Die
Grafen
von
Görz.

¹⁾ Huber, l. c. I, p. 508—510.

²⁾ Ibid. p. 507, 510 f.

Meinhard I., derselbe, welcher nach Friedrich des Streitbaren Tod Verweser der Steiermark wurde. Er starb 1258 und hinterließ die zwei schon erwähnten Söhne: Meinhard II. und Albert.

Mein-
hard II.

als
Landes-
fürst.

Meinhard II. hatte viele Fehden mit dem Bischof von Trient, der auch von Gzzelin bedrängt war, mit dem er, um den Bischof zu schrecken, in ein Bündnis trat. Seit 1271 war er durch Theilungsvertrag mit seinem Bruder Alzein herr von Tirol, die Rückgabe der entrißenen Güter an das Stift von Trient verordnete er aber erst 1295 in seinem Testament. Obgleich er dem Bischof gegenüber im Unrecht war, so hatte sein Kampf mit demselben doch die gute Folge, daß Trient deutsch blieb. Als Landesfürst in Tirol waltete er 1258 bis 1295; er ist der erste Landesfürst und hat auch diesen Namen in einer Urkunde (1294). Er entfernte durch Kauf fast alle Dynasten des Landes, die neben ihm landesherrliche Gewalt besaßen, und es gab so außer ihm und den Bischöfen keinen reichsunmittelbaren Herrn mehr. Im Jahre 1283 bekräftigte ihm auch Konrad III. von Chur vor König Rudolf, daß die Grafschaft Tirol nie zu einem Herzogthume, weder zu jenem von Bayern, noch zu jenem von Schwaben gehört habe, und so übte er unter alleiniger Oberhoheit des Reiches über Tirol als Landesfürst unabhängige Gewalt aus. Zu König Rudolf stand er in sehr inniger Beziehung, gehörte zu dessen engsten Vertrauten, hatte directen Antheil an seiner Wahl; seine Tochter Elisabeth wurde die Gemahlin Albrechts I. von Oesterreich und so die Stammutter dieses ganzen Geschlechts. Im Streit gegen Ottokar von Böhmen that er die wichtigsten Dienste; 1286 beehrte ihn Rudolf dafür mit Kärnten, pfandweise besaß er Krain, Triest wählte ihn freiwillig zum Capitaneus aus Furcht vor Venedig — und so reichte seine Macht vom Inn bis zum Adriatischen Meere! 1259 hatte sich mit ihm Elisabeth, die Mutter Konradins, vermählt; sie starb 1273 und ruht im Cistercienser-Kloster Stams, das sie dem Andenken ihres unglücklichen Sohnes gestiftet hatte.¹⁾ —

Die
Mutter
Kon-
radins.

Die letzten Zeiten Rudolfs.

Drei Herzogthümer waren mit dem Frieden und der Einigung dem Reiche wieder gegeben: das war unstreitig eine verdienstvolle Leistung! Doch Rudolf hatte noch viel größere Ziele: er wollte das Königreich Burgund herstellen und seinem Sohn Hartmann mit der Nachfolge im Reiche zuwenden. Das Königreich Burgund war aber der Schlüssel zu Italien, somit hatte Rudolf die Absicht, die Rechte des Reiches an Italien zu wahren und die Kaiserkrone sich aufs Haupt zu setzen,²⁾ und war fern von jener kleinlichen

Rudolfs
Politik.

¹⁾ Rinf, l. c. p. 310—360. — Egger, l. c. I, p. 295—325.

²⁾ Böhmer-Redlich, Regesta imp., p. 10.

Politik, welche ihm in einer alten Anekdote auf die Frage: warum er nicht nach Rom ziehe? in den Mund gelegt wird: „Es wurden viele Thiere in einen Berg geladen, auch der Fuchs; sie giengen in den Berg, nur der Fuchs blieb draußen und wartete auf die Rückkehr der andern; als ihrer aber sehr wenige herauskamen, wollte er nicht hinein.“ — Das wäre eine sehr kurz-sichtige Staatskunst, die für große Verhältnisse keinen Sinn hätte. Rudolf war unablässig bestrebt, den Deutschen ihre alte Ehrenstellung unter den Völkern Europas zu bewahren, aber die Eifersucht der deutschen Fürsten auf seine rasch gestiegene Macht trat ihm hemmend entgegen.

Zunächst galt es, den Landfrieden in Deutschland herzustellen; die lange Dauer der kaiserlosen Zeit hatte die Deutschen an Unbändigkeit gewöhnt. Am 1. Juni 1281 verließ Rudolf Wien und am 6. Juli verkündete er zu Regensburg den bairischen Landfrieden, am 25. Juli zu Nürnberg den fränkischen, am 14. December den rheinischen Landfrieden;¹⁾ die thüringischen und sächsischen Einigungen, die zur Erhaltung der Ordnung von Fürsten, Bischöfen und Städten geschlossen waren, nahm Rudolf 1290 auf dem Hoftage zu Erfurt²⁾ in seinen Schutz, gab ihnen weitere Ausdehnung und ließ sie vom Volke beschwören. Gegen Widerspenstige schritt der König mit Waffengewalt unerbittlich ein. Man nannte darum Rudolf das lebendige Gesetz (lex animata). Die Burgen der Friedensstörer wurden gebrochen, sie selber gehängt, geköpft, geviertheilt. Ein gleichzeitiger Geschichtschreiber³⁾ sagt deshalb: „Bei Lebzeiten und unter der Regierung Rudolfs war Friede in allen Theilen von Deutschland, und zwar, solange noch ein Hauch des Lebens in ihm war; ein Friede, wie dergleichen auf Erden niemals war, noch gesehen worden. Vor seinem Angesichte ruhte das ganze Deutschland und fürchtete sich ein jeder; und alsbald, nachdem er verschieden war, wurde der Friede im ganzen deutschen Reiche gebrochen und so zerstört, als ob er niemals bestanden hätte.“

Aber nicht bloß kleine Raubritter, auch mächtige Fürsten wurden zu Paaren getrieben. Köln hatte sich einiger Güter und Burgen bemächtigt, die dem Reiche gehörten; als Erzbischof Siegfried sie nicht herausgeben wollte, wurden schnell seine Festungen gebrochen und er zum Gehorsam gezwungen. — Gern hätte Rudolf das Herzogthum Schwaben hergestellt, allein es waren die Landesherren in der Staufenzzeit schon so mächtig und das Reichsgut schon lange so zertheilt worden, daß es nicht mehr möglich war. Unter den Landherren war besonders das Geschlecht der Grafen von Württemberg mächtig.⁴⁾

Die Burg Württemberg (Wirdeneberg, Wirtenbere, selten Wirtembere) stand auf einer Anhöhe beim Dorfe Rothenberg zwischen Eslingen und Cann-

1) Böhmer-Redlich, Regesta imp., p. 319, 323, 326.

2) Ropp, l. c. I, p. 447 ff.

3) Ellenhardus, Chronicon, bei Böhmer, Fontes, II, p. 134 (von Böhmer noch irrthümlich einem Gottfried von Ensmingen zugeschrieben).

4) Christoph Friedrich Stälin, Württembergische Geschichte, II, S. 477—502. Stuttgart 1847. — Paul Friedrich Stälin, Geschichte Württembergs, I, S. 369 ff. Gotha 1882.

statt; der älteste nachweisbare des Geschlechtes ist Konrad (um 1089), sein Wappen bestand in drei schwarzen Hirschhörnern in goldenem Felde. Stammverwandte waren die Grafen von Nellenburg und Grüningen; sie stiegen durch Anlehnung an die Kaiser, durch klugen Haushalt, durch Übernahme einträglicher Vogteien, durch Sparsamkeit in Schenkungen an die Geistlichkeit, durch kluge Ausbeutung der Zeitumstände empor. Als der Stern der Staufer ihm zu sinken schien, gieng Graf Ulrich von Württemberg (1241—1265) in der Schlacht bei Frankfurt (1246) zum Gegenkönige über. „Dieser Graf“, sagt Albert von Beham, „leuchtet hervor durch blutbefreundete Streiter und kriegerische Macht und beherrscht Schwaben mit Hilfe seiner Blutsfreunde.“ — Sein Sohn, Graf Eberhard, „Gottes Freund und aller Welt Feind“, betritt mit den Grafen von Helfenstein und Zollern¹⁾ selbst Recht und Gut des Königs Rudolf von Habsburg, ward 1286 bezwungen und die Mauern Stuttgarts nach einmonatlicher Belagerung gebrochen; Eberhard mußte mehrere Güter und Burgen herausgeben. — In ähnlicher Weise ward 1286 der Bischof von Speier genöthigt, Lauterburg herauszugeben. Im Norden Deutschlands hielten in des Königs Namen Albrecht der Große von Braunschweig und Herzog Albrecht von Sachsen den Landfrieden aufrecht. Den Deutschrittern, welche im Nordosten die Sache unserer Nation aufs tapferste verfolgten, schenkte fortwährend Rudolf seine volle Huld.

Hartmann.

Seinem Lieblingssohne Hartmann hatte Rudolf die Nachfolge im Reiche und das Königreich Burgund zugebracht. Da Frankreich sich eines großen Theils des letzteren bemächtigt hatte und Rudolf auf einen Krieg mit Frankreich denken, also auch für einen Kampfgenossen sorgen mußte, so verlobte er Hartmann mit Johanna, der Tochter König Eduards I. von England. Aber ein Unglücksfall machte diesen Plan zunichte. Als am 20. December 1281 der achtzehnjährige Hartmann bei Rheinau zwischen Straßburg und Breisach über den Rhein fahren wollte, stieß das Schiff an einen Ast, schlug um, und Hartmann ertrank.

Rudolf gab jedoch seinen Plan auf Burgund noch nicht auf.

Burgund

Er begann 1283 Krieg mit dem Grafen von Savoyen, der sich in Burgund auszudehnen suchte, vermählte sich, obchon fünfundsiebzighjährig (Gertrud, seine erste Gemahlin, war 1281 gestorben), mit der vierzehnjährigen Elisabeth, der Tochter des Herzogs Hugo von Burgund, um festen Fuß im Lande zu fassen. Zum gleichen Zwecke unternahm Rudolf 1289 einen Feldzug gegen den Grafen Otto von Burgund und dessen Helfer, den Erzbischof von Besançon, die Grafen von Chalon und Artois, und rückte mit 6000 Reitern und 118.000 Fußgängern, worunter 1200 Schweizer, die als muthige und gewandte Krieger gerühmt werden, bis an den Doubs vor und belagerte Besançon. Die Gegner wagten die angebotene Schlacht nicht anzunehmen und am 1. September leistete der Graf Otto von Burgund dem römischen Könige die Huldigung gleich seinen Vorfahren.²⁾ — Damit ward dem übergreifen französischen und italienischen Wesens und Einflusses auf altes deutsches Reichsgebiet wenigstens vorübergehend Einhalt gethan. Noch im selben Jahre, October 1289, wies

Huldigt.

¹⁾ Und andern, s. Paul Friedrich Stälin, l. c. II, p. 460.

²⁾ Hirn, l. c. p. 120 ff., 159 ff. — Böhmer, Fontes, II, p. 26 u. 127.

Rudolf von Straßburg aus in kräftigen Worten die Annahmen Frankreichs zurück, welches im Gebiete von Verdun die alte Reichsgrenze zu überschreiten suchte. — Von demselben Gedanken, die Oberhoheit Deutschlands über alle Reichsländer geltend zu machen, wurde ohne Zweifel König Rudolf auch da geleitet, als er sich zu einer Zusammenkunft mit König Karl II. von Neapel (=Sicilien), Ende April 1291, zu Sudresin am Neuenburger See herbeiließ. Zwar haben wir über den Verlauf dieser Begegnung und den Gegenstand der Besprechung keinerlei Urkunden; doch läßt sich als sicher annehmen, daß Karl II. als Inhaber der Provence, für dieses der deutschen Oberhoheit unterstehende Gebiet die Huldigung nicht versagt hat. Als ebenso sicher ist aber anzunehmen, daß bei dieser Zusammenkunft auch die ungarische Frage besprochen wurde.¹⁾

Große Pläne hegte Rudolf mit Ungarn. Seine Tochter Clementia hatte er mit Andreas, dem Bruder Ladislaus' IV. des Rumänen, verlobt; als dieser minderjährig starb, wurde Clementia mit Karl Martell, dem Sohne des Karl von Anjou, verlobt, mit dem ungarischen Hof jedoch die innigste Verbindung unterhalten. Leider nahm sich der Ungarnekönig Ladislaus IV. Rudolfs echte Männlichkeit gar nicht zum Vorbild.

Blind seiner Neigung für eine schöne Rumanin, Edua, folgend, vergaß er seiner Pflichten gegen Gattin und Reich, ließ erstere, eine Tochter Karls von Anjou, einsperren und lebte unbekümmert um die Regierung, um den Zorn seiner Großen, um die Noth seines mißhandelten Volkes, in humanischer Tracht mit den Rumänen unter Zelten. Als er aus Neigung zu einer andern Rumanin die Edua vernachlässigte, ließ ihn diese am 10. Juli 1290 im nächtlichen Dunkel ermorden. Ladislaus endete achtundzwanzig Jahre alt, ohne einen rechtmäßigen Nachkommen zu hinterlassen. Auf dem Reichstage zu Erfurt verließ am 31. August 1290 Rudolf seinem Sohne Albrecht Ungarn als ein erledigtes Lehen des Reiches, denn in seiner und vieler Edlen Gegenwart habe Bela IV. vom Kaiser Friedrich II. Ungarn als Reichslehen empfangen. Papst Nikolaus IV. (1288—1292) jedoch sprach Ungarn als Lehen der Kirche an. Doch weder der Kaiser noch der Papst vermochte seine Ansprüche durchzusetzen, vielmehr handelten die ungarischen Magnaten im Sinne völliger Unabhängigkeit nach beiden Seiten und wählten mit ungewöhnlicher Raschheit Andreas den Venetianer, einen Neffen Belas IV., zum Könige, und feierten die Krönung schon am 23. Juli 1290.²⁾

Während des gleichen Reichstages erhielt Rudolf die Nachricht, daß sein dritter Sohn Rudolf, dem er nach Hartmanns Tod die Nachfolge im Reiche zuwenden wollte („denn Albrecht war mit Österreich hinlänglich ausgestattet, besaß auch dort Arbeit genug“,³⁾ bei einem Besuche in Prag am 10. Mai 1290 gestorben sei. Nun war freilich Albrecht der einzige, an den er noch denken konnte. Auf einem Reichstag zu Frankfurt am 20. Mai 1291

¹⁾ Böhmer-Redlich, Regesta imp., VI, 1, p. 490, 524.

²⁾ Eszday, Geschichte der Ungarn, übersetzt von Dárbai, I, S. 302. Berlin 1899.

³⁾ Böhmer-Redlich, Regesta imp., p. 601.

suchte Rudolf im Vorgefühl seines nahen Endes die Fürsten für Albrecht zu stimmen, aber sie wollten nicht alle einwilligen.¹⁾

König
Rudolf Damit trat offen zu Tage, daß der Einfluß und die Macht des Königs im Sinken seien. Die Noth der Zeit und die anerkannte Tüchtigkeit hatten Rudolf auf den Thron gebracht. Die drei geistlichen Kurfürsten waren für ihn, die weltlichen wurden mit Töchtern des Königs vermählt. Das Volk hatte die Wahl des einfachen, biedereren, tüchtigen Mannes mit Jubel begrüßt; Rudolf selber, die Aufgabe, die er übernommen, als Feldherr und Staatsmann glänzend gelöst. Als er 1281 von Wien nach dem Oberrhein zurückkehrte, stand der Habsburger auf der Höhe seines Ansehens.

und seine
Begner. Aber nun kam der Meid bei den Großen und die Unzufriedenheit bei den Kleinen; der rasche Wechsel in der päpstlichen Regierung und der Umstand, daß zuletzt der franzosenfreundliche Nikolaus IV. (1288—1292) den heiligen Stuhl bestieg, verhinderten ein Einschreiten in Italien, die Kaiserkrönung, den Kreuzzug, die Beschäftigung der übersprudelnden Kraft der Nation. Diese wollte sich nun in inneren Unruhen und Fehden austoben; Rudolf jedoch hielt strenge den Landfrieden aufrecht und verletzte dadurch den räuberischen Adel. Die Strenge, mit der Rudolf entrißenes Reichsgut wieder betrieb, ward von den Großen als Eigensucht gescholten. Die Kriege, welche der König für das Reich führte, verschlangen große Summen, diese mußten durch Steuern gedeckt werden. Darum wurden die Städte mit ihm unzufrieden, wie über die Art, wie er die Rechte der Kirche — die meisten Städte waren damals mit ihren Bischöfen im Streit — eifrig wahrte.

Tile
Kolup. Ein Zeichen der Mißstimmung ist, daß anfangs 1285 ein Abenteurer, ein Schmied Tile Kolup,²⁾ welcher sich für den aus dem Morgenlande zurückgekehrten Kaiser Friedrich II. ausgab, dem er wunderbar ähnlich sah, aus dessen Leben er auch eine Menge Züge zu erzählen wußte, Anhang finden konnte. Allerdings war er nur ein Werkzeug in anderer Hand, um Rudolf zu stürzen, auch scharten sich die Ketzer um ihn, denn er versprach „alle Pfaffheit zu vertreiben“. Allein der Anhang des Betrügers von Köln bis Wehlar wurde so groß, daß nach dem Ausdruck eines Zeitgenossen das Schiff Rudolfs zu schwanken und das Volk zu zweifeln begann, wen es eigentlich als seinen Herrn betrachten solle. Rudolf hielt die Sache auf einmal für so gefährlich, daß er die Belagerung Colmars aufgab und mit seinem Heer nach dem Norden aufbrach. Wehlar lieferte ihm den Betrüger aus, der am 7. Juli als Ketzer verbrannt wurde.

Solch ein Zeichen sinkenden Einflusses war auch die Ablehnung der Wahl Albrechts, obschon die Kurfürsten, um Rudolf nicht zu kränken, die Berathung nur aussetzten.

¹⁾ Böhmer-Redlich, Regesta imp., p. 526.

²⁾ Ibid. p. 418—420.

Der treue Erzbischof von Mainz, Heinrich der Knoderer, war im Jahre 1288 gestorben und Gerhard von Eppenstein, früher Domherr in Trier, ein bössartiger Feind des Hauses Habsburg, wurde 1289 Erzbischof in Mainz. Wenzel von Böhmen hätte wohl dem jungen Rudolf die Stimme gegeben,¹⁾ machte aber Schwierigkeiten gegen Albrecht, der ihn beleidigt hatte. Es war die letzte Kränkung, die Rudolf widerfuhr. — Als er auf der Burg zu Germersheim des herannahenden Todes gewiß wurde, rief der greise Held: „Wohlauf, hin zu Speier, da mehr meiner Vorfahren sind, die auch Könige waren! Daß niemand mich hinzuführen braucht, will ich selbst zu ihnen reiten.“ — „Daß war König Rudolfs Grabesritt.“ Rudolf starb, 73 Jahre alt, am 15. Juli 1291 zu Speier, seiner Sinne und Sprache bis zum Ende vollkommen mächtig.

Gerhard von Mainz.

Rudolfs Tod.

Die Nachwelt war gerechter gegen Rudolf als die Mitwelt. Die Noth späterer Zeiten bewies, was das Reich am ersten Habsburger besaß. Er war ein klarer Kopf, er war ein kühner Degen, er war ein Staatsmann und dabei ein Feldherr, er war arbeitfam im Kleinen wie im Großen, aufmerksam auf das Einzelne und doch nie klein im Großen; unter dem Sturm der Ereignisse verlor er die Übersicht über das Ganze nie; streng gegen das Verbrechen, war er mild gegen persönliche Feinde. Vom einfachen Grafen rasch zu wunderbarer Macht emporgehoben, blieb ihm dennoch die Härte und der Stolz der Emporkömmlinge fern und bewies er, während die Herrschaft sonst das Gefühl abstumpft, stets ein edelführendes Herz und vergoß heiße Thränen bei der Leiche seines Todfeindes. Er hat aus dem Becher der Gewalt getrunken und wurde doch nicht berauscht. Gerade daß Rudolf auch auf der Höhe der Macht sich nie überhob, daß er der einfache Mann blieb wie vorher, hat sein Bild dem deutschen Volke tief ins Herz geprägt; man wiederholte gern sein Wort: er halte keinen Menschen für adelig, welcher die Armen beraube und die Gerechtigkeit nicht kenne; dann wie er, ein demüthiger Herr, im Lager sein Wams selber flickte; wie er, als dem Heere die Zufuhr abgeschnitten war, eine Rübe aus dem Felde zog, um sie roh zu verzehren; wie ihn eine Bäckersfrau zu Mainz, die ihn nicht kannte, schalt, als er sich an ihrem Feuer wärmen wollte, und sie dann, an den Hof berufen, ihr Schelten wiederholen mußte und Fleisch und Wein zum Dank erhielt; wie er immer schlagfertig Witz mit Witz vergalt. Namentlich aber blieb seine Gerechtigkeitsliebe in der Erinnerung: „Der hat Rudolfs Redlichkeit nicht“, sagte man von so manchem späteren Fürsten. „Setzt bin ich sicher, denn ich habe mit dem biedersten Manne der Welt getrunken!“ rief der Graf von Güssing — früher sein Feind, als es ihm gelungen, unerkannt zu des Königs Tafel zu treten und einen Becher Wein zu erhaschen.

Urtheil der Nachwelt.

„Bis auf diesen Mann war das gleichsam in Vergessenheit begrabene Reich ohne Kaiser und ohne König in voller Verwirrung durch Brand, Raub

¹⁾ Die diesbezügliche Erklärung Wenzels vom 13. April 1290, bei Stopp, l. c. I, p. 903.

und Mord grausam zerrissen.“¹⁾ Rudolf hat das zerfallene Reich wieder befestigt, Ordnung und Frieden hergestellt, den deutschen Namen wieder zu Ehren gebracht. Die Nation hat ihn zu dieser Aufgabe berufen, und er hat sie durch rechtliche Mittel gelöst, nicht durch Raub, Mord, Brand, Verbrüderung mit dem Erbfeinde gegen sein eigenes Volk; er ist nur auf edlen Wegen, nicht aber durch Blut und über Verbrechen zur Macht emporgestiegen.

¹⁾ Chronicon Sampsetrinum Erfurtense, bei Mencken, *Scriptores rer. Germ.*, III, p. 279. — Anziehende Züge im Chronicon Colmariense, in Böhmer, *Fontes*, II, p. 44–72.

Bonifaz VIII. — Philipp der Schöne. — Der Untergang der Templer.¹⁾

Mit dem Vorwurf: „Das Papstthum ist französisch geworden“, begründeten die Aragonesen ihren Kampf gegen die päpstliche Politik. Wir stehen hier an einer bedeutsamen Wendung in der Geschichte des Papstthums: es hört auf, „durch die Lage der Dinge, durch den Willen der Völker und Fürsten, durch die Gewalt der öffentlichen Meinung dazu gedrängt, als oberster Moderator an der Spitze des europäischen Gemeinwesens zu stehen, das christliche Völkerrecht zu verkünden und zu beschirmen, internationale Streitigkeiten zu schlichten, zwischen Fürsten und Völkern zu vermitteln, Frieden unter den kriegführenden Staaten zu stiften, das große geistlich-weltliche Tribunal zu sein“. Die Politik der Staufer zwang es, Hilfe bei Frankreich zu suchen, und diese Hilfe ward um den Preis der Freiheit, der erhabensten Stellung, erkaufte. Als ein hochbegabter Mann noch einmal in der Art von Geistesriesen wie Gregor VII. und Innocenz III. dem Papstthume seine hohe Stellung wiedergewinnen wollte, erlag er im Kampfe, und seine Nachfolger hatten Mühe, wieder eine freie Stellung zu gewinnen.

Nach dem Tode Papst Nikolaus' IV. dauerte das Interregnum zwei Jahre und drei Monate. Der Hader zwischen den Orsini und Colonna, Krankheiten, Unruhen waren daran schuld. Die Verwirrung wurde unerträglich. Eines Tages mahnte Cardinal Latino Malabranca, Bischof von Ostia, die andern Cardinäle an schnelle Wahl: eine Prophezeiung bedrohe sie mit Tod, wenn sie nicht bald erfolge. „Gewiß ist's eine der Verzückerungen eures Peters von Murrone,“ erwiderte einer der Anwesenden. — „Ja, es ist wirklich eine Offen-

Sedis-
vacanz
1292
bis
1294.

¹⁾ Christophe, Histoire de la papauté pendant le XIV. siècle, 3 voll. Paris 1853. — Tosti, Storia di Bonifacio VIII. — Drumann, Geschichte Bonifacius' VIII. 2 Bde. Königsberg 1852. — Den Streit des Papstes mit dem Könige behandelte von französischer Seite besonders: Pierre Dupuy. Histoire du différend entre le pape Boniface VIII et Philippe le bel, roy de France, Paris 1655, und Adrian Baillet, Histoire des démêlés du pape Boniface VIII avec Philippe le bel, Paris 1718 (Auszug und Ergänzung von Dupuy). — Über Jacopone da Todi, vergl. Ozanam, Italiens Franciscaner-Dichter im 13. Jahrhundert, deutsch von Julius Münster 1853.

barung, die Gott diesem Heiligen werden ließ“, entgegnete Cardinal Latino, „dieses Mannes, den die Gaben des Heiligen Geistes am würdigsten zum Beherrscher der Gläubigen erheben.“ Und seiner feurigen Schilderung folgend, vereinigten sich die Wähler am 5. Juli 1294 zur einstimmigen Wahl jenes Einsiedlers.¹⁾

Peter von Murrone, der Sohn eines Landwirthes zu Molise, war ein Geistlicher des Benedictiner-Ordens und lebte auf dem Berge Motrona, nahe bei Sulmona in den Abruzzern, in einer Einsiedelei, durch strenges Fasten und Züchtigung seinen Leib abtödtend; im Verein mit begeisterten Männern hatte er eine Congregation gegründet, die, wie die Spiritualen des Franciscaner-Ordens, die evangelische Armut zum Grundsatz machte; sie brachte es bis auf zwanzig Klöster. Das Volk glaubte an seine Heiligkeit und an ungewöhnliche Gnadenbezeugungen Gottes.²⁾

Drei Bischöfe machten sich auf in den Wald, die Höhle des Einsiedlers zu ersteigen. Als sie dem Überraschten die Kunde von der Wahl brachten, suchte Peter durch Flucht so vielen Ehrenbezeugungen sich zu entziehen; allein die Menge holte ihn ein. Da erklärte Peter unter Seufzen: er wolle dem Willen Gottes nicht widerstreben und unterwerfe sich der Wahl der Kirche, obchon er Sorge habe, daß er ihr in der Zeit der Noth keine wahre Stütze sei. Peter wählte den Namen Coelestin V. Unter unermesslichem Zulauf des Volkes, welches ihn als Heiligen verehrte, zog er, im Eremitengewand auf einem Esel reitend, von der geliebten Einsamkeit in Berg und Wald nach Aquila hinunter. Zwei Könige, Karl II. von Neapel, und sein Sohn Karl Martell, König von Ungarn genannt, seit ihm seine Mutter Maria, eine Schwester des 1290 ermordeten Ladislaus IV. des Kumanen, ihre Ansprüche auf Ungarn am 6. Januar 1292 übertragen hatte, hielten die Zügel des Maulthieres, auf dem der achtzigjährige Greis mit bleichem, abgemagertem Antlitz, eingefallenen Wangen und vor Weinen halberloschenen Augen, mit verwildertem Haare und struppigem Barte saß.³⁾

Wenn je die Kirche eines Staatsmannes auf dem päpstlichen Stuhle bedurfte, so war es in der verwickelten Lage jener Zeit, und wenn je ein Mann einfach, wohlwollend, aber allen diplomatischen Formen fremd und nicht weltkundig war, so war es Coelestin V. Sowie er die Stille seiner Klausel und die Einsamkeit des Waldes verließ, fehlte ihm das Selbstvertrauen, die Sicherheit, die Zufriedenheit, das Glück. Karl II. bemächtigte sich des neuen Papstes, ohne daß dieser es merkte: er bewog ihn, die Cardinäle, welche ihn auf dem Boden des eigentlichen Kirchenstaates wünschten, zu sich nach Aquila, einer Stadt des Königreichs Neapel, zu berufen, er wußte ihm die Ernennung von zwölf neuen Cardinälen abzulocken, von denen drei Neapolitaner und sieben Franzosen waren. Die Cardinäle kamen, erkannten

¹⁾ Jacobus Stephaneschi, De actis S. Petri Coelestini, metrice, bei Muratori, l. c. III, l. p. 626. — Villani, Cronica, VII, p. 150—154. — Ptolem. Lucc., XXIV, p. 29—30, ap. Muratori, Scriptores, XI, p. 1199 ff. — Raynaldus, Annales ad an. 1292, n. 18—20; 1293, n. 1—3; 1294, n. 1—7. — Potthast, Regesta Pontificum, p. 1915.

²⁾ Raynaldus, Annales ad 1294, n. 8 f.

³⁾ Ibid. n. 10. — Ptol. Lucc., XXIV, l. c. cap. 31, p. 1200. — Hefele, Conciliengeschichte, VI, S. 237—244.

Peter
von
Murrone.

Coelestin
V.

Karl II.
ge-
braucht
den
Papst

aber bald mit Schrecken, daß der neue Papst nur ein Werkzeug Karls II. sei; Cardinal Latino erkrankte vor Kummer und starb am 10. August 1294.¹⁾ Der gottselige Cölestin konnte niemanden eine Bitte abschlagen, und Karl II. wußte ihn mit Personen zu umgeben, die alles im französischen Interesse ihm abdrängten, die ihn gefälschte Schriften unterzeichnen, Blankette ausstellen ließen. Der Kampf um Sicilien und wider Aragonien ward für eine Angelegenheit des römischen Stuhles erklärt, dem Könige Philipp IV. von Frankreich wurde der volle Kirchenzehent von Frankreich und Arelat auf vier Jahre zugestanden; Ludwig, der zweite Sohn Karls, ward, ob schon er erst einundzwanzig Jahre zählte, zum Erzbischof von Lyon ernannt. Von Aquila führte man Cölestin nach Sulmona, von Sulmona nach Neapel. Hier war im Palaste eine hölzerne Zelle errichtet, ganz nach dem Muster der zu Motrona; und damit der fromme Mann in seiner Andacht nicht gestört würde, sollten, nach dem Vorschlage Karls, drei Cardinäle mit unbeschränkter Vollmacht das Siegel für den Papst führen. Das hieß den Heiligen Vater zu einer französischen Creatur herabwürdigen, ihn lächerlich machen oder bemitleidenswerth.

als
Werk-
zeug
Frank-
reichs.

Cölestin V. hatte ein dunkles Gefühl von der Unangemessenheit der Lage: „Hat mich denn Gott erhöht, um mich desto tiefer zu stürzen?“ jammerte er; „was verstehe ich von den Händeln der Welt? Wäre ich doch wieder in meiner armen Klosterzelle!“ Es gelang einigen Cardinälen, ihm die Augen zu öffnen. Jacopone da Todi soll ihm zuerst von Abdankung gesprochen haben. Aber, darf ein Papst abdanken? Der tüchtigste Canonist, Benedict Gaetani von Anagni, erklärte: „Ja, aber nur aus sehr wichtigen Ursachen.“ Dagegen sprachen die Cölestiner, die Mitglieder der Congregation, die Cölestin noch als Einsiedler mit Genehmigung Gregors X. gestiftet hatte.²⁾ Natürlich setzte Karl II. alles in Bewegung, um die Abdankung zu hintertreiben: eine Massenpetition ward in Neapel veranstaltet, die ganze Bevölkerung der Hauptstadt zog vor den Palast und bat kniefällig, der heilige Mann möge ja doch das Oberhirtenamt nicht niederlegen, die Frommen in tiefste Trauer versenken und die Kirche um ihre schönsten Hoffnungen bringen.³⁾ Unbedingt abzuschlagen vermochte dieses milde Herz nichts: Cölestin gab ausweichende Antwort. Sieben Tage später, am 13. December 1294, berief Cölestin die Cardinäle zum geheimen Consistorium, in das er, mit allen Zeichen der päpstlichen Würde geschmückt, eintrat, worauf er Stille gebot und eine Bulle vorlas, wonach er sich von ganzer Seele und freien Willens vom Pontificate lössage, um sein Gewissen rein zu bewahren, aus Rücksicht auf seine körperliche Schwäche, auf seinen Mangel an Kenntnissen und auf den schlimmen Zustand des christlichen Volkes und aus Sehnucht nach dem Frieden und Trost seiner frühern Lebensweise, und wonach er den Cardinälen volle Gewalt ertheile, zur Wahl eines Oberhirten zu schreiten. Hierauf legte er die Zeichen seiner Würde nieder und zog die Einsiedlerkleidung wieder an. Die

Cöle-
stin's V.
Ab-
dankung.

Cöle-
stiner.

¹⁾ Lelius Marinus, Vita S. Petri Coelestini, ap. Bollandum Act. Sanctorum, 19. Mai, tom. IV, p. 518.

²⁾ Sie kleideten sich weiß, nur Scapulier und Kapuze waren schwarz.

³⁾ Der Geschichtschreiber Ptolemäus von Lucca begleitete selber diesen Zug. — Muratori, l. c. XI, p. 1201.

Anwesenden waren zu Thränen gerührt.¹⁾ Petrarca bewundert die Größe, Dante tadelt die Schwäche und Feigheit, die in dieser Entsagung liege.²⁾

Wahl
Bonifaz'
VIII.

Als bald fand die Wahl eines neuen Papstes statt, und am 24. December 1294 wurde der Cardinal-Diacon Benedict Gaetani als Bonifaz VIII. ausgerufen. Zugleich ward festgesetzt, daß der Papst sogleich Neapel verlasse und sich in den Kirchenstaat begeben. So ward das Reg., mit dem die Franzosen das Papstthum gebunden, zerrissen.

Cölestin
flieht,

Karl II. machte gute Miene zum bösen Spiele: er stürzte sich unter Thränen zu den Füßen des Neugewählten. Aber noch ward ein Versuch gemacht, bei dem man auf den Einsiedler rechnete. Bonifaz VIII. nahm den abgedankten Papst mit sich auf den Weg nach Rom; in San Germano entschlüpfte ihm jedoch Peter und entkam in seine Einsiedelei. Bonifaz verlangte seine Rückkehr zu ihm, und mit Grund; denn es gab Leute, die in Cölestin drangen, seine Resignation zu widerrufen — und dann ward die Kirche gespalten; doch der Einsiedler wollte seine liebe Zelle nicht verlassen und verpflichtete sich, mit keinem Menschen, außer mit seinen Ordensbrüdern, ein Wort zu reden. Jetzt kam strenger Befehl, sogleich nach Rom aufzubrechen. Doch der Kämmerer traß den Greis nicht mehr in seiner Einsiedelei: gewisse Leute hatten ihn schon entführt und in einem Walde Apuliens versteckt. Von da wollten sie nach Griechenland hinübersetzen, aber ein Sturm warf das Schiff wieder ans Ufer zurück. Von dort brachten ihn die Boten des Papstes nach Anagni. Das Volk strömte ihm überall in Massen zu. Bonifaz versetzte Cölestin V. in ein Schloß der Campagna, nach Fumone; dort blieb er mit zwei Brüdern seines Ordens, sorgfältig bewacht, in ehrenvoller Haft in einer Zelle, die wie seine frühere eingerichtet war, bis er am 19. Mai 1296 das Zeitliche segnete.³⁾ Er wurde 1313 heilig gesprochen. Die Kirche feiert sein Andenken am 19. Mai. Er hat einige kleine asketische Werke hinterlassen, die Telera 1640 zu Neapel herausgab.

wird ver-
haftet,

stirbt
1296.

Bonifaz
VIII.

Der neugewählte Papst Bonifaz VIII. war ein Mann von außerordentlicher Begabung. Geboren um 1220 aus dem vornehmen Geschlechte der Gaetani zu Anagni, von seiner Mutter her ein Nefse Alexanders IV., gebildet zu Velletri, Rom und Paris, früh berühmt wegen seiner Kenntniß des bürgerlichen wie des Kirchenrechtes, seines Scharffsinns, seiner Beredsamkeit, seines glänzenden Gedächtnisses, schon 1260 Domherr zu Anagni, dann apostolischer Notar, bei den wichtigsten Geschäften und schwersten Gesandtschaften verwendet, ob seines Fleißes und Geschickes, ob seiner Beredsamkeit und seines würdevollen Wesens 1281 zum Cardinal-Diacon ernannt, stieg Benedict Gaetani jetzt zur höchsten Würde der Christenheit empor, und besaß, ob schon mehr als siebenzigjährig, noch alles Feuer der Jugend und eine durch das Alter nicht gebrochene, hohe und schöne Gestalt, den würdigen Ausdruck eines königlichen Geistes. Frei werden von den Einflüssen des neapolitani-

Papstth.

¹⁾ Raynaldus, Annales ad 1294, n. 20.

²⁾ Petrarca, De vita solitaria, II, cap. 18. — Dante, Inferno, III, p. 59—60.

³⁾ Raynaldus, Annales ad 1295, n. 7—26. — Ptolem. Lucc., XXIV, cap. 34, l. c. XI, p. 1201—1202. — Potthast, l. c. II, p. 1922. — Acta Scriptores, Mai, IV, p. 419 ff.

ischen Hofes war sein erstes Ziel; darum brach er schon am 23. Januar 1295 von Neapel auf über Anagni, das stolz war über die Erhöhung seines Sohnes, nach Rom, das ihn mit dem Jubel und dem Schmuck, mit dem eine Braut den Bräutigam erwartet, mit einem seltenen Aufwand von Pracht und Festlichkeiten als Papst empfing. Cölestin V., ganz von der Welt abgekehrt, war Feind, Bonifaz VIII., der zu herrschen verstand, war Freund äußerer Repräsentation. Zwei Könige, Karl und sein Sohn Karl Martell, hielten auch ihm beim Einzug die Bügel des päpstlichen Zelters und trugen beim Festmahl die ersten Schüsseln auf.

Das nächste Ziel des Papstes war, Frieden in der Christenheit zu stiften, um deren gesammte Kraft gegen den Islam aufzubieten. Aber, was war hier für eine Aufgabe zu lösen! Der Krieg tobte durch ganz Europa: Schottland war im Streit mit England, England mit Frankreich, in Deutschland standen sich Adolf von Nassau und Albrecht von Oesterreich gegenüber, in Spanien Castilien und Aragonien, in Italien Genua und Pisa, Pisa und Florenz, in Florenz die Weißen und die Schwarzen, in Unteritalien Sicilianer und Neapolitaner, Aragonier und Franzosen. —

Genua, Pisa, Florenz.

Wie gewaltig war damals die Bewegung in ganz Italien! Pisa und Genua zum Beispiel lieferten sich bedeutende Seeschlachten mit einem Aufgebot von Schiffen, wie wir es heutzutage nur von großen Seemächten erwarten. Pisa war Herrin von Sardinien, Corsica und Elba, hatte ein Stadtviertel in Saint-Jean d'Acre und eines in Constantinopel und hatte Ruhe im Innern; das Leben war einfach und sparsam, die Mittel waren groß. Nicht politischer Gegensatz rief den Streit mit Genua hervor, denn in beiden Städten waren damals die Ghibellinen am Ruder, sondern Eifersucht; beide theilten sich in den Handel des Morgenlandes und in die Herrschaft über das Mittelmeer, und jeder Stadt war der Fortschritt der Gegnerin unerträglich. Ein geringer Anlaß genügte im Jahre 1282, einen entsetzlichen Krieg hervorzurufen, jede Stadt rüstete eine gewaltige Flotte, und jede Stadt hatte in der andern offenkundige Berichterstatter.¹⁾

Die Kämpfe, die im Jahre 1283 zu Schiff stattfanden, waren eigentlich nur große Turniere zur See; 1284 jedoch wurden die Pisaner in den sardinischen Gewässern von den Genuesen besiegt, nur zwölf Schiffe erreichten mit Mühe den Hafen von Pisa. Der Staatschatz war erschöpft, allein der Patriotismus ersetzte die Lücke: die vornehmen Familien wetteiferten in Ausrüstung von Schiffen, die sie dem Staate zur Verfügung stellten. Bald rückte eine Flotte von 103 Galeeren

¹⁾ Villani, Cronica, VII, p. 82 f. — Jacobus de Auria, Annales Genuenses, contin. Cafari, libr. X, in Muratori, Scriptores, VI, p. 576.

vor Genua, und silberne Pfeile zum Zeichen der Herausforderung und des Reichthums wurden in den Hafen abgeschossen. Die Genuesen erklärten, sobald ihre Flotte gerüstet sei, würden sie den Besuch erwidern, und in der That stießen sie am 6. August bei der Insel Meloria auf die pisaniſche Flotte. Eine Seeschlacht, deren herzerreißende Schrecken der genuesiſche Geſchichtſchreiber *Ubertus Foliet* mit Meiſterhand geſchildert hat,¹⁾ entſpann ſich. Als 30 genuesiſche Schiffe, die hinter der Inſel verſteckt waren, auf einmal den bedrängten Piſanern in die Flanke fielen, gab Graf *Ugolino* von ſeinem Schiffe das Zeichen zur Flucht; nicht, wie man ihm ſpäter vorwarf, aus Feigheit, ſondern aus Herrſchſucht, um ſein Vaterland zu entkräften und ſo leichter ſpäter die Alleingewalt zu erringen. Die Niederlage der Piſaner war ſchrecklich, 28 Galeeren wurden ihnen genommen, 7 in den Grund gebohrt: ſie hatten 5000 Tode; 11.000 Piſaner wurden nach Genua gebracht, ſo daß es zum Sprichworte wurde: wenn man Piſa ſehen wolle, müſſe man nach Genua gehen. Keine Familie war in Piſa, die nicht einige Mitglieder zu beklagen hatte; ſechs Monate ſah man nur Trauerkleider, zumal die Genuesen den boſhaften Entſchluß faßten, die Gefangenen ewig feſtzuhalten, damit ihre Weiber nicht mehr heiraten könnten und Piſas Bevölkerung gering bleiben müßte. In der That kehrten nach vielen Jahren beim Friedensſchluſſe von 11.000 Gefangenen auch nur 1000 zurück.²⁾

Und nun bildete ſich ein ganzer Bund gegen das arme Piſa. Genua ſollte von der See her die Stadt bedrängen und die Welſen *Toſcanas* vom Lande her: die *Ghibellinenſtadt* ſollte vernichtet werden. Wie die Römer in Zeiten der Noth einen Dictator, ſo wählten die Piſaner in dieſer gefahrvollen Lage einen Befehlshaber auf zehn Jahre, mit dem Auftrage, den Bund der Feinde zu ſprengen.³⁾ Es war Graf *Ugolino Gherardesca*, *Ghibelline* von Geburt, Welſe durch ſeine Verhältniſſe.

Ugolino unterhandelte hin und her, beſtach, wollte den Genuesen *Caſtro* als Lösegeld für die Gefangenen anbieten, wogegen dieſe hochherzig erklärten, lieber wollten ſie ewig vom Vaterlande entfernt als die Urſache eines ſo ſchimpflichen Vorkommniſſes ſein. Zwar gelang es *Ugolino*, den Bund gegen ſeine Vaterſtadt zu ſprengen, aber im ganzen war ſein Treiben doch unlauter: er ſtrebte nach der Alleinherrſchaft und verſorgte, freilich unter andern Vorwänden, alle, welche ihm im Wege ſtanden. Schon war der Tag beſtimmt, an dem er als Herr der Stadt Piſa ausgerufen werden ſollte, als unter Leitung des Erzbischofs *Ruggieri* das Volk ſich erhob und *Ugolino* miſſammit ſeinen Söhnen nach einem heftigen Kampfe gefangen nahm (1288). *Ugolino* ward mit ſeinen zwei Söhnen und zwei Neffen in den Thurm an den ſieben Straßen eingekerkert, und nach einiger Zeit wurde der Schlüssel in den Arno geworfen, zur Strafe für ſein Streben nach der Alleinherrſchaft und für die Hungersnoth, unter welcher Piſa inſolge davon litt, weder Speiſe, noch irgend eine Hilfeleiſtung ihnen gereicht. Dante hat im dreiunddreißigſten Gefang der Hölle den Hungertod *Ugolinos* und ſeiner Söhne unſterblich gemacht und für ihn Mitleid erweckt. An *Ugolinos* Stelle wurde der Graf *Guido* von *Montefeltro* zum Poſteſta

1) *Ubertus Foliet*, *Genuensis hist.*, lib. V.

2) *Villani*, *Cronica*, VII, cap. 91.

3) *Ibid.* VII, cap. 97.

auf drei Jahre gewählt und dieser verteidigte Pisa glücklich gegen die erneuten Angriffe von Seite der Florentiner, wurde aber als Haupt der Ghibellinen vom Papst Nikolaus IV. excommuniciert und Pisa mit dem Interdict belegt.¹⁾

Florenz hatte seit 1267 einen Podestà in König Karl von Anjou Florenz Sicilien, der zugleich vom Papste zum Generalstatthalter für Toscana ernannt wurde.²⁾ Mit der Ghibellinenpartei wurde gründlich aufgeräumt und in den Jahren 1268 und 1269 circa 3000 Bürger vertrieben. „Die Welfen schlugen Geld aus den confisциerten Gütern.“ Papst Gregor X. dachte milder und vermittelte im Jahre 1273 zwischen den Welfen und Ghibellinen in Florenz einen Frieden, mit dem aber Karl II. nicht einverstanden war, weshalb es sofort wieder zu Feindseligkeiten kam. Karl von Anjou maßte sich überhaupt an, die Politik der Päpste in seinem Sinne zu leiten. Manche Verstimmung gab es deshalb zwischen ihm und dem Papst Gregor X. (1271 bis 1276), sowie dessen rasch wechselnden Nachfolgern: Innocenz V. (1276), Hadrian V. (1276), Johannes XX. (1276—1277) und Nikolaus III. (1277 bis 1280). Letzterer machte endlich Ernst und entzog ihm im Jahre 1278 die Statthalterschaft von Toscana sowie die Senatswürde von Rom. — Florenz benutzte die Schwächung der Anjou'schen Macht, seine inneren Angelegenheiten mit Hilfe des von Nikolaus III. 1279 gesandten Vermittlers, Cardinals Latino dei Malabranca, so zu ordnen, daß es aus einer langen Krisis kraftvoller hervortrat. Acht Welfen und sechs Ghibellinen bildeten nach dem von Cardinal Latino anfangs 1280 geschlossenen Frieden den eigentlichen Rath; da er aber der Sitz der Parteifeinde war, so wurde 1282 eine neue Behörde geschaffen, die Prioren der Zünfte, welche die vollziehende Gewalt in ihrem ganzen Umfange und die Majestät des Staates vertraten. Die Zahl der Prioren war nicht immer gleich. Zuerst waren drei, Die Prioren der Zünfte. das nächstemal schon sechs und später zwölf Prioren. Damit Einigkeit unter ihnen herrsche, mußten sie beisammen leben, im Volkspalaste wohnen, an gemeinschaftlicher Tafel speisen, überhaupt durften sie während ihrer ganzen Amtsdauer — zwei Monate — denselben nicht verlassen.³⁾ Alle zwei Monate wechselte diese Signoria, und die Austretenden konnten zwei Jahre hin- Signoria. durch weder bestätigt noch neugewählt werden. So glaubten die Zünfte den Männern im Amte alle ehrgeizigen Aussichten zu benehmen, die Gewalt auf die Dauer an sich zu reißen. Die Prioren wurden durch ihre Vorgänger und eine Zahl von Beisassen aus den ersten Bürgern durch geheime Abstimmung und Stimmenmehrheit gewählt. Eigentlich war es eine Regierung der Kauf-

¹⁾ Villani, Cronica, VII, cap. 120—127, 136, 140, 147, 153; VIII, cap. 2. — Cronica di Pisa. bei Muratori, XV, p. 979 f.

²⁾ Bergl. Bd. V, S. 627, 791 dieses Werkes. 5. Aufl.

³⁾ Villani, Cronica, VII, cap. 78.

leute und Fabrikanten, eine reine Demokratie mit welfischer Gesinnung.¹⁾

Siena. Auch Siena folgte dem Beispiel von Florenz und errichtete eine Signoria von neun Bürgern (Neuner), die gleichfalls im Palaste wohnte und alle zwei Monate wechselte.²⁾ Volk und Adel waren von der Regierung ausgeschlossen, und die Familien, aus welchen in die Neuner gewählt werden konnte, waren bald so stolz als der alte Adel. Ein Versuch, auch in Arezzo dieselbe Verfassung einzuführen, führte aber im Jahre 1287 zu einem Gegenschlag, durch welchen die Ghibellinen und der Adel das Übergewicht erlangten. Arezzo wurde der Zufluchtsort des Adels und der verfolgten Ghibellinen.³⁾

Florenz. Die neue Demokratie in Florenz erwies sich sofort als kräftige Vorkämpferin der welfischen Idee in Italien, insbesondere Pisa und Arezzo gegenüber. Besonders heftig war der Kampf mit den Aretinern am 11. Juli 1289 bei Certomondo in der Ebene von Campaldino; glänzend war der Sieg der Florentiner: 1600 Aretiner waren gefallen, über 2000 gefangen. Im Jahre 1292 erlaubten sich die Florentiner, vor den Mauern von Pisa das Fest des heil. Johannes (am 24. Juni) zu feiern, und die Pisaner wagten es nicht, die Feier zu stören,⁴⁾ und im folgenden Jahre (1293) kam es zu einem Friedensschluss, der den Florentinern völlig freie Handelsthätigkeit in Pisa sicherte.

Die Erfolge schwellten das Selbstbewußtsein der Florentiner Demokraten, steigerte aber auch den angstvollen Groll der noch vorhandenen aristokratischen Familien. Der Unmuth der letzteren, die sich in die neuen Verhältnisse nicht fügen konnten oder wollten, äußerte sich in mancherlei Weise. Sie grollten, daß ihnen jeder Einfluss auf die Regierung entzogen sei. Jede Familie hielt es unter ihrer Würde, sich diesen Volksbehörden zu fügen, und bot, wenn eines ihrer Mitglieder belangt wurde, der Regierung trotz; die Frevelthaten der Vornehmen an Plebejern konnten nicht bestraft werden, denn niemand wagte anzuklagen, niemand gegen einen Adelligen Zeugnis zu leisten oder ihn schuldig zu sprechen; war einer den Gerichten überliefert, so befreiten ihn seine Standesgenossen mit bewaffneter Hand.

Giano della Bella. Da trat, um diesen Mißständen zu wehren, Giano della Bella, aus einer der ersten Familien, selber gegen seinen Stand für das Volk auf und stellte als einer der Signoren, die am 15. Februar 1293 ihr Amt antraten, den Antrag, daß fortan die Familien zur Strafe gezogen werden sollten, sobald sie sich weigern, einzelne ihrer Mitglieder den Gerichten zu überantworten; man solle die Signoria kraftvoller ausstatten und eine Militärmacht ihre bürgerliche Gewalt unterstützen.⁵⁾

¹⁾ Dino Compagni, Cronica seu Istorica Fiorentina, libro I, bei Muratori Scriptores, IX, p. 470. — Villani, l. c. VII, cap. 78. — Capponi, Geschichte der florentinischen Republik, deutsch von Dittschke, I, S. 46–59.

²⁾ Muratori, Antiquitt. ital., XV, p. 38. — Capponi, l. c. p. 59.

³⁾ Villani, Cronica, VII, cap. 109, 114.

⁴⁾ Ibid. cap. 130, 153; VIII, cap. 2.

⁵⁾ Ibid. VIII, cap. 1. — Dino Compagni, l. c. p. 474.

Die Folge dieses Antrages waren die *Ordinamenti della giustizia*:¹⁾ siebenunddreißig der ersten Familien, die Großen oder die Magnaten genannt, wurden für immer vom Priorat ausgeschlossen, keines ihrer Mitglieder durfte sich in eine der Innungen eintragen lassen oder ein Gewerbe treiben. Der Adel war also zum erstenmal eine Strafe an sich; sobald eine Familie die Fußstapfen des Adels betrat, sollte die Signoria das Recht haben, sie in das Ausschließungsregister einzutragen. Bezichtigte das Gerücht einen Adligen eines Verbrechens und bestätigten zwei Zeugen dasselbe, so galt er desselben für überwiesen; endlich verfielen die Theilnehmer an einer Auflehnung in dieselbe Strafe wie der Urheber. Die Bürgerschaft ward in 20 Abtheilungen eingetheilt, jede von 200 Mann, jede hatte ihre eigene Fahne und ihren Sammelplatz, an der Spitze des Ganzen stand der Gonfaloniere oder Standartenträger der Gerechtigkeit; sobald er die Fahne vor dem Palaste aufpflanzte, mußte jeder in Waffen in seiner Abtheilung für die Ordnung und Freiheit zu ihm stoßen. Auch der Gonfaloniere mußte mit den Prioren im Palaste wohnen und speisen, war ein Bürgerlicher und nur auf zwei Monate gewählt.

Miß-
schluß
des
Adels.

Der
Gonfa-
loniere.

Diese Verordnungen wurden 1293 getroffen, ihr Urheber aber, Giano della Bella, ward dafür schon 1295 aus Florenz verbannt. Der Adel vereinte sich im Haß gegen ihn, entzog ihm die Liebe des gemeinen Volkes und verleitete ihn zu Mißgriffen; sein eigenes Gesetz wurde auf ihn, den falsch Angeklagten, angewendet — und doch war er nach Villanis Urtheil ein Biedermann und Florenzens aufrichtigster Republikaner.

Als Dino Compagni Giano auf die Ränke seiner Feinde aufmerksam machte, sagte er: „Eher gehe die Republik und ich mit ihr zugrunde, als schreiende Mißbräuche einem kleinlichen Vortheil zuliebe zu dulden und durch feige Nachsicht die wahre Freiheit zu vernichten.“ — Villani bemerkt weiter: „Möge sein großes Beispiel fortan jeden warnen, aus der Reihe seiner Mitbürger herauszutreten und nach der Herrschaft zu streben.“ Giano della Bella war ein florentinischer Gracchus — er starb in Frankreich.²⁾

Übrigens hob sich Florenz durch die Verordnungen des Verbannten in kurzer Zeit außerordentlich, man fühlte sich so sicher, daß die Thore in der Nacht nicht mehr geschlossen wurden. Gewerbe und Handel machten reich, und die Wohlhabenheit machte das Leben behaglich und heiter. Die Handelsreisen erweiterten den Gesichtskreis, viele zogen nach der Levante; Villani wohnte lange in Brügge. Aus der Heiterkeit seiner Lebensanschauung, wie aus den Erinnerungen Dantes, sehen wir, wie geweckt die einzelnen waren und wie fein der Geist öffentlicher Festlichkeiten. Damals entstanden viele der schönen Bauten, an denen Florenz heute noch so reich ist, obschon damals zur Strafe so oft Häuser niedgerissen wurden; hatte doch der Gonfaloniere außer den

Villani.

Feinheit
des
Lebens.

¹⁾ Sie sind in verdorbenem Latein abgefaßt, bestehen aus 101 Titeln und füllen 108 Quartseiten.

²⁾ Villani, *Cronica*, VIII, cap. 8. — Dino Compagni, *Cronica*, l. c. p. 476. — Macchiavelli, *Istorie Fiorentine*, libro II, p. 70–72. — Capponi, *Geschichte der florentinischen Republik*, I, S. 66–73.

1000 Bewaffneten noch 150 Steinmeßer und 50 Picconieri zur Verfügung, um das Haus eines Verurtheilten augenblicklich niederreißen lassen zu können. Villani meint aber auch,¹⁾ aus dem Reichthum seien Übermuth und Verderbtheit hervorgegangen und sei die Lust der Florentiner in Leid verkehrt worden. Die Bürgerschaft wurde aber bald auf eine eigenthümliche Weise in ein entsetzliches Parteileben hineingerissen, und zwar durch das Bestreben, einen Parteistreit einer andern Stadt edelmüthig zu schlichten.

Pistoja.

Die
Weißen
und
Schwar-
zen.

Partei-
müth.

Florenz
ver-
mittelst.

Nicht weit von Florenz, am Fuße der Apenninen, liegt Pistoja, dessen Volk damals für das heftigste und aufbrausendste und stets zur Empörung geneigt galt.²⁾ Zuerst war es der Schauplatz der Kämpfe der Welfen und Ghibellinen und, als die Welfen erlagen, spalteten sich die Ghibellinen in die zwei Parteien der Cancellieri und Panciatichi, so daß das Volk zuletzt die Adelligen für untüchtig zur Stadtregerung erklärte. Die Cancellieri stammten von zwei Söhnen eines Kaufmannes, die zwei Schwestern zu Frauen hatten, von denen die eine mehr schwarz, die andere mehr weiß war. Die Nachkommen der einen hießen die Schwarzen, die der andern die Weißen. Als die Cancellieri über die Panciatichi den Sieg errungen hatten, stritten sie unter dem Namen der Weißen (Bianchi) und Schwarzen (Neri) unter sich selber. Und mit welchem Haß! Einer, ein Jüngling, Dore, vom Stamme der Schwarzen, ward im Jahre 1300 zufällig von einigen Weißen in einer Schenke beleidigt; am Abend lauerte er dafür auf Rache, und als ihm zufällig ein wackerer Mann, ein Bruder seines Beleidigers, begegnete, stürzte er auf ihn los, verwundete ihm das Gesicht und hieb ihm die Hand ab, ward aber dafür vom eigenen Vater an die Verwandten des Beleidigers ausgeliefert. Diese jedoch würdigten nicht den Edelmuth dieses Benachtheiligten, sondern hieben, nur vom Haß geleitet, dem Dore auf einer Pferdekrippe ebenfalls die Hand ab und entstellten sein Gesicht durch eine Wunde. Diese Grausamkeit riß nun die ganze Stadt in den Parteikampf zwischen den Weißen und Schwarzen, man schlug sich in den Straßen. Der Podestà, der die Wüthenden nicht zu bändigen vermochte, legte sein Amt nieder und entfloh. Einsichtsvolle Männer befürchteten den Untergang der Bürgerschaft und baten Florenz um Vermittlung.³⁾

Im Gefühle seiner Stärke — Florenz hatte damals über 30.000 waffenfähige Bürger in der Stadt und über 60.000 auf dem Lande und dazu eine vortreffliche Reiterei, und das Volk war frei und reich und hatte die Herrschaft über ganz Toscana — übernahmen es die Florentiner, Ordnung in Pistoja zu schaffen. Auf drei Jahre ward ihnen die Signoria in Pistoja übertragen, damit sie das Gemeinwesen umschmelzen und die Ruhe wieder herstellen könnten. Die Florentiner sandten einen neuen Podestà und wählten zwölf neue Anziani und einen neuen Volkshauptmann; die Häupter beider Parteien verbannten sie auf einige Zeit aus Pistoja und wiesen ihnen Florenz selber zur Wohnstätte an. Wie aber ein räudiges Schaf die ganze Herde ansteckt, so ward nun durch die verbannten Pistojesen ganz Florenz in den Streit der Weißen und Schwarzen hineingezogen. Die Donati nahmen sich der Schwarzen, die Cerchi der Weißen

¹⁾ Villani, Cronica, VIII, cap. 38.

²⁾ Sismondi, Rép. ital., IV, p. 106—113.

³⁾ Villani, Cronica, VIII, cap. 37—38. — Istorie Pistolesi anonime 1300—1338, bei Muratori, XI, p. 367 ff.

an, und der Name „Weiße und Schwarze“ war bald für den der Cerchi und Donati Parteiname in Florenz. An der Spitze der Donati stand Corso Donato, voll Talent und Muth, und die Gabe des Spottes an seinen Gegnern ühend. An der Spitze der Cerchi stand Bieri Cerchi, ihr fähigster Kopf aber war Guido Cavalcanti, hochgebildet, stolz und muthvoll, insgeheim ein Ghibelline. Zu seiner Richtung gehörten Dante Alighieri und der Geschichtschreiber Dino Compagni. Da nun die Welfen fürchteten, daß die Ghibellinen die Oberhand bekommen möchten, so baten sie Bonifaz VIII. um seine Vermittlung.¹⁾

Weiße
und
Schwarze
in
Florenz.

Bonifaz VIII. war ja nach verschiedenen Seiten hin bestrebt, Frieden zu stiften; so vermittelte der Papst 1295 zwischen Jakob von Aragonien und Karl II. dem Finkenden, und vermählte 1297 Violante, die Tochter Constanzens, mit Robert von Calabrien, die Enkelin Manfreds mit dem Enkel Karls von Anjou. So sollte ein Ehebund den alten Haß zwischen Staufern und Anjous föhnen und Benevent und Tagliacozzo vergessen machen; freilich scheiterten die Bemühungen des Papstes schließlich der Hauptsache nach an dem Widerstande Friedrichs, des Bruders Jakobs. Um dem Krieg in Sicilien ein Ende zu machen, schickte Bonifaz einen Legaten nach der Insel mit einem unbeschriebenen Pergament, an dem das päpstliche Siegel hieng: die Sicilianer sollten selber die Bedingungen, unter welchen sie sich mit Karl von Neapel ausföhnen wollten, eintragen. Diese aber erklärten: nicht mit Pergament, mit Eisen schließen die Sicilianer den Frieden, und wiesen den Legaten von der Insel fort. Besser verstand Pisa die friedlichen Absichten des Papstes: es ernannte ihn zum Rector; mehrere andere Gemeinden ernannten ihn zum Podestà ihrer Stadt. Rom übertrug Bonifaz die Senatswürde auf Lebenszeit. —

Bonifaz
VIII.

sucht zu
ver-
föhnen.

Die Sici-
lianer.

Die Colonna. — Giacopone da Todi. — Das Jubiläum.

Der Gang der Ereignisse in Sicilien wirkte sogleich auf den Kirchenstaat, die Ghibellinen regten sich; an ihre Spitze stellte sich eine Familie und trat mit Friedrich von Sicilien in Verbindung, die bisher mit Bonifaz VIII. auf gutem Fuße gestanden, zu seiner Wahl beigetragen, ihm als Papst auf ihrem Schlosse Zagarolo ein glänzendes Fest gegeben hatte, nämlich die Familie der Colonnas. Zunächst waren es zwei dieser Familie angehörige Cardinäle, die dem Papst feindlich entgegentraten.

Die Co-
lonnas.

Der Grund ihrer Feindseligkeit gegen den Papst liegt wahrscheinlich in der getäuschten Hoffnung auf ungerechtfertigte Beschenkungen und in dem Umstande, daß Bonifaz eine Streitfrage in der Familie nicht nach Wunsch entschieden hat. Als nämlich vier Brüder gegen den älteren Bruder, Cardinal Jakob Colonna, klagten, daß er das Vermögen der Familie allein den Nissen zu-

¹⁾ Villani, Cronica, VIII, cap. 40 ff.

wende, deren einer, Peter Colonna, gleichfalls Cardinal war, befohl der Papst dem Jakob den Brüdern ihr Recht zu geben, — und fortan erschienen beide Cardinäle Colonna¹⁾ nicht mehr im Lateran, und um beide sammelten sich alsbald alle Gegner des Papstes, und es wurden Reden laut von der Unrechtmäßigkeit der Abdankung Cölestins und der Wahl des Bonifaz VIII. Da lud Bonifaz die beiden Cardinäle am 4. Mai 1297 zur Beantwortung der Frage ein, ob sie ihn für den Papst hielten oder nicht, und, als keiner kam, entsetzte er sie am 10. Mai 1297 ihrer Würde. Am gleichen Tage aber erließen beide von Longhezza, einer ihrer Festungen, ein Manifest, worin sie Bonifaz als Papst verwarfen, da Cölestin V. nicht habe abdanken können, und an ein künftiges Concilium appellierten.

Die Colonnas feindselig gegen den Papst.

Giacopone da Todi, der berühmte Franciscanerdichter Giacopone aus Todi, einem Städtchen Umbriens,²⁾ Aus dem adeligen Geschlechte der Benedetti, reich begabt, voll glühenden Ehrgeizes, hatte Giacopone die Studien zu Bologna mit glänzendem Erfolge vollendet, galt als einer der ersten Rechtsgelehrten, erwarb Reichthümer, Ehren und führte die schönste und edelste Jungfrau Todis als Gattin in sein Haus. 1268 bei einem öffentlichen Spiel stürzte das Gerüst zusammen, auf dem die Edelfrauen saßen. Unter den Verunglückten war auch seine Gattin; nach ihrem Tode fand man, daß sie unter ihren glänzenden Kleidern eine härene Rutte zur Kasteiung trug. Der Schmerz über den Tod der geliebten Gattin, die Überzeugung, daß die liebevolle Frau durch ihr härenes Gewand nur seine Vergehen sühnen wollte, daß er der Strafbare sei, die Reue über seine eigentliche Verweltlichung raubte dem berühmten Rechtsgelehrten alle Haltung: nach Tagen lautloser Erstarrung verkaufte er seine Habe, vertheilte sie unter die Armen und zog, in Lumpen gehüllt, von den Kindern „Giacopone, der wahnsinnige Jakob“ gerufen, durch die Straßen. Durch die Irrsinnigkeit der Verzeiung bligten aber die Funken einer erhabenen, vulcanischen Seele, die jedoch zur vollen Klarheit über sich selbst noch nicht gekommen war. Um seinen Schmerz zu betäuben und Ruhe der Seele zu finden, las er die Heilige Schrift von einem Ende bis zum andern durch und kam zum Entschluß, durch Entsagung sein früheres Streben nach Genuß und durch Demüthigung sein früheres Haschen nach Ehren zu büßen. 1278 klopfte er an ein Kloster der minderen Brüder um Einlaß; als man aber zögerte, einen Geisteskranken aufzunehmen, überreichte er, um seine Seelengesundheit darzuthun, zwei von ihm verfaßte Gedichte, eines in lateinischer,³⁾ eines in der Volkssprache; sie wurden bewundert, und für Giacopone öffneten sich die

Geisteskrank.

1) Stammtafel der Familie Colonna:

Oddo Colonna, † 1257

Jakob, Cardinal.	Johannes, Senator, † 1292	Oddo Jordan.	Matthäus, praepositus eccles. di St. Audomario.	Landulf.	
Peter, Cardinal.	Agapitus.	Stephan, Graf der Romagna, Senator 1292.	Jakob, genannt Sciara.	Johannes di S. Vito.	Oddo.

Vergl. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom, V, S. 515.

²⁾ Džanam, Italiens Franciscaner-Dichter im 13. Jahrhundert. Deutsch von Nikolaus H. Julius. S. 154—274. Münster 1853.

³⁾ Es ist das ergreifende Lied „De contemptu mundi“.

Pforten des Klosters. Ein Funke vom heil. Franciscus lag in der Seele Giacopones, auch ihm predigte die ganze Natur nur die ewige Liebe, und Verse hersagend, weinend, konnte er die schöne Landschaft durchwandern: „Ach, ich weine, daß die Liebe nicht geliebt ist.“ Fragte man ihn nach dem Zeichen, daß ein Christ seinen Gott wirklich liebe, so sagte er: „Ich habe das Zeichen der christlichen Liebe, wenn ich Gott um etwas bitte und Gott es mir auch nicht gewährt, liebe ich ihn deshalb umsomehr; und thut Gott gerade das Gegentheil, so liebe ich ihn doppelt so sehr.“¹⁾ Selbstkenntnis war ihm die Grundlage jedes Besserwerdens, denn wer sich selbst kenne, sehe, wie schlecht er sei, er finde sich hassenswerth, wolle also gehaßt sein, von da an ersterben in ihm die Reime des Stolzes, Neides und Zornes.²⁾ Die Lehre von der Selbstverachtung, von der Unterdrückung der Sinne führte Giacopone nicht bloß mit stoischer Härte, sondern mit einer Art Leidenschaft durch; er wollte Laienbruder bleiben und die niedrigsten Dienste fortversehen; er genoß nichts als Wasser und Brod, und je größer die Entbehrung, umso glühender sein Enthusiasmus, umso feuriger seine Gedichte.

Natürlich, daß ein solcher Geist für die strengere Richtung im Franciscaner-Orden sich eingenommen zeigte, daß ihm Papst Cölestin V. mit seiner Lust an Leiden und Buße ein Ideal war. Ein Theil der Franciscaner begann nämlich damals von der ursprünglichen Armut nachzulassen: die Regel des Ordens sei mehr für Engel als für Menschen geschrieben; sie hatten die höchsten Stellen im Orden inne und hießen die Conventualen oder Klostertlichen. Manche Brüder aber wollten die alte Ordensregel in all ihrer Strenge beibehalten und nichts von Oberen wissen, die vom Geiste des Ordens abgefallen seien; sie hießen Frati spirituali, weil sie den Geist der Ordensregel bewahrt hatten. Cölestin V. gewährte auch den sogenannten „geistlichen Brüdern“ das Vorrecht, ganz nach der ursprünglichen Strenge des Ordens in besonderen Klöstern unter selbstgewählten Oberen zu leben.

Bonifaz VIII. aber, Ausschreitungen und Spaltungen in der Kirche fürchtend, nahm diese Bewilligung wieder zurück, und fortan waren die geistlichen Brüder die bittersten Feinde dieses Papstes, und unter ihnen auch unser Giacopone, der in Palestrina, der Stadt der Colonnas, weilte und dessen Talent diese wohl zu würdigen und zur Aufreizung des Volkes zu benutzen wußten. Das Manifest, welches Giacopone mitunterzeichnete und das von Haß und falschen Vorwürfen gegen den Papst überschwillt, wurde in Rom angeschlagen und selbst auf dem Altare der Peterskirche niedergelegt. Bonifaz VIII. antwortete am 23. Mai 1297 mit einer neuen Bulle, in welcher nicht bloß die beiden Cardinäle, sondern die ganze Familie der Colonnas als Schismatiker excommuniciert, für infam und ihrer Güter verlustig erklärt wurden.³⁾ Jeder Ort, der sie aufnehme, wurde verflucht. Um das Cardinals-Collegium, welches durch die Entsetzung von Mitgliedern bedrängt war, zu beruhigen, bestimmte Bonifaz, daß die Cardinäle zum Zeichen ihrer königlichen Würde fortan Purpur tragen sollten; Papst Gregor X. hatte auf dem Concil zu Lyon schon bestimmt, daß die Cardinäle rothe Hüte tragen sollten, zum Zeichen, daß sie stets bereit seien, für Christi Sache ihr Blut zu vergießen. Die Colonnas aber trozten, sie hofften auf Hilfe von König Friedrich und auf einen Aufstand der Ghibellinen, und be-

¹⁾ Džanam, l. c. p. 171.

²⁾ Ibid. p. 173.

³⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1297, n. 27 f.

Minorit.

Franciscaner.

Conventualen.

Frati spirituali.

Bonifaz VIII.

Palestrina.

Bulle gegen die Colonnas.

Das Roth der Cardinäle.

gaunen offenen Widerstand, und Bonifaz blieb nichts anderes übrig, als sie mit Wassengewalt zu unterwerfen.

Kreuz=
zug.

Pale-
strina.

Das Kreuz wurde sofort gegen die Colonnas gepredigt, eine ihrer Burgen nach der andern genommen; am beharrlichsten widerstand Palestrina, doch 1298 im September mußte es sich ergeben. Einen Strick um den Hals warfen sich die Cardinäle und die Colonnas, darunter auch der wildeste, Sciarra Colonna (= Colonna der Raufbold), dem Papst zu Füßen; er begnadigte sie, ließ aber Palestrina schleifen und über die Trümmer den Pflug führen und Salz streuen, wie einst die Römer über Carthago.

Es ist eine Klage über diese Härte; es muß aber bemerkt werden, daß kein Gefangener hingerichtet wurde. Wenn heutzutage eine aufrührerische Stadt bezwungen wird, werden einige zwanzig Rädelsführer standrechtlich erschossen, aber die Stadt läßt man in Ruhe; Bonifaz VIII. wollte kein Blut vergießen; aber ein Zeichen, daß Empörungen gegen das Oberhaupt der Kirche höchst verwerflich seien, mußte gegeben werden, und so wurden die Mauern, aber kein Menschenleben zerstört. Der Ort wurde neu errichtet als Civitas papalis, die Einwohner erhielten ihre Güter als Lehen wieder zurück. Die Vernichtung von Palestrina aber trieb die Colonnas zu neuem Aufstand, ob schon sie bedingungslos sich übergeben hatten; doch war ihr Haß im Kirchenstaat ohnmächtig; ihre Güter wurden eingezogen, sie selber flüchteten. Sciarra kam unter die Seeräuber und wurde vom Könige von Frankreich losgekauft, die Cardinäle verbargen sich. Wo sie aber auch hinkamen, waren die Colonnas unermüdlich, gegen Bonifaz Haß zu erregen.

Gia-
copone's
Ende.

Selig=
spre-
chung.

Unter denen, die mit den Colonnas gestraft wurden, war auch Giacomone: er wurde eingekerkert. Ihn freute die Strafe: man könne ihm nicht mehr Leid zufügen, als er sich selbst wünsche; seit dreißig Jahren habe er Gott gebeten, ihn zu strafen. Doch bald erkannte er seinen Irrthum und bat in Versen um Gnade, in denen sich aber zugleich ein solcher Stolz aussprach, daß Bonifaz VIII. das Gesuch nicht beachtete. Erst unter Benedict XI. ward Giacomone frei und brachte seine letzten Lebensjahre im Franciscanerkloster zu Colazone zu, dort starb er 1312, im Tode noch Lieder zum Preise der ewigen Liebe singend, und wie die Anwesenden glaubten, hat ihm nicht Krankheit, sondern das Übermaß göttlicher Liebe das Herz gebrochen. Seine Lieder voll wunderbarer Glut flogen von Mund zu Mund, und bald wurde vergessen, daß er sich an einem Aufstand gegen das Oberhaupt der Kirche betheiligte; er wurde öffentlich verehrt und selig gesprochen. Dazumal bemerkte über diesen Umstand sehr richtig: „Rom hat ohne Besorgnis vor seinen Thoren in einer Stadt des Kirchenstaates die öffentliche Verehrung dieses gerechten, wenn auch getäuschten Mannes geduldet, es hatte den Irrthum eines Augenblicks mit zeitlicher Strafe geahndet, aber es gestattete, daß man ein tugendreiches Leben mit endloser Ehre belohne. Die Kirche zeigte wieder einmal, indem sie Giacomones Hestigkeit vergab, daß sie die verborgensten Tiefen des Menschenherzens wohl kenne und dessen Widersprüche begriffen habe; denn es lebt im Menschenherzen eine strenge, eifersüchtige Liebe, welche an dem, was sie umfaßt hat, nichts Unvollkommenes duldet. Die Sprache dieser Liebe ist wohl hart, und Fernstehende halten sie oft für die Sprache des Hasses: die ihr

Angehörigen wissen aber wohl, wieviel Zärtlichkeit in ihren Aufwallungen verborgen liegt.“

Bonifaz VIII. hatte also den Aufstand bezwungen und 1300 genoß er den Triumph, die Christenheit auf seinen Ruf nach Rom eilen zu sehen. Das ereignisreiche dreizehnte Jahrhundert neigte sich nämlich zu seinem Ende, und der Papst beschloß, zur Feier des Abschlusses eines Säculums eine große Lob-, Dank- und Bittfeier zu veranstalten. Am 22. Februar 1300¹⁾ verkündete er das große Jubiläum und einen Ablass für alle wahren Büsser, wenn sie nach reumüthiger Beichte und würdiger Communion vom Weihnachtsfest 1299 bis zum Beschluß des Jahres 1300 die sieben Hauptkirchen Roms andächtig besuchten. Nun erfolgte eine Art Völkerwanderung nach Rom; alle Nationen sah man in ihren Trachten, selbst Kranke kamen auf Wagen, Eltern auf den Schultern ihre Kinder; eine Art Gottesfriede schützte die Straßen, für billige Preise und Lebensmittel war in Rom bestens gesorgt. Man zählte 30.000 Pilger, die täglich aus- und eingingen, und 200.000 Fremde täglich in der Stadt; die Römer rechneten im ganzen weit über zwei Millionen Besucher. Sicher ward dadurch das religiöse Leben, das Gefühl der Christen, zu einer großen Gesammtheit zu gehören, mächtig erregt. Unglücksfälle kamen, trotz des massenhaften Andranges von Fremden, so daß man über die Tiber eine neue Brücke schlagen mußte, weil die Engelsbrücke nicht genügte, keine vor. — Zu denen, die höhere Anregung aus der Anschauung schöpften, gehörte wahrscheinlich Dante und sicher Villani; wie jener die Massen schildert, die er kommen und gehen sah, und wie er nie geglaubt, daß so viel Sterbliche je gewesen: so gab ihm gewiß der Anblick der Menschenwogen in Rom die erste Anschauung. Villani aber erzählt ganz bestimmt, daß ihm die Meisterwerke des alten Rom und der Anblick der ewigen Stadt und die Erinnerung an das, was alles hier geschehen, die erste Anregung gaben, Alios Griffel zu ergreifen; die Folge dieser Anregung ist seine meisterhafte Geschichte von Florenz.²⁾

Jubi-
läum
1300.

Villani.

Es war der letzte Schimmer einer im Untergang begriffenen Herrschaft. Ein schrecklicher Kampf begann mit einem Gegner, den Bonifaz nicht gesucht, mit einem Königshause, das mehrere Päpste nacheinander mit Wohlthaten überschüttet hatten, mit einem Enkel Ludwigs des Heiligen, mit Philipp dem Schönen, König von Frankreich. —

Philipp IV. der Schöne und Eduard I. von England.

Siebzehn Jahre alt, reichgebildet, der schönste Mann seiner Zeit, trat Philipp der Schöne sogleich nach dem Tode seines Vaters die Regierung an; er war der Ludwig XIV. der älteren Zeit, ein merkwürdiger Verein von

Philipp
IV. der
Schöne,
1285 bis
1314.

¹⁾ Potthast, l. c. p. 1993.

²⁾ Villani, Cronica, VIII, cap. 36, am Schlusse.

Gegensätzen: freigebig bis zur Verschwendung und doch wieder hart gegen sein Volk, das er durch Abgaben erdrückte; tapfer und kriegstüchtig, zeigte er sich doch selten an der Spitze des Heeres und suchte nicht den Ruhm des Ritterthums. Zuzeiten edelmüthig und hochherzig, war er, wo es Staatsfachen galt, zurückhaltend, schweigsam, eine Seele von Erz, unversöhnlich in seinem Haß, eifersüchtig auf sein Ansehen, das er immer mehr zu erweitern suchte; nie wählerisch in den Mitteln, wenn er nur den Zweck erreichte. Ob schon noch jung, zeigte Philipp doch nicht Freude am Wechsel, an Genuß und Glanz; von bleichen Rechtsgelehrten umgeben, lauschte er ihren dem römischen Rechte entlehnten Reden von der unbedingten königlichen Gewalt, für die seine Seele glühte. Daß er in dieser Richtung mit der Kirche, der Hüterin der Freiheit, in Streit gerathen mußte, ergibt sich aus der Natur der Dinge.

Agibius
Colonna.

Es ist bemerkt worden, daß ein Agidius Colonna aus Rom, genannt der gründliche Lehrer, Philipps Erzieher war, später von ihm zum Erzbischofe von Bourges ernannt wurde, und in einer Schrift „De regimine principis“ den Hauptsatz der Ghibellinen verteidigte: Jesus Christus habe der Kirche keine weltliche Herrschaft verliehen, und der König habe nur von Gott seine Autorität, nur in geistlichen Dingen habe er eine Oberhoheit anzuerkennen.¹⁾ — Eine wichtige, bisher gar nicht berücksichtigte Bemerkung für den Entwicklungsang des jungen Königs gibt En Muntaner in seiner Chronik. Hier²⁾ beklagt sich beim Abzug von Gerona der sterbende König Philipp III. der Kühne darüber, daß er auf Rath des Legaten den Feldzug gegen Peter von Aragon unternommen: „Ihr seid stets klüger gewesen, als Wir“, sagt er zum Thronfolger; „denn hätten Wir Euch geglaubt, so würden Wir jetzt dem Tode nicht so nahe sein und Wir wären nicht schuld an dem Tode so vieler vortrefflicher Kriegerleute.“ An einer andern Stelle verhöhnt der Kronprinz seinen zum Könige von Aragon bestimmten Bruder Karl von Balois, da die Aragonesen den Franzosen so tapfer entgegentreten; er nennt ihn Windkönig, weist darauf höhnisch hin, wie ehrenvoll sein Volk ihn aufnehme, und, ob schon der Vater ihm zu schweigen gebietet, entgegnet er: „Sire! Eure Ehre und Schande und Euer Schaden liegen mir mehr am Herzen, als dem Papst und den Cardinälen, die Euch dazu gebracht und meinen Bruder zum Windkönig gemacht haben, denn in ihrer Lust und ihrem Wohlfsein kümmern sie sich wenig um die Gefahr und den Schaden, den sie Euch zugezogen haben.“ In dieser bedeutungsvollen Äußerung — denn kein Geschichtschreiber hat mit eingehender Liebe das Leben dieses Despoten gezeichnet, wir kennen ihn nur aus seinen schrecklichen Thaten — steckt der ganze spätere König, wie wir ihn aus seinem Streit mit Bonifaz VIII. kennen lernen.

Erste
Zeit
Philipps.

Die ersten Regierungsjahre Philipps sind nur durch einzelne Verordnungen gekennzeichnet: das Bürgerthum zu heben, aber nicht aus bürgerfreundlichem Sinne, sondern nur, um mit ihm den Adel niederzuhalten, alles zu fördern, was das Königthum verstärken kann, alles anzuwenden, um

¹⁾ Dagegen Kraus, im 1. Heft der „Österreichischen Quartalschrift“. Wien 1862.

²⁾ En Ramon Muntaners Chronik, I, S. 301.

den Unterthanen den letzten Heller abzupressen, die Staatscasse zu füllen, um Mittel zu haben für eine heimtückische Politik, mehr von Bestechung, als von offenem Kampfe zu erwarten: das sind Züge aus der ersten Zeit der Regierung.¹⁾

Zwei Italienern wurde das Einkommen ganzer Provinzen verkehrt, um immer bei ihnen Geld erheben zu können; Juden erhielten gegen ungeheure Steuern bedeutende Rechte. Alle Münzen wurden eingezogen, umgeschmolzen und geringeres Geld ausgegeben;²⁾ die Steuern wuchsen ins Unerträgliche, ein Aufstand gegen die *Maltote*³⁾ wird niedergeworfen und schwer bestraft. So hart der König gegen sein Volk ist, so freundlich ist er gegen fremde Unterthanen, die er gewinnen will: er sammelt ein Heer gegen den Grafen von Hennegau, weil dieser seine Unterthanen so sehr mit Steuern drückte. Selbst als Sittenverbesserer tritt der König auf, wenn er damit Geld gewinnen kann: er eifert gegen den Luxus, er verbietet den Bürgern, Gold und Edelsteine auf ihren Kleidern zu tragen, in silbernen Schüsseln Gerichte auftragen zu lassen, mehr als zwei Gerichte und eine Suppe zu essen; von allen silbernen und goldenen Schüsseln sollte der dritte Theil in die königliche Münze abgeliefert werden; kostbare Kleider wurden aus dem Auslande bezogen und das Verbot derselben war also nur ein Mittel, das Geld im Lande zu behalten. Wo es den Vortheil galt, kannte Philipp keinen Dank; so sehr ihm der Beistand des Königs von Majorca genügt hatte, so nahm er ihm doch nach Beendigung des Krieges mit Aragon Montpellier weg, aus keiner andern Ursache, als weil es sein Vortheil erseigte.

Den ersten großen Streit hatte Philipp mit König Eduard I. von England: strebte dieser die ganze Insel Britannien unter seine Gewalt zu bringen, so fürchtete jener einen solchen Zuwachs der englischen Königsmacht und suchte Frankreich dadurch ein Gegengewicht zu verleihen, daß er England Aquitanien entriß.

Philipp
IV. und
Eduard
I.

Im Jahre 1292 brach in einem nordfranzösischen Hafenplaz⁴⁾ ein Streit zwischen englischen und französischen Matrosen aus, der bald zu einem Seekrieg zwischen beiden Flotten führte, wobei einmal, im Frühjahr 1293, eine französische Flotte von 200 Schiffen durch 60 englische Schiffe bezwungen und als Beute weggenommen wurde. Der König von Frankreich nahm Guienne unter Sequester, die englischen Beamten hingegen bestraften jeden, der sich an französische Gebote hielt, und Ende 1293 wurde Eduard I. von England als Herzog von Aquitanien gerade so vor Philipp berufen, wie er den König von Schottland vor sein Gericht zu laden pflegte. Ein Krieg mit Frankreich kam dem Könige von England damals wegen seiner Pläne mit Schottland ungelegen; er sandte deshalb im Jahre 1294 seinen Bruder Edmund, um Frankreich alle rechtliche Genugthuung zu geben. Edmund ward am französischen Hofe aufs beste

1) Henri Martin, *Histoire de France*, IV, p. 390—396.

2) Leblanc, *Traité des monnaies*, p. 202.

3) Mala tolta = die böse Steuer, der böse Pfennig. — Martin, l. c. IV, p. 399 f.

4) Die einen sagen in der Normandie, die andern in der Bretagne. Drumann, *Geschichte Bonifacius' VIII.*, Bb. I, S. 86. Königsberg 1852.

Frank-
zösiſche
Argliſt.

aufgenommen, eine Ehe Eduards mit Blanca, der Schwester Philipps, ward besprochen, die Kinder aus derselben sollten Aquitanien bekommen. Eduard war sogar geneigt, die Gasconne an Philipp abzutreten, eine Zusammenkunft beider Könige zu Amiens ward verabredet. Auf Eduards Weisung öffneten nun die englischen Befehlshaber den Franzosen die Thore von Bordeaux, Bayonne und andern Städten. Kaum waren aber die Franzosen im Besitz dieser Festungen, so wurde der König von England für widerspenstig erklärt, weil er am bestimmten Tage vor des Königs Gericht nicht erschienen sei, und noch einmal in kürzester Zeit vor das königliche Gericht zur Verantwortung vorgeladen. So hatte also Eduard durch Überlistung Aquitanien verloren.¹⁾

Kündi-
gung
des
Lehens-
verhält-
niſſes.

Rasend vor Zorn berief Eduard seine Großen nach Westminster, sammelte ein Heer in Portsmouth und kündigte Philipp sein Vasallenverhältnis auf. Zwei Mönche hatten die Auffündigung zu überbringen: „Sire! der Lord Eduard, König von England, Lord von Irland und Herzog von Aquitanien, huldigte Euch in Gemäßheit des zwischen Euren und seinen Vorfahren geschlossenen Friedens, welchen Frieden Ihr nicht beobachtet habt. Mittels seines Bruders, des Lords Edmund, schloß er mit Euch einen geheimen Vertrag, welchen Ihr gebrochen habt. Dreimal hat er die Rückgabe seines Herzogthums Guienne gefordert, welche Ihr verweigert habt. Es ist offenbar, daß Ihr ihn nicht als Euren Lehensmann behandelt habt, und deshalb ist er auch nicht gesonnen, es länger zu bleiben.“ Allein auch in England wirkte das französische Geld: die Großen zeigten sich sehr säumig, die Besitzungen ihres Königs auf dem Festlande wieder zu gewinnen. Die Schotten drohten mit einem Einfall, die Waliser erhoben sich, und Eduard mußte das für das Festland bestimmte Heer auf der Insel verwenden. Da suchte Eduard einen großen Bund auf dem Festlande gegen Frankreich zustande zu bringen. Allein Castilien war gegen die Mauren beschäftigt, die Bevölkerung Aragoniens wollte Frieden um jeden Preis, nur am Niederrhein ließen sich viele Machthaber durch englisches Geld und Versprechen gewinnen: der Herzog von Brabant, der Graf von Geldern, Guido, Graf von Flandern, auch Johann II., Herzog der Bretagne, und König Adolf von Nassau, durch Philipps Raub von Theilen des alten Königreichs Burgund gereizt, stellte sich an die Spitze der Verbindung gegen Frankreich.²⁾

Bund
gegen
Frank-
reich.

Philipp half sich mit List. Der Graf von Flandern, dessen Tochter mit einer Aussteuer von 200.000 Pfund dem Prinzen Eduard von England als Braut übersendet werden sollte, ward als Vasall Frankreichs nach Paris berufen, um mit ihm und den andern Baronen den Zustand des Reiches zu berathen. Guido kam 1295, kündete hier die bevorstehende Vermählung an, ward aber festgenommen als Hochverräter, weil er sich mit den Feinden des Königreichs habe verbinden wollen, und nur dagegen freigelassen, daß die Braut als Geisel für den Vater nach Paris kam. Indes begann schon 1294 der Krieg in Aquitanien, viele Städte, darunter Bayonne, erhoben sich für die Engländer, und das Land hätte sich auch gegen das überlegene Heer unter Karl von Valois behauptet, wenn Eduard hätte Hilfe senden können.

Guido
von
Fland-
ern.

Schott-
land.

Allein Schottland hemmte ihn. Philipp schloß 1295 mit Johann Baliol einen Bund zum Angriff und zur Vertheidigung und verlobte im October 1295 seine Nichte Johanna von Valois mit Eduard, dem

¹⁾ Pauli, Geschichte von England, IV, S. 78—85.

²⁾ Ibid. p. 85—95. — Martin, l. c. IV, p. 403—405.

Sohne des Schottenkönigs. Von neuem entbrannte der Streit, er nahm in Aquitanien eine für Frankreich, in Schottland eine für England günstige Wendung; 1296 wurde Baliol gefangen und Eduard I. Herr von Schottland. Höchst verderblich jedoch war der Krieg für die Völker beider Reiche.¹⁾ —

Bonifaz VIII. und Philipp der Schöne.

Da trat, vom Grafen von Flandern um Hilfe angerufen, der Papst vermittelnd zwischen die Kämpfer und gebot Frieden: sie sollten aufhören ihre Völker sich zerfleischen zu lassen. An Eduard schrieb Bonifaz am 28. Mai 1295: „Sind das die Werke der Frömmigkeit, die Dein vorgerrücktes Alter fordert? Gedenkst Du so Deiner Gelübde für das Heilige Land? Dort sollst Du kämpfen, nicht mit christlichen Fürsten. Euer Zwist gereicht Euch zur Schande!“²⁾ Bonifaz gebot wiederholt Waffenstillstand; zuerst vom 24. Juni 1295 an auf ein Jahr, dann vom 24. Juni 1296 angefangen auf zwei Jahre,³⁾ allein die Fürsten schoben einander als Grund vor, denselben nicht beobachten zu müssen.

Bonifaz
VIII.
will
Frieden.

Philipp war tief verletzt durch die gebietende Art der Forderung eines Waffenstillstandes.

Philipp
IV.
und
Bonifaz
VIII.

Zwischen dem Könige von Frankreich und dem Papst begann jetzt der Streit in einer Geldangelegenheit.

Eduard wie Philipp waren in steter Geldnoth und machten auch an den Clerus ihres Landes unerhörte Forderungen: so verlangte Eduard 1296 den fünften Theil aller beweglichen Habe und erklärte den Clerus außer dem Schutz der Gesetze, als er nicht zahlen wollte. Dadurch erschreckt, zeigten sich die englischen Bischöfe fügsam. In gleicher Weise mißhandelte Philipp seine Franzosen und erhob die Maltote in härtester Weise von Laien und Geistlichen. Dringend bat in einem noch vorhandenen Schreiben die französische Geistlichkeit den Papst um Hilfe. Als Anwalt für die Rechte der Völker erließ Bonifaz am 25. Februar 1296 die Bulle „Clericis laicos“: es sei aus älteren Zeiten her bekannt, daß die Laien gegen die Cleriker feindselig gesinnt seien, und das zeige sich auch in der Gegenwart; ohne zu bedenken, daß sie über Geistliche keine Gewalt haben, legen sie ihnen unerträgliche Lasten auf. Diesem Mißbrauch zu steuern, werde anmit Bann und Interdict über die Geistlichen ausgesprochen, die ohne Erlaubnis des heiligen Stuhles solche Abgaben erlegen, und über die Laien, welche solche Abgaben verlangen. — Eduard wie Philipp waren mit der Bulle gemeint, aber nicht genannt.⁴⁾

Geld=
erpreß=
ung.

Bulle
„Cleri-
cis
laicos.“

¹⁾ Pauli, l. c. IV, p. 94—110. — Martin, l. c. IV, p. 407 f. — Drumann, l. c. p. 91—106.

²⁾ Hefele, Conciliengeschichte, VI, S. 288.

³⁾ Potthast, l. c. II, p. 133 u. 1947.

⁴⁾ Potthast, Regesta, II, n. 24.291, p. 1945. — Hefele, Conciliengeschichte, 2. Aufl., VI, S. 289—291, wirft der Bulle momentane Erregtheit vor, weil die Fürsten damals auf den Clerus die Lasten ihrer Kriege wälzten. Der Unterschied zwischen eigentlichem

Philipp's
Aus-
fuhr-
verbot.

Philipp antwortete auf diesen Schlag, gleichfalls ohne den Papst zu nennen, durch eine Verordnung vom 17. August 1296, wodurch alle Ausfuhr von Gold, Silber und Edelsteinen ohne seine Erlaubnis und aller Verkehr und Handel von Fremden in seinem Lande verboten wurde. Dadurch war nicht bloß die päpstliche Kammer, die aus Frankreich große Summen bezog und solche nöthig hatte, und die kirchenpolitische Stellung des Papstthums sehr geschädigt, sondern auch der Verkehr der französischen Geistlichkeit mit Rom abgeschnitten. Bonifaz antwortete am 25. September 1296 in der Bulle „Ineffabilis“:¹⁾ „Ist Deine

Antwort
des
Papstes.

Verordnung etwa durch die Unsere über die Freiheit der Kirche veranlaßt, so erneuert diese nur ältere canonische Bestimmungen. Wir untersagen eine Beisteuer der Prälaten und geistlichen Personen zu den Bedürfnissen Deines Reiches nicht, sie soll nur nicht ohne Unsere besondere Erlaubnis stattfinden, weil jene von den Beamten Deiner Autorität ohne Maß bedrückt werden und also den heiligen Stuhl um Hilfe anrufen. — Wann hast Du oder haben Deine Vorfahren umsonst den apostolischen Stuhl in Nothfällen um Unterstützung gebeten?“ Zuletzt erinnert der Papst den König an seine vielen Feinde: „Bedenke, wie viele Könige Dich und Dein Reich anfeinden! Klagt nicht der römische König, daß Du einige seiner Städte und Landchaften im Besitz habest, besonders die Grafschaft Burgund? Behauptet nicht der König von England das Gleiche in Betreff einiger Theile der Gasconne? Diese Könige sind erbötig, in dieser Sache einen Rechtspruch anzunehmen. Kann der apostolische Stuhl die Entscheidung verweigern? — Was würde Dein Schicksal sein, wenn Du den apostolischen Stuhl durch schwere Beleidigungen zum Bundesgenossen derselben machtest?“

Philipp's
Berthei-
digung.

Stolz soll Philipp geantwortet haben: „Das Gesetz wurde nur zur Erhaltung und Sicherung des Reiches erlassen — die Kirche besteht nicht bloß aus Geistlichen, Christus ist nicht bloß für sie gestorben. Mit Genehmigung der Fürsten sind ihnen von den Päpsten besondere Freiheiten verliehen, diese dürfen aber dem Staate nicht zum Nachtheile gereichen. — Jeder Unterthan, Cleriker und Laie, der ihm seine Hilfe verweigert, ist ein unnützes Glied. Welche Schandel der Statthalter Christi verbietet, dem Kaiser Zins zu zahlen, dem Landesherrn in der Noth zu helfen.“ — Aber diese Antwort blieb ein Entwurf und wurde nicht an den Papst gesendet.²⁾

Schwäche
des
Clerus.

Alles hing nun von der Haltung des französischen Clerus ab: wenn er standhaft blieb, so mußte der König, wenn er sich schwach zeigte, mußte der Papst nachgeben. Die französischen Bischöfe, die doch den Papst zuhülfe gerufen hatten, ließen ihn jetzt im Stich, dankten ihm für seine gute Absicht, bemerkten aber auch, daß König und Unterthanen sich durch die

Kirchengut und dem in den Händen der Laien befindlichen Lehen sei nicht hervorgehoben. Das eigentliche Kirchengut sei im Principe steuerfrei gewesen, im Laufe der Zeit habe sich aber die Überzeugung befestigt, daß die Geistlichen auch von den Kirchengütern zu den Bedürfnissen des Staates beitragen sollten, aber nicht ohne ihre freie Zustimmung. Diesen Grundsatz hat auch Eduard I. von England, der anfänglich mit der gleichen Forderung wirklich auftrat, im November 1297 anerkannt, daß keine neue Steuer ohne die Zustimmung der drei Stände erhoben werden dürfe, und vom Clerus Unterstützung erlangt.

¹⁾ Stelle aus der Bulle Ineffabilis: Raynaldus, Annales ad an. 1296, n. 25. — Tosti, l. c. p. 177 ff., 257 ff. — Hefele, Conciliengeschichte, VI, S. 297—301. — Potthast, l. c. II, p. 1952.

²⁾ Hefele, l. c. p. 300 f. — Ähnlicher Ansicht ist Boutaric, La France sous Philippe le bel. Paris 1864.

Bulle verlegt fühlten, und baten den Papst, seine Bulle zurückzunehmen oder mild auszulegen.

Und Bonifaz antwortete am 7. Februar 1297 dem Könige unter anderem:¹⁾ „Eine Sache des Urhebers ist es, eine Urkunde auszulegen, darum erklären Wir zu Deiner und Deiner Erben Sicherheit, daß, wenn Cleriker aus eigenem Entschluß, ohne allen Zwang, Dich durch Geschenke oder Anlehen unterstützen wollen, Unsere Verordnung sie nicht daran hindert, daß es sich auch nicht auf ihre Lebenspflicht erstreckt, oder auf drangvolle Umstände, wo Dir zu einer Anfrage beim apostolischen Stuhle nicht die Zeit bleibt.“ — Hier ist Bonifaz VIII. vollkommen auf dem Boden des bisherigen Kirchenrechts.

Erklärung des Papstes.

In derselben Bulle vom 7. Februar 1297 erklärte jetzt der Papst, daß seine frühere Bulle „Clericis laicos“ nur die Freiheit der Kirche bezweckte, nicht aber verhindern wollte, daß der König in der Noth von den Geistlichen freiwillige Gaben empfangen. Die Entscheidung aber, ob ein Fall der Noth vorliege, sollte nach einer Bulle vom 22. Juli 1297 dem französischen Könige oder seinen Nachfolgern, sobald sie das zwanzigste Lebensjahr vollendet hätten, im Falle der Minderjährigkeit aber den Ständen zustehen.²⁾ Da nahm auch Philipp seine Edicte zurück, und der Streit zwischen Rom und Paris schien umsomehr geschlossen, als am 11. August 1297 die Heiligsprechung König Ludwigs IX. erfolgte zum großen Jubel des französischen Volkes, das so innig am Andenken dieses edlen Fürsten hing. Der Riß schien geheilt, er war aber nur überdeckt, der Friede nur scheinbar.

Verzöhnung.

Der Krieg zwischen Eduard I. und Philipp IV. dauerte fort, als hätte der Papst keinen Waffenstillstand geboten. Ende 1296 entzog Philipp dem Könige von England einen seiner eifrigsten Bundesgenossen, Johann II., Herzog der Bretagne, der, von seinem eigenen Volke gezwungen, zum Banner Frankreichs zurückkehrte und im Januar 1297 unter die Paire Frankreichs nach dem Herzog von Burgund aufgenommen wurde. Auch hatte der Papst den König Philipp vergebens gemahnt, dem Grafen von Flandern seine Tochter zurückzusenden. Guido kündigte Philipp IV. die Treue, verband sich von neuem mit Eduard I. und Adolf von Nassau. Aber das Geld Philipps bewirkte, daß die Herren die versprochene Hilfe nicht leisteten; zudem hatte Philipp im eigenen Lande Guidos eine Partei für sich, die Lillianer oder Anhänger der Lilie, die Reichen, welche ebenso unzufrieden waren über die Eingriffe Guidos in die Verfassung der einzelnen Städte, als sie vor den wachsenden Ansprüchen der großen Masse Schutz an einem mächtigen Herrn suchten. Guido konnte es nicht auf einen Krieg im offenen Felde ankommen lassen, sondern nur auf eine Vertheidigung einzelner Städte, die der alte Mann unter den Befehl seiner Söhne stellte. 1297 rückten die Franzosen in Flandern ein: Lille ward im Juni belagert, die Westfländerer bei Furnes am 13. August geschlagen; ganz Westflandern unterwarf sich. Gleich schnelle Fortschritte machte der König im wallonischen

Neuer Krieg.

Bretagne.

Flandern.

1) „Romana mater ecclesia“, bei Raynaldus, Annales ad an. 1297, n. 49. — Hefele, Conciliengeschichte, VI. S. 303–304. — Potthast, l. c. II, p. 1957.

2) Raynaldus, Annales ad an. 1297, n. 49–50.

Flandern. Ein deutscher Heerestheil, von Adolf von Nassau gesendet, um Lille mit Lebensmitteln zu versehen, wurde bei Comines zurückgeworfen. Die Bewohner von Lille zwangen Guidos Sohn, Robert von Bethune, die Stadt gegen Sicherheit der Person und des Eigenthums zu übergeben. Darauf besetzte Philipp Douay und Courtray. Robert von Bethune begab sich zu seinem Vater nach Brügge; dahin kam auch Eduard, aber mit zu geringer Macht, zu spät hatte er sich in England eingeschifft: schon naheten die Franzosen, vor denen beide sich nach Gent retteten, um hier Adolf von Nassau und sein Heer zu erwarten, der aber nicht kommen konnte, denn schon bedrohte ihn Albrecht von Oesterreich. Dem Könige von England blieb nichts übrig, als Philipp um einen Waffenstillstand zu bitten, denn Schottland erhob sich unter Wallace. Auch die Franzosen bedurften der Ruhe, und Philipp hoffte während des Winters Flandern von England zu trennen.¹⁾

Flandern
französisch.
Eduard
I.

Waffen-
stillstand.

So wurde im November 1297 ein Waffenstillstand für Guienne und Flandern bis Februar 1298 abgeschlossen und später auf das Drängen des Papstes bis 1300 verlängert, damit indes der Friede hergestellt werden könne. Beide Könige nahmen die Vermittlung Bonifaz VIII. an, doch mit dem Beding, daß er als Privatmann, nicht mit kirchlicher Machtfülle entscheide.²⁾ Am 27. Juni 1298 fiel der schiedsrichterliche Spruch dahin aus: Zwischen beiden Königen sei ewiger Friede; um diesen zu befestigen, vermählte sich Eduard mit Philipps jüngerer Schwester Margareta, Prinz Eduard mit Philipps Tochter Isabella. Alle Kriegsbeute, alles entriessene Land wird beiderseits zurückgestellt; Eduard huldigt für seine Besitzungen in Frankreich dem Könige Philipp gerade so, wie sein Vater gethan hat. Die streitigen Gebiete Guienne und Gascogne werden bis zu billigem Austrage von päpstlichen Truppen in Verwahrung genommen.³⁾

Schieds-
spruch
des
Papstes.

Am französischen Hofe ward der Schiedspruch unfreundlich aufgenommen; die Vermählung fand übrigens statt. Für Schottland that der Papst Schritte bei Eduard, für Flandern bei Philipp. Mehr konnte er nicht thun. Es war Ehrensache Eduards, Guido nicht fallen zu lassen, und Ehrensache Philipps, die Schotten nicht preiszugeben, aber die Könige opferten sich gegenseitig ihre Bundesgenossen. Schottland sank schwergetroffen vor England bei Falkirk am 22. Juli 1298 danieder, Philipp aber zog 1300 ein neues Heer gegen Flandern zusammen. Karl von Valois nahm Bethune, Damme, schon bedrohte er Gent. Guido bat um Frieden, und Karl versicherte ihn, sein Bruder, der König Philipp, werde ihm alle seine Besitzungen und Rechte zurückstellen, wenn er sich nur vertrauensvoll seiner Verfügung unterwerfe. Dem eidlischen Versprechen trauend übergab Guido Gent, sich, seine Söhne, Enkel und die ersten seiner Barone an die Franzosen. In Paris warfen sie sich Philipp zu Füßen und baten um Gnade. Dieser betrachtete sie lange schweigend, dann erklärte er, bloß das Leben wolle er ihnen schenken, sein Bruder habe die Vollmacht überschritten. Alle wurden gefangen gesetzt, das Land als ein erbeidigtes

Schott-
land
und
Flandern
geopfert.

Guido
ge-
fangen.

¹⁾ Martin, l. c. IV, p. 414–417.

²⁾ Drumann, l. c. I, p. 126 f. — Pauli, l. c. IV, p. 133 f.

³⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1298, n. 2–6. — Gieseke, l. c. VI, p. 309 f.

Lehen eingezogen. Nicht einmal den Trost, seine Tochter zu sehen, hatte Guido: sie war in der Haft gestorben. Philipp bereiste Flandern jetzt als Herr, die Städte empfingen ihn festlich. Ärgerlich rief die Königin, als die reichen Frauen Brüggens in vollem Schmucke vor ihr aufzogen: „Ich glaubte, ich sei hier allein Königin, allein ich sehe ihrer mehr als vierhundert.“ Umsonst war der König über den Reichthum froh: Flandern erschien ihm als eine unerschöpfliche Goldgrube.¹⁾

Flanderns Reichthum.

Also trat Philipp als Sieger aus diesem Kampfe, Flandern hatte er zu seinem Reiche geschlagen, England war gelähmt, Adolf von Nassau war in der Schlacht von Göllheim gefallen. Keck nahm jetzt Philipp dem Reiche 1301 Toul weg und empfing die Huldigung von Bar; keck nahm er den Streit jetzt wieder mit Bonifaz auf. Grund, sich über den Papst zu beklagen, hatte Philipp nicht: dieser hatte im Gegentheil damals alles gethan, das französische Königshaus zu erhöhen, hatte Ungarn Karl Robert zugewendet und Karl von Valois als Reichsstatthalter nach Italien berufen, um ihm zugleich den Thron von Byzanz zu verschaffen. Die Berufung Karls von Valois wurde veranlaßt durch die Vorgänge in Florenz.

Übergriffe Philipps.

Karl von Valois.

Florenz war damals der Ort größerer Umwälzungen. Statt Welfen und Ghibellinen kämpften jetzt Schwarze und Weiße miteinander. Als Haupt der Schwarzen galt Corso Donati, ein Mann aus altadeliger Familie, voll Talent und Muth, vom Volke der Baron genannt, als Haupt der Weißen Bieri Gherchi. Die Stimmung war so erregt, daß der geringste Anlaß zu einem Straßenkampfe führen konnte. Bieri Gherchi war seiner Stellung als Parteihaupt nicht gewachsen; dagegen waren Guido Cavalcanti, ebenso höflich als muthvoll, gelehrt, Philosoph und Dichter, Dante Alighieri und der Geschichtschreiber Dino Compagni hochbefähigte Mitglieder der Weißen. Die Schwarzen baten Papst Bonifaz VIII. (um 1300) als Friedensvermittler in Florenz aufzutreten. Dieser berief Bieri Gherchi nach Rom und forderte ihn auf, sich mit Corso Donati auszusöhnen; dummtrotzig antwortete dieser, er stehe mit niemandem in Fehde und habe keinen Grund, sich mit irgend jemand zu vergleichen. Dennoch sandte Bonifaz VIII. den Cardinal Aquasparta als Friedensboten an beide Parteien, im Juni 1300. Die Florentiner nahmen ihn zwar mit Ehre auf; als er aber billigen Sinnes Ämter und Stellen unter beide Parteien gleich vertheilen wollte, so widersetzten sich die Weißen, die eben im Vortheil waren, und verweigerten ihm die Baglia; der Cardinal verließ die Stadt, indem er sie mit dem Banne belegte — und das Unheil war nachher größer als zuvor. Um allen Unruhen vorzubeugen, beschloß die Signoria auf den Antrag Dino Compagnis (Dante war damals einer der Prioren) die Häupter der beiden Parteien zu verbannen, und zwar die Schwarzen nach Pieve, die Weißen nach Sarzana. Als aber Guido Cavalcanti zu Sarzana erkrankte, wurde ausschließend den Weißen gestattet, nach Florenz zurückzukehren. Corso Donati aber sandte an den Papst die Bitte: er möge einen Herrn aus der königlichen Familie von Frankreich ihnen zuschicken, damit er die Stadt Florenz wieder in Ordnung bringe und die Parteien der Schwarzen und Weißen niederschlage.²⁾

Florenz.

Weiße und Schwarze.

¹⁾ Henri Martin, l. c. IV, p. 418 f.

²⁾ Villani, Cronica, VIII, cap. 39—41.

Karl
von
Valois.

Da dachte Bonifaz an Karl von Valois, welcher gerade damals im flandrischen Kriege sich Ruhm erworben hatte: er sollte in Florenz die Ruhe herstellen, in Sicilien den Krieg zu Ende bringen, dann mit Katharina von Flandern, der Erbin des lateinischen Kaiserthums, vermählt, Constantinopel erobern; ja Bonifaz, der damals Albrecht die Anerkennung verweigerte, soll ihm sogar die römische Kaiserkrone in Aussicht gestellt haben. Jedenfalls ernannte er ihn, da kein Kaiser vorhanden sei, zum Reichsstatthalter von Toscana, zum Grafen der Romagna, zum Hauptmann des Kirchenstaats, zum Herrn der Mark Ancona.¹⁾

Halbheit
der
Weissen.

Die Weissen in Florenz fühlten, dass etwas gegen sie im Werk sei, und brachten, um sich zu verstärken, auch in Pistoja lauter Weise ans Ruder, und verdrängten die Schwarzen, die, im Mai 1301, aus Pistoja verwiesen, die Welfen im Luccanischen verstärkten. Die Weissen hätten nun entweder diese Parteilichkeit bleiben lassen oder entschieden als Ghibellinen auftreten sollen, aber sie thaten keines von beiden. Karl von Valois zog mit 500 Pferden ohne Widerstand durch die Lombardei auf Bologna zu, und die Weissen versäumten, ihm die Pässe von Sambuca zu sperren, weil sie nicht für Gegner der Kirche und des Hauses Frankreich gelten wollten. So gelangte Karl, überall die Verstärkung der Schwarzen an sich ziehend, unbehelligt nach Anagni, wo auch Karl II. von Neapel eintraf, und sandte von da Botschaft nach Florenz, durch die er sich zum Friedensvermittler anbot. Die Signoria versicherte ihn der ehrenvollsten Aufnahme, wenn er gelobe, die Satzungen und Einrichtungen der Republik unberührt zu lassen und keine Gerichtsbarkeit über dieselbe anzusprechen. Karl unterzeichnete, was man von ihm begehrte, und so zog er mit 800 Pferden an Allerheiligen 1301 mit großen Ehren aufgenommen in Florenz ein: auf sein Verlangen ward ihm die Obergewalt, die Obhut der Stadt und die Vollmacht ertheilt, die Ruhe wieder herzustellen, und Florenz mit der Kirche wieder auszuföhnen.²⁾

Karl
in
Florenz.

Sieg
der
Schwarzen.

Miss-
hand-
lung der
Weissen.

Dante.

Kaum war jedoch Karl Herr der Stadt, so handelte er gegen sein Versprechen. Corso Donati ward mit einem Trupp Ausgewandter eingelassen, und der Pöbel rief: es lebe der Baron! Sogleich öffnete er die Gefängnisse, vertrieb die Prioren aus ihrem Palast, und sechs Tage hindurch plünderten die Schwarzen die Häuser der Weissen in der Stadt und auf dem Land oder ermordeten diese. Karl that, als wisse er nicht, was vorgehe, als sei der Brand der reichsten Paläste nur ein Freudenfeuer. Am 11. November 1301 wurden neue Prioren und ein neuer Podestà, alle aus der Partei der Schwarzen, ernannt, und jetzt wurden von der neuen Behörde die hervorragenden Weissen des Landes verwiesen und mit schweren Bußen belegt. Unter ihnen war auch Dante und der Vater Petrarca's. Dante erfuhr in Rom seine Verbannung, das Gesetz Geld angenommen zu haben. Als es sich um seine Gesandtschaft nach Rom handelte, soll er im Gefühle seines Wertes gesagt haben: „Wenn ich gehe, wer bleibt? wenn ich bleibe, wer geht?“ Wie gegen die Abwesenden, wurde auch gegen die in Florenz verweilenden Weissen von der siegenden Partei mit höchster

¹⁾ Villani, Cronica, VIII, cap. 42.

²⁾ Ibid. cap. 43—48.

Ungerechtigkeit verfahren; manche wurden gefoltert, nur um zu erfahren, wo sie ihre Schätze versteckt hatten, andere wurden ermordet. Nach fünf Monaten verließ Karl von Valois wieder Florenz.¹⁾

Frieden hatte er keinen gestiftet, den Schwarzen zwar zum Siege verholfen, allein eine reiche Saat der Unruhen zurückgelassen; und wie er hier als Friedensstifter seine Rolle verspielte, so in Sicilien als Kriegsführer — er wurde geschlagen. Und zum zweitenmal hatte sich der römische Stuhl in einem französischen Prinzen, den er nach Italien berief, höchlich verrechnet; und zum zweitenmale trug ihm die Begünstigung des französischen Königshauses nur Undank ein.

Wider Erwarten des Papstes verband sich Philipp IV. mit König Albrecht I. und zog er die Colonnas an seinen Hof;²⁾ wider seine Bitten blieb Guido von Flandern ein Gefangener des französischen Königs und Flandern mit der französischen Krone vereinigt; wider Versprechen zog Philipp beständig den Kirchenzehnten unter dem Vorwande ein, es gelte einen Kreuzzug. So sammelten sich Wolken genug zu einem Gewitter. 1300 soll Philipps geheimer Rath, später Kanzler von Frankreich, Wilhelm von Nogaret, ein böshafter Feind der Kirche — sein Großvater war als Patariner verbrannt worden — im Auftrag seines Königs bei Bonifaz gewesen sein und ihm harte Dinge gesagt haben. „Sagt Ihr das im Auftrage Eures Königs?“ fragte Bonifaz. „Nein, Heiliger Vater“, erwiderte Nogaret, „nur im Eifer für die Religion und in sicherer Voraussicht künftigen Unheils.“ Anhängige Beschwerden waren ferner, daß der König vom Vicomte von Narbonne, dessen Vorfahren ihre Besitzungen bisher vom Bischof zu Lehen getragen hatten, die Huldigung annahm; natürlich rief der Erzbischof den Papst zur Aufrechterhaltung seiner Rechte an. In ähnlicher Weise verhielt es sich mit einem Lehen des Bisthums Maguelone. Durch alle diese Streitfragen zog sich aber als rother Faden der Gegensatz der Anschauung des Papstes und des Königs; jener wollte dem heiligen Stuhl das Recht wahren, die Regierungen zu überwachen, dieser strebte eine unbedingte Unabhängigkeit der weltlichen von der geistlichen Gewalt an. Zum Ausbruch kam der Streit 1301, als Bonifaz den Bischof von Pamiers, Bernhard de Saisset, in besonderem Auftrag an den König sandte.

Nogaret
beim
Papste.

Der
Bischof
von
Pamiers.

Bernhard de Saisset war dem Könige, gegen dessen Willen er auf seinen Stuhl gekommen war und der die Herrschaft über Pamiers dem Grafen von Foix übergab, wogegen der Bischof beim Papst Recht suchte und fand,³⁾ an und für sich zuwider, dann soll er in sehr schroffer Weise, mit Bann und Interdict drohend, die Freilassung Guidos von Flandern verlangt haben. Philipp hörte den Bischof mit düsterem Schweigen an, sandte ihm aber in seine Diocese

Bern-
hard de
Saisset.

¹⁾ Villani, Cronica, VIII, cap. 48 ff. — Compagni, l. c. p. 488 ff.

²⁾ Ropp, Eidgenössische Bünde, III, 2, S. 43—52.

³⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1295, n. 52 f. — Martin, l. c. IV, p. 424 bis 427. — Vergl. Langlois in Histoire de France publiée par Lavissee, III, 2, .

Beamte nach, um Stoff zu einem Hochverrathsproceß zu sammeln. Auf einmal wurde Bernhard verhaftet, 24. October 1301 zu Senlis vor Gericht gestellt. Pierre Flotte, damals Kanzler, trug die Anklage vor: er habe den König einen Falschmünzer, einen Taugenichts genannt, der nicht vom rechten Stamme Karls des Großen sei und nicht zu regieren verstehe; er habe gesagt, am Hofe gebe es nichts, als Betrug und Spitzbüberei, er habe das Land in Aufstand bringen wollen. Bernhard erklärte alles für unwahr.¹⁾ Die Höflinge riefen: „Warum sollen wir ihn nicht auf der Stelle niederstechen?“ Natürlich ward der Bischof verurtheilt und dem Erzbischofe von Narbonne, seinem Metropolit, übergeben, damit ihn dieser zuerst von einem Provinzialconcil entsetzen lasse, und dann dem weltlichen Gericht zur Bestrafung ausliefere. Der Erzbischof von Narbonne aber weigerte sich, Bernhard als Gefangenen zu behandeln, und erklärte vor dem Könige, der Papst allein wäre dessen Richter, und verlangte sicheres Geleit für den Gefangenen nach Rom.²⁾ Bernhard blieb in Haft, denn in ihm wollte der französische Hof den römischen demüthigen. Philipp soll Pierre Flotte noch einmal nach Rom gesandt und Absetzung des Bischofs wegen Hochverraths verlangt haben, damit Philipp ihn als Unverbesserlichen züchtigen könne; nur aus Rücksicht für die Kirche habe er ihn nicht sogleich, wie er es verdient hätte, hinrichten lassen. Gereizt durch Flottes Redheit habe Bonifaz ihn darauf aufmerksam gemacht, daß er eine doppelte Gewalt besitze, die geistliche und die weltliche, und Flotte habe erwidert: „Die Macht Eurer Heiligkeit ist nur eine nominale, die Macht des Königs eine reale.“ Übrigens sprechen nur englische Schriftsteller von dieser Reise, die neuere Forscher als auf falschen Angaben beruhend ansehen.

Bonifaz
VIII.
gegen
Philipp
IV.

Jedenfalls war Bonifaz VIII. von der Unschuld des Bischofs überzeugt und der Becher des Unmuths über das Benehmen des Königs voll zum Überfließen. Rasch nacheinander erließ der Papst mehrere Bullen: der König ward zunächst am 5. December 1301 aufgefordert, der Reise des Bischofs nach Rom nicht hinderlich zu werden, und seine beweglichen und unbeweglichen Güter ihm zurückzugeben.³⁾ An den französischen Clerus erging am gleichen Tage die Aufforderung, Abgeordnete bis spätestens zum 1. November des folgenden Jahres nach Rom zu schicken, damit man mit ihnen beurtheilen könne, wie den Bedrückungen der Kirche in Frankreich gesteuert werde.⁴⁾ In einer andern Bulle — *Salvator mundi* vom 4. December — wurden die Privilegien und Zugeständnisse, die er Philipp ertheilt hatte, wegen Mißbrauchs zurückgenommen: „Was auch die Geistlichen und Mönche als Zehnten oder unter einem andern Namen zu geben sich verpflichtet haben, das sollen sie ohne unsere ausdrückliche Erlaubnis nicht ferner zahlen.“ Das Schärffste über Philipp sagte aber die Bulle vom 5. December 1301, die mit den Worten *Ausculata fili* beginnt.⁵⁾

Bulle
„Aus-
culata
fili“.

¹⁾ Drumann, Bonifacius VIII., Bd. II, S. 6—10.

²⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1301, n. 26 f.

³⁾ Ibid. 1301, n. 28.

⁴⁾ Ibid. 1301, n. 29.

⁵⁾ Ibid. 1301, n. 30: Einzelne Stellen wurden später auf Verlangen des Königs von Clemens V. aus dem päpstlichen Archive getilgt, eine vollständige Abschrift hat aber die Bibliothek von St. Victor aufbewahrt. — Vergl. Hefele, l. c. VI, p. 324.

Hier kommen die Sätze vor: „Laß Dir von niemandem einreden, du habest keine Oberen und seiest dem Höchsten in der kirchlichen Hierarchie nicht unterworfen; wer so denkt, ist ein Thor, wer es hartnäckig behauptet, ist ein Ungläubiger. — Obgleich den Laien über Geistliche und kirchliche Personen keine Macht gegeben ist, ziehst Du diese auch in Sachen, die ihre Person oder Besitzungen betreffen, mit welchen sie nicht von Dir belehnt sind, vor Dein Gericht, erlaubst nicht, sie mit dem geistlichen Schwert zu vertheidigen, oder in Klöstern und kirchlichen Orten, deren Bewachung Du übernimmst, die Gerichtsbarkeit auszuüben. — Bei Verleihung der kirchlichen Würden und Beneficien gebührt doch dem Papst die erste und oberste Gewalt, und Du kannst ohne seine Genehmigung nicht darüber verfügen.“ Dann ward dem Könige darin angezeigt, daß der Papst die französischen Prälaten nach Rom berufen habe, um über Abstellung dieser Mißbräuche zu berathen, und daß es ihm unbenommen bleibe, dabei selbst zu erscheinen oder durch Gesandte sich vertreten zu lassen. Auch ward der König gewarnt vor seiner Umgebung: „Die schlechten Rathgeber verschlingen Deine Unterthanen und sammeln Honig, nicht für Dich, sondern für sich selber.“¹⁾

Der Archidiacon von Narbonne, Jacques des Normands, sollte die Bulle Philipp überbringen; mit Wissen Philipps wurde aber eine von Pierre Flotte abgefaßte gefälschte Bulle überreicht: „Bonifaz, Bischof und Knecht der Knechte Gottes, an Philipp, König der Franzosen. Fürchte Gott und halte seine Gebote! Wisse, daß Du im Geistlichen und Weltlichen Uns unterworfen bist; Du hast nicht die Befugnis, Beneficien und Pfründen zu verleihen, und wenn einige erledigte Kirchen Deiner Obhut anvertraut sind, so bewahre die Einkünfte für die folgenden Bischöfe. Verleihungen von Deiner Hand erklären Wir für ungiltig, Wir widerrufen sie, wenn jemand dadurch schon zum Besitze gelangt ist. Wer anders glaubt, den halten Wir für einen Ketzer.“ Das ganze Cardinalscollegium, wie Jacques des Normands, hat die Unechtheit dieser letzten Bulle²⁾ bezeugt, welche Pierre Flotte verfaßte, um das Nationalgefühl der Franzosen gegen den Papst in Bewegung zu bringen. Als Jacques des Normands am 10. Februar 1302 die echte Bulle „ausculta fili“ überreichen wollte, riß sie ihm der Graf von Artois aus der Hand und warf sie in die Flammen, — sie durfte den Ständen nicht mitgetheilt werden.

Philipp antwortete auf die mit seinem Wissen gefälschte Bulle: „Philipp, von Gottes Gnaden König der Franzosen, dem Bonifaz, der sich als Papst geberdet, wenig oder gar keinen Gruß. Deine höchste Albernheit soll wissen,³⁾

(Ge-
fälschte
Bulle.

Phil-
lips
Antwort.

¹⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1301, n. 22. Übersetzt ist die Bulle bei Hefele, l. c. VI, p. 325—329.

²⁾ Die Fälschung ist jetzt allgemein anerkannt. Vergl. Drumann, Bonifacius VIII., Bd. II, S. 24—26. Die falsche Bulle lautet: „Bonifacius episcopus, servus servorum Dei, Philippo Francorum regi. Deum time et mandata ejus observa. Scire te volumus. quod in spiritualibus et temporalibus nobis subes. Beneficiorum et praebendarum ad te nulla collatio spectat, et si aliquorum vacantium custodiam habeas, fructus eorum successoribus reserves; et si quae contulisti, collationem hujusmodi irritam decrevimus et, quantum de facto processerit, revocamus. Aliud autem credentes haereticos reputamus.“ Hefele, l. c. VI, p. 329. Bonifaz eifert nur gegen den Mißbrauch des königlichen Regals.

³⁾ Die gleichfalls mit Wissen des Königs gefälschte Antwort lautet im Urtext: „Philippus Dei gratia Francorum rex Bonifacio se gerenti pro summo pontifice salutem modicam seu nullam. Sciat maxima tua fatuitas, in temporalibus nos alicui non subesse, ecclesiarum et praebendarum vacantium collationes ad nos jure regio pertinere, fructus eorum nostros facere, collationes a nobis hactenus

dass Wir im Weltlichen niemandem unterworfen sind, die Verleihung gewisser erledigter Kirchen und Pfründen nach kirchlichem Rechte Uns zusteht, ihre Einkünfte Uns gehören, Unsere Verleihungen, mögen sie schon erfolgt sein oder in Zukunft erfolgen, gültig sind, und Wir diejenigen, welche in deren Besitze sind, gegen jedermann schützen werden. Wer anders glaubt, den halten Wir für albern und wahnsinnig.“ Nie ward ein solches Schreiben in Rom übergeben, es ward nur, um die Franzosen zu täuschen, in Frankreich verbreitet. In Rom wusste man aber davon.

Jetzt war der Bruch unheilbar. Der König erklärte vor versammeltem Hof seine Söhne aller Ansprüche auf die Nachfolge für verlustig, wenn sie je im Weltlichen einen andern, außer Gott, als ihren Oberherrn anerkennen würden. Die für den Kreuzzug gesammelten Summen wurden mit Beschlagnahme belegt, alle Ausfuhr von Gold und Silber nach Rom verboten, und den Geistlichen untersagt, zum Concil nach Rom zu reisen, dem Nuntius verboten, die Bulle zu verkünden; der Nuntius selber wurde mit dem Bischof von Pamiers des Landes verwiesen.

Bonifaz hatte ein Concil gegen Philipp berufen, Philipp suchte ihm durch einen Reichstag zuvorzukommen. Am 10. April 1302 versammelte er die drei Stände, Adel, Clerus und Bürger, in der Notre-damekirche zu Paris.

Der Adel, der immer mit dem Clerus um Rechte und Besitzungen stritt, war an und für sich für den König. Um das Volk zu gewinnen, berief der Despot, der sonst mit Willkür in allen Dingen verfuhr, auch Vertreter des Bürgerstandes, tiers état, dann Vertreter von Städten, Capiteln, Universitäten und andern Corporationen. États généraux heißt das Parlament von 1302. Der König erschien mit dem ganzen Hof vor den Ständen.¹⁾ Pierre Flotte, jetzt Siegelbewahrer, eröffnete dieselben mit einer Anklage gegen den Papst am 10. April: der König könne die schimpfliche Behandlung, die ihm vom Papste widerfahren, nicht länger ertragen, und habe sich darum an sein Volk gewendet. Während der König und seine Vorfahren sein Reich nur von Gott erhalten haben, behaupte der Papst, er habe es ihm verliehen. Die Reservationen, die willkürlichen Ordinationen, Verleihungen von Pfründen schädigten Thron und Reich, wie den Altar; der Eifer der Gläubigen erkalte, die Kirchen würden nicht mehr beschenkt. Die falsche Bulle wurde vorgelegt und so Lüge mit Betrug vereinigt. Die Barone erklärten alsbald, dass sie Gut und Blut für seine Rechte zu opfern bereit seien; der dritte Stand ließ sich fortreißen. Der Clerus merkte wohl, dass der König ihn zum Mitschuldigen seines Verfahrens machen wolle: an ihm war es, kühn das Lügengewebe zu zerreißen, allein er zeigte sich furchtsam, suchte nur Zeit zu gewinnen und bat um Frist zu einem Entschluss. Da wurde ihm erklärt, er sei Verräther an König und Staat, wenn er nicht

factas et in posterum faciendas fore validas et in praeteritum et in futurum, et earum possessores contra omnes viriliter nos tueri. Secus autem credentes fatuos et dementes reputamus.“ Hefele, I c. VI, p. 331—332.

¹⁾ Vergl. den Bericht des Clerus an den Papst — bei Dupuy. Actes et preuves, p. 67. — Hefele, I. c. VI, p. 333—340. — Vom dritten Stande erwartete der Despot besondere Sympathie. — Boutaric, La France sous Philippe le bel, p. 21.

sogleich antwortete, wie man es wünsche; und in ihrer Feigheit betheuertem die Prälaten mit Zittern ihre Loyalität und baten nur, daß man ihnen erlaube, zum Concil nach Rom zu gehen. Natürlich ward ihnen das einstimmig verweigert, nachdem man sie einmal über ihrer Feigheit ertappt hatte. Und so nahm denn, wie ein französischer Schriftsteller mit Recht bemerkt, die ganze Nation Partei für einen König, der ihre Freiheit unterdrückte, gegen einen Papst, der ihnen allein noch Hilfe bot, sie zu erhalten.¹⁾ Zugleich verbot der König neuerdings, Gold und Geld aus Frankreich auszuführen, und ließ die Wege und Häfen bewachen, damit niemand die Synode in Rom besuche.

Doch wagten alle drei Stände nicht, sich vollständig von Rom loszureißen, jeder Stand sandte Boten nach Rom, der Adel an die Cardinäle: „Der König erkennt mit den Bewohnern des Landes im Weltlichen nur Gott als seinen Oberen an, und soll sich gleichwohl dem römischen Stuhl als Lehensmann unterwerfen. Die Geistlichkeit wird nach Rom berufen, den Zustand des Reiches zu verbessern, wir wollen nur Verbesserungen durch den König. Diese Dinge können und wollen wir nicht ertragen und, wenn wir es auch wollten, so würden König und Volk es nicht dulden.“ Ähnlich mag das Schreiben des dritten Standes gelautet haben, das wir nicht mehr besitzen. Das ganze Cardinalscollegium erklärte einstimmig die Bulle, welche Pierre Flotte vorgelegt habe, für gefälscht: „Der Papst hat dem Könige nie geschrieben, daß er ihm im Weltlichen unterworfen sei und das Land von ihm zu Lehen trage, alles, was Pierre Flotte in der Versammlung zu Paris darüber gesagt hat, ist erdichtet. Kein Mensch, der gesunden Sinnes ist, kann bezweifeln, daß der römische Papst der Primas sei und jeden Menschen wegen Sünde (ratione peccati) zur Rechenschaft ziehen könne.“²⁾

Botschaft
an
Bonifaz
VIII.

Verthei-
digung
des
Papstes.

Der französischen Geistlichkeit, die ihn selber früher um Hilfe angerufen, warf Bonifaz ihre Muthlosigkeit derb vor: „Ihr hättet die übermüthigen und schismatischen Reden jener Versammlung widerlegen oder wenigstens nicht anhören sollen; man wollte euch durch Vorpiegelungen der Kirche unreu machen, und, um Mithschuldige zu haben, gegen Uns aufreizen.“³⁾ Ende August 1302 sprach sich der Papst feierlich in einer Sitzung, wozu die französischen Gesandten eingeladen wurden, noch einmal über den ganzen Streit aus. Über das Verleihen der Pfründen sagte der Bischof von Porto im Namen der Cardinäle: „Es ist zwischen Patronat und Verleihung zu unterscheiden, welche letztere nie ein Laie in Anspruch nehmen kann. — Sagt man, der König habe etwas voraus, er habe die

¹⁾ Der Bericht des Clerus über dieses in der Notre-Dame-Kirche in Paris abgehaltene Parlament an den Papst ist bei Hefele, l. c. VI, p. 334—336 übersezt. „Die geistliche Jurisdiction hat principaliter der Papst, denn sie wurde einst von Christus dem Papst und seinen Nachfolgern übergeben; die weltliche Jurisdiction haben der Kaiser und die Könige; aber dem Papst steht zu, über alles Zeitliche zu richten, soweit Sünde im Spiel ist.“

²⁾ Temporaliter und ratione peccati ist also genau unterschieden. Vergl. Hefele, l. c. VI, p. 338—342.

³⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1302, n. 12. — Hefele, l. c. VI, p. 340—342.

Verjährung für sich, so frage ich: Wenn er ohnehin berechtigt ist, über Beneficien zu verfügen, warum ließ er sich von der Kirche dazu ermächtigen? Sein Beichtvater absolviert ihn, unter welcher andern Autorität, als unter der des Papstes? — Der Papst ist Richter über alles Weltliche in Beziehung auf die Sünde, *ratione peccati*, ihm gebührt die weltliche Gerichtsbarkeit nach dem Recht; aber die Vollziehung dieser Gerichtsbarkeit gebührt dem Papst nicht, denn zu Petrus wurde gesagt: stecke dein Schwert in die Scheide.“ — Der Papst sprach dann: „Vierzig Jahre haben Wir uns mit dem Recht beschäftigt, und es ist Uns nicht unbekannt, daß Gott zwei Gewalten angeordnet hat. Wir wollen die Jurisdiction des Königs nicht antasten, aber der König kann so wenig als ein anderer Christ leugnen, daß er *ratione peccati* Uns untergeben sei. Rücksichtlich der Collation von Beneficien haben Wir schon oft den Gesandten des Königs gesagt, Wir seien bereit, ihm in dieser Sache die möglichste Gnade zu erweisen, damit er leicht thun kann, was er bisher *illicite* that, denn kein Laie kann ohne Unsere ausdrückliche oder stillschweigende Zustimmung geistliche Stellen verleihen.“

Concil
zu
Rom.

Am 30. October 1302 wurde das Concil zu Rom eröffnet: 4 französische Erzbischöfe, 35 französische Bischöfe, 6 Äbte und mehrere Doctoren und Magister waren trotz des königlichen Verbots gekommen, die andern hatten sich entschuldigt, weil Philipp alle Wege besetzt halte. — Die Acten dieser Sitzung sind verloren. Hier wurde das ganze Verfahren des Königs gegen Kirche und Volk noch einmal untersucht und verurtheilt. Die Bulle „*Unam sanctam*“ gibt die Anschauungen der Versammlung: „Eine einzige und heilige Kirche anzunehmen ist uns durch den Glauben geboten, sie hat einen Körper und ein Haupt; dieses hat zwei Schwerter, ein geistliches und ein weltliches; beide Schwerter, das geistliche und das materielle, sind in der Gewalt der Kirche; das eine soll von der Kirche, das andere für sie gebraucht werden; das eine von den Priestern, das andere von den Königen und Kriegern, aber nach dem Winke des Priesters und wenn er es zuläßt. — Der geistlichen Macht gebührt es, die irdische zu belehren und sie zu richten, wenn sie nicht gut ist. Wenn also die irdische Macht auf Abwege geräth, so wird sie von der geistlichen gerichtet werden, — wenn die niedere geistliche von der höheren, — wenn aber die höchste, so kann nur Gott und kein Mensch sie richten. — Wer also dieser von Gott geordneten Macht widerstrebt, der widerstrebt Gottes Ordnung. — Wir erklären, dem römischen Pontifex ist alle menschliche Creatur unterworfen.“¹⁾ — Am 18. November 1302 wurden alle mit Bann und Anathem belegt, welche die Reise eines Gläubigen zum heiligen Stuhl irgendwie belästigten. Philipp war aber dabei nicht genannt.

Bulle
„Unam
sanctam“.

¹⁾ Raynaldus, *Annales* ad an. 1302, n. 12 ff. — Hefele, l. c. VI, p. 346 ff. — Damberger, l. c. XII, p. 422, erklärt diese Bulle für gefälscht; ebenso Verlaguez, *Jean XXIII.* Paris 1883: „Nicht bloß Päpste, sondern auch weltliche Fürsten und Staatsmänner haben, wenn sie etwas von Rom erlangen wollten, die Superiorität des Papstes über alle Könige, auch in *temporalibus*, in den stärksten Ausdrücken anerkannt.“ Hefele, l. c. VI, p. 350.

Die Bulle rief in Frankreich eine große Bewegung hervor; die Regierung wurde sorglich und bereitete einen Gegenschlag. Am 12. März 1303 trug Nogaret, jetzt Kanzler des Königs, im Staatsrath eine Anklage gegen Bonifaz vor: „Derjelbe sei ein Übelthäter,¹⁾ er werfe sich zum Richter aller Menschen auf; er sei nicht Papst, sondern auf verbotenem Wege auf den Stuhl gelangt, und folglich ein Dieb und Räuber; er sei ein Ketzer, der ärgste Simonist, habe sich entsetzliche Verbrechen vorzuwerfen und sei so verstockt, daß man nie eine Besserung von ihm hoffen dürfe; die Kirche gehe zugrunde, lasse man ihn länger gewähren; von seinen Lippen strömen Verwünschungen, seine Füße sind schnell zum Blutvergießen, man müsse darum dahin wirken, daß ein allgemeines Concil berufen, dort der Nichtswürdige verurtheilt und ein anderer Papst gewählt werde. Der König von Frankreich sei gemäß seines Eides und des ruhmvollen Beispiels seiner Ahnen verpflichtet, die Kirche zu schützen, darum bitte man ihn, sich ihrer anzunehmen.“

Staats-
rath im
Louvre.

Anklage
des
Papstes.

Während also Bonifaz mit Bann und Interdict drohte, stellte der König die Berufung eines allgemeinen Concils und Absetzung des Papstes in Aussicht. Desungeachtet zauderte noch jeder, den letzten Schritt zu thun. Es fanden noch geheime Unterhandlungen statt durch den Cardinal Vernoine, der das Vertrauen des Papstes wie des französischen Hofes genoß.

Unter-
hand-
lungen.

Der Papst verlangte einfach die Annahme von zwölf Artikeln: Zurücknahme des Verbots, zum Concil nach Rom zu reisen; Anerkennung des Rechtes des Papstes, kirchliche Beneficien zu verleihen, Anerkennung seines Rechtes, Legaten und Nuntien ohne Erlaubnis eines dritten in alle Reiche zu senden; die Verwaltung kirchlicher Güter und Einkünfte gebührt nicht Laien; kein Fürst darf sich kirchliche Rechte anmaßen; der König muß sich rechtfertigen wegen Verbrennung der päpstlichen Bulle; der König muß den Prälaten den Schaden ersetzen, den er durch Falschmünzen ihnen zugezogen. — Philipp antwortete, manches zugestehend, anderes ablehnend, in manchem sich rechtfertigend und entschuldigend: im ganzen war die Antwort vag, dunkel, ausweichend; er leugnete Thatfachen ab oder warf sie den Beamten zur Last; er wollte offenbar Zeit gewinnen.²⁾

Damals war nämlich Philipp schwer bedrängt. In Flandern hatten seine Heere eine gräßliche Niederlage erlitten. Die Franzosen verstanden wohl, Flandern zu erobern, nicht aber es zu beherrschen, sie zogen das Land nur aus, traten die Rechte desselben mit Füßen, besonders war das stolze Brügge mißshandelt, das in der Verzweiflung endlich die Franzosen besiegte.

Philipp
besiegt.

In Brügge wollten die Flianner den Zünften eine neue Steuer auflegen; da ertönte die Sturmglöcke.³⁾ Die Weber erhoben sich unter Peter van Koning, er wurde mit fünfundzwanzig andern verhaftet, das Volk aber befreite ihn aus dem Gefängnis. Dem französischen Statthalter Chatillon war die Auslehnung

Peter
van
Koning.

¹⁾ Maleficus, nicht bonifacius.

²⁾ Gesele, Conciliengeschichte, VI, S. 351—354.

³⁾ Diese Glöcke, der „Rolandt“ geheiß, hatte die Aufschrift:
„Roelandt, Roelandt, als ich kleppe, dann is brandt,
Als ich luye, dann is storm in Vlaenderlandt!“

willkommen, um die niederen Classen strenger behandeln zu können. Aber die Flanderer ließen sich nicht so widerstandslos schinden, wie die Franzosen. Peter van Koning wurde mit den Urhebern der angeblichen Verschwörung verwiesen, durchzog aber mit den Seinigen Aufruhr erregend das Land, bemächtigte sich Dammes und anderer Festungen und näherte sich dann mit einer Masse Volkes wieder Brügge. Er war klein, einäugig, aber scharfblickend und beredt. Als Chatillon eines Tages sich rühmte, er werde am nächsten Morgen eine gute Anzahl von Aufrührern aufhängen lassen, flog dies Wort von Mund zu Mund und steigerte die Unzufriedenheit zu einer Art von sicilianischen Vesper. In der Nacht vom 21. März 1302 kam Peter van Koning mit den Seinen in die Stadt, die Straßen wurden mit Ketten gesperrt, jeder Bürger hatte dem Franzosen, der bei ihm wohnte, Sattel und Zügel entwendet, und alle Franzosen (3200) wurden ermordet.

Fran-
zosen-
mord
zu
Brügge.

Von König Philipp hatten die in Brügge fortan keine Gnade mehr zu erwarten, sie rüsteten also zum entschlossensten Widerstand und bewogen mehrere Städte, sich unter ihr Banner zu stellen. Ein Wilhelm von Fülisch und ein Guido von Namur, ein Sohn des unglücklichen Guido von Flandern, schlossen sich der Bewegung an. Da nahte unter Graf Artois ein furchtbares französisches Heer, 60.000 Mann, darunter 10.000 Reiter. Am 11. Juli kam es bei Courtray zur Entscheidung. Den Fländern blieb nur Tod oder Sieg, Tod auf dem Schlachtfelde oder am Galgen. Mit kalter Entschlossenheit rüsteten sie sich zur Schlacht.¹⁾ Der Rückzug in der Ebene war gegenüber der französischen Reiterei so viel als Niederlage — man mußte siegen oder sterben. Jeder hatte seinen eisenbeschlagenen Pfahl, seinen „Gutentag“ oder Morgenstern vor sich; Schlachtruf war „seild“ und „vriendt“. Sie ließen sich eine heilige Messe lesen und bereiteten sich zum Tod. Aber Priester waren nicht genug da, um allen das heilige Abendmahl zu reichen. Als der Feind annahete, stürzten sich darum alle auf den Boden, nahmen ein bißchen Erde in den Mund zum Zeichen der Communion, zugleich zum Zeichen, daß sie ihr Heimatland siegreich verteidigen oder darin ihr Grab finden wollten. Ihre Führer stiegen von den Rossen, um kundzugeben, daß sie das Loos der Gemeinen theilen wollten. Die Aufstellung war hinter einem Graben, den sie jedoch mit Reisig und Rasen verdeckt hatten. Der französische Connetable, Rudolf von Nesle, rieth dem Grafen von Artois, den Kampf zu verschieben, die Gegner einzuschließen, durch Reiterei die Zufuhr zu verhindern. „Habt Ihr Furcht vor diesen Kaninchen?“ antwortete der Prinz. — Zornig entgegnete der Connetable: „Sire, wenn Ihr so weit vordringt als ich, so werdet Ihr weit hineinkommen“, und stürzte gerade auf die Flanderer los, die hinter dem Graben sorgfältig zurückwichen. In Masse sprengte die französische Reiterei gegen sie an, stürzte aber in den Graben; weil die hinteren Reihen wegen des Staubes und des Kampfgeschreies das Schicksal der vorderen nicht bemerkten, so sprengten sie ihnen nach und erlitten das gleiche Schicksal; wer in den Graben kam, fiel unter den Spießen und Reulen der Flämänder; die Tapfersten erlagen, ohne sich auch nur verteidigen zu können. Artois stürzte sich in den Kampf, er wurde aber wie der Connetable und andere erschlagen; auch Pierre Flotte verlor dabei das Leben. Über die Nachhut kam plötzlich ein panischer Schrecken und sie floh: es war eine gräßliche Niederlage und

Schlacht
bei Cour-
tray.

Nieder-
lage der
Fran-
zosen.

Artois.

Pierre
Flotte.

¹⁾ Villani, Cronica, VIII, cap. 56. — Sismondi, Histoire des Français, IX, p. 156.

schimpflich dazu nach der Ansicht der Zeit, denn gemeine Handwerker hatten Ritter geschlagen. 4000 goldene Sporen wurden in der Kathedrale zu Courtray aufgehängt. Ein Wilhelm von Saltinga rühmte sich, 40 Ritter erschlagen zu haben. Es war keine Familie in Frankreich, die nicht einen Todten zu beweinen hatte; dazu kam, daß die Sieger, nachdem sie die Leichen geplündert, sie wie zum Spott unbeerdigt ließen.¹⁾

Schnell sammelte Philipp ein Heer von 70.000 Mann, darunter 10.000 Reiter. Man erwartete, daß der Adel eine furchtbare Rache nehmen werde, allein Philipp fürchtete eine rasche Entscheidung und hoffte durch Zögern und Unterhandeln die Gegner zu trennen. Seine Erwartung erfüllte sich nicht, und nach einem Feldzug von sechs Wochen kehrte er ruhmlos nach Artois zurück, und die Flanderer unternahmen im Winter darauf Raubzüge in französisches Gebiet.²⁾

Flandern ver-
loren.

Flandern war für Philipp verloren. Aber auch England regte sich, und Philipp verzichtete auf Guienne durch Vertrag vom 20. Mai 1303; aus dem Waffenstillstand ward ein definitiver Friede; die Schotten überließ er ihrem Schicksale. So war also das Blut in so vielen Kämpfen umsonst geopfert, nur um freie Hand zu bekommen gegen den gefährlichen Gegner, Bonifaz VIII.³⁾ Aber auch der Papst suchte sich zu verstärken: er anerkannte Friedrich als König von Sicilien gegen das Versprechen eines jährlichen Lehenszinses an den römischen Stuhl. König Albrecht I., den Bonifaz VIII. bisher nicht anerkannt hatte, erhielt in Kolmar einen Wink, daß der Heilige Vater sich mit ihm verständigen würde, und sogleich gieng ein Gesandter mit Briefen nach Rom. Albrecht erneuerte den Eid Rudolfs und der früheren Kaiser, und Bonifaz anerkannte am 30. April 1303 seine Wahl und versprach ihm die Kaiserkrone. In der Bulle des Papstes⁴⁾ wird Rudolf, der Vater des Königs, als der Kirche treu ergeben bezeichnet, seine Wahrhaftigkeit sei sprichwörtlich geworden. Triumphierend über die Ausöhnung mit Albrecht soll Bonifaz ausgerufen haben: „Ich habe mir einen Löwen im Osten erweckt, der durch sein Brüllen den Feind der Kirche schrecken und diese retten wird.“ Bonifaz ermahnte in einer Bulle vom 31. Mai 1303 die Bewohner von Lyon, Tarantaise, Embrun, Besançon, Aix, Arles, Vienne, Burgund, Dauphiné und Provence, die einst zum Reich gehört hatten, die Bande des französischen Vasallenthums zu sprengen und zum Reiche zurückzukehren.⁵⁾

Philipp be-
zungen.

Bonifaz
VIII.
und
Albrecht
I.

Aus aufgefundenen Briefen, wie aus canonischen Bestimmungen wußte man in Paris wohl, daß der Bannstrahl drohe, und daß Albrecht aus-
erforen sei, das Urtheil der Kirche zu vollziehen. Um diesem Schlag zuvor-
zukommen, ward am 13. Juni im Louvre ein Staatsrath gehalten, dem

Staats-
rath im
Louvre.

¹⁾ Henri Martin, l. c. IV, p. 433 ff.

²⁾ Ibid. p. 441—443. — Villani, Cronica, VIII, cap. 76—79.

³⁾ Henri Martin, l. c. IV, p. 447. — Langlois, l. c. p. 300.

⁴⁾ Drumann, l. c. II, p. 78 f. — Raynaldus, Annales ad an. 1303, n. 1 ff.

⁵⁾ Boutaric, l. c. p. 110. — Gesele, l. c. VI, p. 355—356.

viele Bischöfe und Äbte und Große Frankreichs, auch Abgeordnete des dritten Standes bewohnten, lauter ergebene Leute; — es war kein Reichstag. Wilhelm von Plasian, Herr von Bezenobre in der Diöcese Uzes, das geistige Ebenbild Nogaret's, trat hier, vom Sohne des Königs und einigen Großen unterstützt, als Ankläger Bonifaz' VIII. in neunundzwanzig Punkten auf. Was Bosheit und ein wahnsinniger Haß nur ersinnen konnten, war hier zusammengetragen, um die Nation der Franzosen gegen diesen Papst aufzureizen.

Anlage des Papstes. Bonifaz, hieß es, glaube nicht an die Unsterblichkeit der Seele; er habe öffentlich erklärt, er wolle lieber ein Hund, ein Esel oder ein anderes unvernünftiges Thier sein, als ein Franzose; möge die ganze Welt zugrunde gehen, wenn nur auch die übermüthigen Franzosen zugrunde gehen; er glaube nicht an die Transsubstantiation und lehre deshalb während der Wandlung dem Altar den Rücken zu; er lebe ausschweifend; er habe einen Hausteufel, den er in allen Dingen befrage; er verkehre mit Wahrsagern; er lasse in den Kirchen silberne Statuen von sich aufstellen und verleite so die Menschen zur Abgötterei; er begehe Simonie; er lasse viele Geistliche in seiner Gegenwart ermorden; er zwingt sie, ihm das Beichtgeheimnis mitzutheilen; er esse Fleisch an den gebotenen Fasttagen; er habe seinen Vorgänger Cölestin insgeheim getödtet; er suche nicht das Heil, sondern das Verderben der Seelen; er sei schuld am Verluste des Heiligen Landes! Aus all diesen Gründen sei er schon lange ein Feind des Königs von Frankreich, der ein Muster der Gläubigen und eine Stütze der Christenheit sei, und habe darum den König von Deutschland aufgestellt und erklärt, alle Welt müsse dem Papst und dem Könige von Deutschland unterworfen sein. Aus all diesen Gründen bittet der Ankläger, welchen nicht Haß gegen Bonifaz, sondern lediglich der Eifer für Religion und die Ehrfurcht gegen die Kirche und den römischen Stuhl habe sprechen lassen, den König, als Beschützer der Kirche, daß er ein allgemeines Concil veranstalte, damit die Wahrheit an den Tag komme, der Glaube gesichert, dem Heiligen Lande geholfen und den einbrechenden Argernissen und Gefahren entgegengetreten werde. Und der König erhob sich und ließ sich erbitten, „obschon er die Scham des Vaters gern mit dem eigenen Mantel bedeckte, allein die Gründe seien so wichtig und sein Eifer für die Kirche so brennend, und darum appelliere er schon jetzt gegen jedes Verfahren von Bonifaz wider ihn an ein allgemeines Concil und an den künftigen rechtmäßigen Papst“.

Muthlosigkeit des Clerus. Und die Barone stimmten bei, und die Abgeordneten der Bürger folgten ihrem Beispiele; und die Prälaten, wieder in der Angst, zwischen zwei harten Steinen zermahlen zu werden, wollten den König befriedigen, ohne sich an der Kirche zu versündigen, erklärten auch, daß sie die Berufung eines Concils für nützlich und nothwendig hielten, damit die Unschuld ihres Herrn Bonifaz an den Tag komme; übrigens wollten sie nicht als Partei auftreten. Man machte natürlich mit diesen Feiglingen wenig Umstände und zwang sie am 15. Juni zur schriftlichen Erklärung, sie wollten dem Könige gegen jedermann Beistand leisten, der seiner Ehre oder seinen Rechten zunahe

treten würde, also auch gegen Bonifaz. Nur der Abt von Citeaux machte eine ehrenvolle Ausnahme.¹⁾

Das war aber Philipp noch nicht genug: er wollte massenhafte Erklärungen der ganzen Nation, daß sie seinem Verfahren beistimme. Er ließ im Garten des Louvre die Beschlüsse allem Volke vorlesen. Die Universität, die Kirche von Paris mußten auch ihre Zustimmungsurkunden abgeben; sie thaten es mit dem Beisatze: soweit die canonischen Gesetze es gestatten. Und in ähnlicher Weise wurden alle Klöster, Städte, Barone zur Zustimmung aufgefordert; wer widersprach, wurde seiner Stelle entsetzt, eingesperrt, des Landes verwiesen.

Erzmun-
gene
Zustim-
mung
der
Nation.

Auch Bonifaz VIII. rüstete sich zum letzten Kampfe. Auf die Nachricht von den Vorgängen in Paris zog er sich nach seiner Vaterstadt Anagni zurück, im Mai 1303. In einem Consistorium am 15. August 1303 sprach der Papst mit Entrüstung über die Anklagen, die man in Paris gegen ihn geschleudert: „Als Wir dem Könige Wohlthaten erwiesen, waren Wir katholisch; jetzt schmähst er Uns. Woher diese plötzliche Veränderung? Weil Wir ihn von seinen Sünden reinigen wollen und ihm die bittere Arznei der Buße reichten.“ Eine Reihe von Bullen wurde erlassen, den Universitäten in Frankreich wurde das Recht, akademische Würden und Lehrstellen zu verleihen, entzogen, bis der König die schuldige Genugthuung gethan; diejenigen, welche die Verkündigung päpstlicher Bullen verhindert, mit Bann belegt; alle kirchlichen Wahlen und Besetzung von Pfründen in Frankreich suspendiert. Die Bulle „Nuper ad audientiam“, vom 1. September 1303, beschäftigte sich besonders mit dem Könige, schilderte sein Benehmen gegen den römischen Stuhl, drohte ihm mit dem Bann und mahnte ihn, vor dem Feuer zu fliehen.²⁾ Die Bannbulle selber „Super Petri solio“³⁾ sollte, wenn der König sein Benehmen nicht ändere, am 8. September 1303 gegen ihn erlassen und seinen Unterthanen verboten werden, ihm zu gehorchen, bis er sich Rom unterworfen habe.

Bonifaz
in
Anagni.

Bullen
vom
15. Aug.
1303
und

1. Sept.

Doch am 7. September 1303 führte der König von Frankreich den Hauptschlag gegen die Person des Papstes.

Der
7. Sept.
1303.

Schon im März war im Staatsrath beschlossen worden, den Papst durch einen Handstreich zur Abdankung zu zwingen, und wenn er sich dessen weigere, ihn zu verhaften, wenn er das Verfahren gegen den König nicht einstelle, ihn gefangen nach Lyon zu bringen und ein allgemeines Concil zu berufen, um einen

¹⁾ Dupuy, Actes et preuves, p. 101. — Drumann, l. c. II, p. 89 ff. — Gesele, l. c. VI, p. 357—360.

²⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1303, n. 36; ad an. 1311, n. 40. — Gesele, l. c. VI, p. 359—360.

³⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1311, n. 44. — Über das Fegen der Colonnas in Frankreich gegen den Papst hat Höfler 1843 das Protokoll eines mehrtägigen Verhörs der Colonnas mitgetheilt in den „Abhandlungen der bayerischen Akademie der Wissenschaften historischer Classe“, III, 3, S. 57—59.

neuen Papst zu wählen. Nogaret ward im April mit Bechjeln an das Banquierhaus Petrucci mit Sciarra Colonna nach Italien gesandt, um den Streich auszuführen; Vorwand für seine Reise war, er solle dem Papst die Beschlüsse der Ständerversammlung vom Juni über die Appellation an ein allgemeines Concil überbringen und die Berufung eines solchen verlangen; er war aber in der Stille schon zwei Monate vor jener Versammlung nach Italien abgereist, auch gieng er weder nach Rom, noch nach Anagni zum Papste. Mehrere Monate sich Nogaret im verborgenen durch Italien, verband sich mit den Feinden des Papstes und warb um hohe Summen Anhänger und Soldaten. Ein Florentiner, Musciato, gab sein Schloß Staggia zum Sammelplatz für die Meuterei her. Die Verschworenen mit vierhundert Reitern und einigen hundert Mann zu Fuß, standen Samstag den 7. September 1303 bei Tagesanbruch vor den Thoren Anagnis, welche Arnulf, das Haupt der Bürgermiliz von Anagni, durch Gold bestochen, sogleich öffnete.¹⁾ Unter Aufsteckung der französischen Fahne und dem Rufe: „Nieder mit Bonifaz, es lebe der König von Frankreich!“ stürzte man durch die Straßen auf den Palast des Papstes los. In der Stadt war alles überrascht, vergebens suchte ein Knecht des Papstes die Andringenden aufzuhalten. Der Palast ward erstürmt, die Vertheidiger wurden getödtet. Nur zwei Cardinäle, Nikolaus Boccasini und Peter von Sabina, blieben muthig beim Papst. „Öffnet ihnen die Thore meiner Gemächer,“ rief diejer den wenigen Dienern, die noch bei ihm waren, zu, „ich will Märtyrer für die Kirche werden.“ Als die Feinde in das Gemach des Heiligen Vaters drangen, fanden sie ihn auf seinem Throne sitzend, die Tiara auf dem Haupte, in der einen Hand die Schlüssel, in der andern ein Crucifix haltend, die Augen auf den Altar gerichtet und ruhig den Tod erwartend. Betroffen hielt die Masse einen Augenblick still. Da traten die Führer vor, Sciarra Colonna überschüttete den Papst mit einer Flut von Schimpfwörtern, soll sogar ihn durch einen Faustschlag mißhandelt haben, ja er hätte ihn in der Wuth getödtet, wenn es Nogaret nicht verhindert hätte. Dieser sagte höhniisch: „Gleider Papst, sieh die Güte meines Herrn, er, den du vom Throne stoßen wolltest, schützt dich gegen deine Feinde“, und man denkt unwillkürlich dabei an Napoleon III., welcher sich als Schutzherr des Papstes geberdete, während er ihm die schwersten Schläge beibrachte. Ein edles Schweigen war die Antwort des Papstes. Als ihm aber Nogaret zumuthete, abzudanken, oder er werde ihn nach Lyon führen, damit ihn dort ein Concil richte, sprach Bonifaz: „Hier ist mein Haupt, hier mein Hals! für die Freiheit der Kirche will ich, der katholische und rechtmäßige Papst, der Stellvertreter Christi, gern den Tod erleiden und von Patarinern als Ketzer verurtheilt werden.“ Nogarets Großvater war als Patariner verbrannt worden — betroffen schwieg der Freche und zog sich zurück. Drei Tage blieb Bonifaz in der Gewalt seiner Feinde; indes wurde sein Schatz geplündert, sein Palast verwüstet, das päpstliche Archiv zerstreut, ein Bischof getödtet.²⁾

Drei Tage lang blieb der Papst ohne Lebensmittel; ob man ihn durch Hunger tödten, oder ob er aus Kummer und Sorge vor Vergiftung keine nehmen wollte, darüber lauten die Berichte verschieden. Endlich regten sich die Römer, und am vierten Tage brachten die Orsini einige hundert Mann; endlich empört über den Frevel, erhob sich die Bürgerschaft von Anagni; unter dem Rufe „Tod den

¹⁾ Villani, Cronica, VIII, cap. 63, und Muratori, l. c. XI, p. 528.

²⁾ Villani, Cronica, VIII, cap. 63. — Muratori, l. c. XI, p. 528. — Drumann, l. c. II, p. 125—134. — Tosti, l. c. II, p. 189—198.

Überfall
von
Anagni.

Todes-
muth
und

Miß-
handlung
des
Papstes.

Nogaret.

Berräthern“ wurde der Palast wieder erstürmt, der Gefangene befreit; Nogaret entfloß verwundet, mit ihm Sciarra Colonna. Vom Balkon seines Palastes herab dankte der Heilige Vater seinen Befreiern, sprach hochherzig denen, die ihn mißhandelt hatten, seine Vergebung zu und ließ die Gefangenen freigeben. Am achten Tage verließ er Anagni, durch die Orsini vor einem Überfall der Colonnas geschützt; in Procession empfingen ihn die Römer mit den Zeichen der lebhaftesten Theilnahme. Als er aber vom Vatican nach dem Lateran sich begeben wollte, verhinderten ihn seine Befreier daran; sie wollten ihn in ihrer Gewalt behalten, seine Verlegenheiten ausbeuten.

Be-
freiung
des
Papstes.

Das Gefühl, daß er nicht frei sei, der Schmerz über diese neue Mißhandlung, zog dem starkfühlenden, hochgesinnten Manne ein tödliches Fieber zu. Bonifaz starb unter Ablegung des katholischen Glaubensbekenntnisses am 11. October 1303 in Gegenwart seiner Cardinäle. Die Aussage, er habe seinen Dienern befohlen, ihn zu verlassen, darauf die Thür verschlossen, dann in wilder Verzweiflung den Kopf an die Wand gestoßen und sich so den Tod gegeben, ist seit dem 11. October 1605 widerlegt; an diesem Tage grub man nämlich bei einem Umbau in der Peterskirche den Sarg des Bonifaz aus und fand die Leiche vollkommen unverletzt, sein Antlitz war noch im Tode majestätisch.¹⁾ So endete Bonifaz VIII. nach einer Regierung von acht Jahren und neun Monaten, während welcher er in hochsinniger Weise zum Frommen der Wissenschaft am 6. Juni 1303 die Universität „Sapienza“ in Rom und am 1. Juli 1303 eine Universität in Avignon stiftete und andere Hochschulen mit großen Rechten bedachte (1303).²⁾ Als Lehrer des Kirchenrechtes hat er einen Namen; von ihm rührt das sechste Buch der Decretalen her. — Sein Streben war großartig, er wollte den allgemeinen Frieden herstellen und dann die vereinigte Macht der Christenheit zur Eroberung des Heiligen Grabes nach dem Osten führen. —

Bonifaz
VIII.
stirbt.

Benedict XI. und Clemens V.

Zehn Tage nach seinem Tode wählten die Cardinäle im Vatican einstimmig denselben Cardinal Nikolaus Boccajini, welcher in der höchsten Noth Bonifaz pflichtgetreu zur Seite gestanden war, zum Papst; er nannte sich Benedict XI. Geboren zu Treviso 1240, der Sohn eines Notars, hatte er eine harte Jugend durchgemacht, doch war sein edler Eifer für die Wissenschaft durch kein Hindernis gebrochen worden. Eine Zeit hindurch fristete er sein Leben durch Unterrichten junger Patricier in Venedig, 1257 trat er in den Dominicaner-Orden und stieg nun rasch empor, ward zum Ordensgeneral, zum Cardinalbischof von Ostia er-

Benedict
XI.

¹⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1303, n. 44. — Zwei Berichte von Augenzeugen beim Attentate zu Anagni in der „Revue des questions historiques“, 1873, XI, 511 ff. und 188, p. 559. — Historisch-politische Blätter, CII, S. 1. — Potthast, Regesta, II, p. 2022.

²⁾ Denifle, Die Entstehung der Universitäten des Mittelalters, S. 310, 358 f. Daß Bonifaz VIII. am 16. Januar 1303 die Universität zu Fermo gegründet habe, ist ein Irrthum. Sieh Denifle, l. c. S. 630.

nannt, und jetzt bekleidete er die höchste geistliche Würde der Christenheit. Eine stille, friedliche Natur, blieb Benedict XI. auch auf dem Gipfel der Ehren sich selber gleich und anspruchslos. Seine Mutter kam, ihn zu besuchen, in Kleidern von Seide; entrüstet weigerte er sich, sie so zu sehen, sie möge ihre gewöhnliche, ihrem Stand entsprechende Tracht beibehalten; und als sie in ihrer ärmlichen Tracht vor ihm erschien, umarmte er sie zärtlich und rief: „Das ist meine Mutter und nicht jene Dame, die in seidenen Kleidern vor mir prunken wollte.“¹⁾

Bei aller Einfachheit und Offenheit war jedoch Benedict keineswegs schwach. Das Erbe, das er antrat, war in einer verhängnisvollen Verfassung: Parteien
hader in
Rom. der unerwartete Tod Bonifaz' VIII. hatte alle Parteien entfesselt, in Rom kämpften die Colonnas und Orsinis miteinander, im heiligen Collegium hatte Philipp der Schöne selber Anhänger, der päpstliche Schatz war geplündert; kein Kaiser war da, auf den der Papst in dieser Noth sich hätte stützen können. Wie der Steuermann im Sturm, mußte Benedict manches über Bord werfen, um anderes zu retten. Rom war so unruhig, daß der Papst um jeden Preis dasselbe zu verlassen beschloß. Unter dem Vorwand einer Luftveränderung gieng Benedict XI. gleich nach Ostern 1304 mit seinem Hof nach Perugia. Hier erst fühlte er sich unabhängig und suchte die Angelegenheiten der Kirche zu schlichten.²⁾

Raum hatte Philipp der Schöne von der neuen Wahl gehört, als er eine Gesandtschaft an Benedict XI. schickte, wegen eines allgemeinen Concils, wegen einer Anklage gegen Bonifaz und dergleichen. Der Papst ließ ihm sagen, er liebe den Frieden und sei ernstlich auf einen Vergleich bedacht; Verhandlungen
mit
Philipp. der König könnte das gute Werk nur dadurch fördern, daß er nicht auf ein allgemeines Concil dringe und die Sache des Bonifaz ruhen lasse. Ferner nahm Benedict den Bann gegen Philipp zurück, ebenso das Verbot für die französischen Universitäten, akademische Grade und Würden zu ertheilen, ebenso den Bann gegen alle französischen Bischöfe und Großen, die mit dem Könige gegangen waren; desgleichen beschränkte er die Bulle „Clericis laicos“: die Geistlichkeit könne freiwillig dem Staate Steuern geben, wenn das Vermögen der Laien für die öffentlichen Bedürfnisse nicht zureiche, jedoch stets nur mit Vorwissen und Genehmigung des Papstes. Philipp wurde sogar zu einem Kreuzzuge ein Zehent aus geistlichem Gute auf zwei Jahre bewilligt. Es war also alles gethan, um dem französischen Volke, das daran war, sich von der katholischen Kirche loszureißen, die freundliche Gesinnung des heiligen Stuhles kundzugeben; selbst den Colonnas wurden ihre confiscirten Güter zurückgestellt.³⁾

¹⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1303, n. 45 ff.; ad an. 1304, n. 35. — Hefele, l. c. VI, p. 378—390. — Gautier Leon, Benoit XI, Étude sur la papauté au commencement du XIV siècle. Paris 1863.

²⁾ Ptolomaeus Luccensis, Historia eccles., ap. Muratori, Scriptores, XI, p. 1224. — Ferretus Vicentinus, Historia, III, ap. Muratori, Scriptores, IX, p. 1012.

³⁾ Hefele, l. c. VI, p. 386—389.

Allein auch gegen seinen mißshandelten Vorgänger hatte Benedict XI. Pflichten, und unerwartet erschien am 7. Juni 1304 die Bulle „Flagitiosum scelus“. In einer Sprache voll edlen Unwillens schildert hier der Papst die Vorgänge in Anagni, deren Zeuge er gewesen, und nannte sie alle mit Namen, Wilhelm Nogaret voran, die als „Söhne der Verderbnis das Verbrechen der beleidigten Majestät, des Hochverraths und Kirchenraubes begangen hatten“; er erklärte, daß sie alle der Excommunication verfallen seien und setzte ihnen eine Frist, sich vor dem päpstlichen Stuhl zu stellen und zu verantworten.¹⁾ Desgleichen waren die Anstifter dieser That gebannt, und daß dies kein anderer war, als Philipp der Schöne, wußte die ganze Welt, ob schon sein Name nicht genannt war. Von einem allgemeinen Concil, um Bonifaz hier zu Gunsten Philipps zu verurtheilen, konnte also keine Rede mehr sein, vielmehr mußte Philipp sich auf ein ernstes Vorgehen gefaßt machen, und der neue Papst drohte ihm ebenso gefährlich zu werden, wie Bonifaz VIII.

Bulle
„Flagi-
tiosum
sce-
lus“.

Da starb plötzlich der edle Benedict am 7. Juli 1304 nach einer Regierung von acht Monaten und sechzehn Tagen unter so verdächtigen Umständen, daß die Überzeugung, er sei vergiftet worden, allgemein war und noch 1319 eine Untersuchung deshalb gepflogen wurde; sie war jedoch erfolglos. Durch schöne Thaten, die man ihm zum Geschenk brachte, soll man ihn aus der Welt geschafft haben; ein Zeitgenosse bezeichnet sogar Philipp den Schönen als Urheber des Mordes. Benedict galt als Märtyrer der Kirche; man sprach von Wundern, die an seinem Grabe geschahen, und Benedict XIII. nahm ihn in das römische Martyrologium auf.²⁾

Benedict
XI.
vergiftet.

Jetzt folgte ein Zwischenreich von elf Monaten weniger zwei Tagen. Die durch den Tod Benedicts XI. erschreckten Cardinäle konnten sich lange nicht zu einer Wahl vereinen. Zwei Parteien im Cardinals-Collegium standen sich heftig gegenüber, die eine hing an Bonifaz VIII., die andere wollte um jeden Preis Ausöhnung mit Philipp dem Schönen. An der Spitze der ersteren standen die Cardinäle Matteo Rosso und Franz Gaetani, ein Nefte des Papstes Bonifaz VIII.; an der Spitze der letzteren die Cardinäle Napoleon Orsini und Nikolaus von Ostia. Endlich wurden die Bewohner von Perugia, wo die Wahl stattfand, weil dort Benedict gestorben war, ungeduldig, belagerten das Conclave und verweigerten den Cardinälen die Lebensmittel, wenn sie nicht bald einen Papst wählten. Vielleicht war der Aufstand von Philipp angezettelt, denn seine Werkzeuge waren in Perugia, jedenfalls wirkte das Schreckmittel. Es ward vorgeschlagen, daß die eine Partei drei Prälaten, die nicht Italiener und nicht Cardinäle seien, vorschlagen, und die andere binnen vierzig Tagen unter ihnen wählen solle. Der Vorschlag wurde angenommen, und von der welfischen Partei wurden drei französische Erzbischöfe gewählt, die ihre Erhebung Bonifaz verdankten und mit Philipp in Feindschaft lebten. Philipp hatte seine Verbindungen im Cardinals-Collegium und ward in elf Tagen durch einen Eilboten davon benachrichtigt, daß man den Erzbischof von Bordeaux unter den drei wählen wolle, wenn er ihm genehm wäre.

Scdis-
vacanz.

Wahl-
verhand-
lungen.

¹⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1304, n. 13—15. — Filii iniquitatis, primogeniti Satanae et perditionis alumni nennt er Nogaret und Genossen.

²⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1304, n. 32—34. — Drumann, I. c. II, p. 166.

Villanis
Erzäh-
lungen.

Nun wird allgemein auf die Angabe Villanis¹⁾ hin erzählt, Philipp habe mit dem Erzbischof von Bordeaux im Walde von St. Jean d'Angeli in Saintonge eine Zusammenkunft gehabt und ihm erklärt: „Wisse, daß es von mir abhängt, dich zum Papst zu machen, und daß ich dazu bereit bin, wenn du mir sechs Gunstbezeugungen bewilligst.“ Der eitle Erzbischof, von Freude über eine solche Aussicht überwältigt, habe sich mit den Worten zu Füßen des Königs geworfen: „Mein Herr, jetzt erkenne ich, daß du mich mehr liebst, als irgend ein anderer Mensch, und mir Böses mit Gutem vergelten willst; du hast zu befehlen, ich zu gehorchen.“ Philipp habe dann sechs Forderungen gestellt: 1. Er solle als Papst ihn mit der Kirche vollständig ausöhnen und ihm alles vergeben, was er gegen Bonifaz gethan habe; 2. er solle auch seine Diener und Anhänger vom Banne befreien; 3. er solle ihm als Beihilfe zu den Kosten des flandrischen Krieges auf fünf Jahre den Zehent von den geistlichen Einkünften in seinem Reiche bewilligen; 4. er solle das Andenken des Papstes Bonifaz vernichten, d. h. seinen Namen im Verzeichniß der römischen Päpste tilgen, seine Verordnungen und Einrichtungen aufheben, und zum Zeugniß, daß er ein Keger gewesen sei, seinen Körper aus dem Grabe nehmen und verbrennen lassen; 5. er solle Jakob und Peter Colonna alle Ehren zurückgeben und sie mit einigen seiner Freunde ins Cardinals-Collegium aufnehmen; endlich die 6. Forderung solle ihm erst später genannt werden. Beide hätten dann das Abendmahl darauf genommen, Philipp in Perugia seine Zustimmung zur Wahl des Erzbischofs kundgegeben.

Philipp
und
Bertrand
de Goth.

Clemens
V.

Am 5. Juni 1305 wurde in der That der Erzbischof zum Papst gewählt. Der neue Papst, welcher den Namen Clemens V. annahm, hieß eigentlich Bertrand de Goth oder Agoud, war Herr von Villandran in der Diocese Bordeaux, aus vornehmer Familie, machte seine Studien in Toulouse, Orleans, Bologna, wurde Canonikus in Bordeaux und von Bonifaz später zum Erzbischof dieser Stadt erhoben. Er war in der Reihe der Bischöfe, die 1302 dem Könige trogten und zum Concil nach Rom giengen. Wenn die Erzählung Villanis wahr wäre, so hätte Clemens V. den heiligen Stuhl durch ein Verbrechen erschlichen, darum wirft Dante ihn auch in die Hölle.

Allein es ist erwiesen, daß die Zusammenkunft in St. Jean d'Angeli nicht stattfinden konnte;²⁾ die einzelnen Punkte können auch nicht richtig sein, da schon Benedict XI. alle Censuren gegen Philipp zurückgenommen, den Colonnas ihre Güter zurückgestellt, und das Cardinals-Collegium sie zur Wahl beigezogen hatte; sie waren es ja gerade, die Philipp vom Gang der Verhandlungen in Kenntniß erhielten und für ihn arbeiteten. Wir haben ein Märchen bei Villani vor uns, aus dem wir bloß entnehmen können, mit welchem Ärger die Italiener sich die Wahl eines Ausländers erklärten. Zudem war Philipp viel zu schlau, um gleich im Anfang so plumpe Forderungen zu machen. Was Philipp unter dem sechsten Punkt gemeint habe, ob die Verlegung der Residenz nach Frankreich, ob die Aufhebung des Tempelherren-Ordens, ob die römische Kaiserkrone, die Clemens seinem Bruder Karl von Valois verschaffen sollte, sind nunmehr müßige Fragen.

¹⁾ Villani, Cronica, VIII, cap. 80.

²⁾ Jetzt liegt das Tagebuch des Aufenthaltes Philipps und des Papstes vor, wir wissen, wo sie Tag für Tag gewesen und sie waren weit voneinander. Vergl. Rabanis, Clément V et Philippe le bel. Paris 1858. — Boutaric, l. c. p. 123. — Scharfsinnig ist die Frage behandelt bei Hefele, l. c. VI, p. 394—401.

Ein Zeitgenosse, Ferretus von Vicenza, dagegen berichtet,¹⁾ Philipp und Bertrand seien sich in ihrer Jugend als Freunde nahe gestanden; demnach hätte dann Philipp unter den drei seiner Gegner, welche auf der Wahlliste standen, den gewählt, den er kannte, von dem er wußte, daß er auf ihn Einfluß habe, und wie er ihn behandeln müsse. Zwei Richtungen waren im Cardinals-Collegium: die eine wollte Fortsetzung des Kampfes gegen Philipp, die andere Versöhnung. Nun war Bertrand de Goth den Cardinälen wohl bekannt, er galt für sehr vertraut mit Philipp und war doch Bonifaz VIII. verpflichtet; die Italiener waren nicht zu einigen, und so gewann ein Fremder ihre Stimmen. Daß Verhandlungen für die künftige päpstliche Politik im allgemeinen durch Vertraute zwischen ihnen stattfanden, läßt sich nicht beweisen, jedenfalls zeigte Clemens V. eine verdächtige Nachgiebigkeit und Schwäche gegen die Wünsche des Königs; er gehört nicht zu jenen Naturen, welche im Glauben an die große Sache, die sie vertreten, kühn der Gewalt trogen; er ist umgarnt vom Netze französischer Politik, die ihm die Füße küßt, während sie ihm die Hände bindet. Clemens V. war ein gelehrter Mann; in seinem äußeren Auftreten liebte er Pracht, welche aber für Tieferblickende die Abhängigkeit von der französischen Krone wenig verdeckte. Am 15. Juli erhielt Bertrand die Nachricht von seiner Wahl; alsbald berief er die Cardinäle zu seiner Krönung nach Lyon! — und Rom war jetzt siebzig Jahre hindurch nicht bloß kaiserlos, sondern auch papstlos, und die Römer hatten jetzt Grund, über das neue babylonische Exil zu klagen und Frankreich das occidentalische Babel zu nennen. Cardinal Matteo Rosso soll zu Nikolaus von Ostia, der von seinem Geburtsorte Prato bei Florenz oft Prato genannt wird, weil er die Wahl Bertrands vorzugsweise betrieben hatte, gesagt haben: „Du hast deine Absicht erreicht, die Curie geht über die Berge, sie wird aber nicht sobald zurückkommen, ich kenne die Gascogner.“²⁾

Philipp mit seinen Brüdern war in Lyon bei der prachtvollen Krönungsfeier, am 14. November 1305, und hielt beim großen Umzuge den Zügel des Pferdes, während er doch der eigentliche Herr und der Papst nur sein Werkzeug war. Ein Unfall war bedeutsam beim Umzuge: eine Mauer stürzte ein, elf Menschen verloren das Leben, der Papst wurde vom Pferde geworfen, die Tiara fiel ihm vom Haupte, der kostbarste Edelstein gieng verloren: der kostbarste Edelstein — die Freiheit — war auch verloren.³⁾ Was der König wünschte, beschloß der Papst. Alsbald wurde Philipp wegen erwiesener und anerkannter Unschuld vom Banne befreit; während Benedict XI. zwar die Bannsprüche zurückgenommen hatte, aber „wie ein Hirt, der ein verirrttes Schaf, wenn auch eines der edelsten seiner Herde, aufsucht und auf seinen Schultern zurückträgt“, das heißt ihn nur aus Barmherzigkeit aufgenommen, nicht aber von der

Beziehung zu Philipp IV.

Schwäche des Papstes.

Das babylonische Exil des Papstthums.

Begünstigung Philipps IV.

¹⁾ Ferretus Vicentinus, Historia, III, ap. Muratori, Scriptores, IX, p. 1015.

²⁾ Villani, l. c. VIII, cap. 81.

³⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1305, n. 13.

Schuld losgesprochen hatte. Unter den zehn Cardinälen, die Clemens V. am 15. December 1305 ernannte, waren neun Franzosen, unter diesen Freunde Philipps. Die Colonnas wurden in allen ihren Ehren und Würden ausdrücklich bestätigt, dem Könige der Zehnte von den geistlichen Einkünften in Frankreich auf fünf Jahre bewilligt. Am 1. Februar 1306 wurde die Bulle „Clericis laicos“, weil sie Anstoß gegeben, große Gefahren im Gefolge gehabt habe und noch anderes zu erwarten sei, aufgehoben, die Bulle „Unam sanctam“ — bloß für Frankreich.¹⁾

Demehr aber Clemens V. gewährte, umsomehr forderte Philipp. Die Flanderer mußte er am 2. Juni 1307 mit Bann und Interdict bedrohen, wenn sie sich von neuem gegen den König von Frankreich erheben würden.²⁾

Philipp hatte nämlich im Jahre 1304 einen neuen Feldzug und Kampf zu Land und zur See gegen die Flanderer begonnen. Bei Mons-en-Puelle hatten sich ihm die Flanderer am 18. August gestellt, anfangs einen siegreichen Angriff auf das französische Lager unternommen: — Philipp selber wäre erschlagen worden, wenn nicht der Umstand, daß er gekleidet war, wie jeder andere, es möglich machte, daß man ihn nicht kannte und daß er entfliehen konnte; — kaum war er aber wieder gerüstet und zu Rosß, so sammelte er die Seinen und schlug die Feinde, doch nur unter großen Verlusten. Sogleich rückte der König vor Lille; da kam ein neues flandrisches Heer, denn die Niederlage hatte nicht geschreckt: „Lieber im Kampfe sterben als in Sklaverei leben!“ war der Ruf, welcher durchs flandrische Land gieng. Der Franzose wagte keine neue Schlacht, sondern nahm Vermittlung an, anerkannte die Freiheit Flanderns, gab Robert von Bethune, den Sohn und Erben Guidos, und alle flamändischen Gefangenen zurück, anerkannte im Juni 1305 Robert als Grafen von Flandern, behielt aber die Städte Lille, Douai und Bethune sammt Gebiet als Pfand für 20.000 Mark Jahresrente, 400.000 Mark Kriegsschädigung und den Zuzug von 500 flämischen Reitern, so oft er deren bedürfe. Die Flanderer aber verwarfen diesen Vertrag — und nun sollte der Papst mit seinen geistlichen Waffen der französischen Politik dienen. Die Flanderer ließen sich aber nicht schrecken, und so dauerte das unklare und feindliche Verhältniß zu Frankreich fort.³⁾

Wie tief der Streit mit dem Papste alle Gemüther berührte, sieht man aus dem steten Andrängen Philipps, Clemens V. solle Bonifaz VIII. als Keger verdammen. Die Mißhandlung des Papstes in Anagni war zu schreiend und die Überzeugung, daß Philipp der Urheber sei, zu allgemein, so daß nur die feierlichste Verurtheilung des Bonifaz Philipp rechtfertigen konnte. Nur wenn er den Gegner, den er ins Grab gestürzt, auch noch in der Erinnerung vernichtete, war Philipps Rachgier befriedigt. Der König verlangte eine Zusammenkunft mit dem Papste; sie fand nach Pfingsten 1307 in Poitiers statt.⁴⁾ Des Königs Söhne und Brüder, auch Karl II. von Neapel,

¹⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1305, n. 14; 1306, n. 1.

²⁾ Ibid. 1307, n. 8.

³⁾ Langlois, l. c. p. 302 ff.

⁴⁾ Drumann, l. c. II, p. 184.

waren anwesend, der Glanz des Hofes sollte den Druck auf das schwache Gemüth Clemens' V. noch verstärken. Hier trat nun Philipp mit der unterschiedenen Forderung vor den Papst, Bonifaz zu verdammen und den Templerorden aufzuheben, und fortan benutzte er die eine Forderung als Schraube für die andere.¹⁾

Clemens V. war nicht unempfindlich für die Pflichten seiner Würde, und im ersten Augenblicke soll er in der Verzweiflung über diese Zumuthungen unter Vermummung einen Fluchtversuch nach Bordeaux unternommen haben, der aber an der Wachsamkeit der Königl. scheiterte. Der Cardinal da Prato rettete den Papst aus der Verzweiflung durch den Rath, er solle auf die Forderung des Königs wegen Bonifaz eingehen, ihm aber erklären, die Sache sei sehr schwierig und nur ein allgemeines Concil könne darüber entscheiden; auch habe eine Verurtheilung durch ein allgemeines Concilium mehr Gewicht.

Schwierigkeit
des Pro-
cesses.

Und in der That war die Frage ebenso schwierig, als die Lage des Papstes. Acht Jahre hatte Bonifaz VIII. regiert, Bischöfe und Cardinäle eingesetzt; wurde er verurtheilt, so waren all seine Acte und Ernennungen, darunter auch die des Bertrand von Bordeaux, ungiltig, und das Chaos begann in der Kirche! Auf der andern Seite: was hatte der Papst zu erwarten mitten auf französischem Gebiete, wenn er dem Willen eines Philipp schroff entgegentrat? Eine Gewaltthat wie in Anagni konnte sich wiederholen! Darum griff Clemens V. zu diesem Auskunftsmittel: eine geraume Zeit mußte verfließen, bis das Concil zusammenkam, unterdes milderte sich vielleicht der Groll des Königs; auch hatte Philipp immer ein allgemeines Concil verlangt, er könne also die Berufung eines solchen nicht zurückweisen und war in seinen eigenen Schlingen gefangen.

So wurde denn nach Vienne auf 1310 ein Concil ausgeschrieben. Um aber Philipp vorderhand zu beschwichtigen, wurde in Poitiers am 1. Juni 1307 eine Bulle entworfen, in welcher in Anerkennung seiner königlichen Milde, seines edlen Sinnes, seiner Anhänglichkeit und Treue gegen die Kirche alles, was seit Allerheiligen 1300 von Bonifaz oder Benedict mündlich oder schriftlich gegen ihn, sein Land und dessen Bewohner verfügt war, zurückgenommen wurde. So berichtet Villani.²⁾ In Wahrheit ersuchte damals der Papst den König, ihm ganz allein zu überlassen, was wegen Bonifaz zu geschehen habe, so daß er in dieser Sache thue, was seines Amtes sei.³⁾

Aus-
schrei-
bung
eines
Concils

Raum war diese Schwierigkeit umgangen, so kam für den armen Papst eine andere. Als König Albrecht am 1. Mai 1308 ermordet wurde, verlangte Philipp, der Papst solle sich für die Erhebung seines Bruders Karl von Valois auf den deutschen Thron mit allen Mitteln verwenden; jetzt sei wieder einmal eine Gelegenheit, die Krone Karls des Großen den

Deuts-
lands
Krone

¹⁾ Gesele, l. c. VI, p. 409—411.

²⁾ Villani, Cronica, VIII, cap. 91.

³⁾ Gesele, l. c. VI, p. 411—412.

Papst
und
Kaiser-
thum.Beginn
des Pro-
cesses.

Avignon.

Ferrara.

Franken zuzuwenden. Aber, was wurde aus Italien, was aus dem Papste, wenn das Kaiserthum auch an die Familie Philipps kam? Wieder half der Cardinal da Prato aus der Verlegenheit. Während offene Briefe von französisch gesinnten Cardinälen an die Kurfürsten abgingen, die Karl von Valois dringend empfahlen, kamen unter dem kleinen Siegel des Papstes Mahnungen an die geistlichen Kurfürsten, schleunig einen deutschen Fürsten zu wählen, um die Freiheit Deutschlands und der Kirche zu retten; und es wurde Heinrich von Luxemburg gewählt, und Philipp konnte gegen eine vollendete Thatsache nichts einwenden. Gleichsam aus Rache über das Mißlingen verlangte Philipp, daß jetzt schon die Untersuchung über Bonifaz beginne, wenn auch die Entscheidung für das Concil von Vienne aufgehoben wäre. Clemens beschied die Ankläger nach Avignon, dahin hatte er nämlich im März 1309 seinen Sitz verlegt.¹⁾

Avignon stand damals noch unter nomineller Abhängigkeit vom Hause Anjou, war aber eine ziemlich freie Stadt, eine Enclave in der Grafschaft Benaissin, die, auf Grund verschiedener Verträge, definitiv seit 1274, dem heiligen Stuhl gehörte. Die Stadt Avignon wurde aber erst 1348 von Clemens VI. um 80.000 Goldgulden gekauft, bis dahin residierte also der Papst nicht einmal auf seinem eigenen Grund und Boden. An Avignon knüpften sich nicht große Erinnerungen wie an Rom, aber der Aufenthalt war angenehmer, keine Parteien führten dort einen Straßenkampf wie in Rom, keine Fieber rafften im Sommer die Bevölkerung hin, das Klima war gesund, die Luft rein, die Umgebung zauberisch. Avignon war freilich noch eine kleine Stadt, seit es aber Sitz des Papstes geworden, erhob sich eine neue Stadt neben der alten, Prachthbauten stiegen empor; der Zufluß von Fremden machte dies nothwendig. Robert, König von Neapel und Graf von der Provence, wurde hier im August 1309 gekrönt; bald kam eine Gesandtschaft von Heinrich dem Luxemburger, dann kamen andere Könige und Große. Clemens V. fühlte sich erst in Avignon frei und athmete auf; auch erfreute er sich anfangs dort eines politischen Erfolges, indem Ferrara durch einen Streit der Söhne Azzos VIII. von Este unter die Oberhoheit des heiligen Stuhles gelangte und gegen die Erwerbsucht Venedigs siegreich behauptet wurde. Große Pläne in Betreff eines Kreuzzuges, einer Gesandtschaft an den Großchan der Tataren, um dieses gewaltige Reich für die Sache des Christenthums zu gewinnen, beschäftigten hier den Papst.

Aber nur zu bald sollte der arme Clemens V. aus seinen Träumen geweckt und an die Abhängigkeit von Frankreich erinnert werden. Philipp

¹⁾ Hefele, l. c. VI, p. 406, bemerkt: „Die Verwünschungen und Klagen, die deshalb über Clemens V. ausgeschüttet wurden, sind bekannt; nur darf man darüber nicht vergessen, daß die Stadt Rom seit einer Reihe von Jahrzehnten kein sicherer Sitz mehr für die Päpste war; die fünfzehn letzten derselben, von Innocenz IV. an, residierten meist anderswo, zu Lyon, Orvieto, Viterbo, Anagni, oder Perugia. Auch hatte Clemens V. gewiß Grund, zu fürchten, in Rom ein Spielball der dort herrschenden Parteien oder durch sie gebunden und gelähmt zu werden, gleich seinem Vorgänger, während er von einem Aufenthalt in Frankreich persönliche Sicherheit und Freiheit erhoffen mochte. Aber incidit in Scyllam qui vult vitare Charybdim; er wurde in Frankreich noch schwächer und unfreier, als er es je in Italien geworden wäre — in oft unwürdiger Weise dem König Philipp gehorsam ergeben.“

drang auf Beginn der Untersuchung gegen Bonifaz, und Clemens mußte in einer Bulle vom 13. September 1309 den Anfang derselben festsetzen: „Weil das dem Papste vorgeworfene Verbrechen der Ketzerei unter allen das verwerflichste sei, dürfe ein solcher Vorwurf nicht unberücksichtigt bleiben, obgleich sonst alles für die Rechtgläubigkeit des Verstorbenen zeuge.“¹⁾

Es war ein unerhörtes Ereignis; ein Schauer durchzuckte die Christenheit nach den Worten eines Geschichtschreibers. Es kamen Gesandte der Könige von Castilien und Aragonien nach Avignon, Beschwerde zu führen, daß man einen römischen Bischof wegen Ketzerei belange; Deutsche, Belgier und Italiener beschwerten sich. Es half nichts, am 16. März 1310 begannen die Sitzungen in Gegenwart des Papstes. Unter den fünf Anklägern waren Nogaret und Plasian, unter den zwölf Vertheidigern, die sich gemeldet hatten, waren Verwandte des Bonifaz und Anhänger aus Überzeugung. Eine Fülle von Scharfsinn wurde beiderseits aufgeboten; die Verhandlungen zogen sich in die Länge, Zeugen wurden vernommen, Nebenpunkte bestritten, die Competenz des Richters angegriffen: einen Papst könne nur Gott richten, höchstens ein Papst mit einem allgemeinen Concil. Die Franzosen dagegen stellten den Satz auf: in Glaubenssachen sei der Papst der oberste Richter, wie der König in weltlichen. Zuletzt entschied sich Philipp am 6. Februar 1311, das Urtheil über Bonifaz lediglich dem Papste und den Cardinälen zu überlassen, die Entscheidung solle auf einem Concil oder auf eine andere Art erfolgen. Die Ankläger zogen sich zurück, der Papst hingegen erklärte in einer Bulle vom 27. April 1311 den König Philipp IV., hinsichtlich seines Verhältnisses zu Bonifaz VIII., frei von aller Schuld, lobte ihn wegen seines Eifers für Kirche und Religion, und verordnete nunmehr wirklich, daß alle päpstlichen Verordnungen, welche seit Allerheiligen 1300 gegen Philipp erlassen worden sind, ungiltig und aus den Registern zu vernichten seien.²⁾

Philipp verzichtete also auf die förmliche Verurtheilung seines todtten Gegners Bonifaz VIII., jedoch er gab nie etwas auf, ohne anderes zu erlangen. Die ganze Schwere seiner Thatkraft fiel jetzt auf den Templern, und nicht bloß die Todten, noch mehr die Lebenden machten dem unglückseligen Papste Kummer, denn Philipp IV. forderte Vernichtung des Ordens der Templer. Und damit kommen wir an eine Episode der französischen Geschichte, die das Herz erzittern macht. Die Protokolle des Proceßes wurden leichtfertig geführt und sind auch so noch verstümmelt; das wenige Licht, welches sie auf die Ereignisse werfen, dient nur, jede Brust mit Entsetzen zu erfüllen. —

¹⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1309, n. 4.

²⁾ Villani, l. c. IX, cap. 22, bei Muratori, l. c. XIII, p. 454. — Raynaldus, Annales ad an. 1311, n. 25, und ad an. 1312, n. 15–16. — Drumann, Geschichte Bonifaz' VIII., II, S. 200 ff. — Hefele, Conciliengeschichte, VI, S. 531.

Dr.
Christe-
heit
gegen d.
Proceß

Philipp
IV.
stiftet

verlan-
aber d.
Proceß
gegen d.
Temple

Der Proceß der Templer.

Über, wie kam Philipp der Schöne auf den Gedanken, einen ganzen Orden dem Untergange zu weihen? Trotz der Veraubung der Juden, trotz der betrügerischen Falschmünzerei war der König doch immer geldbedürftig. Die großen Reichthümer des Ordens reizten seine Habsucht. Und in der That war kein Orden reicher in der ganzen Christenheit als der der tapfern Ritter vom Tempel; kein christliches Land, in dem sie nicht ihre Besitzungen hatten; eine Zeitlang starb kein Wallfahrer im Heiligen Lande, ohne sie in seinem letzten Willen zu bedenken.¹⁾

Der Orden besaß ein jährliches Einkommen von über 50,000.000 Franken, hatte auf seinen Liegenschaften gegen 9000 Ordenshäuser, wovon mehr als tausend in Frankreich standen; im Temple zu Paris lag ein großer Theil seiner Schätze und Kostbarkeiten.²⁾ Philipp IV. selber war ihnen viele große Summen schuldig, weshalb er noch 1304 ihnen neue Vorrechte bewilligte und ihre Mildthätigkeit, Freigebigkeit und Frömmigkeit rühmte. Im Heiligen Lande waren sie die Gendarmerie der Christenheit, im Abendlande waren sie das, was die Banquiers heutzutage, gute Haushälter auf ihren Gütern, gute und sichere Verwalter des ihnen anvertrauten Geldes: bei ihnen entlehnten die Könige Vorschüsse auf das Erträgnis der Steuern; bei ihnen wurden die Sammlungen für die Kreuzzüge, für den heiligen Stuhl hinterlegt; in ihren Schlössern, die Festungen glichen, hielten die Reichen ihr Geld für gesichert. Sie stellten Creditbriefe aus im Abendlande, die in ihren Schlössern im Morgenlande bezahlt wurden.

Den König Philipp reizte ferner die Unabhängigkeit des Ordens — Philipp gehörte zu den Naturen, die keine Gewalt neben sich dulden können. 15.000 Lanzen, die nicht unter seinem Befehle standen,

¹⁾ Die Literatur über den Untergang der Templer ist reich: Dupuy, Histoire de l'ordre militaire des Templiers, Paris 1654, wie Gurtler, Historia Templariorum, Amst. 1703 (für Philipp den Schönen). — Nicolai, Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrenorden gemacht wurden, und über dessen Geheimniß, Berlin 1782 (findet eine freimaurerische Geheimlehre im Orden). — Le Jeune, Histoire critique et apologétique de l'ordre des chevaliers du Temple de Jérusalem, Paris 1789 (unparteiisch). — Raynouard, Monuments historiques relatifs à la condamnation des Templiers, Paris 1813 (voll Haß gegen die Hierarchie). — Michelet, Procès des Templiers, in der Collection des documents inéd. d. m. a. Paris. Revue des deux mondes, tome X (glaubt an eine Geheimlehre im Orden). — Hammer, Mysterium Baphometis revelatum, in „Fundgruben des Orients“, VI, 3 (sieht in den Templern Ophiten). — Havemann, Geschichte des Ausganges des Tempelherrenordens, Stuttgart 1846 (spricht am nachdrücklichsten für die Unschuld des Ordens). — Kervyn de Lettenhove, Histoire de Flandre, tomes II. — Chronique di Giovanni Villani, Milano 1834. — Den Reichthum des Ordens schildert Wilcke, Geschichte des Tempelherrenordens. 2. Aufl. 1860. II, S. 179–183. — Dr. Konrad Schottmüller, Untergang des Tempelherrenordens, Berlin 1887, I, S. 66; II, S. 37. — Lavocat, Procès des frères et de l'ordre du Temple, in „Revue historique“, Mai 1889. — „Revue des questions historiques“, Juli 1890. — Langlois, Le procès des Templiers, in „Revue des deux mondes“, 1891, 15 Janvier, p. 382–421. — Wend in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen“, April 1890. — Gmelin, Schuld oder Unschuld des Tempelherrenordens. Stuttgart 1893.

²⁾ Raynouard, Monuments historiques, p. 20.

schiene ihm ein Staat im Staate zu sein: die Blüte des französischen Adels lebte unabhängig von ihm, nur nach den eigenen Gesetzen und von eigenen Oberen regiert.

Beim letzten Aufstande der Pariser hatte der König im Hause des Ordens Schutz gefunden vor der Wuth des Volkes, und das konnte er ihm nie verzeihen; er mochte fürchten, daß der Orden — ein Staat im Staate — aus Frankreich eine Ritterrepublik bilden könnte, wie der Deutschorden einen eigenen Staat an der Ostsee gründete.

Philipp der Schöne haßte den Orden, weil dieser Bonifaz VIII. im Kampfe gegen die französische Krone mit all seinen Kräften zur Seite gestanden war; im Streite um Neapel war der Orden für Aragon gegen Frankreich eingetreten, und mit teuflischer Arglist wußte Philipp IV. das Todesnetz zu winden, in dem er gegen 30.000 tapfere Männer verstrickte.

Schon 1305 klagte der König, der eben vom Banne befreit, jetzt den Eiferer für den Glauben und die gute Sitte spielte, beim Papste bei der Zusammenkunft in Lyon den Orden an und drang auf dessen Aufhebung. Der äußere Anlaß zu dieser Klage wird uns von zwei verschiedenen, den Ereignissen nahestehenden Persönlichkeiten erzählt.

Die Berichte sind bei manchem Unterschied im einzelnen doch so übereinstimmend im Grundgedanken, daß es durchaus nicht angeht, an eine Erfindung zu denken. Danach haben zwei verkommene Individuen, ein entlassener Templer und ein Bürgerlicher, als todeswürdige Verbrecher im Kerker sich kennen gelernt und sich verabredet, ihre eigene Begnadigung dadurch anzustreben, daß sie dem Könige die Templer aus Messer lieferten durch Offenbarung einer langen Liste der entsetzlichsten Greuel, deren dieser Orden sich schuldig mache. In der That habe der König diese „Geständnisse“ in Gnaden entgegengenommen, zur Ausforschung der Wahrheit einige Templer festnehmen lassen und auf Grund der gewonnenen Kenntniß die Klage beim Papste eingebracht.¹⁾ Der ganze Bericht muß aber doch die Frage anregen, wie denn die beiden Strolche auf die Idee kamen, dem Könige einen Gefallen zu erweisen, gerade durch Anschwärzung des Templer-Ordens, mit welchem Philipp IV. damals im besten, allgemein bekannten, Einvernehmen stand. Es gibt keine andere Erklärung, als daß Philipp IV. selbst den Gedanken zu dieser niederträchtigen Intrigue gab. Philipp wollte aus Gründen der Selbstsucht den Orden vernichten und diesen Justizmord vor der Welt beschönigen durch seinen Eifer für Religion und Sittlichkeit.

¹⁾ So berichtet der Biograph Clemens' V. in der Vita VI. bei Baluze, Vitae paparum Avenionensium, I. p. 99, und Villani, l. c. VIII. cap. 92, nur sagt der Biograph, daß der Bürgerliche aus Béziers, namens Squin de Florian gewesen sei, während ihn Villani als „einen Rosso aus Florenz“, der Extempler aber genauer als „Prior von Montfaucon“ bezeichnet. Die Namensform Rossodei ist gänzlich unberechtigt. Die Wahrhaftigkeit des ganzen Berichtes wird bestritten von Schottmüller, l. c. I. p. 720 ff., vertheidigt von Frutz, l. c. p. 136 u. 243–245. — Vergl. Havemann, Geschichte des Ausganges des Tempelherrenordens, S. 192.

Auf solche Anklagen sich stützend, sprach der König beim Papst gegen den Orden, und dieser versprach, der Sache nachzuforschen. Um längere genaue Untersuchung war es aber dem geldbedürftigen Könige nicht zu thun. Durch Geldnoth gedrängt und darum im Innersten zur Vernichtung des Ordens entschlossen, suchte Philipp den Großmeister in seine Gewalt zu bekommen; denn ohne diesen konnte er nichts machen. Clemens V. glühte für den Plan eines Kreuzzuges: Karl von Valois sollte Constantinopel erobern und von da bis an den Euphrat vordringen; die Venetianer versprachen bis im Mai 1308 eine Flotte hiez zu stellen; nach Berichten der Missionäre hoffte man die Mongolen zu bekehren und zur Mitwirkung zu vermögen. Ein armenischer Prämonstratenser, früher Krieger und Fürst,

Haito. Haito, war in Poitiers und schilderte das Ziel als leicht erreichbar. Philipp versprach alle mögliche Unterstützung, und nach seinem Wunsche forderte der Papst am 6. Juni 1306 den Großmeister, „seinen vielgeliebten Sohn“, auf, von Cypern, wo seit dem Verluste des Heiligen Landes (1291) der Hauptsitz des Ordens sich befand, sich zu ihm zu begeben, um über einen neuen Kreuzzug zur Unterstützung des Königs von Armenien im Kampfe gegen die Türken Rath zu pflegen.¹⁾

Molay.

Jakob von Molay, seit 1298 Großmeister, ein tapferer alter Edelmann,²⁾ der schon zweiundvierzig Jahre im Orden diente, kam denn, dem Rufe folgsam, ohne eine Ahnung von dem Schicksale, das ihm und seinen Freunden drohte, mit den Großofficieren und dem Schatze des Ordens, 150.000 Goldstücken und so viel Silber, das zehn Maulthiere daran zu schleppen hatten.³⁾ Arglos ritten sie in Paris ein im Anfang des Jahres 1307. Philipp empfing ihn mit teuflischer Freude und entlehnte sogleich eine große Summe von ihm, die er zur Aussteuer seiner Tochter Isabella brauchte, welche mit dem Sohne Edwards I. von England vermählt werden sollte. Jetzt lag Philipp dem Papste in einemfort an, eine Untersuchung über den Orden zu verhängen; Clemens V. aber konnte die Anklagen nicht glauben. Auf der Zusammenkunft in Poitiers im Frühjahr 1307 ließ Philipp durchblicken, daß er für Aufhebung des Ordens von der Verurtheilung Bonifaz' VIII. absehen würde. Clemens V. verlangte Beweise vom Könige; er empfing den Großmeister, als er nach Poitiers kam, mit Wohlwollen: er wünschte eine Verschmelzung der Templer und Johanniter, doch der Großmeister sprach sich dagegen aus; seine Meinung war, sie sollen sein, was sie sind, oder nicht sein. Wäre ihnen nur auch ein neues Gebiet der Thätigkeit angewiesen worden, wie den Deutschrittern Preußen zur Befehrung, der Orden hätte sicher in neuem Glanze gestrahlt und noch ein langes Leben gehabt.

Dunkle Gerüchte, über eine Gefahr, die dem Orden bevorstehe, veranlaßten den Großmeister in Poitiers 1307, den Papst um eine Unter-

¹⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1306, n. 12.

²⁾ Sein Stammsitz Molay lag im Bezirk von Bollant in der Diöcese von Besançon. Mangold, Bilder aus Frankreich, S. 140. Marburg 1869.

³⁾ Raynouard, Monuments historiques relatifs à la condamnation des chevaliers du temple, p. 20–161. Paris 1878.

fuchung zu bitten, damit die Falschheit der Beschuldigungen an den Tag komme. Der Papst gieng darauf ein. Wäre Wahrheit in den Anklagen gegen den Orden gewesen, der Großmeister wäre nicht so arglos nach Paris gekommen.¹⁾

Da handelte aber Philipp rasch, um durch vollendete Thatfachen den zaudernden Clemens fortzureißen. Am 14. September 1307 ergingen geheime Befehle an die Statthalter aller Provinzen, einen beigeverschlossenen Brief bei Todesstrafe erst in der Nacht vom 12. auf den 13. October zu eröffnen. In diesem Briefe stand eine Reihe von Anklagen gegen die Templer und der Befehl, sich der Ritter und ihrer Häuser sogleich zu bemächtigen; wegen angezeigter Verbrechen der Templer habe der Großinquisitor von Frankreich, der Dominicaner Wilhelm Imbert, den weltlichen Arm des Königs aufgerufen. Die Befehle wurden durch ganz Frankreich pünktlich vollzogen, nirgends wurde Widerstand geleistet. Wären die Ritter solche Schurken gewesen, wie der König sie darstellte, sie hätten sich gewehrt und hätten sich nicht überraschen lassen. Jakob Molay, der noch am 12. October bei der Bestattung der Prinzessin Katharina von Constantinopel, einer Schwägerin Philipps, die Ehre hatte, das Bahrtuch zu halten, wurde in der folgenden Nacht in demselben Schloß Temple, wo ein Nachkomme Philipps, Ludwig XVI., später als Gefangener schmachten sollte, mit 138 Rittlern verhaftet, alle Schätze und Papiere mit Beschlagnahme belegt.²⁾ Mit Staunen und Bestürzung vernahm das Volk die Kunde vom Geschehenen. Der König ließ in der heiligen Kapelle, in allen Pfarreien von Paris, in der Universität die Templer vieler Verbrechen anklagen, die schrecklich zu hören, verrucht, abscheulich und infam wären, entsetzlicher Verirrungen der Natur. Schreiben ähnlichen Inhalts und mit der Aufforderung zu gleichem Vorgehen giengen an die Fürsten Europas ab und formulierte Anklagen nebst dem Befehl, durch die grausamste Anwendung der Folter ihr Geständnis zu erzwingen, an alle Untersuchungsrichter des Landes. Dem Geständigen ward Freiheit verheißen, dem Leugnenden Feuertod wegen Ketzerei angedroht.³⁾

Wessen jedoch wurden die Templer angeklagt? Der Templer verleugne bei der Aufnahme in den Orden Christus, die heilige Jungfrau und alle Heiligen; man lehre ihn, Christus sei nicht der wahrhaftige Gott, sondern ein falscher Prophet, der um seiner Sünden willen den Tod erlitten; er müsse darum das Kreuz anspeien, mit Füßen treten und es noch in schändlicherer Weise verunreinigen. Der Aufnehmende und der Aufzunehmende küßten

¹⁾ Von diesem Gedanken ausgehend, hat der Amerikaner Lea in seiner „History of the inquisition of the middle ages“, III, p. 238—334, London 1888, die Unschuld des Ordens vertheidigt. Vergl. Wenz in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen“, 1890, I, S. 253.

²⁾ Schottmüller, I. c. p. 244.

³⁾ Habemann, I. c. p. 192—204.

sich auf das Rückgrat, dann werde Sodomiterei erlaubt, sogar befohlen, so daß ein Unterlassen derselben als Sünde gelte, überhaupt seien unnatürliche Fleischesünden im Orden in Gebrauch. Wer sich diesen Bräuchen bei der Aufnahme nicht unterziehen wolle, werde enthauptet oder eingekerkert, über das Geschehene bei Todesstrafe Stillschweigen auferlegt. Der Aufzunehmende müsse schwören, den Orden auf jede Weise zu bereichern, selbst mit Unrecht, es sei keine Sünde. Ein Templer dürfe nur seinen Ordenspriestern beichten, und der Großmeister habe das Recht, von allen Sünden zu absolvieren. Statt des wahren Gottes werde in den Capitelversammlungen der Teufel angebetet, der bisweilen in Gestalt einer schwarzen Katze erscheine; auch werde ein Idol in Form eines Menschenkopfes mit einem großen Barte, Bafomet genannt, angebetet, von dem man großen Reichthum erwarte. Die Schnur, welche jeder Templer auf dem nackten Leib trage, sei vorher um dieses Götzenbild gelegt gewesen.

Lügen.

Wir lachen heutzutage über die schwarze Katze, über das Idol in Gestalt eines Menschenkopfes. Bafomet ist die provençalische Verunstaltung des Namens Mohammed.¹⁾ Es war also der Übertritt zum Islam, während Tausende und Tausende vom Orden im Kampfe gegen denselben gefallen sind und so manche, die gefangen wurden, lieber sich zur Hinrichtung abführen ließen, als daß sie für Übertritt zum Islam leben wollten. Mohammed ist hier als Zauberer aufgefaßt, die Verehrung Bafomets wäre also Teufelsdienst. Der ganze Inhalt der Anklage zeigt, daß sie schwach begründet war. Man konnte Geständnisse nur mit Gewalt erzwingen, Hunderte starben unter den Qualen der Folter²⁾ und behaupteten bei Gott und allen Heiligen, daß diese Anschuldigungen erlogen seien. Diese Anklagen stehen auch mit der Geschichte, mit dem Geiste des ganzen Ordens im Widerspruch, der nur auf ein Leben des Glaubens und der Entsagung hinweist. Man sagte jedem, der die Aufnahme verlangte, daß er auf die härtesten Arbeiten, auf ein Leben in Noth und Gefahr gefaßt sein müßte, daß er nicht Reichthum, nicht Ehre suchen dürfe, sondern daß er bloß in den Orden treten solle, um die Sünden der Welt hinter sich zu lassen, um wie ein armer Pilger durchs Leben zu gehen, um die Seele zu retten. Das ganze Leben des Templers war ein Kampf um die Religion, der mit dem Tode schloß. Wer soll glauben, daß er gleich bei der Aufnahme in den Orden den Gekreuzigten verspottet mußte? Wie hätte der Templer mit solcher Tapferkeit für einen Gott sich schlagen können, wenn der Eintritt in den Orden gleich mit bewußtem Abfalle begonnen hätte? Das ganze Leben des Ordens wäre ein Leben der großartigsten Lüge gewesen zweihundert Jahre hindurch, in denen der Orden so ruhmvoll bestand, während es doch sonst die Natur der Lüge ist, ein kurzes Leben zu haben. Gegen die Wahrheit der Anklage spricht ferner, daß auch die durch die schrecklichsten Foltern abgedrungenen Geständnisse stets allgemein, nie persönlich sind; nie gestand ein Templer, er habe dieses Verbrechen begangen, er sei dabei gewesen, sondern nur, er habe davon gehört, sie kämen in dem Orden vor. Hätte eine Geheim-

Falsch-
heit
der An-
klagen.

¹⁾ Raynouard, Lexique Roman s. v. Bafomet, I, p. 167. — Ducange, Glossar. med. et inf. lat., I, p. 519—520 der Ausgabe von 1883.

²⁾ Zum Beispiel in Paris allein 86, in Sens 85.

lehre in dem Orden bestanden, es wäre auch eine schriftliche Abfassung derselben, es wären neben den öffentlichen auch geheime Ordensstatuten gefunden worden, da ja die Verhaftung so plötzlich kam, daß an eine Verbrennung der Papiere nicht gedacht werden konnte. Und mit welchem Triumphgeschrei wären nicht die schriftlichen Beweise bekannt gemacht worden! Doch nichts wurde gefunden, nichts ist erhalten worden, als jämmerliche Lügen und entsetzliche Nachrichten von himmel-schreienden Mißhandlungen.

War aber der Orden ohne jeglichen Makel? Gewiß nicht, denn seine Mitglieder waren gebrechliche Menschen. Unter der Last des schnell anwachsenden Reichthums ist gewiß manche Tugend gebrochen worden, wie unter dem heißen Himmel des Südens. Die Berührung mit dem Morgenlande und seinen Zer-lehren hat sich gewiß in manchem Geiste widergespiegelt.¹⁾ Der Verlust des Heiligen Landes trotz der großartigsten Opfer hat wahrscheinlich in manchem den Glauben an die Kraft Jesu Christi erschüttert. Man klagte in jener Zeit hin und wieder über den Stolz, über den Ehrgeiz, über die Selbstsucht des Ordens; der Ruhm ihrer Thaten ließ die Templer auf andere Orden herabsehen, und dies erweckte Neid und Haß: sie sahen sich als eine Art Elitetruppe unter den Mönchen an. Doch der Orden als Ganzes hat sich immer mit Heldenmuth für die christliche Sache geschlagen, und der Großmeister hatte recht, wenn er vor seinen Richtern betheuerte, er kenne keinen Orden, dessen Kirchen schöneren und reicheren Schmuck besäßen, keinen Orden, der mehr Almosen an Bittende austheile, keinen, der für die Vertheidigung des christlichen Glaubens williger sein Leben darangelegt und reichlicher sein Blut vergossen habe. Die Ansicht Michélet's: „Als Michélet. nun Jerusalem und dann auch Akkon verloren war, warf sich der Orden mit wilhem Hunger in die Sünde. Seitdem zeigt sich entstellt, was früher als Symbol des Heiligen galt. Weil der Templer den Frauen entsagt, verfällt er in unnatürliche Laster; weil er der Priester entbehren zu können glaubt, entsagt er auch Gott und greift zum Aberglauben des Orients und zur Magie Arabiens. Nun wird die anfangs bloß symbolisch dienende Verleugnung zur Wahrheit: man spottet eines Gottes, der seinem Kreuze keinen Sieg verliehen hat. Des Templers Gott ist der Orden selbst, dem er in blinder, schmutziger Hingebung dient. So fällt er in den Egoismus Satans, der sich selbst anbetet“²⁾ — diese Ansicht ist zwar sehr geistreich, oder mag sich vielleicht auf einzelne Mitglieder, nimmer aber auf den ganzen Orden anwenden lassen. Von all dem aber weiß Michélet auch nicht einen Beweis vorzubringen.

Der vernichtende Schlag war gefallen; durch ganz Frankreich wüthete die Folter an den Gliedern der Gefangenen, denen meist während der Qualen jede Besinnung schwand. Doch der Orden war ja frei von jeder königlichen Gerichtsbarkeit; nur der Papst konnte über ihn richten! In diesem Sinne sandte denn auch der schwache, damals in Poitiers kranke Clemens V. am 27. October 1307 Botschaft an den König: die Templer ständen als Ordens-leute unmittelbar unter dem heiligen Stuhle, und der König habe kein Recht, sich ihrer Personen, noch ihrer Güter zu bemächtigen; der König solle die

Mahnung des Papstes.

¹⁾ Aus einigen Schlangensymbolen an templerischen Bauten wollte Hammer den Schluß begründen, die Templer seien Ophiten gewesen. *Mysterium Baphometis revelatum*, Fol. Wien 1818.

²⁾ Ähnlich in seiner *Histoire de France*, III, p. 206.

Gefangenen zwei Cardinälen überantworten; der Papst wolle den Proceß selbst in die Hand nehmen. Der Großinquisitor, Wilhelm Imbert, welcher den ganzen Proceß angeordnet hatte, wurde suspendiert.¹⁾ Der Zorn, daß der König den heiligen Stuhl in einer so wichtigen Frage ganz umgangen, überzog diesmal bei Clemens V. die Furcht.²⁾

Antwort
des
Königs. Von Philipp IV. kam brutale Antwort: welcher Nuchlose habe dem Heiligen Vater rathen können, Bischöfe zu verachten, oder vielmehr Jesus Christus, von dem sie ihre Mission haben; der Papst kenne die Sachlage nicht und habe sehr gefehlt. Desungeachtet werde er, der König, dem Gott die Vertheidigung der Religion übertragen habe, als Vertheidiger des katholischen Glaubens handeln; seine Richter hätten viel mehr Gelegenheit und Geschick, die Sachlage zu erkunden, als der Papst; von dem römischen Stuhle würde der Proceß nur in die Länge gezogen, der Orden Fürsprecher gewinnen und auf den König Verdacht gewälzt werden.

Nach-
giebigkeit
des
Papstes. Clemens V. war bald wieder eingeschüchtert und erließ am 22. November 1307 jene verhängnisvolle Bulle *Pastoralis praeeminentiae*, worin er von allen Fürsten die Festnahme der Templer und Beschlagnahme ihrer Güter verlangte. Damit erhielt der bisher auf Frankreich beschränkte Sturm einen allgemeinen Charakter und ward das Verderben des Ordens ziemlich gesichert.³⁾

Geständ-
nisse der
Templer. Übrigens ward die Folterung trotz der päpstlichen Mahnung fortgesetzt, und schon vor Ende November 1307 hatte Philipp eine Masse entsetzlicher Geständnisse auf dem Papiere. Aber was von diesen Geständnissen zu halten sei, geht aus der Rede des Ritters Nimerh Williers-le-Duc an die spätere Commission hervor, welcher befragt, todesblais beim Heil seiner Seele schwor, die Wahrheit zu sagen, widrigenfalls die Hölle ihn sogleich mit Leib und Seele verschlingen möge; dann schlug er an seine Brust, streckte seine beiden Hände gegen den Altar, stürzte auf die Knie nieder und versicherte, daß alle gegen den Orden erhobenen Anschuldigungen erlogen seien, obgleich er selbst, durch die Schmerzen der Folter überwältigt, einige derselben zugestanden habe. Er selbst habe gestern 54 Brüder seines Ordens auf Wagen zur Hinrichtung fahren gesehen und habe gehört, daß sie verbrannt worden seien wegen fortgesetzter Weigerung des Geständnisses; er aber traue sich eine gleiche Ausdauer und Stärke für die Wahrheit nicht zu und betheure hiemit, daß er auf Befragen durch die Folter vor jedermann endlich aussagen werde: alle Anschuldigungen seien wahr; er werde sogar erklären, er sei es gewesen, der den Heiland an das Kreuz geschlagen habe; nur bitte er die Commissäre, seine Worte nicht den königlichen Dienern zu überbringen, sonst werde er verbrannt, wie seine Brüder. So gewann der König Geständnisse. Jakob de Sach erzählt vor Gericht, wie er 25 Mitgefangene unter den Folterqualen sterben sah. Die Art der Folterung war entsetzlich. So gut man später aus alten Weibern, die man für Hexen hielt, das Geständnis

¹⁾ Die Protokolle wurden 1811 und 1852 von Michelet in zwei Bänden veröffentlicht unter dem Titel: *Procès des Templiers*. — Vergl. Hefele, I. c. VI, p. 421.

²⁾ Boutaric, I. c. p. 132.

³⁾ Wille, Geschichte des Ordens der Tempelherren, II, S. 200 u. 434 ff., 2. Aufl. Halle 1860. — Schottmüller, I. c. I, p. 155.

erpressen konnte, sie seien auf einem Besen nach dem Blocksberg geritten, ebenso leicht ließ sich das Geständnis erpressen, ein Templer habe einen Bund mit dem Teufel geschlossen. Die Geständnisse über die gotteslästerlichen Verhandlungen sind im Widerspruch miteinander, ein Beweis, daß sie falsch, daß sie nur Ausflüchte waren, um nicht länger gefoltert zu werden; z. B. auf die Frage nach der Beschaffenheit des Idols, sagte der eine, es war eine Kage, der andere, es war ein weißer Kopf, der dritte, es war schwarz, der vierte, es war golden, der fünfte, es waren zwei Beine. Nach neunmonatlichem Foltern gab sogar Molay die Verleugnung Christi zu, ob durch die Qualen der Folter überwunden und in besinnungsloser Rede, oder daß vielleicht die Protokolle gefälscht sind. Als man sein Geständnis zur Nachahmung den Brüdern vorhielt, erklärten sie: „Wenn der Großmeister so gesprochen hat, so hat er in seinen Hals gelogen.“ Einige gestanden, das Idol mit dem Menschenkopf habe Vasomet geheißten, ein Name, der in den Liedern der Troubadours für Mohammed vorkommt, von Neueren aber, welche die Templer zu Gnostikern stempeln wollen, als Taufe des Geistes, als Βαση πηλδος gedeutet wird. Übrigens, wo die Gerichte unabhängig waren, wie in Mez, Toul und Verdun, kam kein Geständnis heraus. Im übrigen Europa hielt man die Templer größtentheils für unschuldig und das, was in Frankreich geschah, für unerhört.

sind er-
zungen.

Bas-
fomet.

Philipp konnte nicht mehr rückwärts gehen, es galt jetzt nur noch, den Papst zu täuschen und fortzureißen. Im Mai 1308 versammelte der König ein Parlament zu Tours. Zum Unglück für die Templer kamen wenige Große, ja ließen sogar acht Herren des südlichen Frankreich sich durch den schändlichen Nogaret vertreten. Wie die Versammelten von den Agenten des Königs bearbeitet worden sein müssen, geht aus der Anrede an den König hervor, man solle sich um den Widerstand des Clerus nicht kümmern; auch Moses habe nicht lange bei dem Großpriester Aaron nachgefragt, sondern kurzweg die Anbeter des goldenen Kalbes vernichtet; sie erklärten die Templer des Todes schuldig. Auch die Universität zu Paris ward befragt, sie erklärte jedoch, als Ordensleute seien die Templer weltlicher Gerichtsbarkeit nicht unterworfen, kein weltlicher Fürst könne über Regereien Untersuchungen einleiten, aber sie gefangen nehmen und dem Papste ausliefern. Abgeordnete des Parlaments giengen nun zum Papste, um ihn durch die Anklagen zu weiteren Schritten zu drängen. Auch der König kam am 27. Mai 1308 nach Poitiers. Was mag Clemens V. nicht alles vorgespiegelt worden sein! Er hörte von da an auf, an die Unschuld des Ordens zu glauben! Die Geständnisse erschreckten ihn: er gab am 5. Juli 1308 dem Großinquisitor und den Bischöfen ihre Vollmachten zurück; er behielt sich nur das Urtheil über den Großmeister und die Würdenträger vor, er bevollmächtigte die Bischöfe, in den Verhören fortzufahren.¹⁾

Parla-
ment
zu
Tours.

Aber auch so wurde er geäfft: der Großmeister und die Ordensoberen wurden nicht vor ihn nach Poitiers gebracht; es hieß, sie seien erkrankt, sie

Täu-
schung
des
Papstes.

¹⁾ Hefele, l. c. VI, p. 430—432.

könnten nicht reiten und fahren (natürlich, in Folge der Mißhandlungen). Philipp hatte Angst vor einer Zusammenkunft zwischen Molay und Clemens.

Der Großmeister. Dagegen sandte Philipp 72 Templer, die sich zu den gewünschten Geständnissen herbeiließen, nach Poitiers, daß der Papst sie verhöre. Wie mögen diese bearbeitet worden sein! Der Papst sandte zwei Cardinäle, welche den Großmeister und die Ordensoberen verhören sollten. Doch diese Cardinäle waren Creaturen Philipps und erzielten das von diesem gewünschte Resultat ihrer „Untersuchung“, wonach Jakob von Molay und seine Genossen schwerwiegende Geständnisse gemacht haben sollen. Damit war dem matten, leichtgläubigen Clemens V. jeder Halt entzogen. Er bestellte nun mit Bulle vom 12. August 1308 die Untersuchungs-Commissionen, bestehend aus dem Diöcesanbischof, zwei Domherren und je zwei Dominicanern und Franciscanern, für Frankreich und alle andern Staaten, in denen sich Templer befanden. Am gleichen Tage wurde durch Bulle „Regnans in coelis“ auf den 1. October 1310 ein allgemeines Concil nach Vienne einberufen, wo über das Schicksal des Templerordens endgiltig entschieden werden sollte. Unter dem gleichen Datum wurde endlich auch die zwischen dem Papste und Philipp IV. vereinbarte Abmachung bezüglich des Templervermögens aller Welt kundgemacht. Danach sollte das ganze Vermögen für das Heilige Land verwendet werden. Die liegenden Güter sollen von verlässlichen, theils vom Könige, theils von der kirchlichen Behörde gewählten Personen fruchtbringend verwaltet, das Bargeld aber dem Könige von Frankreich zur Verwahrung übergeben werden!¹⁾

Erzbischof von Narbonne. Der Papst ernannte jetzt zur Führung der Untersuchung gegen die Templer in Frankreich eine General-Commission, an deren Spitze der Erzbischof von Narbonne stand. Sie begann ihre Sitzungen am 7. August 1309 zu Paris. Alle, die den Orden vertheidigen wollten, wurden auf den 12. November vorgefordert, die Aufforderung aber den Gefangenen gar nicht oder unrichtig mitgetheilt; einzelne, die kommen wollten, wurden vom Prevôt von Paris verhaftet, und die Commission begnügte sich mit einem Verweise an den Prevôt. Wenn die Aussagen eine günstige Wendung für den Orden nahmen, stahl sich der Präses unter dem Vorwande, der König wünsche ihn zu sprechen, oder er habe Messe zu lesen, hinweg. Den Großmeister, der anfangs den Orden vertheidigen wollte, wußte man von der Sache der Brüder zu trennen. Vor der Commission war er sehr erstaunt über das, was man ihm als sein Geständnis vorlas: wären die päpstlichen Commissäre Leute, die man herausfordern dürfte, so würde er ihnen etwas anderes bieten, solche Frevler verdienten, daß man ihnen den Kopf vor die Füße lege. Er verlangte vor den Papst geführt zu werden, das versprach man ihm auch, und so stand er vor der Commission von der Vertheidigung des Ordens ab. Im März 1310 erklärten 549 Templer vor der Commission sich zur Vertheidigung des Ordens bereit, vergebens aber verlangten sie Procuratoren zur Vertheidigung.²⁾

¹⁾ Havemann, l. c. p. 226—261. — Hefele, l. c. VI, p. 429—438.

²⁾ Hefele, l. c. VI, S. 464—466.

Da griff aber Philipp durch. Der Erzbischof von Sens versammelte eine Synode zu Paris; 45 Templer wurden vor dieselbe gebracht, welche die Geständnisse als abgezwungen widerriefen. Mit den Worten: „Ihr habt einst bekannt, daß ihr ketzerisch waret, und seid damals durch Geständnis und Reue der Wiederaufnahme in den Schoß der Kirche theilhaftig geworden. Widerrufet ihr dagegen auch jetzt noch, so betrachtet euch die Kirche nicht als Verhönte, sondern als in die Ketzerrei Zurückgefallene und als solche gehört ihr dem Feuer“, wurden sie dem Arm des weltlichen Gerichtes überwiesen. Am 12. Mai 1310 wurden sie zur Richtstätte vor dem Thore St.-Antoine, lauter starke Männer in der Blüte ihres Lebens, hinausgeführt. Schon loderte die Flamme, als ein Herold jedem Leben und Freiheit verhiess, der sich schuldig bekenne; Freunde und Verwandte haten weinend die Verurtheilten, sich doch dem Willen des Königs zu fügen; aber alle bethuerten die Unschuld des Ordens, und daß sie lebenslänglich gute Christen gewesen seien, und aus dem Geprassel des Feuers heraus hörte man sie noch Christus und die Heiligen anrufen.¹⁾

Tod für
Be-
theu-
rung
der Un-
schuld.

Das hieß also mit Provinzial-Concilien die kirchliche Commission bekämpfen. Der Erzbischof von Sens war eines der nichtswürdigsten Geschöpfe des Königs, der Bruder des in der Verfolgung des Ordens so eifrigen Ministers Enguerrand de Marigny. Nur unter dem Drucke der Umstände hatte der Papst anfangs April 1310 diesen Mann als Erzbischof anerkannt. Natürlich fielen jetzt die letzten Schläge gegen den Templerorden, denn er hatte das Recht, solche, die er für schuldig hielt, ungehört zu verdammen und am nächsten Tage verbrennen zu lassen. Die päpstliche General-Commission zog die Untersuchungen in die Länge; offenbar wollte Clemens V. dadurch in seiner schwachmüthigen Weise die Frage verzögern, um den Orden zuletzt dennoch retten zu können. Welche Dinge kamen da vor! Wie schilderten die Templer die gräßlichen Mißhandlungen, die man ihnen angethan, um Zeugnisse zu erpressen! Wie viele starben nicht unter den Qualen, die sie als Märtyrer der Wahrheit bezeichneten! Doch der Geist des Ordens begann wieder zu erwachen, und die öffentliche Meinung fieng an, sich für die Templer zu regen. Templer genug traten auf, die den Orden vertheidigen wollten.

Macht
der
Provin-
zial-
Con-
cilien.

Schwach-
heit
Clemens'
V.

Da brauchte der König, wie gesagt, die Provinzial-Concilien gegen die päpstliche Commission. Vergebens protestierte diese und mahnte zu reiferer Behandlung; der Erzbischof von Sens ließ diejenigen, welche ihr abgelegtes Geständnis widerriefen, als Rückfällige verbrennen, und diejenigen, welche vor der Commission die Vertheidigung des Ordens übernommen hatten, festsetzen. Das Provinzialgericht ließ durch Todesurtheile rasch aufräumen unter den Gefangenen, das päpstliche Gericht legte vergebens Verwahrung ein; jenes urtheilte über die einzelnen, dieses über den ganzen Orden. Und in ähnlicher Weise ließ ein Provinzial-Concil zu Senlis neun Templer verbrennen, die ebenfalls noch in den Flammen ihre Unschuld bethuerten. Die päpstliche Commission, die thatsächlich derart verhöhnt wurde, schmolz zuletzt

Willfür
Philipp's
IV.

1) Wille, l. c. II, p. 216—237.

auf drei Mitglieder zusammen, die am 26. Mai 1311, nachdem sie 231 Zeugen vernommen hatten, ihre Sitzungen schlossen.

Der
Templer-
process
in den
andern
Ländern.

Zu gleicher Zeit wurde die Untersuchung gegen den Templerorden auch in den außerfranzösischen Ländern durchgeführt. Auch hier waren, der Bulle vom 12. August 1308 entsprechend, Commissionen gewählt worden, auch hier kam es zu Provinzialsynoden, auch hier wurde, der päpstlichen Weisung gemäß, mitunter, zum Beispiel in England und in Aragonien, die Folter angewendet; doch nirgends kam es zu solchen Greueln wie in Frankreich. Am gerechtesten wurden die Templer behandelt in Portugal und in Deutschland.¹⁾ —

Das fünfzehnte allgemeine Concil zu Vienne 1311—1312.

Das
fünf-
zehnte
all-
gemeine
Concil.

Am 16. October 1311 wurde das Concil in Vienne eröffnet.²⁾ Es sollte über die Wiedergewinnung des Heiligen Landes, über die Reform der Kirche, über den Process der Templer berathen.³⁾ Dreihundert Bischöfe waren aus allen Theilen der Christenheit erschienen.⁴⁾ Manches Dunkel schwebt jedoch über den Verhandlungen, die Acten sind verstümmelt und verfälscht. Gewiss ist, daß schon in der ersten Sitzung sieben und später nochmals zwei Ritter mit dem weißen Mantel und dem rothen Kreuze auftraten, um den Orden in ihrem und im Namen von 2000 Rittern zu vertheidigen, die sich in Bergen und Wäldern versteckt hätten. Als bald wurden sie gefangen gesetzt. Alle Bischöfe, außer drei Franzosen, dem von Sens, Rheims und Rouen und einem Italiener, erklärten jedoch feierlich, daß man den Orden nicht verdammen dürfe, ohne seine Vertheidigung öffentlich vernommen zu haben. Welche Verlegenheit! Es ward jetzt vom 16. October 1311 bis zum April 1312 keine allgemeine Sitzung mehr gehalten. Einem Ausschuss aus Prälaten aller Länder und Zungen wurden die auf die Templer bezüglichen Schriftstücke zur Prüfung übergeben: die Mehrzahl sprach sich dahin aus, daß alle bisher gesammelten Beweise nicht ausreichten, den Orden rechtmäßig zu verurtheilen. Neue Verlegenheit für Clemens: auch die Zögerung half nicht, denn Philipp kam im Juli 1312 mit seinen Brüdern, Söhnen und einem großen Hofstaate nach Vienne und drang auf rasche Aufhebung des Ordens, dessen Schuld erwiesen sei. Das Concil war nicht dahin zu bringen, den Orden schuldig zu sprechen; der gewalthätige Philipp verlangte die Vernichtung desselben. Da griff der furchtsame Papst zu einem Mittelweg: er hob am 22. März 1312 in einem geheimen Consistorium, nicht auf dem

Kein
Beweis
gegen
den
Orden.

¹⁾ Hefele, l. c. VI, p. 468—473.

²⁾ Es war wegen des langamen Ganges der Untersuchungen gegen den Templerorden ein Jahr verschoben worden. Hefele, l. c. VI, p. 466.

³⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1311, n. 54.

⁴⁾ Über die Zahl vergl. Hefele, Conciliengeschichte, VI, S. 516.

Wege richterlicher Entscheidung, sondern aus Fürsorge und päpstlicher Machtvollkommenheit den Orden auf.¹⁾ Am 3. April 1312 wurde in der zweiten Sitzung des Concils diese Aufhebung in Gegenwart des Königs und seines Hofes öffentlich bekannt gegeben: in Betracht der Untersuchungen gegen den Orden, der gegen denselben erhobenen Beschuldigungen, der abgelegten Bekenntnisse, sei derselbe sehr verdächtig; in Betracht der Anklage der Prälaten, Barone und Gemeinden Frankreichs könne das Urgerniß bei Fortdauer des Ordens nicht beseitigt werden. Die Güter der Templer sollten den Johannitern übergeben, die Freigesprochenen standesgemäß aus den früheren Gütern des Ordens erhalten werden. Der Großmeister mit dem Visitator von Francien, den Großpräceptoren von Palästina, Normandie, Aquitanien, Poitou und Provence, sowie der Ordensritter Oliver de Penna wurden dem Urtheile des Papstes reserviert, die übrigen Templer sollten durch die Provinzialsynoden abgeurtheilt werden.²⁾

Aufhebung des Templerordens

aus Fürsorge.

So endete der Tempelherren-Orden nach zweihundertjährigem Bestande. Seiner Schätze glaubte sich Philipp sogleich bemächtigen zu sollen. Er behauptete, dem Templerhause eine Summe von 200.000 Pfund in Verwahrung gegeben zu haben, und damit wurde mit einem Federstrich der große Schatz im Temple ein königlicher Schatz. Die Güter lieferte er zwar an die Johanniter aus, machte aber solche Rechnungen für Proceßkosten, für Kosten der Verpflegung der Gefangenen, für die Kosten der Hinrichtung und Verwaltung, daß die Johanniter selbst dadurch in Schulden geriethen. Die Geldnoth des Königs nahm auf einmal ein Ende.

Raub des Vermögens.

Auch in den andern Ländern begegneten die Anordnungen bezüglich des Templervermögens manchen Schwierigkeiten, da es vielfach den Landesherren danach gelüftete. England mußte noch 1320 an die Auslieferung gemahnt werden. Am gerechtesten verfahren, im Einvernehmen mit dem Papste, die Könige der pyrenäischen Halbinsel. „Ferdinand IV. von Castilien überwies

¹⁾ Dr. Pius Gams fand 1865 auf einer gelehrten Reise nach Spanien in einem wenig bekannten Werk die Aufhebungsbulle vom 22. März 1312. Gesele theilt sie in der „Tübinger Quartalschrift“ 1866 mit. Vergl. Conciliengeschichte, VI, S. 525–526. Der Schluß lautet: „In Anbetracht des üblen Rufes, des Verdachtes und der Anklagen, so gegen den Orden erhoben, auch der geheimgehaltenen Art und Weise der Aufnahme in denselben und des üblen unchristlichen Benehmens vieler Mitglieder, besonders auch in Anbetracht des Eides, der von jedem verlangt wird, daß er über die Aufnahme nichts aussage und aus dem Orden nie austrete; in Anbetracht ferner, daß das vom Orden gegebene Urgerniß gar nicht gehoben werden kann, wenn er zu existiren fortfährt, auch daß der Glaube und die Seelen dadurch in Gefahr kommen, und sehr viele Mitglieder des Ordens schreckliche Dinge verübt haben; in Anbetracht ferner, daß die römische Kirche andere berühmte Orden aus viel geringeren Ursachen, als hier vorliegen, aufgehoben hat, heben Wir, nicht ohne Bitterkeit und Seelenschmerz, nicht durch richterliche Entscheidung (non per modum definitivae sententiae), sondern aus Fürsorge und päpstlicher Machtvollkommenheit (per modum provisionis seu ordinationis apostolicae) den genannten Templerorden sammt allen seinen Einrichtungen für ewige Zeiten auf, unter Zustimmung des heiligen Conciliums streng verbiethend, daß irgend jemand noch künftig in diesen Orden eintrete, sein Gewand trage, oder sich für einen Templer ausbebe.“

²⁾ Gesele, l. c. VI, p. 524–527.

sie (die Templergüter) den Orden von San-Jago de Compostella und Calatrava, Jakob II. von Aragonien verwendete sie zur Errichtung des Ritterordens von Santa Maria de Montesa, Diniz von Portugal zur Stiftung des Christusordens, der im wesentlichen nur eine Erneuerung des portugiesischen Zweiges des Templerordens ist. Entsprechend der Verwendung der Güter giengen die Templer auf der pyrenäischen Halbinsel zumeist in die Orden über, denen jene zugewiesen wurden, und dies umso leichter, weil der Orden selbst dort für unschuldig erklärt wurde.“¹⁾

Im Anfange Mai 1312 trennte sich das Concil; einer seiner wichtigsten Beschlüsse ist, daß es nach Anhörung einer glänzenden Widerlegung der Anklage gegen Bonifaz VIII. diesen für einen rechtmäßigen und apostolischen Papst erklärte. Den Triumph des Todten erhöhte noch der Umstand, daß zwei Spanier, Caroccio und Deboli, seine Unschuld im Gottesurtheile des Zweikampfes gegen jeden zu beweisen sich erbieten, und daß kein Franzose gegen sie aufzutreten wagte. Philipp mußte froh sein, daß der Papst ihn rücksichtlich dessen, was er gegen Bonifaz und die Kirche that, von jeder Verantwortung freisprach.²⁾

Bonifaz
VIII.
gerecht-
fertigt.

Jakob
Molay.

Noch lebte der Großmeister mit seinen Genossen, in Paris in Ketten auf die Vorladung vor den päpstlichen Stuhl harrend, als er erfuhr, daß er mit zwei Großpräceptoren und dem Großvisitator zu ewiger Haft verurtheilt sei. Doch nicht der Papst hatte dieses Urtheil gefällt, sondern eine auf Drängen und nach Weisung Philipps IV. zusammengesetzte Commission unter dem Vorstehe des bekannten Erzbischofs von Sens. Die Verurtheilten sollten das ganze Verfahren des Königs am 11. März 1314 durch ein öffentliches Geständnis rechtfertigen. Vor der Kirche von Notre-Dame war ein rothausgeschlagenes Gerüst aufgerichtet; hier wurden Geständnisse aus dem Verhöre verlesen, von der sittlichen Verdorbenheit des Ordens, vom Glaubenseifer des Papstes und von der aufopfernden Thätigkeit des Königs gesprochen. Als der Großmeister das Bekenntnis ablegen sollte, sprach er statt dessen mit fester Stimme: „Auf der Schwelle des Todes, wo auch die leiseste Lüge schwer wiegt, gestehe ich im Angesichte des Himmels und der Erde, daß ich große Sünden gegen mich und die Meinigen begangen und mich des bitteren Todes schuldig gemacht habe, weil ich, mein Leben zu retten und dem Übermaß der Martern zu entgehen, zugleich durch Schmeichelworte des Königs und des Papstes verlockt, gegen meinen Orden mich erhoben habe. Jetzt aber, wiewohl ich weiß, welches Los meiner harret, will ich keine neue Lüge zu den alten häufen und, indem ich erkläre, daß der Orden sich stets rechtgläubig und frei von Schandthaten verhalten hat, verzichte ich freudig auf mein Leben.“³⁾ Die Bewegung war groß unter den Zuhörern. Die Commission befahl, die

Letzte
Worte.

¹⁾ Funf, im Kirchenlexikon, XI, S. 1338. Freiburg 1899.

²⁾ Hefele, Conciliengeschichte, VI, S. 530—531. — Villani, l. c. IX, cap. 22.

³⁾ Havemann, l. c. p. 289—295.

Gefangenen sogleich ins Gefängnis zurückzuführen, um am andern Tage über sie zu berathen; der König aber ließ sie, sobald er die Nachricht erfahren, noch denselben Abend auf eine kleine Insel der Seine führen, da wo heute das Reiterbild Heinrichs IV. steht, und verbrennen, ohne sich zu bekümmern, daß der Entscheid über das Leben des Großmeisters und der Ordensoberen dem Papste vorbehalten sei. Festen Muthes sahen die Opfer den Vorbereitungen zu ihrer Hinrichtung zu; aus den Flammen heraus hörte man sie noch ihre Unschuld bethauern und Gott zum Zeugen derselben anrufen. Das Volk sammelte in der Nacht ihre Gebeine als die von Märtyrern. Nach der Angabe des Ferretus von Vicenza¹⁾ habe Molay vom Holzstoße herab Papst Clemens und den König vor den Richterstuhl Gottes berufen binnen Jahresfrist. Der Papst starb am 20. April 1314, der König siechte seit Molays Tod an einem Übel, dessen Quelle niemand entdecken konnte, und endete am 29. November 1314; noch vor ihm starb Nogaret.

Ende
Molays.

Langlois, ein geistreicher Franzose, sagt: „So endete der Templerorden, unterdrückt, nicht gerichtet, mit Unrecht erdroffelt, ohne Widerstand. Mit Unrecht; — das befremdet die nicht, welche Politik studiert haben: wehe dem, welcher dem Machthaber zur Last fällt! Ohne Widerstand; — das ist schwerer zu begreifen. Die Templer empfingen den Tod mit Ergebung: sie hatten nicht den thatkräftigen Muth offenen Widerstandes, die besten unter diesen Kriegern hatten nicht einmal den passiven Heroismus von Opfern. Aber enthebt diese friedliche Haltung sie nicht vollgiltig von der schwersten Anklage, welche die Geschichte gegen sie vorgebracht hat, daß sie ein Staat im Staate waren und die Einheit und Sicherheit der französischen Monarchie gefährdeten? — Nur in Deutschland und in Aragonien haben die Templer das Schwert gezogen und hier haben sie auch nichts verloren, weder das Leben noch die Ehre. Der Rheingraf Hugo von Salm, Comthur von Grumbach, erzwang den Eintritt in die Synode zu Mainz mit zwanzig geharnischten Rittern und sprach hohe Worte und gieng frei davon und ward freigesprochen. Wenn die Templer in Frankreich im October 1307 gegen die Knechte des Königs sich ebenso geschützt hätten, so wären sie ohne Zweifel erlegen, aber sie wären im Lichte der Sonne gestorben, statt durch Rauch erstickt zu werden oder im Gefängnis zu verfaulen. Daß die Templer in Frankreich zu keiner Stunde des Processes die geringste Reigung zeigten, gegen die Kirche sich ihrer Waffen zu bedienen, die von der Kirche gesegnet waren, trotz der Knechtung der Kirche durch einen weltlichen Fürsten, das ist, glaube ich, der offenbarste Beweis ihrer Unschuld, ihrer Hingebung, ich will nicht sagen, ihrer Schwäche.“²⁾

Beweis
der
Un-
schuld.

Noch sind zwei Fragen zu beantworten. Was wurde aus den Templern, denen es gelang, aus dem Gefängnis zu entfliehen? Sie durften sich ja nicht in Templerkleidung zeigen, sonst wurden sie als Rückfällige verbrannt. Sie traten in Dienst und nährten sich durch Handarbeit, manche fanden Zuflucht in einem Kloster und traten in andere Orden ein. — Blieb die durch Philipp und Nogaret

¹⁾ Ferretus Vicentinus, Historia, III, bei Muratori, Scriptores, IX, p. 1018.

²⁾ Revue des deux mondes, 1891, I, p. 417.

Wen-
dung
der
öffent-
lichen
Mei-
nung.

gefälschte öffentliche Meinung den Templern ungünstig? Nein; sie gieng nach und nach in das Gegentheil über. Man hielt die Anklagen für erlogen und sah in den Templern Märtyrer. Der heil. Antonius, Erzbischof von Florenz, bezeichnete als Grund der Verfolgung die Gier des Königs Philipp IV. nach den Schätzen des Ordens. Boccaccio ergriff ihre Partei; Campi erzählt, daß die Templer im fünfzehnten Jahrhundert allgemein als Heilige und Märtyrer betrachtet wurden. Für die Stimmung in Frankreich ist das Testament des Bertrand de Belissier bezeichnend: „Ich dachte oft nach über den Wechsel menschlicher Schicksale und erwog das jammervolle Los dieses großartigen Ordens, der so hoch stand und in einem Augenblicke so tief sank. Warum soll man nicht weinen, wenn zum öffentlichen Unglücke das der eigenen Familie kommt! Ich weiß nicht, wie ich den jammervollen Tod meiner Brüder überleben konnte: Bons und Giraud, und den meiner Verwandten und Freunde, die geopfert wurden. Dieser Orden, so ruhmvoll, der so viele tapfere Ritter gebildet hatte, dem so viele meiner Verwandten auf der Bahn des Heldenthums und Ruhmes gedient haben, ach, er war und ist nicht mehr!“

Lyon.

Einer der letzten Erfolge Philipps war die Vereinigung Lyons mit Frankreich (1312). Rechte an die Stadt hatten früher der König, der Kaiser, der Erzbischof und das Capitel. In einem Streite der Bürger gegen den Erzbischof schritt Philipp IV. als Vermittler ein. Die Bürger von Lyon rechneten vergebens auf Eingreifen des Kaisers; Heinrich VII. war zu sehr in Italien beschäftigt und starb schon 1313, und im Streite zwischen Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Bayern wurden die Kräfte Deutschlands verzehrt. Die Lyoner wagten keinen Kampf mit der Armee Philipps und ergaben sich und so kam die schöne Hauptstadt des Südens an Frankreich.¹⁾

Folgen
der Re-
gierung
Philipps
IV.

Man hat Philipps Regierung gelobt, wie die Morgenröthe einer neuen Zeit begrüßt; in alle Beziehungen des Lebens sei er mit der königlichen Gewalt gedrungen, der schneidende Luftzug der neueren Zeit wehe durch seine ganze Regierung. In Wahrheit war das Glend im damaligen Frankreich unermesslich, nie hat eine Regierung über dieses Land tyrannischer gewaltet und ruchloser in alle Lebensverhältnisse eingegriffen, obschon die Franzosen, wie die Geschichte bezeugt, vieles vertragen können, wenn der Schimmer von Nationalruhm sie blendet. Auch der Raub an den Templern, auch der Zehnte, den man unter dem Vorwande eines Kreuzzuges in einemfort erhob, füllte die königlichen Cassen nicht; den Lombarden wurden ihre Banken weggenommen; die Juden wurden verjagt, ihrer Güter und Ausstände bemächtigte sich die Regierung, die Münzen wurden ein über das anderemal gefälscht. — Alles umsonst! Nichts wollte helfen, und die Unzufriedenheit sprach sich drohend aus. Vergebens trogte der König lange dem allgemeinen Unmuth und verfuhr seine Gerichte mit furchtbarer Strenge; man sah eine Masse Leute foltern, peitschen, brandmarken, hängen; die Unzufriedenheit sprach sich nur noch lauter aus. Dazu kam häusliches Unglück: die Gemahlinnen seiner drei

Haß
gegen
den
König.

¹⁾ Hüffer, Die Stadt Lyon und die Westhälfte des Erzbisthums in ihren politischen Beziehungen zum deutschen Reiche und zur französischen Krone. Münster 1878. — Martin, l. c. IV, p. 500 f.

Söhne¹⁾ wurden 1314 des Ehebruchs angeklagt, die Gemahlin Ludwigs im Gefängnis mit einem Tuche erwürgt, die beiden andern verstoßen und lange im Gefängnis eingeschlossen, und von ihnen nur die Gemahlin Philipps, weil sie ihm Burgund gebracht hatte, vom Parlamente freigesprochen, ihre Verführer und viele andere auf gräßliche Art hingerichtet. Frankreich wurde unter Philipp an gräßliche Scenen gewöhnt, der ganze Charakter der Nation verdarb.

Dazu kam erneuter Streit mit Flandern. Die Flanderer ließen sich auch durch die Drohungen des Papstes nicht bewegen, Philipps Plänen zu dienen, die ausgesprochenermaßen auf völlige Annexion der Pfandlandschaften Lille, Douai und Bethune abzielten. Die Verhandlungen wurden seit 1311 immer spizer; Philipp zog die Grafschaften Revers und Rethel ein, die Flanderer hingegen rückten im Jahre 1314 vor Lille.²⁾ Um ein Heer auf-

Flandern.

¹⁾ Stammtafel der Valois und Bourbons:
Ludwig IX. (le saint)

Philippp III. (le hardi), 1270—1285				Robert, Graf von Clermont
Philippp IV. (le bel), 1285—1314		Karl, Graf von Valois		Ludwig, Herzog von Bourbon
Ludwig X. (le hutin), 1314—1316	Philippp V. (le long), 1316—1322.	Karl IV. (le bel), 1322—1328.	Philippp VI., von Valois, 1328—1350	Jakob I., Graf von der March
Johann I., 1316.			Johann II. (le bon), 1350—1364	Johann, Graf von der March
			Karl V. (le sage), 1364—1380	Ludwig, Graf von Vendôme
				Johann, Graf von Vendôme
Karl VI. (le bien-aimé), 1380—1422	Ludwig, Herzog von Orleans			Franz, Graf von Vendôme
Karl VII. (le victorieux), 1422—1461	Karl, Herzog von Orleans	Johann, Graf von Angoulême		Karl, ernählter Herzog von Vendôme
Ludwig XI., 1461—1483	Ludwig XII. (le père du peuple), 1498—1515.	Karl, Graf von Angoulême		Anton, Herzog von Vendôme, König von Navarra
Karl VIII., 1483—1498.		Franz I. (le père des lettres), 1515—1547		Heinrich IV. (le grand), König von Frankreich und von Navarra, 1589—1610.
		Heinrich II., 1547—1559		
Franz II., König von Frankreich und von Schottland, 1559—1560.		Karl IX., 1560—1574.		Heinrich III., 1574—1589.

²⁾ Martin, l. c. IV, p. 508 f. — Langlois, l. c. p. 305—309.

Aufstand
in Frank-
reich.

zubringen, schrieb der König eine Steuer von sechs Denaren auf alles aus, dessen Kaufpreis ein Pfund betrug. — Jetzt konnte die Erbitterung sich nicht mehr mäßigen. Adelige und Bürger hielten fest zusammen, Geistliche und Weltliche erhoben sich, unter ihnen auch der alte Freund Ludwigs IX., der Geschichtschreiber Joinville, fast hundert Jahre alt. Die Barone erklärten einstimmig: die Bedrückungen des Königs seien unerträglich, die Art der Regierung sei gegen alles Recht und Herkommen; Sklaven, Unfreie und Advocaten seien jetzt unumschränkte Herrscher, der König solle einmal weise Männer in seine Nähe ziehen, dann werde er hören, wie sehr er getadelt und gehaßt werde. Philipp war krank, die Unzufriedenen drangen vor sein Lager in Poissy; er war wehrlos, mußte das Steuerausschreiben zurücknehmen, das Ausprägen guter Münzen versprechen, Abgeordnete der Städte zur Berathung nach Paris berufen, das ganze System absoluter Regierung aufgeben, versprechen, zu regieren, wie sein Großvater Ludwig IX. Alles, was Philipp IV. gebaut, stürzte zusammen: verzehrt von Kummer und Jorn¹⁾ starb der Tyrann am 29. November 1314 in Fontainebleau unter dem Fluche seines ins Elend gestürzten Volkes. Man dachte an die Worte Molays auf dem Holzstoß, als er Philipp binnen Jahresfrist vor das Gericht Gottes berief, man wies auf den Bannfluch des Papstes Bonifaz VIII. hin, als sein Geschlecht rasch dahin starb.

Philipp's
Ende.

Seine
Liebs-
linge.

Philipp IV. heißt der Schöne, aber seine Geschichte ist ein hässliches Blatt in der Geschichte Frankreichs. Er war ein bildschöner Mann, aber hinter seinem glatten Gesichte hausten Raubgier und gewaltlustiger Mordfinn. Seine Gehilfen und Lieblinge Nogaret und Marigny mag man mit Thomas Cromwell, dem Lieblinge Heinrichs VIII., und mit Fouquier-Tinville, Saint-Just und Fouché vergleichen. Nogarets erster Meisterstreich der Ruchlosigkeit war die Entehrung und Ermordung Bonifaz' VIII., sie waren nöthig, um den zweiten, die Vernichtung des Templerordens, möglich zu machen. Unter Bonifaz wäre der Mord der Tempelherren nie möglich gewesen und ohne den Mord der Templer nicht der Raub ihres Vermögens und die Behebung der Geldnoth des Königs. Es waren teuflische Schurkenstreich, mit seltener Umsicht und Reckheit durchgeführt. Der König und Nogaret wußten die Pariser durch Lügen und Schmeicheleien zu gewinnen: man machte Bonifaz VIII. verhaßt, weil er gesagt hatte, lieber möchte er ein Hund oder Gel sein, als ein Franzose, und doch seien die Franzosen das fromme, das geistreiche Volk, die Soldaten Gottes und der Kirche. Den Templern wurden Schändlichkeiten angedichtet, die man vor den keuschen Ohren der Franzosen gar nicht beim Namen nennen dürfe. Ähnlich berauschte man die Pariser mit Loblügen 1792 und 1793: sie seien das erste der Völker und hätten die Freiheit der Welt zu retten, daß sie den Septembermorden theils schen, theils mordlustig zusahen.

Von den drei Söhnen, die Philipp IV. hinterließ, trat der älteste, Ludwig X., genannt le hutin oder der Zänker,²⁾ die Regierung an. Er

¹⁾ Berichte von Zeitgenossen lassen ihn auf der Jagd verunglücken.

²⁾ Hutin = alt für mutin.

heißt König von Frankreich und Navarra; durch seine Mutter Johanna, die Erbin dieses Königreichs, war er dessen Herr und als solcher 1307 in Pam-pelona gekrönt worden. Unähnlich seinem Vater verbrachte er seine Zeit mit knabenhaften Belustigungen. Um den heranbrausenden Sturm der Unzu-friedenheit zu beschwichtigen, opferte er zunächst die angesehensten Rätthe seines Vaters; sie wurden entsetzt, ihres Vermögens beraubt, verhaftet, gefoltert. Enguerrand de Marigny, die Seele der Politik Philipps, den man sogar das andere Ich, den Herrn des Königs nannte, ohne dessen Bestimmung Philipp nicht einmal die Bitten der Prinzen erfüllt habe, wurde nach langer Haft in demselben Temple, den man dem unglücklichen Orden entriß, zum Tode verurtheilt und 1315 an einem Galgen zu Montfaucon hingerichtet. Als der König im Temple das Todesurtheil über diesen Mann aussprach, war es, als ob er die Seele seines eigenen Vaters verurtheilte. Das genügte nicht, der König mußte die Wiederherstellung des früheren Zustandes, wie er unter Ludwig dem Heiligen gewesen,¹⁾ feierlich versprechen, und alles ausdrücklich zurücknehmen, was sein Vater durch willkürliches und gewalthätiges Ver-fahren zur Verstärkung der Krone gewonnen zu haben glaubte. — So siegte also noch einmal der alte Staat über den centralistisch-bureaukratischen Philipps des Schönen; alle Provinzen fühlten sich unglücklich unter dem Walten dieses Königs, alle erhoben sich.

Ludwig
X.
le hu-
tin,
1314 bis
1316.

Ma-
rigny.

Ein französischer Schriftsteller bedauert aber nicht mit Unrecht: „Der Augen-blick war feierlich; hätten die provinzialen Verbindungen sich zu einer nationalen zusammengeschlossen, so hätte auch Frankreich seine Magna Charta erobert und wäre in die constitutionelle Bahn eingeleitet. Leider fand das nicht statt und blieb die Bewegung auf die Provinzen beschränkt und schuf nicht einmal den Keim eines nationalen Lebens.“²⁾ — Wie erschöpft der Staatsschatz war, zeigt der Umstand, daß, als der König sich zum zweitenmal vermählte, und zwar mit Clementia von Ungarn, der Schwester Karl Roberts, und die Prinzessin auf dem Wege zur See durch einen Schiffbruch ihre Aussteuer verloren hatte, die Heirat ganz in der Stille gefeiert werden mußte.

Die Be-
wegung
einfseitig.

Finanz-
noth.

Und mitten in diese Geldnoth hinein kam ein neuer Krieg mit Flandern. Ludwig X. hatte den Grafen zur Huldigung, zur Verlängerung des noch mit Philipp dem Schönen abgeschlossenen Waffenstillstandes aufgefordert und Robert mit einem Einfall auf französisches Gebiet geantwortet. Nun verurtheilten die Pairs den Grafen allerdings als Hochverrätther — aber wie wollte man den Beschluß durchführen ohne Geld! Man verpfändete die Einkünfte der Krone, man gab den Juden die Erlaubnis zur Rückkehr auf zwölf Jahre, man kam auf ein noch eigenthümlicheres Mittel: man hoffte, daß die Beibeigenen ihre Ersparnisse für Freilassung wohl opfern würden, und Ludwig erließ deshalb, um Geld zu bekommen, im Juli 1315 eine Ordonnanz:³⁾ „Nach dem Naturrecht

Flan-
dern.

1) Qu'on revint aux bonnes coutumes de saint Louis, auch aux bons vieux us de saint Louis.

2) Henri Martin, l. c. IV, p. 522.

3) Ibid. p. 525.

Auf-
hebung
der Weib-
eigen-
schaft. wird jeder frei geboren, und da Frankreich das Königreich der Franken oder Freien heißt, so sollen auch Name und Sache übereinstimmen und wird auf billige Bedingungen hin allen Leibeigenen die Freiheit angeboten.“ Allein man täuschte sich sehr in dieser Maßregel: entweder hatten die Leibeigenen blutwenig, oder sie trauten dem königlichen Worte nicht und zögerten zu opfern, was sie mit Schweiß und Blut erworben. Eine neue Ordonnanz besagte, man solle solche Personen, welche die hohe Wohlthat und Gnade nicht zu schätzen wüßten, und lieber leibeigen bleiben, als frei werden wollten, so hoch besteuern, als sie es nur aushalten könnten. Der Krieg begann im Sommer 1315, Ludwig rückte in Flandern ein, für welches diesmal die Elemente selber kämpften; andauernde Regengüsse machten jedes Fortschreiten unmöglich, und thaten- und ruhmlos mußten die Franzosen umkehren, und der König mußte sich in der Noth wie sein Vater mit Falschmünzerei helfen. Ludwig der Bänker erlag schon 1316 am 5. Juni einem Fieber, welches er sich durch einen kalten Trunk nach heftigem Ballspiel zugezogen hatte. „Il était volentif mais n'était pas bien ententif en ce qu'au royaume il fallait“, sagt ein Zeitgenosse von ihm.

Philipp
V.
10 long.
1316 bis
1322. Der König hinterließ von seiner ersten Gattin nur eine Tochter namens Johanna, welche Königin von Navarra wurde und den Grafen von Breux heiratete. Die zweite Gattin war in Hoffnung. Des Königs Bruder, Philipp der Lange, war gerade in Lyon, um die Wahl eines Papstes zu beschleunigen, als Ludwig starb. Die Pairs in Paris erklärten: wenn die Königin einen Sohn gebäre, solle dieser König und Philipp Regent sein; wenn die Königin aber eine Tochter gebäre, solle Philipp sogleich den Thron besteigen. Am 13. November 1316 genas die Königin eines Sohnes, den viele französische Geschichtschreiber als Johann I. bezeichnen. Als aber das Kind schon am 19. des gleichen Monats starb, erklärten die drei Stände gegen den Widerspruch einiger Großen, daß Gesetz und Herkommen in Frankreich die Töchter von der Krone ausschließen.¹⁾ Auch Eduard II. von England anerkannte Philipp V. als König, und so ward eine so hochwichtige Frage, wie die von der bloß männlichen Erbfolge, zum Frommen des französischen Volkes rasch entschieden; im politischen Instinct und nationalen Stolz sagten die Franzosen: das Königreich Frankreich ist so edel, daß es nicht an eine Frau kommen kann.²⁾

Erbfolge
im
Männ-
stamm. Von äußerer Politik ist wenig zu sagen, nur Flandern machte Schwierigkeiten. Bis 1320 war zwischen Flandern und Frankreich weder Frieden noch Krieg. Hungersnoth und Krankheiten hemmten jedes Unternehmen, das Volk wünschte Frieden und zwang zuletzt im April 1320 den Grafen Robert, nach Paris zu gehen und zu huldigen. Als Robert plötzlich von Paris wegging, ohne Frieden

¹⁾ „Mulier non accedit ad coronam regni Franciae.“

²⁾ La couronne de France est un trop noble fief pour tomber en quenouille (um der Spindel zuzufallen). Michelet meint (Histoire de France, I. c. III, p. 251): „Diese unveränderliche Übertragung der Krone bloß in der männlichen Linie gab der Politik unserer Könige mehr Folgerichtigkeit, sie war ein Gegengewicht gegen den Leichtsinns unseres so gern vergesslichen Volkes.“

geschlossen zu haben, sandten ihm die Bevollmächtigten Botschafter nach: „Wenn Ihr ohne den Frieden nach Hause kommt, werden uns keine Köpfe bleiben, die wir unter die Kapuzen stecken können.“ Der Graf kehrte um und huldigte, sein Enkel ward mit einer Tochter des Königs vermählt.

Im Innern wurden einige weise und nützliche Maßregeln getroffen, die aber eine Bewegung im Volk wieder vereitelte. Philipp der Schöne und Ludwig der Bänker hatten so häufig den Zehnten zu einem Kreuzzug erhoben, daß der Gedanke an eine Fahrt ins Heilige Land immer fortlebte, und 1320 begann eine Bewegung, ähnlich der der Hirten oder Pastoureaux;¹⁾ die Bauern brachen in Masse nach dem Süden auf, um sich nach dem Heiligen Land einzuschiffen. Bald wurden Räubereien von den Banden ausgeübt und zuletzt mußten sie mit Wassergewalt gesprengt werden; insbesondere auf die Juden hatten es die Bauern abgesehen, nur ihre Kinder verschonten sie, die aber getauft werden sollten. Die Bewegung zeigt das ganze Elend des Landes. Philipp der Schöne hatte alles arm gemacht. Der Adel drückte jetzt die Bauern, diese waren noch nicht so kühn, wie zur Zeit der Jacquerie, sie wagten nicht, ihre Herren anzugreifen, sie wollten bloß aus dem Lande wegziehen — wohin? — nach Palästina!

Raum war diese Bewegung niedergeschlagen, so begann eine Verfolgung der Aussätzigen im Jahre 1321; in ganz Aquitanien, hieß es, hätten die Juden die Brunnen vergiftet, um andere Leute auch aussäßig zu machen, wie sie selber. Der Aussatz war aus dem Morgenlande eingeschleppt und eine weitverbreitete Krankheit; vor allen Städten gab es besondere Häuser und Räume mit Behagen umschlossen, Ladrerien oder Lazarerien genannt, von Lazarus oder abgekürzt von Ladre, dem Patron der Kranken, daher kommt auch der Name Lazareth. Jeder solche Kranke mußte, wenn er ausgieng, mit einer Klapper einen Lärm machen, um Leute, die des gleichen Weges kamen, aus seiner Nähe zu scheuchen, so sehr fürchtete man die Ansteckung. Eine Menge dieser Armen wurde unerbittlich hingerichtet; selbst die Regierung ließ sich hinreißen, dieselben allen Gerichten zur Verfügung zu stellen, während ein Urtheil über einen Aussätzigen sonst ein königlicher Fall war. Dann verbreitete sich der Glaube, die Juden hätten beschlossen, die ganze christliche Menschheit aussäßig zu machen, und eine neue gräßliche Judenverfolgung begann 1321.²⁾ Keine Maßregel wollte jedoch der Regierung aus der Geldnoth helfen; „der König zahlt keine Schulden, gibt keine Almosen, errichtet keine Bauten, unternimmt keine Feldzüge, und doch ist kein Geld da“, jagt ein Zeitgenosse. Als Philipp, achtundzwanzig Jahre alt, 1322 einem Fieber erlag, hieß es, die Verwünschungen des Volkes hätten ihn getödtet.

Auch Philipp hinterließ keine Söhne; sein Bruder, Karl IV., folgte ihm. Er heißt der Schöne, und glich, was sein Äußeres anlangt, dem Vater am meisten, auch im Geiste. Vermehrung des königlichen Einkommens auf Kosten der allgemeinen Wohlfahrt, Münzfälschung, unbedingtes Durchgreifen besonders den Großen gegenüber bezeichnen seine Regierung. Gerade an den

Pastoureaux.

Les lépreux.

Lazarareth.

Judenverfolgung.

Karl IV., le bel. 1322 bis 1328.

1) Vergl. Bd. V, S. 654 f. dieses Werkes. 4. u. 5. Aufl.

2) Suadente diabolo per ministerium Judaeorum, ut christiani omnes morerentur vel uniformiter leprosi efficerentur. Contin. Guil. de Nang. ad an. 1321.

Großen muß man ein Beispiel statuieren, war sein Wahlspruch. Karls Regierung war sehr kurz, er starb schon 1. Februar 1328, ohne Söhne zu hinterlassen, obgleich er dreimal vermählt war. Mit ihm endete die Hauptlinie der Capetinger, die Frankreich vierzehn Könige gegeben hatte, und gieng der Thron an die Seitenlinie der Valois über.

Eingriffe so leichter Art in die Rechte der Kirche und des Reiches waren nicht möglich, wenn in Deutschland ein kräftiger König waltete. Von selbst fragen wir demnach, wer folgte Rudolf von Habsburg auf dem deutschen Thron?

Adolf von Nassau und Albrecht I.

Raum war König Rudolf todt, so erhob sich Unfriede in allen Landen, wie ein Zeitgenosse sagt, und war es, als wenn nie Ordnung geschaffen worden wäre. Erwerbsüchtige, wie der Graf von Savoyen, besetzten Reichsgebiet, andere frevelten gegen die Reichsgewalt, wieder andere griffen die Besitzungen des Hauses an, das so schnell zu Glanz und Ansehen sich erhoben, und vor dessen steigender Übermacht sie Sorge hatten.

Zustände
nach
Rudolfs
Tod.

Aus dieser Zeit stammt auch die älteste Urkunde von einem Bund der Leute des Thales Uri, der Gemeinde des Thales Schwyz und Unterwalden. In Anbetracht der schwierigen Zeit versprechen sie am 1. August 1291 einander beizustehen mit Rath und That innerhalb der Thäler und außerhalb, und geloben sich gegenseitige Hilfe und setzen einmüthig fest, keinen Richter in den Thälern zu empfangen, der das Amt mit Geld kaufe und der nicht ihr Landsmann sei. Es ist in dieser Urkunde von einem alten Bund gesprochen, über den jedoch keine Urkunde mehr vorliegt.¹⁾

Bund
der Ur-
cantone.

Lange kam es zu keiner Königswahl. Von einer unbedingten Wahl konnte nach altem Recht jetzt keine Rede sein,²⁾ denn der verstorbene König hatte ja einen Sohn und man war früher an eine Neuwahl erst gegangen, wenn ein Geschlecht ganz ausgestorben war. Allein das lange Zwischenreich hatte auch alte Rechtsgrundsätze geschwächt.

Böhm er bemerkt³⁾ mit Recht: „Allerdings war man in den großen Jahrhunderten unserer Geschichte nach dem Tode eines Königs immer bei einem Hause geblieben, und das erst von der Gesamtheit der Freien nach den verschiedenen Volksstämmen, dann von der Gesamtheit der Fürsten ausgeübte Wahlrecht war nur nach dem Aussterben eines Königsgeschlechtes ein willkürliches, sonst eher nur ein Anerkennen des berechtigten Erben. Aber verhängnisvoll waren die drei ersten Königswahlen nach Friedrichs II. Absetzung auf solche gefallen, welche kein Geschlecht begründeten. Heinrich Raspe starb kinderlos, Wilhelm hinter-

Königs-
wahl.

¹⁾ Ropp, Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde, S. 32. — Ropp, Geschichte der eidgenössischen Bünde, II, 1, S. 327, Anm. 4; III, S. 5.

²⁾ Michael, Geschichte des deutschen Volkes seit dem 13. Jahrhundert, I, S. 268.

³⁾ Böhm er, Regesta imp., p. 156—157. — Johannes Victoriensis, Chronicon Carinthiae, III, in Böhm er, Fontes, I, p. 331.

ließ nur ein unbrauchbares Wiegenkind, Richard hatte gleichsam schon selbst auf die Regierung verzichtet. So war nach seinem Tode bereits zum viertenmal aus Nothwendigkeit gewählt worden. Wie die alten Traditionen der Reichskanzleien mit den Staufern untergegangen waren, so schien jetzt die letzte Übung, wenn auch jenen geradezu entgegengesetzt, herkömmliches Recht. Der Satz konnte aufgestellt werden: „Non justum esse, ut filius immediate patri succedat in hoc regno.“ Von dem Rechte des willkürlichen Wählens war dann freilich zu dem des Absetzens nur ein Schritt.“

Albrecht
von
Öster-
reich.

Der zum Thron zunächst Berechtigte war freilich Albrecht, der älteste Sohn König Rudolfs, geboren um 1248, damals Herzog von Österreich und Steier, ein Mann von hohen Fähigkeiten, tapfer, ein Feldherr, scharfsinnig, weitblickend, wie ein Zeitgenosse sagt, standhaft in Treue gegen Gott und Menschen, klug und hochherzig, ehrbar und sittenrein; zugleich ein mächtiger Mann. Albrecht ist die bestverleumdete Gestalt in der deutschen Geschichte.¹⁾ Ein finsterner, blutgieriger, ländersüchtiger Tyrann — so wird er geschildert; ein gerader, der Verstellung unfähiger, scharfblickender, offen auf sein Ziel zuschreitender, die Schäden Deutschlands wohl kennender und zu heilen berufener, kraftvoller Herrscher — so erscheint er nach dem ruhigen Urtheil der Geschichte. Der Zeitgenosse Ottokar von Horned sagt von ihm: „Vier Tugenden zeichneten ihn aus: Keuschheit, Nachsicht, Veröhnlichkeit und Zucht. An Muth, Leib und Gut hat so verwegen nie gelebt ein Degen. Sein Herz hat in Ehren gegläntzt wie ein glühend Eisen, sein Charakter war fest wie Diamant, dabei übte er solche Selbstbeherrschung, daß er nie etwas drohend oder im Übermuth gethan; er konnte halten und lassen und verschweigen bis zur Stunde.“²⁾ Als Herzog von Österreich und Steier hatte Albrecht mehrere Kämpfe bestanden.

Aufstand
in
Öster-
reich.

Manche Adelige hatten sich während der Wirren des Interregnums auf Kosten des landesfürstlichen Besitzes bereichert. Albrecht forderte diese Güter zurück, doch vielfach mußte er seine Ansprüche mit Gewalt durchsetzen. So wurden dem Konrad von Summerau im Jahre 1284 drei Burgen entrißen. Zugleich war Albrecht bestrebt, den Landfrieden gegen räuberische Adelige aufrechtzuhalten.³⁾ Bald darauf kam es zu Reibungen zwischen dem neuen Herzog und den Wienern, und letztere schritten zu offener Empörung, angeblich wegen Verletzung ihrer Privilegien.⁴⁾ Friedrich II. hatte Wien zur freien Reichsstadt ernannt, Rudolf hatte 1278 die Stadt als reichsunmittelbar anerkannt. Nach der Belehnung Albrechts mit Österreich hörte aber Wien auf, eine freie Reichsstadt zu sein. Als die Unzufriedenen erklärten, schon der Schuhmacher wären so viele in Wien, daß sie mit ihren Leisten den Burggraben aus-

¹⁾ Böhmcr, Regesta imp., p. 197. — Hagen, Die Politik der Kaiser Rudolf von Habsburg und Albrecht I. (1857), und Deutsche Geschichte, I, S. 48 ff. (Fortsetzung von Duller). — Müsse, Albrecht I. 1866. — Huber, I. c. II, p. 8–14.

²⁾ Ottokar von Horned, Cap. 244, 550, 621, 680, 687.

³⁾ Huber, I. c. II, p. 10 f.

⁴⁾ Weiß, Geschichte der Stadt Wien, I, S. 148 ff., 2. Aufl. Wien 1882.

füllen könnten, verließ Albrecht die Hofburg, zog auf den Rahlenberg, sammelte ein Heer, schloß Wien ein, und bald zwang Mangel an Lebensmitteln die Stadt, sich im Jahre 1288 zu unterwerfen. Albrecht ließ sich von den Wienern sämtliche Privilegien ausliefern und zerschnitt die, welche ihm nicht genehm waren, gewann aber in kurzem durch Ernst, wie durch Milde und Gerechtigkeit, die Wiener derart, daß sie später, als es galt, den deutschen Thron zu erkämpfen, erklärten, sie würden mit ihm gehen und reiten, wohin er nur wolle.

Dann hatte Albrecht einen Streit mit Rudolf von Hohenegg, seit 1284 bis 1290 Erzbischof von Salzburg, wegen einiger Stiftsgüter im Ennsthale, deren Besitz als Stiftslehen der Herzog nach dem Rechte des Herkommens beanspruchte, der Erzbischof aber verweigerte. Der Tod des Erzbischofs (1290) unterbrach diesen Streit, in welchem der Herzog die erzbischöfliche Stadt Friesach hatte niederbrennen lassen. Unterdessen mußte Albrecht auch dem räuberischen Treiben Johanns von Güssing (Swan von Güns) entgegenreten, den er in offener Feldschlacht bezwang und dem er im Jahre 1289 Ödenburg, Altenburg, Pinkafeld und Güns wegnahm. Ferner gerieth Albrecht in Streit mit Ungarn, da ihn nach dem Tode Ladislaus des Rumänen 1290

Ungarn.

Rudolf mit dem Königreich belehnte. Allein der einzige noch lebende Arpade, Andreas der Venetianer, trat gegen ihn auf. Beatriz von Este, die Witwe Andreas' II., war vor Bela IV. nach Italien geflohen und war dort eines Sohnes genesen, der Stephan Posthumus genannt wurde, und nach vielfachen Wanderungen von Ravenna, dessen Podestà er eine Zeit lang war, nach Venedig floh und dort sich mit Tomasina, der Tochter des reichen und edlen Morosini, vermählte. Der Sohn dieser Ehe war Andreas, welcher am Hofe Ladislaus' IV. lebte und nach dessen Tod von den Ungarn am 23. Juli 1290 zum Könige gekrönt wurde und sich mit Benna, der Tochter des Herzogs von Kujabien, vermählte. Papst Nikolaus IV. sprach Ungarn jedoch als Lehen der römischen Kirche an, um es Karl Martell zu verleihen;¹⁾ dieser war ein Sohn der Maria, der Tochter Stephans V., welche an Karl II. oder den Bahmen von Neapel vermählt worden war. Albrecht begann Krieg, um Weihnachten 1290, war aber im siegreichen Vorschreiten durch die Strenge der Jahreszeit gehindert; 1291 dagegen drangen 80.000 Mann Ungarn bis vor Wien, das sie sechs Wochen belagerten. Am 28. August 1291 schloß Andreas Frieden mit Albrecht, durch die Umtriebe der neapolitanischen Partei in Ungarn bedrängt. Albrecht, der durch den Tod seines Vaters Rudolf (15. Juli) die beste Stütze verloren hatte, gab alle von Ungarn abgerissenen Gebiete zurück, Andreas dagegen gewährte allen Anhängern Albrechts in Ungarn Amnestie.²⁾

Andreas
der Venetianer.Andreas
II.Friede
mit
Ungarn.

Als der Herzog sich 1291 nach Graz begab und von den Steirern Unterstützung forderte, verlangten diese voraus Bestätigung der Handfeste ihrer Freiheit. Bei dem öfteren Wechsel der Regierung in den Herzogthümern waren nämlich viele Herrschaftsrechte verloren gegangen; Albrecht wollte sie wieder an sich ziehen, und sein Kanzler, der gewandte Abt Heinrich von Admont, wußte die Wünsche seines Herrn zu erfüllen. Darum große Unzufriedenheit bei dem Adel des Landes, welche in dem Umstande, daß Albrecht die Landeshandfeste noch nicht beschworen hatte, einen Anhaltspunkt fand. „Als wir Euch im vorigen Jahre gegen die Ungarn zuzogen,“ sagten die Edlen, „hießeet Ihr uns

Steier-
mark.Heinrich
von
Admont.

¹⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1290, n. 41—43.

²⁾ Ottofar von Horneß, Cap. 383—389, 395—401.

Stammtafel des Hauses Habsburg von Rudolf I. bis Ferdinand I.
(Erste Periode von 1282—1521.)

Adolf I.,

1. Gem.: Gertrud, Gräfin von Hohenberg-Heigerloch, † 1281; 2. Gem.: Agnes von Burqund (Starb kinderlos)

Ulrich I., geb. 1288, erzog v. Österreich 1282 röm. k. 1298, ermordet 1306, em.: Elisabeth, Tochter Mein- hards von Görz-Tirol	Hartmann, geb. um 1289, † 1281.	Rudolf II., † 1290, em.: Albrecht, Erzherzog & öfter	Johann Barribida, † 1313.
--	---------------------------------------	--	---------------------------

Rudolf III.,
geb. 1285, König von
Böhmen 1306, † 1307.

Nudolf III.,
geb. 1285, König von
Böhmen 1306, † 1307.
Friedrich I. (der Schöne), geb. 1286,
römischer König 1314, † 1330, Gem.:
Isabella von Ungarn, † 1330.
Friedrich II., † 1322.

Rudolf IV., geb. 1. November 1839,
+ 27. Juli 1865, Gem.: Katharina, Tochter
Königs Karl IV., verm. 1857, + 1895, ohne
Nachkommenchaft.

Ulbrecht v. (als Kaiser II.), geb 10. August 1397, König von Ungarn 1437, von Böhmen 1438, gekrönter römischer König 1438, † 27. October 1439

Ladislav Boshumus, geb. 1440, in Ungarn geboren 1440, in Böhmen 1440, österreichische Linie, und das erledigte österreichische Erbe fällt der

Wilhelm I. (der Ehrgeizige),
geb. 1370, † 11. Juni 1406,
verm. mit Johanna, Tochter
Marts d. Kleinen v. Strlien,
† 1385.

reich, Maria Theresia, geb. 1751, † 1790.
Mit Sigismund erlöst sie Selen-
linie Herrschin Theresia, und das
erlebte Erbe fällt an Maria Theresia
(an I. Theresia).

Magazin L. geb. 22. März 1459, getrauter römischer Fürst, † 1486, erwählte päpstlicher Ratler 1508, † 12. Jänner 1510.
1 Gem.: Maria, Erbtochter Karl des Kühnen von Burgund, † 1482, 2. Gem.: Bianca Maria, Tochter des Galeazzo Sforza, Fürst von Mailand, † 1511, Erbvereinigung
aller damaligen österreichischen Länder zum Gesamtstaat durch Maximilian I., Erbprinzen der Kaiser (seiner Gem.: 1489) und jener seines Vaters Sigismund zum Titel (1490).

Philippp I. (der Schöne), geb. 23. Juni 1478, wird König von Ungarn 1504, + 25. September 1506, Gem.: Johanna, Erbtochter Ferdinands des Katholischen von Aragonien und Sisebello von Castilien

Karl V. (in Spanien I.), geb. 24. Februar 1500, römischer Kaiser: 28. Juni 1519, abdicirt 1556, + 21. September 1558. (Er erbt Burgund von seinem Vater, Gattin von seiner Mutter, Argentan von seinem Großvater, wird Kaiser der spanischen österreichischen Linie, welche 1700 erlischt, und tritt 1521 den österreichischen Anteil an seinen Bruder Ferdinand I. ab.)

Ferdinand I., geb. 10. März 1508, Herr von Österreich durch die Ehe mit seinem Bruder seit 28. April 1521, König von Böhmen 24. Februar 1527, von Ungarn 3. Nov. 1527, römischer Kaiser 5. Jänner 1531, Kaiser 1531, Kaiser 7. September 1536, † 26. Juli 1564. Vorn.: Anna, Erbtochter Kaiser Maximilian von Ungarn und Böhmen. Ferdinand ist Stifter der deutsch-österreichischen Linie des Hauses Habsburg.

Adolf I.,

1. Gem.: Gertrud, Gräfin von Hohenberg-Heigerloch, † 1281; 2. Gem.: Agnes von Burqund (Starb kinderlos)

Ulrich I., geb. 1288, erzog v. Österreich 1282 röm. k. 1298, ermordet 1306, Gem.: Elisabeth, Tochter Mein- hards von Görz-Tirol	Hartmann, geb. um 1289, † 1281.	Rudolf II., † 1290, Gem.: Agnes, Stiefsohn des österr. Königs	Johann Barciba, † 1313.
---	---------------------------------------	--	-------------------------

Rudolf III.,
geb. 1285, König von
Böhmen 1306, † 1307.

Nudolf III.,
geb. 1285, König von
Böhmen 1306, † 1307.
Friedrich I. (der Schöne), geb. 1286,
römischer König 1314, † 1330, Gem.:
Isabella von Ungarn, † 1330.
Friedrich II., † 1322.

Rudolf IV., geb. 1. November 1839,
+ 27. Juli 1865, Gem.: Katharina, Tochter
Königs Karl IV., verm. 1857, + 1895, ohne
Nachkommenchaft.

Ulbrecht v. (als Kaiser II.), geb 10. August 1397, König von Ungarn 1437, von Böhmen 1438, gekrönter römischer König 1438, † 27. October 1439

Ladislav Boshumus, geb. 1440, in Ungarn geboren 1440, in Böhmen 1440, in Österreichische Linie, und das erledigte österreichische Erbe fällt der

Wilhelm I. (der Ehrgeizige),
geb. 1370, † 11. Juni 1406,
verm. mit Johanna, Tochter
Marts d. Kleinen v. Strlien,
† 1385.

reich, Maria Theresia, geb. 1751, † 1790.
Mit Sigismund erlöst sie Selen-
linie Herrschin Theresia, und das
erlebte Erbe fällt an Maria Theresia
(an I. Theresia).

Magazin L. geb. 22. März 1459, getrauter römischer Fürst, † 1486, erwählte päpstlicher Ratler 1508, † 12. Jänner 1510.
1 Gem.: Maria, Erbtochter Karl des Kühnen von Burgund, † 1482, 2. Gem.: Bianca Maria, Tochter des Galeazzo Sforza, Fürst von Mailand, † 1511, Erbvereinigung
aller damaligen österreichischen Länder zum Gesamtstaat durch Maximilian I., Erbprinzen der Kaiser (seiner Gem.: 1489) und jener seines Vaters Sigismund zum Titel (1490).

Philippp I. (der Schöne), geb. 23. Juni 1478, wird König von Ungarn 1504, + 25. September 1506, Gem.: Johanna, Erbtochter Ferdinands des Katholischen von Aragonien und Sisebello von Castilien

Karl V. (in Spanien I.), geb. 24. Februar 1500, römischer Kaiser: 28. Juni 1519, abdicirt 1556, + 21. September 1558. (Er erbt Burgund von seinem Vater, Gattin von seiner Mutter, Argentan von seinem Großvater, wird Kaiser der spanischen österreichischen Linie, welche 1700 erlischt, und tritt 1521 den österreichischen Anteil an seinen Bruder Ferdinand I. ab.)

Ferdinand I., geb. 10. März 1508, Herr von Österreich durch die Ehe mit seinem Bruder seit 28. April 1521, König von Böhmen 24. Februar 1527, von Ungarn 3. Nov. 1527, römischer Kaiser 5. Jänner 1531, Kaiser 1531, Kaiser 7. September 1536, † 26. Juli 1564. Vorn.: Anna, Erbtochter Kaiser Maximilian von Ungarn und Böhmen. Ferdinand ist Stifter der deutsch-österreichischen Linie des Hauses Habsburg.

selbst, etwas Zeitliches von Euch zu verlangen. Wir forderten nichts; denn Ihr waret zu jener Zeit in der Noth und es galt vorerst, Euch zu helfen. Nun aber seid Ihr unter uns und nun bitten wir: gebt uns nur, was unser Recht.“ Als Albrecht entgegnete, er habe die Lande so gehalten, wie König Rudolf sie aus des Böhmen Gewalt gebracht, sagte Friedrich von Stubenberg: „Hätte der Böhme hier nicht so viel Unrecht gethan, er könnte noch Herr der Lande sein, und wir hätten nicht Klage geführt beim römischen Reich.“ — Albrecht erwiderte: „Also hat man mir mit voller Wahrheit gesagt, ihr würdet mit euren Anschlägen gegen mich nur meines Vaters Tod abwarten.“ — „Unseren Entschluß“, antwortete der Bischof von Sedau, „habe ich bereits erklärt; so lange Ihr säumet, Eurer Pflicht gegen uns genügend zu leisten, wird keiner Eurer Befehle befolgt, kein Kriegszug für Euch unternommen werden.“ — Damit war also der Krieg erklärt. Erzbischof Konrad von Salzburg (1290—1312) und Herzog Otto von Nieder-Bayern, dem man die Herrschaft über Steiermark versprochen haben soll, traten 1292 den Steirern bei. Bayern und Salzburger rückten ins Herzogthum ein, Admont ward genommen und geplündert, dann Bruck belagert. Albrecht schien wie entmuthigt in Wien still zu liegen, aber es schien nur so. Über den verschneiten Semmering — 600 Bauern bahnten ihm mit Schaufeln den Weg durch den Schnee — kam er schnell und unvermuthet vor Bruck. Eiligst zogen sich die Bayern zurück, bei Judenburg wurden sie noch erreicht und geschlagen. Unter Jubel zog Albrecht in Bruck ein; bei Kraubath wurden die Steirer und Salzburger unter Stubenberg geschlagen, der Anführer gefangen. Man rieth jetzt Albrecht, Rache zu nehmen, mit den Verschworenen aufzuräumen; dieser aber entgegnete, dann hätte er ja keinen Adel mehr. Jetzt, wo die Steirer um Versöhnung nachsuchten und ihr trotziger Sinn gebrochen war, bestätigte Albrecht am 21. März 1292 ihre Privilegien. Der verhasste Landeshauptmann, Abt Heinrich von Admont, wurde seines Dienstes enthoben.¹⁾ Hartneid von Staden ward Landeshauptmann.

Eben war der Aufstand der Steiermark niedergeschlagen, als Boten aus dem Reiche im Namen einzelner Kurfürsten eintrafen und Albrecht aufforderten, zum Empfange der Reichskrone an den Rhein zu ziehen.²⁾ Als bald brach Albrecht auf und gelangte bis Hagenau, als ihn die enttäuschende Nachricht traf: Graf Adolf von Nassau sei einstimmig zum deutschen Könige gewählt worden. Die Wahlverhandlung ist nicht ganz klar; so viel ist gewiß, daß sich sämtliche Wähler, geistliche wie weltliche, ihre Stimme durch außerordentliche Zugeständnisse und riesige Geldsummen abkaufen ließen, und daß der Böhmenkönig Wenzel II. eine Hauptschuld an der Nichterwählung Albrechts trug. Wenzel war ein körperlich schwacher, gutmüthiger, aber äußerst empfindlicher Mann, Albrecht eine Kraftnatur, gerade, stolz und herrisch; von Natur mußten sich diese Gegensätze

¹⁾ Die Beweisstellen bei Muchar, l. c. VI, p. 71—89. — Fuchs, Abt Heinrich von Admont. Graz 1869. — Wichner, Geschichte des Benedictinerstiftes Admont, vom Jahre 1178 bis 1297, S. 159—161. — Huber, l. c. II, p. 41—43.

²⁾ Dronsen, Albrechts I. Bemühungen um die Nachfolge im Reich, S. 5—10. Leipzig 1862.

Aufstand
in
Steier-
mark.

Die
Hand-
festen
bestätigt.

Ein-
ladung
nach
Deutsch-
land.

Wahl-
verhand-
lung.

abstoßen, und bei einer Zusammenkunft soll Wenzel besonders beleidigt worden sein, als Albrecht nicht zuerst den Hut abzog. Otto der Lange von Brandenburg hatte Wenzel gelobt, sich in der Wahl nach ihm zu richten, und beide trafen dann mit Sachsen ein Übereinkommen. Am Wahltag selber, es war der 5. Mai 1292, entschuldigte ein Bote Wenzels Nichterscheinen und übertrug dessen Stimme dem Kurfürsten Gerhard von Mainz, der, wie oben bemerkt, an und für sich ein Gegner der Habsburger war; dieser schlug dann den Grafen Adolf von Nassau vor; Köln, welches Adolf schuldete, trat bei, Trier auch. Der Pfalzgraf Ludwig, der am ehrlichsten für Albrecht aufgetreten war, gab endlich seinen Widerstand auf, und so wurde Adolf einstimmig gewählt.

Der neue König war geboren um 1255¹⁾ und Herr von Idstein und Weilburg, gut gebildet, der lateinischen und französischen Sprache mächtig, muthig und kühn, und leistete Kriegsdienste für andere, wie Rudolf vor seiner Königswahl. In dem Kriege zwischen dem Herzog von Brabant und den Bürgern von Köln auf der einen, und dem Grafen von Geldern und dem Erzbischof auf der andern Seite, wurde Adolf, nachdem er in der Schlacht bei Worringen, am 5. Juni 1288, Wunder der Tapferkeit vollbracht, gefangen vor den Herzog von Brabant geführt, der ihn mit den Worten anredete: „Ausgezeichneter Ritter, der du mir heute so furchtbar wurdest, wer bist du?“ — „Ich bin der Graf von Nassau, Herr eines kleinen Gebietes; aber wer seid Ihr?“ — „Ich bin der Herzog von Brabant, den du im Getümmel der Schlacht beständig verfolgt hast.“ — „Ich wundere mich, daß Ihr meinem Schwert entgangen seid, nachdem ich heute fünf Herzoge²⁾ getödtet habe“, entgegnete Adolf. Also ein gebildeter, muthiger Mann, in der Kraft seiner Jahre gewählt, ein tüchtiger König, wenn er auch an Scharfblick Rudolf nicht erreichte, nur fehlte ihm die Hausmacht. Und Böhmer sagt in dieser Beziehung mit Recht: „Darum war er auch zum Burgmann in Taub, nicht aber zum Nachfolger Karls des Großen berufen; hier zeigte es sich, was die sieben ausschließlichen Kurfürsten zu bedeuten hatten. Solange noch alle Fürsten an der Königswahl Antheil hatten, wählten sie einen Großen; denn die vielen wollten einen Herrn und Schirmer; ihren Gehorsam widmeten sie lieber einem Mächtigen als einem ihresgleichen. Umgekehrt zogen nun diese wenigen Fürsten einen Schwachen vor, weil sie ihm gar nicht zu gehorchen gedachten, sondern nur ihr Spiel mit ihm haben wollten. Deutschland hat es den Friedliebenden nicht zu danken, daß sie damals nachgaben, die Waffenentscheidung wurde darum doch nur um sechs Jahre verschoben. Um diese litt das Vaterland Verlust am Leben eines fähigen

Adolf
von
Nassau.

Unheil
der
neuen
Wahl-
ordnung.

¹⁾ Böhmer, Regesta imp., p. 157. — Roth, Geschichte des römischen Königs Adolf I. von Nassau, S. 35, Wiesbaden 1879, nimmt 1244 als Geburtsjahr an

²⁾ Das heißt fünf Gegner, die Adolf wegen ihrer Waffentracht für den Herzog hielt.

Königs; um diese war, als derselbe endlich durchdrang, die Verwilderung gewachsen.“¹⁾)

Albrecht huldigt Adolf.
Albrecht huldigt Adolf.
Schmerzlich enttäuscht zog sich Albrecht aus der Nähe Frankfurts nach dem Elsaß zurück. Man fürchtete einen Bürgerkrieg, eifrige und lange Unterhandlungen wurden gepflogen. Indes zog Albrecht durch seine Stammlande und löste den hier gebildeten Bund seiner Gegner durch kluge Maßregeln wie durch Kriegskunst auf. Endlich, im December, fand eine Zusammenkunft Albrechts mit Adolf in Hagenau statt: Albrecht huldigte und lieferte die auf Kyburg verwahrten Reichsinsignien an den König aus und zog sich hierauf nach Österreich zurück.²⁾)

Adolf schlug, nachdem er am 24. Juni 1292 gekrönt war, anfangs eine Politik ein, wie Rudolf von Habsburg: durch Anlehn an die geistliche Macht suchte er Stärke und durch Aufrechterhaltung des Landfriedens die Liebe der Nation zu gewinnen. Letzteres war nicht so leicht, man nannte Adolf den Pfaffenkönig. Die Masse von Zöllen und Rechten, die er seinen Wählern, namentlich den geistlichen, verschrieb, konnte nur sein Ansehen mindern. Adolf suchte die weltlichen Kurfürsten ebenfalls an sich zu knüpfen: dem Pfalzgrafen Rudolf, Sohn des im Februar 1294 verstorbenen Ludwig, vermählte er seine Tochter, mit Agnes, einer Tochter Wenzels, verlobte er seinen Sohn Ruprecht; allein er hatte nicht so viele Söhne und Töchter wie Rudolf. Doch war im Anfang zwischen ihm und seinen Wählern einträchtige Haltung: Adolf war ihnen nicht furchtbar, er zog rheinauf, rheinab, bestätigte alte, verlieh neue Rechte, wo Widerstand sich fand, schlug er ihn nieder; so 1293 in Kolmar, wo Walther Rösselmann, der von Rudolf schon abgesetzte Schultheiß, sich nach dessen Tod der Stadt gewaltsam bemächtigte und nach Hinwegräumung der ihm im Wege stehenden angesehensten Bürger eine Art Tyrannis errichtete.³⁾) Die Stadt ward bezwungen, der Schultheiß gefangen genommen. Kaum suchte aber Adolf sich von den Kurfürsten unabhängig zu machen und auf eigenen Füßen zu stehen, so verfeindete er sich mit ihnen, und gerade die, welche seine Erhebung am meisten befördert, wandten sich an den, der ihn allein stürzen konnte, an Albrecht. Der wankelmüthige Wenzel II. söhnte sich überdies wieder mit Albrecht aus, und der frühe, 1296 erfolgte Tod seiner mit Adolfs Sohn verlobten Tochter löste das Band, das den deutschen König mit dem Haus der Přemysliden verknüpfte hatte.

Wenzel II.
Wenzel war übrigens trotz seiner Unruhe kein glücklicher König; die ersten Jahre seiner Regierung waren allerdings stürmisch und die eigene Mutter nicht ohne Schuld daran. Nicht eingedenk der Größe ihres Gemahls und der Schläge des Schicksals, hatte sie sich gerade in dessen Todfeind, den tapferen Ritter und

¹⁾ Böhmer, Regesta imp., p. 157.

²⁾ Ibid. p. 158. — Ropp, Geschichte der eidgenössischen Bünde, III, S. 28—35, 50.

³⁾ Ropp, l. c. III, 1, p. 57 ff.

liederreichen Sänger, Zavisch von Rosenberg, verliebt, bald darauf sich mit ihm vermählt. Als die Mutter zum Sohne nach Prag zurückkehrte, kam bald die ganze Regierung in die Hand des Zavisch, der übrigens mit Umsicht und Thatskraft die Zügel führte. Allein seiner Feinde waren viele, das ganze Land parteite sich. König Rudolf lebte damals noch und vermittelte den Frieden. Als Kunigunde 1285 starb, ließ der junge schwankende König den Feinden des Zavisch sein Ohr. Rudolf selber gab seine Tochter Gutta an Wenzel nur unter dem Beding, daß Zavisch vom Hofe entfernt werde. Der Boden schwankte unter den Füßen des festen Mannes; er suchte Halt durch eine Verbindung mit dem ungarischen Hofe und vermählte sich mit einer Schwester Ladislaus des Rumänen. Doch hielt dies seinen Sturz nicht auf. Als Zavisch gewisse Kronschätze nur gegen ein Gebiet in Mähren herausgeben wollte, ward er bei einem Besuche auf dem Prager Schlosse im Jahre 1288 verhaftet. Unterhalb Jahre saß er auf dem Prager Brückenthurm in Haft, mit Liedern sich tröstend, die bald von Mund zu Mund flogen.¹⁾ Als Zavisch noch immer den Befehl zur Öffnung seiner Burgen nicht geben wollte, ward er gefangen vor dieselben geführt und seinen Mannen mit seiner augenblicklichen Hinrichtung gedroht, wenn sie die Festungen nicht überlieferten. Mehrere ergaben sich; der Befehlshaber von Hluboka, der eigene Bruder des Zavisch, glaubte nicht an den Ernst der Drohung, und so ward Zavisch vor der Burg enthauptet, am 24. August 1290. — Soviel Mühe kostete es, daß Wenzel wieder Herr im eigenen Lande wurde.²⁾

Zavisch
von
Rosen-
berg.

Bald dehnte Böhmen seine Herrschaft nach dem Osten aus. Polen war seit Boleslaw Schiefmaul getheilt und schwach. Da bekannten sich im Januar 1289 Kasimir von Beuthen und im Jahre 1291 auch Kasimirs Brüder Mesko von Teschen und Boleslaw von Oppeln als Vasallen der böhmischen Krone; 1291 wurde Wenzel als Herzog von Krafau und im Jahre 1292 als solcher von Sandomir anerkannt.³⁾ Das hob natürlich sein Selbstgefühl, und darum schien er Albrecht eine Unhöflichkeit nicht vergessen zu können. Doch Gutta erwirkte eine Aussöhnung zwischen ihrem Gemahl und Bruder. Albrecht demüthigte sich vor Wenzel, kam, damit die Versöhnung aller Welt offenkundig werde, im Jahre 1293 zum Besuch des Böhmenkönigs nach Prag und erhielt darauf um Weihnachten dieses Jahres in Wien den Gegenbesuch Wenzels.⁴⁾

Polen.

Indes trat Adolf mit seinen weitreichenden Plänen allmählich hervor. Nur großer Besitz konnte ihm Macht geben, nur durch einen Krieg konnte er zu diesem gelangen, nur Siege konnten ihm ein Heer schaffen, willig, seine Gegner niederzuschlagen.

Adolfs
Friege.

Der Anlaß zur ersten Erwerbung ergab sich also. In Thüringen waltete damals Albrecht der Unartige, früher vermählt mit Margareta, einer Tochter Friedrichs II. In den Banden einer Buhlerin, Kunigunde

Thürin-
gen.

¹⁾ Palacky, Geschichte Böhmens, II, S. 314—327.

²⁾ Ibid. II, 1, p. 329—331.

³⁾ Huber, l. c. II, p. 37 f.

⁴⁾ Palacky, l. c. II, 1, p. 332—342.

von Eisenberg, mißshandelte Albrecht seine Gattin und suchte zuletzt ihrer dadurch los zu werden, daß er einem Diener befahl, sich als Teufel zu verkleiden und sie in der Nacht zu erdrosseln. Der Teufel hatte aber diesmal ein gutes Herz, gestand der Kaisertochter seinen Auftrag und trieb sie zur schleunigen Flucht. Im Schmerz, sich von ihren kleinen Söhnen, Friedrich, Heinrich und Diezmann (Dietrich) trennen zu müssen, biß Margareta beim Abschiede den ersten so heftig, daß ihm eine Narbe blieb: es ist Friedrich mit der gebissenen Wange. Hilflos gelangte Margareta nach Frankfurt, wo sie schon 1270 ihren Leiden erlag. In Feindschaft mit dem Vater wuchsen die Söhne heran, zumal dieser dem Sohn der Kunigunde, namens Albrecht, gewöhnlich Apiz genannt, seine Besitzungen zuzuwenden trachtete. Nun starb 1291 Friedrich Tuta, Albrechts Bruderssohn, als Markgraf von Meißen, von der Ostmark und von Landsberg. Adolf nahm Meißen mit der Ostmark und dem Pleißener Land, als dem Reiche anheimgefallen, in Anspruch, Friedrich und Diezmann aber hatten sich schon vor schnell der Mark Meißen und des Osterlands bemächtigt. Dreimal wegen dieses Verfahrens vorgeladen, erschienen sie dreimal nicht und wurden nun für erb- und rechtslos erklärt. Mit dem Könige verband sich jetzt gegen seine Söhne der Landgraf von Thüringen in Nürnberg. Weil geächtet, waren Friedrich und sein Bruder von der Erbfolge auch im Reichslehen ausgeschlossen. Ebenjowenig konnte aber nach den Reichsgesetzen der illegitime Apiz in Thüringen nachfolgen. Unter diesen Umständen einigte sich der Landgraf mit König Adolf im Jahre 1293 oder 1294 dahin, daß er die Nüchtung seiner Söhne anerkannte, deren Enterbung bezüglich Thüringens bekräftigte und gegen die Summe von 12.000 Mark Silber gelobte, daß nach seinem Tode die Landgrafschaft an das Reich als erledigtes Reichslehen zurückfallen solle.¹⁾

Da die Söhne des Landgrafen gegen all die Verfügungen protestierten, mußte das Schwert entscheiden. Im September 1294 begann der Reichskrieg. Adolfs Söldlinge hausten raubend und brennend im Land; Friedrich und Diezmann leisteten entschlossenen Widerstand, dreimal mußte der König ins Land ziehen; erst mit der Einnahme von Freiberg im Erzgebirge — die sechzig ersten von der Besatzung ließ Adolf als Reichsfeinde enthaupten — war der Krieg wegen Meißen zu Ende, und die beiden Brüder waren jetzt ehr- und heimatlos. So kam Meißen im Jahre 1296 in den Besitz Adolfs.²⁾

Bald ergab sich ein Anlaß zu einem Reichskrieg in größerem Maßstab. Pfalzgraf Otto von Burgund verlobte im Jahre 1295 seine Tochter dem Sohne Philipps des Schönen und versprach, wie seine Tochter in des Königs Haus, so alle seine Besitzungen in des Königs Gewalt zu geben; sollte der Pfalzgraf noch Kinder bekommen, so versprach Philipp für sie zu sorgen, Anspruch auf Burgund aber sollten sie nicht haben.³⁾

Das war ein arger Eingriff in die Rechte des deutschen Reiches. Auf einem Reichstag zu Frankfurt im Juni 1296 wurde Otto von Burgund

¹⁾ Roth, I. c. p. 201—203. — Ropp, I. c. III, 1, p. 80—88.

²⁾ Ropp, I. c. III, 1, p. 89—98.

³⁾ Ibid. p. 151 f.

angeklagt, daß er alle Lehen, die er vom König und Reiche getragen, ohne dessen Zustimmung entfremdet habe. Infolgedessen wurde er aller seiner Lehen und Güter, der beweglichen und unbeweglichen, für verlustig erklärt und der König aufgefodert, diese Lehen sich und dem Reiche zuzuwenden. Damit war der Reichskrieg beschlossen, zumal da Philipp in Hennegau und Verdun sich schon Übergriffe erlaubte.¹⁾

Wie gelegen kam dies König Eduard I. von England! Er war ja auch im Krieg mit Philipp, und seinem Streben, einen großen Bund gegen Frankreich zustande zu bringen, konnte niemand förderlicher sein als der deutsche König. Schon im Jahre 1294 hatte Eduard mit Adolf einen Bund geschlossen: gegen die Summe von 100.000 Mark erhielt er von Adolf das Versprechen der Hilfe. Schon 1295 sollte vom Oberrhein aus ein Seitenangriff auf Frankreich gemacht werden. Papst Bonifaz VIII. suchte, wie oben schon gezeigt wurde, einen Frieden zustande zu bringen, und so stockten die Feindseligkeiten. Adolf hatte aber wenigstens die nöthigen Machtmittel zum Kampfe um Meissen und Thüringen. 1297 sollte es aber zu ernstern Kampfe gegen Frankreich kommen, nachdem auch Guido von Flandern, durch Philipp aufs äußerste getrieben, dem Bunde sich angeschlossen hatte. Der Landvogt des Elsses, Theobald Graf von Pfirt, sollte vom Elsass aus einen Angriff auf Frankreich machen, Adolf selber vom Niederrhein ausbrechen und sich mit den Flandernern und König Eduard verbinden. Allein die Franzosen siegten durch ihre Schnelligkeit, die Flanderner waren schon geschlagen, Lille schon erobert, als König Eduard I. am 29. August in Sluys landete. Adolf war noch nicht zur Stelle, und so mußte Eduard am 9. October einen Waffenstillstand schließen.²⁾

Die Engländer warfen dem deutschen Könige Treulosigkeit vor, die Deutschen, daß er ein Söldling in englischen Diensten geworden sei. Desungeachtet hatte Adolf manches erreicht: er hatte mit dem englischen Geld ein Heer gesammelt, er hatte Meissen erobert; der Abhängigkeit müde, trat er nun kühner auf, behandelte die Kurfürsten geringschätzig, begünstigte dagegen das Bürgerthum, wofür die Städte ihm treue Anhänglichkeit bezeigten. Adolf sprach vom Einziehen entzogener Reichsgüter; mit Albrecht schon längst wieder zerfallen, nahm er sich der Aufständischen in Österreich an, begünstigte er die Ansprüche des Erzbischofs von Salzburg; wahrscheinlich wäre bald die Frage aufgeworfen worden, ob Albrecht zwei Herzogthümer vom Reich zugleich besitzen dürfe, und wäre es zu einem neuen Kriegszug eines deutschen Königs an die Donau gekommen. Zum Glück für Albrecht fühlten auch die deutschen Fürsten sich bedroht und sie sahen in ihm den einzigen Mann, der sie vor Adolf retten könne, und so forderten sie ihn auf, an den Rhein zu kommen, und versprachen sie ihm, Adolf abzusetzen und ihn zum Könige zu wählen.³⁾

Reichs-
krieg
gegen
Frank-
reich.

Bund
mit
England.

Adolfs
Pläne.

Die Kurfürsten
gegen
Adolf.

¹⁾ Ropp, l. c. III, 1, p. 153—155.

²⁾ Böhmer, Regesta imp., p. 188. — Ropp, l. c. III, 1, p. 159 ff., 196 bis 200. — Pirenne, Geschichte der Niederlande, I, S. 448 f. Gotha 1899.

³⁾ Böhmer, Regesta imp., p. 158.

Albrechts
Balten.
in Öster-
reich.

Nachdem er Adolf in Hagenau als König anerkannt — und der Streit mit Salzburg und die Feindschaft mit Böhmen, mit Ungarn, die Unruhen in der Steiermark mußten ihn von einem Kampf um die Krone abhalten — zog damals Albrecht zuerst anfangs 1293 nach der Steiermark, um das Land vollständig zu beruhigen. Mit Salzburg war er noch im Streit, weil er in der Gosau eine Salziederei errichtet, wodurch der Erzbischof in seiner ausschließlichen Salzzeugung sich benachtheiligt sah. Einmal, im Jahre 1293, ward ein Friede in Linz mit Salzburg vermittelt, und benützte Albrecht die Ruhe, um Österreichs Hilfsquellen zu heben und sich Freunde zu machen. Er versöhnte sich bekanntlich in dieser Zeit mit Wenzel von Böhmen, trat in intime Beziehungen zu Philipp dem Schönen 1295, und mit Brandenburg wurde Freundschaft gemacht, so daß Hermann von Brandenburg, Sohn Ottos des Langen, im Herbst 1295 sich in Graz den Ritterschlag und Albrechts älteste Tochter Anna als Gemahlin holte. Auch mit Ungarn wurde eine Familienverbindung eingeleitet. König Andreas III. führte im Jahre 1296 die zweite Tochter Albrechts, Agnes, heim.¹⁾ In diese Reihe freudiger Ereignisse mischte sich aber bitteres Leid und blutiger Kampf. Im Jahre 1295 verlor Albrecht ein Auge. Eine plötzliche Erkrankung, 11. November 1295, ließ nämlich an Vergiftung denken; im Glauben, man könne das Gift aus dem Magen nach dem Kopf drängen, ließen die Ärzte den Herzog an den Füßen aufhängen, bis das Blut aus Nase und Mund, Augen und Ohren drang. Albrechts Gesundheit war so stark, daß sie dieser Heilart nicht erlag, allein der Stern des einen Auges blieb fortan erloschen und das Antlitz farblos. Dies gab Albrechts Wesen etwas Finsternes.²⁾ Im Land aber verbreitete sich die Nachricht, Albrecht sei todt, und die Landherren, welche aus Dienstmannen Freie werden und unmittelbar unter das Reich zurückkehren wollten, erhoben sich gegen den Herzog. Der übliche Vorgang bei solchen Empörungen ist: man fordert den Abgang der fremden Beamten, wenn diese treue Stützen der Regierung sind, und ihrer Vertreibung folgt dann die der Dynastie selber. So sandte auch der Adel Österreichs 1295 vier Boten an Albrecht nach Wien, welche die Entfernung der „Schwaben“ aus seinem Rath und aus dem Lande forderten. Albrecht war anfangs nicht abgeneigt, dem Drang der Umstände nachzugeben, nur wollte er den Marschall Landenberg und die drei Brüder Wallsee behalten. Die Boten aber antworteten: „Lieber hundert andere als diese vier.“ Da erklärte Albrecht: „Nicht den schlechtesten Küchenjungen werde ich mir abtrogen lassen, ich bin Herr in meinem Lande!“ Und nun begann der Krieg. Der Adel hatte auf Hilfe von Böhmen, vom Grafen Johann von Güssing, auf Beistand der Wiener gerechnet, allein nirgends her kam Hilfe, und die Wiener bezeugten noch besonders dem Herzog ihre Treue. Der Herzog rückte mit seiner Mannschaft aus, und in kurzer Zeit suchten die meisten seine fürstliche Gnade wieder; die widerstanden, wurden bezwungen; das Haupt der Aufrührerischen aber, Konrad von Sommerau, war schon zu König Adolf geflohen, um ihn gegen Albrecht aufzureizen.³⁾

Erkrankung.

Aufstand
des öster-
reichischen
Adels.

¹⁾ Ropp, l. c. III, 1, p. 217—223. — Hüber, l. c. II, p. 48.

²⁾ Ropp, l. c. III, p. 224 f. — Ottokar von Horned, l. c. cap. 643—646.

³⁾ Ropp, l. c. III, p. 226 f. — Ottokar von Horned, l. c. cap. 632. — Luschin, Die Entstehungszeit des österreichischen Landrechts. — Frieß, Herzog Albrecht und die Dienstherren von Österreich. Festschrift zur 600 jährigen Gedenkfeier. — Dubif, l. c. VII, p. 187 f. — Kurz, Österreich unter Ottokar und Albrecht I., Bd. II, S. 214 ff. — Droysen, l. c. p. 38—40.

Zeigte dieses schon feindselige Gesinnungen des Königs gegen Albrecht an, so noch deutlicher die Ermuthigung, die Adolf in eben diesem Jahre 1295 dem Erzbischof Konrad von Salzburg gab, die Feindseligkeiten gegen Österreich wieder zu beginnen, und die Erlaubnis für den Erzbischof, eine neue Festung gegen Österreich anzulegen. Albrecht hatte nämlich im letzten Frieden das Salzrieden auf ein Jahr einzustellen versprochen, aber nach Verlauf desselben den Brunnen wieder geöffnet. Salzburger fielen nun auf die Nachricht vom Tode des Herzogs ins Land, zerstörten die Salzquelle und den Ort Traunau. Adolf bevollmächtigte den Erzbischof ferner, Leibnitz mit Mauern und Thürmen zu befestigen. Albrecht belagerte 1296 Radstadt. Adolf drohte: der von Österreich solle dem Salzburger genuthun oder er selber werde auf seinen Schaden sinnen. Albrecht antwortete: er verdiene des Königs Zorn nicht, er verlange nur sein Recht. Adolf erneuerte seine Drohung, und Albrecht entschloß sich zum Waffenstillstand und zu Unterhandlungen um Frieden mit Salzburg, der am 24. September 1297 dahin abgeschlossen wurde, daß der Herzog gegen 3000 Mark Silber auf die Salzriederei sowie auf Radstadt verzichtete.¹⁾ Höhere Rücksichten verlangten diesen Friedensschluß; denn der Kampf um die deutsche Königskrone stand in sicherer Aussicht. Durch den Erzbischof, der bisher im Vertrauen Adolfs stand, erfuhr nämlich jetzt Albrecht, daß Adolf an eine Heerfahrt gegen Österreich denke. Es galt also zuvorkommen.²⁾

Streit mit Salzburg.

Friede 1297.

Damals, am 2. Juni 1297, empfing nämlich König Wenzel aus der Hand des Erzbischofs von Mainz die Krönung; die Festlichkeiten waren über alles Maß glänzend; aus den Schilderungen der Zeitgenossen ersehen wir, wie reich Böhmens Hilfsmittel damals schon waren, da es sich so schnell von den schweren Schlägen seit Ottokars Fall erholt hatte.³⁾ Vier Tage lang bewirtete der König nicht bloß die Anzahl Fremder, sondern auch die große Masse in Prag. Außerordentliche Schätze wurden zur Schau gestellt. Dieses Festgepränge verdeckte aber geheime Unterhandlungen, welche die Fürsten zur Absehung Adolfs pflogen. Gerade Gerhard von Mainz, welcher früher Adolf auf den Thron gebracht hatte, war jetzt der eifrigste, einen Bund zu seinem Sturze zu bilden. Die Beschwerden, die man gegen Adolf vorbrachte, waren: die Unruhen in den Thüringer Landen, die hilflose Lage Burgunds, der Empfang englischen Geldes, die Unthätigkeit gegen Frankreich, die Feindschaft gegen Kärnten und Albrecht. Auf einem Fürstentag zu Eger sollte die Sache weiter besprochen werden; diese Versammlung fand nun nicht statt, auch eine angesagte in Raden ward nicht von allen Wahlfürsten besucht; denn der Erzbischof von Mainz ward vom Könige aufgehalten, dem Kunde von den geheimen Verhandlungen zugekommen war. Dagegen kamen 1298

Congress in Prag

Vorwürfe gegen Adolf.

¹⁾ Kopp, l. c. III, p. 228—233. — Huber, l. c. II, p. 51—54. — Lorenz, l. c. II, p. 601—603. — Kurz, l. c. II, p. 220 ff.

²⁾ Böhmer, Regesta imp., p. 158—159; Fontes, I, p. 335. — Schliephake, Geschichte von Nassau, II und III.

³⁾ Palacky, l. c. II, 1, p. 342—346.

Congress
in Wien.

im Februar in Wien die Fürsten zur Feier der Verlobung des Kronprinzen Wenzel von Böhmen mit Elisabeth, der einzigen Tochter des Königs Andreas von Ungarn, zusammen. Auch hier sollte der Glanz des Festes nur die Verhandlungen verbergen, die über die Art, wie Adolf abgesetzt und Albrecht an seine Stelle gebracht werden sollte, gepflogen wurden.¹⁾

Albrecht
zieht
gegen
Adolf.

Rechtfertigung
des
Zuges.

Der Erzbischof von Mainz schrieb einen Tag auf den 1. Mai 1298 nach Frankfurt aus, an welchem die Streitpunkte zwischen Adolf und Albrecht erörtert werden sollten. Albrecht verließ angeblich deshalb Wien mit einer auserlesenen Mannschaft; über Linz, Salzburg gieng der Marsch nach Augsburg. Adolf eilte nach Ulm. Albrecht vermied jedoch eine Schlacht, er wollte nicht angreifen, sondern nur sich vertheidigen. Im Rechtfertigungsschreiben seines Benehmens an Papst Bonifaz VIII. sagte Albrecht später, Adolf habe durch hinterlistige Nachstellungen die Getreuen seines Reiches zu verlocken und zur Empörung aufzuweageln begonnen; da sei er vom Erzbischof von Mainz aufgefordert worden, in Frankfurt vor König und Fürsten seine Schuldlosigkeit darzuthun an dem Unwillen, welchen der König gegen ihn gefaßt, und, um zu entsprechen, sei er mit geringer Mannschaft bis in seine Lande im Elsaß gekommen, wo er ein größeres Volk an sich zog, willens, weiterzurücken. Der König aber habe ihm den Weg nach Frankfurt verlegt, um den Beweis seiner Schuldlosigkeit nicht zuzulassen, und der Erzbischof von Mainz habe ihn zuhülfe gerufen. Die Wahlfürsten hätten ihn dann angegangen, sich zum Könige wählen zu lassen, sobald Adolf wegen gewisser Vergehen und Mängel entsetzt sei; er aber habe in die Wahl nicht eingewilligt und sei, entschlossen jedes Treffen zu vermeiden, vom verfolgenden Könige angegriffen worden, und in gerechter Vertheidigung habe ihm Gott den Sieg gegeben.²⁾ — So dieses wichtige Actenstück an den Papst, welcher den geheimen Zusammenhang doch auch kennen mußte und vor dem Albrecht, da er seine Gunst gewinnen wollte, keine Lüge vorbringen durfte. Adolf zog sich zurück, Albrecht aber nach Waldshut, und wollte nach Straßburg, welches den Habsburgern sehr anhänglich war. Adolf wollte ihm bei Breisach den Weg dahin verlegen. Als Albrecht auf einmal in Freiburg stand, nahm Adolf Stellung bei Renzingen.³⁾ Die Elz trennte die Heere einige Tage lang, ohne daß es zu einer Schlacht kam. Adolf ließ fragen, ob Albrechts Heerfahrt König und Reich gelte; Albrecht erklärte, ihn hätten die Fürsten in des Reiches Noth zu sich geladen, er habe das Reich durch seinen Zug nicht beschwert und werde auch ferner so thun, bis er zu den Fürsten komme; verlangen die Kurherren, daß er gegen Nassau ziehe zum Schaden Adolfs, so werde er es lieber thun, als daß Adolf, wie er gedroht, nach Oesterreich komme. Während eines Waffenstillstandes zog Albrecht nach Rheinau, um von da nach Straßburg zu gelangen; dadurch gewann er auch die kürzere Linie nach Frankfurt.

Vor-
labung
Adolfs.

Jetzt begannen aber auch die Kurfürsten zu handeln. Der Erzbischof von Mainz lud den König vor die Fürsten auf den 15. Juni

¹⁾ Palackh, l. c. II, 1, p. 346—347. — Lorenz, Deutsche Geschichte, II, S. 623—629.

²⁾ Ropp, l. c. III, 2, p. 409 ff.

³⁾ Der Noth an Lebensmitteln half ein Graf Wageneck aus dem Elsaß ab. Diese Familie wanderte unter Ludwig XIV. aus und ließ sich im Breisgau nieder. Chron. Colmar., bei Böhmcr, Fontes, II, p. 36.

nach Mainz, um über die Wohlfahrt des Reiches, über die Herstellung des Friedens zu berathen.¹⁾ Bisher hatte der König die Fürsten vor das Reich gerufen, jetzt die Fürsten den König. Auch Albrecht von Osterreich wurde vorgerufen, um Antwort zu geben über das, was Adolf gegen ihn habe; damit hatte Albrecht einen Vorwand, sich um jeden Preis zu den Kurfürsten durchzuschlagen. Adolf hätte nun entweder zu einem Gegentag die Fürsten nach Frankfurt berufen oder die Versammlung in Mainz sprengen oder sich auf den heranziehenden Albrecht werfen und ihn zur Niederlegung der Waffen zwingen sollen. Statt dessen verschleuderte er mit planlosem Hin- und Herziehen seine Zeit; er zog von Breisach wieder hinauf und von da über den Rhein, dann belagerte er Rufach, das er nicht einzunehmen vermochte, und zog vor Ensisheim, das ihm ebenfalls glücklich widerstand. Auf die Nachricht, daß Albrecht in Straßburg sich verstärkte und gegen Mainz aufbräche, kehrte Adolf bei Breisach über den Rhein zurück, erreichte in einem Tag Offenburg, am nächsten Steinbach und gieng dann bei Speier auf das linke Rheinufer.²⁾

Adolfs Fehler.

Indes hatten die Kurfürsten, der von Pfalz und der von Trier ausgenommen, in Anbetracht, daß Adolf ihren Mahnungen wegen Herstellung des Friedens, Abstellung der Gebrechen hartnäckig widerstand, daß unter seiner Walthung die Kirchen beraubt, die Geistlichkeit mißhandelt, der Landfrieden, Deutschlands geistliche und weltliche Fürsten an ihrer Ehre geschädigt worden seien, Adolf des Königthums für unwürdig erklärt und alle des Eides gegen ihn entbunden und am nächsten Tag einmüthig Herzog Albrecht von Osterreich zum Könige erwählt, 22. Juni 1298.³⁾

Adolfs Absehung.

Rachedürstend brach Adolf auf. Die Reichsstädte hielten zu ihm, und so war er an Macht seinem Gegner weit überlegen. Albrecht zog sich deshalb vor der Übermacht zurück, und Adolf, fürchtend, er möchte nach Schwaben einbrechen wollen, entließ das Fußvolk und verfolgte ihn mit der Reiterei. So traf er ihn bei Göllheim am Hasenbühl und ordnete sogleich die Schlacht am 2. Juli 1298. Der ganze Kampf war nur ein Reitergefecht, der König und der Gegenkönig trugen gleiche Wappentkleider von gelbem Tuch mit schwarzen Adlern und gleiche Sturmflaggen, ein weißes Kreuz im rothen Feld; jeder König führte die mittlere seiner drei Abtheilungen. Es war ein heißer Tag, so daß viele unter ihren Panzern erstickten. Die Steirer und Kärntner wurden zuerst angegriffen; angewiesen, sogleich die Rosse niederzustecken, dann erst die Reiter niederzumachen oder zu fangen, brachten sie den Gegnern große Verluste bei. Als Adolf sein Vordertreffen geschlagen sah, sprengte er an der Spitze des zweiten Treffens in den Kampf, stürzte aber mit dem Pferd und blieb einige Zeit besinnungslos. — Bis er wieder zu sich kam, war das Gefecht allgemein geworden. Adolf bestieg ein anderes Ross und stürzte sich, unbehelmten Hauptes, von neuem in den Kampf und ward von zwei Raugrafen, die sich vorgenommen hatten, den König zu erschlagen, wenn sie auch sterben sollten, getödtet. Damit war der Tag entschieden,

Schlacht bei Göllheim.

¹⁾ Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, II, S. 228. — Ropp, Eidgenössische Bünde, III, 1, S. 256 ff.

²⁾ Ropp, l. c. III, 1, p. 258—264.

³⁾ Ibid. p. 264—267. — Böhmer, Regesta imp., p. 191.

der nur 100 Menschen, dagegen bei 3000 Pferden das Leben gekostet haben soll; 700 Ritter wurden gefangen.¹⁾ Albrecht blieb mehrere Tage auf dem Schlachtfelde, aber der Krieg hatte ein Ende. —

König Albrecht I.

Der Sieger bewies sich versöhnlich, gab viele Gefangene frei und empfing bald darauf den Pfalzgrafen Rudolf, der auf Adolfs Seite gefochten, freundlich. Doch wollte Albrecht nicht als siegreicher Parteihauptling regieren, sondern durch die einstimmige Wahl der hiezu Berufenen. Darum stand er drei Tage vom Reiche ab und wurde dann einstimmig mit Beobachtung aller Formen am 27. Juli 1298 in Frankfurt gewählt. Sechs Kurfürsten waren anwesend, der Böhme sandte seinen Willebrief.²⁾

In der Meldung an den Papst lobten die Kurfürsten Albrecht als einen Mann, edel und mächtig, von königlichem Stamm entsprossen, in den lobwürdigen Fußstapfen väterlicher Treflichkeit wandelnd, durch jegliche Tugend der Sitten und des Umganges vielfach empfohlen, mächtig und gewaltig, die Kräfte des Reiches zu schirmen, zu vertheidigen und zu mehren.³⁾ Die Krönung in Aachen am 24. August mußte um Mitternacht vorgenommen werden, so unermesslich war das Gedränge. Dann durchzog der König die einzelnen Gaue des Reiches, hielt, von vielen Fürsten und Herren umgeben, Hofstage, beschenkte Kirchen, Klöster, wendete Städten und Bürgern seine Aufmerksamkeit zu. Besonders glänzend war der Reichstag zu Nürnberg, November 1298, wo auch die Königin Elisabeth gekrönt wurde. Sämmtliche Kurfürsten waren anwesend, die Festlichkeiten großartig, nach der Krönung der Königin verrichteten die Kurfürsten, Brandenburg als Kämmerer, Sachsen als Marschall, der Pfalzgraf als Truchseß, ihr Amt persönlich, der Böhme credenzte als des Reiches Schenk, die Krone auf dem Haupt, dem Könige den Becher. Auf dem gleichen Reichstag, 21. November, wurden die Herzogthümer Österreich und Steiermark, sowie die Herrschaften Krain, Mark und Portenau, mit allen Ehren, Rechten und Freiheiten, wie er sie selbst als Herzog besaßen, den Söhnen Rudolf, Friedrich und Leopold und den übrigen Söhnen unter Überreichung der Fahnen zu Lehen gegeben, ihnen die Fürstenrechte dieser Lande ertheilt und sie in die Zahl der Reichsfürsten aufgenommen, wofür sie den Eid der Treue und Huldigung leisteten. Desgleichen wurden die drei Brüder Otto, Ludwig und Heinrich, Söhne Meinhards, den Rudolf zum Herzog erhoben, gemeinsam mit Äärnten belehnt und mit der Verwaltung von Friaul und Istrien, „dem Blüthen-garten des Reiches“, betraut.⁴⁾

¹⁾ Chron. Colmar., bei Böhmer, Fontes, II, p. 36. — Ottokar von Horneck, l. c. cap. 681—684. — Geissel, Die Schlacht am Hagenbüchel. Speier 1853. — Schmid, Der Kampf um das Reich zwischen Adolf von Nassau und Albrecht von Österreich. Tübingen 1858. — Dronsen, Albrechts I. Bemühungen um die Nachfolge im Reiche. Leipzig 1862. — Kopp, l. c. III, a. p. 236 ff. — Lorenz, l. c. II, p. 606 ff.

²⁾ Pertz, Leges, II, p. 467. — Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, II, S. 215. — Kurz, Österreich unter den Königen Ottokar und Albrecht, II, S. 232—236. — Kopp, l. c. III, 2, p. 6.

³⁾ Böhmer, Regesta imp., p. 193—205.

⁴⁾ Kopp, l. c. III, 2, p. 11—18.

Also im Anfang inniges Einverständniß mit den Kurfürsten, denen Albrecht auch große Zugeständnisse hatte machen müssen; so wurde der Böhme Reichshauptmann für Meissen, das Osterland und das Pleißener Land. Doch währte diese Eintracht nicht lange, Albrecht war eine zu selbständige Natur, um sich lange von den Kurfürsten am Gängelband leiten zu lassen; er war ein zu scharfsinniger, kühner und gewandter Staatsmann, um nicht die Schäden des Reiches zu durchschauen: er wollte und konnte die Königsmacht heben, die Nation einigen und die Theilherrschaft brechen. Die Kurfürsten sollten bald einsehen, wie sehr sie sich in Albrecht verrechnet hatten, und als er seinen Plan, das Königthum in seinem Haus erblich zu machen, damit die erste Würde nicht nach dem Tode jedes Besitzers zum Vortheile der Kurfürsten verschachert werde, offenbarte, so traten sie mit allen Mitteln entgegen und suchten ihn zu stürzen, wie seinen Vorgänger Adolf.

Bruch
mit den
Fürsten.

Des Königs Pläne und der Kurfürsten Widerstand zeigten sich zum erstenmal bei der Zusammenkunft Albrechts mit Philipp dem Schönen in Toul im December 1299. Die Verhältnisse zu Frankreich waren nämlich noch unsicher und die Frage wegen Burgund noch nicht gelöst.¹⁾ Da gab es für Albrecht nur zwei Wege: entweder im Bund mit Eduard von England Frankreich zu bekämpfen, wobei er aber des Beistandes der Kurfürsten nicht gewiß war; oder mit Philipp sich zu verständigen, wozu ihn der Umstand trieb, daß Bonifaz VIII. ihn nicht als König anerkennen wollte. „Wenn ich den Mord des Königs nicht räche, so räche ihn Gott an mir“, soll der Papst bei der Nachricht vom Tode Adolfs ausgerufen haben. Noch als Herzog hatte Albrecht Philipp IV. ein Verwandtschaftsbündniß angeboten, als König erneuerte er jetzt den Antrag: er ward gern angenommen und eine Zusammenkunft beider Könige Ende 1299 in Toul veranstaltet.²⁾ Beide Nationen wetteiferten in Pracht. Philipp hauste in Vaucouleurs, Albrecht in Toul; in einem Thal zwischen beiden war die Grenze des Reiches. Die alten Marksteine zwischen beiden Reichen wurden aufgesucht und neu bezeichnet, die burgundische Frage einem Schiedsgericht übergeben, zwischen dem erstgeborenen Sohne Albrechts, Rudolf, und Blanca, der Schwester Philipps, ein Ehebündniß verabredet. Nun forderte Philipp, daß, sobald Albrecht die Kaiserkrone erlangt, Rudolf zum römischen Könige erwählt und ihm mit dem Willen der Fürsten das Reich *à re lat* übergeben werde. Dem widersprachen die drei geistlichen Kurfürsten, besonders Gerhard von Mainz: er werde nie zugeben, daß man das römische Reich bei Lebzeiten des Oberhauptes auf dessen Erben übertrage. Trotzig verließen sie den König, der Erzbischof von Mainz soll sogar, an seine Jagdtasche klopfend, gesagt haben, er habe noch mehrere Könige

Albrecht
und
Philipp
IV.
in Toul.

Zusammenkunft
in Toul.

¹⁾ Böhmer, Regesta imp., p. 216—217. — Ropp, Geschichte der eidgenössischen Bünde, III, 2, S. 43—47.

²⁾ Böhmer, Regesta imp., p. 216—217.

in seinem Sack; ¹⁾ sie klagten nachträglich, Albrecht habe die eigentlichen Reichsangelegenheiten hinterlistigerweise auf spätere Tage verschoben. Albrecht dagegen löste die Pfänder ihrer Zehrung nicht, während sonst alle übrigen Herren auf seine Kosten lebten.

Fortan waren die rheinischen Kurfürsten des Königs Feinde, sie trachteten ihn zu stürzen und Rudolf von der Pfalz an seine Stelle zu setzen; auch der Böhmenkönig Wenzel hielt insgeheim zu ihnen. Doch fanden sie in Albrecht einen ganz andern Gegner, als in Adolf von Nassau.

Holland.

Ehe der Streit zum offenen Ausbruch kam, hatte Albrecht für das Reich einen Zug nach Holland zu unternehmen.

Der
Hennegauer.

Johann Graf von Holland, der Enkel des römischen Königs Wilhelm, war 1299 in großer Jugend unerwartet gestorben, ohne Leibeserben zu hinterlassen. Sein Land fiel als eröffnetes Lehen dem Reiche heim, allein ein Schwestersohn König Wilhelms, Johann von Hennegau, sprach ein Erbrecht an das Land an und war als Vormund in dessen Besitz. Eine Reichsversammlung in Mainz erkannte im Juli 1300, daß Holland dem Reiche ledig geworden sei, und sprach die Macht über den Grafen Johann aus. Zwar bestand in Holland weibliche Lehensfolge, allein nicht im Reiche, und die Angelegenheit wurde nach dem Lehensrecht des Reiches entschieden. Der Hennegauer erbot sich, eine Geldsumme zur Sühne zu zahlen, verlangte aber dann die Belehnung mit Holland, Seeland und Friesland; Albrecht dagegen bestand auf unbedingter Unterwerfung. Der König brach im Sommer 1300 gegen Rhymwegen auf, fand aber eine so starke Macht sich gegenüber, daß an eine Durchführung des Reichstagsbeschlusses nicht zu denken war. Die Kurfürsten hatten ihn schlecht unterstützt, Albrecht mußte sich schleunig zurückziehen. ²⁾

Streit
mit den
Kurfürsten.

In der Überzeugung, daß er den Rhein, dessen Straßen zu Wasser und zu Land durch eine Unzahl von Zöllen geschlossen waren, öffnen müsse, um des Reiches Rechte an demselben zu wahren, stellte der König jetzt an die rheinischen Kurfürsten das Ansinnen, die neuen, dem freien Verkehr so lästigen und unberechtigten Zölle aufzugeben; — sie weigerten sich dessen nicht bloß, sondern schlossen am 14. October 1300 mit dem Pfalzgrafen einen Bund gegen Albrecht, denn er habe seinen Herrn, den König Adolf, getödtet und könne darum nicht König sein; — und doch hatten dieselben Kurfürsten Adolf als unwürdig abgesetzt und Albrecht an den Thron berufen! ³⁾

Unverweilt trat Albrecht ihrem Unterfangen entgegen: er wandte sich an die Städte: die Erzbischöfe von Köln, Trier, Mainz hätten die aus alter Zeit bestandenen Geleite, Zölle und Abgaben bedeutend erhöht und erheben diese und andere neuaufgesetzte von allen. Der König, entschlossen, den Tücken

¹⁾ Multos in capsella reges contineri, Joh. Victor., in Böhmer, Fontes, I, p. 341. — Bussion, Die Idee des deutschen Erbreichs. Sitzungsbericht der Wiener Akademie, S. 88, 698 ff.

²⁾ Ropp, l. c. III, 1, p. 54—68. — Pirenne, l. c. I, p. 452. — Böhmer, Regesta imp., p. 222.

³⁾ Ropp, l. c. III, 1, p. 68—71.

und Blinderungen dieser Fürsten entgegenzutreten, erklärte alle diese Bälle — mit Ausnahme derer, die der siegreiche Kaiser Friedrich II. angeordnet — für abgeschafft und gab den Städten, 7. Mai 1301, Vollmacht, diejenigen, welche solche Bälle einfordern, auf Leib und Blut anzugreifen.¹⁾ Das zündete: die Städte am Rhein, sogar die Residenzen der Bischöfe erhoben sich. Zugleich klagten Fürsten und Bürger beim Papst, daß bei der Wahl eines Königs die geistlichen Fürsten dem Neuerkorenen solche Zugeständnisse abverlangen, daß ihm die Führung seines Reichsamtes erschwert, wo nicht unmöglich gemacht werde.²⁾ Das Städtewesen, welchem Albrecht immer zugeneigt war, bekam auf einmal einen neuen Schwung. Ein anderes gleich gefährliches Mittel war, daß Albrecht den Vasallen der Fürsten Reichsfreiheit verhiess, wenn sie sich ihm zuwendeten.

Der Rhein frei.

Die Städte.

Im Mai 1301 begann der Krieg. Steirer, Österreicher, Salzburger vereinten sich in der Pfalz mit den fränkischen und schwäbischen Hilfsvölkern; Burgen und Städte wurden gebrochen, bald blieb dem Pfalzgrafen Rudolf nichts anderes übrig, als die Gnade des Königs anzuflehen. Er mußte die Bundesbriefe ausliefern, einige Städte als Unterpfänder der Treue übergeben und sein Kriegsvolk zum Heere des Königs stellen. Dann gieng es gegen den Mainzer, welcher über Albrecht und seine Helfer vergebens den Kirchenbann ausgesprochen; er konnte sich auf seine Mannen nicht verlassen, nicht das freie Feld behaupten und mußte sich auf die Vertheidigung seiner Festungen beschränken. Aber eine fiel nach der andern, zuletzt auch das tapfer vertheidigte Bingen. Am 21. März 1302 mußte der Erzbischof von Mainz unter gleichen Bedingungen wie der Pfalzgraf sich mit dem Könige vertragen, von den Bällen abstehen und geloben, dem Könige zu helfen wider jedermann, der ihn oder das Reich angreife. Immer gewaltiger wuchs das Reichsheer an, der Feldzug 1302 endigte mit der Unterwerfung des Erzbischofs von Köln am 24. October und damit war auch der Widerstand des Kurfürsten von Trier gebrochen. Freudig schreibt 1302 ein Zeitgenosse: „Der Rhein ist offen, frei können die Schiffe auf- und abfahren.“³⁾

Albrecht siegt.

Rückficht auf den Papst verhinderte Albrecht, seine Gegner noch tiefer zu demüthigen oder ihre Macht vollständig zu zertrümmern; denn damals näherte sich ihm Bonifaz VIII., und schon am 30. April 1303 war die Ausföhnung mit dem römischen Stuhl beendet. Albrecht erneuerte den Eid Rudolfs⁴⁾ und anerkannte, daß der apostolische Stuhl das römische Kaiserthum von den Griechen auf die Deutschen in der Person des erhabenen Karl übertragen habe und daß das Recht, einen römischen König und künftigen Kaiser zu erwählen, gewissen geistlichen und weltlichen Fürsten von demselben Stuhl verliehen worden sei, von welchem die Könige und Kaiser zur Be-

Albrecht und Bonifaz VIII.

Eid.

1) Pertz, Leges, II, p. 464. — Lacomblet, Urkundenbuch, III, S. 5.

2) Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, II, S. 290, 294 ff.

3) Ropp, Geschichte der eidgenössischen Bünde, III, 1, S. 85—112. — Rhenus apertus est, et naves ascendere vel descendere libere poterunt. Annal. Colm. 1302.

4) Vergl. S. 20 dieses Bandes.

strafung der Übelthäter und zum Lobe der Guten die Gewalt des zeitlichen Schwertes empfangen; er versprach, ein Schirmvogt und Vertheidiger der Kirche zu sein, und gelobte, in den nächsten fünf Jahren ohne Zustimmung des Papstes keinen Statthalter in Lombardien oder Tusciern zu setzen und nach den fünf Jahren nur einen, der dem römischen Stuhle ergeben und unverdächtig sei.¹⁾

Die Katastrophe, die über Bonifaz und das Papstthum kam, machte allerdings die innige Verbindung, in die Albrecht mit dem Heiligen Stuhle trat, bald wirkungslos. Aber ein Wendepunkt in der Politik war doch damit gegeben, Albrecht brach mit Frankreich, und dies knüpfte eine Verbindung gegen ihn mit Böhmen an; beide versprachen, Albrecht als gemeinschaftlichen Feind zu betrachten und außer der eigenen Macht noch für 100.000 Mark deutsche Krieger gegen ihn zu werben. —

Böhmen. Polen. Ungarn.

Polen. Wenzel II. war damals sehr mächtig, 1300 sogar König von Polen geworden.

Theilung
Polens. Polen war seit Boleslaw III. Krummauls Tod in steter Theilung und Unruhe. Das ganze Land hieß nicht mehr Polen; denn dieses war nur ein besonderes Herzogthum, sondern Lechien. Die Großen machten sich diese Theilungen zunutze, um sich zu bereichern und der öffentlichen Lasten zu entledigen, und ein großer Theil der Bauern kam aus der unmittelbaren Gewalt des Fürsten unter die des Adels. Nach Boleslaws III. Tode folgten nach dem herkömmlichen Senioratsrechte seine älteren Söhne Wladislaw II. (1139—1146), Boleslaw IV. „Kraushaar“ (1146—1173) und Miecyslaw III. (1173 bis 1177). Als aber letzterer aus Schwäche oder tyrannischem Gelüste dem willkürlichen und gewaltthätigen Treiben seiner Beamten trotz mancher Vorstellungen nicht Einhalt that, erhoben sich die angesehensten Männer zu dessen Vertreibung und zur Erhebung Kasimirs II. des Gerechten, des jüngsten Sohnes Boleslaws III. Kasimir willigte erst nach langem Drängen ein, behauptete sich gegen Miecyslaw III. und wurde in einem Schreiben vom 28. März 1180 von Papst Alexander III. und später (1184) auch von Kaiser Friedrich I. in seiner Stellung anerkannt. Damit ward aber das Senioratsrecht durchbrochen und die Linie Kasimirs II. als allein berechtigt anerkannt.²⁾ In der That folgte auf Kasimir II. sein älterer Sohn Lesko V. der Weise (1194—1227) als Großherzog unter Leitung seiner Mutter Helena, die aber im Jahre 1201 dem verdrängten Miecyslaw III. die Regierung abtreten mußte. Als Miecyslaw III. schon 1202 starb, wurde nach einigen Schwankungen endlich 1206

¹⁾ Ropp, l. c. III, 1, p. 118—131. Wenn das Recht, den König zu wählen, vom Papst den sieben Kurfürsten verliehen war, so konnte er es ihnen auch wieder entziehen und die römische Kaiserwürde dem Hause Habsburg erblich verleihen. — Das scheint bei diesem Eide der Hintergedanke Albrechts gewesen zu sein. — Vergl. Huber, l. c. p. 68.

²⁾ Roepell, Geschichte Polens, I, S. 348—378, 386—388. Hamburg 1840.

Lesko V. wieder als Großherzog anerkannt. Dieser übertrug Masovien und Cujavien im Jahre 1206 seinem jüngeren Bruder Konrad, für das Fürstenthum Krakau aber verfügte er im Jahre 1210 mit Zustimmung des Papstes Innocenz III., daß es stets in seiner Linie vom Vater auf den ältesten Sohn erblich übergehen solle.¹⁾ Da jedoch der Besitz von Krakau das ausschließliche Vorrecht des jeweiligen Großherzogs war, so wurde durch die Bestimmung vom Jahre 1210 die großherzogliche Würde den Nachkommen Leskos V., mit Ausschluss aller andern, wenn auch älteren Piasten,²⁾ zugesprochen. Damit erschien das Senioratsrecht als grundsätzlich beseitigt.³⁾

Fürstenthum Krakau.

¹⁾ Innocentius, Regesta, lib. XIII., n. 82; ed. Migne, tom. CCXVI, p. 279.

²⁾ Stammtafel der Piasten von 1139 bis 1400:

Boleslaw III., Krummauf, † 1139

Wladi- slaw II., 1139—1146	Boles- law IV., Kraushaar, 1146—1173.	Mieczys- law III., 1173—1177	Heinrich v. San- domir, † 1166(?).	Kasimir II., der Gerechte, 1177—1194
Boleslaw I. von Breslau, † 1200		Przemyslaw (Posthumus), König von Polen, 1295—1296	Lesko V., der Weiße, 1194—1227	Konrad II. von Masovien, † 1247
Heinrich I., † 1238, Gem.: heil. Hedwig von Meran		Riga, † 1305, Gemahl:	Boleslaw V., der Reusche, 1227—1279. † † †	
Heinrich II., † 1241. Die Söhne gründen die Linien von Breslau, Liegnitz u. Glogau.		Wenzel II., † 1305, König von Böhmen und Polen	Kasimir von Cujavien	Ziemovit von Masovien, † 1262
		Wenzel III., König von Böhmen, † 1306.		Boleslaw v. Bloch. Nach dem Erlöschen dieser Linie 1526 fällt Masovien an das Königreich Polen.
Lesko VI., der Schwarze, † 1291			Wladislaw IV., Lokietek, „König von Polen“, 1296—1300, 1304—1333	
		Elisabeth, † 1381, Gemahl:	Kasimir III., der Große, 1333—1370. † † †	
		Karl Robert von Anjou, König von Ungarn, † 1342.		(Hinterläßt nur Töchter.)
Maria (Elisabeth), Gemahl:				
Ludwig der Große, König von Ungarn und Polen, 1370—1382				
Maria, † 1392, Erbin von Ungarn, Gemahl: Kaiser Sigismund, † 1437.			Hedwig, † 1399, folgt in Polen, Gemahl: Jagello von Lithauen, als Christ Wladislaus V., † 1431.	

³⁾ Schieman, Rußland, Polen und Livland bis ins siebzehnte Jahrhundert, I, p. 440—445. Berlin 1886. — Roepell, l. c. I, p. 386—404.

Dieser neuen Ordnung gemäß folgte denn auch auf Lesko V. dessen unmündiger Sohn Boleslaw V., wegen seiner Sittenreinheit der Keusche genannt, in Krakau nach. Um die Vormundschaft aber stritten sich Heinrich I. von Breslau und Konrad von Masovien, bis ersterer im Jahre 1235 endgiltig die Herrschaft in Krakau behauptete, seinen Gegner Konrad auf Masovien und Cujavien, Boleslaw V. aber auf Sandomir beschränkte. Zweifellos war nun das Übergewicht der schlesischen Piastlinie, welche fast drei Vierteltheile des ganzen polnischen Gebietes besaß und wohl den festen Kern für die Bildung eines einigen Polens hätte bilden können, wenn nicht der Mongolensturm des Jahres 1241 gekommen wäre. — Schrecklich hausten die Mongolen, von Halicz vordringend, in Sandomir, Sieradz und Cujavien; Krakau ward verbrannt, die geringen Streitkräfte der Herzoge von Oppeln und Ratibor wurden zerstreut, und Heinrich II., der Fromme, von Breslau (1238—1241) verlor auf der Wahlstatt bei Liegnitz Schlacht und Leben. — So rasch der Mongolensturm vorüberbrauste, so verhängnisvoll war er für Polen. Die frühere Zersplitterung trat wieder ein, da die Söhne Heinrichs II. des Frommen nicht imstande waren, die vorherrschende Stellung zu behaupten. Krakau gieng ihnen wieder verloren, und Boleslaw V. der Keusche kam nach kurzer Zwischenregierung Konrads von Masovien endlich in den dauernden Besitz dieses wichtigen Fürstenthums.¹⁾

Boleslaw
V. der
Keusche.

Die Polen haben also aus dem Elende des Mongolensturms nichts gelernt. Nach wie vor war roher Egoismus der Großen die Triebfeder bei allen Handlungen; nirgends ein staatsmännischer Gedanke, nirgends eine große, leitende Idee. Zersplitterung und Parteikämpfe bei materieller und geistiger Knechtung der großen Volksmassen hatten den Mongolen den Weg gebahnt. Diese stießen auf keinen ernstesten Widerstand: man wußte, mit geringen Ausnahmen, nichts Besseres zu thun, als in die Wälder oder in sumpfige Gegenden sich zu flüchten und die Dörfer dem Feinde preiszugeben. Der festen Städte, wohin man sich hätte zurückziehen können, gab es damals wenige in Lechien und in ihnen lebten vorzugsweise deutsche Einwanderer. Der Zug der Deutschen wurde schon vor dem Mongolensturm von einsichtsvolleren Piasten gefördert. Abgesehen von den Beziehungen Konrads von Masovien zum deutschen Ritterorden²⁾ waren es insbesondere Heinrich I. und Heinrich II. von Breslau, welche die Einwanderung der Deutschen in Schlesien in hohem Grade begünstigten. Nach dem Mongolensturm aber wurden zwischen 1241 und 1276 in Schlesien nicht weniger als achtundzwanzig Städte mit deutschem Rechte gegründet. Die Gewerbsthätigkeit der Deutschen gab ihnen in den Augen der Herzoge den Vorzug vor den Lechen: sie ertheilten ihnen in reichem Maße Vorrechte, zogen ihre Sprache und Tracht der lechischen vor. Die Großen ahmten den Fürsten nach, in Schlesien wurde so die deutsche Sprache die herrschende, in den großen Städten wurde sie allgemein gesprochen. Die Sprache, die Nationalität der

Deutsche
in
Polen.

¹⁾ Schieman, l. c. I, p. 448 f., 465—467. — Roepell, l. c. I, p. 425 f., 447—455, 460, 467 ff., 471 ff., 488—490.

²⁾ Vergl. Bd. V, S. 370, 372 f. dieses Werkes. 5. Aufl.

Lechen waren bedroht, nur der Clerus eiferte für die polnische Sprache und übersezte in dieselbe bedeutende Schriften. Diese Hinneigung der schlesischen Piasten zu deutschem Wesen war aber auch mit ein Grund, warum ihnen die Vorherrschaft über Polen von einer polnischen Nationalpartei streitig, ja unmöglich gemacht wurde. Umso inniger gestaltete sich jetzt der Anschluß Schlesiens an den germanischen Westen und an die Krone von Böhmen, welche unter Přemysl Ottokar II. maßgebenden Einfluß in Schlesien, und unter Wenzel II. außer Schlesien auch noch Krakau und das übrige Polen in unmittelbaren Besitz bekam.¹⁾

Schlesien
und
Böhmen.

Krakau hatte seit 1243, mit Sandomir vereinigt, in Boleslaw V. wieder seinen angestammten Herrscher. Seine Regierungszeit, in Sandomir seit 1227, in Krakau-Sandomir (1243—1279) war unruhig und unglücklich. Die Fehden mit Konrad von Masovien und dessen Nachkommen, die Einfälle der Lithauer, Russen und besonders der verheerende Einbruch der Mongolen im Jahre 1259 erschöpften die Kräfte. Dazu kam, daß der entartete Bischof Paul von Krakau gegen den keuschen Boleslaw V. im Jahre 1273 eine Adelsverschwörung anzettelte, welche den schlesischen Piasten Wladislaw von Oppeln an Boleslaws V. Stelle zu setzen gedachte. Die Verschwörung ward bald niedergeschlagen, aber es folgte ein verheerender Krieg gegen Schlesien, der erst im folgenden Jahre endete.

Boleslaw V. hinterließ keine Kinder, sterbend ernannte er Lesko II. oder den Schwarzen, den Enkel Konrads von Masovien, zu seinem Nachfolger (1279—1288).²⁾ Sieben Jahre widersezte sich der Bischof von Krakau mit einer Adelspartei dieser Wahl, und 1287 mußte sich Lesko der Schwarze vor den Mongolen nach Ungarn flüchten und im nächsten Jahre starb er kinderlos. Nun kam es zu einer zwiespältigen Wahl. Die polnisch Nationalen wählten Boleslaw von Bloek, den Sohn des Ziemovit von Masovien, und ihm schloß sich auch Leskos II. Bruder, Wladislaw Lokietek (der Ellenlange oder Kurze) an. Die Deutschen und Deutschfreundlichen aber beriefen Heinrich IV. von Breslau, der im Jahre 1289 das Feld behauptete, aber schon 1290 kinderlos starb. Breslau fiel an Heinrich von Glogau, um Krakau-Sandomir stritten sich aber Přemyslaw von Großpolen, ein Nachkomme Mieczyslaws III., und Wladislaw Lokietek. Gegen beide wurde von Griffina, der Witwe Leskos II., und dem kleinpolnischen Adel, der Böhmenkönig Wenzel II., Nefte Griffinas, herbeigerufen. Wenzel II. nannte sich auch seit 1291 Herzog von Krakau und Sandomir. Doch nur Krakau gewann er diesmal; in Sandomir behauptete sich Wladislaw Lokietek, und Přemyslaw trat zunächst nicht entgegen, da seine Aufmerksamkeit auf das seit 1282 ihm bestimmte Erbe der Pommernellen mit Danzig gerichtet war. Als ihm aber im Jahre 1295 dieses Erbe gesichert war, ließ er sich am 26. Juli dieses Jahres im Einvernehmen mit den Bischöfen von Posen, Leslau und Krakau, und mit Zustimmung des Papstes Bonifaz VIII. in Gnesen von dem dortigen Erzbischof zum Könige von ganz Polen und zum Herzog von Pommern krönen. Nun schien

Wladislaw
Lokietek.

Přemyslaw von
Großpolen.

Wenzel
II.

¹⁾ Lesewel, Geschichte von Polen, I, S. 59. — Roepell, Geschichte Polens, I, S. 445 ff., 485 ff., 570—595. — Schieman, l. c. I, S. 445 ff., 468 f.

²⁾ Roepell, l. c. I, p. 488—535.

endlich die Einigung Polens gelingen zu sollen; da ward Přemyslaw, am 6. Februar 1296, ermordet und hinterließ nur eine unmündige Tochter Rixa oder Elisabeth. Unter den Urhebern des Mordes wird unter andern auch Otto der Lange von Brandenburg vermuthet. Um Přemyslaws Erbe brach nun der Streit los zwischen Wladislaw Lokietek, Heinrich von Glogau und Wenzel II. Um dem schrecklichen Zustande ein Ende zu machen, bot der großpolnische Adel dem Böhmenkönige, mit der Hand der Rixa, die Herrschaft über Großpolen an. Wenzel II. griff zu, und im Sommer 1300 wurde er in Gnesen vom dortigen Erzbischof gekrönt, zwar ohne Genehmigung des Papstes Bonifaz VIII., aber mit Zustimmung Albrechts I. von Deutschland, der ihm erlaubte, von Großpolen so viel als möglich zu erobern, jedoch so, daß er es als Lehen des Reiches besitze.¹⁾ Bald wurde ihm noch ein anderes Reich angetragen.

Ungarn.

König Andreas III. von Ungarn, der Venetianer, starb plötzlich zu Ofen am 14. Januar 1301. Bis zum letzten Augenblicke hatte er um seine Anerkennung zu kämpfen. Allerdings war schon am 28. August 1291 Friede und Freundschaft mit Albrecht von Österreich geschlossen worden, und im Jahre 1296 heiratete Andreas sogar dessen Tochter Agnes. Auch mit Böhmen mußte Andreas sich gut zu stellen, so daß im Jahre 1298 seine Tochter Elisabeth mit dem Prinzen Wenzel verlobt wurde. In Ungarn selbst gelang es Andreas, besonders auf den durch gesunde Beschlüsse ausgezeichneten Reichsversammlungen in den Jahren 1291 und 1298, die Nation, mit Ausnahme einiger Magnaten, für sich zu gewinnen. Aber Rom verharrte im Protest gegen Andreas III. zu Gunsten der Anjous von Neapel, und das kam den widerspenstigen Magnaten gelegen, um ihrer Opposition ein religiöses Mäntelchen umhängen zu können und von den Anjous sich reichlich beschenken zu lassen. Die Anjous selbst konnten freilich in Ungarn nicht kräftig eingreifen, da sie in den Kampf um Sicilien verwickelt waren, und im Jahre 1295 starb sogar der Prätendent Karl Martell mit Hinterlassung unmündiger Kinder. Aber der neue Papst Bonifaz VIII. hielt fest am alten System und bahnte dem jungen Karl Robert den Weg nach Ungarn, indem er den Episkopat von Dalmatien gewann und im Jahre 1299 gar den Primatialstuhl von Gran mit einem Anhänger der Anjous besetzte. Der neue Primas, Gregor Bodod, mußte freilich Ungarn bald darauf verlassen. Er begab sich nach Ugram, wo er den über Dalmatien eingedrungenen Karl Robert, im October 1300, zum Könige von Ungarn krönte. Andreas III. war bereit zum Kampf, und seine Aussichten waren nicht ungünstig, da raffte, am 14. Januar 1301, der Tod ihn hinweg.²⁾

Primas
Gregor.

Ende der
Arpaden.

Mit Andreas III. erlosch der Mannsstamm der Arpaden, der über Ungarn dreihundert Jahre gewaltet und ihm dreiundzwanzig meist hoch-

¹⁾ Roepell, l. c. I, p. 535—562. — Schiemann, l. c. I, p. 470—474. — Huber, l. c. II, p. 69 f. — Bachmann, Geschichte Böhmens, I, S. 698 f. Gotha 1899.

²⁾ Huber, l. c. II, p. 27, 57, 70—77. — Esuday, l. c. I, p. 302—303. — Szalay, l. c. II, p. 133—147.

Albrecht
I.
und
Wenzel
II.

denn Ungarn sei kein Wahlreich, sondern ein Erbreich; Maria, und durch sie ihr Sohn Karl, habe als Tochter und Schwester der Könige Stephan V. und Ladislaus IV. das erste und nächste Recht der Geburt und Erbschaft; zugleich forderte er König Albrecht bei den Banden des Blutes auf, dem Könige Karl zur Vertheidigung Ungarns behilflich zu sein. Dazu mußte den deutschen König auch der Vortheil seines Reiches führen, denn Polen, Ungarn, Böhmen, Mähren unter der Hand eines ihm feindselig gesinnten Mannes, konnte Deutschland nur Gefahr drohen. Wenzel II. hatte sich sehr feindselig gegen Albrecht gezeigt, ihm in seinem Kampfe gegen die Kurfürsten die schuldige Hilfe nicht nur nicht geleistet, sondern sich auch mit den Gegnern verbündet und seine Anerkennung Albrechts als Königs zurückgenommen. Darum wies Albrecht I. auch die Vermittlung des Markgrafen von Brandenburg für Böhmen zurück.

Noch ehe jedoch Albrecht den Feldzug gegen den Vater begann, hatte der Sohn im Juni 1304 schon Ungarn räumen müssen, denn der Ausspruch des Papstes zersetzte seinen Anhang. Der Böhmenkönig mußte seinen Sohn mit einem Heere abholen, so schnell hatte sich die Stimmung der Ungarn vom jungen Wenzel abgewendet. Die Böhmen nahmen jedoch die ungarischen Reichsinsignien mit nach Prag.¹⁾

Albrecht
gegen
Böhmen.

Im September 1304 begann Albrecht den Krieg gegen Wenzel II., nachdem er von ihm die Königreiche Ungarn, Polen, die Gebiete von Krakau, Meissen (das er seinem Neffen Johann bestimmte) und die Silberbergwerke von Kuttenberg auf sechs Jahre oder dafür 80.000 Mark Silber gefordert hatte. Unter Herzog Rudolf und Karl Robert zog ein Heer von der untern Donau aus gegen Böhmen, ein anderes Heer zog unter Albrecht von Regensburg aus auf Kuttenberg los, in Budweis vereinten sich die Streitkräfte. Wladislaw Lokietek stellte sich an die Spitze eines Aufstandes in Polen und gewann einige Städte. Wenzel, über den die Reichsacht ausgesprochen war, wagte keine offene Feldschlacht, sondern verlegte sein Heer in Städte und Festungen. Albrecht lagerte sich vor dem tapfer vertheidigten Kuttenberg; schon nach wenigen Tagen zog er sich aber zurück, nicht bloß weil Krankheiten ausbrachen, sondern weil im eigenen Heere Verrath ausbrach. Die Herzoge Otto von Bayern und Eberhard von Württemberg standen mit dem

Verrath.

Feinde in Verbindung: wenn der Böhme fiel, mußte sich der Stolz aller Fürsten vor dem Reiche beugen. Mangel an Lebensmitteln und frühe Kälte beschleunigten den Abzug.²⁾

Im Jahre 1305 sollte der Krieg von neuem beginnen. Herzog Otto von Bayern war durch große Geschenke vollkommen für Wenzel II. gewonnen, auch Eberhard von Württemberg; Otto wurde sogar zum Feldhauptmann in Böhmen ernannt und ihm von den Baronen Wenzels II. für diesen Krieg Gehorsam geschworen.

¹⁾ Palacky, Geschichte Böhmens, II, 1, S. 355–360. — Böhmer, Regesta imp., p. 249. — Huber, l. c. II, p. 83–84.

²⁾ Ropp, l. c. III, 2, p. 336–350. — Dubitz, l. c. VII, p. 274–309.

Da starb König Wenzel II. nach kurzer Krankheit am 21. Juni 1305, erst vierunddreißig Jahre alt, durch seine Ausschweifungen früh entkräftet. — Mit dem Tode des Königs änderte sich die Lage der Dinge gänzlich. Der junge König Wenzel III., sechzehn Jahre alt, schön, durch Gaben des Herzens und des Geistes ausgezeichnet, reich gebildet, vierer Sprachen mächtig, war der Nefse Albrechts, der Sohn seiner geliebten Schwester. Gegen ihn hatte Albrecht nicht Gründe des Hasses, wie gegen den ihm so feindseligen Schwager Wenzel II. Schnell wurde eine Verständigung erwirkt: am 18. August 1305 wurde zu Nürnberg der Friede geschlossen,¹⁾ der Bann aufgehoben. Albrecht verzichtete auf alle Ansprüche an Polen und Böhmen, nahm des verstorbenen Königs Bundesgenossen, Otto und Stephan, Herzoge von Bayern, und den Markgrafen von Brandenburg in die Sühne auf. Der Böhmenkönig hingegen gab das Egerland an Albrecht I. zurück, verzichtete schweigend auf Ungarn und trat das Land Pommerellen an den Markgrafen von Brandenburg für die ihm verpfändete Markgrafschaft Meissen ab: diese sollte nämlich an Albrechts Neffen, Johann von Habsburg, gelangen. Am 5. October des gleichen Jahres vermählte sich der junge Böhmenkönig mit der schönen Viola, Tochter des Herzogs von Teschen; somit war die Verlobung mit Elisabeth von Ungarn an und für sich und damit jeder Anspruch an Ungarn aufgegeben.

Die Kronjuwelen Ungarns übergab Wenzel III. zu Brünn an Herzog Otto von Bayern, der fünfundvierzig Jahre alt, ein listiger, kriegerischer Mann, mit den in einem Fätschen verpackten Kroninsignien sich als Kaufmann verkleidet nach Ungarn durchzuschleichen wußte, obschon ihm Albrecht I. auslauern ließ. Einige Magnaten schlossen sich ihm an, in Stuhlweissenburg wurde er gekrönt, doch waren nur zwei Bischöfe, der von Eranad und der von Beszprim, anwesend. Drei Jahre wurde Ungarn im Streite zwischen Otto und Karl Robert verheert, ohne daß es zu einer Hauptschlacht kam. Als Otto 1307 nach Siebenbürgen reiste, um sich mit der Tochter des Wojwoden Ladislaus Apor zu vermählen, nahm ihn dieser sammt der Krone gefangen; erst 1308 entkam der Bayer aus dem Kerker über Rußland und Preußen in seine Heimat und behielt bis zu seinem Tode den nutzlosen Titel eines Königs von Ungarn bei, während die Anjous im Besitze des Landes blieben. Böhmen jedoch hatte für immer auf Ungarn verzichtet.

Nicht lange weilte Albrecht in Deutschland, mit einer Fehde gegen Eberhard den Erlauchten von Württemberg beschäftigt, der ihm nicht bloß in Böhmen entgegentrat, sondern auch in Schwaben die Ausdehnung habsburgischer Besitzungen hinderte. Bald rief ihn der Tod Wenzels III. wieder nach Wien. So befähigt nämlich Wenzel III. war, so wenig entsprach sein Charakter seinem Geiste: noch nicht siebzehn Jahre alt, aber schon dem Trunke und gemeiner Wollust ergeben, verschleuderte der König die Schätze mit Würfel-

¹⁾ Böhmer, Regesta imp., p. 242.

spiel, Trinkgelagen, in liederlichem Herumschwärmen, und ließ sich, wenn er vom Weine erhitzt war, von seinen unsauberen Kameraden die ansehnlichsten Güterschenkungen abdringen. Vergebens hatte man ihn wohlmeinend mit Viola vermählt, damit ihre Schönheit ihn fessele; vergebens hielt der wackere Abt von Königsaal, als der Jüngling einmal die Gräber seiner Ahnen besuchte, ihm deren Größe und seine eigene Schmach in brennenden Worten vor. Große Geschlechter enden oft in erbärmlichen Sprößlingen. Eben wollte Wenzel nach Polen ziehen, wo Wladislaw Lokietek mit ungarischen Hilfstruppen Krakau und Sandomir an sich gebracht hatte, als er in Olmütz, dem Sammelpunkte des Heeres, am 4. August 1306 durch Meuchelmord endete. Der Thäter soll ein Konrad von Pottenstein aus Thüringen gewesen sein, der Grund der That wurde nie bekannt.¹⁾ — So starb der Mannsstamm der Přemysliden²⁾ aus, dem eine Prophezeiung ewige Dauer zusicherte. In Krok, in Libuffa, hatte er nach der Sage begonnen, in Ottokar II. seine höchste Höhe erreicht, in Wenzel III. unwürdig geendet.

Ente
der
Přemys-
liden.

Das königliche Haus bestand jetzt noch aus zwei königlichen Wittwen, Elisabeth, Witwe Wenzels II., und Viola, Witwe Wenzels III., aus einer Tochter des großen Ottokar, Kunigunde, Äbtissin in Prag, aus vier Schwestern des ermordeten Königs, Anna, an Heinrich von Kärnten vermählt, der vierzehnjährigen Elisabeth und ihren jüngeren Schwestern Margareta und Agnes. Der nächste männliche Verwandte war der sechzehnjährige Johann, der Sohn Rudolfs von Österreich und der Agnes, der Tochter Ottokars II. Doch an diesen Jüngling dachte niemand, und es möchte dies als ein schlimmes Zeichen für seinen Charakter gelten. Sein Vater war am 10. Mai 1290 gestorben, seine Mutter Agnes war höchst ehrgeizig: „Wenn die ganze Welt außer einer Handbreite mir gehörte, so würde ich doch die ganze Welt wagen, um auch diese Handbreite mir zu unterwerfen“, pflegte sie zu sagen; sie starb in Prag 1296. Im Jahre 1304 ließ Albrecht den Neffen von dort zu sich kommen und mit seinen Söhnen erziehen. Meissen war ihm als Fürstenthum bestimmt.

Johann
von
Habs-
burg.

In Böhmen aber war die oberste Gewalt jetzt in den Händen Herzog Heinrichs, dem Wenzel III., als er gegen Polen aufbrechen wollte, die Verwaltung übertragen hatte. Schon am 22. August versammelte sich der Landtag in Prag zur Wahl eines neuen Königs. König Albrecht erklärte Böhmen und Mähren für ein erledigtes Reichslehen, da die weiblichen Glieder des königlichen Hauses in Böhmen kein Erbrecht hatten. Eine Partei behauptete, die Stände hätten unbedingt freie Wahl; eine andere wollte ein Erbrecht der Prinzessinnen geltend machen, eine dritte Partei sah im römischen König, dem obersten Lehensherrscher der Christenheit, denjenigen, welcher den Herrscher Böhmens zu ernennen habe. Die zweite Partei brachte gefälschte kaiserliche Urkunden vor, welche den Töchtern der Könige von Böhmen nach Abgang des Mannsstammes die Nachfolge im Reiche zugestanden, und wäre Herzog Heinrich von Kärnten

Heinrich
von
Kärnten.

¹⁾ Palacky, Geschichte Böhmens, II, 1, S. 368—374. — Dudík, l. c. VII, p. 333—366. — Bachmann, l. c. I, p. 709—712.

²⁾ Stammtafel der Přemysliden s. nächste Seite.

umsichtiger und thatkräftiger gewesen, er wäre damals schon zum Könige ausgerufen worden, doch er verzagte und reiste heimlich mit seiner Gemahlin nach Tirol zurück. Die dritte Partei wußte nun das Wahlgeschäft auf den 8. September 1306 zu vertagen und indes schritt der umsichtige und rasche Albrecht ein. Auf die erste Kunde vom Tode Wenzels III. hatte er Böhmen als ein dem Reiche anheimgefallenes Lehen und seinen Sohn Rudolf als den bezeichnet,

Königs-
wahl.

Stammtafel der Přemysliden (vergl. Bd. IV, S. 169—171 und 206 dieses Werkes, 5. Auflage, und S. 2 dieses Bandes):

Přemysl (Gem.: Libuša, † 750) — Nezamysl (750) — Mnata — Bojen — Unislaw — Přesomysl — Neflan — Hostiwit — Bořivoj (871—895, Gem.: Lubmila)

Spitihnew I., 895—912?	Bratislaw I., 912—926?, Gem.: Drahomira
------------------------	--

Wenzel I., der Heilige, 926?—935.	Boleslaw I., der Grausame, 935—967
-----------------------------------	------------------------------------

Boleslaw II., der Fromme, 967—999	Dubrawka, vermählt an Mieczyslaw I. von Polen
--------------------------------------	---

Boleslaw Thobry von Polen, Böhmenherzog 1003—1004, † 1025.	Wladislaw, 1002—1003.
---	--------------------------

Boleslaw III., Rothhaar, 999—1002, † 1037.	Jaromir, 1004—1012, † 1038.	Ulrich, 1012, † 1034
---	--------------------------------	-------------------------

Bratislaw I., 1034—1055

Spitihnew II., 1055—1061.	Bratislaw II., 1061—1092, König seit 1086	Konrad I. von Brünn, Herzog, † 1092 Urenkel: Konrad Otto, 1189—1191.	Otto von Olmütz Swatopluk, 1107—1109.
------------------------------	---	---	---

Bratislaw II., 1092—1100.	Bořivoj II., 1100—1107.	Wladislaw I., 1109—1125	Sobieslaw I., 1125—1140
------------------------------	----------------------------	----------------------------	----------------------------

Wladislaw II., 1140—1173, König 1158	Heinrich	Sobieslaw II., 1173—1179.
---	----------	------------------------------

Friedrich, 1173, 1179—1189.	Přemysl Ottokar I., 1191—1193, 1197—1230, König 1198	Wladislaw III., 1197, in Mähren 1197—1222.	Heinrich Bratislaw I., 1193—1197.	Konrad Otto, 1189—1191.
-----------------------------------	---	---	---	-------------------------------

Wenzel I., 1230—1253

Přemysl Ottokar II.,
1253—1278

Wenzel II. von Böhmen,
1278—1305,
von Polen seit 1300

Wenzel III., 1305—1306, von Ungarn 1301—1304.	Anna, † 1313, Gemahl: Heinrich von Kärnten.	Elisabeth, † 1330, Gemahl: Johann von Luxemburg, 1310—1346.	Margareta, † 1322.	Agnes, † 1337.
--	--	---	-----------------------	-------------------

König
Rudolf.

welchen er dem Lande als König gebe. Rudolf rückte vom Süden, Albrecht über Eger gegen Prag vor und mit geringem Widerspruch wurde im October Rudolf zum Könige von Böhmen gewählt; er vermählte sich im October 1306 mit der Wittve Wenzels II., Elisabeth von Polen, und ward von seinem Vater mit Böhmen belehnt, und noch in demselben Monat gestanden die böhmischen und mährischen Stände, im Falle Rudolf kinderlos absterbe, Rudolfs Brüdern und deren Nachkommen die Erbfolge in Böhmen zu.¹⁾

Albrechts
Macht-
höhe.

So hatte denn Albrecht Großes erreicht; Böhmen und Mähren waren jetzt beim Hause Habsburg, die Vermählung Rudolfs mit Elisabeth, der Tochter eines polnischen Königs, zeigte Pläne auf Polen an. Österreich und Steier standen unter dem Sohne Friedrich dem Schönen; mit Salzburg war Albrecht innig befreundet; in Schwaben und im oberen Alamannien hatte er eine Menge Besitzungen, die er jedes Jahr durch Kauf noch vermehrte. Die Erblichkeit der Krone hatten die Kurfürsten bei der Zusammenkunft in Toul seinem Hause verweigert, wer vermochte ihm aber jetzt noch zu widerstehen bei solchem Machtzuwachs? Die rheinischen Kurfürsten waren gedemüthigt, die Städte hingen dem Könige mit Eifer an, seine Macht gewann mit jedem Jahr eine breitere und tiefere Grundlage; auch im Norden Deutschlands schützte er die Städte, so die der Hanse. Der Landfriede wurde streng aufrecht erhalten, Handel, Verkehr, Wohlstand gediehen wie seit lange nicht mehr. Viele Fürsten grollten der aufsteigenden Macht, aber sie wagten nicht mehr, sich zu rühren. Albrecht stand 1306 auf der Höhe seiner Macht; blieb der scharfblickende, rastlose und sicher einhergehende Mann nur noch einige Jahre am Leben, so gieng unsere Nation einer riesigen Machtentwicklung entgegen.

Unglücks-
fälle.

Meißen.

Alein jetzt kam eine Reihe von Unglücksfällen. Friedrich und Diekmann behaupteten sich noch immer in Meißen und Thüringen; die Städte riefen schon anfangs 1306 den König zuhülfe, und Albrecht beschloß, die Markgrafschaft Meißen in des Reiches unmittelbare Verwaltung zu übernehmen, bis er den gesicherten Besitz seinem Neffen Johann übertragen könne. Friedrich und Diekmann wurden vor einem Fürstentag in Fulda, Juli 1306, gefordert, und, als sie nicht erschienen, die Heerfahrt gegen sie beschlossen. Doch die Angelegenheiten Böhmens hielten Albrecht daselbst fest. Im folgenden Jahre, 1307, aber wurde die königliche Heeresabtheilung unter dem Küchenmeister Heinrich von Mortenberg von den Landgrafen Friedrich und Diekmann bei Lucka am 31. Mai geschlagen. „Es wird dir glücken, wie den Schwaben bei Lucka“ wurde fortan Volkspruchwort. Rasch brach Albrecht auf und führte selber ein Heer nach Thüringen.²⁾

Rudolfs
Tod
1307.

Da traf ihn die Nachricht vom allzufrühen Tod seines Sohnes Rudolf und daß Heinrich von Kärnten ihm Böhmen entrißen habe.³⁾ Rudolf I.

¹⁾ Böhmer, Regesta imp., p. 246. — Ottocar von Horned, l. c. p. 770 bis 780. — Chron. Aulæ regiae, bei Dobner, l. c. V, p. 175.

²⁾ Johannes Victoriensis, bei Böhmer, Fontes, I, p. 352.

³⁾ Böhmer, Regesta imp., p. 248—249. — Chron. Aulæ regiae, I, cap. 85, ed. Loserth in Fontes rer. Austriacarum, VIII.

von Böhmen war ein einsichtsvoller, wohlwollender, liebenswürdiger Mann, die Ehe mit Elisabeth die glücklichste. Dennoch mißfiel er einem Theil der böhmischen Großen, weil er durch eine weise Sparsamkeit Ordnung in den zerütteten Staatshaushalt bringen wollte; sie nannten ihn Breikönig, weil ihnen die Hofhaltung zu einfach war. Rasch wandte sich aber Rudolf gegen die Aufständischen, brach Burg auf Burg, erlag jedoch der Ruhr am 4. Juli 1307 im Lager vor der Burg Horaždiowiz. Seine letzten Verfügungen zeigen seinen echt christlichen Sinn, er sandte nämlich seinem Vater ein Verzeichniß der Regentenhandlungen, die sein Gewissen beschwerten, mit der Bitte um Ersatz für die Gefränkten und ließ ihm sagen, er solle dem Gerücht von seiner Vergiftung ja keinen Glauben beimeffen. Rudolf starb, sechsundzwanzig Jahre alt, nach neunmonatlicher Regierung, kurz vor dem Tage, da er in Prag gekrönt werden sollte.¹⁾

Wie war sein Tod vielen Großen willkommen! Sie wollten einen verschwenderischen, glänzenden König, der sich nicht zu den Bürgern herabließ. Die Schwaben wurden erschlagen oder vertrieben, Annas Gemahl, Heinrich von Kärnten, sogleich eingeladen, ins Land zu kommen; am 15. August 1307 war die Königswahl. Vergebens mahnte der Oberstlandmarschall, Tobias von Bechin, daß man den Habsburgern das Erbfolgerecht in Böhmen zugestanden und rieth, Friedrich den Schönen mit der Prinzessin Elisabeth zu vermählen. Ein Baron Ulmann von Lichtenburg rannte ihm in der Versammlung dafür das Schwert durch den Leib. Niemand wagte jetzt weiter für das Recht der Habsburger zu sprechen, und Heinrich von Kärnten wurde zum Könige gewählt.²⁾

König
Heinrich
1307.

Heinrich, König von Böhmen und Polen, wie er sich jetzt nannte, kam mit seiner Gemahlin schnell herbei, ward in Prag mit Jubel begrüßt und schloß, um gegen den erwarteten Angriff Albrechts sich behaupten zu können, sogleich Bündnisse mit Friedrich mit der gebissenen Wange, mit Eberhard von Württemberg, mit den Herzogen Otto und Stephan von Bayern. Albrecht hingegen brach sogleich durch Thüringen gegen Eger auf; zugleich fielen Steirer unter ihrem Landeshauptmann Ulrich von Wallsee in Kärnten ein und eroberten St. Veit, Klagenfurt, Völkermarkt und andere Städte; die Grafen von Görz und Osterburg eroberten einen Theil von Krain. Albrecht lagerte sich zwischen Rutenberg und Kolin, der Versuch auf Kolin mißlang jedoch, auch Rutenberg behauptete sich, dagegen schlossen andere Städte, wie Königgrätz, Hohenmauth, sich ihm freiwillig an. Albrecht rückte vor Prag, doch Heinrich blieb in der Stadt. Frost, Krankheiten und andere Gründe bewogen Albrecht, nach Österreich umzukehren, sein Heer verlegte er nach Mähren in die Winterquartiere, die dortigen Stände waren bereit zu huldigen.³⁾

Albrecht
in
Böhmen.

Albrecht zog nach Schwaben, um zu einem ernstlichen Kriege zu rüsten. Ein ausgedehnter und aller Wahrscheinlichkeit nach für den König siegreicher Kampf gegen Böhmen, Thüringen, Württemberg und Bayern, Brandenburg

1) Palacky, l. c. II, 2, p. 51—53.

2) Chron. Aulae regiae, I, cap. 86. — Ropp, l. c. III, 2, p. 373—375.

3) Ottokar von Horneck, l. c. cap. 784—792. — Ropp, l. c. p. 376—381.

Peter-
schwö-
rung.

stand bevor, aus dem ein Kampf des Königthums und der Städte mit den Fürsten überhaupt geworden wäre, als der Mord des Königs auf einmal die Lage der Dinge änderte. Albrecht war in den oberen Landen, um Mittel zum Kriege zu sammeln. Da bildete sich eine Verschwörung gegen ihn, als deren Anstifter Peter von Aspelt, Erzbischof von Mainz und Eberhard von Württemberg von Zeitgenossen bezeichnet werden, und zu deren Werkzeug sich Albrechts eigener Nefte, der Graf Johann von Habsburg, hergab.

Peter
Nicht-
spalter.

Auf dem Stuhl von Mainz saß nicht mehr jener Gerhard von Eppenstein, welchen Albrecht gedemüthigt hatte, sondern Peter Nichtspalter (Aspelt), einer der schlauesten Männer seiner Zeit, früher Kanzler in Prag, dann Bischof von Basel, als welcher er auf den Wunsch Heinrichs von Luxemburg zu Clemens V. nach Bordeaux reiste. Der Papst war gerade schwer erkrankt, und Peter rettete ihn durch seine Kunst: er sollte für Heinrichs Bruder Balduin das Erzbisthum Mainz erbitten und wurde nun am 10. November 1306¹⁾ vom Papste zum Dank für seine Rettung selber damit beschenkt; dagegen erhielt Balduin im Jahre 1308 Trier. Auch der Stuhl von Köln war seit 1304 neu besetzt mit Heinrich von Birneburg; dieser und der Mainzer verlangten vom Papst Ermächtigung zur Wiedererhebung der Rheinzölle, welche Albrecht glücklicherweise aufgehoben hatte. So eigensüchtig und feindselig waren sie damals gegen Albrecht gesinnt und handelten falsch an ihrem Könige, dem sie kurz vorher Ergebenheit und Gehorsam gelobt. „Es fehlte nur noch Verrath im eigenen Hause — und er kam.“²⁾

Johann
Habs-
burg.

Johann von Habsburg sollte nach einer Bestimmung Rudolfs mit einer Geldsumme abgefunden werden für seine Ansprüche an Oesterreich und Steier; Recht zur Erbfolge dort hatte er erst nach dem Aussterben von Albrechts Mannstamm, dagegen hatte er Anspruch auf den gleichen Antheil an den Gütern in den oberen Landen mit seinen Vettern.³⁾ Albrecht ließ gerade ein Urbar dieser Stammlande aufnehmen. Johann stellte nun das Begehren, der König möge ihm seinen Antheil herausgeben, er gedenke selber zu regieren. Albrecht aber benöthigte damals die gesammte Macht seines Hauses zum Entscheidungskampf gegen seine vielen Feinde, auch mochte er der Unbesonnenheit und Verschwendungslust des Jünglings mißtrauen. Seinen guten Willen gegen den Nefen zeigte Albrecht in Nürnberg, wo er ihn bei der Wehrhaftmachung als Herzog von Oesterreich anerkannte und ihm gestattete, als Graf von Habsburg im Eigen die landesherrlichen Rechte auszuüben; Meissen hatte er ihm früher schon zuerkannt, hatte es aber, durch die Ereignisse in Böhmen überholt, noch nicht wieder zu erobern vermocht. Jetzt verlangte der Jüngling wiederholt die Theilung, die aber im Augenblick umsoweniger möglich war, als einer der früher ernannten Schiedsrichter, Eberhard von Württemberg, unter den Feinden sich befand.

Woher
der
Haß?

Der Seele des unbesonnenen Jünglings flüsterten nun Albrechts Feinde, um dem Könige Verlegenheiten zu bereiten, den Verdacht ein, in schlimmer Absicht halte der ländergierige Oheim ihn mit leeren Vorwänden hin. Johann klagte sein Leid einigen Vertrauten, Walther von Eschenbach, Rudolf von der Wart, Rudolf von der Balm und Konrad von Tägerfeld; es

¹⁾ Hefele, l. c. VI, p. 428, Anm. 1.

²⁾ Kopp, l. c. p. 387—388.

³⁾ Ibid. p. 389.

waren heruntergekommene Leute, die wahrscheinlich in Aussicht, durch einen Umsturz wieder zu Vermögen zu gelangen, ihm den Mord des Königs anriethen. Doch scheint die Verschwörung noch mehr Mitglieder gehabt zu haben; denn Albrecht wurde von einem, der Gewissensbisse bekam, vor seinem Neffen gewarnt, achtete aber im guten Bewußtsein arglos nicht darauf.

Am 1. Mai 1308 weilte Albrecht auf seiner Burg bei Baden. Der Neffe verlangte in der Frühe noch einmal sein Erbe; der Oheim bat, sich zu gedulden, bis er vom Zug nach Böhmen heimgekehrt sei, dann wolle er ihm thyn nach Willigkeit; einstweilen möge er aus seiner Kammer so viel nehmen, um auf die böhmische Reise hundert Rosse auszurüsten. Das nahm Johann für Absage, der König aber blieb arglos, speiste fröhlich und gab dabei seinem Neffen unter den Kränzen den schönsten. — Nach dem Essen brach man auf, um der Königin entgegenzugehen, die von Rheinfelden her kam. Als man an die Reuß gelangte, drängten sich die Verschworenen allein zum Könige ins Schiff, und als Albrecht im Gebüsch den Blicken seiner noch nicht hinübergefahrenen Begleiter entzogen war und im heiteren Gespräch mit dem Ritter von Castellan arglos voranritt, hielt ihn Eschenbach mit den Worten an: „Es ist genug“, und durchbohrte ihn sein Neffe Johann mit den Worten: „Hier ist der Lohn des Undanks!“ mit dem Dolche; die andern schlugen und stachen in blinder Wuth auf den König los, der mit einem lauten Schrei vom Pferde stürzte. Die Mörder entflohen, ob ihrer eigenen That erschreckt, und in den Armen des herbeieilenden Bischofs von Straßburg verschied der König im zehnten Jahre seiner Regierung.

Der 1. Mai 1308 war ein Schicksalstag der Nation, die letzte Kraft, die das Reich zusammenhielt, war gebrochen. Schon damals sagte man, daß andere das Schwert geschliffen hätten, welches in der Hand eines unbesonnenen Jünglings den König fällte, und das Urtheil der Besseren jener Zeit über die gräßliche und folgenreiche That spricht der Mönch Johann von Victringhof mit den Worten aus: ¹⁾ „Dahin ist der Kriegeruhm; denn der ist ermordet, welcher den Krieg liebte, arme Ritter groß machte, der gegen die Wohlgefinnten mild, gegen die Feinde ernst war, der die Rechtschaffenen liebte und die Schurken im Zaume hielt, der sein Ehebett rein bewahrte und keinen, der zu seinem Hof kam, in Schaden kommen ließ, der Beleidigungen geduldig zu ertragen wußte und einmal verziehenenes Unrecht für immer vergaß und den Bohn seines Herzens zu bemeistern wußte.“ —

Die Anfänge der schweizerischen Eidgenossenschaft. — Gefler und Zell.

Um Albrecht als länderlüstigen Tyrannen möglichst schwarz zu malen, diente die übliche, aber falsche Darstellung von dem Ursprunge der Eidgenossenschaft. Mit der ältesten Geschichte derselben verhält es sich aber in der That folgendermaßen: die Landschaften Schwyz und Unterwalden waren im drei-

¹⁾ Johannes Victoriensis, ap. Böhmer, Fontes, I, p. 357.

zehnten Jahrhundert meist von unfreien Leuten bewohnt, die Inhaber von Grund und Boden und von hörigen Leuten waren die Klöster Wettingen, Frauenmünster in Zürich, Einsiedeln, Murbach, Engelberg, die Grafen von Habsburg und die Herren von Attinghausen. Über Schwyz und Unterwalden hatten die Habsburger landeshoheitliche Rechte, über Uri erblich die Reichsvogtei. Uri war meist von freien Grundeigenthümern bewohnt, seit 1231 reichsunmittelbar und vergaß dies niemals, und seine Nachbarn lockte es gleichfalls, unmittelbar an das Reich zu kommen.

Das Haus Habsburg theilte sich, wie schon oben¹⁾ bemerkt wurde, in eine ältere und jüngere Linie; die ältere hielt im Streite Kaiser Friedrichs II. mit dem Papste treu zum Kaiser, die jüngere treu zum Papste. Um die jüngere zu schwächen, erklärte Friedrich II. 1240 die Schwyzer für reichsunmittelbar. Nach Friedrichs Tod trat die jüngere Linie Habsburg ihre Rechte an die ältere ab, und diese behauptete fortan ihre Herrschaftsrechte über Schwyz und Unterwalden, und als das Haupt der ältern Linie, Rudolf, König wurde, bestätigte er den Freiheitsbrief Friedrichs II. nicht; doch hören wir, wie er ihnen bewilligte, daß ihnen künftig kein Richter unfreien Standes gesetzt werde. Nach Rudolfs Tod schlossen am 1. August 1291 die drei Landschaften Uri, Schwyz und Unterwalden einen Bund, worin sie sich zu gegenseitigem Schutz gegen jedermann verpflichteten und festsetzten, keinen Richter anzunehmen, der nicht ihr Landsmann sei, oder der seine Stelle um Geld erworben habe; Streitigkeiten unter ihnen selber sollten von ihnen gewählte Schiedsrichter schlichten. Von da an treten in den Gemeinden, die früher nach Hofrecht lebten, Landammänner hervor. Am 16. October 1291 verbündeten sie sich mit Zürich, das mit Habsburg in Fehde war. Albrecht traf wahrscheinlich ein Abkommen mit ihnen, worin er ihnen größere Freiheiten gewährte; König Adolf aber bestätigte, um Albrecht zu schaden, den Schwyzern das Privilegium Friedrichs II. von 1240, welches sie von der Gewalt der Habsburger befreite; die Habsburger erkannten dies als widerrechtlich nicht an, und die Schwyzer mußten sich wieder fügen. Adolf erlag vor Albrecht, und dieser blieb fortan Landesherr in Unterwalden und Schwyz und Reichsvogt in Uri, und das Verhältniß zwischen ihm und den Landschaften scheint ein freundliches gewesen zu sein. Wenigstens erklärt Ropp, der gründlichste Kenner altschweizerischer Geschichte, daß kein Beweis der Mißhandlung der Landschaften durch Albrecht gefunden werden könne.

Aber wie verhält es sich mit der Geschichte von Wilhelm Tell und von den Landvögten? Sehr ernste Bedenken sind dagegen erhoben worden, die sie in das Gebiet der Sage verweisen. Die ältesten schweizerischen Geschichtschreiber wissen nämlich nichts von einem Wilhelm Tell.

Konrad Justinger, ein geborner Berner, der um 1391 die Stelle eines Schreibers beim Großen Rathe in Bern bekleidete, und von Seite seiner Republik den Auftrag erhielt, eine Geschichte seiner Vaterstadt zu schreiben, schweigt in seiner Chronik ganz über Wilhelm Tell, wohl aber weiß er von übermüthigen

1) Vergl. S. 15 dieses Bandes.

Handlungen der Bögte zu reden, und wie sich deswegen Feindschaft zwischen der Herrschaft und den Ländern erhob. Ein anderer Zeitgenosse und Augenzeuge der Entstehung der Schweizerfreiheit ist der Geschichtschreiber Johannes von Winterthur, der den Herzog Leopold von Österreich nach der Schlacht bei Morgarten mit eigenen Augen in Winterthur sah, „wie er vor gewaltiger Trauer halbtodt zu sein schien“; auch dieser Geschichtschreiber, der den Ereignissen so nahe lebte, weiß nichts von einem Wilhelm Tell, sondern er sagt bloß: „Zu dieser Zeit, im Jahre des Herrn 1315, entzog sich in den Thälern, die man Schwyz nennt, das Bauernvolk, das von hohen Gebirgen ganz umgeben war, dem Gehorsam, dem Dienste und den gewöhnten Pflichten, welche es dem Herzog Leopold schuldete, und rüstete sich zum Widerstande gegen ihn“; und beschreibt dann die Schlacht bei Morgarten. — Auch Mutius, welcher im Zeitalter der Reformation eine „Geschichte der Deutschen“ schrieb und die ältesten Quellen benützte, spricht kein Wort von einem Wilhelm Tell.

Erst ein Jahrhundert nachher spielt Tell eine Rolle in den eidgenössischen Chroniken, die aber über seine That in einzelnen Zügen sehr voneinander abweichen. Melchior Ruß, Gerichtschreiber in Luzern, der in der Schlacht bei Rheinegg 1499 gefallen sein soll, erzählt, daß Wilhelm Tell von den Landbögten gezwungen ward, seinem eigenen Kinde einen Apfel von dem Haupte zu schießen, und daß er dann gegen Uri fuhr und die Gemeinde sammelte und mit weinenden Augen klagte, wie es ihm ergangen; und der Landvogt habe ihn deshalb fangen lassen, um ihn in das Schloß im See zu führen. Dann erzählt er den Sturm und wie Tell seiner Bande ledig wurde, um das Schiff zu retten; er sei aber bei der Platte mit seiner Armbrust aus dem Schiffe gesprungen und habe von da aus den Landvogt im Schiffe erschossen. — Johann Stumpf hingegen (geboren zu Bruchsal 1500), später zwinglianischer Pfarrer in der Schweiz und Ehrenbürger von Zürich, spricht in seiner Beschreibung chronikwürdiger Thaten von dem Hut und dem Gebote des Landvogts, welches Wilhelm Tell übertrat, und vom Apfelschuß und vom Sturm und wie Tell entrannt und wenige Tage darauf den Landvogt oberhalb Rüschnacht in einer Hohlgaße durch sein Geschosß tödtete. — Petermann Etterlin, welcher 1507 seine „Chronik der löblichen Eidgenossenschaft“ vollendete und Gerichtschreiber von Luzern war, nennt den Landvogt Grijfler. — Agydus Tschudi, Landvogt zu Norschach, verstorben 1572, hat in seinem „Chronicon Helveticum“ die Tellgeschichte mit dem meisten Pragmatismus, aber auch kritiklos, ausgeschmückt, und sein allezeit reger Haß gegen Österreich hat ihn zu zahlreichen Erfindungen, Unrichtigkeiten und Berunglimpfungen verleitet.

Rein Gessler und kein Grijfler war in jener Zeit Landvogt, sondern ein Herr Ebbo von Rüschnacht von 1302 bis 1314 und später ein Walthar von Tottikon.

Rein
Gessler.

Auch in der Chronologie sind auffallende Widersprüche: Schilling verlegt die That Tells in das Jahr 1313, das Urnerspiel in das Jahr 1296, Tschudi in das Jahr 1307. Wir sehen also, Zeitgenossen wissen von der angeblichen That gar nichts, einige rohe Umrisse der Sage erscheinen erst in Chroniken 150 Jahre später, und erst 200 Jahre später wird die Geschichte so geschildert, wie sie seitdem herkömmlich erzählt wird. Darum schrieb schon Willmann an seinen Freund Goldast 1607: „Ich halte die Geschichte von

Toko.

Tell für eine reine Fabel, zumal erst 150 Jahre später seiner in den Chroniken gedacht wird.“ Die Geschichte schien ihm ersonnen, um Haß gegen Österreich zu erregen, und aus der Redensart entstanden zu sein: ein guter Schütze kann seinem eigenen Kinde einen Apfel vom Haupte schießen. Der gelehrte Iselin wies auf eine gleichlautende dänische Sage hin, die bei Saxo Grammaticus sich findet, der 1161 als Geheimschreiber des Bischofs Absalon von Lund seine Studien zu Paris machte, dann auf dessen Anregung die Geschichte seines Vaterlandes in der „*Historia Danica*“ bis 1186 beschrieb¹⁾ und 1204 als Propst von Roskilde starb. Der Schütze heißt hier Toko; der rühmte sich, ein so geschickter Schütze zu sein, daß er einen noch so kleinen Apfel, der auf einen Stock gesteckt wäre, aus weiter Entfernung auf den ersten Schuß treffe. Der König Harald Blauzahn (936—986), neidisch auf ihn, stellte statt eines Stabes den Sohn des Schützen hin und erklärte, daß, wenn Toko nicht mit dem ersten Schusse den Apfel auf dem Haupte seines Kindes treffe, er mit seinem eigenen Leben die leere Prahlerei büßen müsse. Toko mahnte seinen Sohn, so ruhig als möglich das Rauschen des kommenden Geschosses zu erwarten, und nahm hierauf drei Pfeile aus seinem Köcher und der erste, den er auf den Bogen legte, traf das vorgesezte Ziel. Der König fragte Toko, warum er mehrere Pfeile aus dem Köcher genommen, da er das Glück seines Bogens doch nur einmal versuchen mußte; Toko erwiderte: „Um an dir durch die Spitze des andern das Fehlen des ersten zu rächen, auf daß nicht meine Unschuld gestraft und deine Gewaltthat straflos würde.“ Später zog sich König Harald in das Dunkel eines dichten Waldes zurück, wo ihn das Geschoss des rachedürstenden Schützen zum Tode traf. In beiden Sagen ist also der kühne Schuß auf das Haupt des Kindes, der aufgestellte Stecken, die Zuversicht und Geschicklichkeit des Schützen, sein Vereithalten mehrerer Pfeile, sein freies Wort an den Dränger und der Tod des Übermüthigen durch den Schützen. Bei Saxo empört sich das Dänenvolk, die That Tells begründete die Freiheit der Schweiz. — Grimm bemerkte:²⁾ „Des Königs Harald Tod von des Schützen Hand ist geschichtlich, der Apfelschuß mythisch und dem Vortrage des Ereignisses bloß angewachsen aus älterer Überlieferung, die im Laufe des zehnten und elften Jahrhunderts vorausgesetzt werden muß.“ — Maurer verwirft aber auch die geschichtliche Existenz des Toko,³⁾ dieser sei kein Däne, sondern ein Finnenhäuptling gewesen und habe Palnatoko, Toko Sohn des Palme geheißen, der Zulin (Wolin) beherrschte. In der dänischen Sage hat der wilde Jäger Odin, dessen Geschoss alles zum Tode trifft, den Namen Palme. Nordische Forscher haben auf die Tellsagen der Inselfchweden und Esthen, auf die Sage vom Apfelschuß und der Tellenplatte bei Finnen und Lappen hingewiesen.⁴⁾ Die Geschichte vom kühnen Schützen, von der Tellenplatte findet sich also bei vielen Völkern. — Müllenhof bemerkt:⁵⁾ „Mythen wurzeln nicht in der Geschichte, sondern in der Religion des Volkes. Sie sind häufig älter als alle Geschichte, ja einige mögen wie die Sprache aus dem Ursitze der Menschheit mitherüber gekommen sein. Die Übereinstimmung der Mythen bei den verschiedenen Völkern mag oft

Palnatoko.

Sage und Geschichte.

¹⁾ Ausgabe von P. C. Müller und Welschow, 1839 und 1858, und v. Hølder, Straßburg 1886. — Vergl. Dahlmann, Forschungen, I, S. 151.

²⁾ Mythologie, S. 354.

³⁾ Befehrung Norwegens zum Christenthum, I, S. 244.

⁴⁾ Vergl. I. Hälfte, Cap. III u. IV in dem Werke von Nachholz.

⁵⁾ Schleswig-Holsteinische Sagen, Vorrede, S. 32.

überraschen, aber sie erklärt sich sehr einfach. Je weiter man in der Zeit zurückgeht, umso mehr nimmt die Verschiedenheit der Völker und Stämme ab, und umso größer muß die Übereinstimmung aller im Punkte der Sagen gewesen sein. Und was ist nun die nothwendige Folge dieses die Mythen charakterisierenden Umstandes? — Antwort: die mythologische Sage gewinnt an Beglaubigung, je öfter sie gefunden wird; umgekehrt verliert die historische an Wahrscheinlichkeit, sobald sie mehr als einmal vorkommt.“

Der Pfarrer Freitenberger führte 1760 in seiner Schrift: „Guillaume Tell, fable Danoise“ einen weitem Beweis für die Entstehung der Sage an: Die Schweizer hielten sich für Nachkommen der Schweden, und die Sage sei so mit den Einwanderern ins Land gekommen, und endlich sei der Ort, wo Tell gestanden haben soll, von dem angeblichen Standorte des Knaben so weit entfernt, daß kein Pfeil hätte hingelangen können.¹⁾ Freitenbergers Schrift ist in der Schweiz verbrannt und sein Name an den Galgen geschlagen worden. Manchen scheint so die Sage entstanden zu sein. Es ist aber nachgewiesen worden, daß die Beweise, auf welche diese Auffassung sich stützt, künstlich geschaffen und im Parteileben in der Schweiz amtlich zur Geltung gebracht worden sind. Die Tellenplatte hat nicht vom Sprunge eines Schützen Tell den Namen, sondern von der See-Einbuchtung, die man Delle nannte, Dal, Tall, Tell = kleine flache Einbuchtung, im Gegensatz zu steilem Gelände. Der Name Tell, den man in den Urner Kirchenbüchern finden wollte, hat sich bei genauer Befichtigung als Räll gezeigt. Es hat nie eine adelige Familie Tell in der Schweiz gelebt. Die Tellskapelle zu Bürgeln und die Stauffacherkapelle zu Steinen in Schwyz sind sogenannte Kümmeriskapellen. Die Geschichte der Familie Gessler ist jetzt vollkommen zutage gebracht²⁾ — es war nie ein Hermann Gessler Landvogt. Die Gessler waren unfreie Bauern in argauisch Meienberg. Johann Gessler ist Roßhändler und stirbt 1315 als herzoglicher Küchenmeister; sein ältester Sohn Heinrich wird Ritter und vertritt am Hofe der Herzoge zu Wien die Stadt Luzern. Ein Hermann Gessler von Brunegg hat bis und nach 1307 nicht gelebt; Brunegg gehörte damals der Familie Hedinger und kam erst ungefähr ein Jahrhundert später an einen Gessler. Nie gehörte die Burg Rütznacht einem Gessler. „So weist die Geschichtsforschung den Gessler aus der Tellsage und die Sagenforschung den Tell aus der Geschichte.“³⁾

Kein
Gessler
Land-
vogt.

Aber hat denn gar kein Wilhelm Tell gelebt? — fragten viele. Unser Grimm hielt Tell und Toko sprachlich für gleichbedeutend = Schütze, und glaubte also, daß kein Tell in der Schweiz gelebt habe. An der historischen Existenz hielten andere fest. So hat der Luzerner Staatsmann Felix von Walthasar in der Schuttschrift für Wilhelm Tell 1760 in der That beweisen wollen, daß ein Wilhelm Tell in Uri wirklich gelebt habe; 1388 hätten nämlich 114 Personen beschworen, daß sie Wilhelm Tell gekannt haben. Man sieht daraus, schlossen Neuere, damals kam die Sage im Munde des Volkes

Ent-
stehung
der
Sage.

¹⁾ Dagegen macht Rochholz, Tell und Gessler in Sage und Geschichte, S. 29, Heilbronn 1877, darauf aufmerksam, daß die angebliche Weite des Tellschusses, welcher zu Altdorf angegeben, nicht verschieden ist von der Schußweite des altnordischen Pfeilschusses, welcher auf 240 Faden oder Schritte nach altem Brauch und Größenmaße ermittelt ist.

²⁾ Familiengeschichte der Murgauer Gessler, bei Rochholz, l. c. p. 313 ff.

³⁾ Ibid. p. 317.

vor. Man war im frischen Gefühle des Sieges, man richtete den Blick zurück und fragte sich, wie das alles so gekommen? Man war nach Albrechts Tod mit den Habsburgern in Fehde gerathen, der Streit gewann immer größere Ausdehnung, der Haß wurde immer bitterer, und nun vermengten sich in der Volks Sage, welche eine Persönlichkeit hervorzuheben und ihr den Kranz aller Ehren zu leihen liebt, Wahrheit und Dichtung. Aber es gab auch damals schon kritische Köpfe, welche leugneten, daß Tell ein Hauptfactor bei der Befreiung der Schweiz sei, und sogar seine Existenz bezweifelten. Jeder Canton wollte am meisten gethan haben, und da haben in Uri (1388) 114 Personen beschworen, daß sie den Tell noch gekannt haben, aber nicht, daß sie seine That gesehen haben. Wilhelm Tell hat also gelebt, hat auch einen Antheil an der Befreiung, allein kein Apfelschuß, kein Mord eines Gessler war das Signal zu einem allgemeinen Aufstand. Wir finden ihn auch sonst nicht als einflussreichen Vorkämpfer, was er doch nachher hätte sein müssen, wie wir einen Walther Fürst, einen Stauffacher, einen Arnold fortan hervorragend thätig finden. Was er auch gethan haben mag, seine That hat nur in einem kleinen Kreis einiges Aufsehen erregt, sie war in dem großen Drama jedenfalls nur eine kleine Episode. Andere erklären die Geschichte von Gessler und Tell als einen Naturmythus, worin Gessler die Rolle des Winters und der Schütze Tell die des Sommers spiele.¹⁾

Die
Dar-
stellung
Kopp's.

Die neueren Geschichtschreiber opfern daher durchgängig die Tellgeschichte als vor der Kritik unhaltbar. Johannes Müller war der letzte, der sie mit halbem Herzen verteidigte in seiner „Schweizergeschichte“, während er sie in Briefen an Vertraute anzweifelte. — Blumer in seiner „Staats- und Rechts Geschichte der schweizerischen Demokratien“ will nur die Vertreibung der Bögte im Jahre 1308 noch festhalten; doch seine Gründe genügen nicht. — Kopp hat in seiner „Geschichte der eidgenössischen Bünde“ der richtigern Ansicht unwiderleglich Bahn gebrochen, und er sagt mit Recht: „Überhaupt ist mir keine Urkunde bekannt, aus der sich beweisen ließe, daß König Albrecht den drei Ländern auch nur ein Haar gekrümmt habe. Mit diesem Schweigen stimmen die ältesten Chroniken des Vitodurans und Justinger überein; selbst aus Ruß, Etterlin und dem gleichzeitigen Schilling, diesen drei Luzernern, noch weniger aus Abt Silbereisen, der seine Chronik im fünften Jahre nach Tschudis Tod vollendete, kann irgend ein haltbarer Beweis gegen Albrecht gebracht werden.“ — In seiner „Geschichte König Albrechts“²⁾ faßt Kopp das Verhältniß der Urcantone zu Albrecht noch einmal in den Worten zusammen: „In diesen Tagen umfaßte die Landleute von Schwyz sowie die von Uri und das jetzt zuerst als Land in die Geschichte eintretende Unterwalden gegenseitig kein anderes Band als die einige Hand des Königs Albrecht, reichte er sie als Reichsoberhaupt oder als Haupt seiner fürstlichen Länder. Über die Landleute von Uri oder die Gottes-

Kopp.

¹⁾ Hochholz, Tell und Gessler in Sage und Geschichte, S. 4—18, führt eine Menge schweizerischer Bräuche hiefür auf. Ähnlich sieht Mhland in seiner Romanze „Tells Tod“ in der Sage keinen wirklichen, sondern einen in jedem Frühjahr sich erneuernden Naturvorgang:

„Euch stellt, ihr Alpenjöhne,
Mit jedem neuen Jahr
Des Eises Bruch vom Föhne
Den Kampf der Freiheit dar.“

²⁾ Kopp, l. c. III, 2, p. 258—262.

hausleute der Abtei Zürich gehörte die Vogtei an das Reich; diese verwaltete für den königlichen Herrn sein Getreuer, der Landammann. Das Eigenthum war gesichert und noch mehr die persönliche Freiheit der Landleute; und da der Reichsgewalt in Uri keines andern Herrn Gerichtsbarkeit gegenüberstand und Werner von Attinghausen als ein Reichsfreier des Reiches Amman war, so konnte selbst der König über ihn keinen andern Reichsfreien als Reichsvogt setzen, geschweige denn Dienstleute seiner Söhne, der Herzoge von Österreich, mochte sie die Ritterwürde zieren oder nicht, weder einen Landenberg als Ritter noch einen Geflüer ohne diese Würde. Auch nicht die erste Verkümmernng der Freiheit geschah durch Albrecht, die der Verpfändung. — Zum Lande Schwyz gehörte nicht Gersau, nicht Rüfenach, nicht Hof und Dorf Art, welche alle, nach je besonderem Hofrecht verwaltet, unter der Vogtei des Hauses Habsburg standen. Die Vogtei mit ihren Gerechtsamen, welche, da kein anderer Grundeigenthümer da war, auch Zwing und Bann in sich einschloß, war aus dem Erbe der Lenzburger Grafen als unmittelbares Lehen vom Reich an die Grafen von Habsburg und sodann an die Herzoge von Österreich gekommen. Die Versuche unter Friedrich II. und König Adolf, die Mittelbarkeit der Landleute zur Unmittelbarkeit vom Reiche zu erheben, hatten nur kurzen Erfolg; Adolfs Brief, den die Schwyzer gegen Albrecht als Herzog erhalten, konnten sie nicht zur Bestätigung dem Könige Albrecht vorlegen. Das Reich gewann nur dann unmittelbaren Anspruch an Schwyz, wenn das Oberhaupt sich mit Österreich entzweite. Wie es daher so überflüssig als unbegreiflich wäre, wollten die Herzoge zu Amtleuten und Landammann noch besondere österreichische Vögte schicken, so wäre es geradezu sinnlos, wenn König Albrecht in ein Land, das er nicht für Reichsland halten konnte, Reichsvögte hätte setzen wollen. — Die Leute in Unterwalden, nach Dorf und Gemeinde des unteren und oberen Thales vereinzelt, hatten ihre Grundlage nicht in einer sie alle umschließenden Gemeinmark. Unter solchen Umständen und bei dieser Verfassung war, wie in Uri und zu Schwyz, so in Unterwalden, keinerlei Raum für auswärtige Vögte, welcher Art immer sie sein mochten. Indem König Albrecht in den Waldstädten weder seiner Würde und den Rechten seiner Söhne etwas vergab, noch auch dem Besizthum anderer Herren sowie der Landleute zu nahe trat, forderten die Herzoge von Österreich nicht mehr, als was König Rudolf noch als Graf und König Albrecht als Herzog an Reichslehen dort, hier an eigen Erworbenen besessen und an sich gebracht hatten: Grafschaftsrecht und Erbe.“

Kein
öster-
reichi-
scher
Vogt,

keine
Rechts-
trän-
kung.

Wer hat die Fälschung der Urgeschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft bewirkt? — Rothholz gibt nach sorgfältiger Untersuchung die Antwort: der politische Haß eines von welschem Solde lebenden und das deutsche Stamm- land hassenden Magnatenthums. — Ropp bemerkt: „Es bedarf nur der richtigen Erfassung der Geschichte, und man tritt aus einem schweren Irrthum heraus. Man nehme einmal an, es habe in den Waldstädten keine österreichischen oder Reichsvögte gegeben; man nehme an, es haben die von den spätern Zeitbüchern erzählten und vielfach ausgemalten Greuelthaten nicht stattgefunden: — welches menschliche Gemüth wird nicht bei diesem Gedanken erleichtert! Muß nicht der alte Haß und Widerwille, in welchem wir gegen Österreich und alle Deutschen auferzogen wurden, zur Ehre der Menschheit allmählich schwinden?“

Rothholz.

Kaiser Heinrich VII. und Dante.

Die Welt war überrascht durch den Tod Albrechts, am meisten die eigene Familie. Untröstbar über den Verlust des Gatten weilt die Königin Elisabeth in den oberen Landen, bei ihr ihr Sohn Leopold, der Mannschaft rüstete, denn man fürchtete noch andere Angriffe. Friedrich wollte eben gegen Böhmen zu Felde ziehen. Da aber vom Reiche keine Hilfe mehr zu erwarten stand, noch von Ungarn, und die Macht des Hauses für alle Wechselfälle vereint bleiben mußte, so schloß Friedrich mit König Heinrich von Böhmen am 14. August 1308 den Frieden zu Znaim und verzichtete auf alle Ansprüche an Böhmen und Mähren, wogegen Heinrich binnen zwei Jahren 45.000 Mark große Prager Pfennige bezahlen sollte.¹⁾

Albrechts
Familie.

Znaimer
Vertrag.

Gab Friedrich seine Ansprüche so billig auf, um an Heinrich eine Stütze zu haben bei der römischen Königswahl? Dem widerspricht, daß Friedrich selber gar keine Schritte that, um die Krone zu erwerben, wie es scheint in der Überzeugung vom Haß, den König Albrecht auf die emporsteigende Macht des Hauses Habsburg geladen. Helfen hätte Heinrich ihm nicht können, denn Böhmen wurde diesmal zur Wahl gar nicht berufen, weil der Böhmenkönig unbelehnt und ungekrönt war.

Königswahl.

Daß Albrechts Ermordung sogleich Anlaß zu unzähligen Fehden gab, ist bei der Rauflust und Freude an Gewaltthat in dieser Zeit leicht erklärlich, und mit Recht klagten die Besseren, daß mit dem gerechten und unbeflegten Fürsten Gesetz und Recht dahingegangen sei. Desungeachtet fand erst am 27. November 1308 in Frankfurt eine Königswahl statt.²⁾

Karl
von
Valois.

An Bewerber um die Krone fehlte es diesmal nicht, der eifrigste war Philipp der Schöne für seinen Bruder Karl von Valois, um das Kaiserthum wieder an den Stamm der Franken zurückzubringen. Wenn aber Philipp auch noch über das Kaiserthum verfügte, dann war alles geopfert, wofür Gregor VII., Alexander III. und Innocenz III. gekämpft hatten. Dennoch sollte

¹⁾ Bachmann, l. c. I, p. 726.

²⁾ Böhmer, Regesta imp., p. 252. — Johannes Victoriensis, bei Böhmer, Fontes, I, p. 359. — Pertz, Leges, II, p. 490.

Clement V., so verlangte es der gewaltthätige König, die Wahl Karls bei den deutschen Kurfürsten durchsetzen. Die Verlegenheit des Papstes war groß; der Cardinal da Prato rieth, die Kurfürsten dahin zu bestimmen, daß sie unverzüglich das Reich bestellen, ehe der König von Frankreich sein Ansuchen erneuere.¹⁾ Das geschah: bei den Wahlverhandlungen siegten die geistlichen Kurfürsten durch ihre Einigkeit über die weltlichen, welche sich nur das ausbedungen, daß der Gewählte ihnen den Umfang ihrer Länder bestätigen und an den Marken des Landes friedliebende Reichsbeamte einsetzen müsse, das heißt er dürfe keine Pläne hegen und nicht einschreiten, wie weiland König Albrecht. Jeder der Weltlichen hatte einen andern im Vorschlag, auch Friedrich von Oesterreich war unter den Genannten. Trier und Mainz waren hingegen einig, Köln schloß sich ihnen an, und bald traten die andern Kurfürsten bei, und so kam es zu einer einstimmigen Vorwahl. Dieselbe fand statt auf dem Königsstuhl zu Rense, einige Stunden von Koblenz; unter uralten Nussbäumen stand dort auf einer Stelle, wo ein gellendes Hifthorn in den Händen von vier Kurfürsten zugleich gehört werden konnte, ein steinerne Altar, von neun Säulen getragen. Dort pflegten die rheinischen Fürsten öfters zusammenzukommen, über ernste Angelegenheiten des Reiches zu berathen.

Der
Fürsten-
stuhl
zu Rense.

Der nun Gewählte war Heinrich III., Graf von Luxemburg; mit ihm kam ein neues Geschlecht an den Thron, die Luxemburger.

Die
Luxem-
burger.

Lüzelburg oder Luxemburg war eine kleine Grafschaft südlich vom Ardennenwalde; im Osten wurde deutsch, im Westen französisch gesprochen. Das Geschlecht, dem die Grafschaft gehörte, war uralte, reich an schönen Männern, nach der Sage von einem Meerweib, der schönen Melusina, abstammend. Zu wahrer Macht stieg die Familie erst durch unsern Heinrich auf, den Grafen von Lüzelburg und Laroche, Markgrafen zu Arlon, geboren am 2. Juli 1262.²⁾

In der Schlacht bei Worringen (1288) verlor Heinrich seinen Vater und übernahm nun, sechsundzwanzigjährig, die Herrschaft und die Sorge über seine Brüder; er war erzogen am französischen Hofe, französisch seine Bildung, von Philipp dem Schönen war er zum Ritter geschlagen; 1294 wurde er gegen ein Jahrgeld von 500 Pfund Vasall der Krone Frankreichs. Die deutsche Sprache mag er wohl verstanden haben, aber die französische sprach er lieber, in französischer Sprache sind die Protokolle seines Geheimen Rathes, keine einzige deutsche Urkunde ist von diesem Kaiser vorhanden: „er war halb oder mehr als halb Franzose.“³⁾

Heinrich
VII.

Wenn aber auch am französischen Hofe erzogen, so blieb Heinrich doch unberührt vom frivolen Geiste Philipps: er war fromm, rechtlich, aufrichtig, hochherzig, dabei war er waffentüchtig und wurde einer der ersten Turnierhelden seiner Zeit.⁴⁾ Im Ardennenwalde, sonst dem Schlupfwinkel von Räubern und Diebsgefinde, wurde alles so sicher, daß die kostbarsten Güter ohne kriegerische Begleitung durchgeführt wurden. Mit Trier war der Graf einige Zeit in

1) Villani, l. c. VIII, cap. 101. — Barthold, Der Römerzug König Heinrichs von Lüzelburg, I, S. 303 ff. — Dönniges, Geschichte des Kaiserthums im vierzehnten Jahrhundert, I. Berlin 1841.

2) Barthold, l. c. I, p. 277—294. — Böhmer, Regesta imp., p. 254.

3) Böhmer, Regesta imp., p. 254.

4) Hic justus et religiosus et in armis strenuus fuit — sagt Hocsemius von ihm.

Streit und bedrängte die Stadt hart; 1302 wurde aber eine so innige Versöhnung geschlossen, daß der Lützelburger eine Stellung für die Stadt übernahm, wie Rudolf I. vor der Königswahl für Straßburg: sie schenkte ihm ein Haus, zahlte ihm jährlich 300 Pfund Heller; er hingegen wurde Bürger, stellte ihr fünfzig schwergerüstete Reiter in Kriegsgefahr, führte ihre Mannschaft an und nannte sich Heinrich, Graf zu Lützelburg, Bürger und Vogt zu Trier. Den ersten Grund zu seiner künftigen Größe legte er durch seine Vermählung mit Margareta, der Tochter des Herzogs von Brabant (1292); er trat damit in eine mächtige, weitverzweigte Familie ein; den zweiten dadurch, daß er seinem jüngeren Bruder Balduin auf den Stuhl von Trier verhalf. Balduin, ein regstamer Geist, erwarb seine Ausbildung an der Hochschule zu Paris. Als der Stuhl von Mainz erledigt war, sandte Heinrich seinen vertrauten Arzt, Peter Nischpalter aus Trier, damals Bischof von Basel, nach Avignon; aber Papst Clemens V. machte Einwendungen gegen die Jugend Balduins, und als ihn, wie wir oben sahen, Peter von einer schweren Krankheit schnell und geschickt heilte, gab er aus Dankbarkeit seinem Retter selber das Bisthum Mainz. Anfangs zürnte Heinrich seinem Voten, doch mußte dieser gewandte Mann, als der Stuhl von Trier erledigt war, die Wahl Balduins zum Erzbischof durchzusetzen im Jahre 1308. Bei der Weihe Balduins war auch sein Bruder, Graf Heinrich in Poitiers, stellte sich hier dem Papste vor und ließ durch seine Persönlichkeit den günstigsten Eindruck zurück. Balduin war zwar erst zweiundzwanzig Jahre alt, aber er wurde doch ein ausgezeichnete Bischof: er studierte und betete viel, sein Privatleben war musterhaft, ein ernster Eifer für Recht und öffentliche Sicherheit befeelte ihn; durch strengen Haushalt vermochte er bald die Schulden des Stiftes zu tilgen, nur nicht die eigene Lust an ritterlichen Spielen, wenn er sie auch nur insgeheim in seinem Hause pflog. „Jetzt häng' ich die bischöfliche Würde an die Wand“, sagte oft der zweiundzwanzigjährige Erzbischof und Kurfürst, wenn er sich an allerlei Leibesübungen zu ergötzen begann.¹⁾

Auf der Rückkehr von Poitiers erfuhren beide Brüder den Tod Albrechts, und in Balduin stieg zuerst der Gedanke auf, die deutsche Krone an den Bruder zu bringen; der Erzbischof von Mainz war sogleich dafür, und beide gewannen schnell den von Köln, und bei den sein geleiteten Wahlverhandlungen ließen sie zuerst die weltlichen Kurfürsten im Wortwechsel sich abmühen und traten dann mit ihrem Candidaten hervor, und in Frankfurt erfolgte am 27. November die feierliche einmüthige Wahl. Freilich mußte der neue König den Wählern Rechte und Einkommen verschwenderisch austheilen und vergeuden, was Albrecht dem Reiche wieder beigebracht hatte, selbst sein eigenes Vermögen opfern, um nur die Gabsucht der Wähler zu befriedigen. Erst in der Erwerbung Böhmens und Mährens fand die Familie wieder einen Ersatz für ihre Auslagen.

Die Wahl Heinrichs VII. fand Anklang beim Volk, und die Kurfürsten hatten sich auch in diesem Manne nicht getäuscht: er wurde ihnen nie gefährlich wie Albrecht. Auf das Volk machte die Schönheit, die edle Männlichkeit, das Streben des neuen Königs, nach Art Rudolfs durch Verfolgung und Hinrichtung der Räuber den Straßenverkehr zu sichern, die Gewandtheit und die Pracht seines Auftretens den besten Eindruck — seine Reichstage gehören

¹⁾ Barthold, l. c. I, p. 289—294.

Balduin
von
Trier.

Peter
Nisch-
palter.

Politik.

zu den glänzendsten. Heinrich liebte den äußeren Schein im Gegensatz zu Albrecht, der sich nur mit dem Wesen der Sache begnügte. — Dem Adel gefiel die dem stolzen Bürgerthum abgeneigte Gesinnung des Königs, die er hin und wieder sehr entschieden zu bethätigen liebte. Als die Boten der Stadt Straßburg, die um Bestätigung ihrer Freiheiten baten, als „die Herren der Stadt Straßburg“ sich anmelden ließen, wurden sie nicht vorgelassen; sie zogen ihm von Stadt zu Stadt nach, bis sie, von seinem Kanzler auf ihren Verstoß aufmerksam gemacht, als „die treuen Bürger von Straßburg“ Zutritt verlangten; sie wurden wohl aufgenommen und erhielten die Gewähr: „Ich habe nicht gewußt, wer die Herren von Straßburg wären.“ Heinrich hat nicht wie Albrecht die Berechtigung des Pfahlbürgerthums ausgesprochen, es sogar verboten und im Streite der Geistlichen gegen die Städte sich meist auf Seite der Geistlichen gestellt. Doch war durch Albrecht die Macht und der Geist der Städte so gestiegen, daß sie auch unter Heinrich fortan den Reichstagen beizuhöhen.

Wie Rudolf, zog der neue König, sobald er am 6. Januar 1309 mit seiner Gemahlin zu Aachen gekrönt war, rheinauf und rheinab, dann durch Schwaben, Franken, ungerechte Zölle abschaffend, Räuber bestrafend, alte Rechte bestätigend, neue gewährend, in den einzelnen Landschaften seine gnadenreiche Gegenwart zeigend. Von den Reichstagen in Deutschland ist der zu Speier im August 1309 und der zu Frankfurt im Juli 1310 vor allen wichtig: der erste durch die Einigung mit Habsburg-Österreich und durch den Beschluß einer Romfahrt; der zweite durch die Verlobung seines Sohnes Johann mit Elisabeth von Böhmen und Ernennung desselben zum Reichsvicar diesseits der Alpen auf fünf Jahre.

Im Einverständnis mit den Habsburgern ist Heinrich zum Könige gewählt worden; dafür versprach er am 30. November 1308, Friedrich, Herzog von Österreich und Steier, und seinen Brüdern alle Lehen, welche sie oder ihre Vorfahren zur Zeit Rudolfs, Adolfs und Albrechts besaßen, zu verleihen und sie in ihrem Rechte nicht zu beschweren, vielmehr ihnen mit seiner Macht in Erhaltung derselben beizustehen.¹⁾ Allein der Einfluß des den Habsburgern feindseligen Erzbischofs von Mainz und das Angebot Böhmens scheint ihn andern Sinnes gemacht, ja einmal sogar in ihm den Plan erweckt zu haben, mit Böhmen auch die Herzogthümer Österreich und Steier, die unter Ottokar II. zu diesem Reiche gehört hatten, an sein Haus zu bringen. Gewiß ist: an dem angezeigten Tag zu Nürnberg erhielten die Habsburger die Bescheinung nicht, und in Konstanz zeigte Heinrich, am 3. Juni 1309, eine feindselige Gesinnung,²⁾ indem er den Boten aus Uri, Schwyz und Unterwalden die Briefe Friedrichs II. und Adolfs von Nassau bestätigte und ihnen außerdem die Vergünstigung ertheilte, daß sie vor keines weltlichen Richters Stuhl,

Beginn
der Re-
gierung.

Ger-
würfnis
mit den
Habs-
burgern.

Die Ur-
cantone.

¹⁾ Böhmer, Regesta imp., p. 258, 269. — Kurz, Österreich unter Friedrich dem Schönen, S. 415.

²⁾ Böhmer, Regesta imp., p. 263. — Ropp, Urkunden, S. 103.

mit einziger Ausnahme des königlichen Hofgerichts, um irgend eine Sache oder Angelegenheit außer die Landmarken gezogen werden sollten. Er bestellte einen Reichsvogt in den Waldstädten und entband damit die drei Thäler von aller Verbindlichkeit an die Landgrafschaften Nargau und Zürichgau und machte der Herrschaft die Ausübung der Vogteigewalt gegenüber ihren in Schwyz und Unterwalden angestammten und durch König Rudolf neu erworbenen Rechten unmöglich.

Ver-
hand-
lungen
in
Speier.

Hier ist also der erste urkundliche Beweis von einer feindseligen Gesinnung der Waldstädte und des Königs gegen Habsburg. Auch zu Speier am 29. August fand keine Belehnung statt, als unter großen Feierlichkeiten die Beisetzung der Leichen der Könige Adolf und Albrecht erfolgte; vier Königinnen standen um die Gruft: Margareta, die Gattin Heinrichs VII., und drei Witwen, Adolfs, Albrechts und Agnes von Ungarn. Albrecht und Adolf wurden nebeneinander bestattet.¹⁾

Friedrich der Schöne war mit 700 Rittern, alle gleich gekleidet, in Speier eingezogen; der König sah in dieser großen Anzahl eine Drohung; wahrscheinlich wurde er auch aufgereizt durch Peter Nischpalter; da entließ Friedrich einen großen Theil seiner Mannen. Die Verhandlungen über die Belehnung wurden immer gespannter, so daß einmal Friedrich im aufflammenden Zorn äußerte: „Es seien schon fünf Könige wegen Österreich erschlagen worden, Heinrich möge sich vorsehen, daß er nicht der sechste würde, wenn er ihm das Land nicht lasse.“²⁾ Nach Ottokar von Horneck saß Friedrich schon zu Pferd, um abzureisen, als der Bischof Johannes von Straßburg und Pfalzgraf Rudolf ihn noch aufhielten und zur Vermeidung des Bürgerkrieges noch einmal eine Vermittlung versuchten. Auf der andern Seite mochte die Nachricht von einem Aufstande in Österreich Friedrich nachgiebiger stimmen.

Aus-
söhnung
mit den
Habs-
burgern.

Nun wurden die Herzoge Friedrich, Leopold und Heinrich am 17. September mit Österreich, Steyer, Krain, der Mark und Portenau belehnt und weiter erklärt, daß die reichslehnbaren Besitzungen aller Theilnehmer an dem Morde König Albrechts dem Kaiser und dem Reich, die vom Herzoge herrühren, aber diesen Herzogen zufallen und bleiben sollten.³⁾ Die Herzoge versprachen, Heinrich VII. 20.000 Mark zu leihen und gegen 30.000 Mark ihm mit ihrer ganzen Macht zur Eroberung Böhmens beizustehen. Für diese 50.000 Mark verpfändete ihnen Heinrich VII. die Markgrafschaft Mähren.

Möchtung
der
Königs-
mörder.

Und endlich erfolgte am 18. September 1309 die Möchtung der Königs-
mörder, des Herzogs Johann von Österreich, Rudolfs von der Wart, Walthers von Eschenbach, Konrads von Tägerfeld: Ihre

¹⁾ Ottokar von Horneck, l. c. cap. 826. — Böhrer, Regesta imp., p. 269.

²⁾ Dicente consilio regis, quinque reges propter ducatum Austriae occisos esse, ac Friderico respondente: Et iste, si cavere noluerit, poterit esse sextus. — Böhrer, Regesta imp., p. 267.

³⁾ Ropp, Eidgenössische Bünde, IV, 1, S. 72 ff. — Horneck's Reimchronik, Cap. 827—828. — Kurz, l. c. p. 416—418. — Böhrer, Regesta imp., p. 269.

und Recht sei ihnen genommen, ihre Lehen seien den Lehensherren ledig gesagt, ihre Weiber zu Witwen, ihre Kinder zu Waisen erklärt, sie seien ihren Freunden verboten und ihren Feinden erlaubt.¹⁾ Und jetzt begann die Bestrafung der Mörder mit der ganzen Strenge jener in Liebe und Haß gleich starken Zeit; sie und alle, die sie vertheidigten, also ihre That zur eigenen machten, wurden hingerichtet; nur Walther von Eschenbach entkam ins Württembergische, wurde Viehhirt und entdeckte fünfunddreißig Jahre später sterbend seinen Namen. Johannes Parricida war nach Pisa in ein Kloster entkommen, wo er sich später Heinrich VII. entdeckte und von diesem zu lebenslänglicher Haft verurtheilt wurde; er starb 1313. Rudolf von der Wart wurde auf der Flucht nach Avignon aufgegriffen und an Leopold ausgeliefert, der ihn an der Stätte des Mordes auf das Rad flechten ließ.

In Speier erfolgte am 30. August 1310 die Belehnung Johannis von Luxemburg mit dem Königreich Böhmen und hierauf die Trauung desselben mit Wenzels II. Tochter Elisabeth. Heinrich von Kärnten nämlich verstand Böhmen nicht zu regieren; über alles Maß schenkte er her, was man verlangte, gab er immer dem recht, der zuletzt sprach.²⁾ Bald hatte er selber nichts mehr zu geben, und da fiengen viele an, ihn zu haßen und zu verachten, welche ihn erhoben hatten. Die Noth des Königs wurde bald so groß, daß er nicht einmal die Bedürfnisse seiner Tafel bestreiten konnte; jetzt wurde er empfindlich, launisch, hart, oft grausam, aber man lachte über seine Befehle. Die Ordnung in Böhmen löste sich auf. Die Barone kämpften mit den Städten und hielten einmal den König einige Zeit hindurch in ehrenvoller Haft, aus der ihn erst Otto von Bayern und Eberhard von Württemberg befreiten. Adel, Bürger und Clerus wandten sich nach und nach von ihm ab; viele wünschten die Regierung Friedrichs, andere richteten ihr Augenmerk auf den neuen König Heinrich VII.

Das Haupt aller Unzufriedenen aber wurde die Prinzessin Elisabeth, die Heinrich, um sie unschädlich zu machen, zu einer unstandesmäßigen Ehe zwingen wollte: doch sie weigerte sich standhaft, und in ihrem Auftrag zog der Abt Konrad von Königssee, unter dem Vorwande einer Reise nach Cîteaux, zu Heinrich VII. Da schilderte er dem Könige den traurigen Zustand Böhmens und wie eine bessere Regierung nothwendig und Elisabeth die Hoffnung des Landes sei. Heinrich entgegnete: Das Königreich Böhmen sei durch das Aussterben des Mannstamms der Přemysliden dem römischen Reiche schlechterdings anheimgefallen, der unberechtigte und unfähige Kärntner sei nur durch Hoffnung auf schändlichen Gewinn von einigen berufen worden, die durch ihn regieren wollten: ihm, dem Könige, komme es zu, den böhmischen Thron wieder zu besetzen. Auf die Bitten des Abtes sicherte ihm endlich der König zu, keine andere, als Elisabeth, solle Königin von Böhmen werden. Diese Nachricht zündete in Böhmen. Daß König Heinrich VII. entschlossen war, Böhmen seinem Haus zuzu-

Böhmen
an
Luxemburg.

Heinrich
von
Kärnten.

Die
Böhmen
unter-
handeln
mit
Heinrich
VII.

¹⁾ Pertz, Leges, II, p. 497. — Ropp, l. c. p. 76.

²⁾ Heidemann, Heinrich von Kärnten als König von Böhmen. Forschungen zur deutschen Geschichte, IX, S. 1471—1510. — Schötter, Johann Graf von Luxemburg und König von Böhmen, III, 1865.

Vertrag mit Österreich. wenden, zeigt, daß er am 17. September mit den Herzogen von Österreich den Vertrag schloß, wodurch sich diese verbindlich machten, ihm mit Waffen und Geld zur Eroberung Böhmens beizustehen und ihm 20.000 Mark Silber gegen Verpfändung von Mähren vorzustrecken. Natürlich wurde Elisabeth jetzt der Gegenstand der Furcht und Hoffnung. Heinrich wollte sie in sichere Haft bringen, sie erfuhr davon und entfloh, als altes Weib verkleidet, am 28. Mai 1310 nach Nimburg an der Elbe. Und nun theilte sich das ganze Land, bald war der König nur mehr auf Prag beschränkt und mußte den Markgrafen von Meißen zu Hilfe rufen. Die Stände Böhmens sandten eben eine Botschaft an Heinrich VII., die am 12. Juli 1310 in Frankfurt seinen Sohn Johann zum Gemahl der Elisabeth verlangte. Heinrich bot ihnen zuerst seinen Bruder Walram an, „einen tapfern Mann, der für sich selbst reden und kämpfen kann: mein Sohn ist noch ein Kind, und wehe dem Land, dessen Herrscher noch ein Kind ist“. — „Die Böhmen wünschen den Sohn,“ erwiderten die Gesandten, „weil dieser Eurer Majestät am nächsten ist.“¹⁾

Heinrich a bgefeht. Heinrich zauderte noch, er fürchtete den unsteten Geist des böhmischen Volkes. Doch am 24. Juli 1310 fand feierliche Gerichtsitzung statt: die Böhmen klagten über die Unfähigkeit Heinrichs, das Land zu regieren, und flehten die Hilfe des Reiches an; die Fürsten entschieden: Heinrich sei seit König Albrecht im Reichsbann, und alle von den Ständen ihm geleisteten Eide seien darum nichtig. Und nun erfolgte der Entscheid des Königs, daß er seinen Sohn Johann mit Elisabeth vermählen und Böhmen zum Könige geben wolle. Bald kam Elisabeth unter glänzendem Geleit aus Böhmen nach Speier; Johann erschien hier mit dem weißen böhmischen Löwen, beugte vor Heinrich das Knie, leistete den Lehenseid und wurde mit Böhmen feierlich belehnt und am 1. September 1310 mit Elisabeth vermählt.²⁾

Johann, König von Böhmen 1310. Ein Heer zur Eroberung des Landes setzte sich von Nürnberg aus am 18. October in Bewegung, der Versuch auf einige Städte mißlang, Prag aber wurde am 3. December durch Verrath genommen. Heinrich floh in die Burg. Das Beispiel der Hauptstadt entschied das Schicksal des Landes; mit Mühe gewährte der Erzbischof von Mainz, denn er leitete das Ganze, der fußfällig bittenden Königin Anna sicheres Geleit für sie und ihren Gemahl. In der Nacht vom 9. December 1310 verließ Heinrich Prag und zog nach Kärnten, um Böhmen nie wieder zu betreten, obschon er sich bis zu seinem Tode König von Böhmen nennen ließ. Seine Gemahlin Anna erlag schon 1313 dem Gram.

Heinrichs Ende. So kamen die Luxemburger in den Besitz Böhmens, das sie bis zum Erlöschen des Mannsstammes behaupteten. Johann war vierzehn, Elisabeth achtzehn Jahre alt, der Erzbischof Peter von Mainz leitete eigentlich die Regierung; als ehemaliger Kanzler Wenzels II. mit den Verhältnissen wohl vertraut, wußte er in kurzem Ruhe und geordnete Zustände wieder herzustellen.

¹⁾ Palacfy, Geschichte Böhmens, III, S. 70. — Barthold, Römerzug Heinrichs, I, S. 360—361. — Popp, l. c. IV, p. 70. — Böhmer, Regesta imp., p. 277.

²⁾ Barthold, l. c. I, p. 359—366. — Böhmer, Regesta imp., p. 279.

Den König Heinrich VII. aber trieb es nach Italien. Den Krieg gegen den trotzigem Eberhard von Württemberg, der gegen Beschluß des Reiches schon unter Albrecht Heinrich von Kärnten unterstützt hatte, überließ Heinrich, im Herbst 1310, den gegen ihn klagenden Reichsstädten unter Führung des Reichsvogtes Konrad von Weinsberg. Eberhard erlag, er mußte im Jahre 1312 fliehen und in den Thürmen von Besigheim Schutz suchen; nur wenige Burgen blieben unbezwungen, erst der Tod Heinrichs machte ihm wieder Luft.¹⁾

Rudolf und Albrecht waren nicht nach Italien gezogen, sie wollten vorher die Königsmacht in Deutschland kräftigen, Heinrich aber verlangte sogleich nach Italien; eine romantische Natur, glühte er nach dem Schimmer der Kaiserkrone, und in Italien war die Erinnerung an das Kaiserthum noch immer lebendig, dabei aber ein Wirrwarr im Kampfe der Parteien, der auf den ersten Anblick nach den Worten eines Italieners einem Ameisenhaufen gleicht, in dem der Blick sich verliert. „In steter, schneller Hast sieht man die einzelnen von Leidenschaften getrieben, die man nicht kennt; sie drängen sich, sie streben auf einen Punkt, sie suchen einer dem andern voranzueilen, sie bekämpfen sich; das Auge verliert sich in dem Gewirr, ohne sie voneinander trennen zu können. Aber die Einzelgeschichte zeigt uns in jeder dieser Gruppen edle Leidenschaften, tiefgreifende Ansichten, erhabene Ideen. Je mehr wir diese Geschichte durchforschen, je lebendiger reißt in uns die Überzeugung, daß in der Politik keine relative Größe stattfindet, daß der Streit über Freiheit oder Herrschaft die höchsten und schönsten Interessen des Menschenherzens aufhebt, dieselben Talente hervorruft, dieselbe Menschenkenntnis erfordert.“²⁾ Diese allgemeine Regsamkeit, diese Lebendigkeit der Leidenschaften, diese Wichtigkeit jedes einzelnen wandeln die Geschichte Italiens zur unerschöpflichen Quelle für den Forscher um; keine Stadt, die nicht drei, vier, oft mehrere Geschichtsschreiber aufzuweisen hat, und jeder derselben gewinnt an Interesse, je mannigfaltiger er geschrieben hat. Jede Stadt hat sich der Reichsrechte bemächtigt, und in jeder Stadt war ein Kampf der Parteien; in vielen hatten die Welfen gesiegt und ihre Gegner wanderten als Verbannte, banditi, fuorusciti, durch Italien. Da klang auf einmal die Nachricht über die Berge: Heinrich von Luxemburg komme, um das Kaiserthum wieder herzustellen, und weckte in allen Herzen Furcht oder Hoffnung und rief schlummernde Leidenschaften wieder wach.

Ein Aufruf, der damals durch Italien flog, schildert die Hoffnungen der Ghibellinen. „Sieh, jetzt naht die ersehnte Zeit, in welcher sich die Zeichen des Trostes und des Friedens erheben; ein neuer Tag bricht an und sein Morgenroth erheitert die Finsternis des langen Elends — juble jetzt auf, Italien, mit dem Gott Barmherzigkeit trägt! Bald wirst du von aller Welt beneidet sein, sogar von den Saracenen! Denn dein Bräutigam, die Freude des Jahrhunderts und

¹⁾ Stälin, Geschichte Württembergs, I, 1, S. 474–478. Gotha 1887.

²⁾ Mariotti, Geschichte Italiens, I. Einleitung.

der Ruhm deines Volkes, der fromme Arrigo (Heinrich VII.), der erlauchte Mehre und Cäsar, schickt sich an, zu deiner Hochzeit zu kommen. Trockne, o du schönste der Jungfrauen, deine Thränen und lege die Geberde deiner Traurigkeit ab! Denn der ist nah, welcher dich befreien wird aus dem Gefängnis der Arglist, der niederschlagen die Vollbringer der Bosheit, mit der Schärfe des Schwertes sie strafen und seinen Weinberg andern Arbeitern übertragen wird, damit sie Früchte der Gerechtigkeit ernten am Tage der Bese.“¹⁾ Der Verfasser dieses Flugblattes ist Dante Alighieri aus Florenz, welcher mit Heinrich zusammentraf²⁾ und ihn sprach. Für Dante war Heinrich das Lamm Gottes, welches die Sünden der Welt hinwegnimmt, der Erlöser, dem er als Johannes den Weg bahnen wollte.

Ein
Aufruf
Dantes.

Theorie
des
Kaiser-
thums.

Und jetzt stoßen wir auf eine Theorie des Kaiserthums, wo das Kaiserthum im Erlöschen ist, eine merkwürdige Erscheinung! Da die weltherrschende Stellung des Papstthums im Sinken war, sprach noch einmal ein Papst, Bonifaz VIII., die Theorie desselben in großen Worten aus: „Sieh da zwei Schwerter; ich bin Papst, ich bin Kaiser.“ Auch das Kaiserthum ist im Sinken, noch einmal aber ringt ein Kaiser, Heinrich VII., es zu verwirklichen, und spricht der größte Dichter des Mittelalters, Dante,³⁾ die Theorie desselben aus. Ihm ist das Kaiserthum ein ebenso göttliches Institut, als die Kirche, und ein Abweichen davon ist ihm ebenso kezerisch, als ein Abweichen von der Kirche. Der Zweck des Kaiserthums ist die Seligkeit dieses Lebens, und der Zweck der Kirche ist die Seligkeit des ewigen. Das Kaiserthum muß wieder hergestellt werden, dann wird auch das Papstthum wieder seine Bedeutung haben. Der Kaiser steht wie der Papst unmittelbar unter Gott und ist darum dem Papst vollkommen ebenbürtig. Allerdings ist dieses Kaiserthum ein weltliches; seine Grundlage ist Friede, Gerechtigkeit und Freiheit; der Kaiser ist der Diener der Menschheit: in Bezug auf die Mittel ist er Herrscher, in Bezug auf das Ziel Diener der Menschheit. Obgleich nun der Kaiser unbeschränkter Herr im Weltreich ist, so gehen die nationalen Unterschiede nicht zugrunde, denn er waltet nur in dem allen gemeinsam Zukommenden.

Zug
nach
Ober-
italien.

In Lausanne leistete Heinrich vor Abgeordneten des Papstes den Eid, welchen Rudolf von Habsburg geschworen hatte; dann begann der Marsch über die Alpen.⁴⁾ Am 24. October 1310 kam der König mit einem Gefolge von 3000 Mann in Susa an, am 30. stießen

¹⁾ Barthold, l. c. I, p. 339—343. — Wegele, Dantes Leben und Werke, S. 189 f.

²⁾ Prose e rime di Dante Alighieri, ed. Zatta, V, p. 283 heißt es: „Vidi te, benignissimo, e udii te, pietosissimo, quando le mie mani toccarono i tuoi piedi e le labbra mie paggarono il lor debito, quando si esultò in me lo spirito mio“ und kann nur auf persönlichen Verkehr des Dichters mit dem Kaiser gedeutet werden.

³⁾ In dem Buche „De monarchia“.

⁴⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1310, n. 2—7. — Pertz, Leges, II, p. 501. — Kopp, Eidgenössische Bünde, IV, S. 129—132. — Böhlmann, Der Römerzug Kaiser Heinrichs VII. Nürnberg 1875.

die Häupter der Welfen aus Pavia, Vercelli und Vodi zu ihm, noch immer aber nicht Guido della Torre, Herr von Mailand, obgleich dieser dem Könige früher hatte sagen lassen, er möge nur ihm sich vertrauen, er stehe ihm gut, daß er durch ganz Italien wie durch eine eroberte Stadt, den Falken auf der Hand, ziehen könne, ohne einen Soldaten zu brauchen.

In Asti führte Heinrich die Ghibellinen zurück; zugleich erklärte er überall, er sei nicht für einen Theil der Bürger, sondern für alle gekommen; er wollte also nicht die Ghibellinen begünstigen, sondern Ghibellinen und Welfen versöhnen und eine Stellung über den Parteien einnehmen, um Italien die erwünschte Ruhe zu geben.¹⁾ Die Welfen fürchteten in der That, daß Heinrich als Parteiführer der Ghibellinen erscheinen würde, und die Ghibellinen hofften es. Nur zu bald sollte Heinrich einsehen, daß er nur auf die Ghibellinen sich verlassen, daß er nur als Parteihaupt siegen könne, und daß seine hochherzige Politik scheitern müsse. Heinrich fühlte sich eben als Nachfolger eines Otto des Großen und Barbarossa; aber wie ganz anders waren die Verhältnisse: kam er doch selbst nicht mit einem deutschen Reichsheer, umgeben von den Fürsten und Bischöfen und den Bannern der Städte, sondern mit einem kleinen Haufen, meist Gefolgsmännern seines Hauses! Auch Italien war ganz anders als in früherer Zeit: der Papst war in Frankreich, ein Aragoneser in Sicilien, die Anjou's in Neapel und an der Spitze der Welfen von ganz Italien; die beiden mächtigsten Städte, Florenz und Mailand, waren welfisch. Allein dennoch vertraute Heinrich auf die Macht der Kaiserwürde; er ist ein Romantiker, sein Blick beurtheilt die Gegenwart nach einem Ideal der Vergangenheit, ja er hält sich nicht einmal an den Frieden von Constanz, sondern an die Beschlüsse von Roncaglia! Wo er weilt, verlangt er unbedingten Gehorsam: jede Gewalt ist vom Kaiser geborgt, und, wo er selber erscheint, erlischt sie. Darum werden überall die Podestàs ab- und Reichsstatthalter eingesetzt, und weil er selbst durchaus ehrlich ist, so setzt Heinrich auch bei andern Ehrlichkeit voraus.

In Asti schon kamen schriftliche Beweise von der Unehrllichkeit Roberts von Neapel vor, Beweise, daß Robert sogar in Oberitalien seine Macht vermehren und Schutz- und Trugbündnisse gegen ihn schließen wolle, und dennoch glaubte Heinrich, daß diese Briefe nicht von einem Enkel Ludwigs des Heiligen herrühren könnten, und ließ sie verbrennen. Graf Amadeus von Savoyen ward noch in Asti zum Reichsfürsten ernannt, auch huldigte Verona, Mantua und Modena in Asti.²⁾ Überall, wo Heinrich durchzog, führte er die Verbannten zurück und setzte sie in ihre Rechte ein. Dann wandte er sich gegen Mailand.

¹⁾ Nicolaus Botrontinensis, Relatio de itinere Italico Henrici VII. imperatoris ad Clementem V. papam, bei Böhmer, Fontes, I, p. 69—137. — Villani, Cronica, IX, cap. 7.

²⁾ Nicolaus Botrontinensis, l. c. p. 72—74. — Böhmer, Regesta imp., p. 284. — Ropp, l. c. IV, p. 135 f. — Barthold, l. c. I, p. 417—430.

Noch hatte Guido nicht gehuldigt; im Gegentheil, mit den Städten Toscanas ein Bündnis gegen den König geschlossen. Heinrich ließ sich dadurch nicht beirren und rückte in Eilmärschen vor: er ließ zugleich in Mailand ausrufen, jedermann habe zu seinem Empfang unbewaffnet ihm entgegenzugehen, und die Mailänder kamen in Masse; zuletzt auch Guido, zwischen Widerstand und Gehorsam schwankend; doch benahm er sich wie ein Mann, der zugleich mit Stolz und Furcht kämpft und das Gegentheil von dem thut, was er thun möchte. Während alle Banner sich senkten, blieb das seine aufrecht, bis es die Deutschen ihm niederzuschlugen. Desungeachtet empfing ihn Heinrich freundlich, ohne ein Wort des Vorwurfs, und zog am 23. December 1310 unter dem Jubel des Volkes ein. Guido mußte ihm alle Gewalt übergeben, die Torres sich mit den Viscontis versöhnen; der König erklärte vor allem Volk, daß er gekommen sei, um Frieden zu stiften, alle Verbannten wieder zurückzuführen und keinen Theil vor dem andern zu begünstigen. Das bezeugten durch Handschlag Guido della Torre und Visconti, welche zu den Füßen des Königs standen; und von dieser Versöhnung der alten Feinde ergriffen, vergoß das Volk Thränen der Rührung und pries Gott für die Sendung eines Herrschers, der Frieden bringe, und schwor dem Könige den Treueid. Es waren schöne Tage! Am 6. Januar 1311 setzte sich der König die Krone Lombardiens aufs Haupt, freilich nicht die alte eiserne Krone,¹⁾ denn diese war damals noch versetzt und wurde erst 1319 nach sechsundvierzigjähriger Verpfändung von den Viscontis zurückgestellt. Mit Mailand huldigten sämtliche Städte der Lombardei, alle Gewalthaber mußten ihre Gewalt niederlegen, an ihre Stelle traten Reichsstatthalter. Nur Genua und Venedig schworen nicht; sie behaupteten, sie gehörten weder der Kirche noch dem Kaiser, weder dem Meere noch dem Lande zu.²⁾

Bisher war alles gelungen; die männliche Schönheit Heinrichs, sein Streben nach Frieden hatte ihm viele Herzen gewonnen; doch giengen die Honigwochen der Verbindung zwischen dem Könige und Italien schnell vorüber!

Heinrich brauchte Geld, um sein Heer zu erhalten, und forderte das übliche Krönungsgeßent. Im Senat schlug Wilhelm Posterla 40.000 Goldstücke vor. Matteo Visconti rieth, man solle noch 10.000 dazufügen für die Kaiserin; Guido della Torre rieth 100.000: das sei eine runde Summe. Matteo hatte durch seinen niedern Anschlag die Gunst des Volkes, Guido durch seinen hohen die des Kaisers gewinnen wollen, vielleicht gar zugleich das Volk aufzureizen gesucht, um Heinrich aus der Stadt zu verdrängen. Der Friede sei zu theuer bezahlt, hieß es im Volke; es sandte an den König um Milderung der Summe. Doch Heinrich nahm den Beschluß des Senates an, unbekümmert um das Gemurre des Volkes. Nun sollten aber noch hundert Mailänder, fünfzig der angesehensten jeder Partei, gleichsam als Bürgen für den Gehorsam der Stadt, den Kaiser nach Rom geleiten. Diese neue Forderung brachte die Gährung zum Ausbruch, die feindlichen Parteien näherten sich einander, die Torres versöhnten sich mit den Viscontis: die Deutschen seien eben immerdar Barbaren,

¹⁾ Muratori, De corona ferrea, in Anecdota, II, p. 267—358. — Barthold, l. c. I, p. 445.

²⁾ So berichtet der Bischof von Butrinto. Nicolaus Botrontinensis, l. c. p. 76—80.

Guido
della
Torre.

Krönung
in
Mailand.

Aufstand
in
Mailand.

denen sich zu unterwerfen schimpflich sei. Der Ruf: „Nieder mit den Deutschen! Visconti hat sich mit della Torre versöhnt!“ hallte am 12. Februar durch die Straßen.¹⁾

Visconti hatte sich in der That mit della Torre versöhnt. Beide hatten sich auch wirklich verbunden, Heinrich aus der Stadt zu verjagen. Aber Matteo Visconti übte wahrscheinlich eine doppelte Verrätherei und gedachte, wenn der Aufstand mißlänge, wenigstens die Torres zu vernichten. Das kleine Häuflein der Deutschen hatte eine schwere Lage mitten in der aufständischen Stadt, doch kämpften sie, Leopold von Oesterreich allen voran, mit heldenmüthigster Tapferkeit und siegten. Matteo und seine Anhänger aber giengen, sobald sie den Aufstand für verloren erachteten, schnell wieder zum Könige über. Die Torres wurden bezwungen und zur Flucht genöthigt. Guido sah sich genöthigt, die Stadt in Eile zu verlassen, welche er neun Jahre beherrscht hatte. Die Torres wurden geächtet, aber auch die Viscontis traf die Strafe ihres Verrathes, sie wurden verbannt.²⁾

Mailand war bezwungen, aber die Nachricht von diesem Aufstande zündete schnell in andern Städten. Crema, Cremona, Brescia, Lodi, Como empörten sich; Lodi jedoch mußte schon anfangs April die Thore öffnen — der Kaiser verzieh den Bürgern; aber nicht den Cremonesen, weil sie die ersten gewesen, die abgefallen. In Hemden und mit Stricken um den Hals mußten die Bürger von Cremona am 26. April ihm entgegenziehen und nach dem Urtheil vom 29. April ihre Thore niederreißen und 100.000 Gulden zahlen. Crema erhielt Verzeihung, Brescia aber wurde von Mai bis September belagert. Dante sah diesmal richtiger als der König, er hielt die Belagerung für eine Vergeudung von Zeit und Kräften, für ein Ablenken vom Ziel; er meinte, Heinrich solle gleich auf Florenz losgehen. „Weißt Du nicht, trefflichster unter den Fürsten,“ schrieb er Heinrich, „und nimmst Du nicht wahr von dem Gipfel der Warte Deiner Hoheit, wo das Fuchselein solchen Gestankes, gesichert vor den Jägern, sich verbirgt? Freilich nicht aus dem stürzenden Po, nicht aus der Tiber trinkt das Verbrecherische, wohl aber die Fluten des strömenden Arno vergiftet bis jetzt sein Rachen. Und Florenz, Florenz heißt das greuliche Schandthier. Sie ist die Natter, die sich gegen die Eingeweide ihrer Mutter kehrt; es frommt nicht, um die Bäume zu entwurzeln, daß man die Äste abhaut, weil sie aufs neue durch den Saft des Erdreichs nur umso häufiger Zweige treiben, solange die Wurzeln noch unversehrt sind, um Nahrung zu saugen.“³⁾

Und in der That, der Dichter hatte recht, Florenz war der Mittelpunkt seiner Gegner, und wäre Heinrich gleich auf Florenz losgezogen, sein und Italiens Schicksal hätte eine andere Wendung genommen, denn der Schreck von den ersten Erfolgen, von der Bezwingung Mailands war so groß, daß die Florentiner damals alle Verbannten, nur Dante nicht, zurückriefen.

¹⁾ Barthold, l. c. I, p. 458—487.

²⁾ Nicolaus Botrontinensis, l. c. p. 78 f., 82 f. — Johannes de Ceremate, Historia de situ, origine et cultoribus Ambrosianae urbis, cap. 21—29, bei Muratori, Scriptores, IX, p. 1239—1252.

³⁾ Schreiben Dantes an den „ruhreichen und glückseligen Sieger und alleinigen Gebieter, Herrn Arrigo“ — in der Ausgabe von Zatta, Venezia, V, p. 280, übersetzt bei Barthold, l. c. I, p. 535—542.

Denn dieser hatte sie durch ein Schreiben gereizt, worin er sie Rasende, Unglückselige, mit Blindheit Geschlagene nannte: „Euch aber, die Ihr göttliche und menschliche Rechte überschreitet, Euch, die Ihr, keinen Frevel scheuend, von unersättlicher Gier verlockt werdet, machen Euch nicht Schrecken des zweiten Todes erbeben, daß Ihr zuerst und allein, das Joch der Freiheit verschmähend, gegen den Ruhm des römischen Fürsten, des Königs der Welt, des Beauftragten Gottes getobt, und, auf das Recht der Verjährung Euch berufend, vorgezogen habt, die Pflichten der schuldigen Ehrfurcht zu verweigern und zu des Aufruhrs Raserei Euch zu erheben?“¹⁾ Die Belagerung von Brescia, das unter Tebaldo Brugati von der Bevölkerung muthig vertheidigt wurde, hielt Heinrich vier Monate auf. Tebaldo wurde gefangen; als er auch aus dem Kerker seine Mitbürger zu standhafter Vertheidigung ermahnte, ließ ihn Heinrich viertheilen, wofür die Brescianer sechzig gefangene Deutsche auf den Zinnen ihrer Mauern aufhängen ließen. Zwei Cardinäle machten einen vergeblichen Sühnungsversuch, doch erst als Heinrich über 10.000 Mann verloren, übergab sich Brescia am 18. September. Der Kaiser zog durch eine Breche in die Stadt, die 60.000 Goldgulden zahlen und sechzig der angesehensten Bürger als Geiseln stellen mußte. Brescia kam mit so günstigen Bedingungen weg, weil der König, freilich jetzt zu spät, einsah, wie sehr ihm Eile nöthig sei. Vor Brescia war auch sein heldenmüthiger Bruder Walram von Lützelburg gefallen.²⁾

Im October 1311 fand in Pavia ein Parlament der Lombardei statt; jede Gemeinde reichte schriftlich ihre Wünsche ein, doch gab der König keinen befriedigenden Entscheid, das Gefühl verlorener Zeit trieb ihn zur Eile.

Sehr guten Rath enthielt das Schreiben der Paduaner: Wolle der König das Reich in Ruhe verlassen, so möge er die Tyrannen in den Städten verjagen, die Verbannten zurückführen, bewährte Männer aus fremden Orten einsetzen, den Bürgern nach gerechtem Herkommen zu leben gestatten. Wenn er aber jetzt von ihnen gieng, würde er hören, daß Stadt gegen Stadt, Dorf gegen Dorf, Mann gegen Mann zu Mord, Raub und Brand sich aufmachten, alle alte und neue Zwietracht erwache und er, der König, welcher in seiner ersten Willensäußerung als Feind jeder Partei sich verkündet, als eine vom Himmel gesandte Geißel verschrien werden würde.³⁾

Von Pavia zog Heinrich nach Genua mit ungefähr 600 deutschen Reitern. Der Empfang in dieser sonst so kaiserfeindlichen Stadt war glänzend; Heinrich versöhnte die Parteien miteinander, und die dankbaren Genuesen übertrugen ihm dafür die Regierungsgewalt auf zwanzig Jahre. „Zum erstenmale wurde bei uns eine fremde Herrschaft anerkannt“, sagt der Geschichtschreiber des Freistaates.⁴⁾ Heinrich entließ den Podestà und setzte einen Reichsstatthalter dafür ein, Genua steuerte ihm 60.000 Goldgulden. Mehrere Monate weilte der König in dieser Stadt, Unterhandlungen wurden mit Robert, König von Neapel, gepflogen. Heinrich war ehrlich und konnte lange nicht an die Arglist des Franzosen

¹⁾ Kannegießer, Übersetzung der prosaischen Schriften Dantes, II, S. 180. — Wegele, Dantes Leben und Werke, S. 200—202.

²⁾ Barthold, l. c. II, p. 3—58.

³⁾ Albertinus Mussatus, Historia augusta, IV, 10, bei Muratori, Scriptores, X, p. 396.

⁴⁾ Ubertus Folietta, Genuensis hist., VII, p. 310. — Barthold, l. c. II, p. 108.

glauben, während doch Robert von Neapel mit allen Welsen Italiens sich verbündet und sich zu ihrem Beschützer in Waffen erklärt hatte. Als jedoch die Nachricht eintraf, Prinz Johann von Neapel sei mit einem Heere in Rom angekommen, um die Stadt gegen das Anrücken einer kaiserlichen Armee zu vertheidigen, wurden die Unterhandlungen über ein Ehebündnis zwischen den Kindern Roberts und Heinrichs abgebrochen. In Genua starb am 13. December die Königin Margareta, eine wahrhaft christliche Fürstin und Ehefrau, in deren Lob auch die Italiener einstimmig sind. Der König verlobte sich im folgenden Jahre mit Katharina, der Schwester Friedrichs des Schönen.

Am 16. Februar 1312 schiffte sich Heinrich nach Pisa ein, da der Landweg durch die Gegner gesperrt war. Die Florentiner hatten nicht bloß des Kaisers Gesandte nicht empfangen, sondern auch eine neue Erhebung der Städte Lombardiens mit ihrem Gelde angestiftet. Umso treuer war Pisa, umso jubelvoller der Empfang am 6. März. Nachdem sie ihm schon zweimal große Geldsummen übersandt hatten, übertrugen ihm die Pisaner jetzt unbedingt die Signoria und erneuerten ihm zulieb den Krieg mit Florenz und Lucca und zogen sich Toscanas ganze Macht auf den Hals. Ihre Galeeren standen ihm zur Verfügung, und 600 ihrer Bogenschützen begleiteten den König, als er am 23. April nach Rom aufbrach. Der Weg gieng entlang der Meeresküste, dann gegen Viterbo. Robert von Neapel hatte Heinrich sagen lassen, seine Truppen in Rom seien nur Ehrenwachen für ihn; wie erstaunte Heinrich, als ihm Roberts Bruder Johann erklären ließ, daß er Befehl habe, die Krönung zu hintertreiben! Am 7. Mai zog Heinrich über den Pontemolle in Rom ein, von den Anhängern der Colonnas empfangen und in den Lateran geführt. Rom war nämlich in Parteien gespalten und verbarricadirt; die Orsini hielten es mit dem Neapolitaner, die Colonna mit dem Deutschen; jene hatten Trastevere, diese den Lateran, das Colosseum, den Aventin in Besitz. Alle Angriffe auf den Vatican und die Città Leonina blieben erfolglos. Nach verschiedenen Gefechten in der Stadt fand am 29. Juni, am Feste der Apostel Petrus und Paulus, nicht in der Peterskirche, denn diese blieb im Besitze der Gegner, sondern im Lateran durch die von Clemens V. beauftragten Cardinäle mit aller Förmlichkeit die Krönung statt.¹⁾

Heinrichs höchster Wunsch war nun erfüllt, die göttliche Weihe war ihm ertheilt. Allein seine Lage in Rom war gefährlich, die Gegner bekamen von allen Seiten Verstärkung, die verpestete Luft Roms raffte viele seiner Krieger dahin, die Deutschen verlangten nach Hause zurückzukehren. Die Pisaner blieben ihm treu, sie sandten Schützen und Geld, ihre Flotte schlug sich wiederholt mit der Flotte Roberts. Im August begann Heinrichs Rückmarsch nach Toscana. Cortona nahm den Kaiser mit großen Ehren auf; in Arezzo wurde König Robert, Sohn weiland König Karls, aufgefodert, binnen drei Monaten vor

¹⁾ Barthold, l. c. II, p. 173—218. — Böhmcr, Regesta imp., p. 300—302.

dem Kaiser wegen Hochverraths sich zu verantworten, denn er habe die Reichsrebelln in der Lombardei und Toscana zum Widerstande gegen das Reich angereizt, eine Verschwörung gegen den Kaiser angezettelt und die kaiserliche Krönung in Rom zu verhindern gesucht. Die Binde war also von den Augen gefallen, leider zu spät!

Lager vor Florenz. Am 19. September lagerte der Kaiser vor Florenz, welches in dieser Zeit gleichsam als Haupt Italiens handelte. Heinrich hatte versäumt, eine vorgeschobene Abtheilung der Florentiner bei Incisa zu schlagen; er war eilig gegen Florenz vorgerückt, weil er bei seinem Erscheinen auf einen Aufstand in der Stadt hoffte. Doch niemand regte sich, die Ghibellinen hatten offenbar sich und den Kaiser über die Stimmung in Florenz getäuscht; vielmehr eilten alle, Laien wie Priester, bei dem ersten Läuten der Sturmglocke zu den Waffen. Der Kaiser hatte nicht Mannschaft genug, die Stadt vollständig einzuschließen, ihr Zufuhr an Lebensmitteln und Verstärkung abzuschneiden, — es kam nur zu kleinen Gefechten; als wäre tiefster Friede, kehrten die Florentiner zu ihren Geschäften zurück, doch wagten sie es nicht, aus der Stadt herauszurücken und dem Kaiser offene Schlacht anzubieten. Am 31. October hob Heinrich die Belagerung auf, Krankheiten räumten auf in seinem Heere, am 3. November kam er wieder in die Nähe der Stadt, am 6. Januar 1313 zog er nach Poggibonzi, auf dessen Trümmern er eine neue Stadt, Kaisersberg, gründete. Es war ein militärisch wichtiger Punkt: die Straßen von Siena, Florenz und Pisa trafen dort zusammen.¹⁾

Zu Pisa. Dann kehrte der Kaiser nach Pisa wieder zurück, wo er am 10. März ankam, wohin er alle widerspenstigen Städte vor seinen Gerichtshof rief, wo er die Florentiner bannte, ihre Freiheiten für nichtig erklärte, wo er endlich am 26. April Robert, der sich einen König von Sicilien nenne, wegen Hochverraths aller seiner Würden, Ehren, Privilegien, Bände und Rechte für verlustig erklärte, als einen Verräther und Feind des Reiches aus demselben bannte und, wenn er in die Gewalt des Reiches fallen sollte, zur Enthauptung verurtheilte.²⁾ Dagegen ward mit Friedrich, König von Trinakrien, innige Verbindung geschlossen, eine Verlobung der beiderseitigen Kinder ward eingeleitet. Friedrich hatte Hilfgelder gesandt, hatte sich mit dem Kaiser über den Tag geeinigt, an welchem beide gemeinsam das Königreich Neapel angreifen und mit der Vertreibung der Anjous den Widerstand der Welfen mit der Wurzel vernichten wollten. Auf einem Reichstag zu Nürnberg war schon die Absendung eines Heeres beschlossen worden, dessen Abmarsch der Kaiser zu beschleunigen befahl. Voll Hoffnung brach Heinrich VII. am 8. August von Pisa auf, Friedrich von Sicilien hatte 50 Galeeren bewaffnet und 1000 Reiter nach Calabrien gesandt, schon standen 70 Galeeren der Genuesen und Pisaner an den Küsten Neapels, da starb der Kaiser am 24. August 1313 in Buonconvento.³⁾

Entscheidende Schritte.

Bund mit Sicilien.

¹⁾ Villani, Cronica, IX, cap. 47. — Nicolaus Botrontinensis, l. c. in Böhmer, Fontes, I, p. 125—131. — Regesta imp., p. 304.

²⁾ Böhmer, Regesta imp., p. 308. — Ropp, l. c. IV, p. 311—319.

³⁾ Böhmer, Regesta imp., p. 348—350. — Ropp, l. c. IV, p. 320—334.

Das Gerücht war verbreitet, der Kaiser sei beim Empfange des Abendmahles von einem Dominicanermönch vergiftet worden; allein schon im fieberreichen Lager vor Brescia hatte Heinrich den Todeskeim in sich gesogen; vor Florenz erkrankte er so heftig, daß die Ärzte an seinem Aufkommen verzweifelten; die Luft in den Niederungen Pisas griff ihn von neuem an; er ermannte sich, doch ein Rückschlag der Krankheit war tödlich.¹⁾ Der Leichnam wurde nach Pisa gebracht; die treue Stadt errichtete ihm im Dome ein kunstreiches Denkmal; es steht jetzt mit dem prachtvollen Porträtbilde des Kaisers darauf im Campo Santo. Das deutsche Heer kehrte sofort in den Alpen um, das Heer Heinrichs zerstob, Pisa nahm viele Deutsche in seine Dienste. Der Jubel bei den Gegnern — sie zündeten Freudenfeuer an, sangen Danklieder in Processionen — war ebenso grenzenlos, als der Schmerz der Ghibellinen, die nach allen Winden auseinanderstoben. Dante mußte von neuem die Wanderung antreten und empfinden, wie bitter das Salz sei an fremden Tischen und der Weg auf fremden Stiegen. Er konnte seinem geliebten Arrigo nur noch einen der schönsten Plätze in der weißen Rose seines „Paradieses“ anweisen²⁾ und sich mit der bitteren Überzeugung begnügen, Heinrich sei zu früh gekommen und Italien noch nicht vorbereitet gewesen. So war der letzte Versuch, das Kaiserthum wieder herzustellen, trotz der heldenmüthigsten Tapferkeit der Deutschen, gescheitert; Italien blieb in Verwirrung. Heinrichs Bild aber blieb auch bei den Guten in Ehren. — „Nie“, sagt Villani,³⁾ „vermochte das Unglück diesen Fürsten zu verwirren, nie das Glück ihn aufzublähen oder von ausgelassener Freude zu berauschen.“ — Mit dem Kaiserthum war es dahin, der edle Heinrich von Luxemburg ist der letzte Märtyrer dieser Idee.

Die Kämpfe zwischen Welfen und Ghibellinen waren zugleich die Wehen, unter denen die „Divina Commedia“, eines der größten Dichterwerke aller Völker und Zeiten, geboren wurde. Wie in Homer sich der griechische Geist abspiegelt, so faßt der Gesamtgeist des Mittelalters mit urgewaltiger Gestaltungskraft sich in Dante⁴⁾ zusammen. Kunst und Wissen, Dichtung und

Tod
Heinrichs
VII.

Divina
Com-
media.“

¹⁾ Böhmer, Regesta imp., p. 301. — Barthold, l. c. II, Beil. I.

²⁾ Dante, Paradiso, XXX, p. 133.

³⁾ Villani, Cronica, IX, cap. 48.

⁴⁾ Die Literatur über Dante ist ins Riesenhafte angewachsen. Nahezu vollständig ist sie aufgezählt im „Manuale Dantesco“ per l'abbate Gius. Jacopo Prof Ferrazzi, 3 Bde. Bassano 1866. — Wichtig: Begele, Dantes Leben und Werke. 2. Aufl. Jena 1865. — Lubin, Intorno all'epoca della Vita Nuova, v. 1. Allegoria morale, ecclesiastica, politica nelle due prime cantiche della Div. Com. di Dante. Graz 1864. — La Matelda die Dante. Graz 1860. — Ozanam, Dante et la philosophie catholique au XIII. siècle. Paris 1845. — Höchst verdienstvoll sind die Arbeiten von Witte und Blanc, auch Schlossers Aufsätze in dem „Archiv für Geschichte und Literatur von Schlosser und Bercht“. Frankfurt 1831. — Eine hübsche „populäre“ Biographie lieferte Scartazzini, Dante Alighieri, seine Zeit, sein Leben und seine Werke. 2. Ausg. Frankfurt 1879. — Wie bei Shakespeare haben auch bei Dante die Deutschen in Durchbringung und Übersetzung das Höchste geleistet. Wir erinnern nur an die Übersetzung des edlen

Philosophie, Religion und Politik jener Zeit finden sich in jenem unsterblichen Gedichte abgespiegelt, an dem nach dem eigenen Ausdruck des Dichters Himmel und Erde mitbauen halfen. Wie aber große Genien ihre Zeit überragen, indem sie dieselbe bloß zusammenzufassen scheinen, so ist auch Dantes Dichtung nicht bloß für sein Volk und jene Zeit bedeutsam, sondern ein Gemeingut der gesammten Menschheit geworden.

„Groß und unglücklich — steht auf dieser Stirn geschrieben.“ Und doch schien Dante zum Genusse eines glücklichen Daseins bestimmt. Dante stammt aus der vornehmen und reichen Familie der Albiglieri¹⁾ zu Florenz, sein Vater war ein angesehener Rechtsgelehrter in dieser freiesten, gebildetsten und wohlhabendsten Stadt Italiens. Geboren im Mai 1265,²⁾ mit glänzenden Anlagen ausgestattet, von der edlen Mutter Bella (sein Vater starb früh) sorgfältig erzogen, wuchs Dante auf unter großen Verhältnissen, unter anregenden Ehren und Gefahren; gewaltige Ereignisse schlugen früh an sein Ohr. Früh erlangte Dante eine für seine Zeit glänzende Bildung: Brunetto Latini war sein Lehrer in der Grammatik und Rhetorik und legte den Grund zu seiner encyclopädischen und classischen Bildung;³⁾ mit Statius, Ovid, Lucan, Horaz wurde er früh vertraut, Virgils „Aeneide“ wußte er ganz auswendig; im Zeichnen, im Gesange und in der Musik bewegte er sich mit meisterhafter Fertigkeit; Giotto,⁴⁾ Cimabue, Tafi, Gaddi blühten damals in seiner Vaterstadt; der erstere war sein vertrauter Freund, den Arnolfo di Cambio hatten seine Werke schon berühmt gemacht. Dante lag aber nicht bloß idealen Studien mit Eifer ob, das öffentliche Leben bildete ein reales Gegengewicht: er war waffentüchtig, er focht zu Ross tapfer in der Schlacht bei Campaldino am 11. Juni 1289; er nahm mit der florentinischen Reiterei im gleichen Jahre am Zuge gegen Pisa Antheil. „Dante“, sagt Leonardo Aretino, „war nicht übermäßig reich, aber auch nicht arm, er besaß ein mäßiges Erbgut, hinreichend zu einem anständigen Unterhalt, Häuser in Florenz, Besitzungen in Camerata, im Gebiet von Piacenza und im Piano von Ripoli, Überfluß an kostbarem Hausrath; er selbst war ein sehr edler Herr voll Anstand in seiner Erscheinung, von angenehmen Gesichtszügen und voll Würde. Und obgleich er den Studien sich hingab, zog er sich doch nicht von der Welt zurück, sondern hatte Umgang mit den jungen Männern seines Alters, geschickt und erfahren in allen ihren Übungen. Und wunderbar war es, zu sehen, wie er immer studierte und doch keinem dies so vorkam, indem er frühlichen Umgang mit seinen Jugendgenossen hatte.“

Dante besaß urgewaltige Dichtergabe, und die Liebe weckte den schlummernden Genius. Das zartbesaitete Herz fieng früh an in Schwingung zu gerathen. Im neunten Jahre, am 1. Mai 1274, von seinem Vater in das Haus des angesehenen

Königs Johann von Sachsen (Philalethes), an Gries, Witte, Streckfuß, Hoffinger und andere. Sehr gehaltvoll ist Hettinger, Die göttliche Komödie des Dante Alighieri nach ihrem wesentlichen Inhalt und Charakter. Ein Beitrag zu deren Würdigung und Verständnis. 2. Aufl. Freiburg 1889.

¹⁾ Dante ist abgekürzt aus Durante, Alighieri aus Albiglieri.

²⁾ Inferno, XV, v. 73. — Wegele, l. c. p. 51. — Scartazzini, l. c. p. 102 f.

³⁾ Wegele, l. c. p. 56. Von ihm: Il Tesoretto e il Favoleto di Ser Brunetto Latini, ed. Zanoni. Firenze 1824.

⁴⁾ Von Giotto's Hand stammt das Bild Dantes in seiner Jugend, welches 1840 auf einer Wand im Palaste des Podestà entdeckt wurde.

Folco Portinari eingeführt, sah er hier die gleichaltrige, engelshöne Beatrice; ihr Bild prägte sich unauslöschlich in sein Herz und nie hat eine reine Dichterseele mit edleren, unvergänglicheren Kränzen das Bild der Geliebten geschmückt. Ein neues Leben gieng in ihm auf:¹⁾ es war seine erste Liebe, gehegt mit aller Kraft einer tiefersten Seele. Ein Gruß von Beatrice versetzte ihn auf den Gipfel des höchsten Glückes, in Zustände des Hellsiehens. Er hat keinen Feind mehr, denn die Liebesflamme bewegt ihn, jedem zu verzeihen. Solche Anmuth und Anschuld umhüllt Beatrice,²⁾ daß Dante bei allem Schönen und Großen an die Geliebte denken muß. Viele wagten nicht, den Blick zu ihr zu erheben, und sagten, wenn sie vorübergegangen war, sie sei kein Weib, sondern einer der schönsten Engel des Himmels, eine Wundererscheinung. Dantes reine Liebe wird mit jedem Jahre glühender, die Leidenschaft macht sein Antlitz blaß, er sehnt sich nach ihr wie nach einem Gut, darüber man nichts Höheres erstreben kann. Das erste Zeichen ihrer Schuld entlockt ihm das erste Gedicht. Dadurch kommt er bei Guido Cavalcanti, dem andern Dichterauge von Florenz³⁾ (er hat die poetische Sprache und die Formen vollendet und die Lyrik durch größere Fülle der Stoffe bereichert), zu Ehren, dieser erkennt schnell Dantes Genius und beide bleiben Freunde zeitlebens.⁴⁾ Die Leidenschaft steigert, reinigt sich. Der Dichter ist überzeugt, daß der Himmel die Erde um Beatrice beneide; sie ist die einzige Schönheit, die dem Himmel noch fehlt: die Engel verlangen sie von der ewigen Barmherzigkeit, und diese gestattet ihr kurzes Bleiben auf Erden nur noch, damit sie einen Mann tröste, der ihren Verlust schon ahnt und eines Tages den Verdammten sagen wird: „Ich sah die Hoffnung der Seligen.“

Guido
Caval-
canti.

Diese Ahnung gieng leider nur zu bald in Erfüllung: Beatrice starb am 9. Juni 1290. Im namenlosen Schmerz schreibt der Dichter an die Angeesehensten der Stadt, wie dieser Verlust ein Unglück für die Welt bedeute. Aber nachdem seine Augen ausgeweint und eine Zeitlang so trocken geworden waren, daß er der Traurigkeit nicht entfliehen konnte, ergoß er seinen Schmerz in Verse. Beatrice lebte glänzender, herrlicher in seiner Seele. In einer Vision schaut der Dichter Dinge, daß er den Vorsatz faßt, nie mehr von diesem gesegneten Weibe zu sprechen, bis er würdig von ihr sprechen kann; sie weiß, wie sehr er sich jetzt bemüht, dies Ziel zu erreichen. Wenn es aber dem, durch den alle Geschöpfe leben, gefällt, dem Dichter noch einige Jahre zu schenken, so hofft er Beatrice zu besingen, wie noch kein sterbliches Weib besungen worden ist; und ist seine Aufgabe vollendet, so hofft er den Ruhm der heißgeliebten Seligen zu genießen, die das Antlitz Gottes schaut. In dieser Apotheose der Geliebten, mit der die „Vita nuova“, eine Art poetisches Tagebuch seiner Liebe, Wahrheit und Dichtung, Prosa und Verse enthaltend, schließt, um in der „Divina Commedia“ fortgesetzt zu werden, erhebt Dante die Liebespoesie über die sinnliche Minnepoesie der Troubadours auf einen erhabeneren Standpunkt, feiert die sittliche, geheiligte Liebe und wird der Reformator der Minnepoesie. Die Liebe ist verklärt, eine unendliche, göttliche Macht, sie endet nicht mit dem Tod, sie reicht über das Grab hinaus, sie rettet den Irrenden in den Stürmen des Lebens, sie richtet den Fallenden wieder auf, sie löst dem Zweifler die Räthsel des Daseins, sie macht den Sklaven

„Vita
nuova.“

Reform
der
Minne-
poesie.

1) Vita nuova — im Anfang.

2) Purgatorio, XXXI, v. 49.

3) Rime di Guido Cavalcanti. Firenze 1813. — Vergl. Wegeler, l. c. p. 65.

4) Quegli cui io chiamo primo de' miei amici. Vita nuova, 44; Inferno,

zum Freien. Die Liebe ist nicht mehr bloße Naturmacht, sie ist die Wurzel des Lebens der Geisterwelt.¹⁾

Studium
der
Philosophie.

„Il
con-
vito.“

Dante
in
Paris.

„Con-
vito.“

Vor dem Schmerz, vor den Verirrungen, vor den Zweifeln, in welche ihn der Tod Beatricens, der ersten Freude seiner Seele, versenkte,²⁾ suchte der Dichter Trost da, wo auch andere ruhmvolle Unglückliche Trost gesucht haben, im Forschen nach Wahrheit. Er las Boëthius' gefeiertes Werk über den Trost der Philosophie,³⁾ er las Cicero und Augustin, er fand darin ein Heilmittel für seine Thränen, er fand, daß die Philosophie, die Herrin dieser Schriftsteller, eine edle, liebenswürdige Dame sei, von der er kaum lassen konnte. Seitdem fieng er an, sich zu besinnen, dahin zu gehen, wo sie sich auf wahrhafte Weise offenbarte, nämlich in die Schulen der Religiösen und zu den Disputationen der Philosophen. Und die Liebe zu dieser Tochter Gottes, der Königin des All, der edlen und herrlichen Philosophie, nahm einige Zeit jeden andern Gedanken gefangen. Wir haben hier an den Besuch gelehrter Schulen zu Bologna, Pavia und Paris zu denken, welche in die Zeit 1294—1299 fällt und zu denen Johann von Serravalle, einer der ersten Erklärer Dantes im fünfzehnten Jahrhundert, noch Oxford zählt. Boccaccio erzählt: „Als Dante jedes Thor zur Rückkehr verschlossen sah, verließ er nicht bloß Toscana, sondern Italien und gieng über die Alpen nach Paris. Hier gab er sich ganz dem Studium der Theologie und Philosophie hin. Oft gieng er in die Schulen und nahm an den Disputationen theil und widerlegte falsche Behauptungen mit wunderbarem Geschick.“⁴⁾ Was Dante als Wahrheit sich errungen, wollte er im „Convito“ seinem Volke mittheilen, das Leben mit dem Wissen versöhnen. Darum faßte er, um der Menge zu dienen, sein „Gastmahl“ in der Lingua volgare ab. Es sollte eine populäre Encyclopädie werden und besteht, wie das Werk des Boëthius, aus Versen und Prosa; die Verse sollen die Leserbissen, die Prosa das Brot dazu enthalten; es soll die ungelehrte Schicht des Volkes zur Tugend und zum Wissen hinführen, zur Philosophie oder Lebensweisheit. Die Erklärung zu den vier Canzonen ist zwischen 1308 und 1309 abgefaßt. Zwar ist das Werk unvollendet; statt der beabsichtigten vierzehn Canzonen enthält es nur vier, aber Dante hat doch das Verdienst der erste Philosoph Italiens in seiner Muttersprache zu sein. „Daß er in der Volkssprache dichtete, wollte am Ende wenig heißen; daß er sie für die Prosa anwendete, daß er streng wissenschaftliche Gegenstände in ihr behandelte, wollte unendlich viel heißen und viel mehr, als wenn einige schon vorher in ihr einfache Geschichte schrieben“, bemerkt mit Recht ein Biograph Dantes.⁵⁾

¹⁾ Settinger bemerkt sinnig: „Dante war ein Säkularmensch; was sonst an Anlagen und Talent an verschiedene vertheilt ist, das erscheint bei ihm zumal, Reichthum und Glut der Phantasie gepaart mit einem klaren, durchdringenden, ordnenden Verstand, eine Fülle von Wissenschaft im Dienste tiefsinniger Speculation. Auch das häufige Vorkommen von Visionen, deren er in der *Vita nuova* erwähnt, weist auf eine außerordentliche, höchst erregbare Organisation, die für den Psychologen einen Gegenstand des Nachdenkens bildet. In andern — Lenau, Hölderlin, Tasso — würden wir sie als ein Symptom von krankhaften Zuständen bezeichnen; in ihm wurde der gläubige Sinn, sein hoher Geist und die Energie seines Willens Herr der Naturanlage.“

²⁾ Purgatorio, XXXI, v. 52; XXX, vv. 22, 124.

³⁾ Convito, II, v. 13.

⁴⁾ Boccaccio, Vita di Dante. Il commento di Giovanni Boccaccio sopra la Divina Commedia di Dante Alighiere, p. 19. Firenze 1844.

⁵⁾ Wegele, Dante, S. 175.

Das „Gastmahl“ blieb unvollendet. Seine Schicksale, seine Theilnahme an der Politik,¹⁾ das Buch „De Monarchia“²⁾ und endlich das Riesenwerk seines Denkens und Dichtens, „Die göttliche Komödie“, hielten Dante von der Vollendung ab.

Dieses riesige Gedicht, nach der eigenen Erklärung Dantes vielfinnig, enthält nach dem Wortsinn die ekstatische Wanderung des Dichters durch die Reiche der Hölle, des Fegeseuers und des Himmels, nach dem allegorischen Sinne aber die allgemeine Seelengeschichte der Menschheit und des Dichters. Sein Gegenstand ist nach Dantes eigenen Worten der Mensch, so wie er entweder durch Wohl- oder Übelthun kraft der Freiheit seines Willens der belohnenden oder strafenden Gerechtigkeit unterworfen ist.³⁾ Ein italienischer

1) Vergl. S. 153 f. dieses Bandes.

2) Vergl. S. 154 dieses Bandes.

3) Wie inhaltsreich einzelne Gefänge, ja sogar einzelne Verse des Dichters erscheinen, zeigen Schriften, wie die von Serafino Rafaele Minich: *Appendice alle considerazioni sulla sintesi della Divina Commedia ed introduzione ad uno studio analitico delle tre cantiche*. Padova 1855. — *Vedovati, Intorno ai due primi canti della Divina Commedia. Esercitazioni chronologiche, storiche, morali*. Venezia 1864. — *Barzilai, Intorno ad un celebre verso della Divina Commedia*. 1872. Der Vers, den diese Abhandlung erläutert, ist Canto VII: „Pape Satan, Pape Satan Aleppe.“ — Schiavi, *Delle relazioni intime che esistono tra la filosofia di Aristotele e le dottrine di San Tomaso e di Dante*. — Sogar ob Dantes Name Allighieri mit einem oder zwei I zu schreiben sei, scheint dem Italiener Scolari hochwichtig, wie aus der Abhandlung zu ersehen ist: *Del doversi scrivere e stampare costantemente Dante Allighieri con doppia Elle, lettera critica*. —

Einzelne Gestalten und Ideen behandelte mit reicher Gelehrsamkeit und scharfsinniger Findigkeit Professor Rubin in Graz, in den Schriften: *Allegoria morale ecclesiastica e politica nelle due prime cantiche*. Graz 1864. *Scena della terza cantica*. Venezia 1877. Soggetto e piano della terza cantica. Er weist des Dichters Ansicht nach, daß die Barmherzigkeit Gottes, voll Mitleid über das Unglück der Menschheit durch die Sünde, Dante Allighieri, der auch vom rechten Weg abgeirrt ist, erforsen hat, um die Verirrten zu Gott zurückzuführen. Zu diesem Zwecke wird es ihm, der reuig auf den Pfad der Tugend zurückzukehren sich sehnt, möglich gemacht, die ewigen Qualen der Hölle zu schauen und die zeitlichen des Fegeseuers, durch welche die Frebler am göttlichen und menschlichen Gesetze bestraft werden, desgleichen die Seligkeiten und Herrlichkeiten zu empfinden, mit welchen die ewige Gerechtigkeit die Guten belohnt. Zugleich wird ihm der Auftrag zutheil, jene Schmerzen und Freuden, sowie alle Wahrheiten und Ermahnungen, die er während seiner mystischen Reise vernahm, den Menschen zu offenbaren, damit sie deren Ursachen und Folgen erkennen und sich der ewigen Seligkeit würdig machen. Der Verfasser hat in der „Scena della terza cantica“ eine vollständige Erklärung des Paradieses gegeben, wie sie vor ihm keiner gewagt hat. Die Seligkeiten im dritten Theile des Werkes entsprechen den verschiedenen Himmeln im Ptolemäus. Was im Empyreum vorgeht, lernt der Mensch entweder in der Theorie der Offenbarung kennen und wird dem Dichter in seiner Gestalt in Sinnbildern durch die Gnade Gottes vorgeführt. — Die Schrift „Intorno all'epoca della Vita nuova“ versetzt die Entstehung dieser Schrift in das Jahr 1300 und bespricht den Entwicklungsgang und die Dichtungen Dantes bis zu dieser Zeit. Die „Matelda“ desselben Verfassers (Graz 1860) und die „Osservazioni sulla Matelda svelata del D. Scartazzini“ führt den Satz durch, daß in der „Matelda“ die heilige Mechthild von Hackeborn, die Schwester der heiligen Gertrudis, Benedictiner-Nonne im Kloster von Helfta bei Eisleben, geschildert ist, weil alle Andeutungen in Dante nur auf sie passen, weil sie durch ihr Buch von Gottes Gnade des Dichters Lehrerin wurde. Stellt Virgil und Beatrice Italien, stellt Statius die Provence, der heilige Bernhard Frankreich dar, so Donna Matelda Deutschland, bedeutet aber nicht das Priesteramt, sondern das thätige Leben, wie die Via die mystische Theologie. — Von Professor Rubin erschien in Padua 1881: „Commedia di Dante Allighieri preceduta dalla vita e da studi

„De Monarchia.“

„Divina Commedia.“

Wortsinn.

Allegorie.

Plan der „Göttlichen Komödie“
Literaturhistoriker¹⁾ sagt über Plan und Inhalt der „Göttlichen Komödie“ treffend:

„Es war daher eine unerschöpfliche Schatzkammer poetischer Hilfsmittel, im Jahre 1300 eine Reise in die ewigen Regionen zu beschreiben und der furchtsamen und leichtgläubigen Menge Kunde von Himmel und Hölle zu bringen; denn die Beschreibungen der Engel und Teufel wurden in vielen Fällen von dem gemeinen Volke für wörtlich genommen. Der einsältige Pöbel wies auf den Dichter, wie er vorübergieng, und glaubte in seinem dunkeln Gesichte und krausen Haar die Spuren der Wirkung der Glut und des Rauches des unauslöschlichen Feuers zu bemerken. Es war ein Unternehmen der Frömmigkeit und Wiedervergeltung, die Schatten vor alters oder kürzlich Verstorbenen zu besuchen, sie zu schildern, wie sie die ewigen Strafen litten, welche die göttliche Gerechtigkeit über sie verhängte; die Mäzke der Heuchelei Personen abzureißen, welche die Welt getäuscht und sich unverdiente Berühmtheit erworben; den guten Namen anderer wiederherzustellen, denen Neid oder Bosheit keine Ruhe im Grabe ließ; den Schmerz eines bekümmerten Liebenden zu lindern, indem man ihm die Wonne des Beklagten zeigt, wenn er unter den Auserwählten frohlockt oder seine ruhige Ergebung in sein Loß, wenn er unter den Verdammten ist; den Schuldigen und den Mißethäter die eigenen Thaten in dem Reiche erzählen zu lassen, wo nur die Wahrheit herrscht; ihren Stolz gedemüthigt und ihre Anmaßung dort gezüchtigt zu zeigen, wo der Mensch nichts ist, als Staub und Schatten; von den Todten die Weissagungen der Zukunft zu vernehmen und den Frieden der Lebenden zu stören, die ihre selbststischen Pläne im blinden Vertrauen auf ihre Jugend und Kraft und im Rauche des Gelingens frohlockend verfolgen.“

„Eine erhebende Freude lag in dem Gedanken, die Schatten von Männern zu treffen, deren Namen der Dichter mit Ehrfurcht und Begeisterung auszusprechen gewohnt war — mit denen zu reden, deren Tod die Welt mit bitteren, nutzlosen Klagen begleitet hatte, und die Thränen und Seufzer anderer zu verhöhnen, die sein Mißgeschick gefördert oder verspottet hatten.“

„Für eine nach Kenntniss heiß dürstende Seele lag eine wonnige Aufregung in der Erwartung, die unzugänglichsten Wahrheiten enthüllt zu sehen und befähigt zu sein, seine eigenen Vermuthungen gleichsam bestätigt durch das, was er dort, wo aller Zweifel aufhört, vernommen oder gehört, unter den Menschen zu verbreiten.“

„Er wird gehen, er wird sehen, er wird erkennen, er wird seinen langjährigen Durst an dem Brunnen der Wahrheit löschen und diese Wahrheit, indem er sie in alle magischen Reize der Poesie kleidet, zu einem Gesetze unter den Sterblichen machen.“

„Betet nicht im Himmel ein Engel für ihn — wacht nicht die Liebe, der Traum seiner Kindheit, die heilige Flamme, die er in seinem Herzen mit dem Eifer einer Vestalin bewahrt hat —, wacht nicht Beatrice beständig über seinem Schicksal und leitet seinen Stern wie ein schützender Geist — Beatrice, die Bieder des Paradieses, die von Gott Geliebte?“

preparatori illustrativi, esposta e commentata di Antonio Lubin. Colla effigie di Dante e quattro tavole.“ Groß-Octav, 900 Seiten — ein Werk tiefster Forschung, welches das Verständniß Dantes erleichtert und alle die sonst schwer verständlichen Allegorien des Dichters in klare Verbindung mit dem Grundgedanken des Werkes, mit der Hauptallegorie, bringt.

¹⁾ Mariotti, Italien, I, S. 113—145.

„Beatrice muß es sein, die von dem Ewigen sich die Gnade erbittet, die Schritte ihres Geliebten durch den Himmel zu geleiten; sie wird seine Lehrerin sein, nachdem Virgil ihn durch die Kreise des Abgrundes der Finsternis und die Stufen des Fegefeuers hinaufgeführt hat — sobald er gereinigt ist von menschlichen Schwächen und befreit von allen irdischen Irthümern, — sobald er, in die Wasser des Lebens getaucht, würdig sein wird, ihr Antlitz zu schauen und einen ihrer Blicke von der Betrachtung des Ewigen abwendig zu machen.

„So war Dantes Plan, und nie ergoß die Seele eines Mannes so sein ganzes Selbst in eine einzige Schöpfung, nie umfaßte menschliche Inspiration so alle Gedanken und Gefühle oder ließ die Grenze des Wissens seiner Zeit so weit hinter sich zurück. Je eifriger wir uns mit der Betrachtung dieses Riesengeistes beschäftigen, destomehr fühlen wir uns überwältigt von der Unermeßlichkeit, der Kühnheit, der Tiefe seines Unternehmens; wir sind stolz darauf, daß unser Geist von demselben Hauche abstammt, der seinen Geist belebte, und wir blicken zu unserem Schöpfer hinauf, von Dankbarkeit und edlem Stolze erfüllt, und preisen ihn, daß es ihm gefiel, so viel von seinem Lichte einem unseres Geschlechtes zu spenden.¹⁾

„Alle politischen Leidenschaften des wandernden Ghibellinen, alle begeisterten Wonnen des Geliebten Beatricens, alle tiefsten Abstractionen des gewiegten Gelehrten, seine ganze Zeit, sein ganzes Herz und seine Seele fanden in einem Werke Platz; aber weil solche Einflüsse nicht zu gleicher Zeit mit derselben Kraft wirkten, athmen die verschiedenen Theile des Gedichtes auch einen verschiedenen Geist, je nachdem die Vorfälle in dem Leben des Dichters einer Seite seines Gemüthes das Übergewicht über die andern gaben.

„Der erste Theil, *„Die Hölle“*, ist fast ganz der Politik gewidmet, er wurde in der ersten Aufregung der Verbannung geschrieben, als der Dichter bestrebt war, den Feinden seiner Sache Feinde zu schaffen. Ghibellinischer Groll und ghibellinische Rache nehmen ihn ganz in Anspruch, und, während er mit immer wachsender Verachtung Florenz, Rom und Frankreich, die Welfen, die Neri, Karl von Valois und Bonifaz VIII. angreift, rettet er den Ruhm von hundert Ghibellinen oder verbirgt in dem Staunen des Entsetzens und Mitleids ihre Verbrechen unter dem Schleier einer tiefen Theilnahme an ihrem Leiden.

„Aber als er den Abgrund aller Schmerzen verlassen und wieder, wie er den Anfang des Berges des Fegefeuers erreicht, irdische Lust athmet, da verbreitet sich über sein Gedicht eine selige Ruhe, eine unsägliche Seligkeit. Die Schatten, denen er begegnet, athmen Liebe und Verzeihung; sie verlangen weniger, Nachrichten von den Lebenden zu vernehmen, und senden nur Botschaften der Freude; das Herz wird leichter und froher mit den verschiedenen Schichten der Atmosphäre in den ansteigenden Regionen des Berges. Endlich naht sich ihm auf dem Gipfel, wohin er das irdische Paradies verlegt hat, Beatrice. Sie naht: alles, was die menschliche Phantasie je geschaffen, erreicht nicht den Glanz und die Pracht, welche ihr Kommen verkünden. — Ihr Geliebter hat sie gesehen: alle irdischen Erinne-

und
Liebe.„In-
ferno.“„Par-
gato-
rio.“

Beatrice

¹⁾ Den tiefreligiösen Eindruck, den die „*Göttliche Komödie*“ im Leser hervorbringt, schildert Hettinger schön in den Worten: „Dem Studium der Heiligen Schrift verdankt sie jene Tiefe der Gedanken, jene Weihe, jenen Hauch göttlichen Lebens, der sie durchweht und uns neben dem hohen poetischen Genuße eine wahrhaft selige Seelenstimmung gewährt. Das ist es auch, was seiner Dichtung ihren ewigen Wert verleiht. Der Geist Gottes, aus dem die Heilige Schrift geflossen, hat auch die Blätter der „*Göttlichen Komödie*“ angehaucht und ihnen so die Unsterblichkeit mitgetheilt.“ (L. c. p. 21.)

rungen haben ihn verlassen; seine Augen an ihre Augen gefesselt, beginnt er seinen Flug nach den Sphären, gezogen von ihren unsterblichen Blicken.

„Paradiso.“

„Dort, während sie von Stern zu Stern schweben, liest Beatrice in der Seele ihres Geliebten, wie in einem Spiegel, alle Zweifel, welche ihn quälten; sie gibt ihm die Lösung aller Probleme über das System des Weltalls, über die verborgensten Geheimnisse der Natur, über die tiefsten Mysterien der christlichen Offenbarung. Und nachdem er so das ewige Licht in allen seinen Ausflüssen und Reflexen durchforscht, darf Dante seine Blicke auf den Mittelpunkt alles Lichtes wenden, wo er geblendet, verwirrt und ohnmächtig niedersinkt und seinen Gegenstand aufgibt, als gestände er, daß selbst dem Genie Dantes eine Grenze gesteckt sei.

„So ist in den drei Theilen, aus welchen das Gedicht besteht, die Politik fast ausschließlich der Vorwurf des ersten, die Liebe ist die Seele des zweiten, der dritte ist der Erkenntnis gewidmet.“

„Commedia.“

„Komödie“ nannte Dante sein Gedicht, weil es im bescheidenen Sinne geschrieben, und weil er sich der gemeinen Sprache bedient habe, in der auch die Weiber aus dem Volke ihre Gedanken ausdrücken, weil ferner die Komödie mit Grauenhaftem beginne und heiter ende. Den Namen „göttliche“ gab die dankbare Nachwelt „für die Schöpfung eines ursprünglichen Geistes, der, wie ein ungeheures Alpengebirge über die Wolken des Mittelalters sich erhebend, seinem Vaterlande eine Sprache und eine Poesie schuf; der, dem encyclopädischen Geschmack seiner Zeit gehorsam, in einem ungeheuren Rundgemälde alle Meinungen und Irrthümer einer keimenden Bildung zusammenfaßte und durch Induction Wahrheiten zu enthüllen schien, die seinem Zeitalter noch unbekannt geblieben waren. — Dante, der Erlöser, der Regenerator, der Prophet, unbeachtet und vergessen in der Zeit des Glückes, aus der Dunkelheit gezogen in den Tagen der Trübsal, — die herrliche Pyramide, das Denkmal, das bestimmt ist für die Söhne Italiens ein Sammelpunkt zu sein gegen spätere Zerspreuung“ — wie dankbar der italienische Geschichtschreiber Mariotti ausruft.)

Italienische Sprache.
De vulgari eloquio.“

Dante hat den Italienern ihre nationale Schrift, ihre Sprache geschaffen, indem er das Beste aus allen Dialecten, mit naturgemäßer Bevorzugung des Toscanischen, auswählte. In seiner Schrift „De vulgari eloquio“ (unterzeichnet) der Dichter unter den romanischen Sprachen die *Langue d'oc*, *Langue d'oïl* und die *Langue si*, und in der letzteren unterscheidet er wieder vierzehn Mundarten, wildes Gestrüpp, von dem der Boden des Vaterlandes befreit werden müsse. Doch versagt er dem toscanischen Dialect das Primat, die vortrefflichste Mundart sei vielmehr in jeder Stadt zu spüren und gehöre keiner ausschließlich zu, die Mundarten aller Städte Italiens hätten sich mit ihm abzumessen, abzuwägen und zu vergleichen.

Dichtergroße.

Als Dichter ist Dante an Idealität des Sinnes, an plastischer Kraft unübertroffen, an Prägnanz des Ausdrucks nur mit Thukydides zu vergleichen. Mit Recht bewundert die Kritik an ihm die Kunst, „mit der er der Phantasie seiner Leser die Schrecken der ewigen Dämmerung einprägt, wie er ertönt von der ganzen wildesten und zärtlichsten Empfindungen überströmt, wie er ertönt von der ganzen Harmonie der Sphären; die Kunst, mit der er eine Fülle der rührendsten und erhebensten Gestalten, herzerreißender Scenen in wenigen Worten hintwirft“.

1) Mariotti, Italien, I, S. 144.

2) Opere minori di Dante, di Fraticelli, II, p. 145—265. Firenze 1857.

Ob seiner gestaltenden Kraft ist der Einfluß des Dichters auf die Kunstthätigkeit groß geworden.

Idee und Plan des Gedichtes entstanden schon in Florenz, die Ausarbeitung fällt in die Zeit seiner Verbannung, die Vollendung fand kurz vor des Dichters Tod in Ravenna statt.¹⁾

Mit Heinrich VII. sanken Dantes Hoffnungen ins Grab, er blieb fortan ein Verbannter, mit seiner Vaterstadt hat er sich nicht mehr versöhnt. „Aus der Vaterstadt verjagt,“ sagt er,²⁾ „irrte ich unstat durch fast alle Länder, über welche sich diese Sprache erstreckt, fast ein Bettler, wider Willen aufweisend die Wunde, die das Geschick mir geschlagen und die am häufigsten einem Verwundeten schuldgegeben wird; wahrhaft glich ich einem Schiffe ohne Segel und Steuerruder, von Hafen zu Hafen getrieben, von Küste zu Küste durch den rauhen Wind, den die schmerzliche Armut erregt.“ Ob seiner entschiedenen und Aufsehen erregenden ghibellinischen Gesinnung wurde von Florenz gerade gegen Dante das Verbannungsdecret erneuert und verschärft.³⁾ Dante war nicht minder stolz und haßerfüllt. Als ihm Wiederherstellung seiner Ehren und Güter angeboten wurde, wenn er um Verzeihung bitte, d. h. die Gerechtigkeit des gegen ihn erlassenen Urtheils anerkenne, antwortete er stolz,⁴⁾ unter dieser Bedingung wolle er nie zurückkehren. Noch heute rühmen sich hundert Orte, daß der heimatlose Dichter mit dem gramdurchfurchten Antlitz in ihnen auf seinen vielen Wanderungen Schutz und Pflege fand. Eine Hoffnung nach der andern schwand, Enttäuschung und Verbitterung zehrten an der zähen Lebenskraft. Studien und Dichtung gaben Stärke und Ausdauer. Was er durch die That nicht schaffen konnte, wirkte er durch sein Wort: voll Haß gegen die Feinde, die ihm Unrecht gethan, liebte er doch seine Heimat und fuhr fort, für deren Freiheit zu wirken. Nie verleugnete er sich, er blieb sich selber treu. Sein Name war bekannt, seine Verse konnte er oft von den Maulthiertreibern singen hören, die nicht wußten, daß er der Dichter sei. „Schau, das ist der Mann“, sagte eine Veronesin zur andern, an denen er vorbeiging, „das ist der Mann, der in die Hölle hinabsteigt und Nachrichten bringt von denen, die da unten sind.“ — „Ja, du redest wahr,“ sagte die andere, „siehst du, wie fein Bart kraus und seine Gesichtsfarbe braun ist durch die Hitze und den Rauch da unten.“ Sein Aussehen war immer melancholisch und nachdenkend und seine Rede kurz. „Was suchst du?“ fragte der Prior von Santa Croce del Corvo den Fremden, der, die Kirche durchwandernd, ihm auffiel. „Den Frieden“, antwortete Dante. Er liebte die Einsamkeit und Absonderung, um in seinen Gedanken nicht gestört zu werden. Keine Neugierde konnte ihn aus seinen Studien aufwecken. Im Laden eines Buchhändlers in Siena traf er eines Tages ein neues Buch und las es durch, ohne auf ein Turnier, das in der Nähe abgehalten wurde, einen Blick zu werfen. Selten sprach er ungefragt, dann aber gehaltvoll; wo es noththat, war er sehr beredt, rasch und trefflich. Er war mittlerer Größe, seine Gestalt länglich, seine Nase gebogen, die Augen eher groß als klein; sein Gang war ernst und gelassen. Im Essen und Trinken war er sehr mäßig und genoß nie über Bedürfnis. So schildern ihn die Zeitgenossen. Zuletzt fand Dante ehrenvolle Pflege in Ravenna bei Guido da Polenta. Der Ghibelline

Wanderungen.

Charakter.

1) Francesco de Sanctis, Storia della letteratura italiana. Nap. 1870.

2) Im Convito, I, v. 3.

3) Sein bitteres Sendschreiben: „Ai Fiorentini“, p. 177—255, 474—485.

4) Non est haec via redeundi ad patriam. Nunquam Florentiam introibo. Quidni? Nonne solis astrorumque specula ubique conspiciam.

fand Schutz beim Belfen und ehrenvolle Beschäftigung, einmal als Gesandter nach Venedig. In Ravenna starb er am 14. September 1321 in seinem sechs- undfünfzigsten Jahre. Der Vorbeer des Dichters, mit dem er in seiner Vaterstadt gekrönt zu werden sich so sehr gesehnt hatte, schmückte jetzt die bleiche Stirn des Todten.

Wests-
ruhm.

Die Nachwelt war gerechter als die Mitwelt, Italien wiederholte vom Ruhme des Dichters, Florenz gründete 1334 einen Lehrstuhl zur Erklärung der „Göttlichen Komödie“, und doch hatte der Dichter noch in seiner Grab- schrift über die Härte der Vaterstadt geklagt.¹⁾ Die sechshundertjährige Feier seiner Geburt hat ganz Europa mit Italien getheilt.

¹⁾ Die Grabchrift, nach Paul. Jovius, Elog. doct. vir. 4. von ihm selber verfaßt, lautet:

„Jura monarchiae, superos, phlegetonta, lacusque,
Lu-strando cecini, voluerunt fata quousque:
Sed quia pars cessit melioribus hospita castris,
Auctoremque suum petiit felicibus astris,
Hic claudor Dantes patriis extorris ab oris,
Quem genuit parvi Florentia mater amoris.“

England, Schottland, Wales.

England tritt im dreizehnten Jahrhundert nicht erobernd nach außen auf; die inneren Kämpfe, die Grundlegung seiner Verfassung, der Versuch, sich Schottland und Wales zu unterwerfen, verzehren seine Kräfte.

Heinrich III., 1216—1272.

Heinrich von Winchester war erst neun Jahre alt, als ihm die Bischöfe von Bath und Winchester (Stephan Langton war noch in Rom) in Gloucester, 28. December 1216, statt der im Wash verlorenen Krone einen einfachen Königsreif aufsetzten. Der Graf Wilhelm Pembroke hatte die Aufsicht über die Person des jungen Königs und leitete die Regierung mit Klugheit und redlichem Willen; von Seite des Papstes als des Oberlehensherrn war der Legat Walter (Guala) anwesend, um dem jungen Könige beizustehen. Um die Nation zu gewinnen, wurde am 12. November 1216 die Magna charta (great charter) im wesentlichen bestätigt und nur das ausgelassen, was den vorigen König betraf und die Rechte der Krone zu verletzen schien.¹⁾

Pembroke.

Magna charta.

Wie aber die Jugend des Königs sein bester Schild war, wie das Nationalgefühl allmählich gegen den Fremdenkönig sich zu regen begann, und wie Ludwig VIII. sich zuletzt genöthigt sah, auf die Krone Englands zu verzichten, ist oben gezeigt worden.²⁾

Solange Pembroke regierte und der milde Cardinal Walter den päpstlichen Lehensherrn vertrat, gieng alles gut. Friede herrschte im Inneren, und kräftig entwickelte sich Englands Machtstellung nach außen. Alexander II. von Schottland huldigte am 19. December 1217 als Lehensmann der englischen Krone, und seinem Beispiele folgte am 11. März 1218 Elewellyn, der Fürst der Waliser. Doch Walter sehnte sich nach der Heimat Italien

¹⁾ Pauli, Geschichte von England, III, S. 488—490.

²⁾ Vergl. Bd. V, S. 488—489 dieses Werkes. 5. Aufl.

und erhielt im September 1218 die längst erbetene Abberufung; an seine Stelle kam der schon bekannte Pandulf,¹⁾ welcher bis zu seiner Enthebung 1221 nicht imstande, ja kaum bemüht war, die Herzen der Engländer zu gewinnen. — Ein noch größerer Verlust für England war es aber, als Pembroke im Mai 1219 starb. Sein Nachfolger in der Reichsregierung war der tüchtige Großrichter Hubert de Burgh, dem aber der intrigante Franzose, Peter de Roches, Bischof von Winchester, bei seinem überwiegenden Einfluß auf den unerfahrenen König, die größten Schwierigkeiten in den Weg legte. Zum Glück war aber auch Stephan Langton im Jahre 1218 aus Rom zurückgekehrt; dieser nahm am 17. Mai 1220 die feierliche Krönung Heinrichs III. vor, wobei der junge König den Grundstein zum Neubau der weltberühmten Westminsterkirche legte. Es schien nun alles wieder in gutem Geleise zu sein, auch die Einforderung der in der letzten Zeit von den Baronen entfremdeten Kronüter machte die besten Fortschritte, und eine Verschwörung der Barone, an der sich auch Peter von Winchester theilnahmte, ward im Jahre 1224 niedergeschlagen.²⁾ Da brachte der Krieg mit Frankreich neue Verlegenheiten.

Hubert
de
Burgh.

Streit
mit
Frank-
reich.

Ludwig VIII., seit 1223 König von Frankreich, war nämlich entschlossen, den Friedensvertrag von Lambeth nicht auszuführen, unter dem Vorwande, daß derselbe von englischer Seite wiederholt schon verletzt worden sei. In Ausnützung der inneren Verlegenheiten Heinrichs III. bemächtigte sich der Franzosenkönig im Jahre 1224 aller englischen Besitzungen auf dem Festlande, mit Ausnahme von Bordeaux und Gascogne. Wohl bewilligten jetzt am 11. Februar 1225 die englischen Stände gegen neuerliche Bestätigung der Magna charta eine außerordentliche Steuer für den Krieg, nämlich ein Fünftel von allem beweglichen Vermögen. Wohl suchte England Verbündete auf dem Festlande; allein Kaiser Friedrich II. wies die angebotene Vermählung der Prinzessin Isabella, Schwester Heinrichs III., mit dem Könige Heinrich (VII.) von Deutschland zurück und hielt mit Frankreich. Wohl unternahm Heinrich III. Bruder, Richard von Cornwallis, mit einer wohlausgerüsteten Armee von 300 Segeln die Heerfahrt und vermochte von Bordeaux aus die Gascogne noch im Jahre 1225 von den Franzosen zu säubern und letztere durch Verbindung mit Raimund VII. von Toulouse in Verlegenheit zu setzen; allein Ludwig VIII. nahm jetzt gegen den am 28. Januar 1226 neuerdings als Keger erklärten und genannten Raimund VII. das Kreuz, und nun gebot Papst Honorius III. im Interesse des Kreuzzuges Waffenstillstand zwischen Frankreich und England. Erst als Ludwig VIII. am 8. November 1226 starb, erklärte sich Poitou sofort wieder für England, nahm Richard auf, und dieser konnte nach Verlängerung des Waffenstillstandes im Jahre 1227 als Graf von Poitou nach England zurückkehren. Der damit gewonnene Vortheil wurde von dem im Februar 1227 für mündig erklärten Heinrich III. nicht ausgenützt, und ein Feldzug des letzteren im Jahre 1230 endete mit einer ruhm- und erfolglosen Heimkehr.³⁾

¹⁾ Vergl. Bd. V, S. 329 f., 334, 337 dieses Werkes. 5. Aufl.

²⁾ Pauli, l. c. III, p. 504—544.

³⁾ Ibid. p. 547—581.

Die Stellung des ehrlichen und tüchtigen Hubert de Burgh wurde indes, zumal seit dem Tode des energischen Erzbischofs Stephan Langton im Jahre 1228, immer schwieriger, bis endlich der ebenso habgierige als ehrgeizige Peter von Winchester im Jahre 1232 den Sturz Huberts herbeiführte. Er hatte jahrelang treue Dienste geleistet, desungeachtet ließ Heinrich III. sich überreden, ihn in Ketten schlagen zu lassen.

Hubert
de
Burgh

fällt.

Der Schmied, der ihm Eisen anlegen sollte, rief, als er ihm ins Gesicht sah: „Ist das nicht der getreue und großmüthige Hubert, der England so oft aus den Händen der Fremden errettet und es wieder zu England gemacht hat?“ Richard von Pembroke hielt dem Könige sein Unrecht muthig vor, und dieser stand davon ab, den langjährigen Oberrichter zum Tode zu verurtheilen, er ließ ihn nach der Burg Devizes bringen. Als Hubert aus Sorge vor seinen Feinden entfloh, rettete ihn die Fürsprache Papst Gregors IX.¹⁾

Der König war jetzt sein eigener Herr; doch trotz der Mündigerklärung im Jahre 1227 blieb er sein Lebenlang eigentlich unmündig: er war von Natur gutmüthig, aber ohne Kraft und Beharrlichkeit; unentschlossen, launenhaft, weichlich, unbeständig, wußte er sich weder beliebt noch gefürchtet zu machen. Voll aufrichtiger Frömmigkeit, machte er doch den Kirchen oft Geschenke mit Dingen, die er nicht bezahlen konnte. Ludwig rieth ihm, weniger Messen, aber öfters eine Predigt zu hören; Heinrich antwortete: er sehe viel lieber einen Freund, als daß er von ihm predigen höre. In geordneter Zeit wäre der gutmüthige Heinrich III. vielleicht ein beliebter Herrscher gewesen, eine Revolution jedoch zu schließen, hiezu besaß er zu wenig Scharfblick und Kraft des Charakters. Die Lage war schwierig, der König theilte die Abneigung seines Vaters gegen die Magna charta und meinte, man wolle mit ihr nur die Krone um ihre Rechte bringen; die Barone hingegen waren seit Johanns Regierung geneigt, die Regierung mit Argwohn zu betrachten, jede Maßregel übel auszulegen, und sogleich bereit, Widerstand zu leisten. Heinrich traute darum den Inländern nicht und hielt nur Fremde für getreu, und die Engländer waren eifersüchtig auf die Fremden, welche sich um ihren König drängten und mit Ehren und Einkommen überhäuft wurden. Heinrich wußte nicht zu sparen, und die unglücklichen Kriege in Frankreich, die oben erwähnt wurden, vermehrten seine Geldverlegenheiten: ein Jahr um das andere mußte er um Hilfgelder bitten, und ein Jahr um das andere wurden sie ihm nur unter kränkenden Bedingungen bewilligt: er mußte die Ausländer entfernen, gestehen, daß er gefehlt, die Magna charta bestätigen. Der König versprach in der Verlegenheit alles, brach aber nachher seine Eide und spottete der Leichtgläubigkeit der Barone, die ihn dafür den unverschämtesten Bettler nannten und keinem seiner Eide mehr trauten. So brach ein Aufstand nach dem andern aus, die Zeit seiner Regierung war ein lange dauerndes Unglück für England.

Heinrichs
Charak-
ter.Satz der
Magna
charta.

1) Pauli, l. c. III, p. 594—600, 604 ff.

Pierre
de Roches

Nach dem Sturze Huberts war Bischof Peter von Winchester allmächtig, aber nicht lange; er brachte viele seiner Landsleute aus Poitou an die ersten Stellen und reizte so die Engländer zur Meinung, er wolle alle Eingebornen vom Hofe entfernen. Die Erbitterung gegen ihn stieg derart, daß ein Dominicaner vor dem Könige zu predigen wagte, er werde nicht Frieden haben, wenn er nicht Peter und seinen Rath entferne; die Zuhörer brachen in Beifall aus, der König wurde nachdenklich. „Was fürchten die Schiffer am meisten?“ rief ein Mönch, Robert Baco, „pierres et roches“. Die Barone weigerten sich zweimal, im Parlament zu erscheinen und drohten zuletzt, zu einer neuen Königswahl zu schreiten. Da mahnte der Erzbischof Edmund von Canterbury den König an das Schicksal seines Vaters, dem ein ähnliches Verfahren die Krone gekostet, und Heinrich sah sich 1234 genöthigt, Peter zu befehlen, in seine Diöcese sich zurückzuziehen und sich nur mit dem Heil der Seelen und nicht mehr mit Staatsgeschäften abzugeben, und verwies die Fremden des Landes.¹⁾ Für den edlen Hubert de Burgh war aber die Einsicht Heinrichs III. zu spät gekommen: er war auf Peters Veranstaltung am 1. April 1234 in einem verrätherischen Überfall verwundet und am 16. April vom Arzte getödtet worden.

fällt.

Wilhelm,
Bischof
von
Valence.

Der Friede war auch jetzt nur von kurzer Dauer. Wohl hatte die Heirat Isabellas, der Schwester Heinrichs III., mit Kaiser Friedrich II. im Jahre 1235 Ansehen und Machtstellung des englischen Königs gehoben; allein Heinrichs III. Schwäche verdarb bald wieder alles. Im Jahre 1236 heiratete der König Eleonore von Provence, deren ältere Schwester die Gemahlin Ludwigs des Heiligen war. Sie brachte eine Schar von Ausländern nach England und an die ersten Stellen: ihr Oheim, Wilhelm, erwählter Bischof von Valence, wurde sogar erster Minister. Von neuem regte sich der Groll, und 1238 mußte Bischof Wilhelm wieder nach dem Festland zurück. Aber andere Fremde folgten ihm in der Gunst des Königs, der überdies im Kriege mit Frankreich sich mit Schande bedeckte und im Frieden von Bordeaux (1243) auch auf Poitou und Gascogne verzichten mußte.

Finan-
zielle
Miß-
wirt-
schaft.

Dazu kam eine heillose Wirtschaft in finanzieller Beziehung, da der schwachmüthige Heinrich III. nicht hauszuhalten verstand. Da drängten sich zunächst die Verwandten seiner Gemahlin heran, um auf Kosten des Königs zu leben und sich zu bereichern. Das steigerte sich noch, als Heinrichs III. Bruder, Richard von Cornwallis, im November 1243 Sancha, eine jüngere Schwester der Königin, heiratete. Nebenbei setzten Scharen von italienischen Geistlichen durch päpstliche Provisionen in den fetten englischen Pfründen sich fest und sogen jährlich an 60.000 Mark aus dem Lande. Eine diesbezügliche Beschwerde der englischen Procuratoren beim Concil zu Lyon am 17. Juli 1245, erwiderte Papst Innocenz IV. mit der Bemerkung, „daß eine so wichtige Sache reiflicher Überlegung bedürfe“. ²⁾ Eine Änderung in dieser Sache erfolgte nicht, wohl aber brachte der auf demselben Concil neubelebte Kreuzzugsgedanke neue Geldforderungen für Geistliche und Laien in England, welche noch erhöht wurden, als Heinrich III. am 6. März 1250 selber das Kreuz nahm und — wenigstens scheinbar im Eifer für das Heilige Grab — die Rüstung betrieb. Neue und fruchtlose Auslagen wurden durch politische Verwickelungen verursacht. Im Jahre 1253 galt es, die innerlich unruhige und von Spanien her bedrohte Gascogne zu

¹⁾ Pauli, l. c. III, p. 600—612.

²⁾ Ibid. p. 653—661. — Hefele, l. c. V, p. 1123 f.

Kreuz-
zugs-
idee.

sichern; der Feldzug und der folgende Aufenthalt in Paris im Jahre 1254 verschlangen 300.000 Mark. Im gleichen Jahre ließ Heinrich III. sich in die kostspielige sicilische Frage verwickeln. Schon von Innocenz IV. ließ er das Sicilische Frage. Königreich Sicilien seinem Sohne Edmund übertragen, im Mai 1254, und an Stelle des Kreuzzuges wurde jetzt die Eroberung von Neapel-Sicilien zur Aufgabe gestellt. Heinrich III. ward von der Eitelkeit erfaßt und weiter getrieben, so daß er im November 1255 mit dem neuen Papste Alexander IV. einen neuen Vertrag schloß. Danach verpflichtete sich Heinrich III. unter Strafe des Bannes dem Papste für Zuwendung des Königreichs Sicilien in bestimmten Fristen 135.541 Mark Sterling und innerhalb eines Jahres ein Heer zur Vertreibung Manfreds zu stellen. Edmund aber soll als künftiger König von Sicilien jährlich 2000 Unzen Gold dem Papste zahlen und 300 Reiter stellen. Ohne Verzug begann die Eintreibung dieser neuen Summen in England, besonders beim Clerus; doch Sicilien wurde, wie wir wissen, nie gewonnen, sondern schließlich (1263) an Karl von Anjou übertragen. — All diese Verbindungen und Unternehmungen kosteten riesige Summen, welche durch königliche und päpstliche Agenten rücksichtslos eingetrieben wurden, hauptsächlich bei Städten, Juden und Geistlichen. Allgemein war die Verbitterung, wiederholt regte sich schon in diesen Jahren die Opposition. Heinrich III. vermochte diese bisher zu dämpfen, indem er wiederholt die Magna charta beschwor, die er aber bei nächster Gelegenheit doch wieder brach.¹⁾

Da bildete sich eine Verbindung der Großen gegen die Mißregierung unter der Leitung des Grafen Simon von Montfort, eines jüngeren Simon von Montfort Sohnes des Helden im Albigenserkriege, der im Jahre 1239 von seiner Mutter die Grafschaft Leicester geerbt und sich im Jahre 1238 mit Eleonore, einer Schwester des Königs und Witwe des Wilhelm Pembroke, vermählt hatte. Simon war nicht bloß mächtig, reich, beim Volke beliebt, sondern auch kühn und unternehmend und in seinen schlaun angelegten Plänen hochstrebend.

Heinrich hatte Simon zuerst gehoben, 1248 zum Statthalter der Gascogne gemacht, welche er mit Entschlossenheit im Zaume hielt; aber er verstand nicht, den gefährlichen Mann an sich zu fesseln, er warf ihm 1252 plöblich Tyrannei und Grausamkeit vor und entsetzte ihn, und als Simon sich vor dem Könige verantworten wollte, fuhr ihn dieser mit dem Worte „Verräther!“ an. — „Verräther?“ antwortete der Graf, „wäret Ihr nicht König, Ihr solltet diese Beleidigung bitter bereuen.“ — „Nichts werde ich je so sehr bereuen,“ entgegnete Heinrich, „als daß ich Euch in meinem Lande groß werden und Euch mästen ließ.“ Von da an waren Heinrich und Montfort Todfeinde. von Heinrich III. beleidigt.

Als nun Heinrich III. im Jahre 1258 gegen die seit 1256 schon rebellischen Waliser in arger Verlegenheit war, seine beste Stütze aber, sein Bruder Richard von Cornwallis, als deutscher König durch den Kampf um seine Anerkennung in Deutschland festgehalten wurde und das englische Volk infolge der Mißernte des Jahres 1257 in verzweifelter Stimmung war, kam der lang verhaltene Sturm zum Ausbruch.

¹⁾ Pauli, l. c. III, p. 661 – 702.

Forbes-
rungen
der
Barone.

Als der König im April 1258 einen Großen Rath nach Westminster berief, um Kriegshilfe gegen Wales zu erlangen, traten die Barone am dritten Tage in voller Rüstung in die Halle. „Bin ich Euer Gefangener!“ rief er erschreckt. — „Nein, Sire,“ ward ihm entgegnet, „aber durch Eure Parteilichkeit für die Ausländer und durch Eure Verschwendung ist das Reich ins Elend gerathen, weshalb wir verlangen, daß die Regierungsgewalt einem Ausschusse von Prälaten und Baronen übertragen werde, damit selbe die Mißbräuche abstellen und heilsame Gesetze erlassen können.“ Heinrich mußte nachgeben und in die Wahl von vierundzwanzig Baronen zur Verbesserung der Staatsgewalt einwilligen: zwölf sollten von Seite des Königs, zwölf von Seite des Parlaments gewählt werden.

Das tolle
Parla-
ment.

Am 11. Juni 1258 trat das Parlament, welches in der Geschichte den Namen des „tollen“ hat,¹⁾ zusammen, der Ausschuss der Vierundzwanzig wurde gewählt, in welchen die Barone die Häupter ihrer Partei zu bringen und von dem sie Heinrichs vorzüglichste Freunde auszuschließen mußten. Die bedeutendsten Anhänger des Königs wurden sogleich von ihren Ämtern entfernt, neue Kronbeamte von dem Ausschuss eingesetzt, alle Ausländer, aber auch die Brüder des Königs verbannt; ferner wurde bestimmt, in jeder Grafschaft sollten die Freilehner vier Ritter wählen, um die Vergehen königlicher Beamter dem Parlamente vorzulegen, jedes Jahr sollten die Freilehner den Sheriff der Grafschaft wählen, alle Sheriffs, wie auch der Schatzmeister, Kanzler und Obergerichter jedes Jahr Rechnung ablegen, und endlich sollte das Parlament dreimal des Jahres, nämlich anfangs Februar, Juni und October, zusammenkommen. Das sind die sogenannten Provisionen von Orford.²⁾

Die Pro-
visionen
von
Orford.

Die vier-
und-
zwanzig
Hüter.

Mit den vierundzwanzig Hütern des Reiches gieng es England wie Rom mit den Decemviren: die Reform wurde nicht so schnell vollendet, als ursprünglich bestimmt war, denn die neuen Gewalthaber fanden Freude an der Macht. Heinrich blieb der Schatten eines Königs, wenn die Sieger sich nicht entzweiten. 1261 wagte er einen Versuch, die Bande zu sprengen, trat unerwartet in den Rath und warf den Mitgliedern vor, statt die Staatsreform zu beschleunigen und seine Schulden zu tilgen, hätten sie nur getrachtet, sich zu bereichern und ihre Gewalt zu befestigen, weshalb er sie nicht länger als seine Rätthe ansehe; und begab sich dann in den Tower und forderte die Bürger auf, zu ihm zu stehen. Aber auch die Barone rüsteten schnell. Des Königs Sohn, Eduard von Winchester, der von Frankreich zurückkam, sollte den Streit entscheiden, erklärte aber, da er die Orforder Verordnungen geschworen habe, so werde er seinen Eid auch halten.

Der
Schieds-
spruch
Ludwigs
IX.

Zuletzt beriefen beide Theile Ludwig den Heiligen zum Schiedsrichter, zumal die Barone forderten, daß sich die Macht der vierundzwanzig Hüter auch auf die Nachfolger von König Heinrich erstrecke. Ludwig IX. gab in Amiens am 23. Januar 1264 seinen Entscheid,³⁾ wodurch er die Provisionen

¹⁾ The mad parliament.

²⁾ Pauli, l. c. III, p. 716—725.

³⁾ Tillemont, Vie de Saint-Louis, IV, p. 302.

von Oxford als schädlich den Rechten der Krone und den Interessen der Nation verwarf, Heinrich seine königlichen Schlösser und das Recht, selber seine Rätthe und Diener zu ernennen, zurückgab, dagegen, sorgsam für die Rechte des englischen Volkes, für dasselbe seine alten Freiheiten und eine Amnestie für die Widersacher des Königs forderte. Ludwigs Urtheil sicherte die Rechte der Krone wie die Rechte des Volkes, allein die Stimme der Vernunft findet in Zeiten des Umsturzes selten Gehör.

Trotz ihres Eides, sich dem Schiedsspruche zu fügen, verwarfen ihn jetzt die Barone als ungerecht und der Wahrheit nicht entsprechend. „Wenn auch alle von mir weichen,“ erklärte Simon von Montfort, „so halte doch ich mit meinen vier Söhnen aus.“ In allen Theilen Englands loderte die Flamme des Bürgerkrieges von neuem empor: im Norden hatten die Königlichen, im Süden die Barone das Übergewicht, insbesondere durch den Beitritt von London; in der Mitte des Reiches standen beide Parteien mit gleicher Stärke einander gegenüber. Bei Lewes kam es am 14. Mai 1264 zur Entscheidung. Montfort überzeugte die Seinen, sie kämpften nur für Freiheit und Gerechtigkeit, ihre Sache sei die Sache des Himmels. Prinz Eduard warf die ihm gegenüberstehenden Londoner in die Flucht, ließ sich aber zum Verderben der königlichen Sache in der Hitze der Verfolgung zu weit fortreißen; als er vom Nachsetzen zurückkehrte, fand er das Heer des Königs geschlagen, Heinrich selber gefangen, und mußte er sich zum Vertrag von Lewes (the mise of Lewes) bequemen, welcher die Oxforder Provisionen bestätigte und wonach Eduard und Prinz Heinrich, der Sohn des ebenfalls gefangenen Königs Richard, für das friedliche Betragen ihrer Väter in Gewahrsam blieben. König Heinrich III. selber wurde als König (dominus) behandelt, blieb aber eigentlich ein Gefangener.¹⁾

Montfort war jetzt der eigentliche König und drückte allen Befehlen, die er erließ, das königliche Insigne bei. Dem Könige bezeugte man äußerlich volle Achtung, aber treue Anhänger Montforts mußten ihn überall begleiten. König Richard blieb gefangen. In alle Stellen brachte Montfort seine Anhänger, sie hatten Vollmacht, jeden zu verhaften, der ohne Erlaubnis des Königs, das heißt ohne seine Erlaubnis, Waffen trage. In der großen Masse hatte Simon seine Stärke, auch der niedere Clerus stellte ihn als den Beschützer der Armen und Vertheidiger der Kirche dar. Um seine Anhänger dauernd an sich zu fesseln, berief Montfort auf den 20. Januar 1265 ein Parlament, in welches aus jeder Grafschaft zwei Ritter, aus den Städten York, Lincoln und den übrigen Flecken je zwei Bürger, aus den fünf Häfen (Sandwich, Dover, Hythe, Romney, Hastings) je vier Abgeordnete eintreten sollten. So entstand das englische Unterhaus, während bisher das Parlament nur aus den großen Baronen und Prälaten bestanden hatte. Der König mußte die Magna charta von neuem anerkennen und eine allgemeine Amnestie bewilligen.²⁾

¹⁾ Pauli, l. c. III, p. 766—777.

²⁾ Gneist, Verwaltungsrecht in England, I, S. 290—310.

Damit hatte Leicesters Macht ihre Höhe erreicht; jetzt erfolgte ihr schneller Sturz. Je mehr seine ehrgeizigen Pläne hervortraten, umso mehr weigerte sich der Stolz der Barone, sich einem zu fügen, der doch nur ihresgleichen war.

Eduards
Flucht
und Sieg
bei Eves-
ham.

Gilbert Glocester verhalf dem Prinzen Eduard zum Entkommen; sogleich scharten sich die Königlichen um den kriegstüchtigen Prinzen, welcher am 4. August 1265 bei Evesham unerwartet mit Übermacht Montfort entgegentrat. „Der Herr erbarme sich unserer Seelen!“ rief Montfort, als er die Stärke der Gegner überblickte, „denn unsere Leiber gehören dem Prinzen Eduard.“¹⁾ Er empfing das Abendmahl und beschloß dann mit dem Muthe der Verzweiflung sich durchzuschlagen. Aber es mißlang, immer enger wurde der Kreis der Seinen. König Heinrich III., den er gezwungen, in seinen Reihen zu streiten, wurde nur durch Eduard, der des Vaters Stimme erkannte, vom Tode gerettet. Lange kämpfte Montfort wie ein Riese, endlich fragte er in der Erschöpfung, ob man Pardon gebe. „Für Verräther gibt es keinen Pardon“, lautete die Antwort, und wurde Montfort über der Leiche seines Sohnes getödtet; alle Ritter und Barone seiner Partei bis auf zehn, die verwundet auf dem Boden lagen, wurden erschlagen. Hände und Füße wurden dem besiegten Feldherrn abgeschnitten und nach verschiedenen Orten geschickt; doch das Volk hielt Simon den Gerechten als Märtyrer für die Freiheit des Landes in Ehren, es verglich ihn mit Thomas Becket.²⁾

Mont-
forts
Fall.

Heinrich übernahm wieder die Regierung. Eine gewaltthätige Reaction folgte: alle während der Gefangenschaft des Königs ergangenen Erlässe wurden widerrufen, alle Anhänger Montforts geächtet, London seiner Privilegien beraubt. Erst der verzweifelte Widerstand der Verfolgten brachte die Sieger zur Besinnung. Durch das Edict von Kenilworth (1266) (the dictum of Kenilworth) wurde die Verfolgung gemildert, die Magna charta in ihrem ganzen Umfange anerkannt, auch vom päpstlichen Legaten bestätigt. Als sich endlich im Juni 1267 auch London unter billigen Bedingungen ergab, war der Friede im allgemeinen hergestellt. Der Papst hatte den König gemahnt, Rache sei eines Christen unwürdig und Milde die festeste Säule des Thrones: und der König zeigte sich fortan gewissenhaft in Beobachtung der Grundrechte, und Simons Schöpfung, die Theilnahme des Volkes am Parlament, blieb in Kraft. Nach und nach gelang es, die Wunden, die der Bürgerkrieg geschlagen hatte, zu heilen, und es war sehr staatsklug vom Prinzen Eduard, daß er die Häupter der Gegner, so den Herzog von Glocester, bewog, sich seinem Zuge ins Heilige Land anzuschließen:³⁾ so wurden die der Ruhe gefährlichen Kräfte aus England abgeleitet. —

Edict
von
Kenil-
worth.

¹⁾ Ur soules, he sede, abbe God, vor ur bodies beth hore.

²⁾ Man betete zu ihm:

„Salve Simon Montis-fortis,
Totius flos militiae,
Duras poenas passus mortis,
Protector gentis Angliae.“

³⁾ Sieh Bd. V, S. 670, 739 f. dieses Werkes. 5. Aufl. — Pauli, l. c. III, p. 796—814.

Eduard I., 1272—1307. — Wales.

Heinrich III. starb am 16. November 1272. Sein Sohn Eduard war, auf der Heimreise aus dem Heiligen Lande begriffen, um dieselbe Zeit zu Trapani in Sicilien als Gast des Königs Karl. Eduards Reise durch Italien war ein fortwährender Triumphzug; als den Helden und Märtyrer der Christenheit empfieng ihn der Papst und das Volk der Städte. Die Nachricht vom Tode des Vaters, welche ihm in Neapel zukam, trieb ihn so wenig zur Eile, daß er in Chalons, weil es die Ehre Englands galt, gegen die Mahnung des Papstes, daß das Turnieren unter der Würde eines Monarchen und von der Kirche verboten sei, mit 1000 Engländern gegen den Grafen von Chalons und seine Franzosen sich in ein Vanzenbrechen einließ, das zuletzt zur heftigen Schlacht ausartete. In Paris huldigte er dem Könige von Frankreich, in Guienne sicherte er sich den Gehorsam der Großen, dann schloß er noch einen Frieden mit Flandern, und landete erst am 2. August 1273 auf seiner Insel, und wurde am 19. desselben Monates in Westminster gekrönt. Am 20. August leisteten Eduards I. Schwäger, Alexander III. von Schottland und Johann von Bretagne, dem neuen Könige den Lehnseid.

Eduard war dreiunddreißig Jahre alt, von schwächtiger, schöner Gestalt, heldenmüthig, tapfer, war leicht zu erregen, aber auch durch Unterwürfigkeit leicht zu besänftigen, voll Ehrgeiz. Die Grenzen seines Königreichs waren ihm zu eng, er strebte nach dem Besitz der ganzen Insel; die Eroberung von Wales und Schottland und die Einführung neuer Gesetze — er heißt der Justinian Englands — sind die wichtigsten Thatfachen seiner Regierung in England.

Charakter.

Achthundert Jahre hindurch hatte das kleine Wales heldenmüthig um seine Unabhängigkeit gekämpft; es erlag schließlich infolge seiner Zersplitterung. Südwales, in welchem die Zersplitterung am stärksten war, hat bereits unter Heinrich II. der englischen Herrschaft sich ergeben müssen. „Der Geist der Freiheit suchte in den Bergschluchten von Nordwales die letzte Zufluchtsstätte.“ Die drei letzten Fürsten von Nordwales waren Blewellyn (I.) ab Forwerth (1194—1240), sein Sohn David ab Blewellyn (1240—1246) und dessen Neffe Blewellyn (II.) ab Gruffyth, der aber erst nach dem Tode seines Bruders Owain Goch 1254 zur Alleinherrschaft in Nordwales (1254 bis 1282) gelangte. Das Verhältnis dieser Fürsten zu England war ein wechselndes. Schon im Jahre 1201 mußte Blewellyn I. huldigen und nach dem Einschreiten des Papstes Honorius III. ein zweitesmal im Jahre 1231. Erneuerter Freiheitskampf unter David und Blewellyn II. und Owain Goch endete im Frieden von 1247 mit der Schmälerung von Nordwales und der Huldigung von Seite der beiden letzten Fürsten. Die Erhebung vom Jahre 1255 führte zu wechselvollen Kämpfen und endlich im Jahre 1267 zu einem Frieden, wonach Blewellyn II. zwar Nordwales im ganzen Umfang wieder erhielt, aber die englische Oberhoheit neuerdings anerkennen mußte. Beim

Wales.

Regierungsantritte Eduards I. erneuerte sich der Streit, der den gänzlichen Untergang von Wales im Jahre 1282 herbeiführte;¹⁾ jetzt sollte es vor dem Ehrgeiz und dem Schwerte Eduards I. erliegen.

Llewellyn

Llewellyn II., der Sohn Gruffyths, wurde dreimal aufgefordert, zur Huldigung vor dem Könige zu erscheinen, brachte aber stets Ausflüchte, wie, daß Eduard rebellische Waliser mit ausgezeichnete Gunst aufnehme, oder Bedingungen vor, aus denen Eduard nur ersah, daß der Waliser ihn nicht als Oberherrn anerkennen wolle. Nun wurde dieser November 1276 von König und Parlament des Lebens verlustig und in die Reichsacht erklärt. Kleine Streifereien begannen ohne besonderen Erfolg, im Jahre 1277 kam jedoch Eduard selber mit einem furchtbaren Heere, brach Wege durch die Wälder, eroberte Anglesea und unterbrach die Verbindung zwischen dem Snowdon und dem Meere. Von allen Seiten eingeschlossen, vom Hunger überwältigt, mußte Llewellyn, im November 1277, sich dem Sieger ergeben; sein ganzes Gebiet bis auf Anglesea abtreten, 50.000 Pfund Strafe zahlen und für Anglesea einen jährlichen Zins von 1000 Mark versprechen und zehn Geiseln stellen.

müß sich ergeben.

Zwar erließ Eduard bald großmüthig die 50.000 Pfund und den Jahreszins und stellte die Geiseln frei, allein das eigene Volk riß Llewellyn zu neuem Widerstande fort: der Fürst habe kein Recht, sein Volk einem Fremden zu unterwerfen. Eine alte Weissagung, die man Merlin zuschrieb, gab Hoffnung: „Wenn die englische Münze rund werde,“ sagte sie, „so werde der König von Wales in London gekrönt werden.“ Gerade damals aber hatte Eduard verboten, den Penny in Halbe und Viertel zu zerschneiden, und das zerschnittene Geld in rundes umprägen lassen. Llewellyns Bruder David, bisher in den englischen Reihen gegen sein eigenes Vaterland kämpfend, bot die Hand, erschreckt über die Folgen seines Verraths. Am Palmsonntag 1282 überrumpelte David das feste Schloß Hawardyn, es war dies die Lösung, und nun loderte der Aufstand durch ganz Wales empor, und die Waliser stürzten sich von ihren Bergen herab in die Marken, gegen deren Bevölkerung sie mit einer Unbarmherzigkeit verfuhr, wie sie nur langgenährter Haß erzeugen kann.²⁾

Merlin.

David.

Anfangs machten die Waliser Fortschritte, doch bald pflanzte Eduard zu Worcester sein Banner auf; nach bedeutenden Verlusten gelang es ihm, Anglesea wieder zu nehmen, die Waliser zu werfen. Baskische Söldner, im Gebirgs-krieg gleich geschickt wie die Waliser, waren es, die den Snowdon erstiegen und die wichtigsten Stellungen einnahmen. Llewellyn wurde am 11. December 1282 in einem Gefechte von einem Ritter, Stephan von Frankton, der ihn nicht kannte, erstochen; als man in seiner Tasche das königliche Siegel fand, erkannte man, wer da gefallen sei; sein Haupt wurde an Eduard gebracht und auf dessen Befehl nach London gesendet und dort zur Verhöhnung der Weissagung mit einem silbernen Reife geschmückt auf dem Tower aufgestellt. So endete der letzte Fürst und die Unabhängigkeit von Wales.

Ende Llewellyns 11. Dec. 1282

Jetzt unterwarfen sich die Häuptlinge einer nach dem andern, nur David führte in den Gebirgen noch den kleinen Krieg fort; zuletzt lieferten ihn in Ketten seine eigenen Landsleute dem Sieger aus. Ein Parlament zu Shrewsbury

¹⁾ Walter, Das alte Wales, S. 96—106.

²⁾ Pauli, l. c. IV, p. 18—24. — (Matthaeus, Westmonast.) Flores historiarum, p. 411.

verurtheilte ihn zur fürchterlichen Strafe des Hochverraths, wonach er am 3. October 1283 zum Galgen geschleift, gehängt und dann geviertheilt wurde. Über ein Jahr blieb dann Eduard in Wales, um das Land durch weise Gesetze dauernd mit England zu vereinigen. Er verzieh, zog die Waliser von ihren Räubereien ab, theilte das Land in Shires und Hunderts, und als ihm in Caernarvon am 25. April 1284 ein Sohn Eduard geboren wurde, zeigte er ihn den versammelten Häuptlingen: „Ihr wollt nur einem Waliser gehorchen, hier habt ihr jetzt einen König, der in Wales geboren ist.“¹⁾ Und von da an heißt der Thronfolger von England Prinz von Wales. —

und
Davids
3. Octbr.
1283.

Der
Prinz
von
Wales.

Schottland.

Noch wichtiger wurde die Thronfolge in Schottland. Die Richtung, welche König David I. zu Gunsten der Kirche Schottlands eingeschlagen hatte, war maßgebend für seinen Enkel und Nachfolger Malcolm IV. (1153—1165); er bewies ihr sein Wohlwollen in hohem Grade, namentlich durch Stiftung von Klöstern. Ihm folgte sein Bruder Wilhelm der Löwe (1165—1214), den wir in der Geschichte Heinrichs II. kennen lernten, wie er die Grafschaft Northumberland von England zurückforderte, aber im Kampfe dafür 1173 in englische Gefangenschaft gerieth und, um wieder frei zu werden, im Vertrag von Falaise und im Frieden zu Balogne am 8. December 1174 sein ganzes Reich von England zu Lehen nehmen mußte.²⁾

Schott-
land.

Malcolm
IV.

Wilhelm
der
Löwe.

Heinrich II. verlangte nun auch eine Obedienzerklärung der schottischen Kirche, welche aber York und zugleich Canterbury zu ihren Gunsten ansprachen. Heinrich II. wurde stutzig darüber, und diese Frage kam deshalb nicht zum Austrag, auch als unter einem päpstlichen Legaten 1177 ein Concil in Edinburgh stattfand. Seinem ehemaligen Freunde Thomas Becket zu Ehren rief Wilhelm der Löwe 1178 die Benedictiner-Abtei Arbroath ins Leben. Lucius III. sandte ihm die goldene Rose und Clemens III. bestimmte 1188 in einer Bulle, daß schottische Bisthümer seien: St. Andrews, Glasgow, Dunkeld, Dunblane, Brechin, Aberdeen, Moray, Ross und Caithness, daß sie unmittelbar nur unter dem heiligen Stuhle stehen, daß kein anderer Prälat außer dem Papst oder seinem Legaten Schottland mit dem Interdict oder dem Banne belegen dürfe, daß das Legatenamt nur einem Eingeborenen übertragen werden und in inneren Streitigkeiten nur nach Rom appelliert werden dürfe. Damit war Schottland kirchlich für unabhängig von England erklärt. Dem folgte bald auch die weltliche Unabhängigkeit.³⁾

Schott-
tische
Bis-
thümer.

Schott-
land
frei.

¹⁾ Flores historiarum, p. 483. — Pauli, l. c. IV, p. 25—30.

²⁾ Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Schottland, I, S. 206—208.

³⁾ Ibid. p. 208—216.

Wilhelm der Löwe erlangte von Richard Löwenherz, der den König von Schottland während seiner Pilgerfahrt friedlich gesinnt wissen wollte, daß er das Unterthänigkeitsverhältniß, als durch Heinrich II. erpreßt, für aufgehoben erklärte. Nun war Schottland vollkommen frei. Alexander II. (1214—1249), der Sohn Wilhelms des Löwen, regierte fünfunddreißig Jahre klug und erfolgreich; er nahm Partei gegen Johann ohne Land für die Barone und für Heinrich III., dessen Schwester seine Gemahlin war, gegen die Barone Englands. Er förderte die Gründung neuer Klöster und zeigte eine besondere Zuneigung für die Söhne des heil. Dominicus. Sein gleichnamiger Sohn Alexander III. bestieg als achtjähriger Knabe den Thron und regierte siebenunddreißig Jahre, 1249—1286. England wollte seine alten Ansprüche auf Oberhoheit erneuern, und darum forderte Heinrich III., daß der König nicht ohne seine Einwilligung gekrönt werde. Der Abhängigkeit vorzubeugen, beschleunigten die Schotten die Krönung des jungen Alexander III. am 13. Juli 1249. Unter diesem Könige wurden 1266 die Hebriden von Norwegen gegen Erlag von 4000 Mark Silber und eine jährliche Zahlung von 100 Mark, unter Vorbehalt der Rechte des Erzbischofs von Drontheim über Man und die Hebriden, an Schottland abgetreten. Auch die Erinnerung an die herrliche Königin Margareta lebte noch fort; ihre Gebeine, als die einer Heiligen, wurden 1250 erhoben und in einem kostbaren Schrein in der Abteikirche Dunfermline beigesetzt.¹⁾

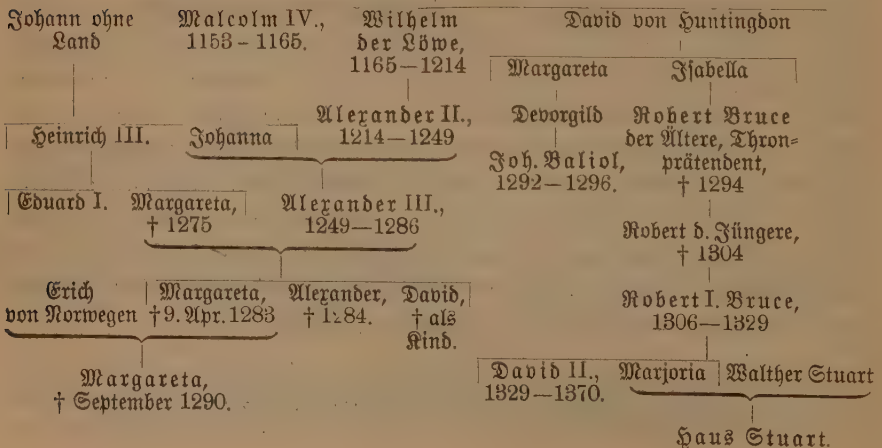
Alexander III. starb 1286 durch einen Sturz vom Pferde, nur eine Enkelin Margareta hinterlassend,²⁾ das einzige Kind seiner Tochter Margareta

¹⁾ Baufl, l. c. III, p. 208. — Bellesheim, l. c. I, p. 216—237.

²⁾ Stammbaum der letzten Schottenkönige aus dem Hause Kenneth:

David I., 1124—1153

Heinrich, † 1153



aus der Ehe mit König Erich von Norwegen. Diese dreijährige Enkelin, die „schöne Maid von Norway“, war schon am 5. Februar 1284 zu Scone als Thronerbin erklärt worden. Eduard I. gedachte jedoch, die junge Königin mit seinem Sohne zu vermählen und so beide Königreiche zu vereinigen. Die Schotten machten auch den ersten und willkommenen Antrag dazu, und Eduard versprach, die Rechte, Gesetze und Freiheiten Schottlands unverbrüchlich zu beobachten, behielt sich aber ausdrücklich die Rechte der englischen Krone, d. h. die Oberlehensherrlichkeit Englands vor. Margareta sollte über England nach Schottland kommen und sich nie anders vermählen, als nach dem Befehl, Willen und Rath des Königs von England und mit Genehmigung des Königs von Norwegen. Zum Unglück für den Frieden beider Länder erkrankte das Mädchen von Norwegen auf der See und starb im September 1290 auf einer der Orkaden, und mit ihr erlosch die directe Nachkommenschaft der Könige von Schottland.

Die
Maid
von Nor-
wegen.

Als Oberlehensherr Schottlands sprach nun Eduard das Recht an, über die Erbfolge in diesem Reiche zu entscheiden; die Schotten anerkannten auch dieses Recht: denn ihre Könige hatten ja in den letzten vier Jahrhunderten oft den englischen gehuldigt und Treue geschworen. Die Versammlungen der Großen beider Reiche wurden seit Ende Mai 1291 zu Norham und Berwick gehalten; 13 Große sprachen auf Grund ehelicher oder unehelicher Abstammung von der königlichen Familie die Krone an 104 Männer, darunter 40 von Baliol, 40 von Bruce, 24 von König Eduard ernannt, sollten als Gericht über die Ansprüche entscheiden. Die meisten Ansprüche hatten Johann Baliol und Robert Bruce.¹⁾

Königs-
wahl.

Baliol
und
Bruce.

Beide stammten von David ab, Grafen von Huntingdon, einem Bruder des Königs Wilhelm, des Vaters von König Alexander II.; Bruce war der Sohn von Isabella, der zweiten Tochter Davids von Huntingdon, Baliol war der Enkel von Davids erster Tochter Margareta. Bruce war also der Enkel, Baliol der Urenkel, und die Frage war also, ob die Krone dem um einen Grad näheren, aber von der jüngeren Schwester abstammenden, oder dem um einen Grad entfernteren, aber von der älteren Schwester abstammenden Bewerber zukommen sollte. Und damals waren ja bei Erbfolgen die Grundsätze noch nicht so bestimmt. Beide Bewerber versprachen, sich der Entscheidung des Königs von England, als des souveränen Herrn von Schottland, zu unterwerfen. Nach achtzehnmonatlicher Untersuchung sprach sich die Jury gegen Bruce, der auf eine Theilung des Königreichs antrug, für die Untheilbarkeit desselben und für Baliol aus. Am 20. November 1292 schwor Baliol dem Eduard den Treueid: „Hört, Mylord Eduard, König von England und souveräner Lehensherr des schottischen Reiches! ich, Johann von Baliol, König von Schottland, gelobe Euch Treue für dieses Königreich Schottland, welches ich von Euch zu Lehen trage und zu tragen verlange; daß ich treu und ergeben sein und Treue und Ergebenheit gegen Euch hegen will mit Leib und Leben und irdischem Gut

Baliol,

König.

Lehens-
eid.

¹⁾ Pauli, Geschichte von England, IV, S. 71—74.

wider alle, die da leben mögen und sterben; und getreulich will ich bekennen und getreulich will ich erfüllen die Dienste, so Euch in Betreff des obgenannten Königreichs Schottland gebühren, so wahr mir Gott helfe und dies heilige Evangelium!“ Am 30. November wurde Baliol zu Scone auf dem alten Königsteine gekrönt. Eduard hatte den neuen König gemahnt, sein Land so zu verwalten, daß der König von England als Oberherr nie einschreiten müsse.

Doch bald fühlte Baliol das Drückende seiner Lehenspflichtigkeit, unzufriedene Unterthanen beriefen sich gegen des Königs Entscheid auf den obersten Lehensherrn, den König von England, und schon im ersten Jahre wurde Baliol viermal vor Eduard vorgefordert. Dabei schürte Frankreich, welches die Machtvergrößerung Englands ungern sah: Philipp IV. hatte sich arglistig Guiennes bemächtigt. Das Parlament entschied, die Gascogne müßte mit Waffengewalt wieder genommen werden, und Eduard I. ließ im Jahre 1294 durch Gesandte dem Könige von Frankreich seine Lehenspflicht förmlich kündigen.¹⁾

Beide Könige suchten Bundesgenossen, Eduard gewann König Adolf von Nassau, und Philipp schloß ein Schutz- und Trugbündnis mit Schottland. Während Eduard gegen Guienne rüstete, forderte er von Baliol Beistand, Befestigung dreier der wichtigsten Schlösser, Berwick, Edinburgh, Roxburgh, und als Baliol, von der Stimmung seines Volkes fortgerissen, beides verweigerte, lud er ihn vor sein Gericht zu Newcastle upon Tyne. Doch schon waren die Schotten in englisches Gebiet eingefallen, 1296, und hatte Baliol die Lehenspflicht gekündet. „Oh, dieser unvernünftige Verräther, da er nicht zu uns kommen will,“ rief Eduard, „so müssen wir gehen und ihn auffuchen!“²⁾ Bei Dunbar kam es zur Schlacht am 27. April; eine rückgängige Bewegung der Engländer verleitete die Schotten zu einem unbesonnenen Angriff und verhalf so den Engländern zu einem wohlfeilen Sieg. Die Festungen öffneten ihre Thore, jedes Schwert senkte, jedes Knie beugte sich vor Eduard. Baliol kam auf einem Klepper reitend, einen weißen Stab, das Zeichen des Vasallenthums, in der Hand, am 10. Juli 1296 zu Eduard nach Brechin und bezeugte seine Reue; er mußte erklären, er gebe Eduard das Reich zurück, das er durch seine Schuld verwirkt habe, und übertrug den Eid der Treue, den die schottischen Barone ihm geschworen, auf den Sieger. Baliol bekam fürstliche Wohnung im Tower, später durfte er auf seine Güter in der Normandie sich zurückziehen; dort lebte er bis 1305, ohne je wieder in die Schicksale seiner Heimat einzugreifen oder eingreifen zu wollen.³⁾

Eduard besetzte alle Schlösser, übergab die höchsten Ämter an Engländer, ernannte einen Reichsverweser, nachdem er die schottischen Großen in einem Parlament zu Berwick am 28. August 1296 versammelt und sich von ihnen hatte den Eid der Treue schwören lassen. Sonst ließ er den Schotten ihre Gebräuche und Einrichtungen, nur den Granitstein zu Scone, den Schicksals-

¹⁾ Pauli, l. c. IV, p. 75 f. — Vergl. S. 58 dieses Bandes.

²⁾ Pauli, l. c. IV, p. 105—107. Ah le fol felon telle folie fait! si il ne veint à nous, nous veindrons à ly. Joh. de Fordun. Scotichron. 969, ed. Hearne.

³⁾ Bellesheim, l. c. I, p. 248.

England
und
Frank-
reich.

Schlacht
bei
Dunbar
1296.

Baliol
abgesetzt.

Schott-
land
englisch.

stein (Clach na Cineamhuinn), auf dem nach der Sage der Patriarch Jakob geschlafen haben und an dem die Gewalt über Schottland haften sollte, auf welchem die Könige gekrönt wurden, nahm er mit nach London, wo er jetzt noch in der Westminster-Abtei ist, aber in einem Stuhle angebracht,¹⁾ auf dem die Krönung des Königs von England vollzogen wird.

Während Eduard 1297 auf dem Festlande sich befand, begann jedoch eine nationale Erhebung in Schottland; sie gieng nicht von dem Adel aus, der gründlich gedemüthigt war, sondern von den niederen Classen. Natio-
nale Er-
hebung.

William Wallace,²⁾ der zweite Sohn eines Ritters in der Gegend von Paisley, hatte einen englischen Sheriff, der ihn vor Gericht lud, erschlagen und suchte Zuflucht in den Wäldern. Wie ein Bienen Schwarm strömten dem kühnen und tapferen Mann die Verbannten zu; denn er war ein Held, der Vertrauen erweckte: in seinen Gliedern wohnte eiserne Kraft, niemand führte Bogen und Pfeil besser als er, sein Wuchs war groß, sein Antlitz offen, immer stand er Bedrängten bei. Keiner haßte glühender die Engländer, gegen die er den kleinen Krieg begann, und das Glück hob seinen Muth, und bald giengen auch einige Große zu ihm über: nun trat er auf im Namen König Baliols und nannte sich Reichswart, Custos regni. Selbst der jüngere Bruce trat sofort zu seiner Sache über. Jetzt rüsteten die Engländer. Wallace aber erschocht über sie bei Stirling einen großen Sieg am 11. September 1297. Schlacht
bei
Stirling. 100 Ritter, 5000 Fußknechte wurden von den Schotten erschlagen. Sofort nannte er sich Verweiser des Königreichs und General der Heere von Schottland und berief ein Parlament nach Perth. Auch unternahm er einen Einfall nach Northumberland, wobei die Schotten mit ihrer gewohnten Grausamkeit wütheten, während Wallace Menschlichkeit aufrecht zu erhalten suchte.³⁾

Doch die Zeit seiner Macht war kurz, Bonifaz VIII. hatte einen Frieden zwischen England und Frankreich vermittelt, und Eduard kehrte jetzt nach England und von da schnell mit einem Heere nach Schottland zurück. Bei Falkirk stellte sich ihm Wallace am 22. Juli 1298 zur Schlacht. Der Schotte hatte vier kreisförmige Haufen gebildet, hinter der Schlachtreihe war die Reiterei: „Ich habe euch mit dem Könige zusammengebracht, lauft davon, ohne zu fechten, wenn ihr könnt,“⁴⁾ rief Wallace seinen Kriegern zu. Die vier Streithaufen leisteten den Engländern lange verzweifeltsten Widerstand; erst als Edwards Wurfmaschinen Bresche machten und die Reiterei durch dieselben eindrang, erlagen die Schotten; 20.000 sollen gefallen sein. Wallace entkam in die Wälder, und von da nach Frankreich, wo er vergebens die Hilfe des Königs Philipp IV. ansprach. Der Sieger durchzog nun das südliche Schottland, der Norden aber blieb frei; Mangel an Lebensmitteln machte es Eduard unmöglich, auch ihn zu überziehen. Die Schotten hatten sich auf Bonifaz VIII. berufen: Eduard wollte diesen nicht als Richter anerkennen, setzte aber wie die Schotten in langer historischer Beweisführung Englands Rechte über das Königreich des Nordens aus- Bei
Falkirk.

¹⁾ Cathedra, in qua petra Scotiae reponitur.

²⁾ Der Name wird auch Walleys geschrieben. Begreiflich, daß ihn die Engländer latro publicus nannten.

³⁾ Pauli, l. c. IV, p. 120—127.

⁴⁾ I haif brought you to the King, hop now, if ye can.

einander. Bonifaz nahm sich der Schotten wärmstens an, doch endete er zu früh, um viel für die Unabhängigkeit des Königreichs thun zu können. Von Philipp von Frankreich wurden die Schotten im Stich gelassen, er schloß mit Eduard im Jahre 1298 Frieden und dabei sogar ein doppeltes Familienbündnis.¹⁾

Nun faßte Eduard in erhöhtem Maße wieder Schottland ins Auge; doch gab es noch ein hartes Ringen. Ein schottischer Heerhaufe unter Comyn und Frazer überfiel z. B. bei Roslin einen englischen am 24. Februar 1303 und hieb ihn fast gänzlich nieder. Jetzt kam aber Eduard, und obschon Wallace wieder an der Spitze der Schotten stand, so wagten diese doch nirgends mehr den Marsch der Engländer aufzuhalten. Die Großen unterwarfen sich, der damalige Reichsverweser Comyn schloß am 9. Februar 1304 einen Vertrag, wonach alle Geiseln zurückgegeben, Freiheit und Vermögen allen, die sich unterwarfen, zugesichert wurden. Auch Wallace ward die Gnade des Königs angeboten, er zog jedoch das Leben eines Geächteten vor und setzte den Widerstand in den Bergen und Wäldern fort. Vergebens! Nach längerer Belagerung fiel die letzte unabhängige Festung Stirling am 24. Juli 1305, und Wallace gerieth, durch einen seiner Diener, der ihm zürnte, verrathen, in die Gewalt der Engländer. Zu Westminster wurde er, mit einer Vorbeerkrone auf dem Haupt, vor Gericht gestellt, und wegen Verrathes, Mordes und Raubes angeklagt. „Ich war nie ein Verräther an dem Könige von England, denn ich habe ihm nie Treue geschworen.“ Am 23. August 1305 erlitt der Held der Schotten die fürchterliche Strafe für Hochverrath. Aber in dem Herzen seines Volkes lebte der Märtyrer für die Unabhängigkeit fort; es umgab den Jüngling, der die Engländer in einer großen Schlacht geschlagen, der die Gnade des Siegers in seinem Unglücke verschmähte, der endlich sein Blut vergoß für die Freiheit seines Vaterlandes, mit dem schönsten Gewinde der Sagen und Lieder; die Plätze, wo Wallace einst war, sind den Schotten heute noch heilig.²⁾

Eduard glaubte in Wallace den letzten Rest des Widerstandes vernichtet zu haben, bald aber zeigte sich's, daß die Hinrichtung des Helden die Unterdrückten nur gereizt habe; er berief ein Parlament nach Perth. Im Einvernehmen mit den Schotten wurde sein Neffe Johann von Bretagne zum Reichsverweser ernannt; Schottland ward zu besserer Verwaltung in vier Bezirke getheilt, eine allgemeine Amnestie ward erlassen, der Sieger bewies im ganzen große Milde.

Desungeachtet loderte in Schottland der Aufstand bald wieder empor. Diesmal stand Robert Bruce, der Enkel jenes Bruce, der sich um die Krone beworben, an der Spitze. Er und Johann Comyn machten im stillen Ansprüche auf die Krone. Beide Thronbewerber trafen sich anfangs 1306 in Dumfries; Bruce verlangte eine Unterredung mit Comyn unter vier Augen im Chor der Minoritenkirche. Nach der Sage hatte Comyn versprochen, Bruce's Ansprüche an die Krone zu unterstützen, das Geheimniß aber an Eduard verrathen, und Bruce nun diesen Verrath Comyn in bittern Worten vorgeworfen: gewiß ist, das Gespräch erhitzte sich derart, daß Bruce Comyn den Dolch in die Brust stieß. „Ich glaube, ich habe Comyn getödtet“, sagte er beim Herausgehen aus der Kirche

¹⁾ Vergl. S. 62 dieses Bandes.

²⁾ Pauli, l. c. IV, p. 145—164.

Zweiter Zug gen Schottland.

Wallace gefangen.

Hin- gerichtet.

Parla- ment zu Perth.

Neuer Aufstand.

Robert Bruce

ermordet Comyn.

zu seinen Genossen. „Was, du glaubst es nur?!“ riefen diese, stürzten in die Kirche und gaben dem Verwundeten den letzten Rest. Bruce hatte das Leben verwirkt, nur die Krone konnte ihn noch retten.¹⁾

Bruce nahm jetzt den Königstitel an, gewann Anhang, vertrieb die englischen Richter, und zu Scone setzten ihm die Bischöfe am 25. März 1306 eine kleine goldene Krone aufs Haupt. Die ältesten Stämme erklärten sich für ihn, allein die Engländer trieben ihn bald in die Grampianberge, von wo Bruce nach Irland fliehen mußte. Die Abenteuer seiner Flucht wurden ein Lieblingsstoff der Sage.²⁾

wird
König,

flieht
nach
Irland.

Hoch loderte Eduards Zorn auf, als er vom schottischen Aufstand hörte; er befahl, die Mörder Comyns zu schleifen und zu hängen, alle mit den Waffen in der Hand gefangenen Rebellen zu hängen oder zu köpfen. Zwei Brüder von Bruce erlitten dieses Schicksal, seine Gattin wurde gefangen. Doch Bruce selber kam noch im Herbst 1306 wieder aus Irland zurück, einige Vasallen schlossen sich ihm an und im Mai 1307 errang er wieder Vortheile über die englischen Truppen. Eduard beschloß jetzt, noch einmal nach Schottland zu ziehen: sterbe er, so schwor er, solle man seinen Leib gegen die Feinde führen, bis man sie bezwingen; siege er, so wolle er die Waffen hinfort nur zur Befreiung des Heiligen Landes führen. Eduard, dessen Gesundheit angegriffen war, rückte gegen Norden, doch am 7. Juli 1307 starb er auf dem Zuge.

Eduards
Tod.

Das sind Eduards Kriegsthaten. Daneben ist sein Leben noch wichtig für die englische Verfassung. 1275 forderte er auf Grundlage des Domesdaybook die entfremdeten Domänialgüter zurück. Das Statut hat den Namen Quo warranto, unter welcher Gewähr nämlich jemand gewisse Besitzungen beanspruche. Wer keine Documente für seinen Besitz vorbringen konnte, sollte ihn an die Krone abliefern. Der Widerstand war stark. Der Graf von Surrey warf das blanke Schwert auf den Tisch des Hauses mit den Worten: „Das ist meine Gewähr; nicht allein hat Wilhelm, der Bastard, das Land erobert, unsere Vorfahren waren seine Genossen.“ Zuletzt mußte der König nachgeben und sich mit Nachweisungen eines unge störten Besizes seit Richard I. begnügen; weil er dem nachgewiesenen Recht sich fügte, wird er Englands Justinian genannt.³⁾

Quo
war-
ranto.

Dann vertrieb Eduard alle Juden aus England. Sie waren nach Wilhelm dem Eroberer nach England gekommen, hatten sich beträchtlich vermehrt und große Reichthümer zusammengescharrt. Zuerst unterwarf er sie einer Kopfsteuer von drei Pennies, der Verpflichtung, eine besondere Tracht zu tragen, und verbot ihnen, Lehensgüter zu besitzen und Geld auf Zinsen auszuleihen. Nun verlegten sich die Juden auf das Beschneiden der Münzen, was umso schwerer nachzuweisen war, weil man damals den Silberpenny in Halbpennies und Farthings zu zerschneiden gewohnt war. Das ward 1279 verboten und 293 Juden im Umfange des Reiches deshalb gehängt. 1287 wurden alle Juden gefangen gesetzt und erhielten erst gegen ein Geschenk von 12.000 Pfund ihre Freiheit wieder: 1290 wurde bei Todesstrafe allen befohlen, binnen zwei Monaten das Reich zu

Juden
aus
England
ver-
trieben.

¹⁾ Pauli, l. c. IV, p. 168 ff. — Bellesheim, l. c. I, p. 251.

²⁾ Pauli, l. c. IV, p. 171—174.

³⁾ Ibid. p. 13 ff.

verlassen; es waren ihrer 16.511, sie erhielten ein Reisegeld, ihre Häuser und Schätze und Schuldsforderungen wurden jedoch für die Krone eingezogen. Erst unter Karl II. kamen die Juden wieder nach England.¹⁾ —

Eduard II. (genannt von Caernarvon) 1307—1327.

Charakter. Eduard von Caernarvon, der Sohn und Nachfolger „Eduard Langbeins“, war achtundzwanzig Jahre alt, stark von Körper, schön von Angesicht, doch an Sinn und Charakter seinem Vater nicht ähnlich. War jener ein Held, so fürchtete dieser den Kampf; lebte jener mit all seiner Kraft den Pflichten des Staates, so suchte dieser nur den Genuß der Herrschaft. War der Vater ein eiserner Charakter, so bedurfte der Sohn immer eines Günstlings, von dem er abhängig war; war unter Eduard I. England groß, so sank es unter dem Sohne in innere Zerrüttung und verlor die Herrschaft über Schottland.

Gaveston. Eduard war mit Peter Gaveston,²⁾ dem Sohne eines Edelmannes aus Guienne, aufgewachsen. Schön, gewandt, aber auch leichtfertig, galt Gaveston bei seiner unbedingten Macht über Eduard II. bald dem Vater als ein gefährlicher Freund für den künftigen König. Darum verbannte ihn Eduard I. drei Monate vor seinem Tode. Unter den Mahnungen, die er in Carlisle auf dem Todtenbette dem Thronfolger gab, war das Verbot unter Androhung des väterlichen Fluches, je Gaveston ohne Einwilligung des Parlaments nach England zurückzurufen. Dann gebot er ihm noch, den Krieg gegen Schottland fortzusetzen, und ließ ihn in Gegenwart der Barone bei allen Heiligen schwören, daß der Sohn, sobald er, der Vater, todt sei, seinen Leichnam in einem großen Kessel kochen lasse, bis das Fleisch von den Knochen gehe, und die Gebeine solle er dann den Schotten entgegenführen, so oft sie gegen ihn aufständen; denn er glaubte fest, solange seine Gebeine gegen die Schotten geführt würden, werde dieses Volk nie siegen können.³⁾

Sehter Befehl Eduards I. nicht vollzogen. Doch Eduard II. beachtete die Mahnungen des Vaters nicht. Statt den Krieg fortzusetzen, eilte er nach London, um sich krönen zu lassen, und die erste That seiner Regierung war die Zurückberufung Gavestons; die Leiche des Vaters aber wurde in Westminster bestattet. Die Gunst gegen Gaveston war ohne Maß; er ward Graf von Cornwallis und bekam alle Güter des ehemaligen Königs Richard; der König gab ihm seine Richte zur Frau und ernannte Gaveston sogar zum Reichsverweser als er nach Frankreich zog. Natürlich wurden auch alle hohen Würdenträger, die Gaveston nicht gefielen, abgesetzt und kamen dessen Lieblinge aus Ruder. In Frankreich huldigte Eduard II. Philipp dem Schönen für Guienne und Ponthieu und vermählte sich mit dessen Tochter Isabella am 28. Januar 1308, die damals für das schönste Weib galt, aber auch an Charakter ganz eine Tochter Philipps des Schönen war. Bei der Rückkehr umarmte Eduard seinen Liebling Gaveston, küßte ihn und

¹⁾ Pauli, l. c. IV, p. 31—34.

²⁾ Der Name wird auch „Gavaston“ geschrieben. Pauli, l. c. IV, p. 200 f.

³⁾ Pauli, l. c. IV, p. 172. — Tytler, The history of Scotland, I, p. 96. Edinburgh 1879.

nannte ihn Bruder. Bei der am 25. Februar 1308 erfolgten Krönung gieng Gaveston vor dem Könige her und trug die goldene Krone und reizte durch seinen Übermuth die Großen. Wie hassten die stolzen Barone Englands diesen Emporkömmling, der in seiner Aufgeblasenheit sie mit Verachtung behandelte! Sie gelobten sich eidlich, nicht zu ruhen, bis König Eduards I. Wille, daß Gaveston immer dem Reiche fern bleiben müsse, erfüllt sei. Schon im ersten Parlament verlangten sie die Verbannung des Günstlings und drohten, den König zur Vernunft zurückzuführen, wenn er selber gegen den Vortheil der Krone handle. Wirklich mußte Eduard am 18. Mai 1308 Gaveston verbannen, aber er begleitete ihn bis Bristol und ernannte ihn zu seinem Statthalter in Irland, wo der Verbannte wie ein König herrschte. Hinwiederum verstimmt dieß das Parlament derart, daß der König es wegen seiner Forderungen vertagen mußte. Nicht gewitzigt durch diese Erfahrungen, hatte der König nur einen Wunsch: Gaveston wieder in seiner Nähe zu haben. Er befahl ihm 1309 zurückzukehren, er eilte ihm entgegen: Gaveston leitete wieder alles, die alte Verschwendung trat wieder ein. Als die Cassen leer waren, berief der König ein Parlament; doch die Barone kamen nicht — wegen Gaveston.

Macht
Gavestons.Die
Barone.

Der Günstling wurde wieder entfernt, das Parlament noch einmal ausgeschrieben. Jetzt kamen die Barone, aber in Waffen, 28. Februar 1310. Wie tief ward da die Krone gedemüthigt! Der König mußte in die Einsetzung einer Commission (the ordainers) willigen, welche den Hoffstaat in Ordnung bringen und den Beschwerden der Nation abhelfen sollte, und die in kurzer Zeit die ganze Regierungsgewalt in die Hand nahm. — Der König zog nun im September 1310 und noch einmal 1311 gegen Schottland, wo seit dem Tode Edwards I. Robert Bruce wieder festen Fuß gefaßt und eine Burg nach der andern eingenommen hatte. Eduard II. hoffte, daß eine glänzende That ihm das Volk gewinne und ihm über die Commission hinaus helfe. Auch Gaveston sollte Gelegenheit haben, die Engländer durch eine Großthat für sich zu begeistern: auf einmal war er beim Könige an der schottischen Grenze und bekam den Oberbefehl über das Heer. Er glänzte auch durch seine Tapferkeit in kleinen Gefechten; aber der kluge Schottenkönig gab ihm keine Gelegenheit zur Schlacht und zog sich fortwährend vor ihm zurück, griff aber englische Streifpartien an und machte sie nieder und that vielen Schaden. Ohne Vorbeeren kam Eduard nach London heim. Und mit welchen Beschlüssen empfing ihn hier das Parlament! Er solle alle Schenkungen an Gaveston widerrufen, ohne Einwilligung des Parlaments das Reich weder verlassen, noch Krieg führen, er solle für seine Abwesenheit nicht einmal das Recht haben, einen Reichsverweser zu ernennen, sondern dieß geschehe durch das Parlament; wenigstens einmal im Jahre solle ein Parlament gehalten werden.¹⁾ Was aber für den König das Schwerste war: das

Demüthigung
der
Krone.The
ordai-
ners.Krieg
gegen
Schott-
land.For-
derung
der
Barone.

¹⁾ Forasmuch many people be aggrieved by the King's ministers against right, in respect to which grievances no one can recover without a common parliament: we do ordain, that the King shall hold a parliament once in the year or twice, if need be. 5. E., II. chap. 29. Stat. of the Realm, I, p. 165.

Parlament befand, Gaveston habe den König übel berathen und seinen Vorfällen abwendig gemacht, die öffentlichen Gelder verschleudert; darum solle er aus England und allen dazu gehörigen Ländern verbannt, und wenn er nach dem 1. November 1311 noch darin betroffen werde, als Feind der Nation behandelt werden. Die Lage war so ernst, die Haltung der Barone so drohend, daß der König ihre Forderungen am 5. October 1311 unterzeichnen mußte.

Eduard II.
Bort-
brüchig-
feit.

Nach Art schwacher Naturen, hoffte Eduard II. durch einen Winkelzug sich zu helfen: er erklärte, falls einer der Punkte die Rechte der Krone antaste, solle die Genehmigung null und nichtig sein, dachte also, was er jetzt zugestand, später bei günstiger Gelegenheit zurückzunehmen. — Am 1. November reiste Gaveston ab; der König schied in Thränen von ihm, den er seinen Bruder nannte. Die Barone hielten ihren Sieg für vollständig; aber schon im Januar 1312 war Gaveston wieder beim Könige und ward durch eine Proclamation als rechtschaffener und treuer Unterthan erklärt und mit all seinen Gütern und Würden wieder beschenkt. Jetzt aber erhoben sich die Barone in Waffen unter einem Vetter des Königs, Thomas von Lancaster,¹⁾ den Gaveston nur „das alte Schwein“ nannte. Scarborough, wo der verhasste Günstling gerade war, wurde belagert und der unglückliche Gaveston mußte sich ergeben; man hatte ihm das Leben zugesagt, hielt sich aber an die Capitulation nicht, sondern an den Parlamentsbeschluss. „Ihr habt den Fuchs gefangen, laßt ihr ihn laufen, so werdet ihr ihn wieder jagen müssen“, sagte eine Stimme bei der Berathung. Gaveston ward enthauptet im Gerichtsbezirke des Grafen von Lancaster (Mai 1312). Der Schmerz des Königs war unsäglich, wie die Demüthigung der Krone; aber Eduard II. mußte nachgeben, wenn auch mit dem Entschlusse, bei Gelegenheit Rache zu nehmen. Der päpstliche Legat vermittelte zwischen den Parteien, und der Friede wurde derart abgeschlossen, daß die Barone vor dem Könige am 16. October 1313 in der Westminsterhalle kniend ihren Schmerz zeigten, ihn beleidigt zu haben, und Eduard dafür eine allgemeine Amnestie bewilligte und sie wieder zu Gnaden aufnahm.

Lan-
caster.

Gave-
ston's
Ende.

Schott-
land.

Wie gelegen kamen die Wirren in England dem Schottenkönige! Er nahm, während Eduard für einen unwürdigen Günstling mit seinem Volk in Fehde lag, eine Festung nach der andern, welche die Engländer noch in Schottland besaßen, Linlithgow, Perth, Roxburgh, das Schloß von Edinburgh. Schon war die wichtigste aller Festungen, Stirling, dem Falle nahe, als Eduard mit einem Heere nahte. Am 24. Juni 1314 kam es zur Entscheidungsschlacht beim Bannockburn.

Schlacht
beim
Bannock-
burn.

Bruce hat sich wohl gerüstet: 30.000 Lanzenknechte stritten unter ihm. Die Rechte schützte der kleine, morastige Bach Bannockburn, mit der Linken lehnte er sich an Stirling, Wolfsgruben deckten seine Fronte, 5000 Trossknechte standen in einem Hinterhalte. Als der König in einem Gefechte am Vorabend einem der ersten englischen Ritter, Heinrich von Bohun, den Schädel spaltete, galt dies den Schotten als Vorzeichen des Sieges. Ihre Stimmung war religiös gehoben, der Abt Moriz von Inchaffray las die Messe und feuerte

¹⁾ Er war der älteste Sohn von Eduards I. Bruder Edmund.

sie an, für die Freiheit des Vaterlandes zu kämpfen, und schritt an ihrer Spitze barfuß, das Crucifix in der Hand, ins Schlachtfeld; noch einmal stürzten alle auf die Knie, während er den Segen gab. „Sie knien, sie bitten um Gnade!“ riefen einige Engländer. „Nicht zu euch, sondern zu Gott dem Herrn,“ hieß es von anderer Seite. Ein riesiger Kampf begann, das englische Heer zählte 100.000 Mann; seine Bogenschützen räumten furchtbar auf in den schottischen Reihen; Bruce, allen vorankämpfend, mußte sogar die Reserve ins Gefecht führen. Die Entscheidung trat ein, als die englischen Ritter auf die schottischen Reihen einsprengen wollten: sie stürzten in die Wolfsgruben; die Trossknechte, die auf einmal sichtbar wurden, galten für ein neues schottisches Heer. Entmutigung kam über die Engländer, ihre Reihen wandten sich zur Flucht. „Drauf, drauf!“ riefen die Schotten, „sie fliehen!“¹⁾ Auch König Eduard II. ward mitfortgerissen, nur die Schnelligkeit seines Pferdes rettete ihn; erst hinter den Thoren von Dunbar war er sicher. Sein Siegel, seine Schätze, seine Maschinen, das ganze Lager fiel in die Hände der Schotten. Lange nachher wurde der Sieg noch in den Tänzen und Chören der Mädchen und den Liedern der Minstreis von Schottland gefeiert.²⁾

Die Schotten begnügten sich nicht damit, ihr eigenes Land von den Engländern zu säubern, sondern unternahmen jetzt auch die Befreiung Ir- Irland. lands. Dort gährte ein wilder Haß zwischen den Eingebornen und den Engländern, und war des kleinen Krieges kein Ende. Die Ermordung eines Eingebornen galt in den Augen der Engländer nicht strafwürdig, und die rachgierigen Iren antworteten mit Mord und Brand. Mit welcher Theilnahme verfolgten sie den Gang der Dinge in Schottland! Waren doch die Schotten ihre Stammverwandten, stritten sie doch für dieselbe Sache, sprachen sie doch die gleiche Sprache und hatten gleiche Kleidung, Sitten und Gebräuche.

Als Eduard die Iren aufforderte, mit ihm gegen die Schotten zu ziehen, gehorchten sie nicht; in Masse dagegen erhoben sie sich, als der Bruder des Königs von Schottland, Eduard Bruce, am 25. Mai 1315 auf der Grünen Insel landete. Sogleich stießen die O'Mials zu ihm; eine Reihe von englischen Ortschaften ward verbrannt. Als die Engländer nahten, gab es hitzige Gefechte. 1316 schlug Bruce die Engländer bei Arscoll in Kildare und bei Kenlis in Meath. Neue Verstärkung kam aus Schottland, um die Verluste zu decken. Bruce ward von einem Theile der Irländer zum Könige ausgerufen und am 1. Mai 1316 gekrönt. Leider ließen sich die Irländer bei Athenree gegen Lord Birmingham ohne Ordnung in eine Schlacht ein, in welcher fast der ganze Stamm der O'Connors aufgerieben wurde; 11.000 Leichen deckten das Schlachtfeld. Da landete Robert Bruce, König von Schottland, selber mit einem Heere in Ulster und drang bis in die Nähe von Limerick vor. Allein Kälte, Mangel, Krankheiten rafften Massen seiner Streiter dahin, so daß im Mai 1317 der Schottenkönig die Insel wieder verlassen mußte.³⁾

Eduard
Bruce.

Schlacht
bei
Athenree.

König
Robert.

¹⁾ On thaim, on thaim, thai faile.

²⁾ — Ouhasa likes thai may her
Young women, guhen thai will play
Sing it among thaim ilk day —

heißt es in The Bruce, III, chap. 49, dem gereimten Geschichtswerke.

³⁾ Pauli, Geschichte von England, IV, S. 247—251.

Irland. Der Papst vermittelte zwischen Eduard und den Irländern. Eduard erklärte, wider sein Wissen und Wollen seien die Iren bedrückt worden, und versprach, sie zu schützen und dafür zu sorgen, daß sie in Zukunft milde und gerecht behandelt würden. Diese Friedensversuche wurden durch einen glänzenden Sieg der Engländer unter Roger Mortimer unterstützt. Eduard Bruce fiel am 14. October 1318 mit der Mehrzahl der Seinen auf dem **Schlacht bei Dundalk.** Schlachtfelde bei Dundalk, und mit den heldenmüthigen Schotten starben die Hoffnungen der Irländer auf Unabhängigkeit von England. Um die Eingebornen zu fesseln, wurde ihnen englisches Recht und damit Schutz an Leib und Leben verliehen, allen königlichen Beamten wurde verboten, Grundeigenthum zu erwerben oder Naturalien-Lieferungen zu fordern. Nur langsam erholte sich Irland wieder von den schweren Leiden des inneren Krieges.

Noth in England. Aber auch England seufzte unter großer Noth: Irland war wieder gewonnen, aber Schottland verloren; die Ehre der Nation hatte einen Makel. Dazu kamen Pest und Hungersnoth (1315—1317).¹⁾

Lancaster. Die Preise der Lebensmittel erreichten eine unnatürliche Höhe; ein Maximum ward festgestellt, es half nicht; das Bierbrauen mußte sogar verboten werden, denn sonst gehe auch die Mittelklasse unfehlbar zugrunde. Sogar Menschenfleisch ward verzehrt. Dazu kam Anarchie, alle Grafschaften waren mit Räuberbanden erfüllt. Die Schotten brachen einmal über das andere in England ein und verwüsteten das Land bis zum Humber. Forderte der König seine Barone zum Zuge auf, so antworteten sie, daß er zuerst an die Statuten der Ordainers sich halten müsse. Damals stand Graf Lancaster an der Spitze der Verwaltung. Die Stellung des Königs zu den Baronen war aber schon derart, daß jeder Theil den andern eines heimlichen Bündnisses mit den Schotten beschuldigte. Der schwarze Douglas machte nämlich seit 1315 seine kühnen Einfälle in den Norden Englands. Eduard zog nach dem Norden, aber die Barone stießen nicht zu ihm. In dieser Lage konnte ihm die Vermittlung Papst Johannes XXII. nur willkommen sein. Zwei päpstliche Legaten verlangten im Jahre 1316 einen zweijährigen Waffenstillstand als Vorbereitung zum Frieden; Bruce jedoch stieß sich daran, daß man ihn den edlen Lord Robert und Beherrscher von Schottland, nicht aber König nannte, und ließ die Legaten im Jahre 1317 nicht in sein Lager. Obschon ein Mönch so muthig war, im Lager der Schotten im Auftrage des Papstes den gebotenen Waffenstillstand zu verkünden, so überrumpelten die Schotten dennoch Berwick (1318), und ward deshalb der Kirchenbann über Bruce und seine Genossen ausgesprochen. Eduard und die Barone zogen nach dem Norden, um die wichtige Festung wieder zu gewinnen; die Schotten hingegen streiften bis nach York und verheerten den Süden. Im englischen Lager entstand darob Zwietracht; Lancaster und die Seinen zogen ab und Eduard mußte unterhandeln. Im December 1319 ward ein Waffenstillstand auf zwei Jahre geschlossen.²⁾

Hugo Spenfer. Indes loderte der Streit zwischen dem Könige und seinen Baronen neu empor. Hugo Spenfer, den Lancaster dem Könige als Kämmerer aufgedrungen

¹⁾ Pauli, l. c. IV, p. 252—254.

²⁾ Ibid. p. 265.

hatte, nahm schnell in der Gunst des Königs die Stelle Gavestons ein, wurde von Eduard mit Ehren und Gnaden überschüttet, aber ebenso schnell auch von den Baronen mit dem fürchterlichsten Haffe verfolgt. Die Barone verbanden sich mit Lancaster, um Hugo Spenser und seinen Vater, der nichts weiter verborgen hatte, als daß er der Vater des Günstlings war, so lange zu verfolgen, bis sie in ihren Händen oder verbannt seien. Und in der That erzwangen sie im August 1321 die Verbannung der beiden Spenser, weil diese das königliche Ansehen an sich gerissen und den König den großen Lords abwendig gemacht hätten. Doch ein Mißgriff der Gegner gab schon nach zwei Monaten Eduard neue Macht und seinen Anhängern neues Leben. Er berief die beiden Spenser nach England zurück, das Urtheil gegen sie ward als gesetzwidrig aufgehoben; man sprach von einem Bunde Lancasters mit den Schotten. Dieser hatte im Januar 1322 wirklich dem schwarzen Douglas gelobt, mit ihm zu leben und zu sterben, „seine Freunde zu schützen, seinen Feinden zu schaden und sein Möglichstes zu thun, daß Bruce auf dem Throne bleibe“; Douglas hingegen verhiess im Namen seines Herrn, keine Eroberungen in England machen zu wollen. Der Haß gegen den König hatte Lancaster sogar bis zum Reichsverrath geführt, doch war er in seinem Unternehmen unglücklich; die Königl. überraschten ihn, ehe die Schotten ihm zuhülfe kommen konnten, er wurde gefangen genommen und als Hochverrätber mit sechzehn seiner Genossen zum Tode verurtheilt. Der König dachte an den Mord Gavestons: Lancasters Blut sollte jetzt Sühne sein für das Blut seines Liebling. Aus Rücksicht der Verwandtschaft verwandelte er jedoch die Strafe des Hängens und Biertheilens in bloßes Enthaupten. Am 22. März 1322 fiel Lancasters Haupt unter dem Schwerte des Scharfrichters. „König des Himmels!“ rief der Verurtheilte, „sei du mir gnädig, denn der irdische König hat mich verlassen.“¹⁾ Wegen seines Widerstandes gegen des Königs Willkür wurde Lancaster vom Volke als Märtyrer gepriesen.

Bund der
Barone
mit
Douglas

Lancasters
Sturz.

Ein Parlament, das jetzt nach York berufen wurde, war ganz im königlichen Sinne: es hob viele der Statuten der Ordainers auf und verordnete, daß keine von Unterthanen getroffene Verfügung giltig sein solle, wenn sie die Rechte des Königs betreffe, und daß alle Gesetze über den Zustand der Krone oder des Reiches und Volkes im Parlamente durch den König mit den Prälaten, Grafen, Baronen und sämtlichen Ständen des Reiches berathen, festgesetzt und eingeführt werden müssen. Allein weder Eduard noch seine Lieblinge, die beiden Spenser, wußten die Gunst der Lage zu benutzen. Ihre Anmaßungen erregten großen Haß, besonders auf Seite der Königin Isabella und des Grafen Kent, der ein Bruder des Königs war. Wenn es Spenser gelang, den König mit seiner Gemahlin zu entzweien, so gelang es seinen Gegnern, der Königin beizubringen, sie solle auf ihrer Hut sein, denn der König sei launisch und rasch. Dazu kam, daß ein Zug des Königs gegen Schottland (1323), ohne Zweifel im Einverständnisse der Barone mit Bruce, scheiterte. Unbesonnen war der Feldzug unternommen, umsomehr Klugheit zeigte König Robert Bruce: er legte das Land öde und zog sich fortwährend

Reaction.

Isabella.

Sieg der
Schotten.

¹⁾ Pauli, l. c. IV, p. 271–274.

zurück. Die Engländer gelangten zwar bis Edinburgh, fanden aber nirgends Lebensmittel. Sie zogen sich deshalb zurück und erlitten jetzt durch die leichten Truppen unter Douglas und Moray große Verluste. Plötzlich drängte Bruce mit Übermacht vor, so daß der König vor ihm mit Zurücklassung seines Gepäcks und Insigniels bis nach York fliehen und am 30. Mai 1323 einen weiteren Waffenstillstand auf dreizehn Jahre eingehen mußte.

Nun ward ein arges Netz des Verrathes gewoben, in dem der König und die Spenser gefangen wurden.

Ver-
schmö-
rung.

Eduard
III.

Roger
Mortimer.

Der König von Frankreich brach einen Streit vom Zaune: er verlangte vom Könige Eduard II. persönliche Huldigung, und da diese nicht gleich erfolgte, fiel er in Guienne ein. Man ließ Eduard merken, Karl IV. der Schöne (1322—1328) werde wohl Frieden schließen, wenn Eduard seine Gemahlin, die Schwester des Königs von Frankreich, als Unterhändlerin schicke.¹⁾ Der König sandte endlich 1325 Isabella mit einem glänzenden Gefolge. Nun kam die Antwort, der König von Frankreich wolle Eduards Sohne, Eduard III., gern Guienne und Ponthieu überlassen, wenn dieser komme, um ihm in aller Form zu huldigen. Eduard II. sandte zu seinem Unglücke im September 1325 auch den zwölfjährigen Thronfolger ab. Ungefähr um die gleiche Zeit gelang es dem fähigsten Gefangenen der Lancaster'schen Partei, Roger Mortimer, aus dem Tower zu entfliehen; er eilte nach Paris und galt bald als der Liebhaber der Königin Isabella. — Froissart erzählt: „Da besprachen sich die Adelligen insgeheim miteinander und ließen der Königin sagen: wenn sie Mittel und Wege wüßte, mit etwa tausend Geharnischten zurückzukehren, so wollten sie ihr entgegenkommen und ihren Sohn als ihren Herrn anerkennen; denn sie könnten die Tyrannei der Spenser nicht länger aushalten. Als die Königin diese Nachrichten erhielt und sie ihrem Bruder mittheilte, erlaubte derselbe, daß sie im stillen Truppen sammelte, und versprach, sie insgeheim zu unterstützen.“²⁾ Eduard II. bekam Kunde davon. Vergebens forderte er seine Gemahlin und seinen Sohn auf, nach England zurückzukehren. Sie fürchteten sich vor Spenser, war ihre stete Ausflucht. Zugleich wurden in ihrem Namen Truppen geworben und die Anhänger der Lancaster aufgefordert, sich auf ihre Ankunft zu rüsten. Eduard wandte sich jetzt an den Papst, und dieser befahl dem Könige von Frankreich, bei Strafe der Excommunication seine Schwester ihrem Gemahl zurückzuschicken. Karl verwies zwar jetzt, im Frühjahr 1326, seine Schwester aus dem Lande, hatte ihr aber schon beim Grafen Wilhelm von Hennegau eine Zufluchtsstätte bereitet. Mit Philippe, der zweiten Tochter des Grafen, wurde Eduard verlobt, ohne Wissen und Willen des Vaters. Dafür stellte der Graf seine Mittel zur Verfügung.³⁾

Wilhelm
von
Hennegau.

Landung
der
Feinde.

Mit ungefähr 2000 Mann landete Isabella am 24. September 1326 an der Küste von Suffolk. Die Lancastrier, Heinrich, den Bruder des ehemaligen Grafen von Lancaster, an ihrer Spitze, stießen zu ihr. Die Truppen,

¹⁾ Les Chroniques de Sire Jean Froissart, qui traitent des merveilleuses empires, nobles aventures et faits d'armes advenus en son temps en France, Angleterre, Bretagne, Ecosse, Bourgogne, Espagne, Portingal et es autres parties, p. par Buchon, I, chap. 1. Paris 1837. — Hier auch citirt nach der neueren Ausgabe von Kervyn de Lettenhove, II, p. 20 f., 24 f. Bruxelles 1867—1877.

²⁾ Froissart, l. c. I, chap. 9; ed. Kervyn de Lettenhove, II, p. 34 f.

³⁾ Ibid. chap. 14—16; ed. Kervyn de Lettenhove, II, p. 39—54.

welche der König gegen sie entbot, traten zu ihren Fahnen über. Eine Proclamation besagte, die Königin wäre mit dem Prinzen gekommen, um die Nation von der Tyrannei der Spenser zu befreien, und fordere alle guten Unterthanen auf, zum Besten des Staates und der Kirche beizutragen; auch wurde gesagt, der Papst habe jeden, der gegen die Königin kämpfen würde, in den Bann gethan. Der Abfall vom Könige nahm reizend überhand: der Mehrtheil der Nation war wirklich gegen die Spenser, welche offenbar das beschränkte Königthum in ein absolutes verwandeln wollten. Die Bürger von London weigerten sich, gegen die Königin zu ziehen. Eduard floh gegen Wales, allein die Waliser wollten sich nicht für ihn erheben, und nun suchte er Zuflucht auf der kleinen Insel Lundy im Canal von Bristol. Indes war die Königin mit ihren Scharen vor Bristol eingetroffen. Der alte Spenser mußte Stadt und Schloß übergeben und ward, ohne Rücksicht auf seine neunzig Jahre, weil er einen unziemlichen Einfluß auf den König ausübte und zur Hinrichtung Lancaster's gerathen habe, als Hochverräther auf den Richtplatz geschleift, gehängt und geviertheilt, am 27. October. Als die Königin erfuhr, daß Eduard II. sich eingeschifft habe, erklärten ihre Anhänger am 26. October 1326 den Prinzen zum Verweiser des verwaisteten Reiches. Eduard II. landete wieder und wurde mit dem jüngeren Spenser am 16. November gefangen. Spenser, dem man alles Unglück der letzten Jahre zur Last legte, wurde mit einem Kranze von Messeln auf dem Haupte zu einem fünfzig Fuß hohen Galgen geschleppt, gehangen und dann geviertheilt; der König aber als Gefangener in das Schloß Kenilworth gebracht.¹⁾

Abfall vom Könige.

Eduards Flucht.

Gefangenschaft.

Am 7. Januar 1327 kam die Frage ans Parlament, ob es besser sei, daß der Vater die Krone behalte, oder daß der Sohn statt des Vaters regiere. Niemand sprach für den alten König; dagegen wurde der junge Eduard nahezu einstimmig zur Regierung berufen und ihm Treue geschworen. Eduard von Caernarvon, lautete am 13. Januar die Anklage, sei wegen Trägheit, Unfähigkeit, wegen des Verlustes der schottischen Krone, der Bedrückung der Kirche und der Grausamkeit gegen die Barone abzusetzen und das Scepter habe in die Hände seines Sohnes, Eduard von Windsor, überzugehen. Unter Verheißungen und Drohungen ward der alte Eduard am 20. Januar vermocht, die Krone niederzulegen. Wilhelm Trussel redete ihn dann im Namen der Großen an: „Ich, Wilhelm Trussel, Procurator der Grafen, Barone und anderer, der ich hiezu vollständige und hinreichende Vollmacht habe, sage Euch Eduard, einst König von England, die Huldigung und Treue der in meiner Vollmacht benannten Personen auf und erkläre in ihrem Namen, daß sie Euch nicht mehr treu und gehorsam sein, noch etwas von Euch als König zu Lehen tragen, sondern Euch künftig als eine Privatperson und von aller königlichen Würde entblößt betrachten wollen.“ — Der Obersthofmeister Blunt zerbrach den Stab, wie es beim Tode des Königs üblich war; Eduard stürzte ohnmächtig zusammen. Eduard III. ließ verkünden, sein Vater habe

Absehung.

¹⁾ Froissart, l. c. I, chap. 18—22; ed. Kervyn de Lettenhove, II, p. 60—82.

auf den Rath der versammelten Stände aus freien Stücken die Regierung niedergelegt.¹⁾

Von der Absetzung bis zum Morde eines Königs ist nur ein kleiner Schritt; ein entthronter König ist immer ein gefährlicher und gefährdeter Gefangener.

Diese Behandlung des Königs hatte die Mehrzahl der Nation nicht gewollt, sondern die Vereinigung mit seiner Gemahlin und seinem Sohne. Man durfte die Nation nicht aus der Betäubung erwachen lassen. Der alte König verlangte nach seiner Gemahlin; sie aber, die im Ehebruch mit Mortimer lebte, zwei Drittel der Thronerbkünfte für sich wegnahm, während für den Unterhalt des armen Eduard eine Kleinigkeit ausgeworfen wurde, wagte nicht, vor sein Angesicht zu treten; sie gestattete ihren Kindern nicht, den Vater zu besuchen und hatte Angst, sein Schicksal möchte Mitleid erregen. Mortimer gab Befehl, den Gefangenen der Obhut des milden Lancaster zu entziehen und nach dem Schlosse Berkeley zu bringen. Dahin kam an die Gefangenwärter der zweideutige Befehl: „Eduardum regem occidere nolite timere bonum est.“²⁾ Die Wächter verstanden ihn nur zu gut, sie quälten den armen Mann, der sein Leid geduldig ertrug und in wehmüthigen Versen besang, auf jede erdenkliche Weise. In der Nacht zum 22. September hörte man in der Nähe des Schlosses einen durchdringenden Schrei: die bestimmten Mörder hatten Decken und Rissen über den Kopf des Gefangenen gestürzt und ihm mittels einer Röhre ein glühendes Eisen in die Gedärme gestossen. Die Leiche des Königs zeigte äußerlich keine Spur von Gewalt, nur die verzerrten Gesichtszüge bewiesen, unter welcher gräßlichen Qualen der Unglückliche geendet habe. — Der Schotte Macintosh sagt: „Es war noch kein Mittel gefunden, einen unverletzlichen König mit einem verantwortlichen Ministerium zu vereinigen. Die fürchterliche Rache des Siegers im Bürgerkriege wurde gewöhnlich am stärksten vom Monarchen geübt, der anfangs, von Träumen über den göttlichen Ursprung seiner Macht berauscht zu werden. Jede Todesart, wie barbarisch und qualvoll sie auch sein mochte, wurde hinwieder gegen den besiegten Fürsten angewendet, zumal wenn sie dadurch, daß sie keine äußeren Spuren der Gewalt hinterließ, den Mördern mehr Hoffnung auf Straflosigkeit in all den Wechselln und Zufällen der politischen Streitigkeiten gewährte.“³⁾

Wie im alten Rom, so entstand auch in England die Verfassung langsam und unter schweren Kämpfen, erlangte aber auch durch diese umso größere Kraft und Lebensfähigkeit. Der Mißbrauch der königlichen Gewalt in den Händen Johannis I. erweckte den Versuch, sie in rechtliche Schranken einzuschließen, und, als der König sein Wort brach und Widerstand leistete, die Berufung eines fremden Prinzen und eines fremden Heeres, also Bürgerkrieg und Landesverrath. Bei der Versöhnung ließ man im Gefühle der Schwierigkeit der Abgrenzung der Rechte darum den wichtigen Artikel wegen Bildung eines landständischen Ausschusses zur Aufrechthaltung der Magna charta und die

¹⁾ Pauli, l. c. IV, p. 299—301.

²⁾ Da die Unterscheidungszeichen fehlen, kann die Weisung gedeutet werden: „Tödtet ja den König Eduard nicht, es ist gut ihn zu fürchten“, aber auch „Scheuet euch ja nicht den König zu tödten, es ist gut.“

³⁾ Geschichte von England, I, S. 125. Hamburg 1831.

Bestimmungen wegen Bewilligung der Schildgelder fallen. „Der weitere Verlauf der Verfassungskämpfe ist nur ein Beweis für die Wahrheit, daß der gerechte Widerstand gegen den Despotismus und der edelste Aufschwung des Volksgeistes die politische Freiheit noch nicht unmittelbar zu begründen vermögen, daß es dazu vielmehr einer ausdauernden Arbeit und einer sehr positiven Gestaltung des gesammten Staatswesens bedarf, zu welcher die Magna charta nur den Anstoß zu geben vermochte.“¹⁾ Neuer Willkür der Krone gegenüber suchten die Großen sich die Hauptstellen im Rathe des Königs zu sichern, der König aber diese aufgedrungenen Rathgeber abzuschütteln und durch Ausländer, die nur von ihm abhiengen, seinen Willen durchzuführen. Daher der maßlose Haß der Großen gegen diese Günstlinge. Beide Theile machten Übergriffe, und Abhilfe kam erst, als die Gesammtheit der Untervasallen und freien Männer Englands als dritte Macht in die Schranken trat.

¹⁾ Gneist, Englisches Verwaltungsrecht, I, S. 293.

Dichtung, Geschichtschreibung, Philosophie, Schulwesen, 1100—1400.

Die Dichtung der Nordfranzosen.

Zwischen die vielen Schlachten um Recht und Besitz — denn die Söhne dieser Jahrhunderte liebten den Kampf — mögen jetzt die Gestalten der Dichter, Geschichtschreiber und Denker treten.

Oben wurde erzählt, wie Paris ein Hauptherd geistigen Lebens wurde und versucht, ein Bild des Treibens der Troubadours in Südfrankreich zu zeichnen.¹⁾ Wir kommen jetzt an die Nordfranzosen.

Einfluss
Abäl-
ards. Abälard übte Einfluss auf die Bildung der französischen Sprache, ob-
schon er nur Latein — oft ciceronisches — schrieb, durch die Neigung,
welche er für die Dialectik anregte. Die Logik klärt den Geist und zwingt
ihn zur Klarheit der Rede. Die französische Sprache wurde logisch und klar,
wenn auch auf Kosten des poetischen Elements im Ausdruck. Dafs sie aber
dabei nicht die Fähigkeit verlor, auch die Sprache der Dichtung zu sein, zeigt
die Geschichte der Literatur satzsam.

Die Provenzalen brachten es nur zu einzelnen Liedern, nicht zum
Heldengedicht, wohl aber die Nordfranzosen.

Der Troubadour Ramon Vidal sagt:²⁾ „Die französische Sprache ist
besser und geeigneter zu Helden- und Hirtengedichten, die Limosinische zu
Liedern und Rügegedichten.“ Den Stoff zu diesen Heldengedichten liefern nicht
die altdeutschen Sagen, noch die Ereignisse aus der Völkerwanderung, wie sie
im „Nibelungenlied“ erhalten sind, denn diese verschwanden aus der Erinnerung
der Franken, sobald sie ihre eigene Sprache aufgaben und die der Romanen
annahmen.³⁾ Den Stoff liefert Karl der Große und der Heldenkreis, der

¹⁾ Vergl. Bb. V, 37 ff., 380 ff., 399 f. dieses Werkes.

²⁾ La parladura francesca val mais et es plus avinenz a far romanz et
pasturellas, mas cella de Limosin val mais per far verset cansons et sirventes.

³⁾ Im sechsten Jahrhundert sprach das Volk zum Theil noch keltisch, im neunten
ist durch den Einfluss der Kirche das Keltische wie das Deutsche größtentheils erloschen,
die Sprache heißt „langue française“, obgleich sie mehr römische als fränkische oder keltische

ihn umgibt. Je älter ein solches Gedicht ist, umso gewaltiger steht der große Kaiser da; je später es entstand, umso verblasster ist das Bild des Herrschers, umso unthätiger ist er, aber umso tüchtiger sind seine Vasallen. In den Zeiten Ludwigs des Dicken und Ludwigs des Jüngeren, wo die stolzen Vasallen walteten, suchten diese in epischen Gedichten die Macht des Königthums zu bekämpfen. Im ältesten Epos der Franzosen jedoch, im „Sang von Roland“, ist Karl noch Haupteslänge höher als all seine Großen, die ihn fürchten, lieben und ihm treu gehorchen.

Ein Normanne ist der Verfasser dieses merkwürdigen Gedichtes. Schon Sismondi hat darauf aufmerksam gemacht,¹⁾ daß dieses so unerschrockene, unternehmende Volk in seiner Muße keine andere Erholung kannte, als Erzählungen von Abenteuern und Gefahren und Schlachten zu hören; es war Bedürfnis, daß man unaufhörlich seine Phantasie erregte, indem man es von dem großen Hazardspiel des menschlichen Lebens unterhielt. Ein Ungenannter macht²⁾ auf die Biegbarkeit des normannischen Geistes aufmerksam: „Vor allen andern Menschenkindern besaß der Normanne die Eigenschaft des Nachahmens und somit des Weiterbildens. Daß er, der am wenigsten spröde, der geschmeidigste, bildsamste und fügsamste der Sterblichen war, wurde entschieden die Ursache, daß er civilisierte und herrschte, wohin immer er verschlagen wurde. In Frankreich wurde er Franzose, in England Engländer, in Italien Italiener, in Nowgorod Russe, nur in Norwegen, wo er Norweger blieb, mißlang es ihm, seine erhabene Mission zu erfüllen. Wo immer nur seine Nachbarn etwas Bewundernswertes erfanden oder besaßen, steckte der schlaue, wißbegierige Normanne seine Adlernase hinein; er fand in Sicilien eine bessere Art von Helmen: augenblicklich drückte sie sich der Normanne auf seinen Kopf. Strömte der Maure oder der Bretagner sein Gefühl in einer Ballade aus, alsbald eignete sich das normannische Lied die veredelnde Musik an. Von einem fränkischen Schloß und einer lombardischen Kirche bis zu einem Geseße Kanuts oder einem Weisthum Athelstans war der Normanne stets ein praktischer Plagiarius. Wo auch immer der Fortschritt der Intelligenz sich bemerkbar machte, war das scharfe und begierige Gesicht des Normannen im Vortheil. Alles, was er in seinen, mehr ursprünglichen Niederlassungen beibehielt, war der Charakter eines Seemannes. Er war seinem Wesen nach kaufmännisch, er liebte Abenteuer und Gewinn und war ein geselliges, gern in Gemeinschaft lebendes Geschöpf. Er verband sich durch Heiraten mit dem Volke, unter dem er sich niederließ, bediente sich seiner Sprache, nahm seine Sitten an, unterwarf sich seinen Gesezen und befestigte die Aristokratie der Eroberung, indem er den Charakter des Volkes, mit dem er sich vereinte, ihn zugleich hebend, darstellte. Namentlich auf England übten sie Einfluß aus durch ihre Lebendigkeit, ihren Humor, ihr Feuer; ohne ihre Ankunft würden wir nie einen Chaucer, einen Spenser, einen Shakespeare bekommen haben.“

Als am 14. October 1066 Normannen und Angelsachsen bei Hastings sich zur Entscheidungsschlacht gegenüberstanden, da sprengte ein Normanne,

Bestandtheile hat. Ein Concil zu Tours 813 ordnet an, daß die Heilige Schrift in die Volkssprache übersetzt werden solle, indem das Volk das Latein nicht mehr verstehe.

¹⁾ Sismondi, Die Literatur des südlichen Europa, I, S. 207.

²⁾ In der englischen Zeitschrift „Examiner“, April 1848.

Tailleser. Tailleser, vor die Fronte und stimmte das berühmte Lied vom großen Karl und treuen Roland an, und die Normannen wiederholten die Schlussworte seiner Verse und riefen dazu: „Helfe Gott! Diex aie!“¹⁾ So erzählen einmüthig die Chronisten, welche über die Schlacht berichten. Noch im vierzehnten Jahrhunderte sang die französische Armee das „Lied von Roland“ (Catilena Rolandi). Als König Johann zu einem Krieger sagte: „Wozu der Sang von Roland, es gibt keinen Roland mehr!“ — gab dieser fest die Antwort: „Es würde schon noch Rolande geben, wenn wir einen Karl den Großen hätten.“ Nach diesem Rolandslied hat man lange vergebens geforscht. Bourdillon glaubte es gefunden zu haben, es zeigte sich aber, daß es nur auf eine breite Überarbeitung gestoßen. Francisque Michel²⁾ entdeckte es in einer Handschrift zu Oxford, Génin³⁾ gab es zum zweitenmale und mit sehr wichtigen Erläuterungen heraus. Die Sprache ist dieselbe, welche wir in den Gesetzen des Eroberers finden, die Reime sind meist Assonanzen, das Gedicht offenbar nicht zum Vorlesen, sondern zum Singen bestimmt.

Thurold. Der Verfasser heißt Thurold, und ein Thurold zog mit Wilhelm dem Eroberer nach England und erhielt die Abtei Malmesbury. Da der Verfasser die Normannen vor allen Kriegern der Welt preist, so ist er wahrscheinlich selber normannischen Stammes. Die Dichtung ist voll rauher Schönheiten, einfach und großartig. Einheit des Plans und der Durchführung fällt auf den ersten Blick in die Augen; der Stoff ist national, von Liebe zum süßen Vaterland durchdrungen, und Karl steht in einer erhabenen einfachen Großartigkeit da. Von Liebe keine Spur, aber überall von Kampflust: diese Männer von Eisen würden erröthen, wenn sie die Wunden ihres Herzens erzählen sollten. Wo Roland stirbt, denkt er nicht an seine Geliebte, an die treue Alda, welche bei der Nachricht von seinem Tode stirbt, sondern nur an seinen Kaiser, seine Kampfbrüder und an das süße Frankreich. Alle Leidenschaften sind stark und einfach, die Frömmigkeit ist rein, tief und thatkräftig. Bitet sagt in seiner geistreichen Beleuchtung des Rolandsliedes: „Die Religion war ohne Zweifel in den Zeiten des Robert Wace, Adenes, des Jean Bodel und Chretien von Troyes mächtig und geehrt. Die Helden ihrer Dichtungen, selbst die weltlichsten und kampflustigsten, verrichten pünktlich ihre Gebete, knien demüthig nieder und weihen freudig ihre Seele der heiligen Jungfrau; aber bemerkt ihr wohl an ihnen in feierlichen Augenblicken, in der Mitte der Gefahr, beim Anblicke des Todes, jene ruhige und heitere Festigkeit, jene Hingebung, jenen engelhaften Glauben, die dem Herzen Rolands und seiner

¹⁾ Vergl. Vb. IV, S. 389 dieses Werkes. 5. Aufl. — Roman de Rou, II, p. 189—190.

²⁾ Francisque Michel, La chanson de Roland ou de Roncevaux, p. 8. Paris 1837.

³⁾ F. Génin, La chanson de Roland poëme de Therould. Paris 1850. — Die besten Ausgaben sind aber von Gautier, Paris 1871, und von Th. Müller, Göttingen 1878. 2. Aufl.

Genossen entströmen. Der Unterschied zwischen diesen beiden Arten von Christen ist gewaltig: die einen kehren vom Kreuzzug zurück, die andern rüsten sich erst dazu; die einen haben bei ihrer Rückkehr Abälard im Streit mit Bernhard gefunden, und in ihre Frömmigkeit schleicht sich der Zweifel ein; die andern aber sind reine Soldaten des Kreuzes, Krieger Gregors VII., angeweht von seinem Geiste und kennen ebensowenig den Zweifel als die Furcht.¹⁾ — Ohne Zweifel entstand der „Gesang vom Roland“ vor dem ersten Kreuzzug. Frankreich, dem Voltaire das Talent für das Epos vollständig absprach, kann mit Stolz auf diese Dichtung hinweisen, welche viel vom Geiste des Nibelungenliedes hat, deren Schilderungen alle in großen Zügen rasch und packend sind. Hier ist wahre Heldenpoesie, und die Kunde vom neuen Achilles ist denn auch nicht bloß durch Europa, sondern auch nach Asien gedrungen.²⁾

Um 1092 schrieb ein Mönch die berühmte Erzählung „De vita Caroli magni et Rolandi“, die man dem Geheimschreiber Karls und Bischof von Rheims zuschrieb, um sie glaubwürdiger zu machen, und die seitdem unter dem Namen „Le faux Turpin“ bekannt ist. Ihr Zweck war, die Pilgerschaft nach San Jago di Compostella zu verstärken und dem Hause Burgund, welches damals durch Heirat auf den Thron von Castilien gelangte, den Zulauf französischer Ritter zu verschaffen.³⁾ Mehr denn hundert solcher Geschichten Karls und seiner Paladine sind im Manuscripte noch vorhanden; je später diese Helbengebichte entstanden, umso breiter und ausführlicher sind sie. Berühmt ist namentlich die „Geschichte der vier Haimonskinder“, welche die siegreiche Empörung der Vasallen gegen ihren Herrscher feiert. Alle diese Dichtungen sind Romane, nur das Gedicht des Thurold ist eine wahre Epopöe; im Reim, der im zwölften Jahrhundert seine Ausbildung erlangte, übertreffen sie ihn allerdings.⁴⁾ Die Sänger griffen

„Der
falsche
Turpin.“

„Quatre
fils
Aimon.“

¹⁾ Wilhelm Grimm bemerkt in der Einleitung zu „Ruolandes liet“ (Göttingen 1888): „Der Sieg des Christenthums im westlichen Kampfe ist der einzige Gedanke, der diese Helben bewegt, das letzte Ziel ihrer Handlungen. Es liegt eine Beschränkung in diesem Abwenden von allen andern Äußerungen des Lebens, aber ohne sie wäre die Begeisterung nicht zu solcher Gewalt gelangt, daß sie Jahrhunderte hindurch die Welt hätte bestimmen und in dem heiligen Ludwig zu so reiner Blüte sich erheben können. Die deutsche Helbenge-sage hatte einen andern Mittelpunkt, sie suchte in angeborenem Adel und innerer Tüchtigkeit die Herrlichkeit des Daseins: sie vergötterte in Siegfried den Menschen, der sich in Roland vor Gott demüthigt. Roland versenkt, bevor er stirbt, das Schwert, das er nicht vernichten kann, ins Wasser, weil es nur im Kampfe für das Christenthum geführt werden sollte: das Schwert des heidnischen Helben vollbringt noch in andern Händen die Rache für seinen Tod.“

²⁾ Die Form des „Chanson de Roland“ ist die Tirade oder Laisse, eine Reihe zehnsilbiger Verszeilen mit gleicher Assonanz, dem älteren Epos eigenthümlich; später überwog der zwölfsilbige Alexandriner. In der letzten Zeile der Tirade ist oft ein kurzer, refrain-artiger Satz, in der Dyforder Handschrift mit Aoi und Eouae, den Vocalen von Seculorum amen bezeichnet, was den Abgesang bezeichnen soll, wie das hebräische Gela, das griechische Diapalma. Vergl. W. Herz, Das Rolandslied, S. XVI. Stuttgart 1861.

³⁾ Génin, Introduction à la chanson de Roland, chap. 2.

⁴⁾ Begleitet wurde der Vortrag von der Harfe (chrotta) oder der Violine (rebec, rebov, rebab), wie bei den Arabern in Afrika und im Orient die Sänger auf öffentlichen Plätzen die Guitarre heute noch benutzen, um die Zwischenräume auszufüllen und dem Abgesang einen klagenden Ton zu geben. Vergl. Henri Martin, Histoire de France, III, p. 343.

zurück bis auf die Merowinger und vor bis auf die ersten Capetinger. Auch Erinnerungen aus dem Alterthume wurden besungen. Manche dieser Gedichte beschäftigen sich mit Alexander, mit Julius Cäsar, mit Troja. Von Troja, glaubte man, seien die Franken ausgegangen. Kampflust, Freude an Heldenthaten ist die Seele dieser Lieder. —

Die Arthur- und Gralsage.

Einen neuen Aufschwung gab der französischen Dichtung die Berührung mit den Rymren in der Bretagne und noch mehr mit den Rymren von Wace. Wales, seit die Normannen England erobert hatten. Robert Wace oder Guace (d. h. Eustache), ein englisch-normännischer Dichter, schrieb nicht bloß den Roman „De Rou“, in welchem er in 16.000 Versen die Geschichte der Herzoge der Normandie, namentlich Wilhelms des Eroberers, bis auf Heinrich I. schilderte, sondern verfaßte auch 1155 für die Königin Eleonore den Roman „Du Brut“, der im ganzen ähnlichen Inhaltes ist mit dem obengenannten Buche des Gottfried von Monmouth,¹⁾ aber einige wesentliche neue Beigaben hat in der „Tafelrunde Arthurs“ und in „Taliessin“.

Arthur-
romane. Offenbar hat Wace aus den Volksagen selber geschöpft. Mit Eifer bemächtigten sich die Franzosen des neuen Stoffes, Karl der Große und seine Paladine traten jetzt zurück vor Arthur und seiner Tafelrunde. Ein Strom neuer Ideen und Gefühle ergoß sich aus dem Keltensland über Frankreich und Deutschland, noch einmal hielt das Keltenvolk einen Siegeszug — es ist in der Dichtung. Neben den Propheten und Sibyllen wird Merlin hingestellt als ein Geist, dem der Blick in die Zukunft verliehen gewesen. Man weiß nicht gewiß, heißt es jetzt, ob er ein Christ gewesen, aber der Geist Gottes weht, wo er will. Seine Weissagungen werden von großen Gelehrten erläutert; selbst ein König Eduard III. beruft sich auf sie, wo er seine Ansprüche an Wales geltend machen will. Arthur ist das Urbild des Helden und Herrschers, Merlin die Blüte der Weisheit, Peredur das Ideal eines in die Geheimnisse Eingeweihten (Pergebur = der Forscher nach dem Kessel der Meridwen), Tristan, der Hüter, der Herold der Geheimnisse. Die Frauen genießen die Minne. höchste Verehrung. Am Hofe Arthurs, heißt es, gab es keine Frau oder keine Jungfrau, die ihre Liebe einem Ritter gewährte, der nicht drei Ritterproben bestanden hatte, und indem die Liebe die Damen keuscher machte, verlieh sie den Rittern mehr Tugend und Ruhm.²⁾ Der Mann muß höher steigen durch den Verkehr mit den Frauen, die Frauenliebe ist die Quelle der Tapferkeit und des Ruhmes. Christliche Anschauungen von der Würde des Weibes

¹⁾ Vergl. Bd. V, S. 888–840 dieses Werkes, 5. Aufl., und den Brut de Wace par Leroux de Lincy, Rouen 1836.

²⁾ Brut y Brenyned (= die Überlieferung der Hauptleute), bei Villemarqué, Contes bretons, II, p. 262. — Henri Martin, Histoire de France, III, p. 352–364,

vereinen sich hier mit der keltischen Begeisterung für das schöne Geschlecht. So entsteht eine Reihe fesselnder Frauenbilder: die süße Enit, die blonde und zärtliche Eßylt oder Isolde, die stolze Dame von der Quelle, die treue Brongwen, die lebhaftes Luned, die witzige und bezaubernde Gwennywar. Waltet im karolingischen Sagenkreis Kampfsbegeisterung, der Rausch des Blutes, so ist im Sagenkreis Arthurs alles mild und fein und edel. Die Helden sind nicht vom Gefühle der Rache geleitet, sondern von Wohlwollen und Mitgefühl mit den Schwachen. Mit dem Hochgefühl des eigenen Wertes verbindet sich die feurigste Hingabe an die Frauen. Besiegte Gegner werden nicht getödtet, sondern an Arthurs Hof gesandt, um sich taufen zu lassen und der schönen Königin Gwennywar (Guinevra) zu huldigen.

Diese Dichtungen sind durchgängig in achtzeiligen Versen, die paarweise reimen. Einen großen Namen durch sie erlangte Chretien von Troyes, der zwischen 1195 und 1198 starb. Von seinen Lebensverhältnissen wissen wir wenig, nur daß er manches für Philipp, Grafen von Flandern, schrieb, daß die Zeitgenossen ihn hochpriesen, daß am Hofe König Philipp II. Augusts, der für die Literatur einen Sinn hatte wie später Ludwig XIV., seine Verse vorgelesen und beklatscht wurden, daß mehrere Werke in andere Sprachen übersetzt wurden, so „Grec und Enide“, „Perceval“, „Der Ritter mit dem Löwen“, „Lancelot vom See“. ¹⁾ Sein Vers ist fließend, seine Darstellung spannend, der Geist der Liebe und des Abenteuers leitet seine Helden. In den karolingischen Heldengedichten ist das Weib ohne Bedeutung, in den Arthursagen spielt es eine Hauptrolle. Das höchste Glück des Kriegers ist der Frauendienst, die erste Pflicht des Starken ist, das zarte Geschlecht zu schützen und seine Ehre zu vertheidigen. Der Geist des Abenteuers ist das Jagen nach dem fernen Unbekannten.

Chretien
von
Troyes.

Neben Chretien von Troyes war ein Normanne Thomas als Dichter thätig oder als Überarbeiter des „Beroch“, von dem „Tristan und Isolde“ stammt. Die Färbung bei ihm ist wärmer, das Gefühl tiefer. Der „Tod von Tristan und Isolde“ ist das Prachtstück in diesem Sagenkreis, wie der „Tod des Roland“ im karolingischen. ²⁾

Thomas.

Auf die Arthursage ward bald eine andere eingezweigt, die Sage vom heiligen Gral; Josef von Arimathäa habe in der Schüssel, welche Jesus beim Abendmahl segnete, das Blut aufgefangen, das nach dem Lanzenstiche des Longinus aus seiner Seite floss. Dieses Gefäß, der Gral, habe wunderbare Eigenschaften, sein Anblick gewähre die unaussprechlichen Freuden der Seligkeit, aber nur im Zustande der Gnade; von keinem Heiden, keinem Unreinen könne er geschaut werden. Ein tiefes Geheimnis umgibt ihn; um das Schloß, in welchem er in einem prachtvollen Tempel geborgen wird, erstreckt sich ein Wald sechzig Rasten weit; die in seine Geheimnisse Eingeweihten, die Templeisen, hüten ihn, schweigen aber darüber vor Uneingeweihten. Durch

Der
Gral.

¹⁾ L'ancelot, ancillus ist die wörtliche Übersetzung von Mael. wie er im Kymrischen heißt, edler Diener.

²⁾ Tristan, Recueil de ce qui reste des poèmes relatifs à ses aventures, par Francisque Michel, III voll. Paris 1835.

sittenreines Leben, durch Heldenthaten den Orden des Gral zu erreichen, ist die höchste Lebensaufgabe für den wahren Ritter; das Königthum gar des Gralordens zu erlangen, ist die höchste Ehre, die einem Sterblichen zutheil werden kann.

Vor 1160 finden wir keine Spur von dieser Sage, die von da an von den Dichtern schnell aufgegriffen und vielfach bearbeitet wurde. Über den Namen herrscht großer Streit, ob er keltisch greal und nur ein anderes Wort sei für Per, den Kessel der Keridwen, den Inbegriff aller Druidenweisheit, oder ob Saint Gral soviel sei als Blut des Herrn, Sang real oder royal. Noch größer ist der Streit über die Heimat der Sage. Riot, der Sänger (le chanteur) genannt, welcher zuerst die Gralsage behandelte, aber in nordfranzösischer Sprache dichtete, obschon er der Provençale heißt, und welcher zwischen 1160 und 1184 lebte, nennt als seine Quelle den Flegetanis, einen Heiden von Vaterseite, von Mutterseite einen Juden aus Salomons Geschlecht, der wohl unterscheiden konnte der Sterne Kommen und Gehen und ihre geheime Einwirkung auf das Schicksal der Menschen. Der Name wird aus dem arabischen Felek dannach oder der Himmelskundige erklärt, der demnach auf das maurische Spanien hinwies. An Spanien denkt auch Mone, welcher behauptet, daß die Sage von Gral eine alte volksthümliche Grundlage habe; es sei nämlich darin die Rettung des gothisch-spanischen Volkes vor den Mauren enthalten; die Berge der Rettung (montes salvationis) liegen in Asturien, die Sierra Ausera, und der Tempel des Gral sei die Kirche der heil. Maria in der Schlucht Cavadonga, wohin sich Don Pelayo mit seinen Gothen zurückgezogen; der Kelch des Heiles sei das Zeichen des Christenthums. Andere griffen weiter zurück und dachten, wie Görres, an den Wunderbecher Dschemschids, welcher Weltspiegel, Zauberspiegel und Gefäß des Heiles zugleich ist, oder an indische Sagen in den Puranas von der Höhle Eridavana, dem Lustort Mohendras, wo Wissenschaft und Erfüllung aller Wünsche erlangt wird, und an die alten Erinnerungen der Menschheit von einem Zustand des Glückes, wo die Seele den Frieden hat und alle Wünsche erfüllt sind. Waliser hingegen weisen auf das Mabinogi von Peredur hin, in welchem die ganze Geschichte des Parcival zusammengebrängt ist. Weil die Gralhüter Templeisen heißen, dachten andere an einen Zusammenhang der Gralsage mit der Entstehung des Tempelherren-Ordens; beide leben ehelos, die Templeisen dürfen sich nur vermählen, wenn sie die Burg des Gral verlassen, sonst ist ihr Leben dem des Ordensritters gleich, er darf sich nicht schlagen für weltlichen Ruhm. — Woher aber auch die Sage stamme, gewiß ist, sie verband sich aufs innigste mit der Arthursage und ward die Quelle der sinnigsten, farbenreichsten und schwunghaftesten Dichtungen.

In zwei Grundanschauungen unterscheiden sich die Dichtungen des Arthurskreises und der Gralsage von den Dichtungen, welche Karl den Großen und seine Paladine feiern: in der Gleichheit unter den Rittern und in der Verehrung des Weibes. Karl der Große ragt hoch empor über seine Großen, wie diese über jeden andern, wir finden hier eine Heldenhierarchie. An der Tafelrunde Arthurs ist die Zahl der Helden nicht abgeschlossen und alle sind an Rang gleich, jeder sitzt in der Mitte. Die Frauen haben wenig Bedeutung in den Rolandsliedern, in der neuen Dichtung aber eine sehr große.

Tapfer sein ist mit dem Frauendienste aufs innigste verbunden. Gall heißt Kraft, Galawnt heißt tapfer, der Tapfere aber muß auch Frauengunst hoch halten. Daher das Wort Galanterie. Der neue Geist zeigte sich bald in der Sitte: eine Dame ist es, die dem Ritter das Schwert umgürtet, sobald er den Eid geleistet, eine Dame setzt ihm den Helm auf und schnallt ihm die Sporen an, eine Dame erteilt im Turnier den Preis der Tapferkeit. Dieser Cult der Frauenwelt hatte auch bald seine Ausschreitungen. Die Kirche setzte den Verirrungen das Bild der höchsten Frau, der Ewigreinen, der Mutter des Erlösers, entgegen.

Galan-
terie.

Der Ideenstrom, der von den Rymren zu den Franzosen kam, gieng von den Franzosen schnell zu den Deutschen über. —

Die deutsche Dichtung.

Drei Ideenkreise haben wir in der Beurtheilung der mittelalterlichen deutschen Literatur zu unterscheiden, den altgermanischen, den christlichen und denjenigen, welchen die Berührung mit römischer Literatur und mit französisch-keitscher Bildung mit sich brachte.

Der eine Ideenkreis ist altes Stammeigenthum, die Ansichten über die Götter und die Natur, welche die Germanen aus Asien mitgebracht haben und welche früher¹⁾ geschildert worden sind. Den Widerschein des nämlichen geistigen Lebens finden wir in den alten Göttersagen der Inder, der Griechen und anderer Völker des indogermanischen Stammes, das Ahnen der ewigen Mächte des Daseins, den Glauben an ein Leben nach dem Tode, an eine Vergeltung, die Anschauung des Lebens als eines großen Kampfes zwischen dem Guten und Bösen, in welchem jeder tapfer mitstreiten muß, und das tiefe Gefühl für das Leben der Natur, in welchem der Widerschein des Göttlichen erkannt wird. Dieselbe Weltanschauung lebt heute noch fort in den Märchen und Sagen des Volkes, die von Mund zu Mund gehen seit Jahrtausenden und welchen trotz der Beimischungen, welche ihnen der Lauf der Zeiten, Ereignisse und Erlebnisse gaben, doch im Kern altnational und altheidnisch geblieben und heute noch ein Zeugnis sind vom uralten Geistes- und Gemüthsleben unserer Nation. Diese Sagen werden schwerlich noch so lange leben wie bisher, eine nüchternere Anschauung der Dinge, eine weiter reichende Bildung, die sich durch die Schule nach und nach des ganzen Volkes bemächtigt, ist für dieselben, was ein starker Reif für Blumen. Umso verdienstvoller war es, daß Grimm die Anregung gab zur Sammlung und zum Verständniß dieser Sagen, zur Hebung dieses Schatzes, ehe er für immer entschwindet. Eine jede Landschaft, von den Alpen bis zur Ostsee, von Sieben-

Alt-
germani-
sches.

Alt-
Sagen.

1) Vergl. Bd. III, S. 79—92 dieses Werkes. 6. Aufl.

bürgen bis zur Mündung des Rheines hat jetzt ihre Sagensammlung; manche, wie die von Bader, sind mit seltener Hingebung und großen Opfern entstanden; tüchtige Kräfte, wie Zingerle, Panzer, Ruhn und Müllenhoff sind dabei thätig gewesen; andere haben, wie Uhland in seinem „Thor“ und W. Menzel in seinem „Odin“ einzelne Gestalten oder Züge derselben sinnig gedeutet. — In allen Sammlungen, in allen Gestalten der Sage sind beharrlich gewisse Anschauungen, wenn auch vom Volke wenig verstanden, festgehalten, die aus dem alten Heidenthume stammen und zeigen, was das Volk in uralter Zeit für wahr, schön, gut und heilig hielt.

Da sind die Sagen von den Riesen, in welchen die rohen wilden Naturkräfte verbildlicht sind, die Sagen von Zwergen und Elben, den Geistern der Gesteine, der Quellen, der Pflanzen, der Thiere. Der Mensch verdrängt sie durch Bebauung des Bodens, sie gewinnen aber wieder Gewalt über ihn, sobald er des Natursegens sich unwürdig zeigt. Die Nixen, die zarten Genien der Quellen, der Bäche, der Seen rächen sich für das freble Eindringen des Menschen in die Geheimnisse der Natur. Der Germane war geneigt, in der ganzen ihn umgebenden Natur nur eine andere Geisterwelt zu sehen. Menzel hat recht, wenn er sagt: ¹⁾ „Es lag im deutschen Gemüth und liegt noch darin, sich durch die äußere Natur geheimnisvoll entfremden zu lassen. Das ist der tiefste Grund alles sogenannten Romantischen. Aber es ist viel älter als die christliche Romantik des Mittelalters. Schon unsern heidnischen Vorvätern trat der Geist der Landschaft, jenes wunderbare Geheimnis, das in den Wipfeln des Waldes rauscht und in den Wellen am Ufer, in der reizenden Gestalt einer Waldminne oder Meerminne entgegen, und alles Ungewöhnliche, vom Gemeinen sich Hervorhebende, Charakteristische, Wunderliche, Anziehende und Schreckhafte an Pflanzen und Thieren erschien ihm als elbischer Spuk.“ — Die Elben und Waldweibchen sind — wie die Hamadryaden der Griechen — ein stilles Volk, mild und gutmüthig, treu, und stehen gern in freundlicher Beziehung zum Menschen, und berühmte deutsche Geschlechter leiteten von ihnen Talismane her. Diese Geister der Natur streben zum Menschen empor, suchen ihn zur Liebe zu verlocken, aber der Mensch frevelt, wenn er sich ihnen hingibt. Sie sind oft von entzückender Schönheit, so die Waldfrauen — „der wahre deutsche Ausdruck jener geheimnisvollen Schönheit des Urwaldes, des Jägerglücks in tiefer Waldeinsamkeit, aber auch der lauernden Schrecken und Gefahren“. Oft stecken diese Geister in den seltsamsten Formen, so die Schwangerschaften, die an Odins Walküren erinnern und Lichtwesen von hoher Güte sind.

Die Härte des Winters, der Zauber des Frühlings, die Schwüle des Sommers, das Absterben der Naturschönheit im Herbst: all das spiegelt sich in diesen Märchen wieder. Bärenhaut und Ruß sind Symbole des Winters, aber die Kraft der Natur ist nur gefesselt, Thor der Donnerer befreit die Gefangene in den Frühlingsgewittern. Er war der Liebling der deutschen Bauern, viele Sagen beweisen diese Vertraulichkeit, in der sich ihre Gedanken mit ihm beschäftigten; manche Züge von ihm trugen sie sogar auf Lieblingsheilige über. Er ist der Däumling, der Ruprecht, der starke Hans der Sage, und manche Geschichte von ihm trugen sie auf den Apostel Petrus über. Und wie Thor oder Donar, so war Bertha oder Perchtha (die Gebärende) oder Frau Holla ein Liebling des

¹⁾ Menzel, Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit, I, S. 96.

Volkess, die gute Urmutter der Welt, die Strahlende, die mit unzähligen Heimchen, den Keimen alles Lebendigen, jedes Jahr kommt, die strenge Hausmutter der Natur, die auch Ordnung im einzelnen Familienleben will, die Weberin des Naturteppichs, die auch die fleißige Spinnerin im Hause belohnt; vom vielen Spinnen hat sie selber den breiten Fuß. Die duldbenden Jungfrauen der Sage sind die im Winter gefesselten Kräfte der Natur, die erst der schöne Königssohn Grünewald, der Frühling, befreit. Er ist Siegfried, der den Drachen tödtet. Die Mitternachtsstunde der Winter-Sonnenwende und die Mittagsstunde der Sommer-Sonnenwende sind geheiligt. Die Sonne ruht, die Zeit scheint still, und für eine Stunde tritt die Ewigkeit ein, Vergangenheit wird Gegenwart, die Geister längst Verstorbener werden sichtbar, unterm Meer versunkene Städte zeigen sich, aber auch die Zukunft wird klar, man erschaut bildlich, was in den nächsten zwölf Monaten geschieht. Alle Unterschiede hören auf, Arme werden im Namen der Königin Bertha gespeist, Thiere werden in Menschen und Menschen in Wehrwölfe verwandelt. Die Geheimnisse der Ewigkeit werden kund. Abater wird geschaut, der schlafende Kaiser im Untersberge. Mit der höchsten Höhe beginnt auch schon der Verfall des Jahres, Licht und Wärme nehmen ab, das Böse nimmt zu; darum die Johannisopfer, Johannisfeuer, Johanniszauber. Der Sturm, der im Herbst durch den Wald braust, ist das Vorbild des Todtenheeres, des durch die Zeiten stürmenden Weltgeistes, die wilde Jagd Odins, das wilde Heer Odins. Der höchste Gott kann, was er will, er ist der Gott des Wunsches, der Urzauberer; seine Waffen durchdringen alles, sein Jagdhorn bläst alles zusammen, nach seiner Geige muß alles tanzen, in seinem Mantel fliegt er, auf seinem Zauberroße reitet er über die Erde, sein Hut macht ihn unsichtbar. In den Sagen vom Wunschtülein, vom Tischchen-deck-dich, vom Wunschhorn und Wunschtüchlein sind Erinnerungen an den Hauptgott, vielleicht an den Stifter der odinischen Religion geknüpft.

Das empfängliche Gemüth des Deutschen, die objectiv Richtung, auf der andern Seite der Glaube an Verwandlungen, an nahe Beziehungen des Menschen zur Natur ließ bei den Deutschen die Thierfabel bis zum Thier= „Reineke Fuchs.“ epos gedeihen, wie wir es im „Reineke Fuchs“ sehen.

Die ältesten Spuren dieser Thiersage auf germanischem Boden reichen bis ins siebente Jahrhundert hinauf, insofern nämlich Fredegar¹⁾ († nach 660) den Wolf redend und seine Jungen über die von allen Seiten drohenden Gefahren belehrend einführt. Bald aber wurde der Fuchs Hauptheld der Thierfabel. Als König der Thiere erscheint auf germanischem Boden neben dem Löwen auch der Bär. Die erste Bearbeitung in poetischer Form stammt aus dem zehnten Jahrhundert²⁾ und wiederholt wurde dieser Stoff bearbeitet, zum Beispiel von Heinrich dem Glückseligen um 1180, bis er zu dem Umfang anwuchs, in dem er am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in der niederdeutschen Bearbeitung des Henric von Alkmar erscheint. Wilmar macht die feine Bemerkung,³⁾ die Quelle des

1) Chronicon, III, 8.

2) Lindemann, Geschichte der deutschen Literatur, S. 53 f. Freiburg 1898. 7. Aufl., bearbeitet von P. Salzer. — Paul, Grundriß der germanischen Philologie, II, 1. Abth., S. 242 f. Straßburg 1890. — Vergl. Grimm, Reinhard Fuchs. Berlin 1834. Send-schreiben an Bachmann.

3) Wilmar, Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur, S. 238.

Thier-Epos sei die reine harmlose Freude des Menschen an den Thieren, die Freude an dem, was er an den Thieren und mit den Thieren erlebt; etwas an und mit den Thieren erleben könne aber der Mensch nur dann, wenn er einmal sich mit ruhiger, liebevoller Hingebung in die Thierheit versenkt, das Thier in seinem innersten Wesen, seiner geheimnisvollen Eigenthümlichkeit belauscht und dann, wenn er zugleich, wie er an dem Wesen des Thieres theilnimmt, das Thier wieder an seinem eigenen menschlichen Wesen theilnehmen läßt, es zu sich emporhebt, ihm Gedanken und Sprache, seinen Trieben Absicht und Bedeutung leiht. Ein langes Leben in der Natur, ein langes Hirten- und Jägerleben muß vorausgehen, und unmöglich ist solche Poesie ohne jenen tiefen Sinn, der wie in den Naturerscheinungen, dem Wechsel der Jahreszeiten, der Pflanzenwelt, ein Walten göttlicher Mächte erblickt, so in den Thieren die Verkörperung unheimlicher Naturkräfte erschaut.

Der
christliche
Ideen-
kreis.

Das Christenthum scheidet scharf ab zwischen Geist und Natur, es brachte eine vollkommen ausgebildete Weltanschauung zu den Germanen, der diese nach längerem Widerstande zuerst einfach sich ergaben, in der sie aber bald sich vollkommen befriedigt und beseligt fühlten, der sie mit Treue und Innigkeit anhiengen. W. Menzel sagt einmal sehr schön:!) „Nichts gereicht den Deutschen so sehr zum Ruhme als ihre von jeder Originalitäts-sucht und nationalen Eitelkeit entfernte, ganze und volle Hingebung an das über die Alpen herglänzende Licht, vor dem das Dunkel ihres Heidenthums verschwand. Aus diesem Gesichtspunkt muß man sich erklären, warum überhaupt in den ersten Jahrhunderten nach der Bekehrung so wenige deutsche Sprachdenkmale, die sich auf die Kirche bezogen, vorhanden und warum die wenigen fast durchaus nur schlichte und strenge Übertragung aus dem Evangelium und der lateinischen Kirchenliteratur gewesen sind. Man strebte, trotzdem man die herrschende Nation und das mächtigste, weltliche Reich bildete, doch nicht nach einer nationalen Confession, nach einem kirchlichen Sonderbund innerhalb der allgemeinen Kirche. Man legte den höchsten Wert gerade auf die kirchliche Allgemeinheit. Erst sehr langsam und immer unter der Bedingung und Voraussetzung, daß man im gemeinsamen Boden die festesten Wurzeln geschlagen habe, durften sich die eigenthümlichen Blüten nationaler Gefühls- und Ausdrucksweise, wie in der Baukunst und Musik, so in der Poesie hervorwagen, und bildete sich die sogenannte deutsche Schule (die Gothik) aus in der ästhetischen Anwendung der christlichen Ideen. Diese Gothik war durch und durch katholisch, d. h. stand auf dem Glaubensgrunde der allgemeinen Kirche.“

Hei-
dnische
Poesie.

Aus heidnischer Zeit sind uns nur wenige Überreste in alliterierender Form oder im Stabreim erhalten, Zaubersprüche, ein Bruchstück des „Liedes von Hildibrand und Hadubrand“.2) Der Sänger sang vor und begleitete mit der

1) Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit, I, S. 218.

2) Vergl. Bd. IV, S. 225 f. dieses Werkes. 5. Aufl.

Harfe, die Umgebung stimmte in die durch den Anlaut hervorgehobenen Wörter mit ein und begleitete sie nach Umständen durch Anschlagen der Schwerter an die Schilde. „Der Gebrauch dieser Versform“, meint Vilmar, „setzte eine Fülle von stehenden, aus der Natur der Sache geschöpften, nicht dem Dichter, sondern dem ganzen Volke angehörigen Formeln und Redensarten voraus, gibt dem Gedichte den Charakter einfacher Erhabenheit und macht auf uns jetzt den Eindruck einer großartigen Naturerscheinung, gleichsam eines tiefen dunklen Waldes von mächtigen riesigen Bäumen, durch deren Wipfel in gewaltigen Stößen der Abendwind zieht.“ In solcher Form, auch noch altheidnisch, nur mit christlichen Einschiebungen, ist das früher¹⁾ geschilderte „Beowulfslied“. In Stabreimen ist die unter dem Namen „Heliand“ bekannte altsächsishe Evangelienharmonie; es ist das einzige wirkliche christliche Epos. In der Evangelienharmonie des Mönches Otfried von Weissenburg im Elsaß ist jedoch schon der Endreim angewendet. Die Kirche begünstigte ihn; unsere Dichtung ward durch diese neue Form vor der Erstarrung bewahrt, in welche die nordische Poesie in Norwegen und Island versank. — Otfrieds „Kriß“²⁾ — das ist der Name seiner Evangelienharmonie — ist das Hauptwerk der althochdeutschen Sprache, seine Heimat war ohne Zweifel um den Bodensee, er war ein Schüler des Hrabanus Maurus zu Fulda, gewidmet hat er sein Werk Ludwig dem Deutschen, demselben Könige, von dessen Hand wahrscheinlich das Gedicht „Muspilli“ auf den Rändern eines ihm vom Bischof Adalram von Salzburg gewidmeten Buches aus dem Gedächtnis niedergeschrieben ist, wie Schmeller, der Entdecker dieses Bruchstückes, mit Grund vermuthet hat.³⁾ „Muspilli“ oder Weltbrand ist nur ein Bruchstück in oberdeutscher Mundart, wahrscheinlich von einem Bayern im Anfange des neunten Jahrhunderts im Stabreim verfaßt, ist aber namentlich darum merkwürdig, weil es, wie Feußner nachweist, deutlich zeigt, wie bei den neubekehrten Deutschen altheidnische Vorstellungen mit biblisch-christlichen sich mischten. „Seine Schilderung vom Weltende durch Feuer trägt unverkennbare, selbst bis auf die Worte übereinstimmende Züge heidnischen Glaubens. Nach diesem sollte einst beim Nahen der großen Götternacht die Gesamtheit der Götter und Menschen den Untergang finden in dem gewaltigen Kampfe, der zwischen den bis dahin niedergehaltenen bösen Urmächten und den Göttern losbricht. Dann fallen die Sterne vom Himmel, die Erde hebt und die Berge wanken; Surtur, der Beherrscher der im Süden gedachten Feuerwelt, Muspelheim, erscheint mit seinem leuchtenden Heere und aus Niflheim stürzt das Geschlecht Lokis herbei zum Kampfe. Von diesem in hochdichterischen Farben geschilderten Weltende (Muspilli) hat der mit der heidnischen Dichtung wohlbekannte christliche Verfasser unseres Bruchstückes manche großartige Züge auf die Schilderung des jüngsten Gerichtes und des biblischen Weltunterganges übergetragen. Elias tritt im allgemeinen die Stelle des heidnischen Donar (Thor), der Antichrist die des Surtur. Auch aus der Darstellung und Ausdrucksweise leuchtet noch die frische Kraft und Erhabenheit unserer alten Volkspoesie hervor.“⁴⁾

Stab=
reim.

„Heliand.“

Otfrieds
„Kriß“.

„Muspilli.“

1) Vergl. Bd. IV, S. 219, 324 dieses Werkes. 5. Aufl.

2) Vergl. Bd. IV, S. 225 dieses Werkes. — Vergl. Vilmar, Über deutsche Alterthümer im „Heliand“.

3) „Muspilli“, Bruchstück einer althochdeutschen alliterierenden Dichtung, von Schmeller. 1839. — Vergl. aber Kögel, Geschichte der deutschen Literatur, I, 1. Abtheilung, S. 318.

4) Vergl. Bd. III, S. 84–89, 6. Aufl.; Bd. IV, S. 224 dieses Werkes, 5. Aufl. — Ausgabe von Kelle.

Religiöse
Epen.

Die Zahl der kirchlichen Dichtungen ist groß, kirchliche Epen haben wir schon aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, weltliche erst aus der zweiten, und sie sind für das Sprachstudium umso wichtiger, weil sie nicht bloß für die Vornehmen gedichtet waren; doch fehlt es auch bei diesen Gedichten nicht an der Feinheit der höfischen Kunst. Schlichter, treuherziger Ausdruck, demüthige Gottesminne sind der Charakter dieser Dichtungen in der besseren Zeit. W. Menzel machte¹⁾ die geistreiche Bemerkung: „Man glaubt, wenn man diese altdeutschen Gedichte von Christus liest, den heil. Christoph zu sehen, wie er, der Menschensohne riesenhaftester, freiwillig das Joch des göttlichen Kindes auf sich nimmt, und jegliches Gebet mahnt uns, als spreche es ein geharnischter Ritter, der, nachdem er in der Schlacht gesiegt, die eisernen Knie fromm vor dem Herrn niederbeugt. Es ist überall die süße Milde, ausgehend von der Kraft; denn unser Volk war damals, wie das kindlich frömmste, so das allermächtigste und herrschende in Europa.“

„Passionale.“

Mittelpunkt dieser Dichtungen ist der Heiland. In 100.000 Zeilen voll Herzenstheilmahme und Geschmeidigkeit der Darstellung schildert das „Passionale“²⁾ das Leben Jesu und Marias, der Apostel und vieler anderer Heiligen. Der Verfasser, ein Geistlicher vom Mittelrhein im dreizehnten Jahrhundert, meint, was er heute predige, vergehe mit dem Salme (Schall), was er aber mit dem Salme (oder der Feder) schreibe, das bleibe nützlich über manchen Tag. Und in der That wurde sein Gedicht im Mittelalter viel gelesen und bald als Ganzes, bald theilweise abgeschrieben. Aber nicht bloß Männer, auch Frauen schrieben Bearbeitungen des Lebens Jesu, so Frau Ava, eine Nonne in Niederösterreich, ein Leben des Heilandes und einen Antichrist.

Ava.

Und wie dem göttlichen Stifter, so wandte sich auch seiner jungfräulichen Mutter mit Vorliebe die Dichtung zu.³⁾ Menzel bezeichnet den Grund dieser Vorliebe sehr schön mit den Worten:⁴⁾ „Aus dem in der jungfräulichen Gottesmutter vermittelten Gegensatz folgen erst die übrigen Gegensätze in dem hochheiligen Wesen, welches menschlich zugleich und göttlich, schwaches Weib und Trägerin des Allmächtigen, irdische Magd und Königin des Himmels, die Schmerzenreichste auf Erden und die Allereligste zugleich ist, der Wunder größtes, dessen Möglichkeit nur einmal gegeben ist im allerheiligsten Geheimnis Gottes. Daß sie aber auch in ihrer göttlich-menschlichen Weiblichkeit bald vorzugsweise als der Born aller Gnade aufgefaßt wurde, als die ewige Minne, deren Süße nie endet, und daß man sie insofern als Allerbarmerin und Fürbitterin ihrem Sohne, als strengem Richter der Todten und Lebendigen, sie als personifizierte Gnade der personifizierten Gerechtigkeit gegenüberstellte, war ganz natürlich.“

Marien-
legenden.

Wernher. Zu den besten Leistungen gehört „Das Marienleben“ von Wernher von Tegernsee († 1197), reihochdeutsch, mit einer gewissen Schlichtheit und Strenge, aber doch nicht ohne Schönheit und Liebreiz, der Verfasser war Mönch in Tegern-

¹⁾ Menzel, Deutsche Dichtung, I, S. 222.

²⁾ Hahn, Das alte Passional. Frankfurt 1845. — Kläden ergänzte diese Ausgabe in Hagens „Germania“, VII, S. 261, und Pfeiffer, Marienlegenden. Stuttgart 1846.

³⁾ Lindemann=Salzer, l. c. p. 85 ff.

⁴⁾ Menzel, Deutsche Dichtung, I, S. 259.

see; dann „Das Marienleben“ von Philipp dem Karthäuser in Seiz aus dem dreizehnten Jahrhundert; „Das Marienleben“ von Walther von Rinowe¹⁾ (das Kloster Rheinau), in dem sich hin und wieder glänzende Schilderungen finden; endlich „Die goldene Schmiede“ des Konrad von Würzburg († 1287). Der Verfasser will in der Tiefe der Schmiede seines Herzens ein Gedicht aus Gold schmelzen und darin die schönsten Edelsteine der Tugenden Marias fassen und so das glänzende Lob der Himmelskaiserin darstellen und in der That sind auch viele seiner Bilder und Gleichnisse als Juwelen der Dichtkunst zu betrachten.²⁾

„Goldene
Schmie-
de.“

Wie das Leben Marias, so gab das Leben der Heiligen Stoff zu epischen Gedichten; es gibt fast keinen Heiligen, dessen Leben nicht besungen wurde. Die gelungensten sind: das um 1170 verfasste „Anno lied“,³⁾ welches volksmäßig und frisch in kräftigen Bildern das Leben des Erzbischofs Anno von Köln (1056—1075) schildert; dann „Der heilige Gregor auf dem Stein“ von Hartmann von Aue, von dem auch die fromme Erzählung „Der arme Heinrich“ stammt; dann „Barlaam und Josaphat“ von Rudolf von Ems, hin und wieder für die bedeutendste und schönste aller Legenden gehalten; „Sylvester“ von Konrad von Würzburg; „Das Leben der heiligen Elisabeth“ von Johann Rothe († 1434), Mönch in Eisenach; „Die Marter der heiligen Martina“ von Hugo von Langenstein; „König Orendel“ und „Der ungenährte Rock zu Trier“, „Der heilige Oswald“, „Die heilige Ottilia“, „Genovefa, Herzogin von Brabant“, vermählt mit Pfalzgraf Siegfried auf Simmern bei Trier, welcher mit Karl Martell wider die Saracenen zog.

Heiligen-
legenden.

Lieblinge unter den Heiligen waren der heil. Georg⁴⁾ und der heil. Brandan. Jener ist ein Krieger aus Kappadokien, der unter Diokletian Märtyrer wurde, von dem übrigens das Wort der Hollandisten gilt: er sei bekannter durch die Verehrung, die man ihm zolle, als durch die Gewissheit seiner Geschichte. Nach der Legende befreit er die Gegend von Silona von einem Drachen und rettet vor ihm — ein zweiter Perseus — eine Fürstentochter, kämpft siegreich gegen die Heiden, erleidet unter Diokletian den Tod, nachdem er entsetzliche Martern unerschütterlich bestanden. Er wurde das Ideal des Ritterthums, der Liebling der Normannen, unter Eduard III. der Schutzpatron Englands. Brandan oder eigentlich Brendan ist ein irischer Heiliger, ein Typus des keltischen Dranges nach den unbekannten Fernen. Brandan starb 571 als Abt des großen Klosters Clonfert in Irland⁵⁾ und fuhr mit seinen Mönchen zu Schiff nach dem unbekannten Westen oder schilderte vielmehr seine Visionen über die Fahrt nach dem irdischen Paradies, wohin ohne göttlichen Willen niemand gelangen kann. Seine Geschichte faßte die Legende als Wirklichkeit: diese Wunder des Meeres, die Zauberberge, die Schiffe gefüllt mit Todten, die Wunderinseln, die Menschen mit Schweinsköpfen, die Sirenen, die alles in Schlaf singen durch ihren lieblichen Gesang, galten für Wirklichkeit; das machte die Legende so be-

Der
heilige
Georg.

Brandan.

¹⁾ Herausgegeben von Keller 1849.

²⁾ Herausgegeben von Wilhelm Grimm 1840.

³⁾ Zuerst von Pipi 1639 herausgegeben.

⁴⁾ Vergl. Bd. IV, S. 144, 396, 418, 454 f., 675 dieses Werkes. 5. Aufl. — Bolland.

Aprilis, III, p. 100 f.

⁵⁾ Bolland. Maji, voll. III. — Vergl. Bd. III, S. 803, 812 dieses Werkes. 6. Aufl. — Sein Beinamen ist Mac-Ua-Alta filius nepotis Altae. — Greith, Geschichte der altirischen Kirche, S. 160 f. Freiburg 1867.

liebt, so wirksam, sie fesselte gleichmäßig die Einbildungskraft und den Hang zum Abenteuer; sie gab Dante die Anregung zur „Divina Commedia“, und Columbus begleitete die Erinnerung an sie auf der Fahrt nach dem Westen. Die spanischen Seefahrer suchten lange die Insel des Brandan und im Vertrag von Evora wurde sie von Portugal an Castilien abgetreten.

So viel vom geistlichen Epos! Aber nicht minder reich war die weltliche epische Dichtung. Das Heldenlied ist uralte bei den Deutschen. Schon Tacitus sagt¹⁾ von ihnen: „Sie preisen in alten Volksliedern, der einzigen Art geschichtlicher Denkmäler, den erdentsprossenen Gott Tuiskon und dessen Sohn Mannus, als des Volkes Stammväter und Älteste“ und erzählt, daß in Liedern Armins Andenken erhalten wurde. Kaiser Julian erzählt in der Einleitung zu seinem „Barthaffer“, er habe gesehen, wie überrheinische Barbaren Lieder sangen und an diesen Gesängen große Freude hatten. Die Geschichtswerke des Jordanes, Gregor von Tours, des Paulus Diaconus weisen auf eine reiche Heldenpoesie hin, aus der sie geschöpft haben. Einhard erzählt, daß Karl der Große die uralten deutschen Lieder, in denen die Thaten und Kriege der alten Könige besungen waren, aufschreiben ließ, damit sie unvergessen blieben. Wie bei den Nordgermanen galt sicher auch bei den Südgermanen die Dichtersprache für Göttersprache, wurden kühne Thaten am liebsten gefeiert und, wie das „Ludwigslieb“ zeigt, nach der Schlacht das Gedicht gesungen, welches das Andenken an den Sieg forterhalten sollte. Die Erinnerungen an die Völkerwanderung gingen bei einem so begabten Volke wie die Germanen nicht verloren, in sicheren großen Umrissen wurde das Bild der Ereignisse und der Helden festgehalten. Harpner und Fiedler zogen von Burg zu Burg, von Dorf zu Dorf und sangen von den Helden der Vorzeit; es waren fahrende Leute, die für eine bescheidene Gabe ihre Lieder boten. „Singe ich den Leuten meine Lieder,“ sagt der alte Marner, „so will der erste das, wie Dietrich von Berne schied, der andere, wo König Rother saß, der dritte will der Riesen Sturm, der vierte Ekkehardes Roth, der fünfte, wen Thrimhilde verrieth“ u. s. w. — Oft mischten sich die Sagenkreise und giengen Gestalten des einen in den andern über; oft wurden altmythologische Lieder nicht mehr recht verstanden und ihre Typen als Wirklichkeiten behandelt. Der Zeit nach haben wir drei Sagenkreise zu unterscheiden: den altheidnischen, Siegfried und Beowulf; dann denjenigen, welcher die Erinnerungen an die Völkerwanderung festhält, Attila, Hermanarich, Theoderich, die Burgunderkönige; endlich den dritten, welcher den Eindruck kundgibt, den Karl der Große und seine Helden in ihrem Volke zurückließen. Einzelne Stämme hatten Vorliebe für diese oder jene Gestalt der Sage und insofern kann man sechs verschiedene Sagenkreise unterscheiden: den niederrheinischen vom Drachentödtter

Volks-
Epos.

¹⁾ Tacitus, Germania, cap. 2. — Bellesheim, Katholische Kirche in Irland, I, S. 82, 83, 90.

Siegfried, den burgundischen von König Günther und Brunhild und Walther von Wasichenstein, den ostgothischen von Theoderich und Hildebrand, den friesischen von Gudrun, den lombardischen von König Rother, Ortnit, Hug und Wolf Dietrich, — und den von Attila.

Aus einzelnen Liedern hat ungefähr um 1210 ein hochbegabter Dichtergeist ein Epos geschaffen in ähnlicher Weise wie Homer die Sagen vom Kampfe um Troja zu einem herrlichen Ganzen umbildete, in das er die Größe seines Geistes zur Bewunderung aller Zeiten niederlegte. Näheres über den Sänger, welcher der „Nibelunge Not“ dichtete, wissen wir nicht, sogar sein Name läßt sich nicht feststellen, obgleich Spaun manche Gründe vorbrachte, die für Heinrich von Osterdingen sprechen. Von einem bloßen Zusammenlöthen selbständiger Volkslieder zu reden geht nicht an, durch einen großen Dichtergeist sind diese alten Sagenstoffe wie Erz in einem Hochofen geschmolzen und zum schönen neuen Bilde umgegossen worden. Das zeigt die Einheit der dichterischen Auffassung, des Zieles, auf das alle Verse hintreiben, die Einheit des Tones und der Haltung.¹⁾

Als das „Nibelungenlied“ im achtzehnten Jahrhundert erschien, da ward es von Kundigen mit nicht minderer Freude begrüßt als vor kurzem von den Franzosen die Auffindung des „Rolandsliedes“. Johann von Müller nannte es „die deutsche Ilias“ und meinte damit, daß das deutsche Heldenslied kühn dem griechischen sich zur Seite stellen könne. Allerdings fehlt die heitere Weltanschauung und die Bilderfülle des Griechen, aber der Reichthum an urwüchsigem Gestalten ist nicht minder groß und der Sinn ist tiefer: wie aus Liebe Leid wird, wie ein Fehler den Untergang über ein ganzes Helden Geschlecht bringen kann; und Treue und Liebe sind in einer so hohen Auffassung hier, wie das ganze Alterthum sie nicht kannte. Keine niedrigen Triebfedern leiten diese Charaktere von gigantischer Größe, nicht Ruhmsucht, nicht Grausamkeit, nicht Wollust, sondern Ehre, Liebe und Treue. Aus Liebe wird die süße, zarte Chrimhilde eine Teufeline, und Ehrgefühl führt zu Strömen von Blut, und Treue ist wie in keinem andern Gedicht der rothe Faden, der sich durch das Ganze hindurch zieht. Welch ein herrliches Bild von dem treuen Sinn, von der Zucht und Ehrbarkeit und Biederkeit des deutschen Charakters in jener Zeit entrollt sich nicht in unserem Epos! Nicht mit Unrecht sagt Goethe:²⁾ „Die Kenntnis des ‚Nibelungenliedes‘ gehört zu einer Bildungsstufe der Nation. Jedermann sollte es lesen, damit er nach dem Maße seines Vermögens davon empfangen. Das Werk ist nicht da, um ein für allemal beurtheilt zu werden, sondern an das Urtheil eines jeden Anspruch zu machen, und deshalb an die Einbildungskraft, die der Reproduction fähig ist, aus Gefühl fürs Erhabene, fürs Übergroße, sowie fürs Zarte, Feine, für ein weitumfassendes Ganze und für ein ausgeführtes Einzelne. Aus welchen Folgen man wohl sieht, daß sich noch Jahrhunderte damit zu beschäftigen haben.“ — „Fragt man nun,“ sagt von der Hagen, „ob die Nibelungen also unser Homer,

¹⁾ Vergl. Gödke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, I, S. 178 ff. 2. Aufl. Dresden 1834. — Pauli, Grundriß, I, S. 133; II, S. 308—317.

²⁾ Goethe, Über Simrocks Übersetzung des Nibelungenliedes und sämtliche Werke, XXXII, S. 274 f. Stuttgart u. Tübingen 1857.

Wert
des
Epos.

unsere „Ilias“ sind, so ist die Antwort: weniger und mehr. Weniger, denn Homer war den Griechen alles, ihre Bibel oder Buch der Bücher, ihre Götter- und Menschenlehre, ihr Stamm- und Landbuch, sie fanden alles darin, denn sie hatten nichts anderes, Größeres; mehr, denn die Nibelungen haben, abgesehen von dem Vaterländischen, eine größere Wichtigkeit und Vollständigkeit der Handlung als die „Ilias“, und vor allem einen höheren edleren Beweggrund des Ganzen, die der treuen Chrimhilde durch das Verhängnis in die Hand gegebene, ja aufgedrungene Rache ihres über den Tod hinaus geliebten, ermordeten Gatten, für welchen in der so unaufslösslichen als natürlichen Verwicklung Schuldige und Unschuldige eher als Opfer zu entschuldigen sind.“

Charakter.

Das „Nibelungenlied“ ist dramatischer als „Ilias“ und „Odyssee“, der Dichter drängt mit jedem neuen Gesange dem Endziele entgegen, Homer dagegen verweilt mit voller Liebe auf jedem geschilderten Moment und ist reicher an Episoden und Bildern. Er ist unter dem schönen Himmel Joniens geboren, der Dichter der Nibelungen ist ein Sohn des Nordens. Daher der Ton verschieden. Von unserem Gedichte sagt Timm in seinem schönen Buche über das „Nibelungenlied“: „Einfach, ja trocken, kurz bis zur Undeutlichkeit, sinnig bis zum Räthselhaften, fest und kraftvoll, im Übermaße gigantischer Kraft voll farger, spröder Gemessenheit, mit durchblickender Absichtlichkeit an dem Gewöhnlichen festhaltend, wo die Empfindung den höchsten Ausdruck zu verlangen scheint, übertreibend nur in der fast eigensinnigen Zurückhaltung, ernste Sachlichkeit, und bei allem Ernste zur Schalkhaftigkeit, zu Ironie, zu beißendem Spotte aufgelegt, zart, doch nie zimperlich, doch selten gemein, gemüthvoll, doch nie empfindselig, wenig bilderreich, doch stets treffend und womöglich statt aller Worte thatsächlich durch Zeichen, Mienen, Schweigen, Handlung — so ist der Stil des „Nibelungenliedes“. — Kein üppiger Farbenschimmer fesselt uns, keine geistreiche Wendung spannt uns; der Ausdruck scheint der Sache nur immer gerade angemessen zu sein; und doch übt diese Einfalt einen unaussprechlichen Zauber aus, indem wir bei näherem Betrachten gewahr werden, daß Empfindungen von unermesslicher Tiefe hinter der schmucklosen Hülle verborgen liegen; und doch sieht alles, man weiß nicht wie, in so klaren, festen und scharfen Umrissen da, daß wir mit den Ohren zu sehen und mit den Augen zu fühlen glauben.“¹⁾

Sage
und
Geschichte.

Naturmythen, alte Göttersagen und Geschichte spielen im „Nibelungenlied“ durcheinander. Jakob Grimm hat einmal das schöne Wort gesprochen: „Sage und Geschichte sind jedwedes eine eigene Macht, deren Gebiete auf der Grenze ineinander sich verlaufen, aber auch ihren gesonderten unberührten Grund haben. Aller Sage Grund ist nur Mythos, das heißt Götterglaube, wie er von Volk zu Volk in unendlicher Abstufung wurzelt; ein viel allgemeineres und stilleres Element, als das historische, aber an Umfang gewinnend, was ihm an Festigkeit abgeht. Ohne solche Mythenunterlage läßt sich die Sage nicht fassen, so wenig, als ohne geschahene Dinge die Geschichte. Während die Geschichte durch die Thaten der Menschen hervorgebracht wird, schwebt über ihnen die Sage als ein Schein, der dazwischen glänzt, als ein Duft, der sich an sie setzt. Niemals wiederholt sich die Geschichte, sondern ist überall neu und frisch; unaufhörlich wiedergeboren wird die Sage. Festen Schrittes am irdischen Boden wandelt die Geschichte; die geflügelte Sage erhebt sich und senkt sich, ihr weiles Niederlassen ist eine Gunst, die sich nicht allen Völkern erweist. Wo ferne Ereignisse verloren ge-

¹⁾ Die reiche Literatur in der Ausgabe von Jarncke.

gangen wären im Dunkel der Zeit, da bindet sich die Sage mit ihnen und weiß ein Theil davon zu hegen. Wo der Mythos geschwächt ist und zerrinnen will, da wird ihm die Geschichte zur Stütze. Wenn aber Mythos und Geschichte inniger zusammentreffen und sich vermählen, dann schlägt das Epos ein Gerüste auf und webt seine Fäden.“ Die „Siegfriedsage“ war im heidnischen Norden nicht minder verbreitet als im christlichen Süden, das beweist die „Edda“; auf den Farver-Inseln wird jetzt noch die „Nibelungensage“ in drei Romanzen gesungen.¹⁾ Siegfried ist eigentlich Valder, der Sonnen- und Frühlingsgott mit den strahlenden Augen. Unser Gedicht läßt uns nur ahnen, daß Brunhilde Siegfried früher schon gekannt und geliebt hat und von ihm verlassen worden ist; sie ist die Walküre, die im Innern der Erde gefesselt, vom leuchtenden Gotte befreit — aber auch mit dem sinkenden Jahre wieder verlassen wird, um von neuem in die Erde und in den Schlaf zu sinken, wie die fruchtreibende Kraft der Natur. Hagen ist der Høgni der „Edda“, welcher den lichten Gott ersticht, daß alle Götter darüber trauern. Mit diesen Götterjagen haben sich geschichtliche Erinnerungen verknüpft, wie die an die Vernichtung des burgundischen Königshauses durch die Hunnen im Jahre 437,²⁾ an Attila und seine große Stellung zu den deutschen Stämmen, an den gewaltigen Helden der Ostgothen, Theoderich. — Ob der Dichter in dem ritterlichen Spielmann Volker sich selbst abgepiegelt sehen wollte, so daß er einst sein Abschiedslied zur Geige ebenso sang wie bei der Markgräfin zu Pechlarn, wenn er auch den Hunnen und Ungarn nicht ebenso mit dem Schwertfiedelbogen aufspielte, wie von der Hagen meint, muß dahingestellt bleiben, jedenfalls ist es eine herrliche Schilderung von der Macht der Poesie. Versunken im Strome weltgeschichtlicher Ereignisse vergißt der Dichter sich selber. Aus der Sprache können wir nur schließen, daß er ein Süddeutscher war, aus den Ortsangaben, daß er Schwaben und Österreich kannte. Höchst wahrscheinlich war der Dichter ein Steiermärker. — Ist aber auch der Name des Dichters verhallt, sein gewaltiges Lied wird immerdar bleiben.

Siegfried.

Brunhilde.

Der Dichter.

Eine Fortsetzung, jedoch eine nicht beabsichtigte, von der „Nibelunge Not“ ist die „Klage“, früher als jene verfaßt in Reimpaaren, und zwar nicht vom gleichen Dichter; die gefallenen Helden werden beklagt und den Überlebenden die Kunde ihrer Thaten mit den Waffen überbracht. Aus dem Sagenkreise des Siegfried rührte das Lied vom „Hürnin Siegfried“; dem Stoffe nach uralt, stammt es der gegenwärtigen Form nach aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Eine ältere Bearbeitung existierte aber wohl schon im dreizehnten Jahrhunderte.³⁾ — Im „Rosengarten“ ist die Dietrichs- mit der Siegfriedsage vermengt; das Gedicht stammt in seiner jetzigen Form aus dem vierzehnten Jahrhundert.⁴⁾ Als unüberwindlicher Held wird Dietrich in „Eden Ausfahrt“ geschildert; das Gedicht, auf alten Liedern aufgebaut, stammt in seiner jetzigen Form aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts, es ist in dem sogenannten Bernerton, einer dreizehnteiligen Strophe gebildet. Im „König Laurin“, einer tirolischen Zwergsage, befreit sich der durch einen Zaubertrank in Schlaf versenkte und dann gefesselte Dietrich mit seinen Genossen dadurch, daß er mit seinem feurigen Zornesathem seine Ketten verbrennt.⁵⁾ — Der Gott Thor steckt hier unter dem Dietrich

„Die Klage.“

Dietrichsage.


¹⁾ San Marte, Rückblicke, S. 25—61. Quedlinburg 1872.

²⁾ Vergl. Bd. III, S. 633 dieses Werkes. 6. Aufl.

³⁾ Paul, l. c. II, 1, p. 17.

⁴⁾ Göldefe, l. c. I, p. 245.

⁵⁾ Lindemann, l. c. p. 132—134. — Pauli, l. c. II, 1, p. 18.

von Bern. Auch das „Lied vom Riesen Sigenot“ beweist, daß Dietrich mit Thor oder Donar in der Sage verwechselt worden ist. Zur Dietrichsage gehören noch „Dietrichs Drachenkämpfe“ oder auch „Dietrich und seine Gefellen“, „Egels Hofhaltung“, „Alphart“, „Der Strit vor Rabene“ oder die Rabennaschlacht, „Das Märchen von Frau Helches Söhnen“ u. s. 

Lombardischer Sagenkreis. Zum lombardischen Sagenkreise gehören: „Runinc Ruother“ (vielleicht Rothari), in seiner jetzigen Gestalt in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts in Bayern, vielleicht von einem Kreuzfahrer verfaßt; dann „Ortnit“, um 1125 entstanden, im Charakter volksmäßiger, aber ungeläuterter Kunst.

W. Grimm bemerkt dabei: „Von dieser Poesie hat sich der edelste Stand, die kunstreich gebildeten Dichter, entfernt: dem übrigen Volke verblieben, zeigt sie sich wahr, tüchtig und kräftig: noch immer hat sie einen ungewöhnlichen Wert und vermöge ihres Ursprungs eine Kraft im Festhalten der Charaktere, welche den höfischen Dichtern mangelt; allein der Erzählung fehlt die genaue und anmuthige Ausführung und der geistige Duft des ‚Nibelungenliedes‘ und der ‚Gudrun‘. Rohheit der Sitten ist an mehr als einer Stelle eingedrungen.“ Auch „Hug- und Wolf-Dietrich“ werden zum lombardischen Sagenkreise gerechnet, obgleich Müllenhof nachzuweisen suchte, daß die Sage von Hug-Dietrich eine altfränkische sei. „Ortnit“, „Hug-Dietrich“ und „Wolf-Dietrich“ wurden später von einem unbekannten Ordner unter dem Namen „Das Heldenbuch“ zusammengestellt.¹⁾ — Ein Franke, gebürtig aus Mimmerstadt, Caspar von der Roen, setzte 1472 ein „Heldenbuch“ zusammen, in dem er eine Reihe alter Heldengedichte abkürzte.²⁾ W. Grimm fällt über seine Arbeit das harte Urtheil, daß die Helden-sage aus den edelsten in die gemeinsten Hände gefallen sei.

„Gudrun.“ Der „Nibelunge Not“ fand eine wunderbare Nebensonne in „Gudrun“³⁾ (eigentlich Gunthrun). Stellt man das „Nibelungenlied“ der „Ilias“ gegenüber, so kann man „Gudrun“ gut mit der „Odyssee“ vergleichen. Dort ist so viel des Heidnisch-herben, Entsetzlichen, hier hat alles mehr einen milden, beruhigenden Charakter; dort eilt alles auf eine erschütternde Katastrophe los, auf den Untergang eines ganzen Heldenengeschlechtes, hier endet alles mit der Versöhnung der kämpfenden Parteien, mit dem endlichen Glücke Gudruns, nachdem diese herrliche Frauenseele die schwersten Schicksalsschläge in erhabener Ruhe, in unbefleckter Reinheit ertragen. Gudrun steht an Adel der Seele nicht hinter Penelope zurück, und die ganze Schönheit und Tiefe weiblicher Natur ist darin vom christlichen Geiste verklärt, während Chrimhilde, die langrache, trotz ihrer treuen Liebe zu Siegfried, die in Haß gegen seine Mörder sich umkehrt, in uns zuletzt das Gefühl des Entsetzens erweckt. Gudrun wahrt neben der Würde ihre Milde und verzeiht ihrer bittersten Feindin. Wie in

¹⁾ Lindemann, l. c. p. 140 f. — Göbese, l. c. I, p. 68, 273. — Pauli, l. c. II, 1, p. 18.

²⁾ Pauli, l. c. II, 1, p. 19, 367.

³⁾ Auch Kutrun. Die Literatur bei Göbese, l. c. I, p. 198 f.

der „Odyssee“ ist in „Gudrun“ der Hintergrund das Meer, die Nordsee mit ihren Burgen und ihren Schiffen und Helden. Geographische Andeutungen weisen auf die Mündung der Schelde, auf Seeland und Flandern hin, wo die Sage lebte; so sehr aber auch das Ganze vom christlichen Geiste angeweht ist, so lassen sich doch heidnische Grundgedanken in ihm nachweisen. Das Gedicht ist ein einheitliches Ganzes, zerfällt aber in drei Theile, in denen in drei aufeinander folgenden Geschlechtern ähnliche Schicksale, aber in gesteigerter Ausführung, wiederkehren. Der Gedanke schwebt dem Dichter vor, das Schicksal der Kinder stehe mit dem der Eltern in geheimnißvollem Zusammenhang und sei oft nur eine stärkere Wiederholung. Die Sage lebte und wuchs lange im Norden, Andeutungen derselben finden wir bei Sægo dem Grammatiker wie bei den Angelsachsen; unser Gedicht aber ist von einem Süddeutschen im zwölften Jahrhundert verfaßt, der wahrscheinlich in der Steiermark heimisch war, und erfuhr im dreizehnten Jahrhundert wieder eine neue Bearbeitung.¹⁾ Auf den Norden als Heimat des Stoffes weisen die vielfachen technischen Ausdrücke, aus dem nordischen Seeleben entnommen. Daß wir das Gedicht noch besitzen, wenn auch in einer Umarbeitung, verdanken wir dem Eifer des edlen Kaisers Maximilian I. für deutsche Dichtung; er ließ es um 1517 in einen Pergamentband abschreiben und im Schlosse Ambras niederlegen: drei Jahrhunderte später erschien es durch von der Hagen zuerst im Druck, bald ward seine Bedeutsamkeit erkannt und im Wettreifer versucht, sein Verständnis durch Übersetzung dem Volke klar und lieb zu machen und zugleich den alten Text wiederherzustellen, denn es gehört zu den Zierden der ersten classischen Periode unserer Literatur. —

Ab-
fassung.

Er-
haltung.

Keltische Stoffe.

„Nibelungenlied“ und „Gudrun“ sind Blüten des eigenthümlichen Geistes der Nation, neben ihnen waren aber schon andere aufgeschossen, deren Samen der Wind aus dem Keltienlande auf deutschen Boden getragen hatte. Die Kreuzzüge brachten die Völker in innigste Berührung. Barbarossa vermählte sich mit Beatrix von Burgund und beantwortete die Begrüßung der Troubadours in provençalischen Versen. Mathilde, die Gemahlin Heinrichs des Löwen, brachte aus ihrer Heimat England die „Arthursage“ an den Hof. Für Fremdes, und hier war viel geboten, zeigte sich der Deutsche stets empfänglich. Wie durch einen Zauberschlag sehen wir in Deutschland ein Ritterthum entstehen, das neben vielem Schönen einen Anflug hat von keltischem Frauencult und keltischem Geiste des Abenteurers, es dauert von 1100 bis 1400, es gelangt zur höchsten Blüte um 1150. Schon die Jugend wird zu einer

Keltische
Sagen.

Ritter-
thum.

¹⁾ Lindemann, l. c. p. 180.

<sup>Er-
ziehung.</sup> heroisch zarten Stimmung herangezogen. Bis zum siebenten Jahre bleibt der Knabe unter der Leitung der Mutter, dann kommt er aus der Hand der Frauen auf die Burg eines angesehenen Ritters, um seinen Dienst zu lernen: Gottesdienst, Herrendienst, Frauendienst. Man übte ihn in den Waffen, im Dienst; man prägte seiner Seele Liebe zu Gott, Eifer für seine Pflicht, Ehrerbietung gegen das weibliche Geschlecht ein, Liebe zur Tugend und zur feinen Sitte. An Glauben, Treue und Liebe, als an den festesten Anker, soll in den Stürmen des Lebens das Schiff seines Daseins hangen. Vom vierzehnten Jahre an waren die Übungen streng, aber er durfte auch schon seinen Herrn zu Festen und Turnieren und in die Schlacht begleiten, an der Unterhaltung erfahrener Ritter, welche die Welt gesehen hatten, Antheil nehmen — er hieß Edelknappe. Im einundzwanzigsten Jahre konnte er Ritter werden. Voraus gieng aber die Schwertleite, wobei die Verwandten, die Ritter der Nachbarschaft, oft Fürsten und Kaiser gegenwärtig waren; 1222 ertheilte Leopold der Glorreiche zu Wien zur Feier der Vermählung seiner Tochter dritthalbhundert Knappen das Schwert. Reinigung des Leibes und der Seele gieng voraus, Beichte und Abendmahl. Dann schwur der Knappe den Eid, stets die Wahrheit zu reden und das Recht zu behaupten, die Religion, ihre Diener und Tempel, Schwache und Unvermögende, Witwen und Waisen, unschuldige Frauen und ihren guten Namen zu vertheidigen und Ungläubige zu verfolgen. Dann kniete er nieder und erhielt einen Schlag mit dem Schwert: es sei der letzte Schlag, den er mit Demuth und Gelassenheit hinnehmen dürfe, zugleich möge er sich erinnern, daß Jesus Christus geschlagen, gezeißelt, gekreuzigt worden sei. Der Spruch beim Schwertschlag lautete in Deutschland: „Zu Gottes und Mariens Ehr — empfangе dies und keines mehr, sei kühn, biderbe und gerecht, besser Ritter, denn Knecht!“ — In diesem Spruch und dem Eid ist das Ideal enthalten, welches der gebildeten Gesellschaft jener Zeit vorschwebte. Sofort sollte der Jüngling auf Ritterschaft ausfahren, um sich Kenntniss der Welt, Ehre und Besitz zu erwerben. Das konnte er entweder

<sup>Schwert-
leite.</sup> allein, oder im Gefolge eines Fürsten in der Massenie.

<sup>Aben-
teuer.</sup> Dieses Wort, aus dem Lateinischen mansio, im Romanischen maisnie, bedeutet die Genossenschaft oder alle zum Hofstaat eines Fürsten gehörenden Personen, welche alle das Wappen ihres Herrn tragen. Oder der Ritter zieht allein in ein fremdes Land, wo gerade Krieg ist, um Ruhm und Heldenlohn zu erwerben, oder als irrender Ritter Abenteuer zu bestehen. Dabei soll er immer seine Ehre rein und makellos erhalten, den Glanz seiner Tapferkeit immer von neuem bewahren, daher die Geneigtheit, immer zum Schwert zu greifen und jeden, der im Waffenruhm hoch steht, als Nebenbuhler zu betrachten. In Deutschland wurden daher die Turniere Mode wie in Frankreich. Nur Männer von Ehre wurden zugelassen, Feige, Meineidige, Räuber, Verleumder oder die sich gegen Frauen vergangen, waren ausgeschlossen. Vor erprobten Kampfrichtern, vor den schönsten Damen wurde um den Preis der Tapferkeit gerungen. Eine edle Frau ertheilte

<sup>Zwei-
kampf.</sup>

dem Sieger den Dank, den er ihr zu Ehren immer bei sich trug. Auch in der Hitze des Zweikampfes durften die Kampfgebräuche nie außeracht gelassen werden. Gegen den Besiegten, der sich für überwunden bekannte, war Großmuth geboten. Aber nicht bloß tapfer sollte der Ritter sein, auch galant gegen die Frauen. Ulrich von Liechtenstein sagt: „Da ich noch ein kleines Kindl war, hörte ich oft die Weisen sagen, daß niemand Würdigkeit erwerben möchte, der nicht, sonder Bank, guten Weibern zu Dienst bereit sei. Niemand sei auch so recht froh und wohlgemuth in der Welt, als der eine reine Frau so lieb hätte als sein eigen Leib.“ — Diese Verehrung der Frauen wirkte auf dieselben erhebend zurück. Sie suchten durch Sittsamkeit und Zucht, denn die Augen aller waren auf sie gerichtet, die hohe gesellschaftliche Stellung zu wahren, die ihnen durch das leiseste zweideutige Benehmen verloren gieng.

Die Frauen.

Dieser Cult der Frauen, diese Religion der Liebe, führte natürlich zum Lob ihrer Schönheit und Tugend im Lied, zum raschen Aufblühen des Minne- gesanges. Minnan heißt liebend gedenken. Zur Feinheit ritterlicher Bildung gehörte nicht bloß, daß der Ritter sein Schwert gut zu führen, sondern daß er auch zur Harfe oder zur Fiedel ein Lied zum Preis der Dame seines Herzens gut zu singen wußte, daß er nicht bloß ein Lied zu verfassen, sondern auch dazu eine eigene Tonweise zu erfinden vermochte. —

Minne-
gesang.

Minnesänger.

Der deutsche Minnegefang unterscheidet sich vom provençalischen dadurch, daß er in der Regel zarter, reiner, ernster und geistiger ist; bewiesen doch die Deutschen den Frauen von jeher besondere Scheu und Ehrfurcht.¹⁾ Die Südfrauzosen sind glühender, erregter und sinnlicher, flatterhaft. Barthel²⁾ charakterisiert das deutsche Minnelied sehr richtig mit den Worten: „Da erscheint die Minne als die seh nende und hoffende Liebe, die still für sich blüht und treu, ja unverbrüchlich treu ist, weil sie gar nicht anders kann; da kommt eine süße Milde und Weichheit, eine Blödigkeit und Zurückhaltung zutage, wie sie nur der Jugend und der weiblichen Natur eigen ist. Die ganze halbdunkle Gefühlswelt, die ganze Herzengeschichte der ersten Jünglingszeit mit all den schönen Zügen von Unschuld, von süßer Befangenheit, sinnlicher Sehnsucht und verborgener Innigkeit tritt uns hier entgegen und wird uns in tausend und aber tausend Variationen dargestellt. Diese ganze Poesie hat etwas Frauenhaftes und zeigt, welch hohen Einfluss die Frauen jener Zeit auf die damalige Männerwelt ausübten. Nie hat weder vorher noch nachher in der Männerwelt das Bewußtsein von der höheren, edleren Seite der menschlichen Natur im Weibe und demgemäß jene zarte Scheu

Barthe
Scheu

und
innige
Tiefe.

¹⁾ J. Grimm, Mythologie, S. 369 ff. — Tacitus, Germania, 19. — Vergl. Bd. III, S. 88, 92 f. dieses Werkes. 6. Aufl.

²⁾ Barthel, Die classische Periode der deutschen Nationalliteratur im Mittelalter. Braunschweig 1857.

vor der innigen Tiefe und unberührbaren Reinheit des weiblichen Gemüthes solche Herrschaft gewonnen als eben jetzt." — Der deutsche Minnegefang ist in seiner Wärme und Innigkeit, im Zauber seiner Unschuld wie der Ausdruck der ersten Liebe.

Lieder. Was das Menschenherz in seiner Tiefe bewegte, fand seinen Ausdruck im Liede. Daher gibt es Minneliet, Winliet, Brutliet, Trutliet, Hugeliet (zum Andenken), Tageliet (Alba), Kreuzliet (für Kreuzfahrer), Lobeliet, Jageliet, Klageliet, Rügeliet, Tanzliet, Schimpfliet, Wigliet (Kriegslied), Sigeliet, Zügeliet und dergleichen. Die Form ist in der Regel klangvoll, die Sprache musikalisch; diese Gedichte waren nicht bestimmt, gelesen, sondern gesungen zu werden. Statt der kurzen Strophe unmittelbar gebundener Reime des Volksliedes hat das Minnelied die Kunstform der dreigliederigen Strophe. Die Zahl der Dichter war groß, wir haben jetzt noch Lieder von 140 dieser „Nachtigallen“, und doch ist der größte Theil verloren gegangen. Denn diese Lieder wurden selten geschrieben, der Dichter behielt seine Verse im Gedächtnis und trug sie selber vor, oder hatte ein Sängerknaben, einem Knaben, dem er sie lehrte und den er dann zu ihrem Vortrag an die Gesiebte sandte. Die meisten dieser Dichter konnten nicht schreiben, an ein Vererben ihrer Lieder auf die Nachwelt dachten die wenigsten; die Lieder waren Kinder des Augenblicks, in Begeisterung entstanden, wurden sie mit Wärme empfunden. Der Sänger war willkommen, er brachte heitere Stunden — Zeitungen, Unterhaltungsblätter gab es damals nicht; im Winter fehlte der Krieg, die Jagd, das Turnier — er erhielt nicht bloß Speise und Trank, sondern auch Kleider, Pferde, Waffen, Kostbarkeiten zum Geschenk; dafür ward wieder die Milde der Geber gepriesen. Lieder, die sehr wegen ihres Gehaltes oder ihrer Melodie gefielen, flogen von Mund zu Mund durch die Lande. Trotz schlechter Straßen war ein reger geistiger Verkehr und ein empfänglicher Sinn für die Gaben der Dichtkunst.

Gesang. Die meisten Minnesänger führen den Titel Herr, d. h. sie sind ritterlichen Standes, während die Bürgerlichen Meister genannt werden. Auch Fürsten gehören in ihre Reihen, so Kaiser Heinrich VI., König Ruonrad der Junge, Ottokar II. von Böhmen, Herzog Heinrich IV. von Breslau, Otto IV. Markgraf von Brandenburg. Fast alle deutschen Gaue haben Dichter aufzuweisen, stark vertreten sind Alamannen, Schwaben; die Steiermark hat ihren Rudolf von Stadel, Ulrich von Liechtenstein, Herrand von Wildon, einen Ritter von Scharfenberg und einen Herrn von Sanned. — Der letzte Fürst des Mittelalters, der als Minnesänger auftritt, ist Wizlav III. von Rügen; er starb 1325.

Herr und Meister. Theilen wir die Minnesänger der Zeit nach ein, so gehören dem zwölften Jahrhundert an: der von Kürnberg, einer Burg an der Donau, oberhalb Linz;¹⁾ seine Lieder voll Kraft und Bartheit haben noch etwas Volksmäßiges (Pfeiffer hält ihn für den Dichter des „Nibelungenliedes“);²⁾ dann Dietmar von Aist, ein Österreicher, der wie jener um 1170 dichtete; der Burggraf von Regensburg, der vielleicht identisch ist mit dem Burggrafen von Rietenburg; Heinrich von Veldeke, ein Edelmann aus dem Lim-

¹⁾ Götze, l. c. I, p. 48. — Paul, l. c. II, 1, p. 259. — Holzmänn, Untersuchungen über das Nibelungenlied, S. 135. — Wackernagel, Literaturgeschichte, S. 228.

²⁾ Pfeiffer, Der Dichter des Nibelungenliedes. Wien 1862.

burgischen, der, wie Gottfried von Straßburg von ihm sagte, das erste Reis in deutscher Zunge impfte, von dem nachher die Äste entsprungen sind, die so viele und mannigfaltige Blumen trugen. Damit ist gesagt, daß Heinrich von Veldeke der Begründer der höfischen Poesie in Deutschland sei — leider in Verbindung mit französischer Manier und Unnatur; er führte die Genauigkeit der Versmessung ein. Friedrich von Hagen in der Nähe von Mannheim, der den Kreuzzug mit Barbarossa mitmachte und am 6. Mai 1190 bei der Verfolgung des Feindes den Tod fand und vom ganzen Heere beklagt ward.¹⁾ In der Manessischen Sammlung ist er im Bilde dargestellt, wie er am Rande des Schiffes steht und ein Blatt in die rollende Woge wirft, daß sie seinen Dichtergruß zur Geliebten trage; Speervogel, der älteste geistliche Viederdichter, aber auch durch seine gehaltvollen Sprüche und Thiersagen berühmt.²⁾

Friedrich
von
Hagen.

Speer-
vogel.

In das letzte Viertel des zwölften und erste des dreizehnten Jahrhunderts fallen Reinmar der Alte, der bei Leopold VI. von Österreich lebte und mit ihm 1190 im Heiligen Lande war und von dem wir noch manche durch Einfachheit wie durch Wärme gleich anziehende Lieder haben. Von ihm hat Walther von der Vogelweide singen und sagen gelernt. Reinmar von Zweter, am Rhein geboren, erlangte seine Ausbildung in Österreich, wo Walther von der Vogelweide schon blühte, und lebte später in Böhmen, trat um 1228 als Dichter auf, ist in seinen religiösen Liedern, seinen Sittensprüchen gleich ernst, tief und voll schöner Würde; namentlich gelingen ihm die kurzen spruchartigen Gedichte. Liutold von Säben (1220—1230) war ein einfaches Talent und sang von Vogelsang und Blumen im Mai und von unerhörter Liebe.

Reinmar
der Alte,

von
Zweter.

Glänzende Minnelieder schufen auch die drei Sterne des höfischen Epos, Hartmann von Aue (Duwe), Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg. Der gefeiertste Dyrker dieser Zeit ist jedoch Walther von der Vogelweide.

Herr Walther,³⁾ einer der größten Dyrker, galt lange seiner Heimat nach für einen Franken, bis Franz Pfeiffer das Gut Vogelweide im Baiener-Ried, nördlich vom Eingang ins Grödenertal, nachzuweisen vermochte. Armut trieb den Jüngling aus seinem engen Thal nach Österreich, ungefähr um 1190, wo er seine Ausbildung in der edlen Sangeskunst suchte und am Hofe Herzogs Friedrich I. fand. Sein ganzer Reichtum war sein Lied, welches Beifall fand und ihm eine sorgenfreie äußere Lage verschaffte; die frischesten seiner Lieder, die Frühlings- und Liebeslieder, gehören in diese Zeit, in den späteren waltet die Reflexion vor. Doch Walther bewegte sich nicht bloß im Minnegefang; auf Kaiser und Reich waren bald seine Gedanken gerichtet und dreißig Jahre hindurch bis zu seinem Tode behielt er diese Richtung. Er war eifriger Ghibelline, Anhänger der Staufer, vielleicht 1198 gegenwärtig bei Philipps Krönung in Mainz, den er zu dankbarer Frömmigkeit gegen die mahnt, die sich dem Könige versöhnt und verpflichtet haben. Für die Größe

Walther
von der
Vogel-
weide.

1) Vergl. Bd. V, S. 192 dieses Werkes. 5. Aufl.

2) Der gefühlvollen Gedichte Heinrichs VI. wurde Bd. V, S. 204 dieses Werkes, 5. Aufl., gedacht.

3) Vergl. Uhlant, Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter. Stuttgart 1822. — Pfeiffer, Germania, V, S. 1—20. — Reuß, Walther von der Vogelweide. Würzburg 1843. — Schönbach, Führende Geister, Walther von der Vogelweide. Dresden 1890. — Paul, l. c. II, 1, p. 329 ff. — Götze, l. c. I, p. 143 ff.

Innocenz' III. scheint er kein Verständniß gehabt zu haben. Die Wunden, welche der Thronstreit dem deutschen Wesen schlug, fühlte Walther tief, den Verfall der alten Ehre, der alten getreuen Sitten, und daß leer seien die Stühle, wo ehemals Weisheit, Adel und Alter saßen; jetzt hinkte das Recht, die Zucht traure, die Scham siede, Untreue habe ihren Samen auf allen Wegen ausgestreut. Einst gab es Tage, da das Lob der Deutschen von allen Zungen klang, die nahegelegenen Länder beehrten Sühne oder wurden unterworfen, wir rangen damals nach Ehre.

Um die Zeit von Philipps Ermordung, dessen Lob er in süßen Tönen preist, dessen schöne Gattin Irene er die Rose ohne Dornen, die Taube ohne Galle nennt, finden wir den Dichter am Hofe des freigebigen Landgrafen Hermann von Thüringen, wo er Wolfram von Eschenbach kennen lernte. Mit dem Landgrafen und der ganzen staufischen Partei schloß er sich dem Könige Otto an und, als dieser mit dem Papst brach, beklagte er, was ihm als Übergriff des Papstthums schien, obgleich er nie aufhörte, ein treuer Sohn seiner Kirche zu sein; auch ist er nie vom Bannstrahl getroffen worden. Als der hoffnungsvolle Kaisersohn von Palermo aus seinen kühnen Zug nach Deutschland unternahm, verließ auch er Otto, da er dessen Regierungsunfähigkeit erkannte, als einer der letzten, und seine Hoffnung auf des Staufers Freigebigkeit wurde nicht getäuscht. Kaiser Friedrich II. ertheilte ihm ein Lehen in Franken und sicherte ihm so ein sorgenfreies Alter, und als er 1220 seine Romfahrt antrat, bestellte er den lebenserfahrenen und würdigen Sänger zum Erzieher seines achtjährigen Sohnes Heinrich VII. Die Hoffnungen, die der Erzieher wie der Vater hegten, giengen jedoch, wie aus Früherem bekannt, nicht in Erfüllung. Nachdem der störrische Knabe ihm vieles Leid verursacht, sagte sich Walther 1224 von ihm los, ohne daß er sich jedoch dadurch die Ungnade des Kaisers zuzog, 1228 scheint er vielmehr diesen auf seinem Kreuzzug begleitet zu haben und voll von innerer Wonne sah er endlich die Stätte, wo Gott als Mensch gewandelt. Nach seiner Heimkehr fand er so vieles verändert, so viele Blüten des Lebens abgestreift, daß er sich allmählich klagend von der Welt abwandte: in allem Honig schwebte Galle, die Welt sei nur außen lieblich, weiß, grün und roth, innen schwarz und finster wie der Tod. Nicht lange danach scheint er sein bewegtes Leben in Würzburg beschlossen zu haben. Seinem Namen und den Frühlingsängern zulieb soll er in seinem letzten Willen verfügt haben, daß an den Ecken seines Leichensteines unter der Linde des neuen Münsters Löcher ausgehauen und täglich Weizenkörner hineingestreut werden zur fröhlichen Weide der Vögel.

Walther ist Minnesänger und preist die Natur im Frühlingskleid, die Blumen, Bäume, den Acker, wie die andern, aber ohne sich je schwächlich wegzuworfen, stets mit dem Gefühl, Liebe müsse erhöhen, um der Geliebten wert zu werden; wahre Minne mache stark und wohlgemuth und sei wohl halb ein Himmelreich, während niedere Minne Leib und Seele schwäche, weil sie in verzehrenden Flammen brenne. Namentlich preist er Deutschland, weil da noch Tugend und reine Minne sei; er habe viele Lande gesehen, aber deutsche Zucht gehe vor allen. Heuchelei ist ihm ein Greuel: des Freundes Lächeln solle arglos sein, süß wie das Abendroth, das reines, schönes Wetter verkündet. Namentlich aber ist er in politischen Liedern voll Blut für die Ehre seiner Nation, scharf, voll männlichen Ernstes und Tiefe des Blickes. In seinen geistlichen Liedern ist er voll Inbrunst, Tiefe und Schwung, überhaupt einer der

Klage
über den
Verfall.Philipp
und
Irene.Friedrich
II.König
Heinrich
VII.

größten Dichter, welche unsere Literatur aufzuweisen hat, dessen Lieder in den Händen jedes guten Deutschen sein sollen. — Professor Zingerle regte in Begeisterung für den Dichter zu einem Denkmal an und daß dieses bald zustande kam, beweist die wachsende Theilnahme unserer Zeitgenossen für die Dichtung und Geschichte des Mittelalters.

In die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gehören: Herr Rithart von Riumenthal (Reuenthal),¹⁾ ein bayrischer Dichter, der 1217 bis 1219 am Kreuzzuge Leopolds VI. von Österreich theilnahm und später in Mödling bei Friedrich dem Streitbaren hauste; er ist schon ein Gegner der Sentimentalität des Minneſanges und kehrt zum derben natürlichen Tone der Volkspoesie zurück; namentlich liebt er spöttisch — ein anderer Bauern-Breughel — Scenen aus dem Leben des Landvolkes zu schildern und seine Standesgenossen durch derben Humor, durch einen Griff ins Bauernleben zu ergötzen. — Auch Herr Geltar will nichts mehr vom Minneſang und stutzerhaften Aufwarten wissen, viel Mäntel seien ihm lieber als ein Kränzlein, und greift ins derbe Leben. — Die Lieder des Herrn Gottfried von Risen (1234—1255), eines Schwaben, bewegten sich, obschon seine Reimspiele Unmuth und Zierlichkeit haben, oft in niederen Regionen. Es war dies eine naturgemäße Reaction gegen die Gefühlsverzerrung und sentimentale Spielerei, in welche die Minnepoesie auszuarten begann, wie sich an Ulrich von Liechtenstein zeigt.²⁾

Ent-
artung.

Daß dieser Frauencult auch seine Gefahren hatte, daß er oft zur Verehrung einer andern Frau führte, als der angetrauten, ist ebenso leicht begreiflich, als daß der Drang, die poetischen Gestaltungen unmittelbar ins Leben einzuführen, sehr oft in Don-Quichotterie ausarten mußte. Den Beweis dafür gibt der „Frauendienst“ des Ulrich von Liechtenstein, der sein Leben von 1211 bis 1255 in zwei Büchern „Frauendienst“ und „Frauenbuch“,³⁾ jenes in circa 19.000, dieses in 2092 Versen, in seinem fünfundsiebzehnten Jahre mit einer Frische, Lebendigkeit und Unbefangenheit beschrieben hat, die eines besseren Stoffes würdig gewesen wäre, als dieser ritterlichen Albernheiten, in welche der ideale Charakter der Zeit auszuarten anfieng.

Auf der Burg Liechtenstein bei Judenburg in Steiermark zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts geboren,⁴⁾ beginnt Ulrich seine Entwicklung also zu schildern: „Den guten Weibern will ich neigen, wenn sie mir auch oft nach meinem Dienen wenig Lohn erwiesen, denn alle Tugend liegt doch an ihnen und das Heil der Welt; Gott hat nichts so Gutes als ein gutes Weib geschaffen. Auch mag niemand die Güte eines Weibes zu Ende loben; wer singen kann, wo der Sonne Schein endet, kennt auch das Ende ihres Lobes. Weil sie

Ulrich
von
Liechten-
stein.

¹⁾ Göbze, l. c. I, p. 151 f.

²⁾ Stälin, Württembergische Geschichte, II, S. 582—585. — Lindemann, l. c. p. 238 f., 244.

³⁾ Der „Frauendienst“ ist 1255, das „Frauenbuch“ 1257 gedichtet.

⁴⁾ Falke, Geschichte des fürstlichen Hauses Liechtenstein, I, S. 74—124. Wien 1869. — Ausgabe des Dichters von Lachmann, Berlin 1841; in Prosa bearbeitet von L. Tied. Stuttgart 1812. — Schönbach, Register zu Ulrich von Liechtenstein in Zeitschrift für deutsche Philologie, XXVI, S. 307—326; und Zum Frauendienst Ulrichs von Liechtenstein, ibid. XXVIII, p. 198 ff.

Wert
des
guten
Schreibes.

rein und gut und schön, so geben sie Würdigkeit und machen den Mann wert; wer das verdienen kann, daß sie ihm freundlichen Gruß bieten, dem muß alle Sorge schwinden. Nichts ist gleich den Engeln als ihr schöner Leib. Auch hat ein reines Weib wohl Engelsgemüthe.“ — Als kleines Kind, wo er noch auf der Gerte ritt, hörte er oft, daß niemand Würdigkeit erwerben möge ohne Frauendienst, und so faßte er den festen Vorsatz, immer den Frauen zu dienen mit Leib, Gut und Vermögen. Im zwölften Jahre kam er in den Dienst einer hochgeborenen Frau (wahrscheinlich Beatrix von Meran) und beschloß sogleich, sich dieser Frau ganz zu eigen zu geben, denn sie sei alles Wandels frei, und in seinem Eifer brach er des Sommers schöne Blumen und hatte keine Freude, wenn ihre weiße Hand sie da angriff, wo er sie berührt hatte, und er nahm oft das Wasser, das man über ihre weißen Händlein gegossen, heimlich weg und trank es aus vor Liebe. Nach fünf Jahren that ihn sein Vater weg zu dem Markgrafen Heinrich von Österreich, der nach den Worten Ulrichs den Frauen mit rechten Treuen diene und wohl von ihnen sprach, wie ein Ritter soll: „Er war milde, kühn und hochgemuth, weise mit den Weisen und dumm mit den Dummern: er litt Ungemach um Ehren und sein Mund sprach kein böses Wort, allen seinen Freunden war er bieder und getreu, und Gott minnete er von Herzen (also für Ulrich eine Art Ritterideal). Dieser werthe Herr sagte mir: wer würdiglich leben wolle, müsse sich einer Frau zu eigen geben. Er lehrte mich viel von seiner süßen Tugend, lehrte mich sprechen über die Weib, auf Rossen reiten und in Briefen süße Worte dichten. Er sagte, dadurch würde ein junger Mann getheuert, wenn er süß über die Weib sprechen könne, denn nie, sagte er, kann es dir bei guten Weibern gelingen, wenn dein Sinn auf Schmeicheln und Lügen steht. Hätte ich das alles gethan, was er mir sagte, so wäre ich wertvoller geworden, als ich jetzt bin.“ — Süße Worte lernte also Ulrich dichten, nie aber schreiben, denn er gesteht selbst einmal: „Mein Schreiber war nicht bei mir, der mir meine heimlichen Briefe las und mir auch die meinigen schrieb; davon blieb das Büchlein, das meine Frau mir gesandt, zehn Tage ungelesen. Es kam aber diese ganze Zeit nicht aus meinem Busen. Wenn ich des Nachts schlief, lag es nahe bei mir, denn ich wähnte, es stünde von meiner Frau etwas darin, das mich froh machen würde. In der Zeit kam mein Schreiber, ich nahm ihn in ein heimlich Zimmer und bat ihn zu lesen, was da geschrieben stand!“

Minnig-
liche
Schwär-
merei.

Nach dem Tode des Vaters kehrte Ulrich in das Steirerland zurück und fuhr drei Jahre fort zu turnieren, um es recht zu erlernen. 1222 empfing er zu Wien bei der Vermählung der Tochter Leopolds VI. mit dem Sachsenherzog den Ritterschlag.¹⁾ 1223 erlangte er durch eine Verwandte, daß seine Angebetete ritterlichen Dienst von ihm annahm, von einem näheren Verhältnis mit ihm wollte sie aber nichts wissen und schon sein mißgestalteter Mund müsse jedem Weibe zuwider sein, und in der That hatte Ulrich drei Lippen statt zwei. Stracks ritt Ulrich nach Graz und ließ sich von einem Meister die wulstige Lippe abschneiden. In einem Speerstechen zu Ehren seiner Frau ward ihm der kleine Finger der rechten Hand durchstoßen; sie beklagte seinen Unfall, äußerte aber doch, als die Heilung gelungen war, daß er keineswegs einen Finger um sie verloren. Da hieb sich Ulrich den geheilten Finger wieder ab und sandte ihn in graßgrünem Sammet mit einem Büchlein seiner Lieder an seine Liebe. Die wackere

1) Vergl. Bb. V, S. 546 dieses Werkes. 5. Aufl.

Frau, der seine Zudringlichkeit zuwider war, wurde dadurch für ihn nicht gewonnen. „Die Dummheit“, rief sie aus, „hätte ich ihm nicht zugetraut, daß je ein vernünftiger Mann so etwas thäte!“ — Vor Gram konnte sich der phantastische Ritter kaum fassen und gerieth nun auf ein anderes Mittel, ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Er begab sich in der Stille nach Venedig, verlebte dort den Winter 1227 und rüstete sich zur Fahrt, die er als Frau Venus oder Göttin der Minne von Mestre bis Felsberg in Böhmen vom 24. April bis 23. Mai 1227 abhielt. In den zierlichsten Frauenkleidern durchritt er das Land; sein Name sollte ungenannt bleiben. Allenthalben auf der Fahrt waren Turniere. In einer Ankündigung entbot die Göttin der Minne allen Rittern der Lande, daß sie um ihre Liebe zu ihnen fahren und sie lehren wolle, mit wie gethanen Dingen sie werter Frauen Huld verdienen und erwerben könnten. „Welch Ritter gegen sie kommt und einen Speer wider sie entzwei sticht, dem gibt sie zu Lohn ein gulden Fingerlein, das soll er senden dem Weibe, die ihm die liebste ist; das Fingerlein, das hat die Kraft, welcher Frauen man es sendet, die muß immer desto schöner sein und muß sonder Falsch minnen den, der es ihr gesandt: sticht meine Frau Venus einen Ritter nieder, der soll an vier Enden in die Welt neigen, einem Weib zu Ehren; sticht aber sie ein Ritter nieder, der soll alle die Roffe haben, die sie mit sich führt.“

Minne-
liche Ver-
rücktheit.

Reisen
als
Venus.

Ob schon aber Ulrich 307 Speere zu Ehren seiner Dame verstauch und 271 Ringe spendete, so erreichte er bei der edlen Frau sein Ziel nicht, trotz aller Minnelieder und Brieflein, die er ihr sandte. Für seine Zudringlichkeit wurde er zuletzt noch lächerlich gemacht. Sie ließ ihn, um seiner loszuwerden, auffordern, übers Meer zu fahren; aber zu einem Pilgerzug ins Heilige Land war Ulrich zu verhandelt und zu wenig charakterfähig. Eine nochmalige Bitte um Erhörung erfuhr eine noch viel derbere Abweisung, so daß Ulrich jetzt Schelmlieder auf ungetreue Frauen dichtete. Nach dreizehn Jahren vergeblichen Dienstes wählte er jetzt eine andere Herrin. Ihr zu Ehren zog er 1240 als König Arthur, der gerade aus dem Paradies kommt zur Wiederherstellung der Tafelrunde, durch die Lande. Seine Genossen hießen Gawain, Lancelot und wie die Helden der Tafelrunde alle heißen, und jeder Ritter, der Mitglied der Tafelrunde werden wollte, mußte ohne zu fehlen, drei Speere auf den König Arthur verstechen und erhielt dann einen Namen von den Helden der Tafelrunde. Bei alldem hatte Ulrich — ein braves Weib, Bertha, und mehrere Kinder, aber immer war eine andere die Dame und Herrin seines Herzens! Die Minnelieder, welche er in die Erzählung verflocht, sind herzlich und warm, die Sprache rein und frisch. Von den weiteren Schicksalen dieses Sängers hören wir, daß er beim streitbaren Friedrich II. war, als die Mongolen hereinbrachen.¹⁾ In der herrenlosen Zeit nach Friedrichs des Streitbaren Tod wurde er gefangen, bis der kaiserliche Reichsverwalter ihn 1249 wieder frei machte, ward dann einige Zeit hindurch Marschall und Richter der Steiermark, ob seines Hasses gegen Ottokar ward er später sechsundzwanzig Wochen lang gefangen und konnte nur mit seinen väterlichen Burgen die Freiheit erkaufen. Ulrich starb wahrscheinlich 1276. — Sein Freund Herrand von Wildon, Minnesänger wie er, theilte seinen Haß gegen die böhmische Herrschaft im Lande.²⁾

Reisen
als
Arthur.

Ulrich's
Ulter.

1) Über die Zustände vergl. Muchar, Geschichte der Steiermark, V, S. 203 ff.

2) J. Bergmann gab vier poetische Erzählungen des steiermärkischen Herrn und Sängers Herrant von Wildon im Wiener Jahrbuch 1841 heraus. — Kummer, Poetische

Ein Ulrich von Viechtenstein aus bürgerlichen Kreisen ist Meister Johannes Hadloub, um 1302 Hausbesitzer in Zürich, welcher die verschiedenen Richtungen der Lyrik jener Zeit vertritt. In seinen Liedern bringt er, wie Nithart, derbe Züge aus der Wirklichkeit des Bauernlebens und in anderen Liedern zeigt er sich nach seinem Vorbilde Ulrich von Viechtenstein, als närrisch verliebten Schwärmer, der sich glücklich pries, als seine angebetete Dame, statt ihn zu erhöhen, ihn in die lästige Hand biß, denn „ihr Beißen war so zärtlich, so weichlich fein, daß es ihm weh that, daß es so bald vergangen war“. ¹⁾

Daß es in Deutschland auch dichterische Wettstreite und Sängerschulen wie in der Provence gab, zeigt der von einem Thüringer in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts verfaßte Sängerkrieg auf der Wartburg. ²⁾ Hier sollen nämlich im Jahre 1206 und 1207 sechs werthe Sängesmeister zu einem Gesangsstreite zusammengetreten sein: Heinrich von Ritsbach, Reinmar von Zweter, Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Biterolf von Stilla und Heinrich von Ofterdingen.

Der Wettkampf sei so ernst gewesen, daß man beschloß, der Unterliegende sei zum Schwert oder Strick dem Henker verfallen. Die fünf ersten priesen den Landgrafen Hermann von Thüringen, Ofterdingen aber den glorreichen Herzog Leopold von Österreich. Hermann von Thüringen und Leopold VI. von Österreich wurden wegen ihrer Milde gegen die Sänger damals am meisten gepriesen; der Landgraf sammelte die begabten Köpfe auf der Wartburg um sich, wie später der Herzog Karl zu Weimar, und von Leopold VI. singt Walther von der Vogelweide: „Ob jemand leben mag, der sah, daß größere Gabe je geschah, als wir beim Fest zu Wien empfangen haben. Man sah den jungen Fürsten geben, als will er nun nicht länger leben: da sah man Wunder viel geschehen an Gaben. Man gab da nicht an dreißig Pfunden, nein Silber, gleich als wär's gefunden, und reiche Kleider gab man hin. Auch hieß der Fürst, die Fahrenden zu freuen, um und um die Koffer kehren. Ross, als ob es Lämmer wären, wurden manchem zu Gewinn: die alten Schulden durften niemand reuen. Das war ein minniglicher Sinn.“

Heinrich von Ofterdingen sei für besiegt erklärt worden, habe sich aber über Unrecht beklagt und durch Gnade der Herzogin Sophia erlangt, daß er den zauberkundigen Klingfor aus Ungarn herbeiholen könne, um den Wettkampf fortzusetzen. Im zweiten Theile sind nun die Hauptkämpfer Wolfram und Klingfor. Der Glaube siegt über das Wissen, der treue, aber unwissende Ritter Wolfram über den orientalischen Zauberer, wie einst Moses siegt über die Zauberer des Pharao und Petrus über Simon Magus. Klingfor liest aus den Sternen, daß dem Könige Andreas in Ungarn eine Tochter geboren sei, die einst wie ein heller Stern über Thüringen leuchten werde. Das Gedicht ist viel

Erzählungen des Herrand von Wildonie und die kleineren innerösterreichischen Minnesinger. Wien 1880. — Vergl. Zohrerl, Wildon einst und jetzt, S. 18—54. Graz 1891.

¹⁾ Schleicher, Hadloub's Leben und Gedichte. Leipzig 1888.

²⁾ Text und Uebersetzung von Simrod. Stuttgart 1858. — Vergl. F. Grimm, über den altdeutschen Meistergesang, S. 77 ff. — über die Entstehung der Sage vergl. Görres, Mystik, III, S. 106 ff.

später entstanden, die Erinnerung an einen Sängerstreit auf der Wartburg hat offenbar eine geschichtliche Grundlage, aber so, wie er hier erzählt wird, verlief der Sängerstreit sicher nicht, unser Gedicht ist also kein Protokoll desselben, sondern eine geniale Dichtung, welche berühmte Sänger über eine große Frage zusammenführt. Übrigens kennt schon die „Edda“ Wettlieder. —

Das höfische Epos.

Wie im Gebiete des Liedes, so war auch im Gebiete des Epos die Berührung mit dem französisch-keltischen Wesen von großer Bedeutung, das sogenannte höfische Epos entstand. Die fremde Ideenwelt, die Helden der Arthursage wurden nun auf einmal nach Deutschland verlegt. Der Dichter setzt nicht mehr die allgemeine Kunde von den Helden voraus, die er besingt, und hat sich darum auch seinem Stoffe nicht mehr unterzuordnen, er schaltet frei mit ihm und sucht ihm Geltung zu verschaffen durch die schöne Anordnung des Ganzen und Abrundung und feine Ausmalung der einzelnen Theile. Der Dichter spricht nicht mehr aus dem allgemeinen Bewußtsein heraus und zeichnet nicht in großen markigen Zügen, sondern er gibt seine Anschauungen und seine Erklärung der Schicksale. Der Ton ist wärmer, aber auch subjectiver; auch ist das Gedicht zum Vorlesen, nicht mehr zum Vorfingen bestimmt, es besteht aus kurzen Reimpaaren und Versen von drei oder vier Hebungen. Die Zahl der noch erhaltenen Epopöen der höfischen Richtung ist nicht unbedeutend, die namhaftesten Dichter sind Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg.

höfisches
Epos.

Hartmann ist ein Schwabe ritterlichen Geschlechtes und führte seinen Beinamen als Dienstmann der Freiherren von Aue.¹⁾ Er hat wahrscheinlich in Reichenau seine Bildung erlangt und war nicht bloß des Lateinischen, sondern auch des Französischen mächtig. Er hatte ein treues, liebevolles Herz und dichtete zur Erholung seines Herrn; machte für dessen Seelenheil eine Wallfahrt ins Heilige Land, denn die Welt kümmerte ihn nicht mehr, nachdem ihm der Tod den Herrn geraubt habe und mit ihm seiner Freuden bester Theil verschwunden sei; der Seele seines Herrn wolle er zuhülfe kommen und die Fahrt, die er unternehme, um seinetwegen gelten lassen. So zog denn unser Dichter mit Barbarossa ins Heilige Land. Sonst wissen wir nichts von ihm, zwischen 1210 und 1220 scheint er gestorben zu sein. Seine Dichtungen haben ihn aber überlebt, er war der erste, der darin mit Geist und feinem Sinn die Arthursage in Deutschland einführte. Sein Zeitgenosse Gottfried von Straßburg drückt seine Bewunderung in den Worten aus: „Hartmann von der Auen, ah, der kann Mären bauen und kann sie außen und innen mit Worten und Sinnen durchfärben und durchschmücken! Wie seine Reden zücken recht auf

Hart-
mann
von
Aue.

¹⁾ Bauer und Dw, Hartmanns von der Aue Heimat und Stammburg in Pfeiffers „Germania“, XVI, S. 155—167; XXI, S. 251 f. — Schmid, Des Minneängers Hartmann von der Aue Stand, Heimat und Geschlecht. Tübingen 1874. — Schön bach, über Hartmann von der Aue. Graz 1894. — Paul, Grundriß, II, 1, S. 271.

der Aventure Sinn! Wie fließen rein und lauter hin seine kristallinen Wortelein! Sie sind's und mögen es immer sein, sie treten fittig zu dem Mann und schmiegen sich dem Herzen an und heimeIn einem reinen Muth.“ — Seine erste Arbeit war „Grec und Enite“, die Geschichte der Veredlung eines Weibes aus dem Sagenkreise Arthurs, nicht ohne viele Züge der Anmuth, obschon die Form noch oft herb ist. Sein „Gregorius vom Steine“ dagegen zeigt schon eine entzückende Anmuth und Reinheit der Form, obschon man dieses Gedicht eine christliche Odipodie nennen kann. Der Dichter will darin zeigen, daß Gott den reinigen Sünder nach vielen Verwickelungen doch endlich in die Arme seiner Gnade zurückführt. „Iwain“ — eine Sage aus dem Arthurskreise — ist eines der lieblichsten Gedichte aus der mittelhochdeutschen Periode. „Der arme Heinrich“ ist ein Idyll, das aus einer schwäbischen Volks Sage beruht, und führt den Gedanken durch, daß sich das Keine für das Unreine opfern müsse, um es zu retten. — Grimm meint, diese Erzählung sei mit einer solchen Milde und Reinigkeit aus der Seele des Dichters hervorgegangen, daß man die Einfachheit und Meisterhaftigkeit seiner Arbeit mit nichts wahrer vergleichen könne, als mit der bescheidenen, fleckenlosen Tugend der geschilderten Handlung selbst; keine Silbe oder kein Wort sei zu viel oder zu wenig; bunte Farben oder Bilder würden dem gläubigen, getrosten Sinn, der überall darin lebe, ordentlich Schaden thun; die Rede brauche hier keine Blumen, das Ganze hinterlasse den reinen, erquickenden Eindruck wohlriechender Kräuter.

„Wie der Adler höher als alle Vögel fliegt, so überflügelt mein Gedicht an Wert alle andern Bücher“, sagt Wolfram von Eschenbach im berechtigten Selbstgeföhle seiner dichterischen Kraft.

Wolfram

Wolfram ist ein Bayer, Städtchen und Schloß Eschenbach,¹⁾ von dem er stammt, liegen in der Nähe von Ansbach. Sein Lehengut war Wildenberg oder Wehlenberg. Wir wissen wenig von seinem Leben; er heißt Herr und war ritterbürtigem Geschlechte entsprossen. Da er über die Ungerechtigkeit des Erstgeburtsrechtes klagt, so scheint daraus, daß er nicht der erstgeborne Sohn des Hauses war, seine Armut, auf die er öfters anspielt, herzuweisen sein. — Den Ritterschlag erhielt er zu Masfeld am Hofe des Grafen von Henneberg und war in ritterlichem Dienste bei einem Grafen von Werthheim und stand in freundschaftlichen Beziehungen zur Markgräfin von Hertzstein und zu den Grafen von Truhendingen. Seit Herbst 1203 finden wir ihn am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen. Um 1212 vollendete er den „Parcival“,²⁾ den er 1203 begonnen hatte. 1214 empfängt er vom Landgrafen den Auftrag der Bearbeitung des französischen Gedichtes „Wilhelm von Orange“; „Willehalm“ wurde jedoch nicht vollendet und „Schionatulander“, gewöhnlich „Titarel“ genannt, blieb ein Bruchstück.

der
Wisse.

Die Zeitgenossen nannten Wolfram den Wissen, das heißt den Gelehrten, Kenntnißreichen, wohl mit Rücksicht auf seine umfassende Kenntniß der deutschen Dichterwerke oder auf die Tiefe seiner Werke — denn eigentliche Schulbildung besaß er nicht, er konnte nicht schreiben und nicht lesen, und hat seine Werke nur dictiert, echt ritterlich in jener Zeit; er selber sagt: „Ich kenne keinen Buch-

¹⁾ Schmeller, Über Wolframs von Eschenbach Heimat, Grab und Wappen. Abhandlungen der Münchener Akademie der Wissenschaften, 1837. — Gödese, l. c. I, p. 93 ff.

²⁾ Ausgabe von Bachmann.

stab, die Aventure fährt ohne des Buches Steuer“, und im „Willehalm“ sagt er in einer Anrede an Gott: „Du durchschauſt der Natur geheimes Reich, der Wurzeln Wachsthum, der Steine Kraft; dein heiliger Geist Verſtändnis ſchafft der rechten Schrift in Wort und Ton. Meine Seele begriff dich ſchon, wenn meiner Kunſt auch verſchloſſen geblieben, zu leſen, was in Büchern geſchrieben; ich hatte andere Lehrer nie und hab' ich Kunſt, die gab mir ſie.“ Wie in der deutſchen, ſo war Wolfram in der franzöſiſchen Literatur bewandert, in der Sprache von oil, vielleicht auch in der Sprache von oc. Franzöſiſch wurde damals ſchon an deutſchen Höfen geſprochen und mit dem Landgrafen von Thüringen iſt unſer Dichter wahrſcheinlich auf Reiſen, auch in Paris geſeſen. Wolfram war, wie aus ſeinen Minneliedern und ſeinen Helldengedichten hervorgeht, glücklich in der Liebe, Gatte und Vater. Im „Parzival“ will er jedoch nicht durch ſeine Dichtergabe, ſondern durch ſein ritterliches Thun das Herz ſeiner Schönen gewinnen: „Doch die mich recht erkennen mag, um unberückt mich zu erwählen, derſelben will ich nicht verhehlen, Wolfram bin ich von Eſchenbach; verſteh' mich etwas auf Geſang; doch hielt ich die am Geiſte krank, die, ſieht ſie zagen meinen Degen, dennoch nur des Sanges wegen mir in Liebe würd' entſammt. Denn wiſt: Schildesant iſt mein Stand; d'rum nur mit Schild und Speer gewinnen will ich des guten Weibes Minnen, und iſt ſie mir um anderes hold, verdien' ich nicht den Minneſold.“ Und doch denkt der Dichter hoch von ſeiner Kunſt: er ſagt in der Einleitung zum „Parzival“: „Verſuchet es, ruft ihrer drei, an meiner ſtatt, des einen, herbei! Und jeder beſonders meiſtre und dicht', um meiner Kunſt das Gleichgewicht damit zu halten! Daß es gelinge, würden ſie wunderliche Dinge erfinden und gar mühsamlich zu Tag fördern, während ich allein geſchickt das Wahre euch offenbare.“ — Wolfram ſtarb zwiſchen 1219 und 1225 und wurde in der Kirche des Marktfleckens Eſchenbach begraben. Ein Ritter Putterich von Puttenſhausen, welcher in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts eine Reiſe machte, um das Grabmal des großen Dichters zu ſehen, fand die Farben und ſein Todesjahr erloſchen. Umſo heller ſtrahlt das Wappen ſeines Geiſtes in ſeinen unſterblichen Werken.¹⁾

Wolfram iſt ſchon im Wartburgkriege als der tieffinnigſte und weiſeſte unter jenen Dichtern bezeichnet. Wirnt von Gravenberg meint in ſeinem „Wigalois“: nie habe Laienmund beſſer geredet, Wolframs Haupt ſei tiefer Weiſheit Dach. Dieſe Anſicht hegte man in Deutſchland, biß die Wirren der Reformation ſein Andenken erbleichen ließen. Eines der erſten deutſchen Druckwerke nach der Bibel war ſein „Parzival“. Seit wir eine zweite claſſiſche Periode unſerer Literatur erlebten, iſt auch ſein Bild wieder aus Licht geſtellt und er in ſeiner ganzen Größe erkannt worden. Ein neuerer Literaturhiſtoriker, Barthel,²⁾ ſchreibt über ihn: „Wolfram tritt uns aus ſeinen Dichtungen als eine der ehrwürdigſten Geſtalten unſerer Nation entgegen, an der wir mit Ehrfurcht und Bewunderung emporblicken müſſen. Dieſer faſt prieſterliche Ernſt, dieſe herrliche Lebensweiſeheit, dieſe tiefe Menſchen- und

¹⁾ Ausgabe von Vachmann, Berlin 1891, fünfte Ausgabe. — San Marte, Leben und Dichtungen Wolframs von Eſchenbach, S. 297 – 358. 2 Bde. Magdeburg 1841.

²⁾ Barthel, Die claſſiſche Periode der deutſchen Nationalliteratur im Mittelalter, S. 110. Braunſchweig 1857.

Weltkenntnis, diese sittlich-strenge Weltansicht und hohe Religiosität, gepaart mit einer Geisteskraft, die auf die tiefsten Mysterien der Menschenbrust einzugehen vermag, mit einem Gedankenschwung, der uns fortreißt zum Ewigen und Unendlichen; so finden wir keinen Dichter jener Zeit; und wie Klopstock in seinem ‚Messias‘, wie Goethe in seinem ‚Faust‘ die tieflegendsten Saiten unseres innersten Lebens anklingen läßt, so greift auch dieser Wolfram in seiner Dichtung in unser Innerstes mit einer Macht und Gewalt ein, vor der man sich beugen muß. Wahrlich, ich habe mir diesen Dichter nie anders denken können, denn als einen Mann mit tiefliegenden Augen, großer gewölbter Stirn und mit den Spuren tiefer innerer Gedankenkämpfe auf dem Antlitze, denn in ihm zeigt sich eine Natur des schwersten Ernstes und des markigsten Geistes.“

Wolfram ist groß durch die Art, wie er seinen Stoff als Künstler beherrscht und durch die Tiefe des Gedankens, den er ihm unterlegt, er ist sittlich und künstlerisch der großartigste Dichter des deutschen Mittelalters.¹⁾ Sein „Parcival“ zum Beispiel besteht aus 24.000 Versen und einer Unzahl von Abenteuern, aber all diese vielen Personen, all diese ritterlichen Thaten laufen auf ein Ziel hin, sind nur der Abglanz des das Ganze durchwaltenden Grundgedankens; dieser ist durch und durch originell und dem Dichter eigen und verleugnet sich in keiner Verszeile. Parcival ist ein Kette von Abkunft, aber ein Deutscher nach Geist und Sitte. Seine Geschichte ist die Geschichte des Menschen, der aus reiner, frommer Jugend heraus in den Kampf mit der Welt kommt und seinen Glauben an Gott verliert, aber aus dem Zweifel wieder zum Glauben, zur Versöhnung mit Gott, mit sich und der Welt, gelangt. „Parcival“ ist ein philosophisches Epos, wie „Faust“ ein philosophisches Drama. Dem Grundgedanken entsprechend, hat er drei große Haupttheile: von der Einsalt, vom Zweifel, vom Heile. Parcival ist der Repräsentant der Menschheit, die Gott sucht und endlich findet, die im Troste Gott grollt, aber endlich, durch Unfrieden gequält, den Hochmuth durch Demuth überwindet und im Glauben den Frieden und das ersehnte Glück wieder gewinnt. Naiver kann nicht ein reines Jugendleben, glänzender nicht eine Heldenwelt, brennender nicht der Seelenschmerz, dessen Grund die Lostrennung von der Quelle alles Guten ist, und beseligender keine Umkehr zum Guten geschildert werden. Der Held sucht nicht bloß die Wahrheit, er findet sie auch und herrscht als König der siegenden Wahrheit. Und nachdem der epische Dichter dies alles nicht in philosophischen Urtheilen, sondern in Thaten uns vor die Seele geführt hat, schließt er sein kühnes, herrliches Werk mit den Worten: „Ich führte Parcival zu den Stufen, wohin das Heil ihn hat berufen. Ja, wessen Leben so sich endet, daß nicht die Seele Gott entwendet wird durch des Leibes arge Schuld,

1) Barthel, l. c. p. 110.

und der zugleich doch auch die Huld der Welt mit Würdigkeit erstrebt, der hat vergebens nicht gelebt.“¹⁾

Aus der Gralsage, die Wolfram so genial mit der Arthursage verband, ist auch der „Titurel“, wie er vorliegt, nur ein Bruchstück in 170 siebenzeiligen Strophen und sollte eigentlich heißen „Schionatulander und Sigune“, deren Liebe dieses reizende, zarte, formvollendete Seelengemälde schildert. Um 1270 hat sich ein Bearbeiter (Albrecht), aber leider ein geistloser, für dieses Bruchstück gefunden, und dieses Machwerk, der „jüngere Titurel“, hat lange für ein Werk Wolframs gegolten.²⁾ — Auch der „Willehalm“ blieb unvollendet, ein formvollendetes Gedicht, das Wolfram auf Anregung des Landgrafen Hermann von Thüringen begann³⁾ und wozu ihm dieser einen französischen Chanson de geste verschaffte. Der Held dieser Sage ist zugleich eine echt historische Gestalt, an welche aber die Jongleurs Abenteuer aller Art angehängt haben, nämlich Wilhelm der Heilige, Herzog von Aquitanien, von seiner Mutter Aldana her ein Enkel Karl Martells, der Sohn des in den Kriegen gegen die Sachsen und Awaren bewährten Theoderich. Erzogen am Hofe des großen Karl, ward er 790 Herzog von Aquitanien, stritt tapfer gegen die Mauren diesseits und jenseits der Pyrenäen, zog sich 806 ins Kloster zurück und wurde von Gregor VII. heilig gesprochen. In der herrlichen Einleitung sagt der Dichter: „Ich, Wolfram von Eschenbach, was einst von Parcival ich sprach und die Aventure über ihn mich gelehrt, ward zwar von manchen mit Preis geehrt. Doch wollt auch Tadel von vielen verlauten, die zierlicher ihre Rede bauten.“ Es ist dies der bewußte Gegensatz, in welchen sich Gottfried von Straßburg zu ihm stellte, welcher⁴⁾ Wolfram einen Jäger seltsamer Geschichten nennt und die er noch seltsamer berichtet, der aus schlechten Sachen den Kindern Gold machen wolle, der mit dem Stock Schatten geben wolle und nicht mit dem grünen Lindenblatt, noch mit Zweigen und Ästen; seine Rede sei nicht so gethan, daß ein edel Herz dabei lachen kann, er sei ein Seltsamkeitenreiter und müsse Ausdeuter mit seinen Sagen gehen lassen, die man nicht so verstehen könne, wie man sie hört und sieht.

Gottfried stammt aus Straßburg, das bezeugen die Überschriften seiner Lieder, die Angaben seiner Fortsetzer, endlich seine elsässisch-alamannische Mundart. Er war kein Geistlicher, kein adeliger Dichter, sondern bürgerlicher Herkunft, das beweist seine Bezeichnung Meister. Er machte Singen und Sagen zu seinem Geschäft und lebte vielleicht am Hofe Konrads IV., der öfters in Hagenau, Trifels und andern Städten am Rhein verweilte. Unter den Dichtern, die er preist, sind Hartmann von Aue, Heinrich von Veldeke, der ihm der Vater und Urstamm der alten Dichtkunst ist, Bliker von Steinach, Gottfried von Hagenau, als dessen Nachfolger er den Meister und Leiter der Nachtigallenschar preist, den Walther von der Vogelweide. Die Zeit seiner Blüte fällt um das Jahr 1228. Sein Epos hat er einem Dietrich, wahrscheinlich Dietrich Senger von Basel, gewidmet. Gottfried verstand französisch

¹⁾ San Marte, l. c. I, p. 572.

²⁾ Götze, l. c. I, p. 95, 213 f. — Daß aber der Bearbeiter Albrecht nicht Albrecht von Scharfenberg ist, wird nachgewiesen von Spiller, Albrecht von Scharfenberg und der Dichter des jüngeren Titurel, in „Zeitschrift für deutsches Alterthum“, XXVII, S. 158—179.

³⁾ Vergl. Bd. V, S. 843 dieses Werkes. 5. Aufl. — San Marte, l. c. II, p. 25—86.

⁴⁾ Zeile 636 ff.

„Ti-
turel.“

„Wille-
halm.“

Gottfried
von
Straß-
burg.

und lateinisch. Seinen „Tristan und Isolde“ haben Ulrich von Türheim und Heinrich von Freiberg fortgesetzt.¹⁾

„Tristan
und
Isolt.“

Das Epos „Tristan und Isolde“ feiert die Macht der Liebe im Kampfe gegen Hindernisse, aber auch in ihrem Sieg über das Sittengesetz, die verzehrende Leidenschaft, in welcher die Seele des Weibes, dann die des Mannes vollkommen untergehen. Vom sittlichen Standpunkt aus müssen wir diesen Ehebruchsroman verwerfen, vom künstlerischen Standpunkt dagegen Gottfried als einen vortrefflichen Darsteller der Stimmungen der Gemüthswelt bezeichnen; er ist der Meister der Seelenmalerei. Niemand versteht schöner die Schmerzen und Freuden der Liebe, die Glut der Leidenschaft zu schildern, die nichts Höheres mehr kennt, als sich selbst; all seine Schilderungen haben eine wunderbare Frische und Lieblichkeit und Naivetät bei höchstem Kunstverstand. Tief sagt²⁾ sehr schön: „Es ist kein Frühlingswind so lieblich und erquickend, wenn er durch das erste funkelnde Laub der Birkenwipfel säuselt, keine Nachtigall schlägt so inbrünstig, keine Morgenrose duftet im Schatten so süß, wenn der Thau noch in Perlen auf ihren Rubinlippen steht, als deine deutschen Worte, deine spielenden und singenden Reime klingen, duften und schimmern. Aber auch der Nachtigall Sehnsuchtsklage, das Weinen des einsamen Baches, den unnennbaren Schmerz der Liebe kannst du, Meister, in die weichste, zarteste Rede kleiden.“ Unaufhaltsam sprudelt in heitersten Farben der Quell seiner Dichtung. Zu Wolfram bildet er einen Gegensatz, wie etwa Goethe zu Schiller oder Wieland zu Klopstock.

Wirt
von
Grafs-
berg.

Hartmann, Wolfram, Gottfried sind die drei größten Vertreter des höfischen Epos. Ein glücklicher Nachahmer Hartmanns war Wirt von Grafsberg (einem Flecken zwischen Bayreuth und Nürnberg), der am Hofe Bertholds IV. von Meran lebte und den Kreuzzug 1228 mitmachte, aber nicht mehr heimkehrte. Seinen „Wigalois“, eine Sage aus dem Arthurkreise, dichtete er nach mündlicher Erzählung eines Knappen. Geringer ist der „Lanzelot“ von Ulrich von Bazilhofen, einem Thurgauer; der Verfasser erhielt seine welsche Quelle von Hugo von Morville, einem der Ritter, die als Geiseln für Richard Löwenherz am Hofe Heinrichs VI. sich aufhielten. Erzählende Gedichte aus der Gralsage sind „Loherangrin“, „Der Schwanritter“ und dergleichen.

„Lan-
zelot.“

Alexan-
der-
lieber.

Daß von den Helden des Alterthums Alexander der Große ein Liebling der Ritterwelt wurde, ist leicht begreiflich. Sein Zug in die unbekannte Ferne hatte immer die Phantasie der Völker ergriffen und entsprach der ritterlichen Lust an Abenteuern, und die Kreuzzüge brachten den Eroberer Asiens den Herzen noch näher; an ihm gefiel die stete Kampflust, die

¹⁾ Hagen, Gottfrieds von Straßburg Werke, aus den besten Handschriften mit Einleitung und Wörterbuch, 2 Bde. Breslau 1823. (Die neueste Ausgabe ist von Bechstein, Leipzig 1873.) — Nach Kurz (Zum Leben Gottfrieds, „Germania“, XV, S. 207 bis 236, 322—345) war Gottfried aus einem Patriciergegeschlecht und Stadtschreiber in Straßburg.

²⁾ In der „Urania“ von 1835.

unerschöpfte Heldenkraft, der hohe Sinn, der Edelmuth. Dafs er den Sieg bei Gaugamela nicht stehlen wollte, dafs er Thränen vergofs bei der Leiche des Darius, entsprach ganz dem tapfern, hochfliegenden, großmüthigen Geiste des Mittelalters. Man gieng aber, um die Thaten Alexanders darzustellen, nicht auf die echten Quellen zurück, die dem Mittelalter überhaupt zu nüchtern und kalt gewesen wären. Im vierten Jahrhundert entstand in Alexandrien eine Sagensammlung, die mit Unrecht dem Schwester Sohne des Aristoteles, dem unglücklichen Kallisthenes, zugeschrieben wurde.¹⁾ Das Pseudo-Kallisthenes. Buch ist unkritisch, häuft Abenteuer aufeinander und sucht durch Wunder in Erstaunen zu setzen und ist nur durch eine ethisch-religiöse Idee zusammengehalten. Alexander ist nämlich „der unersättliche, rastlos fortstrebende Mensch, der das Unmögliche zu vollführen, das Unerreichbare zu erlangen strebt. Die Sage verherrlicht diese heldenmüthige Thatenlust solange sie in den Grenzen der Natur bleibt. Dann lehrt sie mit tragischem Ernste, dafs der Mensch nicht geboren ist, das Höchste zu erlangen, dafs aller Besitz, aller Glanz der Thaten oft nur mit Freveln erworben werden, oft nur die Stimme des Heiligen, das in uns wohnt, ersticken. Alexander durchstürmt die Welt, um weiter vorzudringen, als die alten asiatischen Eroberer, als Dionysos und Herakles. Er betritt den Palast auf dem Demantberge, aber man versagt ihm die Bewirtung, und ein Unwetter treibt ihn zurück. Er sucht die Quelle der Unsterblichkeit, und als er sie erreicht, erkennt er sie nicht, während einem gemeinen Knecht vergönnt wird, aus ihr zu schöpfen. Er kommt an das Land der Seligen, aber man verweigert ihm den Eintritt. Ein Ungeheuer verhindert ihn, zum Meeresgrund hinabzufahren, und auf seiner Lustreise zwingen ihn Drohungen zur Umkehr. So bleiben überall die letzten Wünsche unerfüllt und Ohnmacht ist das Ende der kühnsten Thaten“. Alles ist eitel, Ruhm und Macht, das Ende ist das Grab. Für eine Darstellung des Eroberers in diesem Sinne war das Mittelalter nur zu empfänglich.

Aber auch so schöpften die Deutschen den Stoff nicht zunächst aus Pseudo-Kallisthenes, sondern aus französischen Bearbeitungen, und zwar speciell aus der des Alberich von Besançon.²⁾ der dem elften Jahrhundert angehört. Der Pfaffe Lamprecht, ein mittelfränkischer Priester, brachte dieses Gedicht Alberichs um 1130 in deutsche Verse. „Sein Alexanderlied ist das erste Denkmal einer deutschen Epik nach französischem Muster.“³⁾ Gervinus bewundert es als das Höchste, was die deutsche Epik des Mittelalters hervorgebracht habe, und in der That ist die Darstellung einfach, aber plastisch und

Lamprecht.

1) Vergl. Bd. II, S. 271, 500 f., 574 f. dieses Werkes. 6. Aufl.

2) Schmidt Alw., Alexanderlied des Alberich von Besançon. Dissertation. Bonn 1886.

3) Paul, l. c. II, 1, p. 254. — Ausgabe des Alexanderliedes zugleich mit Pseudo-Kallisthenes und Auszügen aus den lateinischen, französischen, englischen, persischen und türkischen Alexanderliedern von Weismann, Frankfurt 1850, 2 Bde., und neuestens von Kinzel, Lamprechts Alexander nach den drei Texten mit dem Fragment des Alberich von Besançon und den lateinischen Quellen. Halle 1884.

warm, die Sprache rein und edel und der Reim regelrecht. — Alexandriaden dichteten noch Berthold von Herbolzheim, ein Dienstmann des 1218 gestorbenen Berthold V. von Jähringen; Biterolf, welcher am Hofe Hermanns von Thüringen anfangs des dreizehnten Jahrhunderts lebte, und Ulrich von Eschenbach (Ende des dreizehnten Jahrhunderts), Seifried, ein Österreicher (um 1352), Jakob von Märlant (gestorben Ende des dreizehnten Jahrhunderts), Rudolf von Ems (um 1220—1254), der Verfasser des guten „Gerhart“, des „Barlaam und Josaphat“, in dem er sich anklagt, daß er sein Lebenlang die Leute mit trügerischen Geschichten betrogen habe; „dieses Buch sei jetzt nicht von Ritterschaft, von Minne, die ihre Macht über zwei Liebende übe, nicht von Abenteuern, sondern es lehre die volle und lügenlose Bekämpfung der Welt“. In ähnlicher Weise bereute Manzoni, daß er den schönen Roman „Die Verlobten“ geschrieben habe.

Wie mit der Sage von Alexander gieng es mit der Sage von Äneas: ob schon Virgil bekannt war, benutzte doch Heinrich von Veldeke in seinem Epos „Diu Eneit“ eine französische Quelle. Heinrich gehört dem nordwestlichen Deutschland an, dichtete am Clever Hofe, wo ihm Graf Heinrich von Schwarzburg¹⁾ sein Manuscript entführte, das er endlich nach vielen Reisen durch Vermittlung des Landgrafen von Thüringen wieder erhielt. Veldeke wird als der Vater der höfischen Poesie gepriesen: seine „Eneit“, die er zu Neuenburg an der Auster zwischen 1186 und 1188 vollendete, zeigt, wenn man Virgil oder Homer damit vergleicht, deutlich den Unterschied zwischen dem alten Epos, welches Handlungen und die Charaktere durch Handlungen schildert, und dem romantischen Epos, in welchem mehr das Gefühl und die Reflexion in den Vordergrund tritt, das Gemüth und das innere Leben, namentlich die Minne. Veldeke ist mehr Lyriker als Epiker und Äneas eigentlich ein ganzer Ritter des Mittelalters. Bei Virgil sind die Liebesscenen nur Episoden, bei Veldeke Hauptsache; die Minne nennt er gewaltig über alle Welt bis an den Sühntag und doch so verborgen, daß niemand sie hört, noch sieht, auch so geheimnisvoll, daß ihr Wesen nur begreift, wer sie empfindet. Und wie hier Virgil übersehen ward, so in den Gedichten über den trojanischen Krieg die Hauptquelle, Homer.

Der trojanische Krieg.

Die Franzosen gaben auch hier wieder die Anregung: die Deutschen schöpften aus Benoît de Saint-More und dieser aus Dares Phrygius und Dictys Cretensis. Alian kannte eine phrygische „Ilias“ von Dares, die aber jetzt verloren ist. Ein Dictys aus Kreta soll sechs Bücher über den trojanischen Krieg geschrieben haben, die ins Lateinische übersezt wurden. Da die Franken ihre Abstammung von Troja herleiteten, so wurden ihre Dichter natürlich zu solchen Stoffen geführt. Bernhard von Fleury schrieb um 1050, Hildebert von Tours um 1100 über den Krieg von Troja, Benoît de Saint-More verfaßte 1161 seine „Histoire de la guerre de Troye“. Iscanus, ein englischer Mönch, der mit Richard Löwenherz ins Heilige Land zog und dessen Thaten in einer „Antiocheis“ besang, dichtete nach Dares ein lateinisches Epos über den trojanischen Krieg. Guido de Columna, Richter zu Messina, beruft sich 1287 in seiner „Historia destructionis Troiae“ gleichfalls auf Dares und Dictys.²⁾

Dares und Dictys.

¹⁾ Lindemann, l. c. p. 176. — Dagegen Gödeke, l. c. I, p. 81: „nicht von Schwarzburg sondern Rasse“.

²⁾ Rörting, Dictys und Dares. Halle 1874.

Herbort von Fritzlar übersehte auf Anregung des Landgrafen Hermann von Thüringen (1190—1217) den Benoît de Saint-More; seine Sprache ist weder besonders schön, noch seine Dichterkraft besonders groß. Konrad von Würzburg,¹⁾ ein Nachahmer des Gottfried von Straßburg, bürgerlicher Herkunft und ein Elsäßer wie dieser, sprach- und reingewandt, aber breit und gedankenarm (gestorben 1287 zu Basel), schrieb in 60.000 Versen einen „Trojanischen Krieg sammt Argonautenzug“. Für die Schönheiten Homers scheinen diese Sänger kein Auge, oder vom Dichter gar keine Kunde gehabt zu haben. Beim Abschied von der Andromache verwünscht Hektor sein rasendes Weib zum Teufel. Bei Herbort haben die Griechen das heffisch-thüringische Wappen und spielt Achilles das Schachzabelspiel. Die Frauen lesen Gebete für ihre Liebsten und sehen von den Zinnen dem Kampfe zu. Beim Tode des Hektor ruft Achilles aus: „Die Deinen werden nimmer deinen Tod überwinden: ich wähne, die Welt vergehe eher, als Deinesgleichen wieder geboren wird. Durch Treue und Ehre hast du den Leib verloren. Gott genade Dir!“

Konrad
von
Würz-
burg.

Überhaupt waren die Deutschen für griechisches oder römisches Wesen damals zu wenig empfänglich, zu stolz, zu selbständig. Herders Klage, daß die lateinische Bildung, mit welcher die Kirche zu uns kam, so viel ursprüngliche Elemente des nationalen Geistes zerstört habe, ist unbegründet. Im Gegenteil: die Deutschen gewannen, die Sprache bekam Beweglichkeit und Fülle, und so viele nationale Erinnerungen wurden durch die Geistlichen in lateinischer Sprache gerettet. Das Heldenlied von Waltharius zum Beispiel²⁾ zeigt auch in den lateinischen Versen einen deutschen Geist und daß den armen Mönchen in ihren Klöstern die einheimischen Sagen noch immer lieb waren und sie den Sinn dafür nicht verloren. Waltharius hat noch ganz den Ton des altgermanischen Heroenthums und Heldenliedes, und nichts von anti-epischer, noch von mittelalterlich-romantischer Poesie. —

Waltha-
rius.

Verfall der Dichtung.

Die Zeit des Minneliedes und des höfischen Epos gieng vorüber wie das Ritterthum selber. Die höheren Classen der Gesellschaft waren im Mittelalter eine Zeit hindurch von edlen Gefühlen und hohen Idealen geleitet, wie einst das Volk in Athen vom Sinn für das Schöne und die Aristokratie Roms vom Sinn für das Große. Aber alles hat seine Zeit und alles Menschliche verfällt, so auch diese Begeisterung für Manneswürde und Ritterehre, diese Opferwilligkeit für ideale Zwecke, diese Macht der Frauen, weil die Gemüther mit Hingebung ihrer milden Gewalt sich fügten. Das Reich zerfiel, die Kirche

Verfall.

¹⁾ Nach Wackernagel („Germania“, III, S. 256—266) ist er in Basel geboren und hat den Beinamen von seinem „die Würzburg“ genannten Wohnhaus daselbst. — Andere denken an die Stadt Würzburg. Sieh Gödeke, l. c. I, p. 215 ff.

²⁾ Vergl. Bd. IV, S. 275, 310, 317 dieses Werkes. 5. Aufl.

zerfiel, der Eifer für die Ehre entartete, die Begeisterung verflog, der Adel fiel Kaufleute und Klöster an, der große Sinn verarmte, die Sitten verwilderten. Da war keine Zeit mehr für das Minnelied, statt dessen hören wir Schmähungen auf das schöne Geschlecht. Die Lyrik geht ins Lehrhafte, in die Spruchweisheit über, das Epos in die Geschichte und den Roman, die Welt wird bürgerlich, die Zeit der nüchternen Meisterfängerei ist gekommen. — An die Stelle des Vorrechtes tritt das Recht aller, der Staat als solcher nimmt in Anspruch, was bisher einem einzelnen Stande gehörte.

Lehr-
gedicht.

„Meri-
garto.“

„Wins-
befe.“

„Der
welsche
Gast.“

Die
Stätte.

Zum Lehrhaften, zur Spruchweisheit, hatte der Deutsche von je Neigung, und Übertreibungen, wie die des Ulrich von Liechtenstein, konnten sie nur verstärken. Bruchstücke von einem Lehrgedicht aus dem elften Jahrhundert, genannt „Merigarto“, das heißt der vom Meer umflossene Garten, die Erde, hat Hoffmann 1834 gefunden. Im dreizehnten Jahrhundert entstanden der „Winsbefe“ und die „Winsbefe“, ¹⁾ in dem ersten belehrt ein Ritter seinen Sohn, in dem zweiten eine adelige Frau ihre Tochter über höfische Zucht und Sitte, beide sind dialogisch in Strophenform und gehören zu den besten Leistungen des Mittelalters. Thomasin von Zerclaere ²⁾ aus Friaul, ein Dienstmann des Patriarchen Wolfger von Aquileja, aber durch längeren Aufenthalt in Deutschland mit der Sprache und den Sitten vertraut, schrieb 1215 in zehn Büchern den „Welschen Gast“, worin er zunächst Regeln des Anstandes für das gesellige Leben gibt, dann von der rechten Minne, am Ende über das Richteramt, weltliches und geistliches Gericht handelt. Die Mitte des Werkes enthält seine Grundanschauung von der Stätte, das heißt der Beharrlichkeit. Allem Wechsel gegenüber weist er auf das Ewige und Bleibende hin; die Unstätigkeit, das heißt Veränderlichkeit, ist die höchste Gefahr für die Sittlichkeit, die Mutter aller Untugenden. In ähnlicher Weise sagt Wolfram von Eschenbach in der Einleitung zum „Parzival“: „Verderben wird der Seele kund, wohnt Zweifel in des Herzens Grund. Wenn unstät edlen Manns Gedanken zwischen Tren und Untreu schwanken: geziert ist und geschmäht sein Preis — er gleicht der Elster schwarz und weiß.“ — Thomasin hat eine edle ehrenwerte Gesinnung, er eifert gegen die welschen Romane als Lügenmären; nur tadelt Grimm an ihm, daß die Gedanken nicht fortschreiten wollen, daß er Wiederholungen liebt und das, was er einmal erfaßt hat, nicht los werden kann.

Bridant.

Viel bedeutamer als Thomasins Werk ist Bridantes (Freidants) „Bescheidenheit“, die man eine Laienbibel, ein Epos der Spruchweisheit genannt hat. Ob der Name Bridant ein Eigennamen des Verfassers oder nur ein angenommener sei, welcher eine freie Richtung bezeichne, ist die Frage. Sagt er doch selbst: „Die Bande mag niemand finden, die meine Gedanken binden, man faßt wohl Weib und Mann, Gedanken niemand fassen kann.“ Bescheidenheit ist so viel als Weisheit, die den Bescheid gibt. Gewiß ist, daß das Buch in Syrien begonnen wurde, daß der Verfasser im Gefolge Fried-

¹⁾ Ausgabe von Haupt, Leipzig 1845, und von Leitzmann, Halle 1888.

²⁾ Chiara valle, oder aus dem Geschlecht der Cerchiari in Friaul. — Karajan Th. v., über das Geschlecht der Cerchiari, in Haupts Zeitschrift, V, S. 241 ff.

richs II. 1228 den Zug ins Heilige Land mitgemacht hat, daß er in den Streitfragen jener Zeit sich als Ghibelline erweist, daß er aber den Glauben an den Erlöser nie verloren hat.

Wilhelm Grimm suchte¹⁾ mit schwerwiegenden Gründen nachzuweisen, daß unter dem Namen *Bridant* kein Geringerer verborgen sei als *Walther von der Vogelweide*. Diese Ansicht hat man gegenwärtig gänzlich aufgegeben, ohne aber eine andere zur allgemeinen Geltung zu bringen.²⁾ Wilhelm Grimms für jene und unsere Zeit bedeutsame Charakteristik des Werkes möge aber hier im Wortlaute folgen: „*Freidanks* Zeit war bei dem Zwiespalte der geistlichen und weltlichen Macht in ihren Grundfesten erschüttert, sie konnte dem Zweifel nicht mehr entgehen, und ungewiß, welchen Weg sie wählen sollte, gab selbstsüchtige, aber kräftige Persönlichkeit oft den Ausschlag; doch in dem unabwendbaren gewaltigen Kampfe wurden alle Kräfte, geistige wie leibliche, mehr als je aufgeregt und in Anspruch genommen. Verdient das Bild, das der Dichter uns vorhält, Vertrauen, so muß man dem Geiste der Zeit Frische und Muth, Freiheit und Tiefe zuschreiben und rühmend anerkennen, daß er nicht in der Betrachtung des einzelnen sich verlor, sondern in lebendiger Ausbreitung nach Erkenntnis des ganzen menschlichen Daseins strebte. Wäre auch die Stellung *Freidanks*, die wir nicht kennen, eine untergeordnete gewesen, der Kreis, den er überschaut, ist keineswegs beschränkt: das Große, wie das Kleine berührt er, fast alles, wovon das Leben damals erfüllt war; und wie geistreich thut er es, wie unbefangen und wie frei von einseitigen Richtungen! Die allein gültige Wahrheit war noch nicht entdeckt, gern läßt er verschiedene Meinungen zu Worte kommen und zeigt fast überall Mäßigung, Billigkeit und jene wohlmeinende Ironie, die denen eigen zu sein pflegt, vor welchen sich die Erfahrungen eines langen, vielfach bewegten Lebens ausbreiten; selbst da, wo sein Eifer ihn zu scharfen und bitteren Äußerungen treibt, erbittert er nicht, weil er nicht selbst urtheilt, sondern die Entscheidung aus den alten Sprüchen des Volkes holt, die ohne Ansehen der Person und ohne Leidenschaft richten. Aber das ist das Wesen der Poesie, daß sie läutert und reinigt, was sie in sich aufnimmt, und aus menschlicher Beschränkung erhebt.

Wer ist der Verfasser?

Wert des Buches.

Zunächst ist die Betrachtung den höchsten Angelegenheiten des Lebens zugewendet. Es ist interessant, zu erfahren, auf welche Weise *Freidank* religiösen und übersinnlichen Dingen sich nähert. Auch ihn bewegen die Fragen, welche den Geist des Menschen, seit er zum Bewußtsein gelangt ist, umlagert haben. Er beantwortet sie den Lehren seiner Zeit gemäß oder er lehnt ihre Beantwortung ab. Er erwägt das Unergründliche in der menschlichen Seele und ihren Zusammenhang mit dem Körper, die durchbrechende Neigung zum Bösen, das Täuschende des äußeren Scheines, das Hinfällige des Irdischen und der äußeren Schönheit, auf welche Tod und Vernichtung lauern. Er gedenkt derjenigen, welche sich den Wundern des Christenthums niemals zugewendet haben, wie derjenigen, die ihm wieder abgefallen sind. Das ganze Treiben der Welt, sagt er, bestehe darin, daß sie älter und schlechter werde. Bei der Betrachtung der Sünde kehrt er immer wieder zu der Warnung zurück, die Buße nicht aufzuschieben, wie so vielen gelüfte. Neue sei der Tod der Sünde und ihre Kraft so groß, daß Gott

Tiefe der Fragen.

1) W. Grimm, *Bridanks Bescheidenheit*. Göttingen 1834.

2) Göbcke, l. c. I, p. 163 ff. — Lindemann, l. c. p. 208.

durch die Bewegung der Himmel den leisen Fluß der Thräne vernehme, die von dem Herzen in die Augen der Reuigen aufsteige. Übermuth scheint ihm das größte Laster seiner Zeit, das allerdings unter den damaligen Umständen, wo jeder sich unabhängig zu machen strebte, und die natürlichen Bande des Gehorsams locker wurden, vorzugsweise gedeihen mochte. Hochfahrt nennt er die Königin der Hölle und ist unerschöpflich in sinnreicher Beschreibung ihrer mannigfaltigen Äußerungen.

Wenn Freidank von den irdischen Gewalten redet, so müssen wir seine politische Darstellung bedenken. Er war ein Ghibelline und wie jeder, der Partei nimmt, von Einseitigkeit nicht frei, aber durch die Anhänglichkeit an den Kaiser, die als ein natürliches und angebornes Gefühl an ihm erscheint, ward, einzelner heftiger Äußerungen ungeachtet, die Ehrerbietung vor dem Papste nicht gestört: er möchte gern den Kampf zwischen beiden, der eben zum schwersten Nachtheile des Christenthums den höchsten Gipfel erreicht hatte, besänftigt sehen. Deutschland begann damals wie ein Baum, an dem ein Jahrtausend vorüber gegangen ist, in den Ästen abzustorben; noch stieg Lebenssaft in dem Baume aufwärts und trieb grünes Laubwerk hervor, das der milde Odem der Poesie bewegte, aber in dem trüben Bilde, das der Dichter von dem Zustande des Vaterlandes entwirft, sehen wir die Zeit herannahen, die ein großer, aber gewaltiger Geist, wie Friedrich II. war, noch heftiger zum Ziele trieb, wo die Krone verdorrt und der völlige Umsturz droht, welchen zu verhindern, Rudolf von Habsburg doch nur äußere Mittel anwenden konnte. Wir aber dürfen uns nicht über jene Zeit erheben, die noch nicht wurzellos, in dem Zusammenhang mit der Vergangenheit ihre Grundlage fühlte, und bei allen Gebrechen und dem Verderbnis im einzelnen von einem gemeinsamen Geiste durchdrungen war, in welchem das Treffliche, das den Deutschen niemals ganz gefehlt hat, noch Zustimmung und Mitgefühl fand. Unser Zustand ist jenem fast entgegengesetzt, das Gute, selbst das Herrlichste besitzen wir vereinzelt, aber das Ganze ist kalt und hart, und unsere Poesie, die kein gemeinsamer Geist empfängt und mittheilt, ist klanglos geworden und tönt nicht in den Seelen der Menschen wieder.

Den größten Theil des Gedichtes erfüllt die Betrachtung des bürgerlichen Lebens in seinen verschiedenen Erscheinungen und Abstufungen. Freidank handelt von Fürsten, Herren und Knechten, Rittersn, Bauern, von den Frauen, der Ehe, den Kindern, von Freundschaft, Ruhm und Ehre, Alter und Jugend, Armut, Krankheit, Sorgen; er spricht von den Lastern des Geizes, des Bornes, der Mißgunst; von Trunkenbolden, Bucherern, Dieben, Spielern. Thiere und Pflanzen sind Gegenstand seiner Betrachtung, und das eigene Herz hat er nicht ausgeschlossen; denn er klagt, daß er sich selbst mehr Leid zufüge als die ganze Welt. Das kräftige Gebet, womit er schließt, spricht die Bitte aus, daß ihm verziehen werde, Gott und sich selbst zu erkennen. In diesem Theile herrscht das Ethische, das sich auch in den historischen Theilen nicht verluenet, entschieden vor; aber Freidank sinkt niemals zu trockener, altkluger Lehre herab: er hat die Theilnahme für die Welt bei voller Erkenntnis ihrer Gebrechlichkeit nicht aufgegeben, noch an jener Trostlosigkeit Gefallen, in welche Sittenprediger gewöhnlich sich verlieren. Seine Gedanken sind der freie ungesuchte Ausdruck seines Geistes. Ein auf dem Wege gelehrten Nachdenkens entstandenes Werk würde, anders abgefaßt, vielleicht vollständiger geworden sein, aber eben darin liegt ein entschiedener Vorzug des unserigen, daß es unbesorgt um systematische Vollständigkeit, rasch aus der ersten Quelle geschöpft ist: manches wäre gewiß noch

Kirche
und
Reich.

Bürger-
liches
Leben.

hinzuzufügen, hätte Freidank daran gedacht, wie geringe Geister pflegen, seine Schätze bis auf den letzten Heller hinzuzählen. Er war ein höfischer Dichter, und auch darin verleugnet sich seine Bildung nicht, daß er bei aller Kraft des Ausdrucks niemals die Linie des Anstandes überschreitet, so wenig er sich auf der andern Seite zur Überladung und geuchten Zierlichkeit verleiten läßt. Überhaupt zeigt er sich frei von den Übertreibungen, welchen auch jenes Zeitalter nicht entging. Was er zum Beispiel über Frauen und Minne sagt, ist wohl den Ansichten der edlern Minnesänger gemäß, enthält aber keine Spur von der widerwärtigen, wahrer Empfindung sich entfremdenden Steigerung des Frauendienstes, die bei Diechstein nicht selten das Abgeschmackte berührt.

Driginnalität.

Das Ansehen, in welchem das Gedicht durch das ganze dreizehnte Jahrhundert stand, würde sich schon durch seinen inneren Wert erklären lassen, war aber eine Folge der besonderen Mischung seiner Bestandtheile. Das Sprichwort, das gleich einem Funken bei unerwarteter Berührung dem Geiste entlockt wird, drückt ohne Vorbereitung und Nachsinnen das Gefühl und Urtheil des ganzen Volkes aus, mit dem es beides, Wahrheit und Irrthum, theilt, und braucht, da es den Ertrag langer Erfahrung enthält, seinen Aussprüchen nicht erst Eingang zu verschaffen. Dieses Gemeinsame, Deutschland überhaupt Zugehörige ist der eine Bestandtheil, der andere ist Freidanks eigener Geist, der das Überlieferte sammelt und geläutert hat.¹⁾

Gegen die Sittenverderbnis seiner Zeit eifert „Der Renner“ des Hugo von Trimberg. Hugo war (1260—1309) Schulmeister am Collegiatstift der Theurstadt vor Bamberg. „Renner ist dies Buch genannt; denn rennen soll's durch alle Land.“ Es ist eine fast 25.000 Verse große Straßpredigt gegen die Sittenverderbnis seiner Zeit, als deren Hauptlaster er Hoffart, Habgier und Unmäßigkeit bezeichnet. Hugo ist schlicht und treuherzig und wendet sich an den gesunden Menschenverstand. Seinen trockenen Ton sucht er durch eingestreute Geschichten und Fabeln zu würzen; seine besten Sachen hat er aus Freidank entlehnt. Der „Renner“ wurde viel gelesen. Hugo war mit der Bibel, den Kirchenvätern, den lateinischen Classikern und der deutschen Literatur wohl vertraut.²⁾

„Der Renner.“

In diese Classe gereimter Sittenlehren gehört auch der „Cato“, eine um 1280 entstandene Übersetzung lateinischer Distichen, die einem Dionysius Cato zugeschrieben wurden. Manche Stellen sind aus Freidank entlehnt.³⁾ Das „Buch

„Cato.“

¹⁾ Gegen Grimms Annahme, unter Freidank sei Walther von der Vogelweide verborgen, wird namentlich hervorgehoben, daß, während Walther in Würzburg begraben liegt, der Nürnberger Arzt Hartmann Schedel in seinem Opus „De antiquitatibus“ berichtet, wie ihm auf einer Reise nach Treviso erzählt wurde, daß Kaufleute unsern Dichter wegen seiner zierlichen Sprache nach Venedig berufen hätten, daß aber Freidank auf der Reise dahin in Treviso gestorben und dort begraben sei und er selber das Denkmal gesehen habe, welches den Spruch trage:

„Hye leit Freydanck
Gar on all seyn Danck
Der alweg sprach und nie sanc.“

Sein Vorname soll Bernhard gewesen sein. Bezzenberger hat in seiner Ausgabe (Halle 1872) die Quellen nachgewiesen, aus denen der Dichter sammelte. Simrock bemerkt aber gut, daß er das überlieferte Metall in den Schmelztiegel seines Geistes warf, ihm das Gold eigener Erlebnisse beimischte und dann den eigenen Stempel aufprägte. Übersetzungen lieferten Baemeister 1875, Simrock 1867 und Pannier, Leipzig 1878.

²⁾ Über ihn Jancke, in der „Germania“, II, S. 363—377, und V, S. 385—401.

³⁾ Jancke hat bei seiner Ausgabe des „Deutschen Cato“ (Leipzig 1852) die ganze Geschichte dieser Distichen, bis zur Übersetzung derselben durch Sebastian Brant, untersucht

der Rügen“ von einem süddeutschen Ordensritter nach einem lateinischen Gedichte „Sermones nulli parentes“¹⁾ um 1276 geschrieben, lehrt, übrigens in wenig schwungvoller Weise und mit manchen Fliedversen, was man einem jeglichen Menschen predigen soll, von dem Papste bis zum geringsten Schüler und vom Kaiser bis zum geringsten Bauer. — Aus der „Klage“ Konrads von Würzburg über die abnehmende Freigebigkeit gegen kunstreiche Leute ist leicht zu ersehen, wie das Ansehen des Minnegefangs und der höfischen Poesie damals im Sinken war. — Heinzelin von Konstanz, Küchenmeister des 1298 gestorbenen Grafen Albert von Hohenberg, schrieb „Über die Minnelehre“, „Von dem Ritter und den Pfaffen“, und „Von den zwei Johannsen“. — Ein österreichischer Ritter, Siegfried Helbling, Besitzer eines Baumgartens zu Nusdorf, verfaßte 1290—1298 ein Gedicht in Gesprächsform zwischen ihm und seinem Knechte über die inneren Verhältnisse des Landes, seiner Stände und Sitten, welches für die Geschichte jener Zeit nicht ohne Bedeutung ist, zum Beispiel hinsichtlich der Verschönerung österreichischer Ministerialen gegen Herzog Albrecht I. Das Buch ist voll von Klagen über das Hinschwinden des ritterlichen Geistes unter dem Adel.²⁾ Dieselbe Klage tönt aus den Sittenpredigten Heinrichs des Zeichners hervor, der im vierzehnten Jahrhunderte Spruchgedichte schrieb und namentlich gegen die Preußenfahrten der Herzoge Leopold (1370) und Albrecht (1377) eiferte, während daheim Witwen und Waisen des Schützers entbehrten.³⁾ Auch Peter Suchenwirth war ein Österreicher, der seinem Unmuth über die Verschlimmerung der Sitten in Versen, die leider oft einen kalten Ton haben, Luft machte. Kleine Erzählungen, die er einspricht, sind oft vortrefflich.⁴⁾ Häufig finden wir bei ihm die Allegorie angewendet, die von jezt an nicht zum Frommen der Poesie, immer mehr aufkommt. So dichtete Hadamar von Laber, ein Bayer am Hofe Kaiser Ludwigs, eine Allegorie: „Die Jagd“.⁵⁾ Das Herz ist der Jäger, die Hunde sind Glück, Lust, Liebe, Gnade, Freude, Wille, Bönne, Trost, Stäte; die Wölfe sind Aufseuerer und Angeber, die einmal alle Hunde zur Flucht treiben. Liebesklagen und Betrachtungen oft wertvoller Art sind in diese Gedichte eingeflochten. Labers Ton wurde Muster für die Meisterfänger. Mode wurden in jener Zeit die „Priameln“ so genannt von praeambulum, verschiedenartigen Vorderfäßen, die alle launig zu einer Schlusswahrheit führen, zum Beispiel: „Eine junge Maid ohne Lieb und ein großer Jahrmart ohne Dieb und ein alter Jud ohne Gut und ein junger Mann ohne Muth und eine alte Scheuer ohne Mäuse und ein alter Pelz ohne Läuse und ein alter Bock ohne Bart, das ist alles widernatürlicher Art.“ Oder: „Wer waschen will einen Rappen weiß und daran legt seinen ganzen Fleiß und an der Sonne Schnee will dörrn und Wind will in eine Riste sperren und Unglück will tragen feil und alle Wässer will binden an ein Seil und einen Kahlen will scherren, der thut Unnützes nur begehren.“

Helbling.

Allegorie.

„Priameln.“

¹⁾ Mit dem lateinischen Original herausgegeben von Karajan, in Haupts Zeitschrift, II, S. 45—96.

²⁾ Herausgegeben von Th. v. Karajan, in Haupts Zeitschrift, IV, S. 1—284, und von Seemüller. Halle 1886.

³⁾ Karajan, Heinrich der Zeichner. Wien 1855.

⁴⁾ Primisser, Peter Suchenwirths Werke aus dem vierzehnten Jahrhundert. Wien 1827. — Kratochvil, Der österreichische Dibaktiker Peter Suchenwirth, sein Leben und seine Werke. Krems 1871.

⁵⁾ Schmeller, Hadamars von Laber: Jagd. Stuttgart 1850.

Eine Nachblüte des Minnegesanges fand kurz vor seinem Absterben noch in Tirol statt. Hier lebten die schwäbischen Lieder noch, während sie im übrigen Deutschland abzusterben begannen. Seine Burg nahe bei Bozen ließ der Wintler mit Darstellungen aus dem „Nibelungenlied“, aus dem „Heldenbuch“, aus „Tristan und Isolde“ schmücken. Graf Oswald von Wolfenstein (1367—1445) wurde früh vom Liede und von Musik berührt.¹⁾ Schon als zarter Knabe verstand er „zu fideln, trummen, paungen und pfeiffen“. Das Lesen der alten Heldenbücher hatte ihn so ergriffen, daß er als zehnjähriger Knabe, drei Pfennige und ein Stück Brot im Beutel, mit den Reitern des Herzogs Albrecht von Österreich zu den Preußen durchgieng. In den Ostseeländern, wo er neun Jahre blieb, wurde er des Slavischen mächtig und mit König Sigismund bekannt. Von da ist sein Leben ein stetes Wandern durch Preußen, Polen, Rußland, Norwegen, Dänemark, England, Flandern; wo ein Krieg geführt wird, da will er mitstreiten. Er kämpft mit Douglas gegen die Engländer; er fährt mit einem Venetianer nach der Krim, er leidet Schiffbruch bei Trapezunt und rettet sich nur, indem er sich an den Hauptmast anklammert. Wenn er nur fremde Länder kennen lernt, was liegt ihm an Beschwerden und an der Art, wie er sich durchbringt! Hier erwirbt er sich als tapferer Ritter Beute in der Stadt, dort sucht er als Schiffskoch oder Ruderknecht sich durch die Welt zu schlagen. Er durchzieht Armenien und Persien und Kreta. In Ungarn trifft er dann mit König Sigismund zusammen, den er von seiner Jugend her kannte; mit ihm zieht er gegen die Türken und kämpft in der unglücklichen Schlacht bei Nikopolis, entkommt mit ihm nach Constantinopel und Venedig. Fünfundzwanzig Jahre alt, trifft er wieder in seiner Heimat ein, mit Narben bedeckt, nur mit einem Auge, sonnenverbrannt mit Runzeln und grauem Haar. Aber sein Herz ist noch jung und verliebt sich zum Sterben in die schöne Sabine Jäger von Tisens, die, um seiner Los zu werden, ihm aufgibt nach dem Heiligen Grabe zu wallfahrten, dann wolle sie ihn heiraten. Kaum ist er fort, so heiratet sie einen andern. Aus dem Heiligen Lande zurückgekehrt, findet er seinen Vater im Sterben und seine Geliebte vermählt. Oswald ist eine Zeit hindurch sehr unglücklich, aber seine Reiselust gestattet nicht, daß er sich in Schmerz verzehrt. Er zieht mit Kaiser Ruprecht nach Italien; er unternimmt eine Kreuzfahrt gegen die Mauren nach Spanien, er ist bei der Belagerung von Ceuta. Die Königin behandelt ihn als Helden und Sänger, schenkt ihm ein prachtvolles Purpurgewand, durchsticht ihm eigenhändig die Ohren und befestigt darin zwei goldene Ringe. Beim Könige der Mauren zu Granada weilte er als Gastfreund: er weiß auch arabische Lieder zu singen; dann finden wir ihn wieder bei der Kirchenversammlung zu Constanz; er begleitet als Sänger den Kaiser Sigismund nach Paris, wo ihm die Königin einen wertvollen Diamanten in seinen weißen Bart bindet, und nach London. Im Streite wegen Friedrich mit der leeren Tasche werden seine Burgen verbrannt und er selber gefangen. Dann finden wir ihn wieder in Ungarn, im Kampfe gegen Türken und Hussiten, 1431 auf dem Reichstag zu Nürnberg und bei Sigismund auf der Fahrt zur Krönung nach Rom. In alten Tagen beschäftigten ihn philosophische Grübeleien, aber auch heiße Liebesgedichte, denn sein Herz altert nie. Eine kerngesunde, kräftige Natur, in welcher die edlen Richtungen der alten Zeit mit den Tendenzen der neuen ringen!

Tirol.

Oswald
von
Wolfen-
stein.

Reifen.

¹⁾ Ausgabe seiner Werke von Beda Weber. Innsbruck 1847. — Oswald von Wolfenstein und Friedrich mit der leeren Tasche. Innsbruck 1850. — Zingerle, Oswald von Wolfenstein. Wien 1870.

Hugo
von
Mont-
fort.

Ein anderer Minnesänger des fünfzehnten Jahrhunderts, in welchem der Geist des dreizehnten Jahrhunderts noch lebt, ist Hugo von Montfort (1357—1423).¹⁾ Die Montforts waren ein Zweig der alten Grafen von Tübingen; Hugo VII. nannte sich seit seiner Vermählung mit einer steirischen Erbin Herr zu Bregenz und Pfannberg und war Mitglied des steirischen Herrenstandes. Mit dem zwölften Jahre in die große Welt tretend, besuchte Hugo die Turniere, nahm 1377 unter Albrecht III. von Österreich an einem Zuge gegen die heidnischen Preußen theil; er stritt für Leopold III. von Österreich um Treviso; er ward von Albrecht III. 1388 zum österreichischen Landvogt im Thurgau, Argau und auf dem Schwarzwald ernannt; 1415 war er Landeshauptmann in Steiermark. In seinen früheren Jahren dichtete er frische Minnelieder, in seinen späteren geistliche, als er die Flüchtigkeit irdischen Glückes erkannte. In Liebes- und Kneusmerz machte er auch eine Wallfahrt ins Heilige Land. Er war ein Mann von tiefem Gemüth; von seinen Liedern in alamannischer Mundart dichtete er einen Theil zu Ross in Wald und Au; sein Diener Mangold fertigte die Sangweisen.

Beheim.

Das Gefühl, daß die Zeit der Minnepoesie vorüber, daß der dichterische Stoff dieser Art erschöpft sei, spricht sich in der Erzählung aus, wie Michel Beheim (nicht zu verwechseln mit dem Nürnberger Kosmographen; der Dichter war ein Weber zu Sulzbach in Württemberg, geboren 1416, gestorben nach 1474) seine Kunst fand: er sei auf ein Gefilde in einem fremden Gebirge gekommen, habe da eine Silbergrube gefunden und nach edlen Metallen gesucht. „Doch gewahrte ich bald, daß viele vor mir dagewesen, die den reichen Schatz zu oberst, und wo er am besten zu gewinnen, bereits hinweggenommen hatten, und ich Armer mußte lange Zeit vergeblich ringen. Jene Glücklichen fanden Erz gar mancherlei, wie sie's nur wünschen konnten, da ward dann ihr Gewinn auch unermesslich. Was sie errangen, schlugen sie dort in der Esse ihrer Kunst zu edler Münze, die dann ausgieng in alle Welt. Man hört sie noch erklingen und reich ertönt noch jetzt ihr Wort.“²⁾ —

Die Meistersänger.

Meister-
gesang.

Aus den Schlössern des Adels wanderte der Gesang in die Häuser der Bürger. Die Harfe, welche den Herren entfiel, gelangte in die Hand der Meister. So wurde aus dem Minnegesang der Meistergesang. Allein diese Bürger haben nicht die feine Bildung, nicht die Übersicht über das Leben wie der Adel; sie verfolgen die unmittelbar praktischen Lebensregeln; Sittenlehre ist es, was sie besingen; statt des Seelenschwunges finden wir hier eine nüchterne Anschauung, statt des Weines der Begeisterung ein mattes Getränk. Doch dürfen wir nicht zu gering reden von diesem Streben, welches damals doch, während der Adel entartete und der Bauer rohen Genüssen sich hingab, die Bürger von Gemeinheit und Niederträchtigkeit fern hielt. Gervinus

¹⁾ Weinhold, in den „Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark“ im Heft 7.

²⁾ Karajan, Einleitung zu Michel Beheims Buch von den Wienern. — Caspart, Michel Beheims Ende, in „Germania“ XXII, S. 412—420.

sagt darum mit Recht: „Wenn auch immer die Masse der Gewerbsleute nach vollendetem Geschäfte dem Bierhause nachgieng, so war es in einer Zeit, wo die physischen Laster ohnehin im Aufschwunge waren, desto heilsamer, daß wenigstens eine Anzahl von wackeren Meistern ihre Freistunden und Feiertage zu etwas Würdigerem anwendeten, die alte Kunst der Höfe und Rittersirkel in ihren Kreis herabnahmen und ihr Liebhaber und Theilnehmer zu erhalten suchten. Die nun saßen nach der Last ihrer Tagesarbeit hin und dichteten ihre Lieder, fannnen über neuen Tönen und übten die alten, schrieben alles in große Bücher zusammen und freuten sich, für ihre Nachkommen zu bewahren, was sie von ihren Vorfahren mit Liebe und Dankbarkeit überkommen hatten. Die Würde der Sitte und die Uneigennützigkeit dieser Meister entschädigt für ihre steife Kunst; bisher hatte sich die Poesie an den Höfen herumgebetzelt und selbst in ihrer blühendsten Zeit den parasitischen Ton gegen Mäcene und Gönner nicht abgelegt; aber der Meistergesang ist auch darin die Grundlage unserer neuen unabhängigen Dichtung, daß er lehrte, wie in der herzlichen Übung eines schönen Geschäftes, auch bei geringem Erfolge, eine Seligkeit an sich ist, die des Lohnes nicht weiter bedarf.“ Entweder bildeten die Meister eines Handwerks oder alle Gesangkundigen, Gesanglustigen und Meister der verschiedenen Handwerke in der Stadt eine Gesangsbrüderschaft, als deren Zweck aufgestellt wurde: Gott zu loben, die Seelen zu trösten und die Zuhörer von Spiel und anderer weltlichen Üppigkeit abzuführen. Die Versammlungen fanden meist auf dem Rathhaus oder in der Kirche statt. Es wurde „Schule gesungen“. Zutritt hatten Brüder und Schwestern, übende und nichtausübende Lehrer und Schüler. Auf einem erhöhten Platze saß der Hauptmann oder Meister, der jedes Jahr neugewählt wurde; bei ihm der Büchsenmeister oder Cassier, der Schlüsselmeister oder Verwalter, der Merk-

Sein
Wert.

Schule.

Merker.

Auszeich-
nung.Tabu-
latur.

Jahrhunderts 222 im Gebrauche waren. Ihre Namen sind oft seltsam. So gab es einen „überlangen Ton“, eine „Riesenweise“, eine „Adlerweise“, eine „Höheweise“, einen „abgespizten Ton“, einen „gülden Ton“, einen „Kupfer-ton“, eine „warme Winterweise“, eine „gestreifte Safranblümleinweise“, eine „geschlossene Helmweise“, eine „hängende Weise“, eine „vielsüße Nadelweise“, eine „englische Zinnweise“, eine „kurze Affenweise“ und eine „fette Dachs-weise“. Andere waren nach Sängern genannt, so „Osterdingens Morgenweis“, „Klingsors schwarzer Ton“, „Tannhusers Hoston“. In Nürnberg trug man sich mit der Annahme von zwölf alten Meistern, die zur Zeit Kaiser Ottos die Geseze des Sanges aufgestellt hätten. Hauptstze des Meistergesanges waren Mainz, Nürnberg, Augsburg, Ulm, Freiburg, Kolmar. In Freiburg lieferten die Tuchmacher auch die Spiele zum Frohnleichnamsfeste. In Ulm dauerte die Singschule bis in das Jahr 1839, wo die Tabulatur und andere Urkunden feierlich dem „Liederfranz“ überreicht wurden.

Als Urheber des Meistergesanges gilt Heinrich von Meissen, genannt Frauenlob, geboren 1250, gebildet an der Domschule, dann fahrender Sänger, 1278 bei König Rudolf auf dem Marchfelde, dann in Prag, in Kärnten bei Meinhard II., bei Herzog Otto von Niederbayern, später bei Waldemar von Brandenburg, zuletzt in Mainz, wo er am 29. November 1318 starb. Frauen trugen seine Leiche zum Grabe, wegen des unsäglichen Lobes, das er ihnen spendete, und gossen Wein auf dasselbe, wie Albrecht von Straßburg erzählt. Er ist gebildet, welterfahren, sinnreich in seinen Liedern, oft auch recht zart, Meister der Sprache, gewandt im Reime; sein Mund trieft von Spruchweisheit. Seinen politischen Gesinnungen nach ist er Ghibelline und gilt als verbindendes Glied zwischen Ritterthum und Bürgerthum, zwischen Minnegehang und Meistergesang.¹⁾ — Den ghibellinischen Charakter der Mainzerschule bezeichnet auch Bartel Regenbogen, ein Schmied, verber als Frauenlob, in Versen, die oft wie Hammerschläge tönen, daher vielleicht der Name Reinschmied, bei aller Verbtheit ehrlich, ein Gegner Frauenlobs, den er aber doch nach seinem Tode pries. — Muscatblüt (1415—1439) war vorzugsweise politischer Dichter, geißelte die Laster der Fürsten, des Adels und der Geistlichkeit. In den hussitischen Streitigkeiten stand er auf Seite Kaiser Sigismunds. Er war in Konstanz bei der Kirchenversammlung und ist zufrieden mit der Behandlung des Huf. Wahrscheinlich ist er Nürnberger, den die Kunst des Gesanges jedoch in höhere Lebensverhältnisse hinaufbrachte. Ähnlich ergieng es Veit Weber, aus einem alten bürgerlichen Geschlechte zu Freiburg im Breisgau,²⁾ welcher in der dortigen Sängerschule seine erste Anregung erhielt zum Baue der Verse in Reimen und zum kunstgerechten Vortrage des Gedichtes mit Begleitung auf der Harfe und der als wandernder Sänger sein Leben zubrachte. Er selber sagte: „Mit Gesang vertrieb ich mein Leben, vom Dichten kann ich nicht lassen.“ Und er sang vor Fürsten und Herren über die Schlachten jener Zeit. Die Burgunderkriege hat er mitgemacht und sein Siegeslied auf die Schlacht bei Murten ist jezt noch lesenswert. —

1) Vollständige Ausgabe seiner Dichtungen von Ettmüller. Quedlinburg 1843.

2) H. Schreiber, Kriegs- und Siegeslieder aus dem fünfzehnten Jahrhundert von Veit Weber. Freiburg 1819.

Drama.

Daß der Ursprung des Dramas in Deutschland von den kirchlichen Gebräuchen herstamme, wie in England und Spanien, hat viele Gründe für sich: vor allem den vorzugsweise religiösen Inhalt und das Vorherrschen der lateinischen Sprache, sowie den Gesang. Die Auferstehung, die Passionsgeschichte und andere neutestamentliche Begebenheiten, dann auch alttestamentliche, ferner den Legenden entnommene, waren die Stoffe, die von den Geistlichen in den Kirchen dargestellt wurden.¹⁾ Die Laien wurden beigezogen, um auszuhelfen, weil die Klöster nicht so viele Leute stellen konnten, als zur Darstellung nöthig waren; nach und nach aber nahmen die Laien die ganze Aufführung auf sich. Dieser Ansicht von der Entstehung des Dramas in Deutschland steht eine andere entgegen, die Jakob Grimm aufgestellt hat: „Volks- und Kinderspiele, die sich im höchsten Alterthume verlieren, heidnische Opferversammlungen und Zulfeste, Scenen aus dem Gebiete der Thierfabel, Einführungen und Verkündigungen des Sommers, Mairitte, Schwerttänze und Vermummungen, welche sich um Frau Hulda, Berchtha und Knecht Ruprecht drehen, und Ähnliches mehr, das scheinen die ältesten und eigentlichen Anknüpfungen des Schauspiels in Deutschland, wie es in Frankreich und Italien aus altrömischen Festen und Volksbelustigungen hervorgegangen ist, die sich mit der lateinischen Lehre und Sprache auch weiter in Europa verbreiteten. Die Kirche suchte, wie in andern Fällen, zur Bähmung und Sittigung des Volkes einen Theil jener Gebräuche mit erbaulichen Vorstellungen zu vermählen und so entsprang eine Reihe von Mystereien und Dramen, die umso unlebendiger werden, je mehr sie das weltliche Element einzuengen und auszuschließen trachten. Da auch die heilige Geschichte eine Menge Handlungen von großer dramatischer Wirksamkeit darbot, zum Beispiel die vielfach benutzte Erzählung von den klugen und thörichten Jungfrauen, so ergeben sich aus dem schroffen Gegensatz geistlicher und weltlicher, das heißt tragischer und komischer Elemente, genug der ergreifendsten, die Phantasie des Volkes lebendig anregenden Züge.“

Aus diesen Spielen entwickelte sich im vierzehnten Jahrhundert eine selbstständige dramatische Dichtung mit Reden und Gesängen in deutscher Sprache, welche die lateinische anfangs bloß beschränkte, nach und nach aber vollständig verdrängte. Weltliche Dramen waren die Fastnachtspiele, kurz an Umfang und Stoff, meist in Form eines Rechtsstreites, aber unerschöpflich in derbem Spott. Meister in dieser Art waren Hans Rosenblüt, in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, genannt der Schnepperer oder Schwäger, und Hans Folz, um 1480, beide zu Nürnberg; ihre Stoffe sind frisch aus

¹⁾ Alt, Theater und Kirche. Berlin 1846. — Mone, Schauspiele des Mittelalters. Karlsruhe 1846. — Vergl. die Literatur bei Paul, l. c. II, 1, p. 397.

dem Leben gegriffen, ihr Witz derb, die Composition ziemlich roh. Der Eifer für dramatische Darstellungen war groß, die Kirchenräume genügten nicht mehr, man spielte auf öffentlichen Plätzen. Die Zuschauer saßen auf der Erde, oft auch auf den nahen Dächern und stimmten in die Anfangs- oder Schluslieder mit ein; oft ward mehrere Tage hintereinander fortgespielt. Die Bühne war nebeneinander getheilt oder übereinander in mehrere Stockwerke, da ein Stück oft von Erschaffung der Welt bis zum Jüngsten Gerichte sich durchspielte. Die Spieler stellten sich im Kreise auf der Bühne auf, ein Ausschreier benannte sie oder sie führten sich selber sprechend ein, indem sie, wie es der Verlauf des Dramas erforderte, zum Spiele oder Gesange vortraten; danach kehrten sie in den Kreis wieder zurück. Die Schauspieler kamen in einem Zuge zum Ort der Aufführung und verließen denselben gemeinsam. Das Costüm war die Tracht jener Zeit. Daß wir, trotz der Lust und dem Talent zur dramatischen Poesie, zu keinem großen nationalen Drama wie die Griechen und Spanier und Engländer kamen, nachdem wir doch ähnlich den Griechen die objective Dichtung im Epos, die subjective im Minne- und Meistergesang durchmessen hatten, daran ist die nun folgende Kirchenspaltung schuld, das Sinken des nationalen Geistes, die Verwilderung, das Aufzehren der besten Kräfte in unfruchtbaren religiösen Streitigkeiten. Die heitere Stimmung fehlte, die zur Bildung eines nationalen Dramas erforderlich ist. Zeiten religiöser Streitigkeiten sind immer unfruchtbar. Die Reformation spaltete die Nation, der dreißigjährige Krieg trat sie in Staub zusammen. —

Reimchroniken.

Reim-
chro-
niken.

Das Wohlgefallen an der dichterischen Form war noch so groß, daß die ersten Geschichtsbücher in deutscher Sprache noch in Reimen abgefaßt sind, solche Macht übte der Reim noch auf die Geister! Dieser Art ist die „Kaiserchronik“,¹⁾ das Werk eines Geistlichen um 1147, ein Denkmal der staufischen Zeit, insofern es ganz von christlichem Geiste und von der Anschauung durchdrungen ist, das deutsche Reich sei nicht bloß die Fortsetzung des römischen, sondern auch die Folge, die Blüte des gesammten Lebens der Menschheit.

Darum beginnt die Chronik mit der Erbauung Roms und kommt dann auf Julius Cäsar, den ersten Kaiser, mit dem das „Du“ aufhörte und das „Ihr“ begann. Das Buch ist reich an Dichtungen, an schönen Episoden. Von Karl dem Großen an, über den es einige schöne Sagen mittheilt, eilt es kurz bis zum Kreuzzuge Konrads III., mit dessen Vorbereitung es eigentlich endet. Spätere Nachträge führen es bis zum Jahre 1276.

¹⁾ Herausgegeben von Maßmann: „Der Keiser und Kunige buoch“, 3 Bde. Quefelinburg 1849–1854 und von Diemer — nach der Vorauer Handschrift. Wien 1849.

Für König Konrad IV., mit dem er nach Italien zog, und wo er auch seinen Tod fand, schrieb Rudolf von Ems in den Jahren von 1250—1254 eine „Weltchronik“, in welcher er mit der biblischen Geschichte anhebt und bis zu Salomo gelangt, damit aber auch eine Geschichte der heidnischen Völker verbindet. Seine Darstellung ist einfach und anmuthig, seine Auswahl sinnig.¹⁾ — Ein Domherr zu Wien, Jansen Enkel (gestorben um 1250), schrieb eine „Weltchronik“, in der er sich an die „Kaiserchronik“ anlehnt, sie aber durch Sagen von poetischem Werte erweitert. — Ein unbekannter Geistlicher verfaßte ebenfalls um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts für einen Heinrich von Thüringen (Heinrich Raspe oder Heinrich den Erlauchten) eine „Weltchronik“. Er benützte dabei dieselben Quellen als Rudolf von Ems, ist jedoch minder frei und umsichtig in der Wahl des Stoffes und minder gefällig in der Darstellung. Diese „Weltchronik“ wurde dann noch im dreizehnten Jahrhundert mit der des Rudolf von Ems contaminirt und von mehreren Bearbeitern, besonders von Heinrich von München (nach 1300), fortgesetzt.²⁾

Rudolf
von
Ems.

Enkel.

Die Kämpfe des Deutschen Ordens mit den noch heidnischen Liven schilderte in der „Livländischen Reimchronik“ um 1290 ein Ordensritter oder Dienstmann eines solchen, der wahrscheinlich durch den Tod auf dem Schlachtfelde an Vollendung seiner „Reimchronik“ gehindert worden ist.³⁾ Eine „Deutschordenschronik“ auf Grundlage einer lateinischen Geschichte vom Ursprunge des Ordens schrieb um 1340 der Ordenskaplan Nikolaus von Jeroschin.⁴⁾ Geistliches Feuer und christlicher Rittergeist herrschen in beiden. — Frisch und lebendig ist auch „Herzog Albrechts Ritterschaft“ von Peter Suchenwirth, gestorben nach 1395, dann „Der Krieg zu Nürnberg“ von Hans Rosenblüt, dem Schnepperer; das Gedicht schildert den Sieg der Nürnberger bei Hempach (1450) über den Markgrafen von Anspach und Baireuth. Ein treues und lebendiges Bild vom Leben einer mächtigen, stolzen Reichsstadt gibt Godefrid Hagen, Stadtschreiber zu Köln, in seiner „Reimchronik der Stadt Köln“,⁵⁾ welche namentlich den Kampf zwischen den Geschlechtern und den Erzbischöfen Konrad und Engelbert II. in der Zeit von 1250 bis 1270 schildert, deren Augenzeuge der Verfasser war. Den Krieg der Appenzeller 1399 bis 1405 gegen den Abt Ruono von St. Gallen schildert gleichfalls eine „Reimchronik“, eine andere von Michel Beheim, um 1470 vollendet, die Thaten des Pfalzgrafen Friedrich I. — In ähnlichen Reimchroniken wird behandelt die Geschichte von Gandersheim (durch Priester Eberhard vor 1229), von Goslar (durch Blarenberger vor 1280), von Braunschweig (768 bis 1279), von Mecklenburg (772—1378, durch Ernst von Kirchfeld). Alle diese Dichter⁶⁾ wollen Wahrheit geben, keine Helden sagen, auf historischen,

Deutsch-
ordens-
chronik.Suchen-
wirth.
Rosen-
blüt.

Hagen.

Appen-
zeller-und
Städte-
chro-
niken.

¹⁾ Wilmar, Die zwei Recensionen und die Handschriftenfamilien der Weltchronik Rudolfs von Ems, mit Auszügen aus den noch ungedruckten Theilen beider Bearbeitungen, Marburg 1839, wies nach, daß mit seiner Arbeit eine andere, weit schlechtere, wahrscheinlich schon im dreizehnten Jahrhundert verbunden und verschmolzen worden ist.

²⁾ Wilmar, Die zwei Recensionen und die Handschriftenfamilien der Weltchronik Rudolfs von Ems. Marburg 1839. — Vergl. Paul, Grundriß, II, 1, S. 296.

³⁾ Paul, I. c. II, 1, p. 305.

⁴⁾ Herausgegeben von Pfeiffer, Stuttgart 1854, und von Streifke, Scriptores rerum Prussicarum, I, p. 291 f. Leipzig 1861.

⁵⁾ Herausgegeben von Cardauns, in Chroniken der deutschen Städte, XII, S. 22 bis 200.

⁶⁾ Vergl. die in Potthast. Bibliotheca historica medii aevi, p. 958—961, 2. Aufl., Berlin 1896, aufgezählten Reimchroniken.

nicht auf poetischen Wert setzen sie ihr Augenmerk. Ähnliche Reimchroniken (zum Beispiel Spiegel historiael, von Jakob von Maerlant, gestorben um 1300)¹⁾ haben die Niederländer in Menge.

Ottokar
von
Horned.

Wichtig ist Ottokar von Horned mit seiner „Reimchronik“. Ottokar nennt er sich und die Steiermark seine Heimat und Otto von Biechtenstein seinen Herrn, dem er in Treuen ergeben sei, dem er Gut und Ehre verdanke; aus Gründen, die wir nicht mehr kennen, gab ihm Bazius den Namen „von Horned“. Seine erste Bildung erlangte Ottokar wahrscheinlich in Graz, sein Lehrer in der Poesie war aber Konrad von Rotenburg, ein Meisterfänger, der an Manfreds Hof in vorzüglicher Achtung lebte. Die großen Ereignisse seiner Zeit hat Ottokar mit der tiefen Erregung eines kräftigen Gemüthes miterlebt und durchempfunden; wir fühlen aus seinen Werken den Haß, der in den Herzen der Steirer gegen den Böhmenkönig Ottokar glühte. Der Dichter kämpfte ohne Zweifel in der Schlacht auf dem Marchfelde, in welcher der Böhmenkönig fiel; er war bei dem Versöhnungsfeste in Jglau. Sein Herr war 1279 bis 1284 Landeshauptmann in Steiermark und, als dieser in die Stille sich zurückzog, hat unser Dichter wahrscheinlich sein Werk verfaßt, das die Geschichte zunächst seines Landes von 1250 bis 1309 und Österreichs, dann aber auch andere Weltbegebenheiten, so den Verlust von Alfön an die Heiden, umfaßt. Wo er nicht selbst dabei war, da hat er doch die besten Erkundigungen eingezogen. Seine Schilderung der Belagerung von Ptolemais ist so eingehend, daß er unter den Vertheidigern gewesen sein muß, die sich zu retten vermochten, oder Steiermärker unter diesen gewesen sein müssen, die ihm nachher Mittheilung machten. Seine Geschichte ist in Reimen abgefaßt und der epischen Wendungen enthält sie viele. Aus den Anspielungen auf frühere deutsche Dichtungen sehen wir nicht bloß, wie bewandert Ottokar in der poetischen Literatur seiner Zeit, sondern auch wie bekannt diese in unserem Lande war. Sein Lieblingsdichter ist aber Wolfram von Eschenbach. Wie in Herodots Seele die homerischen Lieder noch durchklingen, so verfällt auch unser Geschichtschreiber oft in den epischen Ton der Erzählung; wie jener, so sieht auch er in dem Gang der Ereignisse mit seinem frommen Gemüth den Finger einer höheren Macht. Er liebt seine Heimat und es freut ihn, die Tapferkeit der Steirer zu preisen. „Hei, wie stritten da die Steirer, wie der Hagel auf dürre Zweige schlägt! Vor allen that unter diesen sich der alte Wildonier hervor, dessen Banner grün ist, mit blankem Falken darin!“ Er betont, daß sie wacker sind zur That, daß sie edelmüthig sind gegen den, der in der Noth ist. Aber er unterläßt auch nicht, sie vor Verirrungen abzumahnern: „Wollte Gott, die Steirer wären noch so, wie vor wenig Jahren! Ich habe oft gehört, daß Ritter und Jungherren von den Frauen gepriesen wurden, wenn sie vom Harnisch Schmutzflecken an sich hatten. Jetzt tragen sie am Kragen stets eine Gugel, um sich den Hals weiß zu halten, und daß die Sonne sie nicht brenne. Darum möchten auch die Rheinländer euch nicht mehr so fürchten, als da den Frauen die schwarze Eisenfarbe noch ritterlich dünkte. — Auch zieren manche ihr Haar, wie sonst die Dirnen; wo man aber nach alter Sitte lebt, da wird ihrer gespottet. Sonst, wenn einer wegen großen Winterfrostes in einer Gugel ritt, der vergaß nicht sie vor der Herberge abzunehmen; und nun legt mancher sie kaum beim Essen ab, und hat die Spitze nicht Spannenslänge, und ist die Gugel inwendig nicht so enge, daß der Kopf nur mühsam durchgeht, so

Die
Steirer.

¹⁾ Paul, l. c. II, 1, p. 464–467.

taugt sie nichts. O, wollte Gott, ihr Steirer, die Sitte eurer Väter wäre euch noch lieb.“ — Der Gegenstand seiner wärmsten Zuneigung ist Rudolf von Habsburg, „weil er die Wahrheit in allem Sagen und Thun, den Kranz aller Tugenden besaß“. „Nichts zierte so wohl Scepter und Krone, als daß sich ein König halte schön an Treue, Güte, Wahrheit und Erbarmung; sein Herz ist nie aus den Pfaden der Mannheit gewichen und er ist für seine Zeit stets ein Spiegelglas der Tugend gewesen.“ Er nennt ihn den rothen Löwen, „der in ganzer Mannheit ein Recke war“. Ottokar starb zwischen den Jahren 1312 und 1318.¹⁾ —

Prosa.

Zur Prosa in der Geschichtschreibung kam es langsamer — nicht zur Prosa überhaupt, von der man irrthümlich sagt, sie sei erst nach dem dreizehnten Jahrhundert entstanden und erst durch die Mystiker des vierzehnten recht gefördert worden. Notkers Schriften beweisen, daß schon im zehnten Jahrhundert Deutschland eine gute Prosa hatte,²⁾ und daraus, daß es Sitte war, beinahe alles, was der Niederschreibung für würdig erachtet wurde, in poetische Form zu fassen, darf man nicht schließen, daß es der Prosa deswegen an Gelenkigkeit und Reinheit gefehlt habe. Eine Reihe von Denkmälern deutscher Prosa ist uns noch aus dem elften und zwölften Jahrhundert erhalten. Sie zeigen deutlich das Bestreben, die Sprache zu vervollkommen und zu reinigen, insbesondere die Beimengung lateinischer Worte, wie sie noch Notker für nöthig erachtete, möglichst zu vermeiden.³⁾ Eine herrliche Prosa, weich, lebendig, tönend wie Musik finden wir aber im dreizehnten Jahrhundert in den Predigten des Bruders Berthold von Regensburg,⁴⁾ der, wie die wohl übertriebenen Berichte⁵⁾ sagen, von 60.000 bis 100.000 Zuhörern gefolgt, durch Deutschland zog. Jedenfalls waren die Kirchen oft nicht groß genug die Zuhörer zu fassen, Berthold mußte auf Bergen und Wiesen, auf der Linde predigen, das heißt auf Waldfanzeln, die man auf einer Linde errichtet hatte. Ein Zeitgenosse meldet: „Bei einem Federlein, das von einem Faden abhing, hat er wahrgenommen, woher der Wind geht, nach solchem Winde mußte das Volk sich setzen, auf daß es ihn desto besser höre.“ Die Wirkungen seiner Rede waren gewaltig. Große Sünder gestanden öffentlich ihre Vergehen, gaben fremdes Gut zurück. Berthold redete wie einer, der Gewalt hat, und noch jetzt, wenn wir seine Predigten lesen,

Die Prosa.

Notker.

Berthold von Regensburg.

¹⁾ Abgedruckt ist Ottokars Werk in *Scriptores rerum Austriacarum veteres ac genuini*, tom. III, ed. Hieronymus Pez, Ratisbonae 1745. Die neueste Ausgabe aber ist von Seemüller in *Mon. Germ., Deutsche Chroniken*, 5. Bd. Hannover 1890. Eine anregende Monographie lieferte Schacht, *Aus und über Ottokars von Hornes Reimchronik*. Mainz 1821. — Vergl. die Literatur in Potthast, l. c. p. 889.

²⁾ Paul, l. c. II, 1, p. 229 ff.

³⁾ Ibid. p. 263—266.

⁴⁾ Michael, *Geschichte der Deutschen*, II, S. 144 ff. Freiburg 1899.

⁵⁾ Schönbach, im *Anzeiger für deutsches Alterthum*, VII, S. 385.

wie sie ihm sogleich, oder aus der Erinnerung nachgeschrieben wurden,¹⁾ finden wir sie so einfach wahr, aus dem Herzen kommend und das Herz wieder ergreifend!

Bruder
David.

Berthold wird meist genannt von Regensburg. Seinen Geschlechts- und Familiennamen kennen wir nicht. Wir wissen nur das gewiß, daß er in Regensburg erzogen und gebildet wurde. Dort war eines der ersten Minoritenklöster in Deutschland. Novizenmeister war vielleicht der Bruder David. Im Jahre 1246, vielleicht war er damals erst sechsundzwanzig Jahre alt, hatte Berthold durch segensreiche Wirksamkeit schon Ehre und Ansehen erlangt. Im Jahre 1250 begann er, nach den schönen Worten seines Herausgebers Pfeiffer,²⁾ seinen Siegeslauf als Lehrer des ganzen Volkes, als Apostel der hochdeutschen Lande. Wir finden ihn zuerst in Niederbayern, dann in Speier, im Elsaß, in der Schweiz, in Konstanz. Durch eine seiner Predigten erschüttert, gab der Ritter Albrecht von Sag ein ganzes Schloß zurück, das er widerrechtlich besaß. Als „dieser Liebling Gottes und der Menschen“, wie eine Urkunde erzählt, in Pforzheim predigte, wurde der Ritter Ludwig von Liebenzell so erschüttert, daß er einen langwierigen Streit mit der Markgräfin von Baden aufgab. Dann finden wir ihn in Österreich, Böhmen, Mähren, Schlesien, Ungarn, oft von einem Dolmetscher bedient. Noch im sechzehnten Jahrhunderte wallfahrteten die Ungarn zu Bertholds Grab in Regensburg. Im Jahre 1271 soll Berthold während einer Predigt in Regensburg die Offenbarung von dem Tod seines geliebten Lehrers David empfangen haben, dessen Andenken er dem versammelten Volke in rührenden Worten empfahl. Im Jahre 1272 am 14. December in vollster Manneskraft sank er selber ins Grab; ein Redner von einer Gemüthstiefe, von einer Gedankensfülle und Lebendigkeit der Darstellung, wie er von keinem in der Gegenwart übertroffen wird. Grimm sagt einmal nicht mit Unrecht: „Keines unter den verwichenen Jahrhunderten ist in vieler Beziehung unserer Gegenwart so vergleichbar, wie das dreizehnte, ich meine in Empfänglichkeit für sittliche und geistige Ausbildung. Das seine, gesellschaftliche Leben stand damals in manchen Stücken auf der Spitze; für äußerliches Benehmen und Betragen scheint eine feste Regel gegolten zu haben, die später ganz verwilderte. Und selbst diese Verfeinerung zeigt sich noch im Zusammenhange mit der älteren rohen Zeit, aus der sie wie eine Blüte hervortrat, während die Lebensart unserer Tage oft aus der Fremde geborgt und, so gefällig sie sich auch dünken mag, undeutlich ist.“³⁾

Bruder
David.

Von Bruder David glaubte man früher, daß er nur Latein geschrieben habe. Erst Pfeiffer hat im ersten Band seiner deutschen Mystiker nachgewiesen, daß er auch ein deutscher Prosaiker von hoher Bedeutung ist, und hat die von ihm noch erhaltenen Arbeiten mitgetheilt. Er charakterisiert den Lehrer und Schüler, die das innigste Band der Freundschaft miteinander verknüpfte, in den schönen Worten: „Es ist eine wahrhaft edle Persönlichkeit, die uns in David

¹⁾ Berthold hat seine Predigten in lateinischer Sprache niedergeschrieben, nur um den Irrthümern zu begegnen, welche unverständige Nachschreiber seiner deutsch gehaltenen Predigten verbreiteten. — Michael, l. c. II, p. 151.

²⁾ Berthold von Regensburg Vollständige Ausgabe seiner Predigten mit Anmerkungen und Wörterbuch, I. Band von Dr. Franz Pfeiffer, Wien 1852, II. Band von J. Sirobl, Wien 1880.

³⁾ Vergl. Grimms Anzeige der Ausgabe Bertholds von Kling, in den Jahrbüchern der Literatur, XXXII, S. 194—267. Wien 1825.

entgegentritt, voll Tiefe des Gemüths, voll Hoheit der Gesinnung, immer offenbart sich in ihm jener tiefsittliche Ernst und jener heilige Geist der Demuth, Sanftmuth und Liebe, der sich selbst aufs strengste verurtheilt, für die Fehler anderer jedoch ein Herz voll Schonung und Milde trägt. Überall zeigt er, daß der Geist der göttlichen Lehre in ihm lebendig geworden und daß er in Wahrheit ein Lehrjünger Christi sei. Er war einer jener Geister, die in der Stille und Zurückgezogenheit von der Welt leben, lehren und wirken, ohne äußeren Glanz und Klammer, langsam und bedächtig, aber darum desto nachhaltiger und sicherer. Ein solcher Mann muß zum Lehrer und Bildner der Jugend für besonders befähigt erscheinen; und gewiß hat die fleckenlose Reinheit seines Lebens, die milde Klarheit und Tiefe seines Geistes auf seine Schüler den mächtigsten Eindruck ausgeübt. Wir kennen zwar von diesen nur den einen Berthold; aber desto wirksamer mag er allein die von hundert andern aufgewogen haben. Gewiß bilden diese beiden Männer, Lehrer und Schüler, ein schönes Paar ebenbürtiger Geister. David vor allem auf innere geistige Vollkommenheit des Herzens dringend, in engem Raume und kleinerem Kreise lehrend, leitend, bildend, sanft, mild und voll Demuth. Berthold dagegen, mit mächtigem Drange nach äußerer Wirksamkeit erfüllt, ergriffen von feuriger Begeisterung, den in einsamer Zelle gewonnenen Geist christlicher Lehre in die Welt hinauszutragen und dem verlassenen, nach Trost und Erbauung dürstenden Volke wahres Christenthum zu verkünden, unablässig zur Tugend antreibend, die Fehler und Gebrechen nachsichtslos strafend, dabei praktisch populär, mit den Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten der niederen wie der höheren Stände bis ins kleinste vertraut, kurz ein christlicher Volksredner im vollsten Sinne des Wortes. Wie konnte es fehlen, daß das in verborgener Stille gesäete und gepflegte Samenkorn zu herrlicher Reife gedieh, und Bertholds zum erstenmale in Deutschland deutsch gedachte und gesprochene Predigten vom staunenden Volke mit einem Beifalle aufgenommen wurden, der beispiellos da steht in der Geschichte und vor- oder nachher nie einem Prediger in solchem Maße zutheil geworden ist! Wenn nach dem Ausdrücke eines Chronisten Bertholds Wort wie eine Fackel in Deutschland leuchtete und gleich einem Schwerte in die Herzen der Zuhörer drang, so kann man Davids Rede mit einer ruhigen Flamme vergleichen, die im milden Glanze strahlt und deren stille, tiefe Glut das Herz und Gemüth des Lesers belebt, erwärmt und zur Liebe entzündet. Dabei weht in seinen Reden ein eigenthümlicher poetischer Hauch, dem man es wohl anfühlt, daß er einer Zeit angehört, die vom dichterischen Geiste noch ganz durchdrungen war; man könnte sagen, daß etwas vom Geiste seines Ordensstifters, des heil. Franciscus, auf ihn übergegangen sei, dessen Liedern und Hymnen, voll Wohlklang der Sprache und feuriger Begeisterung, wie die Sage meldet, sogar die Vögel des Feldes mit Entzücken lauschten.“

Beitrag
wirksam.

Aus zahlreichen mit dem „Schwabenspiegel“ übereinstimmenden Stellen in Bertholds Predigten hat Laband geschlossen,¹⁾ Berthold sei der Verfasser des schwäbischen Landrechtes; Pfeiffer dagegen beharrte auf der Ansicht, daß Bertholds Lehrer, Bruder David von Augsburg, dasselbe zusammengestellt habe. Beweisen läßt sich aber bis jetzt weder das eine noch das andere.²⁾

¹⁾ Laband, Beiträge zur Kunde des Schwabenspiegels. Berlin 1863. -- Dagegen Pfeiffer, in der Einleitung zu Bertholds Predigten, S. XV, und Zeitschrift für deutsche Alterthümer, IX.

²⁾ Paul, l. c. II, 1, p. 353.

Seit dem zwölften Jahrhundert fieng man nämlich an, Geseze, Urkunden, Eidesformeln in deutscher Prosa niederzuschreiben; so entstand zwischen 1273 und 1283 der „Schwabenspiegel“, zwischen 1224 und 1235 der „Sachsenspiegel“, ¹⁾ 1232 „Das braunschweigische Stadtrecht“, gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts der „Richtbrief der Stadt Zürich“, ²⁾ so „Die Weisthümer“, welche Jakob Grimm herausgegeben hat, so wurden 1442 die „Statuten des deutschen Ordens“ zusammengestellt, so die „Rechtsbücher der Friesen“, das „Mesgabuch“ = Richterbuch, „Das alte friesische Landrecht“, „Das Landrecht von Hunfingo“ und andere. — Der „Sachsenspiegel“ gab im Norden, der „Schwabenspiegel“ im Süden den Anstoß zur Abfassung von Stadt- und Landrechten, Handfesten und dergleichen, man entschlug sich nach und nach gänzlich des Gebrauches der lateinischen Sprache für Urkunden, die auch den Laien verständlich sein sollten. Der gleiche Geist führte zur Abfassung deutscher Landes- und Stadtchroniken.

So entstand die „Oberrheinische Chronik“ ³⁾ (bis 1334, mit Fortsetzungen bis 1349), das „Conciliumsbuch von Konstanz“ von Ulrich Richenthal, die „Straßburger Chronik“ von Fritsche Glosener, Vicarius an der dortigen Domkirche (gestorben 1384), welche mit dem Jahre 1362 schließt und nicht bloß den Gang der Dinge in Straßburg, sondern auch die Geschichte Ludwigs des Bayern und Karls IV. eingehender schildert. Auf den Schultern seines Vorgängers führte Jakob Twinger von Königshofen (geboren in Straßburg 1346, gestorben ebenda als Canonicus an der Thomaskirche 1420) die Geschichte seiner Vaterstadt weiter bis 1414. Wichtig ist die „Limburger Chronik“ des kaiserlichen Notars Tileman Elhen von Wolsfhausen, die von 1336 bis 1398 reicht, nicht bloß wegen der einzelnen Angaben, sondern wegen der Naivetät des Tones und der Schilderung der Sitten, namentlich der üblichen Lieder in jener Zeit, wie sie gesungen oder gepfiffen wurden. So heißt es zum Jahre 1360: „In denselbigen Jahren verwandelten sich die Carmina und Gedichte in Teutschen landen. Dann man bishero lange Lieder gesungen hatte, mit fünf oder mit sechs Gesezen. Da machten die Meister neue Lieder, das hieset Widergesang mit drei Gesezen. Auch hatte es sich also verwandelt mit dem Pfeiffenspiel, und hatten aufgestigen in der Musica, daß die nicht also gut war bishero, als nun angangen ist. Dann wer vor fünf oder sechs Jaren ein guter Pfeiffer war im land, der dauchte ihn jzund nit ein flihen. Da sang man dis Widergesang: „Hoffen helt mir das Leben, Trauern thet mir anders weh ze.““ Desgleichen macht der Verfasser oft aufmerksam auf Geistesregungen. So bemerkt er im Jahre 1389: „In diser zeit ward zu Mentz ein unglaub offenbar, der hatte heimlich gewert mehr dann sechshundert Jahr oder lenger. Diser unglaub und Articul war also: daß man nimmer nit andere Heiligen anrufen solte, dann sie beteten vor niemand: Item Sie hielten, daß zwen weg weren. Wann ein Mensch gestorben wer, so führe er gen Himmelreich oder in die Hell: Item

1) Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, II, § 277 ff. — Ficker, Über die Entstehungsart des Sachsenspiegels und die Ableitung des Schwabenspiegels aus dem Deutschspiegel. Innsbruck 1859.

2) Ropp, l. c. II, 1, p. 50 ff.

3) Herausgegeben von Grieshaber. Rastatt 1850.

hielten Sie in ihren sitten, daß ein purer Layhe mogte also wol consecriven als ein Pfaff. Item Sie hielten, daß der Bischof oder Papst kein Ablass mogten geben, Messen und Fasten, das hülfte alles nichts die Seelen, denen man das nachthete.“ — Eine „Thüringische Chronik“ führte ein Geistlicher zu Erfurt, Konrad Stolle, bis 1499 fort. Thomas Virar von Rankweil schrieb eine „Chronik von Schwaben“, Eberhard Windeck schrieb „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Kaisers Sigismund“; Ulrich Fuetrer eine „Chronik von Bayern“; der Steiermärker Johannes Sefner¹⁾ eine „Chronik Österreichs“; Heinrich von Müglin eine solche von Ungarn; Eschenloer eine „Geschichte der Stadt Breslau“. — Regsam waren die Schweizer wie im politischen Handeln so auch in der Geschichtschreibung. Vom Großen Rath zu Bern, dessen Schreiber er war (1411—1426), aufgefordert, verfaßte Konrad Justinger „Der Stadt Bern alte Chronik“, die von 1152 bis 1421 reicht, eine bedeutende Arbeit. Von dem auch in den Burgunderkriegen hervorragenden Rathschreiber von Luzern, Petermann Etterlin, erschien 1507 in Basel die „Chronika von der löblichen Eydtgenossenschaft, ihr Herkommen und sunst selzam Stritten und Geschichten“. Diebold Schilling aus Solothurn beschrieb den Krieg zwischen der Schweiz und Burgund (1468—1484).

Die Schweiz-ger.

In den Städten war damals das regste deutsche Leben. Ein Bild desselben gewähren die Chroniken von Nürnberg und Augsburg, zwei der wichtigsten unter den Chroniken der deutschen Städte, welche auf Veranlassung des Königs Maximilian II. die bayrische Akademie der Wissenschaften seit 1862 herausgibt; es sind wichtige Bücher, ob man sie nun als Geschichtsquellen oder als Denkmäler deutscher Sprachentwicklung betrachtet.

Städte-leben.

Der Herausgeber, Professor Karl Hegel, sagt über den Wert derselben: „Die Chroniken der Städte nehmen in dem Fortgange unserer nationalen Geschichtschreibung eine bedeutungsvolle Stelle als notwendiges Entwicklungsglied ein. Wie die Pflege geistiger Bildung überhaupt in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters von dem Clerus und dem Ritterstande her auf die Städte übergieng, so wurde besonders die Literatur durch die Bethätigung des Bürgerstandes oder um feinetwillen eine nationale in einem Sinne und in einer Ausdehnung, wie sie es früher nie gewesen war. Was die Geschichtschreibung angeht, so kam nun erst bei ihr gleich wie in den Rechtsbüchern und den Urkunden derselben Zeit statt der lateinischen und gelehrten Rede, der dem Volke verständliche Ausdruck in deutscher Prosa zur allgemeinen Anwendung. Die eigenthümlichen Erzeugnisse dieser bürgerlichen Geschichtschreibung aber sind die Stadtchroniken. Sie wurden zwar nicht ausschließlich von Bürgern geschrieben, doch jedenfalls von Angehörigen der Städte, zu denen auch Geistliche und Mönche zählten, die, wie der Straßburger Freische Olofener oder der Franciscaner Lesemeister von Lübeck, „um der Laien willen“, das ist für die Bürger, sich der deutschen Sprache bedienten. Außerdem finden sich unter den Chronikschreibern Bürger von verschiedenem Stand und Beruf, Patricier und Stadtbeamte, Kaufleute und Handwerker, Gelehrte und Ungelehrte.

¹⁾ Früher hielt man Gregorius Hagen für den Verfasser, bis Dr. Franz Martin Mayer in seinen „Untersuchungen über die österreichische Chronik des Matthäus oder Gregor Hagen“, im Archiv für österreichische Geschichte, LX, S. 297—342, die Autorschaft Sefners fast zweifellos nachwies.

Wert
der
Chroni-
ken.

Wenn man ehemals eine Chronik aus alter Zeit ohneweiters als glaubwürdige Geschichte anzunehmen gewohnt war, so ist man heutzutage bei vorherrschender kritischer Richtung weit eher geneigt, ihren historischen Wert neben andern urkundlichen Quellen zu gering anzuschlagen. Allerdings sind unsere Stadtchroniken in selteneren Fällen von Männern verfaßt, die wie der Nürnberger Ulman Stromer selbst im Stadtreimente saßen und amtliche Kunde von Dingen, die sie berichten, hatten, oder wie der Franciscaner Lesemeister in Lübeck infolge amtlichen Auftrags schrieben, denen daher die urkundlichen Quellen zugänglich waren: öfters rühren sie von solchen Stadtkindern her, die weder durch äußere Stellung noch auch nach dem Maße ihrer Bildung zur Geschichtschreibung berufen waren, deren ungeschickte und planlose Aufzeichnungen das Alte offenbar bloß aus der volksthümlichen Tradition, das Neue meist aus dem Hörensagen erzählen. Man wird deshalb solchen Geschichtschreibern gegenüber, wenn es auf die genaue Feststellung des Thatsächlichen ankommt, die urkundlichen Documente, Acten, Correspondenzen, Stadtrechnungen, an welchen die Archive unserer alten Städte, trotz aller Verwüstung oder Aufräumung der neuen und neuesten Zeit immer noch einen großen Reichthum besitzen, umso höher zu schätzen wissen. Der eigenthümliche Wert der Chroniken aber, insofern sie wirklich von Mitlebenden geschrieben sind, liegt auf einer andern Seite. Nicht bloß der urkundliche, gleichsam protokollarische Ausdruck des Geschehenen, sondern auch das zu jeder Zeit gefundene Bild der Ereignisse ist uns wichtig. Die ursprünglichen Chroniken geben es uns, wenn auch nicht immer in den richtigen Zügen, doch in der naiven Auffassung und den lebhaften Farben der Zeitgenossen; sie führen uns ohneweiters in deren Gesichtskreis, Empfindungs- und Anschauungsweise ein, denen anderes als uns wichtig und bemerkenswerth erschien; sie bringen unabsichtlich auf jedem Schritt in dem Fortgange ihrer nüchternen Berichte eine Fülle von Wahrnehmungen und Charakterzügen, die wir in den urkundlichen Documenten nur vergebens suchen würden, sie sind unentbehrlich für die Sittengeschichte.“

Bild der
Zeiten.

Volks-
lieb.

Bei allen Wandlungen des deutschen Geistes blieb die einfachste Form der Dichtung, das Volkslied, immer gleich lebensvoll. Was das Herz in seiner Tiefe bewegte, drückte sich in Liedern aus, diese kamen und giengen wie die Blätter, die im Frühjahr hervorsprossen und im Spätjahre wieder vom Baume fallen, um andern Platz zu machen. Wie vieler Lieder gedenkt nicht die „Limburger Chronik“! wie manches Volkslied enthält nicht das „Liederbuch der Klara Häßlerin“! wie manche Lieder sind nicht zu schönen Melodien immer wieder von neuem gedichtet worden! Das Volkslied bleibt sich immer gleich, einfach, natürlich, rasch in seinen Wendungen, frisch in seinen Bildern. Frisch quellen aus dem Herzen hervor die Lieder der Hoffnung, der Sehnsucht, der Klage, der Liebe, der Freude an Wald und Feld, an der Schönheit des Frühlings, am Glücke der Jagd, die Freude am Kampfe und an glücklich bestandener Gefahr.

Kirchen-
lieb.

Eine hohe Bedeutung erlangte im sechzehnten Jahrhundert das religiöse Lied. Es ist nicht wahr, daß das deutsche Kirchenlied der Reformation seinen Ursprung verdanke; dieses bestand im Gegentheile schon lange, lange vorher. Schon Otfried von Weissenburg mahnt die Franken, die da nicht minder

kühn und verständig seien als Römer und Griechen, tapfer in Feld und Wald, rasch zu den Waffen und eifrig, Gottes Wort zu lernen, daß sie in ihrer Zunge Christi Lob singen, der sie zu seinem Glauben berufen. Berthold von Regensburg lobt in einer seiner Predigten ein deutsches, religiöses Lied, und preist dessen Dichter als einen weisen Mann. Namentlich war es das Lob der heiligen Jungfrau, das in deutschen Liedern erklang. Die „Leise“¹⁾ oder Bußlieder der Geißler waren deutsch. Tauler flücht in seine Predigten ein deutsches Weihnachtslied ein; unter dem Absingen deutscher, religiöser Lieder geschah die Wallfahrt ins Heilige Land, begann der Kampf vor Philomelium in Kleinasien und die Schlacht auf dem Marchfelde. In Frauenklöstern entstanden namentlich deutsche Kirchenlieder. Man dichtete zu beliebten Volksmelodien religiöse Gesänge und Luther selber gesteht, daß deutsche Luther. Gesänge von alten Christen gemacht seien und jährlich in den Kirchen gesungen werden, und hält diesen Gebrauch allezeit für löblich. — Luther ist also nur auf einem schon gebahnten Wege weiter gegangen; der kirchliche Gesang in deutscher Sprache ist aber unter seinen Anhängern durch ihn zur Herrschaft gekommen. Dazu half, daß er Musiker und Dichter zugleich war.

Von seinen siebenunddreißig Liedern besteht jedoch der größte Theil nur aus Bearbeitungen und Erweiterungen schon längst vorhandener Gedichte, und zwar entweder lateinischer Kirchengesänge oder älterer deutscher. So ist das berühmte Lied: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfungen“ nur eine Überarbeitung eines alten lateinischen Hymnus von Notker Balbulus (gestorben 912) Notker. „media vita in morte sumus“, den dieser dichtete in der Angst, als er der Gefahr der Bauleute bei der Errichtung einer Brücke bei dem Martinstobel zusah. Dieses Gebet kam zu großer Verbreitung, zum Ansehen eines Zaubers, den eine Partei der andern beim Beginne der Schlacht zusang, so daß 1310 auf einer Synode zu Köln²⁾ verboten wurde, ohne Erlaubnis des Bischofs dieses Lied gegen irgend jemand zu singen. —

Lieder und nationale Geschichtschreibung der Nordfranzosen.

Die Liederdichtung bei den Nordfranzosen entstand später als bei den Lieder. Provenzalen. Die Dichter heißen Trouveores oder Trouvères, aber ihre Leistungen sind mannigfaltiger und reicher. Haben sie auch nicht die stolze Lebendigkeit der Südfranzosen, so besitzen sie dagegen mehr Tiefe und Schärfe. Die Zahl der nordfranzösischen Liederdichter des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts ist groß. Die alten Handschriften zählen hundertfünfzig Namhafte auf und das Vorhandensein so vieler Handschriften beweist, wie un-

¹⁾ Das Wort „Leis“ ist wohl aus dem häufig wiederkehrenden Kyrie eleison entstanden. Paul, l. c. II, 1. p. 375–378. — Lindemann, l. c. p. 320–326. — Vergl. Göttsche, l. c. I, p. 236–241.

²⁾ Gesele, l. c. VI, p. 485.

gegründet der Vorwurf ist, die Kirche habe die Blüte der nationalen Literatur durch die Verbreitung der lateinischen gehemmt.

Thibaut.

Der gefeiertste ist Theobald (Thibaut) VI. von Champagne, le Bon, le Grand, le Chansonnier genannt,¹⁾ den wir oben als Gegner, dann Verehrer und Helfer der Königin Blanca, der Mutter Ludwigs des Heiligen, kennen gelernt haben.²⁾ Die Chronik von Saint-Denis bemerkt über ihn: „Blanca machte ihm Vorwürfe, daß er auch in den Reihen ihrer Gegner stehe. Darauf antwortete der Graf: ‚Meine Treue, Madame, mein Herz und mein ganzes Land steht zu Eurem Befehl! Ich will alles thun, was Euch gefällt, und, so Gott will, werde ich nie gegen Euch oder die Euren ziehen.‘ Und von da gieng er ganz nachdenklich hinweg und oft kam ihm in Erinnerung der süße Blick und die edle Haltung der Königin und sein Herz faßte Liebe; aber wenn er dachte, daß sie so hoch über ihm stehe und einen so guten Ruf habe, so wandelte sich seine Minne in große Traurigkeit und, weil tiefes Nachdenken Melancholie erzeugt, so riefen ihm kluge Männer, seine Gefühle in Verse zu bringen, und er und Gaston Brulle (ein berühmter Dichter aus der Champagne) machten nun zusammen die schönsten Lieder, die je gehört wurden.“ Auch Dante erwähnt dieses Dichters mit vieler Achtung. Theobald hatte ein feines Gefühl für Musik und eine hohe Anmuth des Ausdrucks. Bei ihm finden wir schon den Wechsel zwischen männlichen und weiblichen Reimen. Der Dichter starb 1253 zu Bampeluna.

Gaston Brulle.

Marie de France.

Auch eine Frau, Marie de France, findet sich unter den Trouvères. Sie ist geboren zu Compiègne, sie lebte lang in England (1205), wahrscheinlich angezogen von der Freigebigkeit, welche die anglo-normännischen Könige gegen dichterische Talente bewiesen.³⁾ „Ihre Lais“, sagt ein zeitgenössischer Dichter, „verschafften ihr hohes Lob von Seite der Edlen des Hofes. Oft lassen sie sich dieselben vorlesen oder erzählen. Auch die Damen des Hofes finden großes Vergnügen daran.“ Das Lob hat einen guten Grund. Einfachheit, Anmuth des Ausdrucks und Tiefe des Gefühls sind ihr eigen. Sie besitzt ein glänzendes Talent der Schilderung. Ihre Erzählungen sind nicht eigene Erfindung, sie hat offenbar den Stoff bretonischen Vorbildern entlehnt, aber die Art, wie sie denselben behandelt, zeigt ihr dichterisches Talent, und die Eifersucht auf ihren Ruf und die Sorge, andere möchten ihre Arbeiten als eigene ausgeben, beweist, daß sie den Wert ihres Talentes wohl zu schätzen wußte. Außer ihren Lais oder Liedern schrieb sie eine Sammlung von Fabeln, von denen viele aus Aesop entlehnt sind („Le dict d'Ysopet“), und eine Erzählung vom Segeseuer des heil. Patrick („Purgatoire de saint Patric“).

Couchy.

Berühmt ist ferner der Schlosshauptmann (chatelain) von Couchy.⁴⁾ Er war bekannt als Dichter, wohlbewandert in der zeitgenössischen Literatur,

¹⁾ Seine Lieder wurden in zwei Theilen zu Paris herausgegeben von Levesque de la Ravallière, 1829 wieder von Roquefort und Michel, 1851 in Rheims von Tarbé mit sehr schönen Beigaben: „Recherches sur la vie littéraire et les œuvres de Thibault.“ — Vergl. auch „Histoire littéraire de la France“, II, p. 765. — Villemain, Tableau de la littérature, IX, leçon.

²⁾ Vergl. Bd. V, S. 637 f. dieses Werkes. 5. Aufl.

³⁾ Über sie selber enthalten ihre Lieder nur die kurze Nachricht: „Marie ai nun, si sui de France“. Roquefort, Poésies de Marie de France, II, p. 401.

⁴⁾ Francisque Michel, Essai sur la vie et les chansons du chatelain de Couchy, als Einleitung der Ausgabe von 1830.

begleitete Richard Löwenherz auf dem Zuge ins Heilige Land und wurde durch einen vergifteten Pfeil im Kampfe mit den Saracenen tödlich verwundet. Sterbend befahl er seinem Knapen, sein Herz nebst einer Haarlocke der Geliebten zu bringen, deren Name jedoch, obgleich die Trouvères sie in der Regel die Dame von Fabel oder auch Gabriele de Berghe nennen, nicht sicher mehr ermittelt werden kann. Der Knappe wurde aber beim Überbringen vom Gemahle der Dame betrogen, der dadurch an der Ungetreuen barbarische Rache ausübte, daß er ihr das Herz des Geliebten als Speise aufstellen ließ und ihr nachher erst sagte, was sie genossen. „Ich habe etwas so Kostbares gegessen,“ sagte die Dame, „daß ich nichts weiter mehr mag“, und hungerte sich zu Tode. Die vierundzwanzig Lieder, die unter dem Namen des Schlosshauptmanns von Couch noch vorhanden sind, haben Anmuth, Feuer und Naivität. In die Reihe dieser Dichter gehören noch Jacques de Chison, ein Zeitgenosse des Königs Theobald; Jean Errars, ein Kammerherr Philipps des Kühnen; Eustache le Peintre aus Rheims (gestorben 1240); Hugo Graf von der March, derselbe, dem Johann ohne Land die Braut Isabella von Angoulême wegnahm, die sich jedoch nach dem Tode des Königs mit ihrem ehemaligen Geliebten vermählte; Thierry und Raoul von Soissons, Begleiter Ludwigs des Heiligen auf dem Kreuzzuge; Helinand, der Hofdichter Philipp Augusts (gestorben 1209).

Unter den Liederdichtern des fünfzehnten Jahrhunderts mögen zwei hier genannt sein: einer, der an den Stufen des Thrones seine Jugend zubrachte, und ein anderer, der im Diebsviertel von Paris und im Gefängnis und Spital verweilte und zweimal gehängt werden sollte. Jener ist der Sohn der edlen Valentina Visconti und des ermordeten Herzogs Ludwig von Orleans, Karl von Orleans. Von einer tugendhaften Mutter gebildet, hatte Orleans frühe Rache zu nehmen für den Mord seines Vaters. In der unglücklichen Schlacht von Azincourt gefangen, ward er nach England gebracht und lebte fünfundzwanzig Jahre, den besten Theil seines Lebens, unter den Feinden seiner Heimat. Seinen Kummer, daß er nicht die schöne Sonne Frankreichs, daß er nicht die Freuden des Mais in der Heimat genießen könne, hauchte er in anmuthigen Liedern aus. 1440, 41 Jahre alt, erhielt er seine Freiheit wieder und starb 1466 unter Ludwig XI. Der andere ist François Corbevil, gewöhnlich genannt Billon (der Schurke), ein Pariserkind, geboren im Jahre da Jean d'Arc endete, der Sohn eines armen Schuhmachers und einer frommen Mutter. Die Gelegenheit, ernste Studien zu machen, versäumte er leichtsinnig; Armut und schlechte Gesellschaft ließen den jungen Studenten bald vergessen, was Anstand und Ehre gebot. Er wurde Mitglied einer Diebsbande: er nahm theil an einem letzten Einbruch, wurde gefangen und zum Tode verurtheilt. Er schildert in seinem Lied, wie er sich am Galgen ausnehmen werde. Karl von Orleans rettete ihn. Das Leben ward ihm geschenkt, aber er mußte Paris verlassen. 1461 finden wir ihn wieder in Gefahr, durch den Strick wegen Falschmünzerei zu enden. Diesmal soll ihn Ludwig XI. begnadigt haben. Billon hatte aber einen göttlichen Funken in sich, einen Zug von Anacreon und Horaz, und obgleich er versunken ist in Laster und Verbrechen, so hören wir in seinen Liedern doch oft den Aufschrei einer edleren Natur. Karl von Orleans ist matt dem Feuer und der Thatkraft in den Liedern dieses Vagabunden gegenüber.

Im Jahre 1802 gab Vanderbourg Gedichte der Marguérite Eleonore Clotilde von Ballon Chalyz, Dame von Surville, heraus. Diese Dame soll 1405 auf Schloß Ballon geboren, schon im zwölften Jahre ihr dichterisches

Karl von
Orleans.

Billon.

Surville.

Litera-
rischer
Betrug.

Talent entfaltet, 1421 einen Herrn von Surville geheiratet haben, der für die Sache des unglücklichen Königthums sein Vermögen und sein Leben einsetzte. Wären diese tiefgefühlten, für das unglückliche Königthum begeisternden, formvollendeten Lieder echt, so wäre die Dame von Surville (gestorben 1485) die erste Dichterin ihrer Zeit. Allein wir haben es hier mit einem Betrug zu thun, wie im achtzehnten Jahrhundert einer durch Chatterton in England verübt wurde. Ein Herr von Surville, ein Mann von Geist und Herz, diente in Amerika, kam nach Frankreich zurück, um während der Revolution auszuwandern, kehrte dann wieder zurück, um gegen Napoleon zu kämpfen, und fand den Tod. Ein treuer Anhänger der königlichen Sache, hüllte er seinen Schmerz über die Abtrünnigkeit so vieler vom Adel und seine Begeisterung für die Sache der Legitimität in Verse, die er einer Dame seines Geschlechts im fünfzehnten Jahrhundert zuschrieb und in denen er den Ton der Dichtungen jener Zeit sehr oft vorzüglich wiederzugeben wußte. Dichtungen, die er unter eigenem Namen früher herausgegeben hatte, waren wenig beachtet worden; diejenigen, die er im Namen einer Dichterin des fünfzehnten Jahrhunderts herausgab, erregten hohes Aufsehen, namentlich als Frankreich den Druck der napoleonischen Regierung zu fühlen und der alten Dynastie sich zu erinnern begann. Scharfsinnige Kritiker fanden bald eine Menge Anachronismen. Der Betrug ist merkwürdig, die Lieder aber sind reizend.

Fa-
bliaux.

Contes.

So viel von der Yrif. Nun zu den Fabliaux und Contes, den Märchen und Erzählungen, die meist aus fabelhafter Quelle stammen und, wie wir aus den zahlreichen Handschriften, die mit allem Luxus ausgestattet, jetzt noch vorhanden sind, schließen können, äußerst beliebt und verbreitet waren. Boccaccio und Molière haben aus ihnen geschöpft, wie Bürger und Wieland. Sie sind in Reimen, zumal die Sprache leicht eine Menge Reime bietet. Die Erzählung ist meist spannend, und wenn die Dichtung den Leser auch heute nicht mehr fesselt, wie im Mittelalter, so ist sie doch wichtig für das Studium der Sprache und die Kenntnis der Sitten. Viele aber sind heute noch reizend durch spannende Handlung, durch Zartheit und Naivität des Tones. Die Blüte dieser Dichtungen fällt in Frankreich in das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert. Die Erzähler waren überall willkommen, sie hießen Ménestriers, die Dichter selber aber Fabliers.¹⁾

„Le
roman
de la
rose.“

Vorriß.

Früher als bei den Deutschen finden wir bei den Franzosen allegorische Romane. Das berühmteste Werk dieser Art, „Le roman de la rose“, erschien schon 1240, mindestens der erste Theil, in dem der Plan des Ganzen schon enthalten ist; er enthält 4068 Verse, sein Verfasser ist Guillaume de Vorriß, gestorben 1260. Der Verfasser träumt, dies ist der Inhalt, daß er auf einem Spaziergang außer der Stadt an einem Frühlingstage auf eine Wiese kommt, auf welcher er einen schönen Garten und in diesem Garten eine rothe Rose sieht, deren Pracht und Schönheit ihn fesselt. Er geht auf sie zu und will sie pflücken, da kommen aber böse Wesen und hindern ihn, während gute ihn begünstigen. Böse wie gute Wesen sind lauter Allegorien, wie Heuchelei, Bösemaul, Freund-

¹⁾ Eine große Sammlung hat 1779 Le Grand d'Aussy veröffentlicht, eine zweite Méon 1823: „Nouveau recueil de Fabliaux“; eine Sammlung von alten Ritterromanen gab Graf Treßan 1782 heraus: „Corps d'extraits de romans de chevalerie“.

lichkeit, Frömmigkeit. Tausend Hindernisse gibt es zu überwinden, immer wird er von der Rose zurückgetrieben und immer wieder durch gute Wesen in ihre Nähe zurückgebracht. Endlich, nachdem er über Gräben gesetzt, über Mauern gestiegen und viele Schlösser eingenommen, gelingt es ihm, die Rose zu pflücken. In demselben Augenblick erwacht er aber auch aus dem Traum. Das ist der Gang des ganzen Gedichtes, in dessen Vers 4068 es heißt: „Hier ruhte Wilhelm aus, möge sein Grab voll sein von Wohlgerüchen! Jetzt kommt aber Clopinel, welcher den Roman vollenden wird.“ Clopinel ist nur ein Schimpfname, der Hinkende, der eigentliche Name des Fortsetzers ist Jean de Meun, und hier fand ein unvollendetes Werk einen Fortsetzer, der mehr Geist hatte als der erste Urheber. Fünfundvierzig Jahre später erschien denn das Ganze vollendet. Der zweite Theil ist viermal so groß als der erste — und Jean de Meun ein sehr gelehrter und witziger Mann zugleich, der sein reiches Wissen in Mythologie und Geschichte in unzähligen Episoden anbringt und seinen bitteren Witz über Frauen, Geistliche, Beamte ausschüttet. Nach der Idee des Ganzen sollte eigentlich „Der Roman von der Rose“ sein, was Ovids „Buch von der Kunst zu lieben“. Unser Verfasser aber setzt die Liebe in den Versen herab:

„Maint i perdent, bien dire j'os,
Sens, tens, chatel, cors, ame et l'os.“

Über die Frauen findet sich eine so hoshafte Stelle, daß der Dichter einmal unter den Ruthen der erbitterten Pariserinnen wohl hätte sein Leben lassen müssen, hätte er nicht in seiner Geistesgegenwart zunächst um Entschuldigung gebeten und dann erklärt, diejenige möge zuerst zuschlagen, die sich von seinen Versen am meisten getroffen fühle. Namentlich geißelt er die Heuchelei. Viele seiner Verse sind sprichwörtlich geworden. Der Roman erregte bei seinem Bekanntwerden den höchsten Enthusiasmus und die höchste Erbitterung. Der Hof, der Clerus, der Adel, der Richterstand, alles erging sich in Lob oder erbittertem Tadel über denselben. Entscheidend im Urtheil war natürlich die Frage, was das Pflücken der Rose bedeutet. Die Vertheidiger sagten: es ist das Erlangen der höchsten Weisheit oder der Seligkeit des inneren Friedens. Ja, die Alchimisten fanden darin sogar die Kunst, Gold zu machen, den Stein der Weisen. Christine de Pisan griff mit scharfen Worten die Dichtung an, warnte die Väter, ihren Kindern diesen sittenlosen Roman in die Hände zu geben: kein Weib könnte ihn lesen, ohne vor Scham zu erröthen. Ihre mächtige Stütze in diesem Streit war der große Gerson, der Erwählte der Erwählten, wie sie ihn nennt. Heutzutage läßt uns der Roman kalt, die vielen Allegorien verstoßen gegen unsern Geschmack, die Nacktheiten widern uns an, aber einst schied dieses Buch das ganze gebildete Frankreich in zwei Parteien. Jean de Meun starb 1314. Andere Romane dieser Art sind das „Gedicht von der Pilgerschaft“ zwischen 1300 und 1358 von einem Geistlichen Guillaume de Deguillleville verfaßt. Auch Froissart, der Geschichtschreiber und zugleich lyrische Dichter, hat sich nicht ohne Glück in dieser Richtung versucht.

Das Drama hatte in Frankreich im Anfang dieselbe Entwicklung wie in Deutschland und England. Die Mysterien entstanden aus den lebenden Bildern, welche Wallfahrer auf ihrer Rückkehr von San Iago, Jerusalem, Loreto auf öffentlichen Plätzen darstellten, Scenen aus dem Alten und Neuen Testamente. Den religiösen Ernst zu mildern, wurden heitere Scenen als

Jean de Meun.

Drama.

Con-
frérie
de la
Pas-
sion.

Zwischenspiele, Entremets, Intermezzos eingeschoben. 1402 unter Karl VI. begann ein stehendes Theater in Paris; von dem berühmtesten ihrer Stücke hatte die Gesellschaft den Namen Confrérie de la Passion. Die Darstellung des Lebens des Erlösers nahm mehrere Tage in Anspruch (daher die Abtheilung der Stücke in Journées), der Plan war großartig, die Sprache volltönend, die Aufmerksamkeit der Zuschauer groß, die Bühne dreistöckig: oben saß die Dreieinigkeit, umgeben von den himmlischen Heerscharen; in der Mitte war die Welt, in der das Stück spielte; der untere Theil stellte die Hölle dar in Form eines Drachenkopfes mit glänzenden Stahlaugen, das Maul öffnete sich von Zeit zu Zeit, um einen Teufel auszuspeien oder eine arme Seele zu verschlingen oder um einen Blick in die Qualen der Verdammten zu gewähren. Man hörte abwechselnd die Freudengesänge der Seligen und das Jammergeschrei der Verdammten. Das Stück begann in der Mitte und endete oben oder unten. Ein großer Stoff war gegeben, unter günstigen Umständen und unter der Leitung eines hochbegabten Mannes konnte das französische Drama von den Mytherien aus eine Höhe der Vollendung erreichen wie das englische.

Ge-
schichte.

Geschichtschreiber in ihrer eigenen Sprache haben die Franzosen früh schon, und zwar sehr wertvolle, und zum Vortheile für ihre Literatur schrieben nicht Stubengelehrte, sondern Männer, welche Kriege durchgemacht, welche als Minister, als Gesandte die Welt kennen gelernt hatten. Diese Geschichtsbücher, welche darum voll sind von verständigen Ansichten, von vernünftigen Bemerkungen über die Welt und ihren Lauf, schildern zugleich, weil sie Selbsterlebtes erzählen, frisch und anschaulich Charaktere und Ereignisse. — Das Memoire ist den Franzosen vorzugsweise gelungen. Es ist subjectiv und die Franzosen ein subjectives Volk. Fern von der Schwerfälligkeit der Chronik, die objectiv ist, schildert es mit einer reizenden Leichtigkeit, oft auch Flüchtigkeit, wie der Handelnde zu seinem Thun kam und die Handlungen anderer sich erklärte. Das Memoire ist abgeschlossen und einheitlich und führt wie das Drama die Ereignisse zur lebendigen Gegenwart vor. Es ist nicht ohne Grund bemerkt worden, daß die Franzosen fast nur Memoirenschreiber zu Geschichtschreibern hatten, und daß ihre Leistungen in der allgemeinen Geschichte nicht ihrem vorzüglichen Talent für Beobachtung und Darstellung und politische Auffassung entsprechen.

Me-
moire.

Willehar-
doun.

Da ist der erste, der uns in einer immerdar fesselnden Weise seinen Antheil an einem Weltereignis und seine Auffassung desselben geschildert hat, Geoffroi Sire de Willehardoun.¹⁾ Der Verfasser, auf dem Schlosse

¹⁾ Mémoires de Geoffroy de Ville-Hardouin, im I. Band, p. 9 bis 111 der „Nouvelle collection des mémoires pour servir à l'histoire de France depuis le XIII^e siècle jusqu'à la fin du XVIII^e, par Michaud et Poujoulat“. Paris 1836. Die Fortsetzung liefern die „Mémoires de Henri de Valenciennes“, ibid. p. 118 – 158.

Villehardouin 1155 geboren, war von hohem Adel, reich und schon Vater von fünf Kindern, als er 1199 das Kreuz nahm. Er gieng im Auftrag seiner Genossen nach Venedig 1201 und hielt die Anrede an die Venetianer, welche alle zu Thränen und zur Bewilligung der Schiffe bewog, und dann nahm er wichtigen Antheil an allen jenen Ereignissen als Mann von Kopf und Herz und tüchtiger Kämpfe. Bei der Theilung des griechischen Reiches bekam er fünf große Lehen in Thessalien, namentlich die Stadt Messinopolis, und den Titel eines Marschalls von Romanien und hier in der Ruhe schrieb er mit reizender Naivität und mit dem Schwung, mit dem eine große Seele an großen Ereignissen theilgenommen hat, sein unschätzbares Buch „De la Conqueste de Constantinople“, welches 1585 in Paris zum erstenmal gedruckt wurde. Er ist ein merkwürdiger Maler der Sitten und politischen Zustände. Wie lebhaft steht dieser kühne Adel Frankreichs vor unsern Augen, der einen Kreuzzug für sich beschließt, ohne seinen König zu fragen, und seinen Beschluß mit einem Heldenmuth ohne gleichen durchführt, welchem Kampf und Gefahr Genuß sind, und wie lebendig steht Venedig mit seinem arbeitsamen, zähen, gewinnstüchtigen Volke vor uns, und dann Constantinopel in seiner herrlichen Natur, mit seinen ragenden Bauten, mit seinen Kunstwerken und Heiligthümern, mit seinem feigen und doch wieder leidenschaftlichen Pöbel, mit seinem schlaun, aber treulosen Hof! Und der Entnerbung der Griechen gegenüber diese tapferen und freimüthigen Ritter, die in ihren Versammlungen sprechen, wie einst die Redner auf dem Forum, und jetzt abendländische Sitte, Turniere, Sprache nach Athen und Byzanz bringen! Man glaubt oft, so lebendig sind die Schilderungen, einen Roman zu lesen, wäre der Bericht nicht so wahrheitsgetreu.

Ein Nebenbuhler seines Ruhmes als Geschichtsschreiber wurde bald Jean Sire de Joinville, dessen herrlicher Bericht oben zur Grundlage für die Darstellung Ludwigs des Heiligen wurde.¹⁾ Joinville ist auf dem gleichnamigen Schlosse in der Diöcese Chalons sur Marne um 1223 geboren und wurde am glänzenden Hofe des Theobald VI. de Champagne erzogen. 1248 nahm er nach einer bewegten Jugend mit dem heil. Ludwig das Kreuz, verkaufte oder verpfändete sein Gut, rüstete neun Ritter aus und nahm 700 Bewaffnete in Sold, wahrscheinlich nicht ohne Hoffnung, ein Fürstenthum im Heiligen Land zu erwerben, wie es so vielen französischen Rittern nach der Eroberung von Constantinopel und Griechenland gelungen war. Es gieng ganz anders und arm kam Joinville zurück, wie er so naiv und beredt zugleich in der Volkssprache erzählt, mit einer Herzlichkeit, mit einer Wahrheit, mit einer Heiterkeit des Geistes, die uns an Herodot erinnert. Wie tief faßt er nicht den Charakter Ludwigs des Heiligen auf, und wie lebendig führt er uns ihn nicht vor, daß wir meinen, den edlen König vor uns stehen zu sehen! Und bei aller Loyalität gegen die Monarchie bleibt er ein freimüthiger Mann, der dem Nachfolger Ludwigs des Heiligen ins Gesicht sagt: „Möge der jetzt regierende König sich ein wenig inacht nehmen, denn wenn er seine Fehler nicht bessert, so wird Gott nicht ermangeln, den König in seiner Person oder in den Interessen seiner Krone zu strafen.“ Diese Memoiren sind ein merkwürdiges Bild der Zeit. Wir sehen den Ritter, den Weltmann, den Freund des Königs, den Christen und den einfachen Historiker in jedem Satze des Buches und zugleich den bescheidenen

Joinville.

Freimüth.

Talent.

¹⁾ Mémoires du Sire de Joinville, Histoire de Saint Louis, im ersten Band der ebengenannten Sammlung, S. 173—329. — Vergl. Bd. V, S. 637—672 dieses Werkes. 5. Aufl.

Mann, der nicht besser, nicht frommer, nicht tapferer sein will, als er ist. Er will nicht schön schreiben, aber gerade diese Bemühung, immer wahrhaftig zu sein, während er einen der schönsten Charaktere darstellt, ersetzt uns alle künstlichen Schönheiten. Und bei aller Frömmigkeit und Leichtgläubigkeit, was die Kunde des Orients anlangt, finden wir doch wieder in ihm einen nüchternen und scharfsinnigen Beobachter. Er ist in seiner Art ein unerreichbares Muster und starb 1319.

Froissart. Musterhaft, aber in anderer und nicht so edler Richtung, ist Jean Froissart.¹⁾ Er ist der Sohn eines Wappenmalers zu Valenciennes, geboren 1333, gestorben zu Chimay zwischen 1400 und 1419.²⁾ In seinen Gedichten, welche in der Brachtausgabe von Buchon mitgetheilt sind, schildert er seine Jugend, sein heiteres Leben. Er war ein lustiger Geselle, liebte Jagd, Musik, heitere Gesellschaft, Schmuck, Frauen und Wein. Aber dabei fand er doch auch Zeit zu Studien. Sein lebendiger, neugieriger, forschender Geist ließ ihm keine Ruhe, sein riesiges Gedächtnis behielt alles, sein scharfer Verstand führte alles auf die letzten Folgen zurück, seine feurige Phantasie wußte alles wieder neu zu gestalten — und so wurde er der anziehendste Geschichtschreiber seiner Zeit. Seine reiche Begabung wurde bald bemerkt, und bald fand sich ein Protector in Johann von Beaumont. Als aber dieser im Jahre 1356 starb, gieng Froissart nach England, wo eine Nichte Beaumonts, Philippine von Hennegau, als Gemahlin Eduards III. Königin war. Diese nahm ihn als Landsmann freundlich auf und sie ermunterte ihn zur geschichtlichen Darstellung der Ereignisse und Kriege seit der Schlacht bei Poitiers (1322), womit sich Froissart übrigens schon seit seinem zwanzigsten Lebensjahre, also seit 1353, beschäftigte. Die Liebe zu einer vornehmen Dame in Valenciennes trieb ihn bald wieder in die Heimat zurück. Doch seine Liebe ward abgewiesen und er entschloß sich, um 1360 jeder weiteren irdischen Liebe zu entsagen, wenn auch das Bild der einen Geliebten noch frisch in seinem Herzen war, auch als seine Haare schon weiß waren. Er trat in den geistlichen Stand, kehrte im Jahre 1361 nach England zurück, wo ihn die Königin Philippine mit dem früheren Wohlwollen aufnahm und zum Geistlichen ihrer Kapelle ernannte. Auf ihre Kosten machte er große Reisen, um die Welt und die Ereignisse kennen zu lernen, denn er liebte ebenso das Reisen als das Geschichtschreiben. Im Jahre 1365 ist er in Schottland bei den Douglas, 1366 in Bordeaux mit dem Prinzen von Wales, mit dem er nach Spanien gegen Heinrich von Trastamara ziehen will. 1368 ist er im Gefolge des Herzogs von Clarence in Italien und wohnt der Vermählung desselben mit einer Visconti bei und trifft bei den Festlichkeiten mit Petrarca und Chaucer zusammen. Von da besucht er Savoyen, Bologna, Ferrara, Rom und kehrt über Deutschland nach Flandern zurück. Die gute Königin Philippine war 1369 gestorben und so mochte er zunächst nicht mehr nach England zurückkehren und blieb am Hofe von Brabant. Im Jahre 1372 gieng er nach Flandern und wurde 1373 Pfarrer von Vestines. Aber auch hier

Reisen.

1) Les chroniques de Sir Jean Froissart avec notes, éclaircissemens, table et glossaire par Buchon, III voll. Paris 1837. Biographie de Sir Jean Froissart, écrite par lui-même. vol. III, p. 479–541. — Eine neue Ausgabe in größtem Maßstabe besorgte Kervyn de Lettenhove, *Euvres de Froissart publiées avec les variantes des divers manuscrits*, Bruxelles 1870–1877, 29 voll.

2) Kervyn, l. c. I, 1, p. 15 f., 463.

ließ es ihn nicht lange ruhen, er hatte die Beharrlichkeit eines eifrigen Seel-sorgers durchaus nicht.

Froissart mußte sich in großen Kreisen bewegen und die Welt sehen, wollte er seinem Drang, Geschichte zu schreiben, genügen; denn anders konnte er die Ereignisse nicht genau erfahren. Zeitungen gab es damals noch nicht; keine Troubadours und Trouvères zogen mehr von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt; auch der Stand der irtenden Ritter, die von einem Abenteuer zum andern, von einem Krieg zum andern zogen, war vor der nüchternen Richtung der neuen Zeit verschwunden. Froissart griff zu demselben Mittel, zu dem einst Herodot und Thukydides gegriffen, er wanderte, um die Hauptstätten großer Ereignisse zu schauen und mit den Hauptträgern bekannt zu werden. Zuerst trat er in den Dienst des Herzogs von Brabant, Wenzels von Luxemburg, der selber ein Dichter war: er feilte ihm die Verse und schuf dessen und eigene Dichtungen zu einem Roman um, „Meliador oder der Ritter mit der goldenen Sonne“. Als Wenzel am 8. December 1383 starb,¹⁾ trat Froissart in den Dienst des Grafen von Blois, welcher freigebig Kunst und Wissenschaft unterstützte und ihn aufforderte, seine Chronik fortzusetzen, und ihm dazu Stoff und Geld zum Reisen gab. Und nun wandert unser Froissart, in der Überzeugung, nach seinem Tode werde sein Werk bei großen Männern und angesehenen Leuten die Erinnerung an die Vergangenheit festhalten, und da erzählt er uns, wie er auf der Reise zum Grafen von Foix nach Bearn 1388 einen Ritter trifft, der viele Kriege seinerzeit mitgemacht hat, und da läßt er diesen nicht los, bis er ihm alles erzählt hatte, was er wußte. Er ritt immer neben ihm her und fragte ihn, bis er ihn wie eine Citrone ausgepresst hatte. Abends trank er mit ihm guten Wein, bis der Ritter müde wurde, zu erzählen, und dann schrieb unser Froissart nieder, „denn in der Schrift bewahrt man Gehörtes am besten auf“. Am Hofe von Bearn fand er die huldvollste Aufnahme. Der Graf von Foix liebte die Dichtkunst und galt für den tapfersten, lebenswürdigsten und edelmüthigsten Fürsten seiner Zeit, — nur hatte er seinen Sohn umgebracht, was aber Froissart wenig kümmerte. Von da reist er wieder nach Holland, dann nach Paris, wo er den Einzug der Isabeau von Bayern sieht, 1389; er ist im gleichen Jahre in Avignon bei der Zusammenkunft des Papstes mit Karl VI. und bei Festen anderer Art. In Brügge hört er bald darauf, daß ein portugiesischer Ritter gerade in Seeland sei, und sogleich bricht er auf und findet den Mann gefällig und läßt sich sechs Tage über Portugal erzählen, bis dieser nichts Neues mehr zu sagen weiß, und Froissart schreibt eifrig nieder, was er gehört hat. Froissart altert schon, aber das Jugendfeuer lebt noch in ihm, und er geht im Jahre 1395 wieder nach England hinüber und erzählt, wie er dem König Richard II. seinen Roman „Meliador“, schön eingebunden, schenkte, und wie Richard Freude daran hatte, und wie er wohl gepflegt wurde und zuletzt eine glänzende reich gespielte Börse erhielt. Und eines Tages fragt ihn ein Ritter: „Habt Ihr schon jemand gefunden, der Euch von der Reise des Königs nach Irland erzählen kann?“ und auf seine verneinende Antwort erzählt ihm der Ritter, der dabei war, was er nur immer Erzählenswerthes wußte, und Froissart benützte es für seine Chronik. Später zog er sich nach Chimay zurück, wo er ein Canonicat hatte, und hier gab er seiner „Chronique de France,

Wie er
den Stoff
sammelt.

¹⁾ Pirenne, Geschichte Belgiens, aus dem Französischen übersezt von Arnheim, II, S. 254. Gotha 1902.

d'Angleterre, d'Ecosse et de Bretagne“ die letzte Vollendung. Hier starb er zwischen 1400 und 1419.¹⁾

Sein Werk umfaßt die Geschichte von 1322 bis 1400, namentlich „Die Geschichte Englands und Frankreichs“; denn hier pulsirt nach seiner Ansicht die Weltgeschichte. Um diese beiden Staaten gruppiert er die Ereignisse in andern Ländern. Den hohen sittlichen Schwung Joinvilles suchen wir vergebens bei Froissart. Überhaupt ist der sittliche Standpunkt nicht seine Stärke, aber ein Erzähler ist er, wie man keinen bessern findet. Er schildert die Schlachten, die großen Ereignisse, die Feste mit einer Lebendigkeit, als wäre er überall selbst dabei gewesen, und die Charaktere mit einer Wahrheit und gestaltenden Kraft, daß sie vor uns leben, und wendet in der Erzählung poetische Kunstgriffe an, die wir bei Homer wie bei Goethe finden. So sehen wir oft den Schatten eines Ereignisses in der Seele eines andern, den er als Erzähler auftreten läßt und werden darum umso mehr auf die Sache selber gespannt. Seine Bewunderung gilt der Größe, dem Glanz der Erscheinung, ob der Held jetzt ein Engländer, ein Franzose oder ein Spanier ist. Die Reden, die er vorbringt, sind nicht erdichtet, wie in den alten Geschichtschreibern, sondern so, wie sie wirklich gehalten wurden. Sinn für Statistik, wie Villani, hat aber Froissart nicht. Derartige Angaben bringt er nur wie zufällig. Daß er nicht in all seinen Angaben völlig verlässlich ist, erklärt sich aus der Art, wie er dieselben sammelte.

Also spiegelt sich das Mittelalter in der Dichtung und Geschichtschreibung; betrachten wir es jetzt in ihrem Gegensatz, in der Philosophie! —

Scholastik und Mystik.

Schola-
stik.

Scholastik heißt die Philosophie des Mittelalters;²⁾ wir können sie bezeichnen als den Versuch, das Christliche als vernünftig und das wahrhaft Rationale als christlich nachzuweisen. Der Scholastik steht gegenüber die

Mystik.

Mystik. Gerson definiert dieselbe in seiner Abhandlung über die mystische Theologie³⁾ dahin: „Sie stützt sich auf innerlich in den Herzen der frommen Seelen gehabte Erfahrungen; diese Erfahrung aber kann nicht zur unmittelbaren Erkenntnis oder Anschauung derjenigen gebracht werden, welche ihrer unkundig sind. Wenn nun Philosophie jede aus unmittelbarer Anschauung hervorgehende Wissenschaft heißt, so wird die mystische Theologie wahre Philosophie sein. In ihr Unterrichtete, auch wenn sie sonst noch so ungebildet sind, werden richtig Philosophen, ja noch richtiger Theosophen genannt, denen der himmlische Vater dasjenige offenbart, was er den Weisen und

¹⁾ Sein Leben ist eingehend geschildert im Kervyn de Lettenhove, l. c. I, 1, p. 3 - 464.

²⁾ Scholastik ist eigentlich die Lehre, welche man in der Schule bekommt. Jeder Unterricht wurde damals durch die Schule vermittelt, mündlich überliefert. Ein Lehrer heißt bei Quintilian Scholasticus, Forcellini s. v. Scholasticus. Der gründliche Kenner mittelalterlicher Philosophie, Sauréau, definiert darum in seiner Geschichte der scholastischen Philosophie, S. 36: „La philosophie scolastique est la philosophie professée dans les écoles du moyen-âge depuis l'établissement jusqu'au declin des écoles.“

³⁾ Considerationes de theologia mystica, 2, 10 und 40.

Klugen dieser Welt verbirgt. Die einfache Erkenntnis ist eine begreifende Kraft der Seele, welche unmittelbar von Gott ein natürliches Licht aufnimmt, in welchem und durch welches die ersten Principien erkannt werden, daß sie wahr und gewiß sind, wenn nur die Ausdrücke verstanden werden. Der Verstand aber steht gleichsam im Gesichtskreis zweier Welten, nämlich der körperlichen und der geistigen, und dient jetzt der geistigen Anschauung, jetzt der Sinnlichkeit. Das höchste Ziel der Mystik ist die Hinreißung (raptus, Ekstase), nicht der Einbildung oder des Verstandes, sondern des Geistes, so daß der Geist ganz in Gott, welchen einzig er liebt, ruht und ihm innigst vereinigt, ihm inhärierend, mit ihm ein Geist wird durch vollendete Conformität des Willens."

Ein Neuerer, Aleutgen,¹⁾ gibt die kirchliche Anschauung von der Mystik in den Worten wieder: „Der Gegenstand der Mystik ist eine geheimnisvolle Vereinigung mit Gott, zu der nicht alle berufen sind, und die darin besteht, daß die Seele durch außerordentliche Wirkungen der Gnade zu einer höheren Beschauung der himmlischen Dinge und vorzüglich Gottes selber erhoben werde und vermittels derselben jene übernatürliche Gemeinschaft mit dem Wesen Gottes, welche die heiligmachende Gnade den Gerechten verleiht, nicht mehr bloß durch den Glauben erfaßt, sondern auch durch Erfahrung kennen lernt. Es handelt also die Mystik sowohl von den ungewöhnlichen Prüfungen, denen Gott die auserwählten Seelen unterwirft, als auch von den Stufen der Beschauung, auf welchen er sie, wenn sie die Prüfung bestehen, zu sich emporgeleitet; und zwar ist sie bald mehr eine praktische Anleitung über die Weise, wie sich die Seele sowohl in den Prüfungen als bei den Gnadenerweisungen benehmen soll, bald aber bemüht sie sich, die Erfahrungen, welche auf dem Wege der Beschauung gewonnen werden, zu erklären, um dadurch über Gott und die göttlichen Dinge höhere Aufschlüsse zu geben.“ — „Die Mystik ist die Lehre von der Vereinigung mit Gott vermittels einer außerordentlichen Gabe der Beschauung und sie gehört insofern zur speculativen oder theoretischen Theologie, als manche Mystiker näher erörtern und mit den Glaubenslehren in Verbindung bringen, was durch solche Beschauung erfahren oder erkannt wird.“

Aleutgen.

In großen Naturen finden wir oft Scholastik und Mystik vereint, noch öfter finden wir beide Richtungen im Gegensatz: die Scholastiker werfen den Mystikern Unklarheit und Schwärmerei, die Mystiker den Scholastikern Kälte und Hochmuth vor. „Die Dialectiker“, meint Walter von St. Victor, „spannen Netze von allerhand Vernünfteilen und ziehen rings um sich den Dornzaun von Syllogismen. Sagen und Sätze sind bei ihnen in ewiger Unbestimmtheit, eins und dasselbe ist bei ihnen wahr und falsch und keines von beiden. Tausend feine Distinctionen erlauben ihnen dasselbe Ding bald zu leugnen, bald zu behaupten. Glaub' ihnen nur einmal und du wirst bald im Gewirr der Fragen und Gegenfragen nicht mehr wissen, ob Gott ist oder nicht Gott, ob Christus Mensch oder nicht Mensch, etwas oder gar nichts, nichts oder nicht nichts; und so in allen Dingen.“

Sophisterei.

Abälard hatte zum Philosophiren mächtig angeregt; nach seinem Hingange herrschte Verwirrung und Zweifel. Johann von Salisbury klagt:²⁾

1) In seiner Theologie der Vorzeit, IV, S. 56; II, S. 123. Münster 1860.

2) „Metalogicus“, 2.

Klagen über Sophisterei. „So viel Menschen, so verschiedene Ansichten; unter den Lehrern will keiner der Bahn eines andern folgen, jeder will sich einen eigenen Irrthum schmieden, um einigen Ruhm zu erlangen. Dichtung, Geschichtsschreibung, Beschäftigung mit dem classischen Alterthume werden verhöhnt, nur Philosophie solle man treiben. Jeder meint aber, wenn er nur fest austrete und recht schreie, ein eigenthümlicher Denker zu sein und zur Vorbereitung auf das Lehramt will man kaum so viele Zeit verwenden, als junge Vögel brauchen, um flügge zu werden.“ Einen bedeutenden Namen als Logiker hatte namentlich Gilbert de la Porrée,¹⁾ geboren zu Poitiers, Lehrer zu Chartres und dann zu Paris, 1142 zum Bischof von Poitiers erhoben; 1148, auf Betreiben Bernhards von Clairvaux, wurden einige seiner Sätze verworfen, und Gilbert fügte sich dem Urtheile und blieb Bischof bis zu seinem Tode im Jahre 1154. Er ist Realist, sieht in den allgemeinen Begriffen nicht rein subjective Producte des Denkens, ohne jedoch die Universalien als solche für objectiv zu halten. In Streit mit der Kirche gerieth er durch seine Lehre von der Dreieinigkeit; er unterschied nämlich zwischen der göttlichen Wesenheit und Gott und seine Gegner warfen ihm mit Grund vor, daß er, statt zu einer Dreieinigkeit, zu einer Viereinigkeit gelange.

Gilbert de la Porrée
con-
furiert.
Bern-
hard von
Clair-
vaux.
Sein Gegner Bernhard von Clairvaux ist der größte Mystiker dieser Zeit; er spricht seine Ansichten zerstreut in seinen vielen Schriften und Reden aus, vereint aber in seiner Abhandlung „Über die Gnade und den freien Willen“, „Über die Art, wie wir Gott lieben müssen“, „Über die Stufen der Demuth“ und in dem „Buch von der Betrachtung“, das er für seinen ehemaligen Schüler, Papst Eugen III., verfaßte. Seine Grundsätze sind: Die Dinge über uns werden nicht durch Schulbegriffe und Worte gelehrt, sondern reinen Seelen von dem Heiligen Geiste geoffenbart. Was das Gebet erfleht, soll die Betrachtung aufsuchen, und die Heiligkeit des Lebens muß in der Beschauung erreichen, was bloße Worte nicht auszudrücken vermögen. Die da reinen Herzens sind, werden Gott schauen. Der Mensch muß darum den Weg der Reinigung durchmachen; denn die Sünde trennt uns von der Wahrheit. Je tugendhafter der Mensch wird, umso heller wird sein Blick. Die Liebe ist die Schwinge, die uns zu Gott emporhebt. Der Grund, warum wir Gott lieben müssen, ist Gott selber, und das Maß dieser Liebe ist, daß wir ihn über alles Maß lieben. Ihm verdanken wir alles, darum müssen wir ihn lieben. Er ist der höchste Lohn unserer Liebe. Die Liebe zu Gott hat vier Stufen: zuerst lieben wir uns um unserer selbst willen, dann lieben wir Gott um unsertwillen, auf der dritten Stufe lieben wir Gott um seiner selbst willen, endlich in der höchsten Vollendung, in der Gottesliebe, lieben wir nicht bloß Gott um seiner selbst willen, sondern auch uns selbst und alles andere nur um Gottes willen. Haben wir in Demuth und Liebe das höhere Leben des Geistes errungen, so fängt das mystische Erkennen der Wahrheit an: zuerst die Betrachtung, dann die Anschauung der Wahrheit, dann die stauende Bewunderung und endlich die Ekstase, das Sichversenken in den Ocean der göttlichen Wahrheit. Aber die Selbstständigkeit der Seele geht dabei nicht zugrunde. Hierin unterscheidet sich Bernhard streng von allen pantheistischen Mystikern, welche die Seele im Ocean der Gottheit ganz verschwinden lassen. In schönen Bildern wahr er

Stufen
der Liebe
zu Gott.

¹⁾ Hauréau, Histoire de la philosophie scolastique, I, p. 447—478 Paris 1872.

die Substanz der Seele trotz ihrer Vergöttlichung. Ein kleiner Wassertropfen, sagt er, der in ein Gefäß Wein fällt, scheint nicht mehr das zu sein, was er war, indem er die Farbe und den Geschmack des Weines annimmt. Das Eisen röthet sich, wenn es vom Feuer erhitzt wird, und gleicht dem Feuer selbst; die Luft, die vom Sonnenlichte erhellt ist, leuchtet wie die Sonne. Die menschliche Substanz besteht aber fort, wenn auch in anderer Gestalt, mit anderer Ehre, mit anderer Macht. Wo findet aber Bernhard das Anzeichen, daß seine Seele sich zur Wahrheit erschwingen habe? — „Von dem Augenblicke an, da sie in meiner Seele einzog, hat die Wahrheit sie von ihrem Schlafe aufgeweckt, hat mein hartes und versteinertes Herz erweicht, gerührt und verwundet. In die innersten Tiefen eindringend, hat sie ihre thätige Macht an der Abnahme meiner Sünden gezeigt, an der Abtödtung fleischlicher Begierden, an der Besserung meiner Fehler, an der Erneuerung meines Lebens, an der allgemeinen Überschau der göttlichen Dinge, die mich zur Bewunderung der Größe Gottes hinbringen.“

Zeichen
der Boll-
endung.

So Bernhard in Frankreich. In Deutschland vertrat dieselbe Richtung eine Jungfrau, die eines Ansehens sich erfreute, daß sie an die Päpste Eugen III., Anastasius IV., Hadrian IV., Alexander III., an König Konrad III., an Kaiser Friedrich I. Mahnschreiben im Tone einer Prophetin senden durfte. Es war die heilige Hildegarde (1098—1179) im Rupertuskloster zu Bingen. Bernhard schrieb an sie: „Ich weiß, daß das Licht des Heiligen Geistes Dir die Geheimnisse des Himmels enthüllt und Dir offenbart, was den Verstand der Menschen übersteigt.“ Sie hingegen sagt selber von sich: „Die Weisheit unterrichtet mich im Lichte der Liebe und befiehlt mir öffentlich auszusprechen, auf welche Weise ich eine Seherin geworden bin. — Ich war zweiundvierzig Jahre und sieben Monate alt, als plötzlich ein mit blendendem Glanze vom Himmel herabkommender Strahl meinen ganzen Körper durchbohrte; er entzündete meine Seele, durchrieselte mein Herz und mein Gehirn und verzehrte mich sanft ohne mich zu brennen, oder brannte mich vielmehr, ohne mich zu verzehren. Alsobald fühlte ich mit neuer Erkenntnis mich begabt, ich verstand die Schriften, das Verständnis der Psalmen und der übrigen Bücher ward mir eröffnet; ich betrachtete die Geheimnisse, ohne den Buchstaben des Textes und die Fügung der Worte und Silben zu kennen.“

Die heil.
Hilde-
garde.

Also die Ekstase ist bei den Mystikern die Art, in der die höchsten Wahrheiten erfaßt werden, nicht das systematische Forschen. Die gleichen Anschauungen sprachen zwei andere berühmte Lehrer in dieser Zeit aus: der Deutsche Hugo und der Schotte Richard, beide Mönche im Kloster Saint Victor in Paris. Sie haben die Theorie der Mystik festgestellt.¹⁾

Hugo²⁾ ist wahrscheinlich ein Niedersachse, geboren um 1097, seine ersten Studien machte er im Kloster Hammersleben bei Halberstadt, kam nach Paris, wo er bald der Schule der Canoniker zu Saint Victor vorstand; er starb 1141, erst vierundvierzig Jahre alt. In seiner Zeit stand er im Ansehen, wie ein Augustin, ein Anselm; von keinem Philosophen sind so viele Handschriften vorhanden, wie von ihm, er galt für den besten Führer der Seele. Seine Schriften haben trotz der oft seltsamen Bilder etwas ungemein Fesselndes.

Hugo
von St.
Victor.

¹⁾ Kaulich, Die Lehren des Hugo und Richard von St. Victor. Prag 1861.

²⁾ Hauréau, l. c. I, p. 420 ff.

Manches von ihm geht unter fremdem Namen oder ist noch gar nicht gedruckt, dagegen ist nicht alles aus seiner Feder, was in der Ausgabe seiner sämtlichen Werke steht. Hugo hat alle philosophischen Systeme seiner Zeit durchgearbeitet, ist aber zuletzt bei der Mystik stehen geblieben. Unsere Erkenntnisse, Vernunft meint er, sind aus der Vernunft, oder nach der Vernunft oder über der Vernunft oder wider die Vernunft. Was aus der Vernunft ist, ist nothwendig und Gegenstand des Wissens; was nach der Vernunft ist, ist wahrscheinlich und Gegenstand des Glaubens, wie das, was über der Vernunft, also wunderbar ist; was gegen die Vernunft ist, kann niemals als wahr angenommen werden. Das, was über der Vernunft ist, kann bloß durch den Glauben erfaßt werden. Ohne die Offenbarung ist die Vernunft nicht imstande, für sich allein zur Erkenntnis der erhabensten Wahrheiten zu gelangen, Vernunft und Offenbarung müssen zusammenwirken. Der Mensch kam rein aus der Hand des Schöpfers und erfreute sich einer vollkommenen Erkenntnis, welcher die göttliche Erleuchtung in ihm bewirkte; es war dies der Zustand der Institution, aus dem ihn die Sünde in den Zustand der Destitution führte. Finsternis brach über seinen Geist herein, er verlor das Auge der Contemplation, durch das er früher das Göttliche in seinem Inneren erblickt hatte; das Auge der Vernunft wurde getrübt, nur das Auge des Fleisches blieb in seiner ursprünglichen Klarheit, der Wille aber strebte nicht nach den göttlichen, sondern nach den sinnlichen Gütern. Durch die Erlösung ist der Zustand der Restitution bedingt, die franke und verderbte Natur wird geheilt und auf Grundlage der Gnade und des christlichen Lebens eine Ähnlichkeit mit dem Zustande erwirkt, in dem sich der Mensch vor dem Sündenfalle befand. Die Stufen der wachsenden Erkenntnis sind Cogitatio oder das einfache Denken, Meditatio oder das in die Tiefe gehende Erforschen, endlich auf der Grundlage der sittlichen Vollkommenheit in der christlichen Liebe das Schauen oder die Contemplatio, deren Freuden Hugo in den Worten schildert: „Wenn der Geist anfängt, durch die reine Erkenntnis des Schauens aus sich herauszutreten, die ganze Schönheit jenes unkörperlichen Lichtes zu schauen und aus dem, was er innerlich wahrnimmt, den Wohlgeschmack innerster Süßigkeit zu kosten, dadurch seine Erkenntnis zu würzen und in Weisheit zu verwandeln, so wird in diesem Austritte des Geistes so viel gefunden und gewonnen, daß wie im Himmel ein Stillschweigen entsteht, so daß die Seele des Beschauenden durch keine sich gegenseitig bestürmenden Gedanken gestört wird und nichts findet, was sie entweder mit Sehnsucht verlangen oder was sie mit Abscheu ausscheiden sollte, sondern ganz in der Ruhe der Beschauung gesammelt wird.“

Richard von St. Victor. Richard ist die Zierde von Saint Victor er ist fein wie Hugo, hat aber mehr Blut, Schwung und Beredsamkeit; von Geburt ein Schotte, folgte er Hugo nach in der Stelle als Lehrer und Prior und starb wahrscheinlich 1173. Dies und daß er von dem hochmüthigen Abte Ervisius manches zu leiden hatte, ist alles, was wir von seinem Leben wissen. Umso bekannter sind seine Schriften über die Beschauung, über die Vorbereitung zum beschaulichen Leben, über die Austilgung des Bösen. Mit ruhiger Sicherheit bewegt er sich in diesen schweren Fragen, mit der Blut eines Dichters schildert er die Schauer der Entzückung, wo bald die Größe der Andacht, bald die Größe der Freude der Grund ist, daß die Seele sich nicht mehr zu fassen vermag! Vom Berge der Beschauung, meint er, beherrscht man alle menschliche Wissenschaft,

sieht man auf jede Philosophie herab. Plato und Aristoteles und die ganze Schar der Philosophen hätten sich nie auf denselben zu erheben vermocht.

Also in die Mystik mündet die philosophische Bewegung des zwölften Jahrhunderts aus, oder in die Skepsis; beide finden sich meist als Gegensätze in einer und derselben Zeit. Andere sammelten bloß die Früchte der bisherigen Bestrebungen und stellten sie in Systeme zusammen.

So Alanus ab Insulis, genannt nach seiner Vaterstadt Ville, welche lateinisch Insulae, flämisch aber Nyssel heißt. Dieser Alanus war ein vielseitiger Geist: Philosoph, Naturforscher, Dichter und Geschichtschreiber, von den Zeitgenossen angestaunt und als Magnus oder Doctor universalis gepriesen. Von seinem Lebensgang wissen wir fast nichts, als daß er um 1114 geboren und um 1203 gestorben ist. Er soll als Lehrer in Paris gewirkt haben, dann in den Cistercienser-Orden eingetreten und als Mönch gestorben sein.¹⁾ — Besser kennen wir ihn aus seinen noch vorhandenen Werken. Während er in seiner Schrift über die Hauptpunkte des katholischen Glaubens²⁾ an Clemens III. die katholische Lehre gegen die Angriffe der Juden, Mohammedaner und Irrlehrer vertheidigt, bringt er in den andern hin und wieder die platonische Ideenlehre vor, wie sie in Alexandrien weiter ausgebildet worden war. Besonders berühmt war aber sein Anticlaudianus,³⁾ ein allegorisches Lehrgedicht, das als Enchyclopädie des damaligen Wissens gelten kann.

Alanus
ab
Insulis.

In der Philosophie ein Skeptiker, im Leben ein begeisteter Vertheidiger der Rechte der Kirche, immer aber ein freimüthiger und geistreicher Mann, war Johann von Salisbury, meist genannt Joannes Parvus. Wann er in Salisbury geboren wurde, läßt sich so genau nicht mehr ermitteln, wahrscheinlich bald nach 1110, gestorben ist er 1180 als Bischof zu Chartres. Er machte seine Studien in Paris, namentlich unter Abälard, den er für den glänzendsten und tiefstinnigsten seiner Lehrer erklärte; um 1140 trat er selber als Lehrer in Paris auf, ohne jedoch, trotz seines reichen Wissens, seines Scharfsinnes und Freimuthes, großen Erfolg zu erringen. 1151 kehrte er in seine Heimat zurück und wurde Geheimschreiber Theobalds, des Erzbischofs von Canterbury. Der Kanzler Thomas Becket verwendete ihn zu mehreren wich-

Johann
von
Salis-
bury.

1) Bulaeus, *Historia Universitatis Parisiensis*, II, p. 432 ff.; — *Histoire littéraire de France*, XIV, p. 358 f. und XVI, p. 396 ff. — Seinen Übergang vom Verstandesstolz zur Glaubensdemuth im Cistercienser-Orden schildert die Sage („*Histoire littéraire de France*“, XVI, p. 400) also: „An der Schule in Paris versprach Alanus tollkühn eines Tages, er werde in der nächsten Lehrstunde das Geheimnis der Dreieinigkeit enthüllen. Am nächsten Morgen stieß er auf dem Gang zur Vorlesung entlang dem Ufer der Seine auf einen Knaben, der Wasser in ein kleines Loch schöpfte. Was machst du da?“, fragte er. „Ich will den Fluß in dieses Loch ausschöpfen, und solange ich kein Bett nicht trockengelegt habe, gebe ich keine Ruhe.“ — „Guter Junge! damit kommst du nie zu Ende!“ — „Doch eher, als Ihr Euren Plan ausführt.“ — „Welchen Plan?“ — „Das Geheimnis der Dreieinigkeit zu erklären.“ — Alanus begriff diese Wahrheit, verließ Paris und schloß sich in das Kloster von Cîteaux ein. Ganz im Gegensatz zu dem, was er in seiner Jugend gelehrt hatte, schrieb er jetzt in seinem Werke „*Regulae theologiae*“: „Omnis demonstratio aut est ad sensum, aut est ad intellectum. Deus autem nec sensu, quia incorporeus est, nec intellectu, quia forma caret, capi potest; potius enim, quid non sit, quam quid sit, intelligimus.“ *Regula* 36; ed. Migne, CCX, p. 688.

2) *De articulis catholicae fidei libri V*, ed. Migne, CCX, p. 595–618.

3) *Anticlaudianus, sive de officio viri boni et perfecti libri IX*, ed. Migne, CCX, p. 482–576.

tigen Verhandlungen mit dem römischen Hofe und gewann solches Zutrauen zu ihm, daß, als er selber Erzbischof geworden war, Johann sein Auge und sein rechter Arm wurde. Johann ermutigte ihn zum Widerstand gegen Heinrich II., wurde mit ihm verfolgt, durchirrte für ihn Frankreich, Italien und verfocht die Sache seines Herrn. Auch ihm war der Tod zugebracht, als Thomas Becket am Altare erschlagen wurde, nur durch einen Zufall entrann er den Händen der Mörder. Er wurde 1176 Bischof von Chartres und wohnte 1179 dem Concil in Lateran bei.¹⁾

Noch interessanter als Johannis Leben sind übrigens seine Schriften:²⁾ „Polycraticus, sive de curialium nugis et vestigiis philosophorum“ und „Metalogicus“; in der ersteren geißelt er die Anmaßung, die Zwistigkeiten der Philosophen seiner Zeit, die nur Wind säen, desgleichen die Thorheit und Niederträchtigkeit der Höflinge. Den verkommenen Fürsten gegenüber sucht er eine Wahrung der Rechte der Bevölkerung im Papst, welchem er das Oberaufsichtsrecht über alle Fürsten zuspricht. Die Philosophen nennt er die Hörnermacher, Cornificii, die mit ihren Schlüssen, welche sie wie Hörner zuspitzen, doch die Pforten der Wahrheit nicht eröffnen. Oft finden sich bei ihm Sätze, die an Hume gemahnen, dennoch ist sein Skepticismus kein vollständiger. So sagt er: „Daß wir Gott erkennen, ist nur Sache der Gnade. Während aber Gott allem einwohnt durch Natur, so wohnt er nur im Vernünftigen durch Gnade. Ja nur allein dadurch sind sie vernünftig, wiefern sie wissen, daß Gott in ihnen die Wahrheit sei, und sie sind weise, wiefern sie von seiner Weisheit erleuchtet werden. — Mit dem Vermögen seiner Allgegenwart umgibt Gott seine Creatur so, durchdringt, erfüllt sie, beschirmt sie, daß es nicht geschehen mag, daß er verborgen bliebe. Selbst die unvernünftigen Dinge bezeugen durch sehr viele Zeichen aller vernünftigen Creatur, daß er ist und ein solcher ist und ein so großer ist. Wie die Natur des Lichts anders funktelt im Saphir, anders im Hyacinth, anders im Topas erglänzt und wieder auf andere Art reflectiert wird, wenn es in eine Thau- oder Regenwolke fällt: so erscheint auch die Macht Gottes auf mannigfaltige Weise in den einzelnen Geschlechtern der Creaturen. — Ja auch in den Menschen offenbart sich Gott nicht in ein und derselben Weise; dem einen wird gegeben die Offenbarung der Klugheit, dem andern die der Stärke, dem andern die der Wunder, dem andern die der Geduld, dem andern die des Eifers, dem andern die des Trostes u. s. w., aber alles dieses wirkt ein und derselbe in den einzelnen, in seiner Wirksamkeit verschieden, nämlich bei ungestörter Einheit des Wesens seine Kräfte vertheilend.“

Die Zeit drängte zum Abschlusse der Resultate der bisherigen Forschungen. Schon in den Schriften des Hugo von Saint Victor finden wir eine systematische Zusammenstellung der Kirchenlehre, dann einen ähnlichen Versuch in: „Roberti Pulli Sententiarum libri VIII.“ Robert Pullen war ein Engländer, Lehrer der Theologie in Paris, dann Neubegründer des theologischen Studiums in Oxford; er starb als Cardinal zwischen den Jahren 1147 und 1154. Einen ähnlichen Versuch machten Robert von Melun, Hugo von Rouen, Peter von Poitiers. Alle aber übertraf an Erfolg Peter der Lombarde.

¹⁾ Histoire littéraire de France, XIV, p. 89—161.

²⁾ Bei Migne, l. c. CXCIX.

Er ist geboren in Lumello bei Novara, studierte in Bologna, Rheims, in Paris, wurde in letzterer Stadt Lehrer der Theologie und genoß solches Ansehen, trotz seiner dunklen Herkunft und seiner früheren Armut, daß er 1159 Bischof von Paris wurde. Er starb als solcher im Jahre 1164. Von seinem Werk „Sententiarum libri IV“ hat er im Mittelalter den Namen Magister Sententiarum. Hier ist die Kirchenlehre systematisch dargestellt und bei jedem Dogma stehen die Beweisstellen aus der Bibel und den Kirchenvätern, alles, was dafür und was dagegen spricht, und schließlich die Ausgleichung der entdeckten Widersprüche. Alle unnützen und gefährlichen Fragen sollten dadurch aus der Theologie entfernt und genau die Schranken bestimmt werden, in welchen der menschliche Geist sich bewegen könne. Obgleich die Standpunkte der Einteilung des Stoffes hin und wieder befremdend erscheinen, so sind die Lehrsätze doch ziemlich vollständig zusammengetragen und klar geordnet. Daher der außerordentliche Erfolg des Buches. Über die Sentenzen wurden in allen theologischen Schulen Vorlesungen gehalten, jeder berühmte Lehrer schrieb Erklärungen darüber. In England entstanden allein 160 Commentare, in Frankreich noch viel mehr, desgleichen in Deutschland, in Italien und Spanien. Als ein französisches Heer 1733 in die Lomellina kam, nahmen die gelehrten Officiere ehrerbietig Stücke Holz oder Kalk von dem Hause mit, in welchem Peter der Lombarde geboren worden war. Die Ertheilung der theologischen Grade hieng im Mittelalter von dem Studium dieses Werkes ab. Dies hielt jedoch den Victoriner Walter (um 1180) nicht ab, Peter den Lombarden unter den vier Labyrinth von Frankreich aufzuzählen. Die drei andern sind: Abälard, Gilbert und Peter von Poitiers.

Peter
der
Lom-
barde.

Ein neuer Schwung kam in die Philosophie des Abendlandes durch die Bekanntschaft mit den Werken des größten Gelehrten des Alterthums, des Aristoteles, des Schreibers der Natur, der seine Feder in den Geist tauchte. Aristoteles — man kannte ihn bisher nur zum Theil durch die Übersetzungen des „Boethius“ — wurde aber nicht in der Ursprache studiert, sondern in Übersetzungen, die aus dem Arabischen gemacht waren und diese waren wieder aus dem Syrischen und erst diese aus dem griechischen Originale übertragen. Der Umweg war groß — aber der Gang der Bildung ist eben eigenthümlich und bewegt sich nicht immer in gerader Linie. So kam einst den Deutschen die Kenntniß der römischen Literatur nicht durch directe Berührung mit Italien, sondern auf dem Umweg über England durch die Angelsachsen zu. —

Aristo-
teles.

Die Philosophie der Araber.

Schon früher¹⁾ wurde auf den Mangel an speculativen Elementen im Koran hingewiesen, dessen Lehre tiefere Naturen nicht befriedigen konnte, und wie der Geist der gebildeteren Perser, Syrer und Indier dagegen sich erhob und in Bildung von Irrlehren dagegen reagierte. Scepticismus oder Pantheismus ist bald die Geheimlehre aller feineren Köpfe, während das gemeine

Pan-
theis-
mus
der
Indier
und
Perser.

¹⁾ Vergl. Bd. IV, S. 26 f., 615 f. dieses Werkes. 5. Aufl.

Volk nach kurzem Aufflammen des Enthusiasmus in Noheit versinkt. Von Chorasán giengen die Secten aus, welche die menschliche Freiheit und die Einheit Gottes lehrten und den orthodoxen Islam der Vielgötterei beschuldigten: Gott verkörpere sich in der Welt in einer Menge wechselnder Gestalten; bevor die Welt sei, gebe es in ihm nichts Unterschiedenes und Vielfaches; alle Erscheinungen der Geschichte seien nur Personificationen Gottes, verhalten sich zu ihm wie Accidenz zur Substanz; in Gott sei Sein und Wesen eins, alles sei nur sein Wesen, die Geschöpfe seien Gott; es gebe eine Vielheit der Dinge nur, wenn man sie zeitlich anschauet, alles aber sei Eines vom Standpunkte der Ewigkeit. Der Wille Gottes sei von seinem Wesen nicht geschieden, darum auch alles in der Vernunft begründet und nichts willkürlich, die Allmacht schließe die Gerechtigkeit nicht aus; alles göttliche Handeln sei den Dingen entsprechend, das Innere der Dinge, zwingt also die Dinge nicht, sondern lasse jedem Dinge seine Natur und damit auch dem Menschen seine Freiheit. Während im orthodoxen Islam eine unausfüllbare Kluft die absolute Einheit von der Welt trennt, so suchten die Irrlehrer durch diese Sätze Gott und die Welt zu verbinden.

Den Grund dieser Spannung zwischen Syrern, Persern und Indern einerseits und Arabern anderseits findet ein neuerer Forscher¹⁾ in der verschiedenen Begabung: „Die Araber sind als ursprüngliches Wüstenvolk von Natur einseitig begabt. Sie besitzen zwar lebhaftes Phantasie und scharfe Beobachtungsgabe, im übrigen aber ist ihr Geist eigentlich nur nach der Verstandesseite ausgebildet; das weiche Gemüth, das tiefe Gefühlsleben, die productive Gestaltungsgabe fehlt ihnen ganz. Als sie mit griechischer Bildung bekannt wurden, warfen sie sich mit allem Eifer auf das Studium des Aristoteles; gegen die griechische Poesie blieben sie kalt und ebensowenig verstanden sie die platonische Philosophie. Aus dem gleichen Grunde konnten sie das Christenthum nicht begreifen, sie brachten ihm bloß den trockenen Verstand, nicht das weiche Gemüth entgegen. Der Islam ist verständig, nüchtern und ebenso einseitig wie der Charakter der Araber selbst. Die Perser, ein weicherer und gemüthvollerer Volk als die Araber, konnten, als ihnen der Islam mit dem Schwerte aufgezwungen wurde, in die trocken verständige Lehre sich nicht hineinfinden. Ohne das Christenthum genauer zu kennen, suchten sie Ähnliches im Islam und bildeten jene tiefsinnige zarte Mystik aus, die uns aus den begeisterten Worten ihrer Dichterkürsten entgegentritt. Die Türken dagegen waren wilder als die Araber und nicht mit so feinem Sinne begabt; sie erst gaben dem Islam jene dürre und geistlose Richtung, die wir aus dem heutigen Oriente kennen, die aber mit der eigentlichen Lehre des Koran nicht zu verwechseln ist.“ — Früher trat uns die geheime Gesellschaft der lauterer Brüder entgegen,²⁾ welche Plato und Plotin mit dem Koran versöhnen wollten. Der Scheik Sagastani, den man mit ihren Büchern für die Lehre gewinnen wollte, sagte darüber: „Sie ermüden, aber befriedigen nicht; sie schweifen herum, aber kommen zu keinem Ziele, sie

¹⁾ Steiner, Die Mutazaliten oder die Freidenker im Islam, S. VIII. Leipzig 1865.

²⁾ Vergl. Bd. IV, S. 612 f. dieses Werkes. 5. Aufl.

singen, aber sie erheitern nicht; sie weben, aber in dünnen Fäden; sie kämmen, aber machen kraus; sie wähen, was nicht ist und nicht sein kann.“ — Ein neuerer Beurtheiler meint, ihr Versuch, dem Islam durch platonische und neupythagoräische Elemente aufzuhelfen, müsse als vollständig mißlungen gelten.¹⁾

Gleich radical giengen die Mutazaliten zuwerke, die Rationalisten des Islam. Mutazila, nämlich gamaa, ist die sich von einer Gesamtheit abtrennende Schaar.²⁾ Sie suchten die orthodoxe Lehre mit der griechischen Bildung umzugestalten und aus ihrem engen Gesichtskreise emporzuziehen. Ihre Lehre bildete sich nicht mit einemmale, sondern nach und nach aus.

Mutazaliten.

Im Streite gegen die Orthodoxen benützten die Mutazaliten Sätze, die sie aus Aristoteles entlehnten. Die Lehre des Stagiriten von Gott war ihnen willkommen. Die Omejjaden hatten die Bewegungen der Einheitspartei lange niedergehalten, erlagen ihr aber zuletzt, sie brachte die Abbasiden auf den Thron. Der Chalife Mamun (813—833) bekannte sich öffentlich als Mutazalite und fieng an, die Orthodoxen zu verfolgen. Im Traume glaubte er Aristoteles zu sehen und fragte ihn sogleich: „Was ist das Gute?“ — „Das, was die Weisen lehren!“ — „Was lehren die Weisen?“ — „Das, was das göttliche Gesetz lehrt!“ — „Was lehrt das göttliche Gesetz?“ — „Das, was die ganze Welt lehrt!“ Also die Religion muß in Übereinstimmung sein mit der allgemeinen Vernunft und mit der Philosophie. Weitere Antworten verweigerte die Gestalt. Mamun ließ nun den griechischen Kaiser durch eine Gesandtschaft um Übersendung der besten griechischen Bücher angehen, darunter nahm Aristoteles den ersten Rang ein.

Rationalismus.

Mamun.

Eifer für Aristoteles.

Schon Harun al raschid hatte ein Collegium von Übersetzern gegründet. So hatte also die Theologie der Mutazaliten das Wiederleben des Aristoteles bewirkt. In feierlicher Versammlung verkündeten die Gelehrten zu Bassorah, daß nur mit Hilfe der Philosophie das Dogma rein dargestellt, daß nur aus der Verbindung griechischer Wissenschaft und arabischen Glaubens die reine Religion hervorgehen könne. Die Orthodoxen warfen sich nun gleichfalls auf das Studium des Aristoteles und so entstand die Kalam oder die Scholastik des Islam. — Nach und nach machte sich aber die Philosophie los von der Religion und das mystische Element, genährt durch das Studium der Neuplatoniker, gelangte zur Blüte im Sufismus. Unter den Mauren Spaniens jedoch lebte am längsten der reine Aristotelismus fort und von da kam er zu den Gelehrten Mitteleuropas. Ohne Verfolgung blieb der Aristotelismus übrigens auch in Spanien nicht; die Ansicht, welche diese hervorrief, drückt der Geschichtschreiber Makrizi mit den Worten aus: „Die Lehre der Philosophen hat unter den Muselmanen

Kalam.

¹⁾ Gösche, in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1858. Über Gazzalis Leben und Werke, S. 240 ff.

²⁾ So erklärt Steiner die Femininform, l. c. p. 25.

traurigere Folgen gehabt, als man nur sagen kann; sie diente nur, die Irrlehre und den Unglauben zu verstärken.“ Die größten Philosophen der Araber sind Al-Kindi, Al-Farabi, Avicenna und Averroës.

Al-Kindi. Der älteste Philosoph der Araber heißt Jakob Al-Kindi,¹⁾ aus dem Stamme der Kinda, der in der arabischen Geschichte eine bedeutende Stellung einnahm; zählte er doch nicht weniger als fünf Könige der Araber unter seinen Ahnen, Vater und Großvater waren Statthalter. Al-Kindi ist geboren in Bosra, das Jahr seiner Geburt kennen wir ebensovienig, wie das seines Todes, jedenfalls starb er in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts.²⁾ Seine Studien machte er in Bagdad, wo er mit Christen bekannt wurde, welche griechische Werke übersetzten. Bei seiner reichen Begabung (nennt ihn doch ein Araber den Trefflichen seiner Zeit und den Einzigen seines Jahrhunderts) ward er durch die Kenntnis griechischer Philosophen rasch zu selbständigem geistigen Leben geführt, namentlich fesselte ihn Aristoteles. Am Hofe zu Bagdad stand er in hohem Ansehen, namentlich unter den Chalifen Mamun (813—833) und Mutawakkil (847—861). Al-Kindi beherrschte ein riesiges Wissen. Die Zahl seiner Schriften ist fast zu groß für ein Menschenleben. Flügel zählt deren 265 auf.³⁾ Sie werden eingetheilt in selbständige, d. h. von ihm selbst verfaßte, und abhängige, d. h. Übersetzungen aus dem Griechischen, Erklärungen, Umschreibungen griechischer Originale. Er hat bearbeitet den Hippokrates, Plato, Alexander aus Aphrodisias, den Porphyrius, Euklides, Hypsikles, Autolykus, Ptolemäus, namentlich aber den Aristoteles. Aber auch, wo er Fremdes behandelt, zeigt Al-Kindi immer eine gewisse Selbständigkeit, — nur muß das ins Auge gefaßt werden, daß bei der Darstellung des Plato und Aristoteles die Ansichten der neuplatonischen Schule auf ihn Einfluß hatten. Der Astronom Abu Masfar zählt Al-Kindi unter die vier gewandtesten und geistreichsten arabischen Übersetzer griechischer Schriften im Islam. Al-Kindi verband die Erörterung metaphysischer Fragen immer mit dem Studium der Mathematik und hinwiederum in seinen arithmetischen Schriften erörtert er die Lehre von der Einheit Gottes. In seiner Theorie der Musik wendet er die Zahl an — von den einzelnen Tönen bis zur Kunst der Composition. In seinen astronomischen Schriften streift er schon in die Optik hinüber, behandelt den Lauf und die Wirkung der Strahlen. Roger Bacon gab ihm den ersten Rang nach Ptolemäus in der Wissenschaft der Perspective. In der Meteorologie behandelt er die Grundstoffe der Dinge und stellt zugleich Untersuchungen an über die Begriffe von Raum und Zeit. In seinen geometrischen Arbeiten führt er Lehrsätze des Euklides weiter aus und erfand Instrumente, um die Entfernung der Himmelskörper voneinander zu messen. Wir sehen hieraus sein reiches Wissen und wie er der Encyclopädist unter den arabischen Philosophen wurde, wie er zu dem Ruhme kam, der erste Gelehrte des Islam zu sein, und wie ihn Cardanus unter die zwölf, bis zu seiner Zeit auf der Welt bekannt gewordenen, gewaltigsten Geister rechnen konnte. Mit wie vielen Dingen sich sein Geist beschäftigten konnte, sehen wir daraus, daß er über die Edelsteine schrieb, über das Glas, über Bienenzucht, über Brennspiegel, über Ebbe und Flut, über die

¹⁾ Flügel, Al-Kindi, der Philosoph der Araber. Leipzig 1857.

²⁾ Ibid. p. 18.

³⁾ Ibid. p. 20 ff.

Nichtigkeit der Goldmacherkunst, über Psychologie, über Thierarzneikunde. Auch Arzt war Al-Kindi, und zwar ein psychologischer. Wir hören, daß er einen Feind, der ihn aus heiligem Eifer für einen Ungläubigen erklärt und bald nachher, von Apoplexie befallen, Sprache und Bewußtsein verloren hatte, als kein anderer Arzt Rath wußte, großmüthig zu heilen unternahm und daß er durch Musik, welche seine Schüler in vorgeschriebener Abwechslung in der Nähe des Leidenden aufführen mußten, diesem Bewegung, Bewußtsein und Sprache zurückzugeben verstand. Der Neid gegen diesen glänzenden Geist zeigte sich bei manchen gelehrten Zeitgenossen oft in der widerwärtigsten Gestalt. Einer hegte das gemeine Volk gegen ihn auf, während Al-Kindi nur die Waffen der Wahrheit gegen ihn anwandte und ihn dadurch zwang, sein Anhänger und Verehrer zu werden. Zwei Brüder brachten es durch Ränke beim Chalifen Mutawakkil dahin, daß dieser ihn schlagen ließ und ihm seine Bibliothek wegnahm. Edelmüthig zeigte sich hier ein Gelehrter Said. Die beiden Brüder hatten einen Canalbau übernommen, aber die Höhenmessung so wenig verstanden, daß das Land dadurch unters Wasser gesetzt wurde. Als sie nun Said baten, sie aus der Noth des Canalbaues zu retten, sagte dieser: „Ich bin ein Gegner Al-Kindis, aber Recht und Wahrheit geht vor allem; ich helfe euch nicht, bis dem Philosophen seine Bücher zurückgestellt sind!“ und Al-Kindi kam wieder in den Besitz seiner Bibliothek. Auch als Dichter versuchte sich Al-Kindi. Für seinen Sohn verfaßte er ein Testament in Versen, worin er ihn z. B. vor Verschwendung mit den Worten warnt:

Ehler
Sinn.

„Hältst du das Wen'ge zurath, so wird es währen,
Das Viele, wenn verthan, in Böses sich verkehren;
Bewahrer kleinen Gut's ist besser als Verschwender,
Als ohne Proviant zu reisen durch die Länder.“

Der zweite Philosoph von großem Namen ist Al-Farabi, eigentlich Abu-Nasr-Mohammed-ben-Mohammed-ben-Tarkhan; Al-Farabi heißt er von seiner Heimat, dem heutigen Dtrar, die er verließ, um in Bagdad eine vollkommene Kenntniss des Arabischen (er ist nämlich von Geburt ein Türke) und der griechischen Philosophie zu gewinnen. Ein Christ war in Bagdad sein Lehrer, ein Christ führte ihn in Harran in die Philosophie des Aristoteles ein. Al-Farabi besuchte Damaskus und Aegypten und kehrte von da wieder nach Damaskus zurück, wo er sehr zurückgezogen lebte, „denn“, wie ein Araber sagt, „so sehr verachtete er die Welt und gab sich gar keine Mühe, reich zu werden, weil er die Kunst gefunden hatte, durch eifrige Studien seinem Leben Reiz zu verleihen“. — Al-Farabi starb 950 in Damaskus. Von seinen Werken wurde namentlich gerühmt eine Art Encyclopädie, in welcher er einen kurzen Begriff aller Künste und Wissenschaften gibt, dann ein Werk über Musik, in welchem nach der Theorie dieser Kunst dreißig Musikinstrumente beschrieben und gezeichnet sind. Die Noten do, re, mi, fa, sol, la, si, ut, finden sich schon hier. Seinen philosophischen Standpunkt bezeichnet ein Werk „Dgunalmasagel“, welches Schmölders unter dem Titel „Fontes quaestionum“ herausgab. Er geht zuerst darin von einer Untersuchung des Erkenntnisvermögens, von angeborenen Wahrheiten und solchen aus, welche wir erst erwerben. Vom Vorhandensein der Welt geht er dann zum Beweise des Daseins Gottes über. Dieser ist nach ihm ewig, unveränderlich, die absolute Einheit. Jedes Ding außer Gott ist nur ein Theil seines Seins, der Zweck aller Dinge ruht in ihm. Dann kommen aber Folgerungen, die an die

Al-
Farabi.Schrift-
ten.

Lehren. neuplatonische Schule erinnern, wie die Lehre von der ersten Intelligenz, von der Weltseele und daß das körperliche Sein nur eine Verdunklung des Geistes in den unteren Gliedern der Emanationsreihe ist. Alle himmlischen Dinge verlangen nach dem Göttlichen und Ewigen und sind in einem unendlichen Streben nach demselben begriffen. Der Mensch ist eine Mischung von Vollkommenem und Unvollkommenem, der Verstand ist unsterblich. Al-Farabi nimmt eine Vergeltung nach dem Tode an. Der Fleiß dieses Gelehrten war beisspiellos: die Psychologie des Aristoteles hatte er zweihundertmal durchgelesen. Von der Physik sagte er einmal, er habe sie vierzigmal gelesen, aber er sehe ein, daß er sie noch einmal lesen müsse. Als man ihn fragte, wer ein größerer Philosoph sei, er oder Aristoteles, antwortete er: „Wenn ich zu seiner Zeit gelebt hätte, so würde ich sein bester Schüler geworden sein.“

Abi-cenna. Der dritte Philosoph der Araber von großem Namen ist Abu-Abi-Abi-Hosain-Ibn-Sina oder Avicenna, geboren 980, gestorben 1037; bei den Arabern heißt er Scheif-el-raiz, der Vater der Ärzte. Seine Heimat ist Afshanah bei

Jugend. Buchara. Seine Eltern waren vermöglich, sein Vater ein Steuereinnnehmer. Über seine Jugend hat er uns in einer Selbstbiographie Aufschlüsse gegeben.¹⁾ Danach war er ein frühreifes Kind, im zehnten Jahre schon verstand er den Koran und alles, was zu dessen Erklärung gehört, dann Arithmetik und Algebra. Sofort verlegte er sich auf die „Einleitung des Porphyrius“ zu den Kategorien des Aristoteles, auf die „Elemente“ des Euklid, auf den „Almagest“ des Ptolemäus, die er in kurzer Zeit besser erklärte als sein Lehrer. Auch das

Studien. Recht studierte er. Dann begab er sich nach Bagdad, wie von einer Leidenschaft getrieben, nach dem Studium der Medicin und der Naturphilosophie. Er heilte Kranke, nicht um Geld zu erwerben, sondern um sich zu unterrichten. Zum Verständniß der „Logik und Metaphysik“ des Aristoteles, die er auswendig lernte, verhalfen ihm namentlich die Erklärungen Al-Farabis. Wenn er eine schwierige Frage nicht enträthseln konnte, begab er sich in die große Moschee und flehte zum Schöpfer, seinen Verstand zu erhellen. Keine Nacht schlief er ruhig, und überwältigte ihn der Schlaf, so träumte er von den Gegenständen seiner Forschung. Dagegen galt er auch im achtzehnten Jahre schon für einen vollendeten Gelehrten. Sein Ruf als Arzt stieg, als es ihm gelang, den Emir Ibn-Manfur von einer schweren Krankheit zu heilen, wofür ihm dieser dankbar die Benützung seiner reichhaltigen Bibliothek gestattete. Im zwanzigsten Jahre schrieb er schon eine „Encyclopädie“, worin er von allen Wissenschaften mit Ausnahme der

Vater der Ärzte. Mathematik handelte. Im zweiundzwanzigsten Jahre begann er seine Wanderungen, zunächst nach der Hauptstadt von Chowaresmien, wo er eine huldvolle Aufnahme beim Schah fand, aber mit dem Gehalt unzufrieden war. Dann bereiste er zehn

Reisen. Monate hindurch Mittelasien, bis ihn endlich ein Gönner, der ihm ein Haus kaufte, an Ischordschan fesselte. Hier hielt er Vorlesungen über Logik und über den „Almagest“ und schrieb zu Ehren seines Gönners einige seiner berühmtesten Werke. Dann kam er nach Irak zu einem Buidentfürsten, den er von seiner Schwer-muth heilte. Dasselbe gelang ihm bei dem Fürsten Schems Eddaulah. Dafür ward er Bezier und erhielt glänzende Geschenke, kam aber auch bei einem Aufstande der Truppen in Lebensgefahr. Der Fürst mußte ihn preisgeben, nur ein Versteck rettete ihn. Eine neue Erkrankung zwang aber den Fürsten, den geschickten Arzt wieder zu berufen und mit Ehren zu überhäufen. Hier schrieb er seinen

Schicksale.

1) Wüstenfeld, Arabische Ärzte, S. 54.

berühmten „Canon“. Es wird erzählt, abends habe er immer seinen Schülern einen Abschnitt vorgelesen und erklärt, dann seien Sänger und Tänzerinnen gekommen, um auf die Anstrengung Erheiterung folgen zu lassen. Avicenna wußte sich im Glück nicht zu beherrschen: er überließ sich oft der Leidenschaft in Liebe und Wein; auch ward ihm vorgeworfen, daß er unrechtmäßigen Gewinn nicht verschmähe. Nach dem Tode seines Fürsten kam er in Gefangenschaft, es gelang ihm aber, nach Hamadan zu entfliehen, wo er mit Jubel aufgenommen wurde. Hier brachte er die vierzehn letzten Jahre seines Lebens zu. Aber die Philosophie konnte ihm keine Weisheit verschaffen und die Medicin seine durch Ausschweifungen angegriffene Gesundheit nicht herstellen. Er starb 1037 mit den Worten: „Alles ist zu Ende, die leitende Kraft in mir vermag nicht mehr zu controliren.“ Die Zahl seiner Schriften ist groß, mehr denn hundert, sie sind meist sehr kurz. Er hat einen Namen als Arzt und als Philosoph. Sein Hauptwerk als Arzt ist der „Ketab el-kanuni fi-l-tibbi“, im Abendlande unter dem Namen „Canon medicinae“ bekannt und oft ins Hebräische und dreimal ins Lateinische übersetzt und gedruckt. Er stand in einem außerordentlichen Ruf wie ein Orakel, man lehrte in den Schulen danach, doch ist das Beste davon aus Galenus geschöpft. Manche Beobachtung ist ihm aber eigenthümlich, so daß er die Sehkraft nicht in die Linse, sondern in die Nerven verlegt, daß er die Ursachen der Krankheiten hin und wieder richtig bestimmt; merkwürdig ist seine Darstellung des Starrkrampfes und sein Rath, den Todten nicht, ehe drei Tage verfloßen sind, zu begraben. Desgleichen ist merkwürdig, daß er schon die Theorien in Betreff der Erdbildung, die wir heute Plutonismus und Neptunismus nennen, auseinanderlegt.

Charakter.

Schriften.

Als Philosoph ist Avicenna abhängig von Aristoteles, von den Neuplatonikern und Al-Farabi. Den Gegensatz von Glauben und Philosophie sucht er so zu vermitteln: beide hätten den gleichen Inhalt, die Philosophie sei ein Glaube in Lehrsätzen, der Glaube eine Philosophie in Bildern. Die Propheten hätten dasselbe früher ausgesprochen, was später die Philosophen, nur dunkler, bildlicher und ohne Beweis. Wie Al-Farabi, geht auch Avicenna von der Auseinanderlegung der Begriffe des Möglichen, Wirklichen und Nothwendigen aus, um zum Begriff Gottes zu gelangen, des einen nothwendigen Wesens. Gott ist ewig, aber auch die Materie ist ihm ewig. Gott ist ewig als die Ursache der Welt und die Welt ewig als seine Wirkung. Sein Weltsystem, construiert nach Aristoteles, den Neuplatonikern und Al-Farabi, lehrt wie dieser eine erste Intelligenz, eine Seele des obersten Himmelskreises und Emanationen bis zum untersten Himmelskreis. Mit der Seelenlehre hat sich Avicenna eingehender beschäftigt. Die Seele ist ihm nicht bloß das Resultat der bestimmten Mischung der Bestandtheile des Körpers, sondern formgebendes Princip, die erste Vollkommenheit des organischen Körpers. Er scheidet genau zwischen der Thätigkeit der Pflanzen, der Thier- und der Menschenseele. Die Thierseele geht mit dem Leibe zugrunde, die Menschenseele nicht, sie hat ein eigenes Fürsichsein, sie bildet das Mittelglied zwischen der sinnlichen und übersinnlichen Welt, und weil sie mit der übersinnlichen Welt zusammenhängt, so kann es geschehen, daß aus dieser unmittelbare Erkenntnisse in dieselbe einströmen, welche nicht durch sinnliche Vorstellungen vermittelt sind, welche aber von der Einbildungskraft mit entsprechenden sinnlichen Bildern bekleidet werden. So kann eine reine, heilige Seele im Traume, aber auch im Wachen bei inbrünstigem Gebet, höhere Kraft des Gebets. Belehrung und Kraft empfangen und dadurch Gewalt ausüben über die Natur;

Glauben und Wissen.

Gott und Welt.

Seele.

Kraft des Gebets.

Unsterblichkeit.

Fegefeuer.

Mystik.

Averroës.

Lebensgang.

Orthodoxie.

so erklärt sich der Philosoph die Erscheinung der Prophetie und der Wunder, an die er glaubt. In einer eigenen Schrift „Almahad“ verwirft er jedoch die Lehre von der Auferstehung der Todten: sie sei wahr und nicht wahr, d. h. bildlich zu verstehen. Das Volk müsse daran glauben, sonst könne es die Lehre von der Unsterblichkeit überhaupt nicht fassen. Die Seele sei unsterblich, aber der Leib verbinde sich wieder mit andern Körpern. Nach dem Tode des Leibes lebt die Seele eine außerkörperliche Existenz und ist entweder glücklich oder unglücklich: glücklich in der vollkommenen Erkenntnis Gottes und ihrer eigenen Wesenheit, denn das höchste Glück besteht in der höchsten Thätigkeit und die höchste Thätigkeit ist die höchste Erkenntnis; und unglücklich, weil sie nicht zur höchsten Thätigkeit sich zu erheben vermag. Die Leidenschaften und Gelüste bleiben an der Seele haften und können im Jenseits nicht befriedigt werden. Für diejenigen Seelen, welche ein edles Streben hatten, aber doch nicht rein und schuldlos blieben, nimmt Avicenna einen Reinigungsort an, wo sie sich auf das höhere Leben vorbereiten. Die Präexistenz der Seele, wie die Seelenwanderung bekämpft er. Dürfen wir Ibn-Toseil glauben, so hat Avicenna auch mystische Stimmungen gehabt und spricht er sich mit Begeisterung von den Freuden des Schauens der Wahrheit und der Vereinigung mit der Gottheit aus.

Mit Averroës (eigentlich Ibn-Roschd) starb 1198 der letzte Repräsentant der arabischen Philosophie, deren Boëthius man ihn mit Recht genannt hat.

Er stammt aus guter Familie und wurde zu Cordova 1126 geboren:¹⁾ er spricht mit Liebe von seiner Vaterstadt, wo er bemerkt: „Wenn in Sevilla ein gelehrter Mann stirbt und man will seine Bücher verkaufen, so bringt man sie nach Cordova, wo sie sicheren Absatz finden; stirbt indes ein Musiker, so soll man seine Instrumente in Sevilla verkaufen.“ Sein Vater war, wie sein Großvater, Rabi in Cordova. In seiner Jugend studierte er zuerst Theologie, dann Medicin und Philosophie und war sein ganzes Leben hindurch in Berührung mit ausgezeichneten Männern, namentlich mit der Familie Ibn-Zohr. Sein Geist und sein Wissen waren der Grund seines Glückes, wie seiner Verfolgung. — Ganz entgegengesetzte Richtungen folgten einander damals rasch in Spanien. Der Chalife Hakem II. (961—976) hatte alles gethan, um wissenschaftliche Bildung zu verbreiten; seine Bibliothek umfaßte 44.000 Bände, in seinem Schlosse fand man nur Gelehrte und Abschreiber von Büchern, Spanien war der große Büchermarkt für den Osten und Westen. Aber bald begann eine andere Richtung, die streng orthodoxe, im Morgenland wie im Abendland. Das Unglück, das einst den Chalifen Mamun getroffen hatte,²⁾ leiteten die Strengegläubigen davon ab, daß es eine Strafe sei für seine Anhänglichkeit an die Philosophie, und bei den Mauren ließ der Hadschib, welcher für Hakems schwachen Sohn Hisham II. regierte, alle philosophischen Werke aus Hakems Bibliothek entfernen und vernichten, allerdings mit der Nebenabsicht, einen Halt bei der frommen Bevölkerung für seine ehrgeizigen Pläne zu finden.³⁾ Doch machte dieses

¹⁾ Averroës et l'Averroïsme. Essai historique, par Renan. Deuxième édition, p. 10 f. Paris 1861.

²⁾ Vergl. Bd. IV, S. 615 ff. dieses Werkes. 5. Aufl.

³⁾ Vergl. Bd. V, S. 235 dieses Werkes. 5. Aufl.

Wütthen gegen Bücher solches Aufsehen, daß man den Sturz der Almoraviden ihm zuschrieb. Obgleich religiöse Begeisterung die Macht der Almohaden gründete, so waren die Herrscher Abdelmumin und Jussuf Gönner der Gelehrten. Ibn-Zohr, Ibn-Badja, Ibn-Tofail und Ibn-Roschd, wie unser Averroës heißt, spielten eine Rolle an ihrem Hof. Unser Philosoph erzählt selber, wie ihn Jussuf über die höchsten Fragen der Philosophie und über Plato und Aristoteles ins Verhör nahm und dabei ein erstaunliches Wissen und gleichen Scharfsinn kundgab und schließlich ihn aufforderte, den Aristoteles zu erklären, um allen Menschen diesen tiefen Denker zugänglich zu machen; er, der Herrscher der Gläubigen, kenne des Averroës Scharfsinn und unbändigen Fleiß. Unser Philosoph machte sich sogleich an die Arbeit und bekleidete nebenbei die Stelle eines Kabi zu Sevilla. Unter Al-Manfur (1184—1198) siegte aber wieder die orthodoxe Richtung, und das Studium der Philosophie wurde durch das ganze Reich verboten, die Philosophen verfolgt, Averroës verbannt. Später nahm Al-Manfur seine Befehle zurück und Averroës kam wieder zu Gnaden, genoß sie aber nicht lange mehr, denn er starb am 10. December 1198.¹⁾

Diese Verfolgung hat nicht wenig dazu beigetragen, seinen Namen berühmt zu machen, insbesondere unter den Juden und den Gelehrten des Abendlandes. Im Morgenland war Averroës ohnehin berühmt, hieß er doch der Imam der Philosophie. Desungeachtet finden sich keine im Morgenland geschriebenen Exemplare seiner Schriften mehr.

Die Zahl seiner Werke ist groß und beweist eine gewaltige Arbeitskraft: sagte man doch von ihm, daß er von seiner Jugend an nur zwei Nächte hindurch nicht studiert habe, nach dem Tode seines Vaters und nach seiner Hochzeit. Manches hat er gemein mit allen bedeutenden arabischen Gelehrten: er kann Verse machen, er versteht sich auf Medicin, auf Astronomie, auf Logik und Mathematik. Hervorragend ist er aber vor allen durch sein scharfsinniges Erfassen und Erklären des Aristoteles, des gedankenreichsten und am schwersten zu erklärenden Philosophen. Und doch verstand er kein Griechisch, sondern las ihn nur in einer arabischen Übersetzung, welche aus einer syrischen Übersetzung des griechischen Textes gemacht war, und seine arabische Erklärung wurde hinwieder ins Hebräische übertragen und aus dem Hebräischen wieder ins Lateinische übersetzt, und kam so zur Kenntniss der Gelehrten Mitteleuropas, welche den Averroës als einen der scharfsinnigsten Denker priesen. Niemand hat Aristoteles mehr bewundert als Averroës, er ist ihm die Vollendung der Natur, sie habe ihre höchste Kraft aufgeboten, um diesen Geist hervorzubringen. Von der Logik des Stagiriten sagt er: „Alles, was über Logik vor ihm geschrieben wurde, ist nicht wert, daß man davon spricht, und seit fünfzehn Jahrhunderten hat man darin nicht einen Fehler gefunden, noch einen Fortschritt darüber hinaus zu machen verstanden. Ein so hoch bevorzugtes Wesen verdient mehr göttlich als menschlich genannt zu werden.“²⁾ Aristoteles, hieß es später, hat die Natur erklärt und Averroës hat den Aristoteles erklärt. Boetius sagt nicht ohne Grund: „Wenn dieser Mann, der das Griechische nicht verstand, den Aristoteles doch so gut erklärte, wie würde er ihn erst erklärt haben, wenn ihm das Original zugänglich gewesen wäre?“³⁾

Gelehrte
Herr-
scher.

Ruhm.

Werke.

Aver-
roës
erklärt
Aristo-
teles.

1) Renan. l. c. p. 26.

2) Ibid. p. 55.

3) Ibid. p. 53.

Religion und Philosophie. An Aristoteles lehnt sich denn auch Averroës in seinen Schriften durchgängig an. Den Widerspruch, in den er sich dadurch mit dem Koran setzt, suchte er durch den Unterschied zwischen religiöser und philosophischer Wahrheit wegzudeuten: die Religion ist für das Volk, die Philosophie für die Weisen; Religion ist für den Philosophen ein überwundener Standpunkt, Philosophie ist Gift für das Volk, darum darf man die Religion im Volke nie angreifen, ihr aber auch keinen Einfluß auf die wissenschaftliche Forschung gestatten.

Substanz. Seinen Ausgangspunkt nimmt Averroës vom Begriffe der Substanz, sie ist das, was in sich selbst besteht und keines Accidens bedarf. Die beiden Principien in der Substanz sind Materie und Form; Formen außer der Materie, oder Universalien, gibt es nicht. Jede Substanz hat eine bewegende und eine Zweckursache und sind dabei Potenz und Act ins Auge zu fassen. Nach Auseinandersetzung dieser Grundbegriffe schließt unser Philosoph von der Bewegung auf den Bewegten, von der bewegten Welt auf den unbewegten Gott. Der Bewegte ist ewig, also auch die Bewegung, Gott ist ewig, also auch die Welt, und damit auch das Vorher und Nachher, also die Zeit. Gott ist reiner Act, reine Intelligenz, einzig, absolut einfach und untheilbar. Was ist Gott? Aus nichts wird nichts, die Materie ist so ewig wie Gott, ewig außer Gott und neben Gott. Gott ist unvergänglich, die Materie unvergänglich, also auch die Welt unvergänglich und ebenso nothwendig wie Gott selbst; die Individuen entstehen und vergehen, das Ganze bleibt. Es gibt daher kein erstes Individuum in irgend einer Gattung, auch kann von keinem ersten Menschen die Rede sein. Was entsteht, muß wieder vergehen, das ist ein Gesetz, von dem auch Gott kein Individuum befreien kann, denn er selbst ist an die ewigen Gesetze gebunden; er ist nicht Schöpfer, sondern nur Bewegter, ihm kommt kein freier Wille zu. — Die Welt ist ewig, eine Einheit, ihre Bewegung ist die vollendetste, die Kreisbewegung, ewig und unvergänglich. Die Regierung der Welt gleicht der Regierung einer Stadt, die alles vom Mittelpunkt aus leitet, aber doch nicht die unmittelbare Wirkung des Herrschers ist. Zuerst gieng von Gott der Himmel aus, den sich die arabischen Philosophen als befeeltes Wesen denken, denn der edelste Körper muß auch die vorzüglichste Seele haben, darum hat er auch ein Streben nach dem Guten, das höher ist als er, ein Verlangen nach dem absolut Guten, welches Gott ist, und sucht ihm an Vollkommenheit möglichst ähnlich zu werden und bewegt sich um ihn — oder vielmehr Gott bewegt den Himmel, weil er das höchste Gut, der Gegenstand seines Verlangens ist. Es gibt aber nicht Was der Himmel? bloß einen Himmel, sondern mehrere Himmelskreise, sie bilden eine ganze Hierarchie von Geistern, und jeder Himmel erkennt den Himmelskreis, der über ihm ist, und sucht ihm ähnlich zu werden und bewegt sich um ihn, und so geht es herab bis zum niedrigsten der Himmel, zum Mondkreise. Bei den höheren Himmelskreisen ist die Bewegung eine schnellere als bei den niederen. Mittelbar werden alle diese Himmel aber vom ersten Bewegten regiert. Den einfachen Satz von der Schwere, die das Atom und die fernsten Welten fesselt, kennt also der Araber nicht.¹⁾

Intelligenzen. Neu erscheint die Lehre von der Intelligenz, die aus dem dritten Buche von Aristoteles' Schrift „Über die Seele“ entlehnt ist. Jede dieser Intelli-

¹⁾ Renan, Averroës, p. 107—128.

genzen erkennt sich selbst, Erkennen und Erkanntes fallen in eins zusammen. Das Höhere erkennt aber das Niedere nicht, wie dieses sich selbst erkennt, sondern in vollkommenerer Weise. Gott erkennt sich selbst, wie er ist, er erkennt aber nicht die Mehrheit der Dinge als solche, denn das ist eine niedere Art des Erkennens, er erkennt nur sein eines, untheilbares Sein und dann das, was unter ihm ist, in einheitlicher Erkenntnis. Gerade so verhält es sich mit den höheren Intelligenzen; sie erkennen nicht das Untergeordnete nach dem ihm eigentlichen Sein. Die untergeordneten Intelligenzen erkennen hingegen zunächst sich, dann das, was über ihnen steht. Über Gott steht nichts, sein Leben ist das vollkommenste, seine Stetigkeit ist die höchste, die untergeordneten Intelligenzen dagegen sind erst selig durch ihn. Gott kann nicht jedes einzelne Wesen nach seinem individuellen Sein erkennen, das wäre eine Herabsetzung; eine unmittelbare Vorsehung Gottes über die Individuen widerstreitet darum der Vernunft wie der Erfahrung. Die Vorsehung ist bloß als eine allgemeine, auf die Erhaltung des großen Weltlaufs gerichtete, zu denken. Die Individuen sind dem Naturlaufe anheimgelassen, sie müssen vergehen, wie sie entstehen. — Averroës unterscheidet einen doppelten Verstand, einen passiven und activen. Der passive ist die Kraft, die individuellen Vorstellungen zu unterscheiden; der thätige Verstand schließt die Kette der Intelligenzen nach unten ab. Was er möglichen und wirklichen Verstand nennt, würden wir subjectives Erkennen und objectiven Vernunftzusammenhang nennen, und was er erworbenen Verstand nennt, die fortgeschrittene Erkenntnis des einzelnen vom vernünftigen Weltzusammenhang. Dieser Verstand ist nach ihm ewig, das heißt der Fortschritt, die Wissenschaft im Ganzen der Menschheit ist ewig, das einzelne philosophierende Subject dagegen vergänglich. Persönliche Unsterblichkeit, eine Erinnerung nach dem Tode ist nicht möglich, die Auferstehung im Koran ist bildlich zu fassen. Die allgemeine Vernunft ist unvergänglich, die individuelle erlischt mit dem Leben des einzelnen. Kein Lohn für die Tugend im Jenseits, ihr einziger Lohn sei das Glück der Selbstzufriedenheit in diesem Leben.¹⁾

Vorsehung.

Verstand.

Lohn der Tugend.

In der Politik folgt Averroës meist den Ideen in der „Republik“ des Plato. Eine merkwürdige Stelle findet sich bei ihm über die Frauen: „Bei unseren Zuständen kann man die Fähigkeit der Frauen nicht gehörig würdigen, sie scheinen bloß da zu sein, um Kinder zu gebären und zu säugen; dieser Zustand der Knechtschaft zerstört in ihnen die Anlage zu großen Dingen. Darum zeichnet sich auch keine Frau durch hohe Tugenden aus, ihr Leben verstreicht wie das der Pflanzen und sie werden ihren Männern zuletzt selbst zur Last. Daher das Elend, welches unsere Städte verzehrt, denn wir haben noch so viel Frauen als Männer und sie können sich das Nöthige nicht durch Arbeit erwerben.“ Gab ihm der Anblick christlichen Familienlebens eine höhere Anschauung von der Bedeutung des Weibes?²⁾

Staatslehre.

Das Weib.

Man begreift, wie Averroës dem Abendlande als Fahnenenträger des Unglaubens gelten und wie eifrige Anhänger des Korans bitter über ihn sprechen mochten. Der Philosoph vertheidigte sich: „Das ist die Religion der Philosophen, die Wesenheit der Dinge zu erforschen. Die Erkenntnis seiner Werke

Glauben und Wissen.

¹⁾ Renan, Averroës, p. 128—159.

²⁾ Stöckl, Geschichte der Philosophie des Mittelalters, II, S. 67—124. — Renan, l. c. p. 161 f.

ist die erhabenste Verehrung, die man Gott darzubringen vermag, denn sie führt uns dahin, ihn in seiner Wesenheit zu erkennen. Das ist in den Augen Gottes das edelste Thun, das gemeinste aber, den des Irrthums und der Annäherung zu beschuldigen, welcher Gott in der besten aller Religionen verehrt.“ Alqazali beschuldigt die Philosophen (Fīlāsafat ist bei den Arabern die Pflege der griechischen Philosophie) insgesamt der Heuchelei: „Oft sieht man einen von ihnen den Koran lesen oder dem Gebet in der Moschee beiwohnen und mit dem Munde die Religion loben. Fragt man ihn: Wenn der Prophetismus falsch ist, warum betest du? so antwortet er: Das ist die Gewöhnung des Körpers, Gebrauch des Landes, ein Mittel, um gut durchzukommen. Doch hört er dabei nicht auf, Wein zu trinken und sich Lastern und Gottlosigkeiten aller Art hinzugeben.“¹⁾

So stand es mit den Schulen der Araber. Die eigentliche Philosophie der orientalischen Völker ist jedoch nicht in den Systemen der Erklärer des Aristoteles enthalten, sondern in den häretischen Systemen. Gegen beide hatten die Orthodoxen, die Lehrer des *ʿIsmol* *ʿIṣlam* (der Wissenschaft des Wortes, das heißt des Korans als des unerschaffenen Wortes Gottes) zu kämpfen. „Die Wissenschaft des Wortes“, sagt *Hammer*,²⁾ „ist dem Moslem gleichbedeutend mit Metaphysik und heißt als solche auch die Grundwissenschaft der Religion, das ist des *ʿIṣlam*, dessen Gebäude sich nicht auf den Grundfesten der Vernunft, sondern auf denen des Korans erhebt; demnach nannten sich die meisten der Irrlehrer *Motakallim*, die Metaphysiker (Scholastiker), die Gegner nannten sie *Motefile* und die Schismatischen, welche den Koran in zweiundsiebzig Secten spalteten.“ Ewigkeit der Materie, Emanation, Leugnung eines freien Willens in Gott, Verneinung einer individuellen Vorsehung, Leugnung der Unsterblichkeit der Seele: das sind im allgemeinen die charakteristischen Merkmale der arabischen Philosophie; nur *Avicenna* glaubt an eine Unsterblichkeit, nur *Avicbron* bekämpft die Emanation; ihm ist die Welt das Product einer schöpferischen Thätigkeit des göttlichen Willens und aus nichts erschaffen. Doch mochte bei letzterem die Anschauung, die er in der Jugend einsog, maßgebend gewesen sein, denn *Munk* hat nachgewiesen, daß *Avicbron* kein anderer ist, als der 1070 in Malaga verstorbene Jude Salomo ben Gabirol; gern trägt er auch neuplatonische Gedanken vor. Mit *Averroës* leugnet auch *Avempace* (*Ibn-Badja*) die Unsterblichkeit der Seele, der *Baunenargues* der Araber, geboren zu Zaragoza, gestorben 1138 zu Fez; seine Schriften sind nur flüchtig geschriebene Aufsätze.³⁾

Diejenigen, welche sich streng nach dem Koran halten und dessen Lehre systematisch vortragen wollten — und das mußten sie, seit die Araber an den systematischen Lehrgebäuden der Griechen Wohlgefallen fanden — hatten

¹⁾ Renan, l. c. p. 164—172.

²⁾ Einleitung zu seiner Literaturgeschichte der Araber, I, p. LXXX.

³⁾ Stöckl, l. c. II, p. 124—138.

mit nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn gegen einige Lehrrsätze empörte sich immer die menschliche Natur. An der Lehre vom unbedingten Verhängnis hielten die Dschabariten fest; aber dann muß Gott auch das Böse wollen und das bestritten die Motazalen. Manche wollten die Lehre vom Verhängnis milder fassen, die hießen dann mittlere Dschabariten. Manches entlehnten die arabischen Dogmatiker aus den christlichen, das bezeugt selbst Moses Maimonides. Der größte aller arabischen Dogmatiker ist Algazali; von seinem Werke „Die Wiederbelebung der Wissenschaften“ wurde gesagt: „Wenn alle Werke des Islam vernichtet würden, so würde dasselbe allein hinreichen, den Islam in seiner vollen Reinheit wieder herzustellen.“

Dschabariten.

Motazalen.

Abu Hamid Mohammed Ibn-Mohammed wurde um 1058 in Gazzalah in Chorasän geboren, wo sein Vater Händler mit Baumwolltuch war, daher der Name Algazali.¹⁾ Seine Studien machte er in Dschordžan und Nischapur und mit solchem Erfolg, daß er bald als Lehrer der Theologie nach Bagdad berufen wurde und hier den begeistertsten Beifall erntete. Aber Zweifel an seiner eigenen Lehre kamen über ihn, Mißtrauen in die Wahrheit der Sinnerkenntnis, in die Kraft des Verstandes, Bedenken gegen die Lehren eines Al-Farabi, eines Avicenna. Die Lehre keiner Secte befriedigte ihn, nur die Schriften der Sufis oder Sosis schienen ihm wahre Beruhigung zu geben. Die Scheike des älteren Mysticismus sind Abdulkadi, Gilani, Mosijreddin el Arabi, welcher die Mystik zuerst in ein vollkommenes System brachte, Suhrawardi, der Rath Saladin's. Ursprünglich eine ascetisch-contemplative Lebensweise, kräftigte sich diese Richtung, unbefriedigt durch den Islam, an indischen und neuplatonischen Lehrrsätzen. Gott hat sich in die Welt ergossen, ist die Weltseele. Die Seelen sind gefallene Geister, der Leib ist der Kerker der Seele. Der Mensch muß in den Zustand zurückkehren, in welchem er vor dem Fall mit Gott vereint war. Der Weg dazu ist Einsamkeit, Betrachtung, Fasten, Bezwingung seiner Gelüste. Dadurch erreicht er Zustände, in denen Erkennen und Erkanntes eins sind, das Du und Ich verschwindet, er eins mit Gott wird und voll Entzücken im Ocean des göttlichen Seins verschwindet. Der Mensch ist dann ganz vergottet — alle arabische Mystik endet im Pantheismus, das ist ein Hauptunterschied von der christlichen. Diese Lehre ergriff Algazali, er legte unter dem Vorwande einer Krankheit sein Lehramt nieder und gieng auf Reisen, besuchte die heiligen Stätten, dann Damaskus, Jerusalem, Alexandrien, und machte oft als Einsiedler die Übungen der Sufis mit. Hier schrieb er seine berühmten Werke: „Ma'arid al Falasifa“, die Bestrebungen der Philosophen, und „Tehafot al Falasifa“, die Vernichtung der Philosophen. Dazu schrieb er „Isya olum al din“, die Wiederbelebung der Religionswissenschaften; ein Werk, das ihm den Namen verschaffte „Beweis des Glaubens und Fierde der Religion“. In der Einsamkeit gelangte er zu Entzückungen, die ihm unnennbare Freuden und Offenbarungen, wie er

Mystik

pantheistisch

Betzückung.

¹⁾ Gojche, Über Gazzalis Leben und Werke. Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1862, S. 240 ff. — Hitzig, Über Gazzalis „Wiederbelebung der Religionswissenschaft“, in der Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft, VII, S. 172—186. — Stöckl, im Kirchenlexikon, I, S. 543; und Geschichte der Philosophie, II, S. 186—214.

glaubte, und den Umgang mit Engeln und Propheten gewährten, aber auch den Vorsatz in ihm erweckten, die Wahrheiten, die ihn beseligten, andern mitzutheilen. Es war im Jahre 499 der Hedschra und Algazali reiste nun durch Asien, überall aus seinem großen Werke der „Wiederbelebung der Religionswissenschaften“ vorlesend und zum Festhalten am Koran begeisternd, denn Allah habe verheißen, bei Anfang jedes Jahrhunderts seine Religion von neuem zu beleben. Der Sultan von Bagdad beauftragte ihn, in Nischapur Religionswissenschaft zu lehren. In späteren Jahren zog er sich in die Einsamkeit nach Tus zurück, wo er im Jahre 1111 starb.

Feind
der
Philo-
sophen.

Fata-
listen.

Unsterb-
lichkeit.

Theisten.

Wissen
und
Thun.

Algazali ist der eifrige Bekämpfer der Philosophen: ihre Lehren stimmen nicht mit der Religion überein und führen zum Unglauben, es gebe drei Classen derselben: Fatalisten, Naturalisten und Theisten. „Die Fatalisten bilden eine Secte, welche Gott als Schöpfer und Lenker der Welt durch seine Allwissenheit und Allmacht leugnet und behauptet, die Welt sei ewig und werde nie zugrunde gehen. Diese Leute sind Irrelehrer. Die Naturalisten studieren die Natur und die wunderbaren Erscheinungen an Thieren und Pflanzen. Aber obschon sie die Wunder der göttlichen Schöpfung und die Meisterwerke seiner Weisheit sehen, so wollen sie sich doch nicht zum Gedanken eines weisen Schöpfers erheben, der das Ende der Dinge und ihre Zwecke erkennt. Wie soll man aber die Einrichtung des Menschen, wie die Einrichtung der Natur verstehen, wenn man annimmt, die Seele sei nur die Harmonie des Körpers und vergänglich wie dieser? Sie leugnen die Unsterblichkeit, sie glauben nicht an Paradies oder Hölle, nicht an eine Auferstehung der Todten, nicht an ein jüngstes Gericht. Es gibt nach ihnen keinen Lohn der Tugend, keine Strafe des Lasters im Jenseits. Sie leben zügellos und geben sich wie die Thiere ihrer Neigung hin. Auch diese sind Irrelehrer, denn der Grund der Wahrheit ist: Glaube an Gott, an den Propheten und an das Gericht. Nach diesen kommen die Theisten. Der Art sind Sokrates, der Lehrer des Plato, und Plato, der Lehrer des Aristoteles. Letzterer hat für die Philosophen die Logik zusammengestellt und, indem er die Wissenschaften ordnete, manches klar gemacht, was früher dunkel war, und manches wieder ans Licht gebracht, was früher vergessen war. Diese drei Männer bekämpften im allgemeinen die beiden vorigen Secten, aber indem sie ihre Fehler enthüllten, lehrten sie selber wieder, was sie andern entlehnt hatten. Gott schütze die Gläubigen davor, sich gegenseitig anzugreifen, wie sie einander gethan hatten.“ — Namentlich bekämpft Algazali mit scharfem Verstande die Ewigkeit der Welt, die Emanationslehre und die Ansicht, daß Gott nur sich selbst erkenne, und vertheidigt die individuelle Vorsehung, die Unsterblichkeit der Seele, namentlich aber empfiehlt er das Handeln im Gegensatz zum bloßen Erkennen: „Die Wissenschaft ohne Handlung ist Wahnsinn und die Handlung ohne Wissenschaft ist keine Handlung. Die Wissenschaft ist der Baum, die Handlung die Frucht desselben.“ Vier Dinge seien für jeden erforderlich, der das wahre Ziel erreichen wolle: wahrer Glaube, aufrichtige Rede, Befriedigung der Feinde, Erwerbung der Wissenschaft des Gesetzes, soweit es zur Erfüllung der Gebote Gottes nothwendig ist. Das klingt alles orthodox. Es wird aber noch von bewährten Zeitgenossen behauptet, er habe von Wahrheiten gesprochen, die man bei sich behalten und niemandem mittheilen dürfe, als dem, der dieselben gleichfalls hege. Das wären die Geheimlehren seiner Mystik, die, wie die arabische Mystik überhaupt, nicht unter das Volk gebracht werden sollte. Nur unterscheidet er sich von den

übrigen Sufisten darin, daß er an der Auferstehung der Todten und am Jüngsten Gerichte festhält!

Seit Algazalis Auftreten waren Theologie und Philosophie geschiedene Gebiete. Übrigens konnten Mystik, Scholastik und Philosophie überhaupt sich nie vollständig mit dem orthodoxen Islam versöhnen. Die Lehre, alle Religionen seien gleichgiltig, der Mensch könne durch sich selbst mit Gott in unmittelbaren Verkehr treten und ohne Hilfe der Religion das Höchste erreichen, ist in einem merkwürdigen Buche des Ibn Dschafar ben Doseil ausgeführt.

Der Verfasser, meist nur Ibn-Doseil genannt, geboren um 1100 in Berschan bei Almeria und gestorben in Marokko 1188, war Arzt und Geheimschreiber des Statthalters von Granada, später des Almohaden Abd-el-Mumin. Er schrieb einen philosophischen Roman, eine Art orientalischen Robinson: „Haji Ibn-Yokdhan“, welcher unter dem Titel „Philosophus autodidactus“ von Pocock 1671 in Oxford und unter dem Titel „Der Naturmensch“ von Eichhorn 1782 in Berlin deutsch herausgegeben worden ist. Der Titel „Haji Ibn-Yokdhan“ heißt „der lebendige Sohn des Wachsamens“, das heißt die sich selbst durch Wachsamkeit und Lebendigkeit zum Höchsten emporarbeitende Vernunft. Der Held des Romans beginnt sein Leben auf einer einsamen Insel. Ein Reh, das ihn bisher mit seiner Milch nährte, stirbt und er kommt dadurch auf den Gedanken vom Wesen des Lebens und des Todes. Aus den Eigenschaften gleichartiger Thiere entwickelt er den Gedanken von Gattung, Art und Individuum, und aus der Vergleichung von Thieren mit Pflanzen und leblosen Dingen kommt er auf den Gedanken, daß alle Dinge im Grunde nur ein Ding seien, aber unter verschiedenen Formen; da alles, was ist, von einem andern hervorgebracht wird, so kommt er zuletzt auf den Gedanken vom Urheber des Weltalls. Nun drängen die Fragen, ob die Welt anfangslos und ewig sei. Er kommt zum Glauben an einen Schöpfer, der sie hervorbrachte, der unkörperlicher Natur ist, alldurchdringend, allwissend, das freieste und allervollkommenste, das allergütigste und gnädigste Wesen, die höchste Vollkommenheit, Schönheit, Macht. Der Gedanke an ihn ergreift ihn derart, daß er nur noch über ihn nachdenken kann. Er sieht ihn nirgends, er ist nur durch das Denken zu seiner Kenntniss gekommen; er schließt daraus, daß in ihm selber ein denkendes Wesen sei, weit vorzüglicher, als der Körper, nicht vergänglich, wie dieser Körper, und mit der Kraft begabt, die höchste Vollkommenheit zu erkennen, und fähig, dereinst bei Gott in Seligkeit ohne Ende zu leben. Sobald er diesen Gedanken erfährt, kommt der andere: er will sich keinen Augenblick von Gott entfernen! Wie kann er aber dieses erreichen? Die Himmelskörper drehen sich immer um das göttliche Wesen; er beschließt, ihnen nachzuahmen. Seine Seele hat ein göttliches Element; er beschließt, ihm ähnlich zu werden. Sein Körper ist mit Thieren verwandt; er beschließt, ihm nur das Nothwendigste zur Erhaltung des Lebens zu gewähren, damit er seinen Anschauungen nicht hinderlich werden könne. Die Gestirne ahmt er nach in beständiger Reinheit und dadurch, daß er wie sie kreisförmige Bewegungen macht und sich um sich herumdreht, indem er an Gott denkt, bis ihn ein Schwindel ergreift. Und so kommt er in Ekstase, daß er alles vergißt und nur Gott denkt; und so findet er, daß er mit Gott nur ein Ding sei, und sieht die Schönheit und den Reiz der Welt, und fühlt ein Entzücken, daß sein Herz springen möchte; und die Ekstasen kommen endlich

Ibn-Doseil.

„Der Naturmensch.“

Wie der Mensch zum Gedanken Gottes kommt.

Bernunft
und
Koran.

wann er will, und er wünscht, nur vom Körper befreit zu werden, damit er immerdar die Wonne der Anschauung Gottes genieße. So war er fünfzig Jahre alt geworden, als ein frommer und gelehrter Mann, Ahsal (oder vielmehr Absal), auf die Insel und mit ihm zum Gespräche kam. Und als er ihm erzählte, was er erkannt habe, so zeigt ihm dieser, daß all das mit der Lehre des Korans übereinstimme. Der Sinn des Buches ist also: die Bernunft lehrt das selbe, was der Koran. Nur begriff er anfangs nicht, warum der Prophet so viele Bilder gebraucht und bei Gesezen und Ceremonien stehen geblieben sei. Als er aber den Pöbel kennen lernte, der für seine Wahrheiten nicht empfänglich war, begriff er, daß der Prophet eben die Menge der gewöhnlichen Menschen vor Augen gehabt habe und daß die reine Wahrheit nicht für alle sei. Und so kehrte er mit Absal nach seiner Insel zurück und sie blieben dort, bis der Tod die Bande des Lebens sprengte.

Bei den Quäkern ist „Der Naturmensch“ ein Erbauungsbuch geworden.

Philosophie
der
Araber.

Dies die Leistungen der Araber in der Philosophie. Sie stehen höher als nulich Renan sie anschlug, da er behauptete, die arabische Sprache sei zur klaren Wiedergabe zusammenhängender Gedankenreihen ungeeignet, daher für rein geistige Speculation nicht passend; die ganze arabische Philosophie sei nur arabisch geschrieben, habe aber keine wahre Beziehung zur arabischen Cultur, sie sei nur die Reaction des indoeuropäischen Geistes der Perser gegen den Islam und nur in den entlegensten Theilen des Reiches gepflegt worden.¹⁾ Besser urtheilte Ibn-Chaldun, welcher die Griechen als die Bahnbrecher in der Philosophie und Aristoteles als den ersten Lehrer, die Araber aber als selbständige Kritiker und Bearbeiter seines Systems bezeichnete. Allerdings werden die Araber an Vielseitigkeit und Reichhaltigkeit der Ideen von den Indogermanen übertroffen — aber sie haben einen haarspaltenden Scharfsinn und große Gewandtheit in Behandlung abstracter Gedanken. Steiner nennt sie²⁾ das scharfsinnigste Volk, das je gelebt hat, die Schöpfer der Scholastik und den Abendländern in formeller Behandlung der Begriffe überlegen, „echte scharfgeschnittene Wüstengesichter, die nach denselben scharfen Linien alles geistige Leben bemessen, feine Spürnasen, die einen einmal gegebenen Stoff bis ins kleinste Detail, bis zu den letztmöglichen Verzweigungen verfolgen können.“³⁾

Begriffss-
spalter.

1) Histoire générale et système comparé des langues Sémitiques, par Ernest Renan, p. 10. Paris 1865. — Steiner, Mutazaliten, S. 14.

2) Mutazaliten, S. 28.

3) Steiner leitet (Mutazaliten, S. 23) die Einseitigkeit ihrer Begabung zumißt davon ab, daß sich der Charakter der Araber vorzugsweise in der Wüste ausbildete; ihre Sinne zu schärfen und alles aufs genaueste auszuforschen, hatten sie reichlich Gelegenheit; aber die Natur bot zu wenig Abwechslung, der Geist fand in der äußern Umgebung keinen wirklichen Inhalt, war auf die einförmige Fläche und die Lebendigkeit des eigenen Gefühls angewiesen. Ebenso einseitig seien sie darum in ihrer Poesie: der Inhalt ihrer Gedichte bestehe entweder in minutiöser Schilderung äußerer Gegenstände und Begebenheiten, oder in erregtem Ausdruck momentanen Gefühllebens, oder endlich, wenn sich der scharfe Verstand mit der Phantasie verbindet, in geistreichem Wortspiel, Witz und Anekdote. Das Vermögen, sich selbst und die Welt sich gegenüberzustellen und von einem höheren Gesichtspunkte aus zu betrachten, fehlte ihnen.

Eine große geistige Regsamkeit ist den Arabern nimmer abzusprechen: sie zeigt sich auch in ihrem gesammten Schulwesen, um das sich doch der Staat anfangs gar nicht und später nur wenig kümmerte, so daß hier die größte Lehr- und Lernfreiheit waltete. In jedem Dörfchen war in oder bei der Moschee eine Schule für den ersten Unterricht. Auch der Unbemittelte, auch der Sklave, genoß die Wohlthat des Unterrichtes. Der Knabe besuchte vom sechsten Jahre an die Schule, aber auch die Mädchen; die Zucht war streng. Um den Koran zu verstehen, lernte man lesen, womit die Kunst zu schreiben, Hand in Hand gieng: manche wußten den ganzen Koran auswendig. In Spanien übte man die Grammatik an den alten arabischen Gedichten, in Persien an den Dichtungen Saadis.¹⁾ — So der niedere Unterricht; der höhere umfaßte ursprünglich nur den Koran, die Tradition und das daraus hervorgehende Recht; bald kam Philologie, Medicin und endlich die Philosophie und die Naturwissenschaft hinzu. Auch für diese Fächer gab die Religion, wenn auch zögernd und mit Widerstreben, die Moschee her.²⁾ Dies erleichterte den Zutritt zu einem Lehrer, jeder anständige Mann konnte sich dem Kreise der Schüler anschließen. In Lehrsälen, die neben der Moschee waren, ließ man die Thüren offen. Die Lehrer mußten Einwendungen annehmen und widerlegen, darum sich auf ihren Gegenstand wohl vorbereiten. Die weite Verbreitung des Arabischen durch den Koran erleichterte die Reisen der Gelehrten und die Verbreitung neuer Bücher und Lehrmeinungen; die Lust am Dispute und die Begier, in geistigen Wettkämpfen zu glänzen, regte an zur Verarbeitung des Lehrstoffes. — „Der Ruhm des Gelehrten ist in seinen Festsen,“ sagte das Sprichwort, „der Ruhm des Kaufmanns in seiner Cassa“ — aber im freien Verkehr der Schulen mußte man sich auf sein Gedächtnis verlassen können. Merkwürdige Beweise von Gedächtnisstärke kommen vor, daß z. B. ein Gelehrter den ganzen Koran, die Hamasa und sein Lehrgebäude der Rechtswissenschaft, ein anderer 70.000 Traditionen auswendig wußte. Nur in dem religiös sanctionierten Recht gab es eine Lehrsuccession, sonst waltete die größte Lehrfreiheit; jeder Muselman von anständigem Rufe konnte als Lehrer auftreten, wenn er sich die Kraft zutraute: die Öffentlichkeit und die Schärfe der Kritik mußte jeden nicht gehörig Vorbereiteten einschüchtern. Wer das Buch eines Lehrers für den öffentlichen Unterricht gebrauchen wollte, mußte seine Erlaubnis dazu haben,³⁾ damit war zugleich die Lehrbefugnis erteilt. Ebenso konnte ein Lehrer einen Stellvertreter oder Repetenten halten. Bei den Medresen⁴⁾ hatte der Stifter oder dessen Familie das Recht, die Lehrer anzustellen oder abzusetzen. Der Staat mischte sich nur ein, wenn die Religion gefährdet schien. Auch in seiner Lehrzeit war der Lehrer an keine Ferienordnung gebunden. Der Vortrag war langsam; man hielt darauf, daß die Zuhörer nachschrieben. Nach der Lehrstunde war Besprechung über das Vorgetragene. Die Zuhörer suchten auch außerhalb der Schule den Umgang mit dem Lehrer, begleiteten ihn, hielten den Steig-

Schul-
wesen.Lern-
freiheit.Höherer
Unter-
richt.Lehr-
freiheit.Lehrer
und
Schüler.

punkt aus zu betrachten, fehle dem Araber ganz; in der flachen Wüste hätten sie nicht dazukommen können. Darum seien sie auch nicht über die kurze Form der Kaside hinausgekommen: ein Epos oder gar ein Drama zu schaffen, sei für einen arabischen Dichter, solange er ein Araber bleiben wollte, eine Unmöglichkeit gewesen.

¹⁾ Haneberg, Abhandlung über das Schul- und Lehrwesen der Mohammedaner im Mittelalter. München 1850.

²⁾ Vergl. Bd. IV, S. 614, 5. Aufl.; Bd. V, S. 225–231 dieses Werkes, 5. Aufl.

³⁾ Haneberg vermuthet, daß unser Licentiat von diesem Gebrauche herstamme.

⁴⁾ Vergl. Bd. IV, S. 614 dieses Werkes, 5. Aufl.

hügel, wenn er das Maulthier bestieg. Wenn ein beliebter Lehrer starb, zerbrachen die Zuhörer in der Schule die Schreibbroche und Tintenfass, geleiteten die Leiche zu Grabe, nachdem sie sein Lieblingsschüler gewaschen hatte. Die Kaufleute der Stadt schlossen die Buden. In der späteren Zeit hatten auch die Gelehrten ihre Amtstracht, goldene Halsbänder, weite Ärmel, lange Schleppen, ansehnlichen Faltenwurf.¹⁾ —

Die Juden im Orient.

Die
Juden.

So entwickelte sich in großen Zügen die Philosophie der Araber. Ihre eifrigsten Anhänger, ihre regsamsten Verbreiter wurden die Juden. Dieses merkwürdige Volk haben wir nach der Zerstörung Jerusalems²⁾ in alle Welt sich zerstreuen gesehen; werfen wir jetzt schnell einen Blick auf seine weitere Entwicklung.³⁾

Gammens-
drum
Schule.

Raum war der ärgste Sturm nach der Einnahme der Hauptstadt und der Vernichtung des Tempels vorüber, als gelehrte Anhänger der Religion der Väter sich in Jamnia, einer den Römern treu gebliebenen Stadt, zusammenfanden. Johanan ben Zachai war der Mittelpunkt dieses Kreises, der bald als Stellvertretung des früheren Synhedrium galt. Er war ein Greis, hatte das Unglück vorausgesehen, das dann über die Nation kam, und hoffte Rettung einzig vom Wiederaufleben der Gesetzeslehre. Für diese erweckte er den regen Eifer, um dieses vereinten sich alle. Die Streitigkeiten der Pharisäer und Sadducäer ruhten, Essener gab es wenige mehr. Der Unterricht im Gesetz wurde nur mündlich mitgetheilt. Über Streitfragen entschied nach dem Vorbilde des alten Synhedriums eine Versammlung von 70 oder 72 Männern und in dieser die Mehrheit. Dieser Synhedrialrath gewann unter dem Nachfolger Johanan's, unter Gamaliel, der den Titel Nassi annahm, an Ansehen. Man schloß sich ab gegenüber den Judenthristen (Minim) und rüstete sich zu ihrer literarischen Befehdung; man faßte Beschlüsse über Gebetsformeln, über die Behandlung eines Zukünftlings oder Proselyten (Ger), Speisegesetze, Sabbath-Verordnungen. Nach Gamaliel's Tod stand Akiba ben Joseph durch Scharfsinn und Erklärung des Gesetzes und thatkräftiges Wirken bei seinen Zeitgenossen in Ansehen,⁴⁾ dessen Vorträge den Grund zur Mischnah legten. Sicherlich steht er auch in Verbindung zu der großen Schilderhebung der Juden unter Hadrian, infolge deren die Römer das Judenthum auszutilgen beschlossen,⁵⁾ so daß die Gelehrten in einer geheimen Versammlung zu Lydda dem Volke erlaubten, durch erzwungene Gesetzesübertretungen sich den Verfolgern zu entziehen, und nur drei Punkte ausnahmen, Götzendienst, Blutschande und Mord: — lieber sollten sie da den Tod erleiden.

Schwere Tage kamen über das jüdische Volk, aber sein Leben ist zäh, es gieng nicht unter, und kaum war der ärgste Sturm versaußt, so sammelten

¹⁾ Haneberg, I. c. p. 34.

²⁾ Vergl. Bd. III, S. 287—290 dieses Werkes. 6. Aufl.

³⁾ Nach Jost, Geschichte des Judenthums und seiner Secten, II, S. 25 ff. Leipzig 1858. — Cassel, Lehrbuch der jüdischen Geschichte und Literatur. Leipzig 1879.

⁴⁾ Vergl. Bd. III, S. 333—336 dieses Werkes. 6. Aufl.

⁵⁾ Vergl. Bd. III, S. 334—337 dieses Werkes. 6. Aufl.

sich die Gelehrten aus der Schule Akibas, der in Cäsarea hingerichtet worden war, in Utscha zur Wiederherstellung eines gesetzgebenden Körpers. Ein Ausschufs der bedeutendsten Männer blieb beisammen, und sie gelten als die Hauptträger der Überlieferung oder Thana'im.¹⁾

• So Jehuda ben Jlai. Meir lehrte in Tiberias, Jose suchte in seiner Schule zu Scpphoris namentlich das strenge Recht festzustellen. Simon ben Jochai gilt vielen als Urheber der Geheimlehre; Ben Azai, Ben Zoma gehörten zu den Zierden der Schule von Jamnia; Elischa ben Abuja galt als besonders stark in der höheren Theosophie. Unter Simon, dem Sohne des Rassi Gamaliel, ward Tiberias ein geistiger Vereinigungspunkt der Juden und begann sich dort eine neue Synedrialform zu bilden; er nahm gleichfalls den Titel Rassi (Fürst) an, Meir hieß Chacham (Weiser); wenn einer dieser Würdenträger in die Versammlung trat, mußten alle Anwesenden sich erheben. Die Überlieferungsgeetze mit den Ansichten der berühmtesten Lehrer seit Hillel und Schammai wurden gesammelt. Nach Simons Tod (um 164) trat sein größerer Sohn, Jehuda, genannt der Heilige, auch Hannassi (der Fürst), auch schlechthin der Rabbi, bis gegen 220 an seine Stelle; er war reich und die Schüler erhielten außer dem Unterricht auch Unterhalt in seiner Schule. Sein Ansehen war so groß, daß die Sage sich bildete, Kaiser Marc Aurel Antoninus, der Philosoph, sei mit ihm im Briefwechsel gestanden.²⁾ Auf Reisen hatte sich in ihm früh die Überzeugung von der Übermacht der Römer gebildet, und daß die politische Rolle der Juden ausgespielt sei, daß sie nur als religiöse Körperschaft sich noch halten könnten, daß sie aber den fremden Culturelementen sich nicht verschließen dürften. Darum war er so recht der Gegensatz zu Akiba. Die Ernennung der Lehrer bedurfte seiner Bestätigung.

Die jüngeren Thana'im.

Jehuda Hannassi.

Jehuda stellte sich zur Aufgabe die vollständige Sammlung des mündlichen Gesetzes und dessen übersichtliche Anordnung. Die Abtheilungen waren: 1. Zeraim, Saaten und Landerzeugnisse; 2. Moëd, Festfeier; 3. Nafchim, Gesetze über Frauen und Ehe; 4. Nezikin, Rechtsfälle über Schadenersatz, Mein und Dein; 5. Kodašim, Heiligthümer, Opfer und Tempeldienst; 6. Toharoth, über Rein und Unrein. Das Ganze hieß Mišnah oder Abschrift, zweites Exemplar, zweites Gesetz, Überlieferung; die geschichtlichen Beisätze hießen Baraita oder außerhalb der Mišnah Überliefertes, die Sprache ist ein noch ziemlich reines Hebräisch. „Die Feststellung des Mišnahtextes,“ sagt Jost, „wodurch die Überlieferung als solche abgeschlossen wurde, war von erstaunlicher Wirkung. Man besaß jetzt eine Übersicht alles dessen, was bis dahin entweder ganz allgemein oder nach den Ansichten bedeutender Lehrer als Gesetz anerkannt war. Darunter eine Anzahl Aussprüche, die auf einen bestimmten Ursprung nicht zurückgeführt werden konnten, als stehendes Herkommen galten und mosaische Überlieferungen hießen; andere aus den Schulen herrührende, ohne namentliche Vertreter;

Mišnah.

¹⁾ Jost, l. c. II, p. 84 ff. — Cassel, l. c. p. 170 ff.

²⁾ Vergl. Arnold Bodek, Marcus Aurelius Antoninus, als Freund und Zeitgenosse des Rabbi Jehuda Ha-Nassi. Leipzig 1863.

andere auf Aussage bedeutender Männer angenommen oder durch die Mehrheit beschlossen; außerdem Verordnungen einzelner oder ganzer Versammlungen gegen das Herkommen oder augenblicklich nöthig gewordener Beschlüsse und endlich strittige Punkte, bei denen die Vertreter der verschiedenen Ansprüche genannt sind.“¹⁾

Die Schulen bemächtigten sich des Textes zu Erörterungen, diese *Gemara*. Besprechungen heißen *Gemara* und beginnen vom Abschluß der *Mischnah* an als die lebendige Durchbildung der Überlieferungsgeetze und als eine nothwendige Ergänzung der neuausgedrückten Bestimmungen, welche ohne die Erörterungen nur todtcs Buchstabenwerk geblieben wären. Darum sagt ein Rabbiner: „Wer sich mit der Heiligen Schrift allein befaßt, hat ein Verdienst und kein Verdienst (thut nur halbes Werk); wer zugleich mit der *Mischnah*, ein Verdienst, das einen Lohn bringt; nichts geht aber über die *Gemara* (schulgemäße Erörterung der Gesetze); dennoch beeißere dich mehr für die *Mischnah* als für die *Gemara*.“²⁾ — *Mischnah* und *Gemara* zusammen heißen *Talmud*.³⁾ Da es aber eine palästiniische und eine babylonische *Gemara* gibt, so hat man auch einen palästiniischen und babylonischen *Talmud* zu unterscheiden; ersterer abgeschlossen um die Wende vom vierten auf das fünfte Jahrhundert, letzterer vollendet im sechsten Jahrhundert.

Golah. Denn auch in Babylonien, bei den Juden *Golah*, Land der Verbannung genannt, begann sich ein wissenschaftlicher Geist zu regen. Über die Israeliten, die mitten unter heidnischen Völkern nach dem Mosaischen Gesetze lebten, herrschte seit den Tagen Esras in religiösen Angelegenheiten die große Synagoge zu Jerusalem: von da wurden Fest- und Fasttage bestimmt, in zweifelhaften Fällen Entscheidungen gegeben, wofür anderseits durch laufende Beiträge zum Tempel, durch Pilgerungen und Opfersendungen, durch Wanderungen junger Gelehrten zur Ausbildung nach Jerusalem gedankt wurde. In *Nahardea* und *Misibis* waren Schatzplätze, wo die Tempelgaben gesammelt und unter starker Bedeckung nach Jerusalem gebracht wurden. Der berühmte Gesetzeslehrer *Hillel* war ein Babylonier, der sich in Jerusalem ausgebildet hatte und dort unter Herodes der Vorfürer in der Hauptschule wurde. In Babylonien erhielt sich eine Familie, die sich von David ableitete, und ihr Haupt nannte sich *Reisch Glutha*, Oberhaupt der Israeliten in der Verbannung. Seit die Neuperser ans Ruder kamen, wurde seine Würde auch von der Regierung anerkannt und bediente sie sich seiner als eines Organes für alle Beziehungen zu den Juden; er ward im königlichen Palaß mit allen Ehren eines Würdenträgers

¹⁾ *Soß*, I. c. II, p. 124. — *Cassell*, I. c. p. 179—181.

²⁾ *Soß*, I. c. II, p. 125.

³⁾ *Cassell*, I. c. p. 185.

empfangen, hatte viele Diener, fuhr in einem goldenen Wagen, — was den republikanisch gesinnten Gelehrten, die in Jerusalem gebildet waren, durchaus nicht gefallen wollte. Als durch den großen jüdischen Krieg die gelehrten Schulen zerstreut wurden, flüchteten manche Gelehrte nach Babylonien und regten dort zu neuem Eifer für das Gesetz an. „Babel“, sagte Abba-Areka, „ist gesund, Mesene (die Tigrisinsel) todt, Medien krank, Olymais und Gabai im Sterben.“ Schulen entstanden in Sura, Mahardea und Pumbeditha. Ein Lehrer hieß Rab, wie in Palästina Rabbi. Allgemeine Versammlungen (Kallah) wurden gehalten vor Passah und vor dem Laubhüttenfest und dort alles, was im halben Jahr in der Schule gelehrt worden war, kurz wiederholt, damit auch die arbeitende Classe nicht ohne Unterricht bleibe.¹⁾

Sura.
Mahar-
dea.

Pumbeditha.

Manches hatten die Juden zu leiden durch den Eifer der Magier, welche verlangten, daß Juden und Christen dieselben Gebräuche sich aneigneten und mit ihnen die gleichen Feste feierten. In manchem machten die Juden Zugeständnisse nach dem alten Grundsatz: „Daß Israel gewähren, besser sie thun es ohne Gefühl der Sünde als unter dem Bewußtsein des Vergehens.“ — Streitfragen über Mein und Dein wurden nicht nach dem jüdischen Gesetz, sondern nach dem Landrecht entschieden.²⁾

Der Unterschied zwischen den babylonischen und palästinischen Schulen ist im ganzen der, daß dort mehr das Recht, hier mehr die Überlieferung gepflegt wurde. Nach Jehudas Tod ward sein Sohn Gamaliel Rassi (Fürst) für Palästina. Seine Macht stieg. Gesetzgebende Versammlungen kamen nur noch selten vor. Der Rassi, der Weise, und das Schulhaupt bildeten die oberste Behörde. Der Rassi umgab sich mit mancherlei Zeichen der Hoheit. Er ließ sich bezahlen für Vollmachten, wodurch er Lehrer und Richter ernannte. In einem Brief des Kaisers Julian an den Patriarchen der Juden sehen wir, daß der Rassi eine Rolle spielte, wie der Reich Glutha in Babylonien.³⁾ Wie einst für den Tempel Opfergaben, so wurden Unterstützungen für die hohe Schule eingesammelt und diese freiwilligen Gaben wurden allmählich eine Pflicht. Aber wie in Babylonien, erhob sich auch in Palästina der republikanische Geist der Rabbinen gegen die beginnende monarchische Gewalt und, als die Kalenderregeln veröffentlicht wurden, da lockerte sich der Verband; denn man konnte jetzt selber die Festtage ansehen. 415 erlosch mit einem Gamaliel die Patriarchenwürde in der palästinischen Schule.⁴⁾

Patri-
archat.

Die Rabbinen waren jetzt die Richter. In Babylonien sollen sich aber die beiden Hauptgerichte zu Mahardea und Sura lediglich mit

Gerichte.

¹⁾ Soft, l. c. II, p. 127—140. — Cassel, l. c. p. 192.

²⁾ Soft, l. c. II, p. 140—146.

³⁾ Juliani, Ep. 25 und 71. — Vergl. Fabricius' Bemerkungen zu diesen Briefen.

⁴⁾ Soft, l. c. II, p. 147—171.

Erkenntnissen über Eigenthumsrecht befaßt haben, nicht aber mit Straferkenntnissen, welche der großen Schule zu Tiberias vorbehalten blieben. Die Schule zu Pumbeditha, die um 250 entstanden war, nahm allmählich ab; überhaupt war im ganzen Judenthum auf die Zeit der Erregung wieder eine Erschlaffung gefolgt. Die Glaubenswärme wurde lau, die Gottesverehrung ließ nach, die großen Gelehrten wurden selten. Ein Zeitgenosse sagt, die früheren Gelehrten haben einen offenen Kopf gehabt, wie die Tempelpforte der Vorchalle, die späteren nur gleich der kleinen Pforte zum inneren Tempel und die jetzigen nur gleich dem Loch einer Nadel. Doch hat die babylonische Schule etwas geleistet, sie hat im sechsten Jahrhundert den Talmud vollendet, die Hauptquelle für die weitere Entwicklung des Judenthums.¹⁾

Talmud.

¹⁾ Dr. Heman betont in seiner gehaltvollen Schrift „Die historische Weltstellung der Juden und die moderne Judenfrage“, Leipzig 1841, die Wirksamkeit des Talmudstudiums, den er kurzweg „eine Sammlung von Gesetzen und Gesetzesauslegungen in zwölf Foliobänden“ nennt, aber auch „ein Sammeljurium alles Wissenswürdigen, das zur Kenntnis der Juden kam; mathematische und astronomische Abhandlungen, medicinische Notizen, ein Wust religiös-erbaulicher Erzählungen, Witze, Gespräche, Geschichten, alles durcheinander“; keine Encyclopädie, denn es fehle alle systematische Ordnung darin, und die meisten Dinge finde man darin gerade da, wo man sie am wenigsten suche. Aber die ganze Geistes- und Charakterbildung des jüdischen Volkes beruhe auf dem Talmudstudium. Zweitausend Jahre lang bestand die jüdische Geistesbildung darin, daß die Kinder mit dem vierten Jahre anfangen, mechanisch durch Vorsprechen die hebräische Sprache zu erlernen; haben sie es bis zum sechsten Jahre dahin gebracht, daß sie die fünf Bücher Moses lesen und ganz oder theilweise auswendig können, so beginnt das Talmudstudium, der Lehrer liest ihnen Abschnitt für Abschnitt vor, erklärt den Inhalt, der Schüler aber lernt den ganzen Abschnitt auswendig. Der Talmudgelehrte kennt den Talmud auswendig. Von jedem wohl-erzogenen Jüngling forderte man aber, daß er einige Theile auswendig wisse. Männer, die bei ihrem Volke Ansehen gewinnen wollten, beschäftigten sich am Sabbath nur mit dem Talmud, die ganz Frommen auch noch zwei Nächte der Woche hindurch. Die größten Talmudgelehrten waren zugleich die geschicktesten Finanzmänner, Ärzte, Juweliere, Kaufleute. Talmudstudium war zweitausend Jahre hindurch die einzige Brücke zu Ehre, Reichthum, Günst unter den Juden. — Und nun die Folgen davon! — eine gewisse Schulbildung beim ganzen männlichen Geschlecht. Das Gedächtnis wurde ungeheuer entwickelt, der Charakter durch das viele Jahre andauernde Studium ausdauernd, zäh; die Rabulistik schärfte den Verstand, weckte den Forschungstrieb; daher die Versatilität des jüdischen Geistes, die Fündigkeit, der spitzige Witz, die überlegene Klugheit, ihre juridische Verbiebenheit, eine gewisse geistige Überlegenheit. Der Talmud ist der geistige Halt, der die Juden vor dem Untergang, vor Stumpfheit, Noheit und Barbarei schützte. Darum wehrten sie sich auch immer für ihren Talmud; darum dringen aber auch alle, die einen tieferen Einblick in jüdische Art und Natur hatten, auf Beseitigung des Talmud. Denn trotz der sittlich-religiösen Richtung, die auch in dieser sonderbaren Verzerrung des großen mosaischen Gesetzes noch enthalten ist, gibt sich darin doch nur ein kleinlicher Geist kund, eine wahre Armut an großen und erhabenen, den Geist erweckenden Gedanken. Geist und Herz werden ausgetrocknet. Daher denn auch bei vielen Juden sich eine auffallende Oberflächlichkeit kundgibt, eine zwar scharfsinniges, witziges und phantastisches Spielen mit den Dingen, Hin- und Herreden, Aburtheilen, ohne daß sie jedoch auf den Kern der Sache einzugehen Lust hätten. Man hat schon oft gesagt, es fehle den Juden an originellen großen Gedanken, sie seien nur geschickte Hausierer mit den Geistesproducten anderer Völker. Das Richtige, was an diesem Vorwurf ist, kommt entschieden auf die Kleingeistigkeit der Rabbinen, die den Talmud gemacht haben. Das ist auch der tiefste Grund, warum der Talmud die Decke ist, welche die Juden verhindert, die großartige Gedankenfülle der christlichen Ideen auch nur zu ahnen, geschweige zu verstehen. Das jüdische Volk ist weber geistesarm, noch ohne Gemüthstiefe; das beweisen die zahlreichen geistvollen jüdischen Frauen, bei denen

Ein jüdischer Gelehrter meint, der Talmud sei „ein Labyrinth mit tiefen Schächten und Gängen, in denen abgeschiedene Geister mit unendlicher Thätigkeit arbeiten, reichlich beschenkend jeden, der mit Wissbegierde eintritt, nicht ohne Gefahr für Muthwillige, welche in böse Wetter gerathen. Die Religion hat das Werk geschaffen, aber nicht ein meist vergebliches Streben, den großen Fragen über Gottheit und Natur, über Vergänglichkeit und Ewigkeit das Wort zu leihen und über den rechten Ausdruck dessen, was zu glauben sei, zu streiten, sondern eine Religion der That, eine Religion, welche den Menschen von seiner ersten Bildung bis ans Grab und weiter hinaus begleiten, welche sein Wollen und Thun in jedem Augenblick bestimmen, welche alle seine Bewegungen lenken, selbst sein Essen und Trinken, seine Lust und Unlust, seinen Scherz und Schmerz überwachen und als von oben herabgeleitet zum Ausdruck des innigsten Glaubens erheben soll. Religion ist Leitung des Lebens, das ist der Grundgedanke des Talmud, Heiligung des ganzen Lebens durch den Gottesdienst.“¹⁾

Lebens-
leitung.

„Eigentliche Sittenlehren treten nur entweder als Erfahrungsprüche oder als Beispiele in der Geschichte, oder in der Form der Dichtung auf, welche meist das Gewand der Geschichte trägt. Diese Belehrungsweise machte das wahre Lebens-
element der sittlichen Entwicklung aus, und ward nach dem Abschluß des sogenannten Canons immer lebhafter durchgebildet, — sie wird mit dem Namen

Geist und Herz noch natürlich sind, indem sie, nach einer Vorschrift des Talmud selbst, vom geiststöbenden Talmudstudium ausgeschlossen sind; aber unter den Männern sind ihrer viele bei großer Klugheit und scharfem Witz doch ohne Tiefe des Geistes und haben ein verödetes Herz. Die tiefer angelegten Geister haben darum frühzeitig der Kabbala sich zugewendet — sie ist nur eine Reaction gegen die Geistesleere des Talmud.

Noch war wirksam auf den Charakter und die Schicksale der Juden ihre Abschließung von den Völkern, unter denen sie lebten. Sie bestanden allerdings gegen das Heidenthum einen erbitterten Kampf auf Leben und Tod und erlitten harte Schicksale; aber der politische Haß verbarg sich unter der Decke des religiösen Fanatismus. Um ja aller Gefahr einer Verführung zum Götzendienste vorzubeugen, wurde es verboten, drei Tage vor einem heidnischen Feste mit einem Heiden Geschäfte zu machen, oder ihm etwas zu leihen, oder ihm eine Zahlung zu machen oder von ihm anzunehmen. Hat man Holz von einem Götzehain genommen und damit den Ofen geheizt, so muß der Ofen, wenn er neu ist, zerstoßen werden; hat man Brot damit gebacken, so darf man das Brot weder selber essen, noch verkaufen; hat man aus solchem Holz ein Weberschiff gemacht und ein Kleid damit gewoben, so darf man das Kleid nicht benutzen; hat man das Kleid mit andern Kleidern vermengt und diese wieder mit andern, so darf man alle miteinander nicht mehr gebrauchen. Ein Jude durfte einem Heiden keine Gerichtshalle, kein Stabion, kein Blutgerüst bauen helfen. Alle Verführung mit einem Heiden verunreinigte. Milch, welche ein Heide gemolken, Brot oder Wein, die er bereitet, durften zwar gekauft und verkauft, aber nicht vom Juden selbst genossen werden. An einem nichtjüdischen Tische zu sitzen, durfte kein Jude wagen. Es war verboten, daß eine jüdische Frau bei einer Nichtjüdin Gebärmendienste verrichte oder ein heidnisches Kind säuge; es war einem jüdischen Arzt verboten, einem Nichtjuden ärztliche Hülfe zukommen zu lassen; es war verboten, einem Nichtjuden guten Rath zu ertheilen. — Demnach vergaßen die Juden aus heuchlerischem Fanatismus das Hauptgebot ihrer Religion: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ Schon Tacitus wirft ihnen darum Haß gegen alle andern Menschen vor. Dieser Haß galt nicht bloß den Götzendienern, sondern noch vielmehr den Christen, den Minim. Juden haben die Heiden zu Christenverfolgungen gestachelt. Diese Abschließung der Juden gegen alles Nichtjüdische verhinderte jede Verschmelzung. Der Jude versuchte nur, von allem Nichtjüdischen den möglichsten Vortheil herauszuziehen, die Verhältnisse möglichst auszubuten, ohne vom eigenen Leben und Wesen etwas zu opfern oder daranzugeben. Das fühlten alle Völker auch heraus, darum die Antipathie gegen die Juden; sie hat ihren Grund in der Stellung, welche die Juden sich selbst gegen alle Nichtjuden gegeben haben. Daher stimmen alle Völker, Heiden, Mohammedaner, Christen, in ihren Klagen über das egoistische Wesen der Juden überein.

¹⁾ Jost, l. c. II, p. 203.

Midrasch. Midrasch bezeichnet, welches Wort ursprünglich Forschung bedeutet. Seit dem Aufblühen der Schulen nach dem Befreiungskriege unterschied man als Lehrstoff derselben, neben der Halacha, der Ermittlung der Gesezzübung, Mikra, Midrasch, Agada, das Lesen der Heiligen Schrift und die Erklärung des Sinnes, dann die freie Auslegung, welche die Schriftsteller zu sittlichen Betrachtungen benutzten, und als Drittes die freie Rede oder Unterhaltung. Alles zusammen wird auch durch Midrasch ausgedrückt.“¹⁾

Die Lust, welche die Juden an diesem Werke fanden, war groß, der Einfluss, den es auf das Volk ausübte, nach ihrem eigenen Geständnis unberechenbar. Die Jugend schon sog diese Schriften wie Muttermilch ein. Gesetz, Talmud, Mischnah waren die Einigungsbande des in aller Welt zerstreuten Volkes.

Massora. In den letzten Zeiten des persischen Reiches war die Wirksamkeit der Schulen ziemlich beschränkt. In Palästina bestand 520 zu Tiberias noch eine Schule. Neues wurde wenig mehr geleistet, dagegen Altes gesammelt. Namentlich beschäftigte man sich mit dem Texte der Heiligen Schrift. „Die Massora“ entstand, die höchst sorgfältige Ausstattung des Textes der Heiligen Schrift mit Les- und Betonungszeichen und die Bemerkung aller vorkommenden Ähnlichkeiten und Unterschiede im Ausdruck, aller verschiedenen Lesarten, und die genaue Bestimmung der Abschnitte und Unterabtheilungen. Wann und durch wen dieses Werk entstand, darüber schweigt die Geschichte. Noch im vierten Jahrhundert hatte der Text keine Vocal- und Accentzeichen, beim Beginn des Islams ist aber das Werk vollendet. Die Punctuation und Accentuation schreibt man der Schule von Tiberias zu. Die babylonische Schule schrieb die Vocalzeichen über die Buchstaben.“²⁾

Halacha. Der ganze Reichthum der Phantasie des jüdischen Volkes zeigt sich in der Halacha oder Auslegung und Anwendung des Gesetzes und Agada oder freien Behandlung aller älteren Lehrquellen zur Bereicherung der sittlichen Anschauung.

Agada. Die Agada entstand wahrscheinlich in Judäa, wo man auf öffentliche Vorträge mehr Sorgfalt verwendete. Unzählige Sagen, die oft einen tiefen Sinn, eine reiche Phantasie bekunden, sind hier gesammelt.“³⁾ Die Babylonier verlegten sich mehr auf Erörterung des Gesetzes. Nach dem Ende des jüdischen Patriarchats in Palästina wandte man sich zur Entscheidung strittiger Gesetzesfragen oft an die Schulen zu Sura und Pumbaditha. Mit der Frage kam auch immer ein reiches Geschenk für die Mühe der Entscheidung. Die Vorstände dieser Schulen hatten den Titel Gaon, was so viel ist als Excellenz. Man zählt in Pumbaditha von 589 bis 1038 fünfzig, in Sura von 689 bis 1034 vierzig Geonim oder Vorstände. Beide Schulen zusammen bildeten in wichtigen Fällen ein Synedrium von siebenzig Personen. Widerstand gegen ihre Beschlüsse wurde mit dem Banne bestraft. Die Poesie dieser Zeit hat nicht Reim und Silbenmaß. Der erste Dichter, der den Reim und oft bis zum Übermaß anwendet, ist der Babylonier Kalir um 900.“⁴⁾

Geonim.

Reim.

¹⁾ Hoff, l. c. II, p. 212 ff.

²⁾ Ibid. p. 240.

³⁾ Ibid. p. 244 ff. — Grünbaum, Beiträge zur vergleichenden Mythologie aus der Haggada, in Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft, XXXI, S. 184 f.

⁴⁾ Hoff, l. c. II, p. 252–272.

Der Aufschwung der Cultur unter den Arabern mußte auch auf die Juden anregend wirken, zumal die arabische Sprache ihnen als Verkehrsmittel geläufig war. Die Sectenstreitigkeiten der Araber mußten auch bei den Juden ähnliche Fragen anregen, die scharfsinnigen Sprachforschungen auch zur Erforschung hebräischen Sprachbaues antreiben. Ein hochbegabter Mann, Saadja Gaon ben Joseph, trat um diese Zeit als Lehrer in Sura auf, wurde 928 Gaon und verfaßte mehrere Werke, die auf die Entwicklung der Juden großen Einfluß hatten.¹⁾

Saadja geboren 892 zu Dadas in Aegypten, gestorben 942, ist Dichter, Sprachforscher; er schrieb zuerst eine methodische Grammatik der hebräischen Sprache, welche er mit gleicher Gewandtheit wie die arabische handhabte. Am bedeutungsamsten ist er aber als Religionsphilosoph durch seine Schrift „Emunot-We-Deot“ oder Glaubenslehre und Philosophie. Wir hören daraus, wie zeretzend der Islam und die Beschäftigung mit der griechischen Philosophie auf die Juden gewirkt haben muß: „Viele Juden“, sagt er, „sind gläubig, wissen aber nicht, was sie glauben; andere leugnen und rühmen sich ihres Irrthums; viele sind im Meere des Zweifels untergegangen und kein Taucher kann sie herausziehen.“ — Saadja sucht nun zu klären, die jüdische Religion als vernunftgemäß nachzuweisen, wobei es seine Überzeugung ist, alles, was der Glaube lehre, könne der Mensch auch auf dem Wege der Speculation erringen, nur mühevoller und langsamer, darum habe Gott dem nicht denkenden Volk die Wahrheit unmittelbar durch die Propheten mitgetheilt. Indem Saadja die Lehre der Bibel als vernunftgemäß darzustellen sucht, beweist er aus Vernunftgründen, daß die Welt erschaffen sei, und zwar aus dem Nichts, daß der Schöpfer nur einer sei, allweise, allmächtig, rein geistig, unfassbar dem Wesen nach, aber doch erkennbar, und daß alle biblischen Aussprüche, die von Bild oder Gestalt Gottes sprechen, bildlich zu verstehen seien. Der Wille des Menschen sei frei, die Seele sei ein selbständiges, denkendes, in sich einiges Wesen, unsterblich. Die Seelenwanderung, an welche damals viele Juden glaubten, bekämpft er, die Überlieferung fülle die Lücken des Gesetzes aus und sei zu deren Ergänzung unentbehrlich. Saadja war ein Mann von eminenter Begabung, von hohem Sinn, sein Werk von großem Einfluß auf die nachfolgenden Geschlechter. Es fand auch Widerspruch wegen seines Strebens, allen Glauben in Wissen zu verwandeln, allein die rationalistische Richtung war schon so stark, daß sie nicht mehr unterdrückt werden konnte.

Daneben stoßen wir auf Spuren einer Geheimlehre, durch welche viele dem zunehmenden Unglauben begegnen wollten, im Buche Sezirah (Schöpfung), Sezirah. dessen Verfasser unbekannt ist; man schrieb es bald dem Abraham, bald dem Akiba zu. Bedeutsam ist ferner in dieser Zeit die Entstehung einer Partei, die vom Talmud gar nichts wissen wollte und alle Überlieferungen der Rabbinen als bedeutungslos verwarf. Es ist die Secte der Karaim oder Karaiten; ihre Entstehungszeit fällt unter das Chalifat des Abu Dschafar Al-Manfur 754 bis 775. Der Urheber war Anan ben David, der sich um die Stelle eines Gaon oder Resch Glutha vergeblich beworben haben soll.²⁾

¹⁾ Jost, l. c. II, p. 274—287.

²⁾ Cassel, l. c. p. 215.

Viele Rabbinen hielten ihn für kezerisch, weil er nur das als Gesetz anerkennen wollte, was sich unmittelbar aus dem Text der mosaischen Bücher durch genaue Erklärung ergibt, und Mischnah und Talmud als eitel Menschenwerk verwarf. Lehren die Rabbinen, daß Moses eine Menge Verordnungen mündlich gegeben habe und diese mündlich fortgepflanzt worden seien, bis die Zeit kam, wo man sie niederschrieb, so sagen die Karaim, es gebe kein anderes Gesetz als das geschriebene. Wenn die Rabbinen lehren, das Gesetz bedürfe der Erläuterung und diese sei im mündlichen Gesetze enthalten, so sagen die Karaim, Gottes Lehre wäre nicht vollkommen, bedürfte sie noch der Erläuterung; jede Abänderung vom Gesetz sei vom Übel, und die Rabbinen hätten mit ihrer Lehre nicht das Recht, Gehorsam zu fordern. Das Gesetz beruhe auf drei Stücken: auf der Schrift, auf den Schlussfolgen und auf dem ererbten Gebrauch, der sich auf die Schrift stütze. Sie nehmen nichts an, was sich nicht aus dem Text der Heiligen Schrift durch genaue Erklärung des Wortsinns herleiten läßt; auch lassen sie keine überlieferte Erklärung gelten: jeder sachkundige Lehrer ist frei in der Erörterung, aber der Wortsinns wird mit strengster Genauigkeit zu ergründen gesucht. Ihren Glauben haben sie in zehn Artikel gebracht: die ganze Körperwelt ist einst aus dem Nichts geschaffen worden: ihr Schöpfer ist ewig, hat keine Gestalt, ist in jeder Beziehung eins und keinem der vorhandenen Wesen ähnlich; Gott hat uns seinen Lehrer Moses gesandt, er hat durch ihn die Thora gespendet, welche immer die unbedingte Wahrheit enthält: es ist die Pflicht jedes Israeliten, die Thora in der Ursprache zu erlernen, und zwar in sprachlicher Hinsicht und in Betreff der richtigen Auslegung. Gott hat auch den übrigen Propheten sich geoffenbart: er wird die Todten am Gerichtstag wieder beleben und jedem nach seinem Thun vergelten. Endlich halten sie die Messias Hoffnung in den Worten fest: Gott wird Israel aus dem Elend erlösen und ihm den Sohn Davids senden. Die Karaim wurden von den Rabbinen heftig angegriffen, bildeten aber eine starke Partei in Bagdad, in Palästina. Später war ihr Hauptsitz Constantinopel. Gegenwärtig ist das geistige Leben bei ihnen ermattet, sie haben aber um den Text und die Schrifterklärung sich unleugbare Verdienste erworben. Die rabbinische Lehre ist reicher, die der Karaim nüchterner und verständiger. Heutzutage beschäftigen sich die Karaim namentlich in der Krim mit Ackerbau und gelten für stille, einfache Leute, wie bei uns die Wiedertäufer.¹⁾

Die Juden im Abendlande.

Eine reichere Entwicklung fand das Judenthum im Westen, namentlich in Spanien, wohin Juden schon in den ersten Zeiten des römischen Kaiserthums gedrungen waren. Von Spanien kamen sie nach Septimanie, wo Narbonne und Toulouse Sitze jüdischer Gelehrsamkeit wurden. Auch die Schulen in Bari und Otranto erlangten eine gewisse Bedeutung, sogar in Mainz war seit den Karolingern eine angesehenere jüdische Gelehrtenfamilie. Die deutschen, italienischen und französischen Juden hielten aber lange noch

¹⁾ Jost, l. c. II, p. 287 - 347. — Beer, l. c. I, p. 125—198.

an ihrem alten Glauben fest, während die auf der pyrenäischen Halbinsel schon vom philosophischen Geiste angeweht waren. Bald drang dieser über die Pyrenäen und über die Alpen nach Frankreich und Italien. In Südfrankreich wurden Werke von arabischen und jüdischen Gelehrten übersetzt. In Spanien nahm die wissenschaftliche Schule rasch einen Aufschwung. Die Juden verstanden wie die Christen das Arabische und bald benutzten sie diese Verbindung, um mit den Schulen des Morgenlandes in Beziehung zu treten. Die Anregungen, die sie von dort bekamen, wirkten nachhaltig. Die Sprachwissenschaft wuchs mit der Philosophie.¹⁾

Wie kleine Ursachen oft große Wirkungen haben, zeigt das Schicksal von vier Rabbinen, die, um Spenden für Gelehrtenschulen zu sammeln, um 960 von Bari aus eine Seereise machten. Sie wurden von einem Kaper gefangen genommen. Die Frau des einen, des Mose, war sehr schön und der Schiffshauptmann stellte ihrer Tugend Schlingen. In der Angst fragte sie ihren Mann auf hebräisch: ob die ins Meer Gesunkenen wohl auch der Auferstehung theilhaftig würden? Er antwortete mit dem Psalmvers: „Gott spricht: aus Basan bringe ich zurück, bringe zurück aus des Meeres Tiefen!“ Darauf stürzte sich die Frau in die See. Ihr Mann wurde als Sklave nach Cordova verkauft und kam in eine Versammlung von jüdischen Gelehrten, die Rechtsfragen durchsprachen. Mose wagte sich an den Verhandlungen zu betheiligen und erregte solche Bewunderung, daß der Oberrichter ihm den Vorsitz abtrat, und der Emir sah es gern, daß er eine Schule errichtete, damit man sich in schweren Rechtsfragen nicht mehr nach dem Morgenlande wende, und so wurde Cordova der Sitz jüdischer Gelehrsamkeit, und Spanien verschaffte sich alle Gesezeskunde des Morgenlandes. Der zweite der Gefangenen, Schemarjah, wurde Haupt der Schule in Rahira, der dritte, Huschiel, in Kairovan. Ihre Schulen machten sich vom Oriente frei.²⁾

Rabbi
Mose.

Cordova.

Jehudah,³⁾ der Sohn des David Hajug, gründete in Spanien die Formenlehre; er führte jeden Wortstamm auf drei Wurzellaute zurück; er stellte die sieben Vokale auf; er heißt „der Vater der Grammatik“. Jonah, der Sohn Ganach's (1010—1040), übertrug ihn noch in geistreicher Behandlung seines Gegenstandes. Rasch blühte die agadische Dichtung empor. Spanien weist auch einen der größten Bibelerklärer auf, Aben-Esra,⁴⁾ geboren um 1100 zu Toledo. Er war Arzt, Dichter, Grammatiker, Astronom und reiste, brennend vor Begierde zu lernen, fast sein ganzes Leben herum. Er sah England, Frankreich, Italien, Griechenland und starb im 75. Lebensjahre, circa 1175, auf der Insel Rhodus. Seine Erklärungen der Heiligen Schrift begann er im Jahre 1140 mit dem Prediger, dem nach und nach Erläuterungen der ganzen Heiligen Schrift folgten. Er ist rationeller Erklärer des Textes und verlangt Rechenschaft von allen geschichtlichen Thatfachen. In ihm siegte die neue philosophische Richtung auch auf dem Gebiete der Bibelforschung. Seine Zeitgenossen nannten ihn den Weisen und Bewunderungswürdigen.

Aben-
Esra.

¹⁾ Joff, l. c. II, p. 382—386.

²⁾ Ibid. p. 399—403.

³⁾ Ibid. p. 403—408.

⁴⁾ Ibid. p. 419—427. — Cassel, l. c. p. 256 ff.

Maimo-
nides
(Maimon-
ides)

Zum Durchbruch unter den Juden Spaniens kam aber die philosophische oder die aristotelisch-arabische Richtung in Maimonides (1135—1204).¹⁾

„Der große Abler“, „der Ruhm des Ostens“ und „das Licht des Westens“, „der treue Lehrer“, wie ihn seine Bewunderer nannten, „der treue Moses“²⁾ stammt aus Cordova, heißt eigentlich Moses, der Sohn des Richters Maimon. Jüdische Gelehrsamkeit war das Erbtheil seiner Ahnen. Sein Hauptlehrer war sein Vater, sonst schwebt undurchdringliches Dunkel über seiner Jugendzeit — der Grund liegt in den damaligen Wirren Spaniens. Die Morabithin verfolgten Philosophen, Juden und Christen: ein milderer Los ward nur jenen Juden zu theil, welche durch ihre Geschicklichkeit als Ärzte oder Steuereinnnehmer sich unentbehrlich zu machen wußten. Dann kamen die Almohaden. Abdelmumin ließ die Synagogen und Kirchen in seinem Reiche zerstören. Viele Juden wanderten in das südliche Frankreich aus. Die Familie Maimons aber gieng nach Fez, weil hier, am Mittelpunkt der Regierung, am leichtesten durch Verbindung mit Großen Duldung oder Nachsicht zu erwerben war, und geberdete sich äußerlich als anhänglich an den Koran — und doch hieß Moses später „die Fackel des Glaubens“. Im Jahre 1165 wanderte Maimon nach Palästina aus, er starb in Rahira. Moses ließ sich in Fostat nieder und fristete sein Leben anfangs mit Juwelenhandel, bald aber erregte er Aufsehen als Arzt und Lehrer. Er wurde im Jahre 1179 Leibarzt Saladins; als er bei diesem verklagt wurde als abgefallener Moslem, lehnte der Herrscher die Bestrafung (der Tod stand darauf) mit dem Bemerken ab: Maimonides habe nur gezwungen die Bekenntnisformel ausgesprochen, sei daher niemals Moslem gewesen. Obgleich seine Beschäftigung als Arzt ihm viele Zeit hinwegnahm, so verfaßte Maimonides doch eine Reihe von Schriften, durch die er nicht bloß die Bewunderung seiner Zeitgenossen erwarb, sondern einen dauernden Einfluß auf die Entwicklung des Geistes der Juden ausübte und sich der Achtung der Denker aller Nationen würdig zeigte. Drei Werke sind es namentlich, die seinen ordnenden Geist bekunden: seine „Erläuterung der Mischnah“, seine vierzehn „Bücher des Gesetzes“ (Mad' Hazakah), und sein „Wegweiser der Irrenden“ (Moreh nebuchim). Das Verdienst hinsichtlich der „Mischnah“ charakterisiert M. Frank mit den Worten: „Indem Maimonides Ordnung und Licht in das unermeßliche Chaos brachte, welches man Talmud nennt, indem er Grundsätze und Regeln an die Stelle der Klügeleien setzte, die ihn bisher verdunkelten, und namentlich indem er die Zeit abkürzte, welche man bisher diesem unfruchtbaren Studium widmete, hat er mächtig dazu beigetragen, bei den Juden den Geschmack an der Philosophie und an den Wissenschaften überhaupt zu wecken, und es ihnen möglich gemacht, aus dem engen Gesichtskreis herauszukommen, in welchem sie bisher eingeschlossen waren, und eine nützliche Rolle in der gebildeten Gesellschaft zu spielen. Das war aber nur unter einer Bedingung möglich: wenn er getreu die Überlieferung der Rabbinen wiederzugeben, eine sichere Methode aufzustellen und die Gesetze einer gesunden Logik zu lehren vermochte, ohne den Glaubensinhalt selber anzugreifen. In der That hat sich Maimonides nicht minder durch die Strenge

Saladin.

Schrift-
ten.

¹⁾ Renan, Averroès et l'Averroïsme, essai historique, p. 177—183. II. édition, Paris 1861. — Munk, Mélanges de philosophie juive et arabe, Paris 1857. — M. Maimonidis Doctor perplexorum, ed. Buxtorf. 1629. — Zost, l. c. II, p. 428—460. — Cassel, l. c. p. 259—269.

²⁾ A Mose ad Mosen non est major hoc Mose.

seiner Rechtgläubigkeit in der „*Nad' Hazakah*“ ausgezeichnet, als durch die Kühnheit seiner Ansichten in dem „*Moreh nebuchim*“; namentlich in den Anstrengungen, den Geist der Heiligen Schrift mit den Naturwissenschaften in Einklang zu bringen, zeigt sich die Originalität des Mannes. Er kann als der wahre Gründer der Methode betrachtet werden, welche Spinoza in seiner theologisch-politischen Abhandlung gelehrt hat, und die man heutzutage die vernunftgemäße Erklärung nennt. Die wunderbarsten Erzählungen der Bibel, die Lehren, welche sie enthält, die Ceremonien, welche sie vorschreibt, suchte er durch Naturgesetze und die üblichen Vorgänge im Menschengenosse zu erklären; er gibt keinem Ereignis den Namen Wunder, außer wenn es der Wissenschaft durchaus unmöglich ist, ihm einen andern Charakter zu verleihen. Und diesen Grundsatz wendet er mit besonderer Sorgfalt auf die Prophetie an. Es gibt nach ihm, nach dem Gesetze Gottes, nichts, was nicht seinen besondern, physischen, moralischen oder metaphysischen Grund hat, auf den wir durch Nachdenken kommen können. Macht ihm der Wortsinne Bedenken, so greift er zur allegorischen Erklärung. Der Grund, wodurch er dieses Vorgehen rechtfertigt, ist der, daß das Ziel der Religion ist, uns zu unserer Vollendung zu führen, oder uns zu lehren, vernunftgemäß zu denken und zu handeln, denn darin besteht der Hauptvortrag der Menschennatur.“

Nationalistische

Bibel-
erz-
klärung.

Im „*Moreh nebuchim*“ oder „Führer der Irrenden“ sucht Maimonides namentlich die Lehren der jüdischen Religion philosophisch zu rechtfertigen und mit der Vernunft übereinstimmend darzustellen. Er unterscheidet zwischen natürlicher und göttlicher Weisheit. Jene findet er in der Philosophie, und zwar in Aristoteles, wie ihn die Araber erklärten, diese in der Heiligen Schrift. Die Propheten sprachen in Bildern und Gleichnissen, in deren Kern der Weise einbringen muß, in den er aber nicht einzudringen vermag, wenn er nicht vorher philosophisch durchgebildet ist. Vollständig vermag aber auch der Weise den Inhalt der heiligen Lehre nicht zu erschöpfen, es bleibt immer noch ein unaufgelöster Rest, wenn er auch die tiefsten Wahrheiten enthüllt hat. In der Durchführung ist Maimonides nun ganz Aristoteliker oder, könnte man sagen, Schüler des Averroës. Zuerst kommt er bei der Erklärung der Namen Gottes auf den Satz, daß man Gott nicht positive Attribute beilegen kann, denn sein Wesen sei alles ein und dasselbe, sondern daß nur negative Attribute zulässig und berechtigt seien, zum Beispiel er sei ohne Körperlichkeit und Veränderlichkeit. Bei der Frage, ob die Welt einen Anfang genommen habe oder ob sie ewig sei, entwickelt er eine Theorie der Emanation, die Lehre von den Himmelskugeln, deren er neun annimmt, zu welchen als zehnte der thätige Verstand kommt — wir meinen die peripatetischen Araber zu hören. Was Aristoteles getrennte Intelligenzen nennt, nennt Maimonides Engel. Das Geschaffensein und der Anfang der Welt lasse sich nicht zwingend beweisen, aber auch nicht das Gegentheil — das sei ein Glaubenssatz; vom Standpunkte der Wissenschaft könne die Schöpfung der Welt als möglich anerkannt werden. Wie die Araber trennt er den thätigen Verstand von der individuellen Seele und betrachtet ihn als ein einheitliches und allgemeines Princip. Dadurch erklärt er sich die Prophetie so: Gott übt mittelst des thätigen Verstandes einen Einfluß auf das intellectuelle Vermögen des Propheten und auf seine Einbildungskraft, wobei aber vorausgesetzt ist, daß der Mensch durch tiefes und anhaltendes Studium eine hohe Bildung und durch Selbstbeherrschung eine hohe Tugend sich erworben hat. Den Ursprung des Übels leitet er von der Materie her, welche ihre Form

„Moreh
ne-
buchim.“Vernunft
und
Offen-
barung.Welt-
schö-
pfung.Pro-
phetie.

Geist
und
Materie.Zweck
der
Schöpfung.

Vorsehung.

Unsterblichkeit.

Angriffe
auf
Maimonides.Salomo
ben
Abraham.

oder Wesenheit nicht festhält, sondern stets mit einer neuen zu vertauschen sucht. Durch die Kraft seiner Weisheit erkennt der Mensch den Schöpfer, begreift das Denkbare, dämpft die Glut seiner Leidenschaften und setzt sich in den Stand, das Gute zu wählen und das Schändliche zu fliehen. Die Materie aber ist es, welche ihn zur Gefräßigkeit, Trunksucht, Wollust, zum Zorn und zu allen unedlen Begierden und Leidenschaften verleitet. Das Böse faßt er als Nichtsein, als Mangel. Bei der Frage nach dem Zwecke des gesammten Universums weicht er von dem Sage ab, daß des Menschen wegen die ganze Natur geschaffen sei, jedes der Naturdinge sei nur seiner selbst wegen vorhanden, Gott habe alle Theile der Welt durch seinen Willen hervorgebracht und es sei nicht minder sein Wille, daß der Mensch sei, als daß die Himmel mit ihren Sternen und die Engel seien. Hinsichtlich der Vorsehung meint er, sie walte unter der Mondesphäre unter den Einzelwesen nur über das Menschengeschlecht; hinsichtlich der Thiere, Pflanzen und anderer Dinge gehe sie nicht auf die Einzelwesen, sondern nur auf die Gattung. Die Vorsehung erstrecke sich über alle Individuen, der Grad richte sich aber nach ihrer Vollkommenheit, und unter Vollkommenheit versteht er nicht bloß die körperliche, sittliche, sondern auch die geistige, daß der Mensch die göttlichen Dinge richtig erkenne und seine Gedanken ganz auf Gott richte. Über einem solchen Menschen walte die göttliche Vorsehung ganz besonders, denn er sei bei Gott und Gott bei ihm.

In vielen Ansichten ist Maimonides mit Averroës ganz übereinstimmend, so auch in der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele. Ein arabischer Schriftsteller erzählt: „Die innigste Freundschaft verband mich mit Maimoni. Eines Tages sagte ich zu ihm: Wenn die Seele nach dem Tode noch Bewußtsein hat, so versprich mir, daß du mir erscheinst, wenn du vor mir stirbst, und sagst, wie es dir geht. Ich verspreche dir dasselbe, wenn ich vor dir sterbe.“ Wir versprachen es uns gegenseitig. Er starb vor mir und ließ mehrere Jahre auf sich warten. Endlich aber sah ich ihn im Traume. ‚Doctor‘, redete ich ihn an, ‚hast du mir nicht versprochen, aus dem Jenseits Nachricht zu geben?‘ Er wendete lächelnd sein Gesicht ab. Ich faßte ihn aber bei der Hand: ‚Du mußt mir sagen, wie es nach dem Tode geht!‘ — ‚Das Allgemeine‘, sagte er, ‚kehrt zum Allgemeinen, das Besondere zum Besonderen zurück.‘ Ich erwachte und bewunderte die Richtigkeit seiner Antwort.“¹⁾

Über die Lehre des Maimonides entbrannte nach seinem Tode ein heftiger Streit.²⁾ Wurde der Glaube in Wissen aufgelöst, das fühlten manche, so fiel die positive Lehre den willkürlichen Deutungen der jedesmaligen Zeitphilosophie anheim; die wahre Religion bestehe in unbedingtem Gehorsam gegen das Gesetz, Klügeln über Entstehung und Sinn und Zweck des Gesetzes sei schon der erste Schritt zum Abfall. Das Haupt der Schule in Montpelkier, Salomo ben Abraham, sprach 1231 im Verein mit Gesinnungsgegnossen den Bann über die Schriften des Maimonides aus und befahl sie den Flammen zu übergeben; sie riefen für ihren Beschluß sogar den Beistand der christlichen Behörden an und schickten Boten in den Orient, um auch von den dortigen Schulhäuptern einen Bannspruch zu erwirken, denn die Schüler des Maimonides

¹⁾ Renan, l. c. p. 177—182.

²⁾ Zoßf, l. c. III, p. 7—19.

seien gänzlich vom Talmud abgefallen. Allein die Anhänger des Maimonides überzeugten die christlichen Behörden von der Falschheit der Beschuldigung und diese ließen zehn der Ankläger wegen Verleumdung und Lästerung die Zunge ausschneiden. — Die Schulen im Orient¹⁾ waren gleichfalls für Maimonides und sprachen den Bann über seine Ankläger aus. Der Nassi zu Damaskus — seit der Eroberung Bagdads durch die Mongolen wohnte der Resch-Blutha in Damaskus — priess in einem Sendschreiben an die Juden des Abendlandes den Maimonides als den, welcher ganz Israel durch seine herrlichen und jedem Gesetzforscher wertvollen Werke, „Mischnah“, „Thorah“²⁾ und „Moreh“, erleuchtet, die ganze Theologie umfaßt und Unglauben und Offenbarungsleugner bekämpft habe. So blieb also der Sieg der rationalistischen Richtung. In Persien, Babylonien, Syrien, Arabien, Aegypten, in der Verberei wurden Maimonides Werke zur Grundlage für die Volksbildung genommen.

Sieg
des
Maimonides.

Unter denen, welche in Spanien und Frankreich den Streit zu beschwichtigen trachteten, ragt namentlich David Kimchi³⁾ hervor (gestorben gegen 1240), der Sohn des berühmten jüdischen Apologeten Joseph Kimchi zu Narbonne. Von David sagten die Juden: „Ohne Müller (Kimchi bedeutet Müller) gibt es kein Mehl, das heißt ohne seine Werke keine rechte Schrifterklärung.“ Was tiefe Kenntniß der hebräischen Sprache, methodischen Geist, Feinheit des Urtheils und Sorgfalt anlangt, aller Willkür in der Erklärung des Textes vorzubeugen, so verdient Kimchi dieses Lob. In seiner freisinnigen Beurtheilung zeigt er sich als Schüler des Maimonides.⁴⁾

David
Kimchi.

Der Streit ruhte aber nur kurze Zeit, er begann bald wieder. Die französischen und deutschen Schulen hingen lange unerschütterlich an der Tradition fest und suchten in sie nur Einheit zu bringen: sie pflegten namentlich die Sittenlehre und schrieben Erbauungsbücher. Nach und nach drang aber der neue Geist auch hier ein, anfangs nur Gleichberechtigung verlangend; Maimonides und Talmud wurden nebeneinander gelesen. Aristoteles hatte aber einen wahren Zauber für den jüdischen Geist, so daß Abba Mari aus Lunel um 1300 wieder gegen das Studium der Philosophie auftrat:⁵⁾ bisher hätten die Gesänge Davids in den Synagogen die Gemüther erfüllt, jetzt verlasse man die Gebete, um Aristoteles und Genossen zu lesen, und bei ihnen suche man nährenden Speise. Er veranlaßte im Jahre 1305 einen Beschluß der Gemeinde, daß binnen fünfzig Jahren niemand aus griechischen Werken über Natur und Gotteswissenschaft weder in der Ursprache noch in der Übersetzung vor zurückgelegtem fünf- und zwanzigsten Jahre lerne, noch lehre, damit diese Wissenschaften nicht alle Aufmerksamkeit an sich ziehen und vom Gesetze ablenken. Wer sich nicht scheue, Menschenweisheit, gebaut auf Phantasie, Verstandesbeweise und Schlüsse, gleichzustellen der höheren Weisheit Gottes, und als hinfälliger Menschensohn be-

Abba
Mari.

Verbot
des
Aristoteles.

¹⁾ Jost, l. c. III, p. 19–24.

²⁾ „Ha Thorah mischneh“, das heißt das erklärte Gesetz, die erwähnten 14 Bücher des Gesetzes.

³⁾ Jost, l. c. III, p. 15, 29 f. — Renan, Averroès, p. 183. — Cassel, Lehrbuch der jüdischen Geschichte und Literatur, S. 272 ff.

⁴⁾ Cassel, l. c. p. 172–175.

⁵⁾ Jost, l. c. III, p. 40 ff. — Cassel, l. c. p. 288 ff.

urtheilen wolle, was dem Allmächtigen möglich sei, der sei auf dem Wege zum vollen Unglauben, wogegen allein das Erlernen des Gesetzes schütze. Nur das Studium der Heilkunde sei von diesem Verbote ausgenommen.¹⁾

Wie sehr die damaligen Bibelerklärer es liebten, den Offenbarungsinhalt in philosophische Formeln zu verflüchtigen, zeigt die Klage des berühmten Gesetzeslehrers Salomon ben Adereth in Barcelona in einem Rundschreiben an die Gemeinden (um 1305): „Abraham und Sarah erklären sie als bloße Bilder für Stoff und Form, die zwölf Stammväter als die Sternbilder des Thierkreises; alles machen sie zum Chaos, die allerheiligsten Geräthe, die Urim und Thumim seien Astrolabe: die vier Könige im Kriege mit den fünf seien die vier Elemente und die fünf Sinne; alles, was im ersten Buche Moses und bis zur Gesetzgebung erzählt wird, sei mythisch, auch die Gesetze gelten ihnen nicht wörtlich und sie nehmen sie nur zum Theile an. Das alles rührt nur davon her, daß sie von früher Kindheit an fremden Wissenschaften obliegen. Einmal von des Aristoteles Denkweise durchtränkt, haben sie keinen Sinn mehr für das Gesetz: ja die Pfleger des Gesetzes seien in ihren Augen nur unwissendes Volk. Sie sagen, die Natur sei unveränderlich, und leugnen die Wunder. Alle ihre verkehrten Behauptungen zu erzählen, reiche die Tinte nicht hin.“²⁾

Neben der rationalistischen Richtung, die viele Gemüther nicht befriedigte, bildete sich eine mystische aus. Sie hat bei den Juden den Namen Kabbala oder Überlieferung: es sei nämlich hinter dem Wortsinne der Heiligen Schrift noch ein tieferer Sinn in demselben verborgen. Diesen tieferen Sinn habe Gott dem Moses auf dem Sinai erschlossen und Moses habe ihn dem Josua und dieser den siebzig Ältesten mitgetheilt und diese hätten ihn wieder andern überliefert, bis Esra den Inhalt im göttlichen Auftrage niedergeschrieben habe. Und von ihm hätten ihn die älteren Thanaïm. So die Sage hinsichtlich der Kabbala überhaupt. Eine besondere Sage über ihre Verbreitung in Südfrankreich behauptet, der Prophet Elias sei dem abgeschiedenen lebenden Jakob von Lunel erschienen und habe ihn die Kabbala gelehrt und dieser habe sie andern, und diese wieder andern mitgetheilt. So die Sage.

Aber wie ist der echte historische Verhalt? Sicher ist es, daß das Buch „Sezirah“ schon zur Zeit der Geonim in Babylonien bekannt war, daß Saadja sich mit dessen Erklärung beschäftigte. Das Orakelhafte seiner kurzen Lehresaße machte großen Eindruck. Seine Sprüche, die aber niemand vollständig enträthseln konnte, wurden wie Zauberformeln behandelt. Manche Gelehrte haben die Entstehung des Buches in die Zeit zwischen Esra und der zweiten Zerstörung des Tempels verlegt, manche an noch frühere Zeiten gedacht. Allein der Hauptgrund, auf den man sich oft stützt, nämlich zoroastriische Anschauungen, ist nicht stichhaltig. Alexandrinische Anschauungen sind vielmehr darin, die Lehre des Philo, nur unter anderer Form. — Das Buch „Zohar“, welches für die Kabbala dasselbe ist, was der Talmud für das Gesetz, entstand erst im dreizehnten Jahrhundert. Ein Abraham ben Samuel Abulafia

¹⁾ Foft, I. c. III, p. 40–49.

²⁾ Ibid. p. 49.

aus Tudeſa, geboren um 1240, ſteht mit der Abfaſſung des „Zohar“ in Verbindung. Er war unbefriedigt durch „Miſchnah“ und „Talmud“, die er das Grab des alten Geſetzes nannte, er war ein Gegner der philoſophiſchen Richtung, ſie war ihm zu kalt, er nannte ſie das Grab der Religion. Von ſeinen eigenen Fähigkeiten hatte er die größte Meinung, begab er ſich doch 1281 nach Rom, um den Papſt zu bekehren. Von ſeiner eigenen Erkenntnis meinte er, ſie ſei das Meſſiasreich und die Auferſtehung aus dem Tode der Unwiſſenheit. Der berühmte Zeitgenoſſe Salomon ben Adereth aus Barcelona erklärte jedoch, dieſe prophetiſchen Bücher ſeien nur Betrügereien, denn im Exil gebe es keine Prophetie, er könne ſie nur als Hellscherei verbunden mit ſtarker Phantafie erklären. Der Gottesengel ſchreibe keine weiträufigen Bücher. Aber Abraham von Tudeſa hat den „Zohar“ nicht ganz geſchrieben, ſondern nur aus Arbeiten anderer zuſammengeſtellt, ſo daß dieſes Buch nur als ein Abſchluß einer längeren Entwicklung der myſtiſchen Richtung zu betrachten iſt.¹⁾ Myſtit.

Wir finden uns ſchon im Buch „Sezirah“ wie im „Zohar“ in den philoniſchen Ideenſtrom verſenkt, zunächſt in der Beſtimmung Gottes, der Ainſoph = Nicht-Etwas genannt wird,²⁾ d. h. Gott in ſeinem Anſich- Ainſoph.
 ſein ſei nichts, d. h. unterſcheidungslos, einfach, affectionslos oder, wie der „Zohar“ ſagt, im Ainſoph iſt weder ſchwarz, noch weiß, noch roth und ganz und gar keine Farbe oder Unterſchied. In der Potenz aber trägt Gott alles Mögliche und Wirkliche in ſich, d. h. der Kraft nach. Alles in ihm iſt Eins. Ainſoph zog ſich in ſich ſelbſt zuſammen und die Welt floß aus ihm aus, Welt-
ent-
ſtehung.
 oder, wie die Kabbala ſagt, das Werden der Welten geſchah durch die Wonne, indem Ainſoph ſich in ſich ſelber erfreute, und bligte und ſtrahlte aus ſich ſelbſt zu ſich ſelbſt und in dieſer Wonne haben ſich ſeine Quellen nach außen verbreitet als Samen für die Welt oder in Hegels Weiſe geſprochen, das Göttliche an ſich ward für ſich. Aus der gegenſatzloſen Einheit, die der Vater heißt, entſtand zunächſt der Sohn oder der Urmenſch, Adam Kadmon, das Prototyp der ganzen Schöpfung, die ewige Weiſ- Adam
Kadmon.
 heit, der Logos. Er iſt bekleidet mit den zehn Sephirot, den Grund- oder Urzahlen, den ſchaffenden Attributen der Gottheit, den Causae secundae oder den Modi der in die Erſcheinung tretenden Exiſtenz Gottes. Sephirot iſt aus den griechiſchen Sphären entſtanden. Ihre Namen ſind: Krone, Weiſ-
 heit, Verſtand, Herrlichkeit, Macht, Schönheit, Triumph, Glorie, Grund und Reich. Die Sephirot ſind wieder in drei Abtheilungen von je drei getheilt. Die zehnte Sephirah drückt die Harmonie aus, die zwiſchen den übrigen waltet. Wir haben alſo hier kein Schaffen aus dem Nichts durch göttlichen Schöpferact, ſondern eine Emanation, ein Ausfließen der Welt aus dem Emanation.

¹⁾ Munk, l. c. p. 275 ff. — Joſt, l. c. III, p. 65—81.

²⁾ Molitor, Philoſophie der Geſchichte oder über die Tradition. 3 Bände. — Staudenmaier, Die Philoſophie des Chriſtenthums, I. Die Lehre von der Idee, S. 515—519. — Beer, Geſchichte der Lehren und Meinungen aller beſtandenen und noch beſtehenden religiöſen Secten der Juden, 2 Bde. Brünn 1822—1823. Der zweite Band befaßt ſich insbeſondere mit der Kabbala.

göttlichen Ansehsein, welches mit dem Worte Nicht-Etwas bezeichnet wird, ein Ausstrahlen des Lichtes, das, je weiter es sich von seinem Urquell entfernt, umsomehr sich trübt, so daß die Materie nichts anderes ist als erloschenes Licht. Vier Welten sind nacheinander entstanden: Aziluth, Adam Kadmon mit seinen Sephiroth, die auch das große heilige Siegel heißen, durch welches abgedruckt sind alle Welten; die zweite Welt ist Beriah, die Welt der idealen Schöpfung, von reinen Geistern bewohnt; die dritte Welt ist die Jezirah, die Welt der Formation des Samens der Natur; die vierte ist Asiah, die Welt der Hervorbringung des Materiellen, die natürliche Welt, unsere Erde, der Sitz der Menschen. Jede höhere Welt ist als Vorbild und Nachbild in der unteren Welt enthalten und wird von der höheren beeinflusst und geleitet. Durch das Ganze waltet das göttliche Licht oder die unmittelbare Gegenwart Gottes, die Schechinah. Der irdische Mensch ist der Mikrokosmos, der Leib ist die Hülle der Seele. In der Seele sind zu unterscheiden Nephesh, Ruach und Neschamah, entsprechend der Welt Asiah, Jezirah und Beriah. Neschamah ist reiner Geist, die höchste Spitze des seelischen Seins; Ruach ist sittliches Subject, Sitz des Guten und Bösen; Nephesh ist das animalische sensitive Lebensprincip; Chajah, das ideale Lebensprincip des Leibes, hat seinen Sitz im Herzen. In der Dreitheilung der Seele hat der Mensch Anfang, Mitte und Ende der Schöpfung in sich. Die Neschamah ist ausgeflossen vom Geist Gottes, ist die unmittelbare Verbindung mit Gott und in ihr ist gleichsam das Heiligthum, die Jezirah, der unmittelbare erste Ausfluß und der Reflex der objectiv schaffenden Allmacht. Durch sie erkennt der Mensch die absolute Grundeinheit aller creatürlichen Schiedlichkeit und reproducirt, nachbildet das Mannigfaltige aus dem absolut Einen und Ursprünglichen. Auf Aegypten, als Wiege des Systems der Mystik, weist hin die Lehre von der Präexistenz der Seelen und die Anschauung, das Leben sei nur zur Erziehung und Prüfung der Seele da. Diese muß das Schauspiel der Schöpfung betrachten, um zum Bewußtsein ihrer selbst und ihres Ursprunges zu gelangen, um sich dereinst bereichert mit dem Quell des Lichtes und des Lebens wieder zu vereinigen. Alles Lernen ist aber nur ein Wiedererinnern an das, was die Seele ursprünglich schon geschaut hat. Ursprünglich ist jedoch die Seele mannweiblich, die Hälften trennen sich, wenn die Seele in den Leib hinabsteigt, daher auch der Zug der Geschlechter in diesem Leben zueinander. — Seelen, die in diesem Leben die Vollkommenheit nicht erreicht haben, müssen den Lebenslauf so lange immer von neuem wieder beginnen, bis sie sich mit Gott vereinigen und untrennbar ohne Selbstbewußtsein mit ihm Eins sind. Also Seelenwanderung, Pantheismus, Emanation ist der Kern dieser Lehre, die eigentlich mit der jüdischen Religion im Widerspruch steht, obschon sie erst das Räthsel derselben gelöst haben will.

Seph-
iroth.Der
Mensch
Mikro-
kosmos.Drei-
theilung.Prä-
existenz.Seelen-
wande-
rung.

In den Karaim stand also der Buchstabenglaube, in Maimonides die rationalistische Richtung, in der Kabbala die Mystik einander unversöhnt entgegen. Die Philosophie der Araber, die Lehren des Aristoteles wurden von den Juden eifrigst verbreitet. Man irrt, wenn man annimmt, das geistige Leben im Mittelalter sei so abgeschlossen gewesen. Kaiser Friedrich II. zum Beispiel ließ durch Juden Übersetzungen philosophischer Werke aus dem Griechischen und Arabischen fertigen. Wie die arabische Philosophie einst Hofphilosophie bei den Chalifen gewesen war, so bezahlte auch Friedrich II. gelehrte Juden, um die arabische Philosophie zu verbreiten. Jakob ben Abbarimi preist in einer Übersetzung der Erläuterung des Averroës, die er 1232 in Neapel verfertigte, den Kaiser wegen seiner Freigebigkeit, seiner Liebe für die Wissenschaft, und wünscht, daß der Messias unter ihm erscheine. Der geistige Verkehr war in jener Zeit sehr rasch. Ein wichtiges Buch, das in Marokko oder Bagdad oder Cordova entstand, war schnell in Paris oder Köln bekannt, und die Juden waren insbesondere die Vermittler dieses geistigen Verkehrs. Und mit all diesen geistigen Richtungen nahmen es Männer wie Albert der Große, Thomas von Aquin auf und suchten das Wahre vom Falschen zu scheiden und zugleich die Größe und Wahrheit der christlichen Weltanschauung zu beweisen. —

Friedrich II.

Geistiger Verkehr.

Die großen Scholastiker.

Die Theologie hat im Mittelalter den Vorrang unter den Wissenschaften, die Philosophie galt als ihre Tochter. Die Philosophie wuchs unter dem mütterlichen Schutze der Theologie empor und machte sich nach und nach unabhängig. Über das Verhältnis der Theologie zur Philosophie sprechen sich zwei der größten Theologen jener Zeit also aus. Thomas von Aquin sagt: ¹⁾ „Die Wissenschaft des Glaubens betrachtet die geschaffenen Dinge nur insofern, als sie ein unvollkommenes Bild der Gottheit wiedergeben, die Philosophie faßt sie in der Eigenthümlichkeit ihres Seins auf. Der Philosoph setzt sich die Erforschung der zweiten und besonderen Ursachen als Ziel, der Theologe erforscht die erste Ursache aller Dinge. Beim Unterricht in der Philosophie geht man von der Kenntnis der Geschöpfe aus, um zum Begriff des Schöpfers zu gelangen; beim Unterricht in der Theologie geht man vom Begriffe Gottes aus und findet in ihm die Idee aller Dinge, deren Urheber er ist, und endet mit der Kenntnis der geschaffenen Dinge. Diese zweite Methode ist vollkommener, weil sie den menschlichen Geist dem göttlichen ähnlicher macht, der, indem er sich selbst erschaut, auch die Idee aller Dinge

Vorrang der Theologie.

¹⁾ Thomas, Summa contra gentiles, II, cap. 4, ed. P. A. Uccellius, p. 137 f. Romae 1878.

Theile
der
Wissen-
schaft.

erschaut. Dennoch kann die Theologie hin und wieder die Arbeiten der Philosophen zur Hilfe herbeiziehen, um ihre Lehrsätze klarer zu beleuchten.“ — Bonaventura sagt:¹⁾ „Die Philosophie ist das Studium der begreifbaren Wahrheiten und, sofern diese Wahrheiten auf die Begriffe, die Dinge und die Sitten sich beziehen, ist sie Vernunftwissenschaft, Naturwissenschaft oder Sittenlehre. Als Vernunftwissenschaft beschäftigt sie sich mit dem Ausdruck der Ideen durch das Wort und ist Grammatik, sie ist Logik, sofern sie sich mit der gegenseitigen Beziehung der Begriffe befaßt, und Rhetorik, indem sie lehrt, wie die Begriffe verbunden werden, um Eindruck auf den Geist hervorzubringen. Zur Naturwissenschaft gehört die Physik, die da lehrt, wie die Dinge entstehen und vergehen; die Mathematik, welche die allgemeinen Formen und Gesetze an allen Dingen kennen lehrt, und die Metaphysik, welche die Dinge auf ihre letzte Ursache, ihr Urbild und ihr Ziel zurückführt. — Die Moral gibt die Gesetze für das Leben des einzelnen, der Familie und des Staates.“ Hier ist zugleich die damals übliche Einteilung der Wissenschaften kurz angegeben.

Die
Araber
und
Aristo-
teles
im
Aben-
lande.

Die Berührung mit der arabischen Philosophie rief zuerst in Paris die pantheistischen Systeme des Amalrich von Bena und David von Dinanto hervor.²⁾ Die Kirche und die Regierung mußten gegen eine Lehre einschreiten, nach welcher für den Erleuchteten das Sittengesetz keine Geltung mehr hatte. Angeklagte und Richter waren damals in einem Irrthume befangen, indem sie ein Buch für aristotelisch hielten, das der Stagirite nie geschrieben hat. Eine ähnliche Verurtheilung erfolgte 1270 und 1277 in Paris gegen Lehrsätze der arabischen Philosophie.³⁾ Allein mit der bloßen Verneinung begnügten sich die kräftigen Geister des Mittelalters nicht, sie giengen auf die Sache ein, und es ist ein richtiges Wort, wenn Stöckl sagt, es habe gegolten, die christliche Wissenschaft zu retten vor dem Untergange in den tödlichen Umarmungen des Arabismus und die christlichen Völker zu wahren vor dem entnervenden und entfittlichenden Einfluß dieser philosophischen Weltanschauung; es sei nur ein anderer Zug ins Morgenland, ein geistiger Kreuzzug gewesen.

Aufgabe.

„Die Araber hatten den Aristoteles, seine Lehre und seine Schriften als ausschließliches Eigenthum sich angeeignet und ihn für ihre Zwecke verwertet. Aristoteles mußte ihnen entrisen werden. Die aristotelische Philosophie mit ihrem reichen Wahrheitsgehalte, mit ihrer strengen Logik, mit ihrer festen und präzisen Form, sie mußte vor allem aufhören, ausschließliches Eigenthum der Araber zu werden; sie mußte in den Besitz der christlichen Völker übergehen. Fürs zweite mußten die Kämpfer sich rüsten zur Vertheidigung der Wahrheit

¹⁾ Bonaventura, De reductione artium ad theologiam, ed. Lugduni 1619, I, p. 2.

²⁾ Vergl. Bd. V., S. 399 dieses Werkes.

³⁾ Bulaeus, l. c. III, p. 397, 434. — Gesele, l. c. VI, p. 116.

gegenüber der falschen Lehrmeinung, welche die Araber auf Grundlage der aristotelischen Schriften in ihre Philosophie aufgenommen hatten. Das Irrthümliche und Vernunftlose so vieler arabisch-philosophischen Lehrsätze mußte bloßgelegt und durch die Wucht der Gegengründe niedergeschlagen werden. Fürs dritte endlich mußte die aristotelische Philosophie, welche in den Händen der Araber zur Begründung solcher falscher Lehrsätze hatte dienen müssen, zu einem andern höhern Dienste herangezogen werden, nämlich zur speculativen Durchdringung und zur systematischen Entwicklung des christlichen Glaubensinhaltes; sie mußte zum Unterbau werden für das speculative Lehrsystem der christlichen Wissenschaft; so mußte praktisch gezeigt werden, daß die Vernunft mit der Offenbarung, die Lehren der Philosophie mit denen der Theologie keineswegs im Widerspruch stehen, sondern daß vielmehr beide in einer großen einheitlichen Harmonie, wie einzelne Töne eines großen Tonwerkes zusammenklingen.“¹⁾

Aristoteles hatte nicht bloß auf den Inhalt, sondern auch auf die Form den größten Einfluß; denn man beschäftigte sich in höchstem Ernst und voller Freiheit des Geistes mit ihm. Stöckl sagt auch in dieser Beziehung ganz richtig:

Form
der
Schola-
stik.

„Bisher schrieben die Lehrer ihre Bücher in fortlaufender Sprache, ohne die letztere in eine gewisse, stets gleichmäßig wiederkehrende Form zu zwingen. Jetzt wird die Methode aristotelisch. Es wird zuvörderst die Frage (quaestio) gestellt. Auf diese folgen in fortlaufender Weise die Gründe, welche für das „Nein“, und die Gründe, welche für das „Ja“ sprechen. Sie werden, soweit es thunlich ist, in syllogistischer Form vorgetragen. Daran schließt sich dann die Entscheidung an, welche zuerst nach ihrem Inhalte entwickelt und erklärt und dann wiederum in möglichst syllogistischer Form begründet wird. Den Schluss bildet dann die Widerlegung der Gegengründe, welche gegen die Entscheidung zu sprechen scheinen, wie sie bereits vor der Entscheidung ihrem Inhalte nach angeführt worden sind. In dieser Weise wird jede einzelne Frage gesondert behandelt. Nicht gleich anfangs war diese Methode so vollständig; aber im Laufe der Zeit bildete sie sich immer mehr zu ihrer vollen Gestaltung aus. Diese Methode, welche stets in den Rahmen des Begriffes sich hält und in der streng logischen Verkettung des Syllogismus sich fortbewegt, bot, wie man leicht sieht, die größten Vortheile dar für die genaue Bestimmung und Abgrenzung der Lehrsätze, für die scharfe Unterscheidung der in ihnen gelegenen Momente, für die feste Begründung der These, und für die siegreiche Widerlegung der Antithese. Die Scholastik hat denn auch diese Vortheile in vollem Maße auszunützen gewußt. Daher die allseitige Sicherheit, Bestimmtheit und Durchsichtigkeit der scholastischen Doctrin, wodurch das Studium derselben nicht bloß erleichtert wird, sondern auch einen eigenthümlichen Reiz erhält. Nicht mit Unrecht hat man die großen scholastischen Lehrsysteme mit ihrem gleichmäßig bis ins einzelne gegliederten Bau mit den hohen gothischen Domen verglichen, welche in dieser Zeit gleichwie organisch gegliederte Steinmassen gen Himmel emporwuchsen. Freilich ist die Einförmigkeit des Ganzen für den Leser hier und da ermüdend, allein das kann bei den sonstigen Vortheilen der Methode und bei den glänzenden Erfolgen, welche damit erzielt wurden, nicht in Betracht kommen. Ohnedies wurde das Einförmige dieser Methode

Schluss-
form.

Marzett.

¹⁾ Stöckl, I. c. II, p. 311 f.

Mystik. auf der andern Seite wiederum gemildert durch die Mystik, welche auch in der gegenwärtigen Epoche in continuierlichem Fortgange neben der eigentlichen Scholastik einherlief. Denn in der Mystik banden sich die großen Denker dieser Zeit nicht an die strengen Gesetze der soeben entwickelten Methode, sondern die mystische Contemplation bewegte sich vielmehr im freien Fluge des Gedankens, und folglich auch in freiem Fortgange der sprachlichen Darstellung. Daher kommt es, daß in der Mystik auch der sprachliche Stil der Darstellung ein gewählterer wird und mit dem hohen Schwung der Contemplation auch der Schwung der **Schwung der Sprache.** Stiles gleichen Schritt hält. Und das mußte dann auch wieder veredelnd und erhebend auf den sprachlichen Stil der eigentlichen Scholastik zurückwirken. Denn gerade die vornehmsten Träger der scholastischen Wissenschaft des dreizehnten Jahrhunderts pflegten mit dem gleichen Eifer wie die Wissenschaft, auch das mystische, beschauliche Leben, und wir besitzen von ihnen nicht bloß solche Werke, welche im Gebiete der eigentlichen Wissenschaft sich bewegen, sondern auch solche, in welche sie den reinen Inhalt ihres mystisch contemplativen Lebens niederlegten. Wenn man die Männer des dreizehnten Jahrhunderts in Scholastiker und Mystiker ausscheidet, so kann sich diese Unterscheidung nur durch den Grundsatz rechtfertigen: „A potiori fit denominatio.“ Nur je nachdem die einen vorwiegend die scholastische Wissenschaft, die andern vorwiegend die mystische Contemplation pflegten, können wir sie nach den beiden genannten Kategorien unterscheiden. Und eben weil diese Männer den ganzen Reichthum des wissenschaftlichen, sowohl als auch des mystischen Lebens in sich verbanden, darum mußte der Schwung der mystisch contemplativen Sprache bei ihnen auch wieder hinüberfließen in die sprachliche Darstellung der strengen Wissenschaft und dieselbe erheben und veredeln. Daher die klare, schöne und fließende Darstellungsweise der abstractesten Gegenstände, wie wir solche z. B. in den scholastischen Schriften eines Thomas von Aquin finden. — Erst nach dem dreizehnten Jahrhundert, als die Scholastiker allmählich anfiengen, das mystisch contemplative Leben nicht mehr im gleichen Maße wie früher zu pflegen, sondern einzig und allein nur der wissenschaftlichen Forschung sich hingaben, da verrostet nach und nach ihre Sprache und die Darstellung wird zuletzt ungenießbar.“¹⁾

Vorwurf gegen die Scholastik. In Bezug auf den Vorwurf der Weitläufigkeit und Häufung von Fragen, den man gewöhnlich der Scholastik macht, bemerkt ebenderselbe: „Kann es denn in den höchsten Gebieten der menschlichen Erkenntnis überhaupt etwas ganz Unwichtiges, ganz Nütziges geben? Ist es denn die Wahrheit nicht wert, daß man sie von allen Seiten ins Licht zu stellen, nach ihrem ganzen Inhalt, so weit solches menschenmöglich ist, zu ergründen sucht? Man muß einen sonderbaren Begriff von dem Werte haben, welchen die höchsten Wahrheiten für den menschlichen Geist in Anspruch nehmen, wenn man es der Scholastik zum Vorwurf macht, daß sie auf jede Weise und in jeglicher Beziehung das Verständniß derselben zu ermitteln sucht. Allein sehen wir hievon ab und betrachten wir die Sache vom rein geschichtlichen Standpunkte aus, dann stellt sich der gedachte Vorwurf als geradezu lächerlich dar. Blicken wir nur zurück auf den Inhalt der arabischen und jüdischen Philo-

¹⁾ Et 581, I. c. II, p. 313—315.

jopheme! Wie viele Fragen waren dadurch angeregt worden; wie viele Probleme wurden der Scholastik durch die arabische und jüdische Philosophie zur Untersuchung aufgedrängt! Die Scholastik mußte auf dieselben eingehen, sie mußte dieselben genau und gründlich nach allen Seiten untersuchen, um die Wahrheit herauszustellen.“

Der erste, in dem sich ein volles Vertrautsein mit den Arabern und Aristoteles zeigt, war Alexander von Hales (Alexander Halensis).¹⁾ Hales ist geboren in Glocestershire; wie viele seiner Landsleute in dieser Zeit zog Alexander als Jüngling nach Paris, um zu studieren, erwarb dort den Doctortitel, fieng selber an zu lehren und wurde bald einer der berühmtesten Professoren. Es heißt, er habe einst ein Gelübde gemacht, nie eine Bitte abzuschlagen, die im Namen der Mutter des Heilandes an ihn gestellt werde; die Franciscaner hätten darum gewußt und hätten nun, um diesen berühmten Lehrer ihrem Orden zu gewinnen, ihn eines Tages im Namen Marias gebeten, in denselben einzutreten, und obschon seine Stellung die schönste war, die ein Gelehrter in der Welt erlangen kann, so habe er doch der Bitte nicht widerstehen können, sei 1222 ins Kloster gegangen und ein stiller Ordensbruder bis zu seinem Tode 1245 geblieben. Nur den Doctortitel behielt er, obschon der zweite General den Mitgliedern verboten hatte, die Ehren des Doctorates zu erstreben, denn sie seien unvereinbar mit der tiefen Demuth, die sie sich aneignen müßten. Papst Innocenz IV. hatte eine hohe Meinung vom Wert seiner Vorträge und befahl ihm, ein Lehrbuch der Dogmatik für Professoren und Studenten abzufassen. So entstand seine „Summa“, welche ein anderer Papst Alexander IV. „einen aus den Quellen des Paradieses fließenden Strom nannte, einen Schatz von Wissenschaft und Weisheit, voll von unwiderlegbaren Aussprüchen, der die Lüge durch das Gewicht der Wahrheit niederschmetterte, ein für alle diejenigen nützliches Buch, welche in der Kenntniss des göttlichen Gesetzes fortschreiten wollen, ein dem Verfasser vom Heiligen Geist eingegebenes Werk.“ — Die „Summa“ wurde siebenzig Gelehrten zur Prüfung vorgelegt und auf ihre Billigung hin empfahl sie Alexander IV. allen Schulen der Christenheit. Thomas von Aquin erklärte auf die Frage nach der besten Methode im Studium, er beschäftige sich immer mit einem einzigen Doctor und das sei Alexander von Hales. Das Werk ist wirklich ein Muster von Scharfsinn, von reichem Wissen. Zu den berühmtesten Schülern dieses Mannes gehört Bonaventura. Der Lehrer soll, von der Bescheidenheit, Aufrichtigkeit und dem milden Ernst seines Schülers entzückt, oft ausgerufen haben: dieser Jüngling habe in Adam nicht gesündigt. — Alexander von Hales machte als einer der ersten²⁾ von der aristotelischen Philosophie zu seinem Lehrgebäude Gebrauch, mit den Erläuterungen der Araber war er wohl vertraut, Avicenna und Averroës werden oft von ihm benützt. Bei den Zeitgenossen hieß er Doctor irrefragabilis und Theologorum Monarcha.

Ein Geistesverwandter von ihm war Guillaume d'Auvergne, geboren in Aurillac, der Heimat Gerberts, erzogen wahrscheinlich bei den Victorinern, dann Lehrer in Paris³⁾ und 1228 Bischof daselbst bis zu seinem Tode 1249

Alexander
der von
Hales.

Guillelmus
von Au-
vergne.

1) Hauréau, De la Philosophie scolastique, I, p. 425. Paris 1850. — Stöckl, l. c. II, p. 320—326.

2) Als der erste gilt jetzt ein spanischer Archidiacon Dominicus Gundisalvi, Schindeler, im Kirchenlexikon, XII, S. 1537 f.

3) Daher auch sein Name Guillelmus Parisiensis.

und als solcher unerbittlich gegen Mißbräuche, wie die Häufung mehrerer Beneficien in einer Hand, allgemein verehrt; Ludwig der Heilige schenkte ihm sein Vertrauen wie Innocenz IV. Seine wichtigste Schrift ist die „De universo“, er ist Realist, kennt die arabische Philosophie genau und verfolgt ihre Irrthümer Satz für Satz, wenn er auch, wo er ihm zustimmen kann, sein warmes Lob über Averroës ausdrückt.¹⁾ — Michael der Scotte war derjenige, der durch Übersetzungen den Averroës zuerst in die Schulen des Abendlandes brachte. Er ist geboren gegen Ende des zwölften Jahrhunderts in Fife, studierte in Oxford, Paris, Toledo, übertrug im Auftrage Friedrichs II. mehrere Schriften des Aristoteles und seiner Erklärer aus dem Arabischen ins Lateinische, stand dann in hohem Ansehen bei Eduard I. von England und starb 1271. Dante versetzt ihn wegen Magie in die Hölle.²⁾ — Im Auftrage Friedrichs II. und Manfreds war ein Mammone Hermann sechs Jahre in Toledo, hatte gelehrte Araber in seinem Dienste und übersetzte Schriften des Aristoteles und seiner Erklärer aus dem Arabischen.³⁾ — Ein kühner Realist war Robert Dickkopf (Capito, Great head) aus Suffolk, auch Robert von Lincoln genannt, weil er zuletzt dort Bischof war (gestorben 1253). Sogar Baco vergleicht ihn an Geist mit Salomo und Aristoteles.

Der Enchiridion dieser Zeit war Vincentius von Beauvais⁴⁾ (gestorben 1264), ein Dominicaner, von dem wir nur wissen, daß er Vorleser Ludwigs des Heiligen und in seinem Vertrauen, Erzieher seiner Kinder war und, von ihm aufgemuntert und unterstützt, sein großes Werk „Speculum“ schrieb, von welchem er den Namen Speculator bekam, das wegen seines Reichthums an Inhalt für seine Zeitgenossen wichtig war und noch wichtig ist, weil er stellenweise Schriftsteller anführt, die seitdem verloren gegangen sind. Die königliche Bibliothek, die ihm zur Verfügung stand, muß sehr groß gewesen sein. „Spiegel“ nennt er sein Werk, weil er darin die Strahlen aus einer Menge von Büchern wie in einem Brennspiegel vereinigt habe. Vier Theile sollte das Werk haben, einen Spiegel der Lehre (Speculum doctrinale), einen Spiegel der Geschichte (Speculum historiale), einen Spiegel der Natur (Speculum naturale) und einen Spiegel der Sitten (Speculum morale). Den vierten Theil hat er nicht mehr geschrieben; was unter diesem Namen im letzten Band seiner Werke steht, ist von einem andern geschrieben. Der „Spiegel der Natur“ sollte die Natur und alle ihre Eigenschaften, der „Spiegel der Lehre“ Materie und Form alles Wissens, der „Spiegel der Sitten“ die Beschaffenheit und Außerung aller Tugenden und Laster, der „Spiegel der Historie“ die Ordnung aller Zeiten enthalten. Er anerkennt, daß das Studium der Philosophie in seiner Zeit einen neuen Aufschwung genommen habe, bedauert aber auch, daß die Kirchenväter ganz in Vergessenheit gerathen seien. Drei Dinge seien dem Menschen gegeben worden, damit er durch Benützung derselben sein Leben erhalte und ver-

¹⁾ Stöckl, I. c. II, p. 326—345. — Schindeler, im Kirchenlexikon, XII, S. 1586 bis 1590.

²⁾ Renan, Averroës, p. 205—210. — Hauréau, I. c. I, p. 470. — Histoire littéraire de France, XIX, p. 171.

³⁾ Jourdain, Recherches critiques sur l'âge et sur l'origine des traductions latines d'Averroës, III, § 11. Paris 1815.

⁴⁾ Boutaric, Vincent de Beauvais et la science de l'antiquité classique au douzième siècle, im 17. Bd. der „Revue des questions historiques“. Paris 1875. Einer der neuesten Bände der „Histoire littéraire de la France“, XVIII, 1835, p. 449—519, beschäftigt sich eingehend mit Vincenz.

Michael
Scotus.

Hermann
der Mamme.

Robert
von
Lincoln.

Vincenz
von
Beauvais.

schönere und den Zweck seines Daseins erreiche: die Weisheit als Hilfsmittel gegen die Unwissenheit, die Tugend als Hilfsmittel gegen die Begierlichkeit und die Nothdurft als Hilfsmittel gegen die Schwäche und Hinfälligkeit. Um der Weisheit willen sei die theoretische, um der Tugend willen die praktische Wissenschaft, um der Nothdurft willen die mechanische Kunst und, um über all diese Dinge richtig zu denken und zu sprechen, die Logik erfunden worden. Vincenz ist ein Sammler wie der ältere Plinius, sein Werk umfaßt sieben starke Folianten und ist nicht bloß durch den Reichthum der benützten Quellen verdienstvoll, sondern auch durch die Auswahl des Erheblichen und die übersichtliche Zusammenstellung.¹⁾

Soch über alle diese Vorgänger schwang sich durch Tiefe des Geistes, durch Umfang des Wissens, durch reiche, schriftstellerische Thätigkeit Albert der Große²⁾ empor, der Atlas, der das gesammte Wissen seiner Zeit in seinem Haupte trug, der geniale Forscher der Natur, in der Theologie und Philosophie der Bahnbrecher für seine Nachfolger. „Magnus“, sagen die Jahrbücher von Hirschau von ihm, „in magia naturali, major in philosophia, maximus in theologia.“ Er ist sicher einer der größten deutschen Denker gewesen.³⁾

Albert
der
Große.

Früher war Frankreich die Mutter der Philosophen, jetzt nur noch die Pflegerin. Albert ist ein Schwabe aus Lauingen, aus dem Geschlechte der Grafen von Bollstädt, geboren 1193. Den Beinamen „der Große“ gab ihm nicht Körpergröße, sondern ob seiner Verdienste um die Wissenschaft die Mit- und Nachwelt. Von Körper war er so klein, daß ihm der Papst, wie man erzählt, einst geboten habe, sich von den Knien wieder zu erheben, nachdem er längst wieder aufrecht vor ihm gestanden. Die frommen Eltern bestimmten ihn der Kirche oder dem Studium des Rechtes, denn wir finden ihn zuerst in Paris, dann als Schüler in Padua, wohin viele Deutsche zogen, um die Rechte zu studieren. Hier hieß er aber bald der Philosoph; er selber erzählt, wie man ihn bei einem Besuche in Venedig um die Deutung merkwürdiger Naturerscheinungen befragte. Die Beredsamkeit des Dominicaners Jordanus, des Ordensgenerals, entschied über sein ganzes Leben; er ward durch eine Predigt desselben so erschüttert, daß er trotz des Widerstrebens seines Oheims am andern Tage den Redner aufsuchte, mit den Worten: „Ihr habt in mein Herz geschaut“, vor ihm zu Füßen stürzte und ihn um die Aufnahme in den Orden bat. Talentvolle, sittentreue Jünglinge waren willkommen; der Orden pflegte die Studien. „Das Studium in den freien Künsten und Wissenschaften“, lautete ein Capitelsbeschluss aus den ersten Zeiten des Ordens, „ist der Christenheit von großem Nutzen. Es dient zur Vertheidigung des Glaubens, welchen nicht bloß die Irlehrer und Heiden, sondern auch die Philosophen bekämpfen.“ Albert ward 1223 in den Orden aufgenommen. Die Erwartungen, die der Orden von Alberts Lehr-

Studien.

Dominicaner.

¹⁾ Vogel, Notizen über den Gelehrten Vincenz von Beauvais, Freiburg 1843.

²⁾ Sighart, Albertus Magnus. Sein Leben und seine Wissenschaft nach den Quellen dargestellt. Regensburg 1857. — Von Hertling, Albertus Magnus. Beiträge zu seiner Würdigung. Festschrift. Köln 1880. Albertus Magnus in Geschichte und Sage. Zeitschrift zur 6. Säkularfeier seines Todestages. Köln 1880.

³⁾ Erdmann in Halle sagt nicht mit Unrecht, Albert sei der Gottfried von Bouillon in dem Kreuzzuge zur Eroberung der Weltweisheit.

gabe hegte, giengen schnell in Erfüllung, schon in Padua sollen ihm Wahrheit suchende von allen Seiten zugeströmt sein. Als Doctor oder Lehrer kam er dann nach Deutschland und lehrte in Köln, in Hildesheim, in Freiburg im Breisgau, in Regensburg, in Straßburg und dann wieder in Köln; hier waren Thomas von Aquin, dessen Ruhm er voraussagte, und Cantimprato seine Schüler und Engelbert de Argentina, der den Lehrer ein Wunder und das Staunen der Welt nennt. 1245 bis 1248 finden wir Albert in Paris, dahin vom Orden gesandt, um das Doctorat zu erwerben. Der Candidat mußte damals drei Jahre in den Schulen derer lehren, welche die Doctorwürde zu verleihen hatten. Wir hören von allen Seiten, wie großen Beifall seine Vorlesungen über Aristoteles fanden; so tief, so frei, so kühn, so gelehrt hatte noch keiner gesprochen. Kein Hörsaal war groß genug für die Menge seiner Zuhörer, so daß er auf einem offenen Platz lehren mußte, der von ihm heute noch den Namen Platz Maubert (aus Mag. Albert, statt Magister Albert) trägt. Mit dem Doctortitel kehrte er 1248 nach Köln zurück. Hier, so erzählt Johannes de Beka¹⁾ (circa 1350, also hundert Jahre später) soll ihn König Wilhelm von Holland am Dreikönigtage 1249 besucht und Albert ihm in einem Garten beim Kloster ein Gastmahl gegeben haben, wo Wilhelm, trotz des starken Frostes der damals herrschte, auf grünem Rasen sich niederlassen konnte, umgeben von Blumen und belaubten Bäumen, in denen lustig die Vögel zwitscherten. Brucker denkt mit Recht an ein mit Glas gedecktes Treibhaus.

Im Jahre 1254 wurde Albert zum Provincial für Teutonia erwählt, wozu Oesterreich, Bayern, Schwaben, Elsaß, die Rhein- und Moselgegend bis nach Brabant, Westfalen, Holland, Holstein, Sachsen, Meissen, Thüringen gerechnet wurden. Alle diese Gebiete mußte er nun durchwandern, um sich persönlich vom Zustand der Klöster zu überzeugen, zu Fuß, seinen Unterhalt erbettelnd: so verlangte es die Ordensregel. Im Auftrage des Papstes soll er nach Polen gegangen sein, um dort die barbarische Sitte abzuschaffen, schwache Greise und mißgestaltete Kinder zu tödten. Gelegenheit boten diese Reisen genug, Naturerscheinungen zu beobachten; wo Albert in einem Kloster etwas schrieb (seine Feder ruhete nie), blieb diese Schrift Eigenthum des Klosters. Im Jahre 1256 ward Albert zum Papste Alexander IV. nach Anagni gesandt, um seinen Orden gegen die Angriffe der Universität Paris zu vertheidigen. 1229 und 1253 hatte nämlich die Universität, im Streite mit der Regierung, ihre Vorlesungen eingestellt, die Dominicaner aber, die man bisher bloß geduldet, erklärt, daß sie sich diesem Beschlusse nur fügen, wenn ihnen die Universität das Recht auf zwei Lehrstühle einräume, welche sie factisch seit fünfundzwanzig Jahren inne hatten. Die Universität antwortete mit dem Beschlusse, daß in Zukunft keiner mehr zum Doctor erhoben werden solle, wenn er nicht vorher die Verpflichtung eingehe, ihre Beschlüsse und Statuten zu beobachten, und daß, wenn die Universität beschliesse, die Vorlesungen einzustellen, jeder, der sich ungehorsam zeige, dadurch allein schon aus der Körperschaft ausgeschlossen sei. Die Dominicaner sahen wie die Franciscaner den neuen Beschlusse als nicht ergangen an, und die Universität entschied, die Bettelorden seien auszuschließen. Wilhelm von Saint-Amour sammelte in einem Buch „Über die Gefahr der letzten Zeiten“ die bittersten Angriffe und Verleumdungen gegen beide Orden, welche der christlichen Gesellschaft höchst gefährlich wären. Thomas von Aquin stellte im Auftrage seines Ordens diese

1) Johannes de Beka, in Böhmner, Fontes regesta imp., II, p. 438 f.

Schrift als ein Lügengewebe dar, Bonaventura verteidigte die Franciscaner in seinem Buche „Von der Armut Christi“. Die Sache kam bis zum Papste. Alberts Beredsamkeit siegte. Alexander IV. verurtheilte 1256 das Buch Wilhelm als lügenhaft zur Verbrennung, den Orden blieb das Recht, in Zukunft öffentlich zu lehren. Bei dieser Gelegenheit wurde Albert Magister palatii, das heißt Lehrer der Theologie bei der Curie. 1259 ward er von seinem Orden mit der Revision der Gesetze für das Studium der Dominicaner in Paris betraut, hier verzichtete er auf die Würde eines Provincials, um in Köln ganz nur seinen Studien zu leben. 1260 ernannte ihn Alexander IV. zum Bischof von Regensburg; lange sträubte sich Albert gegen Annahme dieser Würde, die ihn seinen Studien ganz zu entziehen drohte, allein der Papst war unerbittlich. Albert ordnete die zerrütteten Finanzen des Stiftes trotz der schlimmen Zustände der kaiserlosen Zeit und war allem Prunk so fern, daß er meist zu Fuß, von einigen Geistlichen begleitet, seine Diocese durchzog, und trotz aller Sorgfalt in Verwaltung seines Amtes gewann er doch so viel Zeit, in Regensburg eines seiner berühmtesten theologischen Werke zu schreiben. Kaum war Alexander IV. todt, so erbat sich Albert von dessen Nachfolger, Urban IV., daß er seine Stelle als Bischof niederlegen und auf seinen Lehrstuhl in Köln zurückkehren könne, im Jahre 1262. Zugleich ward er vom Gelübde der Armut dispensiert, das zu seiner Thätigkeit für Erforschung der Natur wenig paßte, noch weniger zu seinem Eifer für kirchliche Baukunst. Nach seinem Plane und aus seinem Gelde wurde der Chor der Predigerkirche in Köln gebaut und man hat mit Grund die Vermuthung aufgestellt, daß er, der Freund und Rathgeber des Erzbischofs Konrad von Köln, einen bedeutenden Theil am Plane des 1248 angefangenen Kölner Doms habe,¹⁾ zumal eine Anwendung biblischer und theologischer Kenntnisse bei diesem Dome vorkomme, die man auch bei dem geschicktesten Baumeister nicht suchen dürfe. Heidehoff hielt ihn geradezu für den Erfinder des Risses zum Kölner Dom. Albert starb in Köln am 15. November 1280. Das Volk hat seinen Namen mit vielen Sagen umgeben: so wird erzählt, er habe ein mechanisches Mädchen gebaut, das ihm die Zelle reinigte und Boten lief. Thomas von Aquin habe, davon erschreckt und es für einen Teufelspuk haltend, beim Eintreten ins Zimmer dasselbe zerschlagen und Albert die Mühe bedauert, die er dreißig Jahre darauf verwendet. Thomas soll so sehr sein Liebling gewesen sein, daß, als ein Sturm gegen dessen Schriften sich erhob, Albert in alten Tagen nach Paris reiste, um denselben zu beschwichtigen. Im Fluge durch das Paradies hört Dante²⁾ den Gesang der reinen Geister, die bei Gott sind und die wie Sonnen strahlen, und einer spricht zu ihm:

Magi-
ster
palatii.

„Von Dominicus gerechter Schar war ich,
Der solche Wege leitet seine Herden,
Wo wohl gedeiht, wer nie dem Wahne wich.
Man hieß mich Thomas von Aquin auf Erden,

¹⁾ Bianco, Versuch einer Geschichte der ehemaligen Universität und der Gymnasien der Stadt Köln, I, S. 5. Köln 1833. Mone fand in München 1850 sein Testament. Darin vermacht er dem Kloster, in dem er dort lebte, seine Bibliothek, der Sacristei seine Kelche, dem Baufonds des Klosters all sein übriges Vermögen, um den Chor des Gotteshauses zu vollenden, das er von Grund auf aus eigenem Geld erbaut habe. „Münchener gelehrte Anzeigen“, 1850, Nr. 5, S. 45 ff.

²⁾ Paradiso, X, 94, 145.

Und meines Meisters, meines Bruders Schein,
 Alberts von Köln, sieh rechts hier heller werden.
 Und willst du aller andern sicher sein,
 So folge mit den Augen meinen Worten
 Auf diese Blumen, die zum Kranz sich reihn. —
 So regte sich die edle Strahlentrone
 Mit Süßigkeit im wechselnden Gesang,
 Die nur begreift, wer dort am Sternenthron
 Die ewig ungetrübte Lust errang.“

Im Jahre 1622 wurde Albert von Gregor XV. selig gesprochen.

Albert
als
Natur-
forscher.

Alberts naturwissenschaftliche Kenntnisse waren für seine Zeit außerordentlich. Er war nicht bloß mit Sinn für die Erscheinungen der Natur besonders begabt, sondern der Gedanke, daß er in der Natur die Werke Gottes erkenne, befeelte ihn mit besonderem Eifer, sie zu erforschen. Er hatte den Instinct, vom Sicherem auszugehen und vom Einfachen, von den Mineralien zum Höheren fortzuschreiten, denn jede höhere Stufe enthalte die niedere vollständig in sich. Von den einundzwanzig Folianten seiner sämtlichen Werke, welche Jammh 1651 zu Lyon herausgab, befassen sich fünf mit der Naturwissenschaft. In der Botanik leistete Albert so Großes, daß Meyer¹⁾ ausruft: „Von Aristoteles, dem Schöpfer wissenschaftlicher Botanik, bis auf Albert sank diese Wissenschaft, je länger, desto tiefer; mit Albert erstand sie, wie der Phönix aus seiner Asche.“ Seine Schriften enthalten die erste beschreibende Flora in Europa: er übertrifft alle seine Vorgänger in wohlbedachter logischer Ordnung; er sucht die Gesetze für den Körperbau der Pflanzen aufzufinden und für ihr Wachsthum, für den Bau der einzelnen Theile, der Früchte; er legt zuerst die Grundsteine zu einer Morphologie des Pflanzenreichs: er hat zuerst eine physiologische und beschreibende Botanik entworfen. Die Pflanze ist ihm befeelt, denn sie hat Bewegung, ohne welche kein Wachsthum, keine Ernährung, keine Fortpflanzung möglich wäre. Er kennt den Schlaf der Pflanzen und weiß ihn richtig zu erklären, auch warum sie schlafend mehr und wachend weniger Nahrung einaugen. Er hat eine richtige Einsicht in die Pflanzengruppen und Arten. Um noch Größeres in der Botanik zu erreichen, fehlte ihm nur das Mikroskop und die heutige Chemie. Nach Aristoteles, Theophrast und vor Andrea Cesalpini, also in einem Zeitraume von zweitausend Jahren, kann sich entfernt kein Botaniker mit ihm vergleichen.

Chemie.

Pulver.

Nicht minder bedeutsam sind Alberts Kenntnisse in der Chemie. Er war gewandt im Destillieren, er wußte durch Anwendung des Feuers edle Metalle von unedlen zu unterscheiden, er kannte den Gebrauch des Scheidewassers, des Arseniks; er spricht zuerst den Gedanken von der chemischen Affinität der Stoffe aus. Daß Albert sich auch mit der Zusammensetzung des Schießpulvers beschäftigte, ist wohl wahrscheinlich, wenn auch das ihm einst zugeschriebene Recept für die Bereitung desselben nicht von ihm stammt.²⁾ — Bald nach Albert

¹⁾ Ernst Meyer, Geschichte der Botanik, IV, S. 60. Königsberg 1857. — Alberti Magni, ex ordine praedicatorum, De vegetabilibus libri VII, edid. Meyer, Historiae naturalis, p. XVIII. Editionem criticam ab Ernesto Meyero coeptam absolvit Carolus Jessen. Berol. 1867. Ein gelehrter Franzose, Pouchet, Histoire des sciences naturelles au moyen-âge, ou Albert le grand et son époque, considéré comme point de départ de l'école expérimental. p. 203, Paris 1853, weist ihm und Roger Bacon die Erfindung der Kunst des Experimentierens zu.

²⁾ Das Recept findet sich in der sicher unechten Schrift „De mirabilibus mundi“ und lautet: „Nimm ein Pfund Schwefel, zwei Pfund Weidenkohle, sechs Pfund Salpeter

sagte Roger Baco, daß man mit Pulver ganze Städte und Heeresmassen zerstören könne.

Aber wie steht es denn mit Berthold Schwarz, der in Freiburg im Breisgau das Pulver erfunden haben soll?¹⁾ Von einer ersten Erfindung des Pulvers kann nicht die Rede sein, denn die Araber kannten es schon und noch vor ihnen die Sinesen, und 1342 bedienten sich die Mauren in Algeiras schon der Feuerschlünde. Es kann nur von einer Vervollkommnung des Pulvers und von einer besseren Anwendung desselben die Rede sein. Nach der Sage zwar hat Berthold Schwarz, um die Kraft des von ihm erfundenen Pulvers zu beweisen, auf einem Platze bei Freiburg sich auf einen damit gefüllten Mörser gesetzt und in die Luft geschleudert. Er war Franciscaner und hat seinen Beinamen Schwarz vielleicht von der Ordenskleidung. Wann er seine Erfindung gemacht hat, ist eine schwere Frage. Lacabane fand in einem Register auf der kaiserlichen Bibliothek zu Paris beim 17. Mai 1354 die Bemerkung: „Der König hörte von der Erfindung eines Geschüßes in Deutschland von einem Mönch Berthold Schwarz und gab den Vorstehern der Münze Auftrag, genau nachzuforschen, wie viel Kupfer in Frankreich wäre, um daraus Geschüße zu machen, und zugleich zu verhindern, daß Kupfer nicht ins Ausland verkauft werde.“ Zu dem Jahre 1313 bemerkt das alte Verwaltungsbuch der Stadt Gent, in Deutschland habe ein Mönch den Gebrauch der Büchsen, das heißt der Kanonen, zuerst erfunden. Im Jahre 1324 machten die Bürger von Metz, bei der Belagerung ihrer Stadt durch den König Johann von Böhmen, von den Büchsen schon Gebrauch. Lacabane schließt daraus: auf den Ruhm, das Pulver erfunden zu haben, kann Berthold Schwarz keinen Anspruch machen, wohl aber darauf, der Erfinder des schweren Geschüßes zu sein. Auf einem Gemälde in dem Palaß degli Uffizi in Florenz aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts ist Berthold Schwarz dargestellt, wie er mit vielen Arbeitern Pulver macht, und ein Mörser trägt die Aufschrift: Pulvis excogitatus 1354 a Bertholdo Schwartz. Von Freiburg scheint die Erfindung zu dem mit ihm verbündeten Basel gekommen zu sein: denn im Jahre 1381 erscheinen in der Stadtrechnung schon Ausgaben für Pulver, Salpeter und andern Schießbedarf. Von Basel kam die neue Kunst nach Arau, Augsburg, Nürnberg. Die Städte bemächtigten sich schnell der neuen Waffe, welche die Bedeutung des Fußvolkes hob und die der Ritterschaft minderte.

Berthold Schwarz.

Rehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu Albert, dem Doctor universalis, zurück, wie ihn seine Zeitgenossen mit Recht nannten! Die fast übermenschliche Zahl seiner Werke erinnert an die Fruchtbarkeit eines Chrysostomus und eines Augustin, fast ein Menschenleben gehört dazu, diese einundzwanzig Bände nur abzuschreiben. Seine Bedeutung für die Wissenschaft faßt der Franzose Haureau²⁾ in die Worte zusammen: „Sagen wir Dank dem kühnen Neuerer, welcher den Aristoteles dem Abendlande wieder zurück-

Doctor universalis.

und stoße sie in einem marmornen Kessel zu sehr feinem Staub; will man ein Gefrach hervorbringen, so thut man dieses Pulver in ein kurzes und dickes Rohr aus Papier; soll es in die Luft fliegen, so muß das Rohr lang, dünn und ganz angefüllt sein.“

¹⁾ Lacabane, *De la poudre à canon et de son introduction en France.* — Schreiber, *Geschichte der Stadt Freiburg.* Freiburg 1857.

²⁾ Haureau, *Histoire de la Philosophie scholastique*, II, 1, p. 337. Paris 1880.

gab und der Wissenschaft so lange verschlossene Bahnen wieder eröffnete und die durch unfruchtbare Speculationen verirrten Geister wieder zurückrief, um sie in der Erforschung der wahren Wahrheit einzuweihen und daran zu gewöhnen. Dieses Verdienst würde allein schon hinreichen, seinem Namen einen unsterblichen Ruhm zu sichern, wenn er ihn nicht durch die Universalität seines Wissens und die Macht seines Geistes sich schon erworben hätte — er ist der große Theologe, gebildet in der Schule der Väter, der gewissenhafte Erforscher der Geheimnisse der Natur, der scharfsinnige Chemiker, der kühne Astronom, der geschickte Erklärer der Lehrsätze des Euklid. Eine gänzliche Umwälzung war die Folge seiner Thätigkeit, und das ist genug gesagt, um seinen Ruhm zu sichern.“

Aristoteles.

Aristoteles ist der Träger der Bildung des Alterthums. Was Großes, Tiefes, Wahres, Schönes, Gutes geleistet ist, soll in der Menschheit fort-erhalten werden, das ist der wahre Sinn der christlichen Lehre, sie ist die am meisten historische Religion. Aristoteles von den Schulen verbannen, wie früher geschah, hieß den Gesichtskreis verengen. Albert wollte den großen Meister der Wissenschaft wieder in den Gedankenkreis der abendländischen Völker einführen, er sammelte alle Schriften des Stagiriten und erklärte sie. Er hatte den Aristoteles nicht im Originale vor sich, nur in Übersetzungen, die er aufs eifrigste verglich, und in den Erläuterungen der Araber. Aber trotz der Hilfsmittel, die neueren Gelehrten zu Gebote stehen, hat doch keiner den Aristoteles tiefer erfaßt. Doch Albert war kein Affe des Aristoteles, wie Gegner ihn nannten. Niemand hat schlagender die falschen Sätze des Griechen bloßgelegt. Der vom Irrthum gereinigte Aristoteles sollte zum Aufbau des christlichen Lehrsystems verwendet werden! Albert war wohl vertraut mit der Philosophie der Araber: Avicenna¹⁾ und Averroës²⁾ werden fast auf jeder Seite erwähnt, er legt ihre Lehrsätze oft viel schärfer und richtiger dar, als sie selber diese auseinanderzusetzen vermochten, — aber er ist auch kein Knecht der Araber — man kann ihre Lehre vom allgemeinen Geist, von der Ewigkeit der Materie nicht schlagender widerlegen, als er es gethan hat. Er benutzt sie alle zur Auseinandersetzung der höheren christlichen Wahrheit, die er zur siegenden macht. Mit kühnem, freiem Geist geht er überall voran und

Die Araber.

¹⁾ Haneberg, Zur Erkenntnislehre von Ibn Sina und Albertus Magnus. München 1866.

²⁾ Joel (Das Verhältnis Albert des Großen zu Moses Maimonides Breslau 1863) meint S. IV: „Maimonides schreibt für solche, welche die Zeitphilosophie kennen, welche von ihr beunruhigt die Naivität des Glaubens verloren haben und nur durch wissenschaftliche Vermittlung wieder zu demselben zurückgebracht werden können. Er hat nicht nöthig, seine Leser erst zu Aristotelisern zu machen, um sie dann über den etwaigen Widerstreit zwischen Aristotelismus und Judenthum zu beruhigen. Er redet zu Philosophen. Sein Buch „More Nebuchim“ stellt daher auch nirgends Philosophie dar um der Philosophie willen. Er setzt ein philosophisches System voraus. Anders Albert. Er hat den Aristotelismus und das Christenthum zu lehren. Er stellt sich zunächst die allein ein Menschenleben in Anspruch nehmende Aufgabe, den gesammten Inhalt der aristotelischen Schriften in einer Reihe von Büchern zu explicieren, die in Zahl und Reihenfolge denen des Aristoteles entsprachen.“

doch hat ihm niemand Mangel an Orthodoxie vorwerfen können. Die Grundanschauung, von der er ausgeht, ist: es kann kein Widerspruch sein zwischen philosophischer und theologischer Wahrheit, denn alle Wahrheit stammt von Gott; die wahre Philosophie beruht auch auf einer Offenbarung, auf dem natürlichen Lichte der Vernunft, welches nur ist der geschöpfliche Abglanz des ungeschaffenen göttlichen Lichtes. Aber der Glaube geht, wo es sich um göttliche Dinge handelt, dem Wissen voraus, was jedoch eine nachträgliche wissenschaftliche Untersuchung nicht ausschließt, denn dadurch wird das Gegläubte besser und vollkommener erkannt und der Gegner des Glaubens widerlegt. Es gibt eine Erkenntnis Gottes durch den Glauben und eine durch das natürliche Licht der Vernunft; jene ist fester und von weiterem Inhalt, — die Philosophen haben z. B. nur die Einheit, nicht die Dreipersonlichkeit Gottes zu erkennen vermocht.¹⁾ Durch den Glauben wird also die Gotteserkenntnis des Menschen vervollkommenet und vervollständigt, auch wird das Verdienst des Glaubens durch das nachfolgende Wissen weder aufgehoben, noch geschmälert. Gott ist der Grund aller Erkennbarkeit, also kann er auch erkannt werden; der Verstand kann ihn mit seinem Erkennen erreichen, aber nicht umspannen, nicht begreifen. Gott ist unbegreiflich und unnennbar, er ist selbst das Sein, er kann nicht nichtsein, er kann nicht die Weltseele sein, er steht absolut über der Welt, er ist weder einzig absolute Intelligenz, noch einzig absoluter Wille; er ist ewig, unermesslich, für ihn gibt es kein Vor, kein Nach, sondern ihm ist alles gegenwärtig; er ist allmächtig, er bringt die Dinge aus dem Nichts zum Sein hervor. Er trägt in seinem Verstand die idealen Gründe alles Geschaffenen, er ist aber nicht bloß vorbildliche, sondern auch wirkende Ursache der Dinge, sein Wille ist die Ursache alles dessen, was er vollbringt. Er schuf die Dinge zu dem Zwecke, daß jedes in seiner Weise an seiner Güte und Herrlichkeit theilnehme; darum offenbart die ganze Schöpfung die Macht, Weisheit und Güte Gottes — all diese Sätze werden der Lehre von der Weltseele, der Ewigkeit der Materie und dergleichen gegenüber mit einer bezaubernden Schärfe und Tiefe und Würde aufgestellt. Hinsichtlich der großen Fragen, welche die Philosophen vor ihm in Nominalisten und Realisten schied, spricht sich Albert vermittelnd dahin aus: die Universalien sind ante rem, in re und post rem; sie sind ante rem, denn der göttliche Verstand ist ja die vorbildliche Ursache aller Dinge; sie sind in re, insofern die Ideen in den individuellen Dingen verwirklicht sind; sie sind post rem, insofern der menschliche Verstand jene Formen von den Dingen abstrahiert.

Albert hat den Bau begründet, Thomas hat ihn abgeschlossen und vollendet. Albert hat ein umfassenderes Wissen, Thomas ist ein schärferer

Glauben
und
Wissen.

Gott.

Die
Univer-
salien.

Thomas
von
Aquin.

¹⁾ Die Lhoner Ausgabe seiner Schriften trägt darum den Lobspruch an der Stirn: „Modum posuit artibus curiosis, ne ultra pergerent; Ostendit, ubi desineret natura, unde inciperet gratia.“

Logiker, unterscheidet seiner, geht unbedenklicher auf sein Ziel los und erfasset schärfer gleich vom Anfang an die ganze Tragweite eines Satzes. Albert ist ein Neubegründer der Naturwissenschaft wie der Theologie, Thomas ist der Hero der Metaphysik, viele Fragen sind durch ihn für immer gelöst und abgeschlossen. Als Albert die „Summa“ seines Schülers las, rief er bewundernd: „Das ist vollendet für alle Zeiten“ — und stand von der Weiterführung seiner eigenen „Summa“ ab. Das Concil von Trient bestätigte sein Urtheil: auf dem Tische des Saales lag neben der Bibel die „Summa“ des Thomas, gleichsam als Testament des Mittelalters.

Thomas von Aquino¹⁾ wurde wahrscheinlich im Jahre 1225 oder 1226 auf dem Schlosse Roccasecca geboren, also um die Zeit, da Franz von Assisi starb. Er war von hohem Geschlechte, sein Vater, Graf zu Aquino, ein Verwandter Kaiser Friedrichs I.; durch seine Mutter, welche von Tankred von Lecce abstammte, war er mit den Königen von Aragonien und Sicilien verwandt. Papst Honorius III. war sein Taufpathe. Eine große weltliche Laufbahn stand ihm also bevor — allein Thomas sollte ein Fürst im Gebiete des Geistes und der erste unter den Weisen und Gelehrten seiner Zeit werden. Neben einem engelhaft reinen Gemüth zeigte er früh Neigung zu geistigen Dingen und ein still in sich gefehrtes Wesen. Als er im fünften Jahre den Mönchen von Monte Cassino zur Erziehung übergeben wurde, stellte er an seine Lehrer oft die Frage: „Was ist Gott?“ und keine Antwort wollte ihn recht befriedigen. Der Krieg vertrieb ihn nach fünf Jahren aus dieser berühmten Stätte der Bildung. Seine Eltern sendeten ihn jetzt (um 1236) an die Universität Neapel, die Lieblings-schöpfung Kaiser Friedrichs II., an den sich des Thomas Familie bei dem Streit mit den Päpsten eifrig angeschlossen hatte. Mit bewundertem Fleiß machte Thomas in Neapel das Trivium und Quadrivium durch. Hier schloß er aber auch Freundschaft mit einem Dominicaner und kam zum Entschluß, selber in den neuen Orden einzutreten. Sein reines und schwinghaftes Gemüth war von Ekel ergriffen über das Treiben des Adels in Neapel; seiner sanften und sinnigen Natur waren die Kämpfe und Leidenschaften der Welt, der Hader der Parteien zuwider, sein Herz sehnte sich nach Frieden, sein Geist nach Wahrheit! Aber mit Enttäuschung hörte seine Familie von seiner Neigung. Als die Mutter erfuhr, der Träger so vieler Hoffnungen habe (um 1243) das Kleid des Ordens genommen, eilte sie nach Neapel, um, wie sie meinte, die Ehre der Familie zu retten. Sie fand ihn nicht, die Freunde hatten ihn nach Rom geflüchtet. Die Mutter eilte auch dahin, sie setzte den römischen Adel in Bewegung, sie that Schritte beim Papst. Die Ordensbrüder suchten Thomas nach Paris zu flüchten, bei Aquapendente wurde er von den Scharen seines Bruders Rainald eingeholt und trotz seiner Vorstellungen nach dem väterlichen Schlosse gefangen abgeführt. Jetzt gab es ein ganzes Jahr hindurch schwere Stürme. Allen der sanfte Jüngling war nicht zu erschüttern durch die Thränen und Liebkosungen der Mutter, durch die Bitten der Schwestern, durch die Drohungen und Mißhandlungen der Brüder. Eine der Schwestern wurde von Thomas sogar zum Eintritt in den Ordensstand bewogen.

¹⁾ Mettenleiter, Geschichte des heil. Thomas von Aquin. Regensburg 1856. — Hauréau, l. c. II, 1, p. 338 ff. — Werner, Der heil. Thomas von Aquin, 3 Bde. Regensburg 1858. — Didiot, Le docteur angélique S. Thomas d'Aquin. Bruges 1894.

Um so ärger trieben es aber die Brüder. Als diese als letztes Hilfsmittel — Verführung anwenden wollten und eine schöne Dirne in sein Gemach gehen ließen, stieg der Unmuth bei Thomas so weit, daß er ein brennendes Scheit Holz aus dem Kamin nahm und das Mädchen verjagte. Die Sache kam zuletzt an den Kaiser und an den Papst. Letzterer nahm sich des Gefangenen an und mahnte den Kaiser zum Einschreiten.¹⁾ Friedrich II. erließ strengen Befehl, den Gefangenen freizugeben und seinem selbstgewählten Beruf zu überlassen. Aber erst durch die Hilfe der Schwestern gelang es Thomas, sich der Gewalt seiner trotzigten Brüder zu entziehen durch die Flucht ins Dominicanerkloster in Neapel.

Der Orden sandte ihn jetzt nach Deutschland, daß er in der Schule Alberts des Großen sich ausbilde. Die Reise gieng über Paris. Beim Anblick der Hauptstadt fragte der Begleiter den Jüngling: „Was würdest du geben, könntest du König dieser Stadt sein?“ — „Ich möchte lieber die Abhandlung des Chrysostomus über das Evangelium des Matthäus besitzen“, war die Antwort. In der Schule zu Köln war Thomas wegen seines stillen, verschlossenen, weil in sich mit der Größe seiner Aufgabe ringenden Wesens, von seinen Kameraden gering geschätzt, sie nannten ihn nur den stummen sicilischen Ochsen. Ein fähiger Schüler hatte Mitleid mit ihm und bot sich ihm an, mit ihm den Lehrstoff zu repetieren, merkte aber bald, mit wem er es zu thun habe, und bat ihn jetzt die Rolle zu tauschen. Aus einem Aufsatz erkannte sein Lehrer rasch die Fähigkeit des bescheidenen Jünglings, und als dieser bei einer Disputation mit einziger Ruhe, Klarheit und Tiefe seinen Gegenstand zum Staunen aller behandelte, da rief Albert entzückt aus: „Ihr nennt diesen Jüngling einen stummen Ochsen, aber er wird einst noch brüllen, daß man es in der ganzen Welt hören wird.“ — Fortan war Thomas für seine Mitschüler ein Gegenstand des Staunens. 1245 gieng er mit seinem Lehrer an die Universität Paris, wo die gleiche kindliche Demuth, das gleiche sanfte, ernste, nur der Forschung gewidmete Wesen ihm die Liebe und Verehrung seiner Genossen erwarb. Mit Albert kehrte 1248 Thomas nach Köln zurück, jener als Leiter, er als zweiter Lehrer der Schule. Alberts Ruhm zog viele Jünglinge nach Köln, sie lernten auch Thomas' weise, tiefen Geist bewundern, schnell stieg sein Ruhm als Lehrer wie als Prediger. Nach vier Jahren sandte ihn der Orden wieder nach Paris, um das Doctorat zu erwerben. Über die Art, wie er hier die Heilige Schrift und die Sentenzen des Lombarden erklärte, war nur ein Staunen, alle Parteien vergaßen ihren Hader und nannten ihn den Engel der Schule und Doctor angelicus blieb sein Beiname.

Die innigste Freundschaft verband Thomas mit einem andern Mitglied der Universität, einem anders gearteten Geist, den aber der gleiche Eifer für Wissenschaft, die gleiche reine Glut für die ewigen Ziele der Menschheit leitete, mit Bonaventura. Beide waren in jungen Jahren schon Träger eines großen Namens, beide liebten einander, sobald sie sich kennen lernten, jeder bewunderte neidlos die Vorzüge des andern, man hat sie in neuerer Zeit einander gegenübergestellt wie Bossuet und Fénelon, Thomas als Mann des consequenten Denkens, Bonaventura als Mann des Gemüthes. Thomas sowohl wie Bonaventura waren jedoch frei von den

In Köln.

In Paris.

Bonaventura.

¹⁾ Guillelmus de Thoco, Vita S. Thomae, bei Bolland. Acta SS. 7. Mart. I, p. 661.

Fehlern beider. Paris war stolz auf dieses Paar, wie einst Athen auf die zwei Jünglinge von Genie, die zugleich, in innigster Freundschaft verbunden, in seinen Mauern studierten: auf Basilius von Cäsarea und Gregor von Nazianz. Thomas fand einst seinen Freund mit der Abfassung des Lebens des heil. Franciscus beschäftigt, ganz in seine Arbeit versenkt. „Lassen wir einen Heiligen ungestört für den Ruhm eines andern Heiligen arbeiten!“ sagte er zu seinem Gefährten, und entfernte sich still. Im Jahre 1257 erlangten beide die Doctorwürde, beide erleuchteten fortan die Welt, der eine durch das Funkeln der Liebe, der andere durch den Glanz der Wissenschaft, beide schieden im gleichen Jahre (1274) aus dem Leben.

Thomas lehrte jetzt in Paris. Sein Name flog durch Europa. Fürsten verlangten Rath von ihm in heiklen Fragen. Ludwig der Heilige zog ihn in sein Vertrauen, für Raimund von Pennafort, den eifrigen Befehrer der Mauren, schrieb er zwischen 1261 und 1264 das Lehrbuch gegen die Heiden („*Somma contra gentiles*“); im Auftrag Urbans IV. schrieb er die „*Catena aurea*“, wodurch er auch in der Schriftauslegung sich als Theologen von großartigem Stile zeigt; in seinen dogmatischen Schriften bildete er die scholastische Dialectik zu ihrer höchsten Vollendung aus. Wie sein Lehrer studierte und erläuterte er beharrlich den Aristoteles, nur hatte er neue, auf seine Veranlassung unmittelbar aus dem Griechischen gemachte Übersetzungen aller Werke des Stagiriten vor sich!¹⁾ Sein Freund, der Ordensbruder Wilhelm von Moerbeke, machte ihn auf die Ungenauigkeiten der arabischen Übersetzungen aufmerksam und stellte für seinen Gebrauch die verstümmelten Texte wieder her. Thomas hielt öffentliche Vorträge über die Schriften des Aristoteles, seine Erläuterungen einzelner Bücher umfassen fünf Bände. Merkwürdig, wie Aristoteles diese Männer fesselte! Albert legte das Bisthum Regensburg nieder, um in der stillen Zelle zu Köln das erblickende Haupt wieder über die Bücher des Stagiriten zu beugen, und Thomas lehnte gleichfalls alle Würden ab, die ihm der Papst anbot, um nur seinen Studien zu leben. Urban IV. wollte den großen Lehrer in seiner Nähe haben und so kam es, daß Thomas seit 1261, mit dem päpstlichen Hofe wandernd, in Viterbo, Orvieto, Fondi, Perugia Vorträge hielt. Papst Clemens IV. liebte den Thomas wie einen Freund und nahm seine Ernennung zum Erzbischof von Neapel, die schon ausgefertigt war, nur darum zurück, weil er den aufrichtigen Schmerz des großen Lehrers über eine Erhöhung sah, die ihn den liebgewordenen Studien entriß. Seit 1265 leitete Thomas die Schule zu Rom und in den Jahren 1269 bis 1271 wirkte er wieder in Paris. Die Städte Italiens bewarben sich um ihn. Paris, Rom, Neapel wollten den Gefeierten an ihren Schulen haben. Thomas entschied sich für Neapel, und mit Jubel nahmen Volk und Adel die Nachricht von seiner Ankunft auf.²⁾

Hier lebte Thomas 1272 bis 1274; noch zeigt man im alten normännisch gebauten Kloster die kleine Zelle, in der er lebte, schrieb, dictierte — oft vier Schreibern zu gleicher Zeit. Hier arbeitete er seine „*Summa*“ aus, wie sein

¹⁾ Jourdain, Geschichte der aristotelischen Schriften im Mittelalter, übersezt von Stahr. Halle 1851.

²⁾ Denifle-Chatelain, Chartularium Universitatis Parisiensis, I, p. 504 ff. Paris 1889.

gelehrter Biograph sagt:¹⁾ „Das erste durchgebildete System der Theologie, groß und einfach in seiner Anlage, reich und mannigfaltig in seiner Ausführung, mächtig und gewaltig in der imposanten Gesamtdarstellung seines wohlgefügteten Inhaltes, bewundernswert in der geschmackvollen Wahl und Aushebung des Passendsten und Zweckmäßigsten aus dem reichen Schätze philosophischer und theologischer Bildung, der seinem Verfasser zu Gebote stand, in streng methodischem Fortschreiten ohne Rüde und Sprung, in der kunstreichsten Sorgfalt, die der dialectischen Bearbeitung und Verknüpfung aller Einzelheiten gewidmet ist. Wie er selbst es liebte, den wissenschaftlichen Systematiker mit einem Architekten zu vergleichen, so ist auch der Charakter seines Werkes in der Hauptsache als ein architektonischer zu bezeichnen und das Werk einem erhabenen Dome zu vergleichen, dessen gewaltige Steinwucht, auf eine unermessliche Zahl kunstreich geschmückter Säulen gestützt, die Wunder und Denkmale der im Himmel und auf Erden, in Natur und Geschichte, Welt und Kirche sich offenbarenden Größe des Herrn in sich fassen soll.“ In dieser Zelle hatte der nur ganz in Gedanken an eine höhere Welt versunkene und vom Fasten erschöpfte Mann Zustände, die theilweise an das erinnern, was Plato über die ekstatischen Zustände des Sokrates berichtet. Er konnte, während er durch den Kreuzgang des Klosters gieng, plötzlich wie erstarrt lange stehen bleiben; er hatte Visionen, er schien während des Gebetes wie über die Erde erhoben, wie von einem Hauch von oben emporgezogen. Ihn bloß als Mann des Gedankens aufzufassen, wäre einseitig; er hat auch eine mystische Richtung, eine dichterische Ader: die schönen Hymnen „Lauda Sion“ und „Adoro te“ und alle Frohnleichnamshymnen zeigen, welche Blut in seinem Herzen lebte.

Thomas erreichte nur ein Alter von achtundvierzig Jahren, obschon wir aus den Schilderungen von ihm sehen, daß seine Natur auf ein längeres Leben angelegt war (hohe Statur von vollendetem Ebenmaß, Kopf voll Kraft und Schönheit). Entweder zehrten die vielen Anstrengungen und Entbehrungen seine Lebenskraft zu früh auf, oder es ist wahr, was Dante und Villani behaupten, daß Karl von Anjou ihn habe vergiften lassen, weil er fürchtete, daß Thomas über seine Tyrannei und sein unsittliches Leben beim Concil in Lyon Klage führen werde. Thomas starb auf der Reise nach Lyon im Kloster Fossanuova am 7. März 1274; während der zwanzig Jahre seiner Lehrthätigkeit hat er die vielen Werke geschrieben oder dictirt, welche jetzt die siebenzehn Folioebände der Venetianer Ausgabe vom Jahre 1593 bilden.²⁾ „So viel Artikel Thomas schrieb,“ sagte der Papst 1323 bei seiner Heiligsprechung, so viel Wunder hat er gewirkt.“ Pius V. proclamirte ihn 1567 feierlich als den fünften Lehrer der Kirche und stellte ihn an die Seite von Augustinus, Ambrosius, Hieronymus und Gregor dem Großen. Erasmus von Rotterdam gesteht, er wüßte keinen Theologen, der in Hinsicht auf sorgfältige Behandlung des Stoffes, Sicherheit und Richtigkeit des Urtheils, Gediegenheit der Doctrin, dem heil. Thomas zur Seite zu stellen wäre. Selbst Giordano Bruno nennt ihn einen göttlichen Mann. Dante griff im zehnten Gesang des Paradieses der Heiligsprechung des buon fra Tommaso voraus, wie er ihn im „Convito“ nennt; sein göttliches Gedicht ist ganz durchdrungen vom Studium des großen Lehrers. Nicht bloß die Dominicaner lehrten fortan Philosophie und Theologie nach Thomas, sondern die meisten

¹⁾ Dr. Werner, Der heil. Thomas von Aquin, I, S. 821. Regensburg 1858.

²⁾ Eine neue correcte Ausgabe erfolgt seit 1882 durch eine von Papst Leo XIII. 1880 eingesetzte Commission.

Orden; er ist also nicht Lehrer bloß einer Brüderschaft, sondern der Weltkirche. Wie sehr man sich mit seinen Werken beschäftigte, zeigen die vielen Übersetzungen in die Sprachen des Abendlandes, selbst ins Griechische, ins Hebräische,¹⁾ ins Armenische, Sinesische, zeigen die vielen Commentare zu seinen Schriften (gegen siebenhundert). Mit Recht nennt ihn sein Biograph einen Priester der ewigen Wahrheit, aus dem nicht bloß Plato und Aristoteles, sondern auch der Geist des heiligen Paulus und Augustinus reden. — Das Detail seiner Lehre fällt in das Gebiet der Dogmatik, der Moral, der Heiligen Schrift, der Philosophie und des Rechtes. Einzelnes aus dem Riesenbaue dieses vom Sinne der Kirche getragenen und gehobenen gewaltigen Geistes hervorzuheben, hieße die Schranken, die diesem Buche gezogen sind, überschreiten.²⁾

Thomas ist der größte Lehrer,³⁾ den der Dominicaner-Orden hervorgebracht hat, aber nicht der einzige von Bedeutung im dreizehnten Jahrhundert. Da war Peter der Spanier, der 1276 unter dem Namen Johannes XXI. den päpstlichen Stuhl bestieg; da war Robert Kilwardby, Lehrer in Paris, später Erzbischof von Canterbury (gestorben 1279), einer der scharfsinnigsten Logiker des Jahrhunderts; da waren Agidius Vessinenis, ein Bernhard de Trilia, Olivier von Bretagne, Hugo Ricelin de Billiom, Agidius von Orleans, Peter von Auvergne, talentvolle Schüler und Vertheidiger einzelner seiner Lehrsätze. Heinrich von Gent, ein ideenreicher, schwungvoller Geist, hatte den gleichen Lehrer, die gleiche Richtung wie Thomas, er trat aber seinem System in manchen Punkten entgegen. Er war Lehrer in Paris und bekam von seinen Schülern den Namen Doctor solemnis.⁴⁾ Der Bahn des Thomas im ganzen und großen folgte Richard von Middleton, Lehrer in Paris, später in Oxford (gestorben gegen 1300), von seinen Zeitgenossen Doctor solidus, fundatissimus, copiosus genannt. Der eifrigste Schüler und Vertheidiger des Thomas war Agidius Colonna, der Doctor fundatissimus, Augustiner-Eremit, Lehrer in Paris, Erzieher Philipps des Schönen. Wie durch

1) Jellinek, Thomas von Aquin in der jüdischen Literatur. Leipzig 1853.

2) Wenn Prantl (Geschichte der Logik im Abendlande, III, S. 107) den großen Denker eine höchst secundäre Natur, einen unklaren Verstand und (S. 2) schwachköpfig nennt, so ist dieses horrible dictum eines Akademikers unwürdig.

3) Der „Literarische Handweiser“ bemerkte 1886, Nr. 407, S. 279 zu Thierings Werk „Der Zweck im Recht“, der Verfasser habe mit Unrecht von der geistlich-theologischen Theorie geringschätzig gesprochen, es wäre aber nicht geschehen, wenn er Thomas von Aquin gekannt hätte. In der Vorrede zur zweiten Auflage des berühmten Werkes gestand nun Thiering, Hohoff habe ihn mit Recht auf ein Gebrechen aufmerksam gemacht. Übrigens treffe der Vorwurf der Unkenntnis die modernen Philosophen und protestantischen Theologen überhaupt, die es versäumt haben, sich die großartigen Gedanken des Thomas zunutz zu machen. „Staunend fragte ich mich: Wie war es möglich, daß solche Wahrheiten, nachdem sie einmal ausgesprochen waren, bei unserer protestantischen Wissenschaft so gänzlich in Vergessenheit gerathen konnten? Welche Irrwege hätten sie sich ersparen können, wenn sie dieselben beherzigt hätten! Ich meinerseits hätte vielleicht mein ganzes Buch nicht geschrieben, wenn ich sie gekannt hätte, denn die Grundgedanken, um die es mir zu thun war, fanden sich schon bei jenem gewaltigen Denker in voller Klarheit und prägnantester Fassung ausgesprochen.“

4) Manches, was man bisher über das Leben dieses regsamten Schriftstellers früher angenommen, ist zweifelhaft geworden, seit P. Ehrle, S. J. („Archiv für Literatur und Kirchengeschichte des Mittelalters“), nachwies, daß die Bulle Innocenz' IV. über ihn unecht ist, auf die man sich bisher in seiner Biographie stützte. Um Herausgabe seiner Schriften haben sich die Serviten viel Verdienst erworben. Früher glaubte man, Heinrich sei Servite gewesen. Der Orden selber hat diese Meinung aufgegeben. Vergl. Wefer und Welte, Kirchenlexikon, 2. Aufl. von Paulen, V, S. 1704–1706.

ihn die Lehre des Thomas in den Augustiner-Orden kam, so durch Humbert, Abt von Brulli, zu den Cisterciensern und durch Gottfried von Fontaines an die Sorbonne. — Zu Thomas verhalten sich alle diese Männer, die in ihrer Zeit und später in hohem Ansehen standen, wie Sterne, die erblaffen, wenn die Sonne aufgeht.

Der höchstbegabte Gegner des Thomas von Aquin war Duns Scotus.¹⁾ Er ist geboren um 1265 in Irland oder England (Duns oder Dunston in Northumberland), studierte in Oxford, wurde Franciscaner, Anhänger des Alexander von Hales, leidenschaftlicher Mathematiker, Lehrer in Oxford, und zwar mit solchem Beifall, daß er bald 30.000 Studenten²⁾ dahin zog. Als er nach Paris kam, um den Doctorhut zu holen, wurde er schon als eine Größe behandelt. Auch dort lehrte er einige Zeit, dann mit seltenem Beifalle in Köln, wo er schon im Jahre 1308 ins Grab sank. Die Schüler gaben ihm den Ehrennamen Doctor subtilis, und in der That hat er in der Schärfe seinesgleichen nicht, er ist ein Haarspalter, unerschöpflich in Spitzfindigkeiten, auch sein Ausdruck ist schneidend. Aber seiner Darstellung fehlt die Abrundung des Thomas und bei allem Scharfsinne vermissen wir doch sehr oft die eigentliche Tiefe der Ideen. Sehr oft wird er schwer verständlich und, während er alle Säulen zu brechen sucht, auf welchen das System des Thomas beruht, kommt er in seinem kühnen Vorschreiten oft auf Sätze, die an Spinoza und Hegel erinnern. Einen Fortschritt über Thomas hinaus hat die Geschichte nicht von ihm zu verzeichnen, in ihm stellt sich nur der Inbegriff der Einwendungen dar, die in jener Zeit gegen die „Summa“ des Thomas erhoben werden konnten, und die Abneigung und Eifersucht, die im Franciscaner-Orden gegen die Dominicaner sich zu regen begann. Zu seinen berühmtesten Schülern gehört Franz von Mayronis (gestorben 1325), der Doctor illuminatus et magister acutus abstractionum, derselbe, der die Sorbonnische Disputation 1315 einführte, bei welcher jeden Freitag ein Disputant von früh fünf Uhr bis abends sieben Uhr seine Sätze gegen jeden Gegner, der auftreten mochte, zu vertheidigen hatte. Es war eine Art geistiges Turnier; das Mittelalter hielt viel auch auf geistige Schlagfertigkeit — es ist ein Fehler unserer Studieneinrichtung, daß nur darauf geschaut wird, massenhaften Stoff vorzutragen, nicht aber darauf, ob der Zuhörer denselben auch innerlich verarbeitet und zu seinem geistigen Eigenthum gemacht hat. Unter den Anhängern des Thomas, die ihn gegen die Angriffe des Duns Scotus vertheidigten, sind namentlich Gerhard von Bologna, General der Carmeliten (1297—1317), und Herväus Natalis, General der Dominicaner (1318—1323), und Johannes von Neapel (gestorben 1330), gleichfalls ein Dominicaner, hervorzuheben.³⁾

Einer der ersten geistigen Größen jener Zeit ist Roger Bacon, aber er steht mit Thomisten wie Scotisten im Widerspruch; sehen diese in Aristoteles die Blüte rein menschlicher Entwicklung, den Höhepunkt dessen, was der menschliche Geist für sich allein erreichen kann, so sagt Roger Bacon: „Ich würde alle Bücher des Aristoteles verbrennen lassen, wenn ich darüber zu

¹⁾ Stöckl, Geschichte der Philosophie des Mittelalters, II, S. 778—868. — Hauréau, Histoire de la philosophie scolastique, II, p. 171 ff.

²⁾ Vergl. über diese Zahl Denifle, Universitäten, I, S. 248 f.

³⁾ Stöckl, I. c. II, p. 868—879.

verfügen hätte, denn man verliert mit ihrem Studium nur seine Zeit und sie dienen nur dazu, den Irrthum und die Unwissenheit zu verbreiten.“ Bacon ist geboren 1214 zu Ilchester,¹⁾ in der Graffschaft Somerset, von angesehenen Eltern; er studierte zuerst in Oxford, dann in Paris, wo er Doctor wurde; um 1240 trat er in den Orden der Franciscaner. Im Jahre 1259 machte er sich durch eine Rede bemerkbar, die er vor König Heinrich III. hielt und worin er diesen wegen seiner Bevorzugung der Ausländer streng tadelte. In seinem Streben nach gründlichem Wissen lernte Bacon nicht bloß Latein, sondern auch Griechisch, Hebräisch und Arabisch, nicht bloß Philosophie, sondern auch Naturwissenschaften, Mathematik, Geschichte. Kein Opfer schien ihm zu groß, wenn es galt, gute Bücher zu erwerben oder durch Versuche eine Wahrheit zu finden. Mehr als 2000 Pfund, sagt er einmal, habe er binnen zwanzig Jahren auf Experimente verwendet. Er wies ganz richtig nach, daß der Julianische Kalender in einem Mißverhältnis stehe zum Sonnenjahre. Er war der erste, der die Theorie der Brillen und der Teleskope aufstellte: man könne Gläser so schleifen, daß sie vergrößern und daß sie verkleinern, daß man auf eine unglaubliche Entfernung die winzigsten Buchstaben lesen und die Sandkörner zählen könne. Durch richtige Zusammenstellung dieser Gläser wäre es möglich, die Gestirne genau zu beobachten und astronomische Tafeln aufzustellen, in denen alle Bewegungen der Himmelskörper vom Anbeginn bis zum Ende der Welt verzeichnet wären, so daß man auf jeden Tag genau sagen könne, was am Himmel vorgehe und welchen Einfluß dies auf die Erde habe. Papst Clemens IV. schützte ihn gegen Verfolgung, die man dem Neid, der Beschränktheit der Mitbrüder in der Regel zuschreibt, die aber wahrscheinlich in ihrem Eifer für die makellose Ehre des Ordens und vielleicht auch in einem Charakterfehler Bacons selbst ihren Grund hatte. Seine Lehre vom Einflusse der Gestirne auf die Erde und den Körper und die Seele schien die Freiheit des Willens zu bekämpfen: seine Experimente brachten ihn in den Ruf eines Schwarzkünstlers. Der Orden wurde deshalb in Paris hart angegriffen und legte darum Bacon Einschränkungen auf, denen er sich als demüthiger Bruder anfangs fügte. Diesem Papste sandte er im Jahre 1267 sein „Opus majus“, später ein „Opus minus“ und ein „Opus tertium“ und erbot sich, selbst nach Rom zu kommen, ihm seine mathematischen Instrumente zu zeigen, und ihm die nöthigen Erklärungen zu geben.

Bacon schreibt an den Papst:²⁾ „An der Verzögerung bin ich unschuldig und bedaure sie sehr, denn das, was Du wolltest, war noch nicht niedergeschrieben.

¹⁾ Wood, *Historia et Antiquitates Univ. Oxon.* 1674. — Schneider, *Roger Bacon.* Augsburg 1873.

²⁾ *Opus tertium*, cap. 2. *Rogeri Bacon opera quaedam hactenus inedita.* Vol. I, edited by Brewer. London 1859.

Denn früher konnte ich es nicht schreiben, meine Oberen verboten mir, bei Strafe des Fastens bei Wasser und Brot, eine Arbeit zu veröffentlichen. Gute Manuscripte liefern nur Abschreiber von Fach und machen dann damit, was sie wollen, wie solche oft durch die Pariser in den Buchhandel kommen. Als ich Dir eine Schrift zu senden versprach, meinte ich nicht eine, die schon fertig, sondern eine, die erst zu vollenden wäre. Denn Deiner Heiligkeit darf man nur etwas Großartiges, Schönes und Gediegenes bieten. Sende meine Schrift an Albert aus dem Orden der Dominicaner — es wird lange gehen, bis er sie Dir zurückschickt. Auch wird sich kein anderer unter den Abendländern finden, der bald damit fertig wird. Eine andere Ursache der Verzögerung waren die Unkosten; mehr als sechzig Pariser Pfund habe ich dafür ausgegeben. Deine Boten beachteten meine Vorstellungen in dieser Beziehung nicht. Ich selber habe kein Geld und darf Standes halber keines haben, kann also auch keines entlehnen, da ich es nicht mehr zurückstellen kann. Ich sandte also an meinen sonst reichen Bruder, der aber, weil er auf der Seite des Königs steht, mit der Mutter und den Brüdern und der ganzen Familie verbannt wurde und, da er mehrmals seinen Feinden in die Hände fiel, um Geld sich loskaufen mußte und so in die Noth kam und mir also auch nicht helfen konnte. Ich habe darum einige gute Bekannte veranlaßt, das zu den Auslagen nöthige Geld aufzubringen. Auch hatte ich kein Mittel, einen eigenen sicheren Boten zur Überbringung meiner Arbeit abzusenden. Nebstdem muß man in der Wissenschaft immer etwas Ganzes geben.“ Darum sendet Roger dem Heiligen Vater das „Opus majus“, eine Art Enchyclopädie der Wissenschaften, und bemerkt dabei, wie es eigentlich die Folge der Arbeit und der Opfer seines ganzen Lebens sei; „seit seiner Jugend habe er sich der Wissenschaft und der Erlernung der Sprachen gewidmet, und den gewöhnlichen Pfad verlassen und sein Vermögen — bei 2000 Pfund — geopfert¹⁾ und viele Mißkennung dafür erfahren.“ Die einen meinten, Studium der Mathematik, Philosophie und der Sprachen sei unnütz — was will dieser Schwindler damit? — während Bacon überzeugt ist, daß die Abendländer sich nie von der Herrschaft der Phrase befreien, wenn sie nicht zu anderen Quellen des Wissens sich den Weg bahnen: das Studium des Hebräischen und Griechischen ist nöthig zum Verständnis der Heiligen Schrift; das Studium des Arabischen ist nöthig, will man die arabischen Philosophen mit Nutzen lesen; um Aristoteles zu verstehen, muß man das Griechische wohl verstehen. Alle bisherigen Übersetzungen des großen Philosophen sind handwerksmäßig gemacht, von Leuten, welche entweder die Sprache nicht recht verstanden oder nicht Männer vom Fache waren. Die Jugend bekommt statt richtiger Begriffe Phrasen, sie liest Erklärungen zu den Übersetzungen, statt den Aristoteles im Original zu lesen. Sie hört Behauptungen über die Natur an, statt die Natur selber zu beobachten, ihre Ursachen zu ergründen, und die aufgestellten Geseze am Experiment zu erproben. Bacon hofft auf eine Reform der Welt von der wahren Wissenschaft. Er wird nicht müde²⁾ zu sagen, was er geopfert, was er geduldet für die Wahrheit und wie ihn in den Tagen der Verzweiflung der Auftrag des Papstes, seine Ansichten eingehend ihm mitzutheilen, wieder mit Hoffnung und Selbstvertrauen erfüllte.³⁾ Ihm sendet er das „Opus majus“, ihm das „Opus minus“ und als Einleitung zu beiden das „Opus tertium“. Alle drei Werke — minus und tertium haben 573 Octavseiten, das

¹⁾ Opera ined. Bacon, l. c. 58, 24, 20.

²⁾ Preface in Brewers Ausgabe der „Opera inedita“.

³⁾ Den Brief des Papstes bei Brewer an der Spitze des „Opus tertium“.

Schrei-
ben
an den
Papst

Was e
geopfert

Spra-
chen=
studium

Experi-
ment.

„Opus majus“ 474 Folioseiten — wurden in achtzehn Monaten vollendet, ein Beweis von der riesigen Arbeitskraft des Mannes. Bacon klagt über den Mangel an Büchern und an Instrumenten. Ciceros Buch über die Republik ist er überall nachgejagt und hat es nirgends bekommen können. Nach seinen Äußerungen muß er viele Reisen gemacht haben, hat er die bedeutenden Gelehrten des Abendlandes sogar persönlich gekannt. — Seinem Eifer zu lernen, entspricht Bacons Eifer, das, was er weiß, mitzutheilen. Seine Vorlesungen in Oxford, namentlich die über Naturwissenschaften, wurden fleißig besucht. Mit seinem Buche schickt er seinen Lieblings-schüler Magister Johannes, den er als armen Knaben ob seines Talentes aufnahm, nährte, kleidete, in den Sprachen, in der Philosophie, Mathematik und Optik unterrichtete, und empfiehlt ihn dem Papst als ersten unter den jungen Gelehrten des Abendlandes.

Papst Clemens IV. starb 1268, für ihn zu früh. Unter dessen Nachfolgern wurde Bacon eines Bundes mit dem Teufel und der Magie angeklagt. Vergebens betheuerte Bacon: dumme Menschen nennen das Magie, was über ihren Gesichtskreis hinausgeht. Gewisse Stellen seiner Schriften enthalten allerdings — außer dem Wert seiner Entdeckungen — Sätze, die nicht christlich sind. Nun wurden seine Werke verboten, weil sie verdächtige und gefährliche Neuerungen enthielten. Der Ordensgeneral verurtheilte ihn, mit Zustimmung des Papstes Nikolaus III., im Jahre 1278 zur Haft, und Bacon wurde erst nach zehn Jahren wieder, da der Papst Nikolaus IV. das Urtheil aufhob, frei. „Es reut mich,“ sagte der verbitterte Gelehrte, „daß ich mir um die Wissenschaft so viele Mühe gegeben habe.“ — Er starb am 11. Juni 1294 und wurde in der Minoritenkirche zu Oxford begraben.

Sein „Opus majus“ ist sein Hauptwerk, das „Opus minus“ und „Opus tertium“ enthalten nur abgekürzt die gleichen Beobachtungen. Bacon erkannte klar die Mängel des Julianischen Kalenders Jahrhunderte früher, ehe Gregor XIII. sie abstellte. Er hat die Wissenschaft der Optik begründet. Bei ihm finden wir eine treffliche Theorie der Brennspiegel, deren er viele verfertigte. Er entwickelt ganz klar die Lehre von der Brechung der Lichtstrahlen und warum uns ein und dasselbe Gestirn ganz anders erscheint, wenn es in unserem Horizont oder wenn es im Zenith steht. Er erklärt die Fata Morgana und den Regenbogen durch Brechung der Lichtstrahlen und der verschiedenen Farben des Lichts, er erklärt Ebbe und Flut durch die Anziehungskraft des Mondes. Er spricht sich über die Thätigkeit der Schnerven aus in einer Weise, die weit über seine Zeit hinausgeht. Er erklärt das Funkeln der Sterne in richtiger Weise. Er stellt das Gesetz auf, daß der Einfallswinkel dem Rückfallswinkel ganz gleich sei, und lehrt die Wirkung converger und concaver Gläser. Er gibt ein Recept zur Bereitung des Schießpulvers, mit dem man Blitz und Donner nachahmen, eine Stadt zerstören und ein Heer vernichten könne. Noch merkwürdiger ist folgende Stelle und ein Beweis, daß sein Geist Jahrhunderten vorgegriffen: Man kann Maschinen

bauen, die viel schneller segeln als Ruderfahrer und nur eines Steuermannes bedürfen. Man kann Wagen bauen, die ohne Hilfe eines Pferdes sich mit wunderbarer Schnelligkeit bewegen; man kann Maschinen bauen, auf denen man wie ein Vogel in der Luft herumfliegen kann.“¹⁾ Bacon kennt den Sticksstoff, er ist überzeugt von der Verwandlung der Metalle. Über die Alchemie sagt er: „Eine Art in eine andere verwandeln wollen, Silber aus Blei machen oder Gold aus Kupfer, ist ebenso ungereimt, als Etwas aus Nichts schaffen. Nie haben die wahren Alchemisten sich zu dieser Anmaßung verstiegen. Es handelt sich darum, durch die Hilfe der Kunst aus einem rohen und mit Erde beschmutzten Erz ein Metall zu ziehen, das da glänzt wie Blei, Zinn und Kupfer. Das ist aber nur der erste Schritt zur Vollendung, bei dem ein Alchemist nicht stehen bleiben darf, denn er muß jetzt einige Mittel suchen, die übrigen Metalle, die noch im Schoß der Erde verborgen liegen, zum Vollkommensten hinzubringen, zum Gold, welches in der Natur immer seine charakteristische Farbe hat. Das Gold ist vollkommen, denn die Natur hat an ihm ihre Arbeit vollendet, man muß also die Natur nachahmen. Aber hier stoßen wir auf eine große Schwierigkeit. Die Natur rechnet Jahrhunderte nicht, die sie zu ihrer Arbeit brauchte, während eine Stunde das Leben des Menschen enden kann. Es ist also von hohem Wert, ein Mittel zu finden, wodurch man das in kurzer Zeit vollbringt, wozu die Natur lange Zeit braucht. Das ist das Elixir oder der Stein der Weisen, den die Alchemisten suchten.“

Die Ansichten, an welchen sich viele bei Bacon stießen, beziehen sich auf die Astrologie. Er meint nämlich, daß die Gestirne auf alles Leben dieser Erde Einfluß haben. Darum soll man kein bedeutendes Werk ohne den Rath eines Astrologen unternehmen, weil es nur in erwählten Zeiten vollbracht werden könne. Durch die Gestirne ließen sich die verschiedenen Eigenthümlichkeiten der Völker bestimmen, man könne durch sie die Nothwendigkeit und Verschiedenheit der sechs Religionen zeigen und ihnen ihr Horoskop stellen. Dann stieß man sich an seiner Lehre von der Erfahrungserkenntnis. Ohne Erfahrung gibt es kein vollkommenes Wissen, ist der Satz, der in der Naturwissenschaft vollkommen am Platz ist. Aber er spricht auch von innerer Erfahrung, welche durch unmittelbare göttliche Eingebung vermittelt wird, wie die äußere Erfahrung durch die Sinne vermittelt ist. Und hier kommt er auf eine Lehre, die wir bei Alfarabi und Avicenna finden, nämlich die vom thätigen Verstand, das von der universellen Seele dem Sein nach getrennte, von oben herab auf die Seele wirkende und für alle Menschen einheitliche Princip. Wir haben hier also bei diesem merkwürdigen Mann, der, was die realen Wissenschaften anlangt, seiner Zeit um Jahrhunderte vorausging,

¹⁾ De secretis operibus artis et naturae. Cap. 4.

ein Zurücksinken in den Arabismus, und trotz seiner Polemik stehen im rein idealen Gebiet die Thomisten, welche er bekämpft, höher als er.¹⁾ — Ob seines seltenen Wissens hieß er Doctor mirabilis.²⁾

Bona-
ventura.

Neben Thomas von Aquin galt als Zierde des Jahrhunderts Bonaventura,³⁾ wie Thomas in Italien geboren, mit ihm gleichen Alters, mit ihm am gleichen Tage zum Doctor in Paris ernannt; beide verband das Leben hindurch die innigste Freundschaft, über beiden schloß sich im gleichen Jahre das Grab, beiden wurden in kurzer Zeit Altäre errichtet. Bonaventura ist geboren 1221 in Bagnarea im Kirchenstaate. Da das Kind kränklich war, wußte sich die liebevolle Mutter nicht anders zu helfen, um es den Armen des Todes zu entreißen, als dafs sie es zum heiligen Franz von Assisi brachte. Durch ihren Schmerz gerührt, betete der Heilige über dasselbe und, als es vollständig genas (worüber Franz hocherfreut „O buona ventura!“ ausrief, woher der Name Bonaventura, — das Kind hieß ursprünglich Johannes Fidanza), so weihte die fromme Mutter den Liebling der Kirche, und der Knabe wurde in einem Kloster der minderen Brüder erzogen. Er faßte erstaunlich schnell, dabei waren außer seinen Fähigkeiten sein inbrünstiger Eifer, seine Unschuld und Bescheidenheit, namentlich aber Tiefe des Wesens, Reichtum des Gemüthes seine Zierden, weshalb auch später Antonin, der Erzbischof von Florenz, von ihm sagte: „Jede von seinem Geiste erfasste Wahrheit war für ihn eine Gebetsform und ein Anlaß zur Lobpreisung Gottes.“ Diese Gaben spiegeln sich in seinen Schriften wieder, die einen wunderbaren

Be-
gabung.

Gerson.

Trit-
heim.

Zauber auf den Leser üben, so dafs Gerson, sonst ein scharfer Kritiker, in seinen letzten Jahren über sie das Geständnis ablegte: „Ich habe mich seit dreißig Jahren viel mit diesen Werken durch wiederholtes Lesen, durch häufige Betrachtung vertraut gemacht, und ich habe nicht nur deren Gedanken, sondern auch die Worte im Gedächtnis behalten; gleichwohl glaubte ich heute kaum angefangen zu haben, sie zu kosten; wenn ich sie wieder lese, scheinen sie mir immer wieder neu, immer finde ich ein neues Vergnügen darin. Ich könnte auf sie die Worte der Schrift anwenden: „Die mich essen, hungern immer, und die mich trinken, dürsten immer.“ — Und Tritheim sagt über Bonaventura: „Wenn du den Geist der göttlichen Liebe und der christlichen Frömmigkeit betrachtest, der sich durch seine Stimme ausdrückt, überragt er leicht alle Kirchenlehrer seiner Zeit. Er ist tief, ohne verschwommen zu sein,

¹⁾ Auch in Betreff des Bibeltextes schlug Bacon den nämlichen Weg der Verbesserung vor, der später eingeschlagen worden ist. Der Name Vulgata rührt von ihm her. Kaulen, Geschichte der Vulgata, S. 600. Mainz 1868.

²⁾ Emil Charles, Roger Bacon, sa vie, ses ouvrages, ses doctrines d'après des textes inédits. Paris 1861. Leonhard Schneider, Roger Bacon, O. Minor. Augsburg 1873. Über die Ausgaben vergl. Dom. Grammer, O. Minor., in Weger und Welte, 2. Aufl. von Kaulen, I, S. 1843.

³⁾ P. Anton Maria da Vicenza, Der heil. Bonaventura, deutsch von Feiler. Paderborn 1874.

scharfsinnig ohne gelehrten Kram, beredt ohne Eitelkeit, seine Ausdrücke sind feurig, ohne schwülstig zu sein. Auch liest man ihn mit aller Sicherheit, ein liebendes Herz begreift ihn leicht; man kommt immer mit Gewinn von ihm zurück, er hinterläßt einen Wohlgeruch der Lieblichkeit und guten Werke. Viele widmen sich dem Berufe, Weisheit vorzutragen, viele predigen die Gottesfurcht, wenige verbinden in ihren Büchern das eine mit dem andern. Bonaventura aber hat diese wie jene übertroffen, bei ihm flößt die Lehre Gottesfurcht ein, und die Gottesfurcht verbreitet die Lehrweisheit. Willst du also gelehrt und gottesfürchtig sein, so lies mit Eifer seine Werke.“

Nachdem er die Ordensschule in Orvieto durchgemacht, kam Bonaventura nach Paris, wo er drei Jahre noch Alexander von Hales hörte, der von diesem Schüler sagte: „Er ist ein wahrer Israelite, in welchem Adam nicht gesündigt zu haben scheint“ und ihn schon in seinem vierundzwanzigsten Jahr zum Baccalaureus ernannte. Bonaventura lehrte nun an der Universität und bezauberte alle durch sein reiches Wissen, die Gedankenfülle und die Anmuth der Rede.

Wenn Thomas von Aquin beharrlich nur Lehrer sein wollte, so stieg dagegen Bonaventura zu kirchlichen Würden rasch empor: 1238 trat er in den Orden der Franciscaner, 1248 erlangte er eine Kanzel der Theologie in Paris, 1257 wurde er, ob schon erst sechsunddreißig Jahre alt, General seines Ordens, den er mit ebensoviel Eifer als Mäßigung leitete, daß man ihn als zweiten Stifter bezeichnete, 1265 wurde er zum Erzbischof von York ernannt, doch ward auf sein Bitten diese Ernennung wieder zurückgenommen, 1273 wurde er Bischof zu Albano und Cardinal; als päpstlicher Legat begab er sich im gleichen Jahre zum Concil nach Lyon und starb daselbst in Folge seiner geistigen Anstrengungen und seines strengen Lebens in der Nacht vom 14. auf den 15. Juli 1274. Selten hat ein Schriftsteller ein glänzenderes Leichenbegängnis gehabt. Der Verfasser der Acten des Concils sagt von ihm: er stehe einzig da durch Heiligkeit, eminente Wissenschaft, Beredsamkeit; er sei gütig, leutselig, barmherzig, geliebt von Gott und den Menschen. Jeder, der ihn sah, sei von Liebe zu ihm ergriffen worden. Sixtus IV. sprach ihn 1482 heilig. Sixtus V. erklärte ihn 1587 feierlich als den sechsten Lehrer der Kirche, in welcher er wegen seines Seelenschwungs und zugleich als General des seraphischen Ordens den Namen Doctor Seraphicus führt. Die Franciscaner hielten ihn für ihren größten Gelehrten, die Stadt Lyon wählte ihn zu ihrem Schutzpatron. Die gesammelten Schriften Bonaventuras umfassen sieben Folianten,¹⁾ sie sind theils Angelegenheiten seines Ordens gewidmet, theils schlagen sie in das Gebiet der Philosophie, theils der Mystik ein. Bonaventura ist Scholastiker und, ob schon er oft mit Thomas von Aquin übereinstimmt, so

¹⁾ In der vaticanischen Ausgabe vom Jahre 1599. Eine neue Ausgabe hat der Franciscanerorden in Arbeit.

Schrift-
ten.Arten
der Er-
kennt-
nis.

weicht er in manchen wichtigen Punkten, zum Beispiel in der Lehre von der Materie, von der Individuation, von ihm ab, wie wir denn in diesem Jahrhundert, bei diesen kühnen Geistern, hohe Freiheit geistiger Bewegung bemerken. Wie aber Thomas von Aquin zwar Mystiker, jedoch vorzugsweise Scholastiker ist, so ist Bonaventura zwar auch Scholastiker, jedoch vorzugsweise Mystiker. Sein Hauptwerk in dieser Richtung ist das „Itinerarium mentis ad Deum“, eine der bedeutendsten Leistungen der Literatur des Mittelalters und noch heute viel und gern gelesen. Bonaventura geht von den Anschauungen der Victoriner aus, vollendet aber, was jene begonnen haben, mit einem Zauber der Darstellung und einer Klarheit, wie sie nur aus einer harmonischen, in sich glücklichen, von tiefer Überzeugung durchdrungenen Seele hervorgehen kann. Ein dreifaches Auge habe der Mensch in seiner Schöpfung von Gott erhalten: das Auge des Fleisches, das Auge der Vernunft und das Auge des Geistes. Durch das erstere schaue der Mensch die äußere Welt, durch das zweite sehe die Seele sich selbst und was in ihr ist, durch das dritte schaue sie Gott und was Gottes ist. Das Auge der Contemplation sei aber durch die Sünde unfähig geworden, Gott und was Gottes ist so zu sehen und zu betrachten, sowie es sollte. Sein Buch soll nun den Weg zeigen, wie diese wieder errungen werden könne, und es führt uns mit tiefer Kenntnis des Herzens durch alle Zustände der Seele durch, bis diese Gott nicht mehr in den Außendingen, nicht mehr im Spiegel der Seele, sondern nach seiner lauterer Wirklichkeit betrachte, wo der Geist in das heilige Dunkel der Einheit eintritt, wo ihm ein höheres Wissen aufgeht, als ihm die gewöhnliche Erkenntnis bietet, wo der Geist sich an den Flammen der ewigen Liebe entzündet und in ein Meer von Entzückung eintaucht, wo er sich ganz in das Göttliche verwandelt und dennoch selbständig bleibt, — denn dies ist der Unterschied zwischen der christlichen und arabischen Mystik, daß diese den Gegensatz von Natur und Substanz aufhebt, jene aber von aller pantheistischen Vermengung des menschlichen Geistes mit Gott fernbleibt. Der Biograph Bonaventuras sagt: ¹⁾ „Wie die Sonne hat Gott in seiner Kirche Thomas von Aquin und Bonaventura leuchten lassen, den einen, um alle Geister mit dem lebendigen Licht der Wissenschaft zu erfüllen, den andern, um alle Herzen mit dem Feuer einer heiligen Liebe zu entzünden.“ Selbst Luther nennt Bonaventura einen Mann von großer Bedeutung, und die Centuriatoren sagen, sein Ruhm sei durch die ganze Welt gedrungen.

Raimund
Lull.

Eine ganz eigenthümliche und bedeutsame Erscheinung ist Raimund Lull, ²⁾ ein Zeitgenosse des großen Königs Jakob I. von Aragon, und ein

¹⁾ Berthäumier, Geschichte des heil. Bonaventura. Regensburg 1863.

²⁾ Hauréau, Histoire de la philosophie scolastique, II, p. 235. — Stöckl, l. c. p. 924—952. — Selfferich, Raimund Lull und die Anfänge der katalonischen Literatur. Berlin 1858. — Raymundi opp. Mogunt. 1729, I—VI, IX, X, von Salzing er herausgegeben, sind selten. Bd. VII und VIII fehlen. Die ganze Ausgabe

Beweis des Aufschwunges, den damals die Aragonesen auch im geistigen Leben nahmen. Treten sie auf einmal als unvergleichliche Soldaten, als kühne und betriebame Seefahrer auf, als geleitet von einem auf die Eroberung der Welt gerichteten Ehrgeiz, der wunderbar absticht gegen ihre frühere Stille und Genügsamkeit: so zeigt sich in Raimund Lull eine ans Wunderbare grenzende Thätigkeit als Schriftsteller — zählt man doch seiner Schriften gegen tausend — eine Kühnheit des Auftretens gegenüber der Scholastik und arabischen Philosophie, welche von der Überzeugung einer besonderen Inspiration ausgeht, und ein geistiger Eroberungstrieb, der ihn unablässig durch Europa, Afrika, Asien jagt und ihn in Kämpfe mit Gelehrten der europäischen Universitäten und arabischen Akademien stürzt und zuletzt in den Märtyrertod treibt. Als Lieder- und Spruchdichter ist Raimund Lull zugleich einer der ersten Begründer der catalonischen Literatur.

Raimund Lull ist geboren zu Palma auf der Insel Majorca um 1235. Sein Vater war ein aragonischer Edelmann, Raimund selbst wuchs am Hofe Jakobs I. auf, stand als Ritter wie als Sänger in Ansehen und wurde Großseneschall. Aus einem rein weltlichen Leben wurde er plötzlich durch das Gefühl, wie alles Irdische nichtig und leer sei, wie aus einem Taumel zu nüchterner Besinnung erweckt. Nach der einen Nachricht glaubte er Christus am Kreuz zu sehen und wurde vom Gefühl der Größe göttlicher Erbarmung und eigener Sündhaftigkeit ergriffen, nach der andern war es der Anblick der Entstellung, welche eine hässliche Krankheit an der schönen Dame bewirkte, der er seine feurigsten Liebeslieder widmete, was ihn zur Entsagung und zur Flucht aus der Welt trieb. Im Jahre 1266 verkaufte er seine Güter, vertheilte den Erlös an die Armen und zog sich in eine Hütte auf der Spitze des Berges Randa zurück, wo er fünf Jahre nur den Studien, dem Gebet und der Askese lebte. In dieser Einsiedelei, von der aus er nur das majestätische Meer, die Berge und Wälder der Insel zu seinen Füßen sah und den schönen Himmel des Südens über seinem Haupte, wurden ihm, wie er glaubte, Erleuchtungen und Erscheinungen zutheil und faßte er den Voratz, als Ritter Christi die Welt zu durchziehen und Eroberungen für die Kirche zu machen. Hier schrieb er einen Theil seiner Schriften, hier erfand er die „Große Kunst“, „Ars universalis“, auch „Ars magna“ genannt, hier wurde er durch einen Sklaven in die arabische Sprache und Literatur eingeführt und lernte wahrscheinlich auch die „Kabbala“ kennen. Im Jahre 1272 trat er in den Dritten Orden des heil. Franciscus und bewog im Jahre 1275 den König Jakob I. von Aragonien, eine Bildungsanstalt für Franciscaner-Missionäre auf Majorca zu gründen. Er selbst aber begab sich nach Paris und erlangte hier im Jahre 1288 den Grad eines Baccalaureus.

Die „Große Kunst“ hat ihm einen Namen verschafft: wir sehen darin den Ritter, dem es nicht mehr möglich ist, die Dressur der Schule sich anzueignen, über alle Vorbereitungen und Schwierigkeiten derselben hinwegsprennen, um rasch das Ziel unfehlbarer Wahrheit zu erreichen. Nach Art der Himmelskreise der arabischen Philosophie entwarf Lull sechs concentrische Kreise, die im Mittel-

gilt aber als verfehlt. Hartmann, im Kirchenlexikon, X, p. 751 f. — Ritter, Geschichte der Philosophie, VIII, S. 486–498.

punkt untereinander befestigt und um denselben beweglich waren. Auf die Zirkel waren Kategorien oder Gedankenbestimmungen eingeschrieben. Je nachdem man nun die Zirkel drehte, stellten sich andere Combinationen dar.¹⁾ Der Logiker Trendelenburg setzt den Wert der „Großen Kunst“ sehr nieder an, wenn er sagt: „Die Methode der ‚Großen Kunst‘ ist Combination. Was später durch Rechnung gefunden und dargestellt wurde, die Zahl möglicher Verbindungen bei gegebenen Elementen, das ist in der ‚Lullischen Kunst‘ durch die wechselnden Drehungen der concentrischen Kreise, wodurch die Begriffe zueinander in die verschiedensten Stellungen gerathen, mechanisch erreicht und zur Anschauung gebracht. Solche Verbindungen sind nicht aus der Sache geschöpft, sondern nur zusammengewürfelt; sie schweben nur in der beziehenden Vorstellung, und ob sie in sich möglich sind, diese erste Frage ist aus der Methode selbst gar nicht zu beantworten.“²⁾

Missionär
in Tunis,
Algier,
Der Name Wiederhersteller der Kirche galt seiner Lehrthätigkeit wie seinem Eifer als Missionär. Fortan war sein Leben ein stetes Wandern. Von Paris, wo er vor der Universität und ihrem Kanzler seine „Große Kunst“ nicht ohne Beifall auseinandergesetzt hat, begab er sich als Lehrer ins Missionskloster auf Majorca. Wir finden ihn darauf in gleicher Thätigkeit in Montpellier, in Genua, in Rom; zugleich sucht er den Papst zu einer Art geistigen Kreuzzuges gegen die Araber anzuregen, allein die Zeit der Kreuzzüge war vorüber. Da beschloß Raimund Lull für sich allein die Bekehrung der Mohammedaner zu versuchen. Von Genua segelte er nach Tunis, berief hier die Gelehrten zusammen und suchte ihnen die Wahrheit des Christenthums und das Irthümliche der Philosophie des Averroës auseinanderzusetzen. Es scheint, daß er Erfolg bei den Gelehrten hatte; aber der Herrscher ließ ihn, seine Einwirkung auf das Volk befürchtend, aus dem Lande treiben. Dann finden wir ihn wieder in Paris, wo er mit Genehmigung des Königs ein eigenes Collegium zur Anwendung der „Lullischen Kunst“ gründet und zugleich alle Ritterorden zu einem siegreichen Kreuzzug zu vereinigen trachtet. Es gelang ihm nicht. Sein Eifer ließ ihm aber keine Ruhe und so begann er wieder zu reisen durch Cypern, Asien, bis Armenien hinauf, dann durch ganz Nordafrika, und es gelang ihm, einhundertsechzig Anhänger des Averroës zu bekehren. In Algier wird er ins Gefängnis geworfen; Kaufleute aus Genua befreien ihn und bringen ihn auf ihr Schiff. Schon ist dasselbe auf der Höhe von Pisa, da droht ihm ein

¹⁾ Der äußerste feste Kreis, der sogenannte Schlüssel der Erfindung, enthält die Frage: utrum, quid, de quo, quare, quantum, quale, quando, ubi, quomodo, cum quo. Der zweite Zirkel gibt die Classen des Seins: Deus, angelus, coelum, homo, imaginatio, sensitiva, vegetativa, elementativa, instrumentativa. Der dritte Kreis umfaßt die Kategorien: Substantia, quantitas, qualitas, relatio, actio, passio, habitus, situs, tempus, locus. Der vierte Zirkel enthält die moralischen Accedentien, Tugenden und Laster; die Tugenden sind: Justitia, prudentia, fortitudo, temperantia, fides, spes, charitas, patientia, pietas; die Laster: Avaritia, gula, luxuria, superbia, avidia, invidia, ira, mendacium, inconstantia. Der fünfte und sechste Kreis umfassen die physischen und metaphysischen Prädicate der Dinge, relative und absolute; relative: Differentia, concordantia, contrarietas, principium, medium, finis, majoritas, aequalitas, minoritas; die absoluten: Bonitas, magnitudo, aeternitas seu duratio, potestas, sapientia, voluntas, virtus, veritas, gloria. — Lull glaubte den Zauberschlüssel der Philosophie gefunden zu haben. Seine Schüler nannten ihn Doctor illuminatissimus, Tuba Spiritus sancti, Organum Dei, Fons veritatis, Ecclesiae restaurator.

²⁾ Historische Beiträge zur Philosophie, I, S. 249. — Ad. Helfferich, Raimund Lull und die Anfänge der catalanischen Literatur. Berlin 1858.

Sturm den Untergang. Raimund Lull bindet seine Bücher auf ein Brett und schwimmt mit demselben ans Land. Dann finden wir ihn von 1307 bis 1309 wieder in Paris im Kampf gegen die Lehren des Averroës, die auch unter den Christen damals so viele Anhänger zählten, 1311 aber beim Concil in Vienne, wo er den Beschluß durchsetzt, daß an den Universitäten Lehrstühle für arabische, hebräische und chaldäische Sprache und zur Bekämpfung des Averroës begründet werden sollen. Achtzig Jahre alt,¹⁾ bricht er im Jahre 1315 noch einmal nach Jerusalem auf, durchzieht dann Ägypten, Tunis, wo er aber vom Volke, auf einen Spruch des Königs hin, vor die Thore der Stadt geschleppt und gesteinigt wird, weil er gegen Mohammed predigte.

So eifrig Lull mit arabischen und christlichen Gelehrten verkehrte, ebenso eifrig war er auch für Belehrung des Volkes. Er schrieb in catalonischer Sprache viele Gedichte, Romane, gereimt und ungereimt, namentlich ist er Vertreter der Spruchweisheit,²⁾ und so wurde er ein Lieblings-Schriftsteller des spanischen Volkes und fand er noch Anhänger unter demselben in einer Zeit, wo die Kirche schon einzelne seiner Lehren gerügt hatte. Indem er nämlich mit Leidenschaft die Lehre des Averroës bekämpfte,³⁾ daß ein Satz in der Religion wahr und in der Philosophie falsch sein könne, suchte er aus der Vernunft die Wahrheit des Christenthums herzuleiten und zu beweisen, das Christenthum sei die wahre Religion, weil es nur dasjenige lehre, was auf dem Wege der Vernunft als das Wahre gefunden werden könne,⁴⁾ — ein Satz, den die Kirche von je verworfen. Desgleichen stieß man sich an mystischen Anschauungen, auf die er in der Berührung mit den Arabern gekommen war. Umso schwärmerischer war die Verehrung seiner Anhänger bis in das sechzehnte Jahrhundert herauf. Sie lehrten, der Alte Bund sei dem Vater, der Neue Bund dem Sohn, die Lehre des Lull aber dem Heiligen Geist zuzuschreiben; alle scholastische Theologie müsse zerstört werden. Auf die Entwicklung der spanischen Mystik hat Lull großen Einfluß ausgeübt, und diese Entwicklung wieder auf die spanische Sprache.

Lull ist ein spanischer Ritter, ein Kreuzfahrer, ein Conquistador; sein unermüdlicher Eifer ist merkwürdig, nicht die Schärfe seiner Lehrräse, nicht die Tiefe seiner Anschauung; hierin steht er weit unter Albert, unter Duns, unter Thomas und Bonaventura. Diese vier sind die Größen der Scholastik und unter ihnen wieder ist der tiefsinnige und inhaltsreiche Thomas von

¹⁾ Wadding, Annales, II, 1293 führt als eigene Aufzeichnung Lulls über sein Leben die Worte an: „Homo fui in matrimonio copulatus, prolem habui, competenter dives, lascivus et mundanus. Omnia, ut Dei honorem et bonum publicum possem procurare et sanctam fidem exaltare, libenter dimisi. Arabicum didici, pluries ad praedicandum Saracenis exivi, propter fidem captus fui, incarceratus, verberatus: quadraginta quinque annos, ut Ecclesiae rectores ad bonum publicum et christianos principes movere possem, laboravi. Nunc senex jam, nunc pauper sum, in eodem proposito sum, in eodem usque ad mortem mansurus, si Dominus ipse dabit.“

²⁾ Illuminati Doctoris Raimundi Lulli proverbialia. Venet. 1507. — Helfferich, l. c. p. 110–163. „Überall bricht der Silberblick eines selbständigen Denkens und hochherzigen Willens durch.“ Ibid., p. 150.

³⁾ Renan, Averroës, p. 255–259.

⁴⁾ Und zwar durch zwingende Begründung, per rationes necessarias, sagt Lull, in Articuli fidei sacrosanctae, ed. Argent. 1617, Introductio, p. 920. Dabei verwirft aber Lull keineswegs die Offenbarungswahrheiten; diese sind ihm beweisbare Factoren in seiner Beweisführung. Vergl. übrigens Hartmann, l. c. p. 751.

Aquin der erste; mit ihm hat die speculative Produktionskraft des Mittelalters ihre Höhe erreicht. „Was nach ihm auf philosophischem Gebiet noch geschah, war theils nur speciellere Durchführung einzelner Momente seines Systems, theils unfruchtbar grübelnde, gegen Particularitäten Bedenken erhebende Kritik, die zwar zwischen Dominicanern und Franciscanern unerschöpfliches Schulgezänk veranlassen konnte, den in Thomas erreichten philosophischen Standpunkt aber nicht über sich hinauszuführen vermochte. Der wahre Fortgang des geschichtlichen Lebens der Philosophie von Thomas an lag in der im wachsenden Maße sich verbreitenden Assimilation seiner Lehre und in der dadurch immer allgemeiner werdenden höheren Bildung und allgemeinen Geistesbefreiung.“¹⁾ — Der Stoff, mit dem sich die Denker beschäftigten, war noch immer derselbe, die großen Fragen, zu deren Lösung es den geistigen Menschen immerdar treibt, die nämlichen, der Eifer, sie zu lösen, war gleich groß. Die neuere Zeit ist nie leidenschaftlicher gewesen für philosophische Lehrsätze als das Mittelalter. Der Streit zwischen Nominalisten und Realisten hatte nicht bloß auf den Universitäten seinen Schauplatz, sondern auch an den Höfen und griff hin und wieder tief in die politischen Parteiungen ein. Aber man kam über Gegensätze nicht mehr hinaus, die schon Thomas überwunden hatte. Der Eifer ward leidenschaftlicher und die Sprache roher.

Realismus,

Formalismus und

Nominalismus.

Wir haben Realismus, Formalismus, Nominalismus zu unterscheiden. Thomas lehrt: das Allgemeine ist objectiv real in den einzelnen Dingen seinem Inhalt nach, seiner Form nach als allgemeiner Begriff ist es nur in dem Verstand und der Erkenntnis; seinem Grund nach ist das Allgemeine in den Dingen, seinem formalen Sein nach dagegen im Geist.²⁾ Die Formalisten dagegen sagen: das Allgemeine wird den Naturen der Dinge nicht erst durch das Denken zugetheilt, sondern man muß in der Objectivität allgemeine Naturen oder Wesenheiten annehmen, welche den Einzeldingen der Natur nach vorausgehen. Eine Hauptfrage war der Unterschied, welcher zwischen dem Allgemeinen und Besonderen in dem individuellen Wesen angenommen werden müsse. Eine dritte Richtung war der Nominalismus: ihm ist das Allgemeine nur Name oder Zeichen. All unsere Erkenntnisse beschränken sich demnach auf die Erfahrung. Aller höheren wissenschaftlichen Erkenntnis wird dadurch der Boden entzogen; denn das Allgemeine sind nur Namen und Begriffe. Wir können dann nur unsere Vorstellungen vergleichen und der Skepticismus ist nur eine consequente Folgerung aus diesem System. Der glühende, seines Erfolges sichere Eifer, der bei den Scholastikern der besseren Zeit uns oft so sehr ergreift, ist jetzt Parteieifer geworden, welcher die Lehrsätze einer Schule um jeden Preis mit allen möglichen Spitzfindigkeiten aufrecht zu erhalten sucht.

1) Braniß, Geschichte der Philosophie seit Kant, I. Einleitung, S. 456.

2) Stöckl, I. c. II, p. 952—972.

Hervorragende Männer der Nominalistenschule sind der Minorit Petrus Aureolus¹⁾ (starb 1321) mit seiner Lehre: in der Wirklichkeit gebe es nur individuelle Dinge, der Allgemeinbegriff sei nur ein Gebilde des menschlichen Verstandes, das Princip der Individuation sei eben die Wirklichkeit. Eine allgemeine Materie, welcher auch ohne Form ein Sein zukäme, sei ein Uding. Der Dominicaner Wilhelm Durand, aus der Auvergne, Lehrer in Paris seit 1313, wegen der Kühnheit, mit welcher er an die Lösung philosophischer Fragen gieng, Doctor resolutissimus genannt und als Bischof von Meaux 1332 verstorben, lehrte: die allgemeinen Begriffe entstehen nur daraus, daß in unserer Vergleichung der Einzeldinge untereinander viele Dinge ähnlich erscheinen und wir sie nur in Beziehung auf diese Ähnlichkeit als eins ansehen, obgleich sie viele sind. Er leugnete den Unterschied zwischen Wesenheit und Sein und Wesenheit und Individualität.

Als der eigentliche Begründer des Nominalismus ist der Minorite Wilhelm von Occam (in der englischen Grafschaft Surrey) zu betrachten. Wir treffen ihn noch als eifrigen Gegner der Päpste, als Bekämpfer ihrer Unfehlbarkeit, als verbündet mit den Fraticellen, als Vertheidiger Ludwigs des Bayern, der ihn aus dem Gefängnis zu Avignon befreit und ihm eine Stellung in München gibt, wo er wahrscheinlich Ende 1349 stirbt, nachdem er zwanzig Jahre hindurch der hervorragendste Gegner der Päpste war. Er ist ein ebenso kühner, bitterer, als scharfsinniger Mann, ein Meister in der Umwälzung. In seinen philosophischen Schriften ist seine Grundanschauung: das Allgemeine ist ein bloßes Product unseres Verstandes, in der objectiven Wirklichkeit gibt es kein Allgemeines, Sein und individuelles Sein fallen in eins zusammen. Consequent wird dadurch nur der Skepticismus angebahnt. Skeptisch verhält er sich auch in seiner Lehre von der Kraft unserer Erkenntnis; er meint, das Dasein Gottes sei demonstrativ unerweislich, dergleichen seine Einheit, ebenso könne die materielle und geistige Substanz der Seele durch die Vernunft nicht bewiesen werden. All diese Wahrheiten seien uns nur im Glauben geboten. Die Harmonie zwischen Glauben und Wissen, die Thomas anstrebte, ist hier vollständig zerrissen, die speculative Wissenschaft gründlich aufgelöst, aber die Kühnheit des Mannes, die scharfsinnige Art, mit der er die Gegner zu zermalmen und seine Sätze zu begründen suchte, gewann ihm Anhänger in Menge.²⁾

Der berühmteste Schüler Occams war Johannes Buridanus aus Bethune in Artois, Lehrer, und 1347 Rector der Universität zu Paris; wie berichtet wird, soll ihn eine der Schwiegertöchter Philipps des Schönen haben in die Seine werfen lassen, weil er die Jünglinge vor ihren Verführungskünsten warnte, und soll er nach Wien geflohen und Beirather beim Plan zur Gründung der Universität gewesen sein.³⁾ Buridan beschäftigte sich nicht mit der Theologie,

¹⁾ Hauréau, l. c. II, 2, p. 315—326.

²⁾ Ibid. p. 356—430. — Wurm, im Kirchenlexikon, XII, p. 1614—1621.

³⁾ So Aventinus, Annales Boic., I, 7, § 21, während Vuläus in seiner „Hist. univ. Paris.“ nachweist, daß Buridan noch 1358 in Paris war und ein eigenes Haus besaß.

sondern mit der Erklärung des Aristoteles; er verlegte sich vorzugsweise auf Logik und Ethik. In der Logik stellte er Regeln auf zur leichteren Auffindung des Mittelbegriffs, seine Arbeit bekam davon den Namen Eselsbrücke. Wahrscheinlich von seinen Gegnern erdacht ist der Fall vom Esel, welcher zwischen zwei Heubündeln von gleicher Größe und Güte steht und vor Hunger verjähmt, weil er keinem von beiden Bündeln den Vorzug geben kann — und ein Spott auf Buridans Lehre vom Willen, weil er den Willen in die innigste Beziehung zum Verstand brachte: Wille heiße die Seele, sofern sie wolle; Verstand, sofern sie verstehe; denn es sei ein und dieselbe Seele, nur nach zwei Richtungen; der Wille darum nicht freier als der Verstand; der Wille, vom Verstand geleitet, wähle stets dasjenige Gut, welches ihm der Verstand als das höhere vorstelle, und könne sich, wenn der Verstand ihm zwei ganz gleiche Güter vorhalte, weder für das eine, noch für das andere entscheiden.

d'Alilly. Zu den gefeiertsten Vertretern der Ansichten Occams gehörte ferner Pierre d'Alilly (geboren zu Compiègne 1350, gestorben um 1420),¹⁾ der sich durch seinen Fleiß, seinen Scharfsinn, seine Beredsamkeit und Kraft des Charakters von dunkler Herkunft zum Kanzler der Universität Paris, zum Großalmosenier von Frankreich, zum Bischof von Cambrai, zum Cardinal emporgeschwungen hatte und in den Wirren seiner Zeit eine große Rolle spielte. Ob seiner Gelehrsamkeit hieß er der Adler Frankreichs, ob der zermalnenden Gewalt seiner Rede der Hammer der Irrlehrer.²⁾ — Andere Anhänger Occams von Namen waren Gregor von Rimini (gestorben zu Wien 1358), Heinrich von Oyta und Heinrich Hessen (starb 1397), beide Lehrer an der Universität Wien; dann Nikolaus von Clemanges (starb um 1434), einem Dorfe bei Chalons in der Champagne, der d'Alilly und Gerson zwar nicht an Genie, wohl aber an Adel des Charakters gleichkam; endlich Gabriel Biel aus Speier, Propst zu Aurach, Professor zu Tübingen (gestorben 1495), der in seinem *Collectorium* noch einmal die Lehrrsätze Occams und seiner Gegner zusammenstellte und gemeinhin der letzte Scholastiker genannt wird. Der Empirismus der neueren Zeit ist ein Sohn des Nominalismus. Im Jahre 1473 wurde in Paris der Nominalismus verboten, in Deutschland wurde er hingegen wegen der Stellung seiner Häupter gegenüber der Kirche oft beschützt.

Realisten. Es fehlte nicht an tüchtigen Gegnern dieser Lehre unter den Realisten aus der Schule des Thomas.³⁾ Dahin gehört der Franciscaner Walter Burleigh (geboren 1275, gestorben zwischen 1337 und 1357), Lehrer in Paris und Oxford, wegen seines klaren Vortrages *Doctor planus et perspicuus* genannt; dann der Augustiner Eremit Thomas von Straßburg, Lehrer in Paris, seit 1345 bis 1357 Ordensgeneral der Augustiner; Marsilius von Inghen, 1346 bis 1396 Lehrer in Heidelberg. Ein Anhänger des Thomas, dessen Lehren er aber mit der Methode des Raimund Lull beweisen will, ist auch Raimund von Sabunde oder Sebunde, ein Spanier aus Barcelona, der 1437 als Professor der Medicin in Toulouse starb. In seiner „*Theologia naturalis sive liber creaturarum*“ suchte er auf Grundlage der Natur alle Wahrheiten des

Raimund von Sabunde.

¹⁾ Hergenröther, im *Kirchenlexikon*, I, S. 372. — Tschackert, Peter Alilly. Gotha 1877.

²⁾ Hergenröther meint, dieser Lobspruch sei übertrieben: „Er war dialectisch sehr gewandt, sehr belesen, klug und geschmeidig, aber rhetorisch gespreizt, in dogmatischen Fragen schwankend, nicht frei von Selbstsucht und durchaus ein Kind seiner Zeit.“

³⁾ Hauréau, l. c. II, p. 431–469. — Stöckl, l. c. II, p. 1041–1078.

Christenthums, auch die Mysterien, aprioristisch zu deducieren. So fein sein Geist, so edel sein Streben, so warm seine Liebe zur christlichen Religion auch ist, so mußte sich doch die Kirche gegen seine Methode aussprechen. Das Buch behielt übrigens einen Namen insbesondere durch den Umstand, daß Montaigne eine Übersetzung davon veranstaltete und in seinen *Essais* einen eigenen Abschnitt seiner Verherrlichung widmete.

Die Scholastik befriedigte die Geister nicht mehr. In einem merkwürdigen Vortrag am 9. November 1402 sprach der große Gerson in Paris sich über das Treiben der Scholastiker aus.¹⁾ Er klagt über ihren Stolz, ihre verkehrte Wißbegierde und ihre Sucht nach Besonderem und ihr Alleswissenwollen, denen sich in der Regel der Meid anschließe. Daraus stamme dann Streit, Rechthaberei, Vertheidigung des Irrthums, Verharren auf der Ansicht seiner Partei, Ärgernis und Verachtung der einzelnen Gläubigen und Herabwürdigung der Lehre selbst. Er tadelt die Sucht, bereits entschiedene und allseitig erörterte Punkte des Lehrbegriffs nur ungern, dagegen dunklere und weniger besprochene mit Vorliebe zu behandeln, Neues wolle man bieten und sollte man den fünften Fuß am Schaf suchen müssen. Damit hänge zusammen, daß man die Klarheit des Vortrages und der Lehre gering schätze und auf das Dunkle und Schwerverständliche Gewicht lege. Wenn wir einen Herrn, einen Glauben, ein Gesetz haben, wozu dann der leidenschaftliche Streit um diesen oder jenen Doctor! Statt Freude am Ausgleich, hege man nur Freude an Bekämpfung der Ansichten der verschiedenen Lehrer, obschon der Widerspruch oft nur in der Form des Ausdrucks beruhe. Statt all dessen verlangt Gerson klare, lebendige Erkenntnis der evangelischen Wahrheit, Weckung eines frommen und gläubigen Sinnes! — Darum schrieb er seine „Theorie der Mystik“, die er, einer der letzten, welche, wie die großen Meister der früheren Zeit, die Mystik mit Scholastik verbanden, mit Gründen aus Thomas von Aquin stützte. —

Die Mystiker.

Da die Scholastik vielfach statt Veröhnung nur Gezänk bot, statt Erkenntnis des Ewigen nur schwankende Reden über das Verhältnis von Wesen und Sein, von Individuation, von Dasheiten und dergleichen — was Wunder, wenn tiefere Naturen sie für ein nichtiges Getreibe erklärten und zu anderen Quellen der Erkenntnis des Göttlichen umkehrten, „zu jenen wunderbaren Kräften im Tiefinnersten des Menschen, die ihm nur darum verborgen bleiben, weil sie, allem zugrunde liegend, wie der Tag selber alles sichtbar machen und wie das Leben alles verlebendigen“. Der Mensch

¹⁾ Vergl. Schwab, Johannes Gerson, Professor der Theologie und Kanzler der Universität Paris, S. 306 ff. Würzburg 1858.

hat den Zug zum Ewigen, er sucht Einigung mit Gott, und die Religionen aller Völker beschäftigen sich nur mit den Mitteln, sich mit ihm zu versöhnen. Dieses Streben nach Gottesgemeinschaft zeigt sich schwächer oder stärker je nach der Begabung der einzelnen und der Völker und nach dem Verhältnis der Zeiten. Noth lehrt beten, sagt ein altes Sprichwort, und die Zeiten waren damals so ernst, die Ordnung im Staate und in der Kirche so gestört, die Kriege so blutig, Krankheiten, Überschwemmungen, Hungersnoth, Erdbeben so häufig, daß die einen dem Leichtsinn, andere dem Wahnsinn verfielen, andere wie die Geißelbrüder durch harte Bückungen die Angst vor dem Weltende zu beschwichtigen suchten, tiefere Naturen dagegen durch Einkehr in sich selbst. Gleichgesinnte verstanden sich bald, und so erstarkte der Bund der Gottesfreunde; Tauler nennt sie in der Zeit, da die Welt auf das allerniederste gekommen sei, die einzigen Stützen der Christenheit, deren Wurzeln in frühere Zeiten hinaufreichen. Sie wollten die Reformation im Innern der Kirche, der sie mit treuem Herzen anhiengen, zum Durchbruch bringen.

Mystik. Görres schildert¹⁾ die Zeit der Mystiker mit den richtigen Sätzen: „Das Höhere in allen socialen und kirchlichen Verhältnissen war abgelähmt und erstorben, die früher in ihm gebundenen höheren geistigen Kräfte waren dadurch frei geworden und schweiften nun geistergleich, körperlos in der Gesellschaft um; das Gewimmel der unteren Kräfte aber, von der bisherigen Lebensregel losgebunden, jedoch von der Natur der Dinge in gewissen Grenzen festgehalten, gieng seinerseits in kechem Lebensmuth in diesem Naturgeleise, und gab immer noch nachhältig, in aller Schnelkraft, ein reiches, aber zugleich auch jeden besseren Sinn betrübendes Schauspiel einer sich zwecklos durch sich selbst aufreibenden, wilden, zügellosen Gewalt, die ohne Steuer von ungestümen Winden getrieben auf weitem, bahnlosem Meer irrte. Dieser bis zum Schwindel verwirrende Anblick, dieses Charivari wild gegeneinander redender Kräfte, dieses unaufhörliche, unartikulierte Sausen und Brausen, das, selber auf kein ordnendes Wort hörend, auch in kein solches Wort zusammenklang, mußte jene höheren Kräfte in den der Zeit überlegenen besseren Geistern aus dem Tumulte scheuchen und sie zur Einkehr in sich selber treiben, um dort, im beschlossenen Innern, in der stillen, geistigen Welt, die in dasselbe hinunterreichte, einen unbewegten Punkt zu finden, auf dem sie von so vielem Wechsel und Wandel, von so trostlosem Getümmel ausruhen möchten. Wie tief sie aber einkehrten, wie entschlossen sie untertauchten in diese geistigen Abgründe, sie fanden auch dort alles in tief hinabreichendem Wellenschlag bewegt, und Ruhe nicht eher, als bis sie über dem in sich verhüllten Keimpunkt alles Seins, bei der Gottheit selber angelangt, die ihr stets heiteres Antlitz in den Wassern, die über dem Himmel, wie in denen, die unter dem Himmel sind, in seiner milden Schöne spiegelt. Nachdem sie also eine Zeitlang mit jenen wildbewegten Wellen gekämpft und kämpfend mit ihnen sich abgemüdet, da hatten diese Sturmvögel von dem treulosen Elemente sich losgesagt, das, immerfort von wüthenden Kräften aufgewühlt, jenes Bild, das sie festzuhalten sich bemühten,

¹⁾ In der Einleitung zu Diepenbrocks Ausgabe von Heinrich Susos Leben und Schriften.

verschob, entstellte und verzerrte; und nachdem sie in jenen ruhigeren Aether über der Feste sich hinaufgeschwungen, wiegten sie als Schwäne des Himmels sich in seinen reinen Wellen, und sonnten sich im Strahle des höheren Lichtes, der im reinen Krystallspiegel jenes glänzende Conterfei umschrieben. Und nicht etwa vereinzelt, da oder dort, geschah dieser Aufzug, die Geister hatten noch nicht gänzlich sich in die äußere Natur verlaufen oder verloren und glühten noch mächtig nach in der früheren religiösen Begeisterung. Der Ausbau der meisten Münster, die wir als Denkmale des beharrlichsten frommen Eifers anstaunen, fällt gerade in diese Zeit, die durch ihren geschäftigen Tumult jene stilleren Seelen aufgeschreckt, die nun im Verhältnis, wie die zerrüttete Welt ihren Ansprüchen ins Große hin höhrend sich versagte, in umso größerer Menge hinwiederum ihr abgesagt und nun in jene höheren Räume auswanderten, näher sich an die Mitte drängend oder ferner von ihr weisend, je nachdem sie der stärkere oder schwächere Fittich trug und der Geist sie mehr oder minder hob. So hatte sich die Gesellschaft der sogenannten Mystiker in jenem höheren Vaterland angesiedelt; keinem Jahrhunderte ganz mangelnd, hatte sie in diesem doch zahlreicher als in vielen vorhergehenden und nachfolgenden sich zusammengefunden, und bildete über ganz Deutschland, ja über die ganze Christenheit, einen Verein, der in durchgreifender innerer und äußerer Verbindung stand, in seinen meisten Gliedern um sich selber wußte, und sie alle wechselseitig durcheinander zu fördern und zu steigern sich bemühte.“

Das Haupt dieser Richtung ist Meister Eckhart (Eccard, Eckard); man hat ihn genannt den Vater der deutschen Speculation. Über sein Leben haben wir nur wenige Nachrichten; vielleicht ist Straßburg seine Geburtsstätte oder Thüringen.¹⁾ Seine weiteren Studien machte er wahrscheinlich in Paris, der Sonne der Geister. Er zeigt sich sehr vertraut mit Plato, Aristoteles und der Scholastik.²⁾ In Paris trat er 1300 als Lehrer der Philosophie in der Schule der Dominicaner zu St. Jakob auf. Papst Bonifaz VIII. verlieh ihm den theologischen Doctorgrad. Im Jahre 1303 wurde Eckhart Ordensprovincial für Sachsen mit dem Sitze zu Köln, 1307 finden wir ihn als Generalvicar in Böhmen, in Österreich machte er Aufsehen durch seine Lehren und Predigten. Sein Leben beschloß er 1327, wahrscheinlich in Köln. — Er genoß nicht bloß wegen seiner Geistestiefe, als Herzenskenner, sondern auch wegen der Strenge seines Lebens allgemeine Verehrung. Der Kern seiner eigenthümlichen und weitverbreiteten Lehre liegt in den folgenden Sätzen.

¹⁾ Preger, in Zeitschrift für historische Theologie, XXXIX, S. 49—79.

²⁾ Meister Eckhart, herausgegeben von Franz Pfeiffer, in den deutschen Mystikern, II. Leipzig 1857. — Schmidt, in den „Studien und Kritiken“, 1834, 3. (Ist veraltet.) — Joseph Bach, Meister Eckhart, der Vater der deutschen Speculation. Wien 1864. (Ist eine sehr gute Arbeit.) — Martensen, Meister Eckhart. Hamburg 1842. (Ist unbrauchbar.) Seitdem erschienen 26 neue Predigten von Meister Eckhart, herausgegeben von Sievers, Zeitschrift für deutsche Alterthümer, XV. — Neue Predigten finden sich in Jundt, Histoire du pantheisme populaire au moyen-âge, p. 231. Paris 1875. — Preger, Geschichte der deutschen Mystik, Leipzig 1874, muß mit Vorsicht benutzt werden. Vergl. die gelehrte und scharfsinnige Kritik von P. Denifle, in den „Historisch-politischen Blättern“, LXXV.

Kern der
Lehre.

Wesen ist einfach, ist Sein; dieses Sein ist Gott. Gott ist über allen Dingen, ein Stehen in sich selber, und dieses sein Stehen in sich selber enthält alle Creatur. Gott ist über allen Dingen und wird nirgends von dem Nicht berührt. Gott ist nothwendig Über-Wesen. Was Wesen hat, Zeit oder Statt, das gehört zu Gott nicht: er ist über all das. Gottes Natur ist, daß er niemand gleich ist. Gott ist Materie und Form seiner selbst, und seine Form zieht sich selber aus seiner Materie, und nach dieser Form formt er alle werdenden Dinge. Doch seine einfache Natur ist von Formen formlos, vom Werden werdelos, von Wesen wesenlos und ist von Sachen sachelos, und darum entgeht sie allen werdenden Dingen, und alle endlichen Dinge müssen da enden. Gott fließt in alle Creatur und bleibt doch von allem unberührt, sowie der Himmel alle Dinge berührt und doch unberührt bleibt. Darum schuf Gott so mancherlei Creaturen, daß sie Gott beweisen; und doch mögen sie ihn nicht mehr beweisen, als ein Tropfen Wasser das Meer, denn von Tropfen könnte man ein Meer machen, aber durch aller Creaturen Hilfe könnte man nicht dazu kommen, Gott zu begreifen. — Die Gottheit ist eine geistige Substanz, die unergründlich ist, so daß niemand sprechen kann, was sie ist, nur daß sie ein Nicht sei. Denn wer spräche, daß sie Icht (etwas) wäre, dies wäre mehr gelogen, als wahr. Gott ist sein eigenes Nicht, und ist Nicht dem Begriffe aller Creaturen.

Trinität.

Die Dreieinigkeit erklärt Eßhart nach dem Vorgang der Scholastiker also: ¹⁾ „Wenn aber der Vater ein Wiedersehen und Wiedersehen haben will seiner selbst in einer andern Person, so ist des Vaters Wesen in dem Wiedersehen gebärend den Sohn, und wann er ihm selber in dem Wiedersehen so wohl gefällt und das Wiedersehen so lustlich ist, und weil er alle Wollust hat ewiglich gehabt, darum mußte er dies Wiedersehen ewiglich haben. — Darum ist der Sohn so ewig als der Vater, und von dem Wohlgefallen und der Minne, so Vater und Sohn zusammen haben, hat der Heilige Geist seinen Ursprung, und da diese Minne zwischen Vater und Sohn ewig ist, so ist der Heilige Geist so ewig wie der Vater und Sohn und haben die drei Personen nur ein bloßes Wesen und sind allein unterschieden in den Personen.“ — Im Universum offenbart sich der Vater als die Macht, der Sohn als die Weisheit, und der Heilige Geist als die Güte. Am vollkommensten offenbart sich diese Dreieinigkeit in der menschlichen Seele, die als Bild Gottes dreifältig in den Kräften und einfältig in der Natur ist. — Gott ist von sich selber ewiglich, und der Vater hat von nichts alle Dinge geschaffen und alles, das er ist, von sich selber, das fließt ihm von seiner eigenen Natur zu, die da so unverdentlich ist, daß sie allen Dingen entwirft, und aller Dinge Werden endet an dem Entwerden. Der Heilige Geist ist ein Zusammenhalt des Vaters und des Sohnes, und ist eins mit ihnen in dem Entwerden, und das ewige Werden ist ein Werk der ewigen Natur, und darum hat es weder Anfang noch Ende. — Das ewige Wort ist das Wort des Vaters, und ist sein eingebornener Sohn, unser Herr Jesus Christus. In dem hat er gesprochen alle Creaturen ohne Anfang und ohne Ende. In diesem Worte hat Gott die Welt ewig geschaffen, in der Zeit aber hat Gott alle Ding' von nichts gemacht, und hat die Gottheit dareingefloßt, daß die Ding' der Gottheit voll sind. Wären sie der Gottheit nicht voll, so würden sie zu Nicht.

¹⁾ Der gründliche Kenner deutscher Mystik, P. Denifle, hat mit Recht betont (Einleitung zum „Buch von geistlicher Art“, S. I), daß nicht ein großer Gedanke sich bei den deutschen Mystikern findet, der sich nicht bei früheren Theologen nachweisen ließe.

Die Seele des Menschen ist das Bild Gottes. So wie die Seele dem Leibe Wesen gibt, so ist Gott der Seele Leben. So wie die Seele sich gießet in alle Glieder, so fließet Gott in alle Kräfte der Seele. Gott ist der Seele Form und ist der Seelen Seele. Da Gott die Seelen schuf, so griff er in sich selber und machte sie nach seinem Gleichniß. — Der wichtigste Punkt in Eckharts Lehre vom Menschen ist der vom Gemüthe oder vom Grund der Seele oder Fünklein oder Ganster. Gott ist nämlich nach ihm unmittelbar im Grunde der Seele. Gott geht hie in die Seele mit dem Seinen ganz, nicht mit einem Theile. Gott geht hie in die Seele in dem Grunde. Niemand thut den Grund rühren in der Seele, denn Gott allein. Die Creatur kann nicht in den Grund der Seele, sie muß hier draußen bleiben in den Kräften. Da sieht sie wohl ihre Bilder an, womit die Creatur eingezogen ist und Herberg hat empfangen.¹⁾

Dieses ist das Fünklein der Seele, das da geschaffen ist von Gott, und ein Licht und ein Bild göttlicher Natur, das da allem widerstrebt, was nicht göttlich ist, und ist immer zu Gott geneigt, sogar in der Hölle noch. Hier ist Gott ohne Mittel in dem Bilde, und das Bild ist ohne Mittel in Gott. Doch ist Gott viel edler in dem Bilde, denn das Bild in Gott. Menschliche Kunst kommt nimmer dahin, was die Seele ist, zu erkennen, dazu gehört übernatürliche Kunst. Was die Seele in ihrem Grunde sei, das weiß niemand. Da ist die Seele ein Spiegel, in dem sich Gott spiegelt. Das Widerspielen des Spiegels in der Sonne, das ist in der Sonne Sonne und er ist doch das, was er ist. Also ist es um Gott. Gott ist in der Seele mit seiner Natur, mit seinem Wesen und mit seiner Gottheit, und er ist doch nicht die Seele, das Widerspielen, das ist in Gott. Gott und sie ist doch das, (was) sie ist.

Das Ziel, die höchste Aufgabe der Seele ist, das Gottesbild zur Entfaltung zu bringen. Unsere Seligkeit ist daran gelegen, daß man erkenne und wisse das höchste Gut, das Gott selber ist. Die Seele hat zwei Antlitz: mit dem obern schaut sie Gott, mit dem untern schaut sie die Welt. Erkenntnis geht unmittelbar auf Gott, insofern er Wesen ist, die Minne sucht Gott, insofern er gut ist, deshalb ist Erkenntnis über Minne. So viel der Mensch Gott erkennt, so viel wird er mit ihm vereint. Weil die Seele eine Möglichkeit hat, alle Dinge zu erkennen, deshalb ruhet sie nimmer, bis sie komme in das erste Bild, da alle Dinge eins sind, und da ruhet sie; das ist in Gott. Die Seele ist so fürwizig, daß sie nimmer ruhen will, bis sie kommt in den Ursprung. Soll aber Gott gesehen werden, das muß geschehen in einem Lichte, das Gott selber ist. Je mehr die Seele erhoben ist über die irdischen Dinge, desto kräftiger ist sie. Erkennt die Seele Gott in den Creaturen, das ist ein Abends, aber der die Creaturen in Gott erkennt, das ist ein Morgenlicht.²⁾ Daß sie aber Gott erkennet, als er allein in sich Wesen ist, das ist der lichte Mittag. Wie kommt Gott in die Seele, da er doch wesentlich in ihr ist, und sie mit seinem wesentlichen Werke erhält und Wesen und Leben in ihr wirkt? Darüber sprechen etliche Lehrer, daß Gott dreifältig in die Seele komme. Des ersten mit seiner Gnade . . . des andern mit lauterer Erkenntnis . . . zum dritten mit Freiheit. — Wann sich die Seele ziehet auf die Erkenntnis der rechten Wahrheit, auf die einfältige Kraft, mit der man Gott erkennet, da heißet die Seele ein Licht. Und Gott ist auch ein Licht; und wenn sich das göttliche Licht gießt in die Seele, so wird die Seele mit Gott

¹⁾ Dieser Gedanke ist übrigens schon von Augustin ausgesprochen.

²⁾ Wieder augustinish.

Seele
lehre

Ziel
Men
schen

Gotte
erken
nis

vereint als ein Licht mit Lichte. Die Seele kommt aber nie so in Gott, daß ihr Wesen zerflösse. Verlöre die Seele ihre Creatürlichkeit, das wäre nicht ihre oberste Seligkeit. Wann geschehe diese Einigkeit, sie verlöre Kennen, Minnen und Genießen, das ist der Creatur Vollkommenheit. Wann verflösse sie in Gott und Gott in sie, da bliebe der Schaden in ihr durch die unbegreifliche Weite seiner Wesenheit und durch die Kleinheit ihrer Geschaffenheit.¹⁾ Es ist zu wissen, daß das eines ist nach den Dingen: Gott erkennen und von Gott erkannt zu sein, und Gott sehen und von Gott gesehen zu sein. In dem erkennen wir Gott und sehen, daß er uns macht sehend und erkennend. Und wie die Luft, die erleuchtet, nichts anderes ist, als daß sie erleuchtet, denn davon leuchtet sie, daß sie erleuchtet ist; also erkennen wir, daß wir erkannt sind, und daß er uns sich machet erkennend. — Der Anfang und die Vorbereitung zur Erkenntnis ist, daß wir wie Moses die Schuhe ausziehen, daß wir uns trennen von der Unstetigkeit und dem Sturme des Weltlaufes, daß wir unsere thierischen Sinne mit ihren Bewegungen zusammen-treiben — denn alle Werke, die Gott wirkt, wirkt er im Geiste, darum ist die Sünde das erste Hindernis der Erkenntnis. Erst wenn die Natur auf ihr Höchstes kommt, gießt Gott sein Licht in die Seele. Dies nennt Eckhart die Gottes-
Gottes-
geburt.
geburt im Menschen. In dieser Geburt ergießet sich Gott in die Seele also, daß das Licht so groß wird in dem Wesen und in dem Grunde der Seele, daß es sich auswirft und überfließt in die Kräfte der Seele und auch in den äußern Menschen. Nimm ein Gleichnis. Die Sonne wirft ihren Schein in die Luft und die Luft empfängt das Licht und gibt es dem Erdreich und gibt es uns in demselben, daß wir erkennen den Unterschied aller Farben. Nun, wie das Licht der Erscheinung nach in der Luft ist, so ist es doch wesentlich in der Sonne, und nicht in der Luft; es wird von der Luft empfangen und der Luft fürbaß geboten, und allem dem, das des Lichtes empfänglich ist. Recht also ist es in der Seele. Gott, der gebiert seine Geburt und seine Worte, die Seele empfalet es und bietet es fürbaß bei den Kräften in mannigen Weisen, es ist alles sein und nicht dein.

Der Gottmensch ist gewissermaßen die Entelechie der Menschheit überhaupt. Der Sohn wurde Mensch von der ausfließenden Minne, die im ewigen Wesen sich ewiglich gebär, in göttlicher Natur, die in Christo Mensch mußte werden, von Eigenschaft der Natur, die aus dem unergründeten Grunde Gottes ewiglich geschlossen ist. — Warum ist Gott Mensch geworden? Darum, daß ich Gott geboren würde. Darum ist Gott gestorben, daß ich sterbe aller der Welt und allen Dingen. — Darum sind wir gesetzt in die Zeit, daß wir vom zeitlichen, vernünftigen Gewerbe Gott näher und gleicher werden.

Eckhart ist der begabteste, ideenreichste aller deutschen Mystiker, und deutsch heißen sie nicht bloß, weil sie der Geburt nach Deutsche sind, sondern weil sie die Schulsprache, das Latein, aufgaben und in der Sprache des Volkes schrieben. Es war dies kein leichter Schritt, da der vorhandene Sprachschatz für die philosophischen Begriffe wenig genügte und neue Wörter dafür erst zu schaffen waren. Die angeführten Sätze zeigen, wie Eckhart mit der Sprache rang; seine Schüler setzten seine Art fort, und die deutsche Sprache hatte bald für alle Feinheiten und Tiefen der Speculation die geeigneten Ausdrücke.

¹⁾ Dieser Satz ist antipanthetisch, obschon Eckhart von pantheistischen Annuthungen nicht ganz frei ist.

Gott-
mensch.

Deutsche
Sprache.

Obige Sätze zeigen aber auch, wie Eckhart in der Sehnsucht nach Trost und Frieden, in der Flucht aus dieser verworrenen Welt zu Gott, in dem Suchen nach einem unerschütterlichen Anhaltspunkt alle Schranken, welche die Creatur von Gott trennen, übersprang. Er wollte nicht Pantheist sein, spricht sich aber oft pantheistisch aus.¹⁾ Indem er Transscendenz und Immanenz vereinen will, betrachtet er hin und wieder das Verhältnis der Gottheit zur Creatur wie das des Allgemeinen zum Besonderen. Seine Lehre vom Wesen Gottes erinnert beiläufig an das Minsoph der Kabbala. Seine Lehre von der Welt kann so mißdeutet werden, als ob die Schöpfung für Gott nothwendig sei; seine Lehre vom Grund der Seele, als ob Gott im Menschen erst zum Bewußtsein komme; seine Christologie so, daß Gott und Menschen substantiell eins sind. Die Kirche stieß sich an achtundzwanzig Sätzen aus seinen Schriften, siebenzehn bezeichnete sie als ketzerisch, die andern als übelklingend und verdächtig. Eckhart unterwarf sich, wie einem treuen Sohne der Kirche geziemend, ihrem Urtheil und widerrief jeden Irrthum, den er wider sein Wissen oder Wollen gesprochen oder geschrieben habe.

Der gewaltige Prediger Tauler ist mehr als der praktische Ausdruck der Eckhart'schen Speculation. Tauler unterscheidet wie Eckhart zwischen Gott und dem Grund in Gott; wie Thomas und Eckhart sagt er: alle Dinge sind in Gott Gott selbst, nämlich der Idee nach; wie Eckhart erklärt er die Schöpfung aus dem Übermaß der göttlichen Güte, vermöge der sich Gott ausgoß; wie Eckhart sieht er das Gemüth, oder das Fünkeln der Vernunft oder den Grund der Seele — als aus dem Grunde Gottes ausgefloßen an, gottförmig und gottgebildet. Die Geburt des Sohnes Gottes vollzieht sich hier, und darin besteht das mystische Leben. Zuerst aber muß die Seele einkehren in sich und alle ihre Kräfte sammeln, dann muß sie sich selbst verlassen, allen Sinnen entweichen und sich versenken in den lautereren Grund; dann geht sie über sich selbst über in wahrer Demuth und Gelassenheit, und dann geht Gott in die Seele ein und wird der Sohn in ihr geboren, und das ist die mystische Vereinigung der Seele mit Gott; dann ergießt sich der Heilige Geist über die Seele mit unaussprechlicher Liebe und Lustigkeit, und da bekennt sich der Geist — als Gott in Gott und doch in sich selber Creatur und geschaffen. Der Mensch steht da in göttlicher Freiheit und hat in sich gezogen aller Tugend Wesen und ist nahezu unfähig, von Gott abzufallen; die Seele sei versenkt in das unendliche Meer der Gottheit, aber nur unverständige Menschen sagen, sie sei in göttliche Natur selber verwandelt.

Johannes Tauler ist in Straßburg geboren um 1300, genau kann die Zahl nicht ermittelt werden; seine Eltern waren vermögich. Jung trat er

¹⁾ Zu demselben Schlusse gelangte P. Denifle, in den „Historisch-politischen Blättern“, LXXV, S. 901. — Lajson, Meister Eckhart. Berlin 1868. — A. Baumgartner, S. J., in Weyer und Welte, Kirchenlexikon, IV, S. 111—119.

dort in den Dominicaner-Orden, vielleicht erhielt er die Vollendung seiner Studien in Paris. Tauler war nie Doctor der Heiligen Schrift, nur Lectur. In der Scholastik ist er gründlich gebildet, er las aber auch die Schriften Bernhards, des Augustinus, der Victoriner und Dionysius' des Areopagiten. Die Neigung für Mystik wuchs, als er nach seiner Rückkehr nach Straßburg mit Eckhart vertraut wurde und mit andern Gottesfreunden. Tauler predigte viel, man hörte ihn gern und viele Meilen weit wurde von seiner Lehre gesprochen. Man verlangte auch in andern Orten nach ihm, und so predigte er in Basel, in Nürnberg, in Köln, vielleicht auch in Holland, wo er Johann Ruysbroek besucht haben soll.

Der
Gottes-
freund.

Bisher nahm man an, Tauler sei im Jahre 1346, nach andern 1350, durch den Gottesfreund im Oberland zu einem neuen höheren Geistesleben geführt worden. Die ganze Geschichte ist aber nicht wahr, sie widerspricht dem Geiste Taulers, wie er in seinen Predigten niedergelegt ist, seinem Charakter und paßt in keine Zeit seines Lebens.¹⁾

1) Den Beweis führte Denifle, in den „Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker“, Straßburg, Trübner. Die Geschichte, wie sie noch C. Schmidt in Straßburg herausgab, Nikolaus von Basel, Von der Befehrung Taulers, Straßburg 1875, lautet so: Die höchste Wirkung erreichte seine Beredsamkeit jedoch erst, nachdem er, von 1340 an, zwei Jahre, in einer Art geistlicher Retraite, sich alles Predigens enthalten hatte. Er selber erzählt den Vorgang also: Im Oberland, wahrscheinlich in Basel, habe ein Mann gelebt, jünger als er, aber erleuchteter, ein Gottesfreund, in seiner Jugend ein Weltweiser und weltseiger Mann, dem alle huld waren, die ihn kannten, der zeitliches Gut genug hatte und dem alles nach seinem Willen gieng. Auf dem Höhepunkt seines Glückes aber kam ihm plötzlich ein Leidsein um seine verlorene Zeit und Reue um sein Leben; er las die Bücher der Heiligen, er gab der Welt Urlaub, er übte sich in der strengsten Askese und nach langem Ringen in sich kam er zur Ruhe und zur Klarheit und zum hochseligen Gefühl seiner Veröhnung mit Gott. Er verfaßte mehrere Schriften, in denen er die Schäden der Zeit aufdeckte und zur Einsicht in sich selber mahnte, und bald stand der thätige und reiche Mann an der Spitze der Gottesfreunde im oberen Deutschland. Seine mächtige Persönlichkeit zog Gleichgesinnte in seine Nähe und in seine Pläne. Auf Tauler, der ihn noch nicht kannte, ward er durch dessen Ruf aufmerksam. Er ahnte Geistesverwandtschaft und daß aus ihm ein Werkzeug für die Reinigung der Kirche, wie er sie wollte, herangebildet werden könnte. Nikolaus reiste nach Straßburg, hörte den Meister fünfmal predigen, erkannte aber, daß er zwar ein süßer, sanftmüthiger, gutherziger Mann sei in seiner Natur und gutes Verständnis der Schrift habe, aber daß er noch finster sei im Licht der Gnade, und das erbarmte ihn gar sehr. Aber wie sollte er, der unbekannt bleiben wollte, der kein Gelehrter war, auf den gefeierten Redner einwirken? Er gieng zu ihm und bat ihn, daß er ihn Beichte höre, und wiederholte dies während zwölf Wochen öfters und bat ihn dann inständig, er möchte doch jetzt eine Predigt halten, wie der Mensch zum Nächsten und Höchsten kommen könne, wozu er in der Zeit kommen mag, denn Tauler ließen viele Leute nach und seine Predigt darüber müsse höchst wohlthätig wirken. Nach vielen Bitten hielt Tauler eine solche Rede. Am andern Tag brachte ihm der Fremde die angehörte Predigt wörtlich wieder, wie er sie zu Hause aus der Erinnerung niedergeschrieben. Tauler staunte, daß der Mann, den er für einfältig gehalten, so sinnreich sei, und nun hielt ihm der Fremde vor, wie er selber noch nicht ganz durchdrungen sei von dem, was er sage, daß er noch ein Buchstabengelehrter und von Wissensstolz erfüllt sei, daß er zwar sehr schön zu predigen wisse von der göttlichen Liebe, daß aber der lautere Wein der göttlichen Liebe durch ein unreines Faß gehe, daß er mehr sich selbst suche als Gott. Tauler fühlte sich getroffen, sagte, er wolle sich bessern, und zwar nach seinem Rath, wenn er seine Seelenleitung übernehmen wolle: er wolle ihm folgen, und wüßte er, daß er darob sterben müsse. Nun gab ihm der Vaie, in Form eines ABC, einfache Lebens- und Sittenvorschriften, daran solle er fünf Wochen lernen; die Lection schien kindlich, er aber wollte ihn offenbar in der Demuth und im Gehorsam erproben. Nach sechs Wochen zeigte sich Tauler in seinem Entschluß noch fester und entschiedener, und nun verlangte der Fremde von ihm, er solle

Wie ein Bergstrom, der alle Dämme niederreißt, stürzte die Fülle der Gedanken und Gefühle Taulers auf die zuhörende Menge. Man kann überhaupt nicht anschaulicher tiefe Gedanken dem Volke mittheilen, als es Tauler verstand. Während der Pest im Jahre 1348 bewies er einen wunderbaren Muth. Er predigte Geistlichen und Weltlichen. — „Er predigte göttliche Lehren,“ sagt ein Zeitgenosse, Specklin, „sein Reden war ein seltsames Ding, selbst der Bischof hörte ihn mit Verwunderung, auch schrieb er viele herrliche Bücher, die noch vorhanden sind.“ Diese Predigten, in denen Tauler sein mystisches Lehrsystem aussprach, ohne aber in den Pantheismus Eckharts zu versinken, und seine Briefe sind es, in denen uns die anmuthigste Naivität der deutschen Sprache jener Zeit heute noch festsetzt; wie Eckhart ringt er mit dem Wort, in das er die Fülle seines Innern zusammendrängen will, und zeigt sich als der glücklichste Bewältiger der Sprache. Er war der erste Redner seiner Zeit, einfach und doch voll von Kraft, ernst und salbungsvoll, persönlich demüthig, in Verkündigung harter Wahrheiten, auch den Mächtigen gegenüber, voll unerschütterlichen Muthes. „Die Fürsten der Welt und die Gewaltigen“, sagt er, „sollen die Allerbesten sein, aber so sind sie jetzt zumal die Allerbösesten und Ärgsten und sind rechte Rosse und Pferde, darauf die Teufel reiten, da sie die auserwählten Menschen Gottes peinigen und martern, dazu machen sie allen Unfrieden und alles Unglück in aller Welt miteinander. Man darf schier nicht lehren, nicht predigen, nicht warnen.“ Unso feuriger sind seine Mahnungen, trotz dem greulichen Gestürr der Zeit nicht zu verzagen; Gott werde schon ein Nestlein finden, darin er die Seinigen verberge und erhalte. Tauler ist vor allem praktisch in seinen Reden, und wie er selber eine harmonische Natur war, so finden sie sich auch in der wahren Mitte zwischen Contemplation und Praxis. Tauler starb in Straßburg am 16. Juni 1361.

Ein Franz von Assisi auf deutschem Boden, ein Ritter, Dichter und tiefsinniger Theologe ist Heinrich Seuse,¹⁾ ein Alamanne von Geburt.

Seuse

alle stolze und sinnreiche Vernunft ablassen, zwei Jahre nicht studieren und nicht predigen, seine Pflichten als Ordensmann vollziehen, sich aber der Leute entschlagen, sie möchten darüber sagen, was sie wollten, und ausschließlich der Betrachtung und der Übung der Tugend sich weihen. Das that denn Tauler, er ward aber den Leuten dadurch unwerter und dies that ihm weh, so daß er krank darüber wurde. Der Fremde kam wieder und tröstete ihn. In aller Krankheit und im Jammer kam endlich die Wahrheit bei Tauler zum Durchbruch, und nach langem inneren Leiden die Heilung seiner Seele und der innere Friede. Und der Freund aus dem Oberlande kam wieder und rieth ihm jetzt zu predigen und seinen Nebenmenschen den rechten Weg zum ewigen Heile zu weisen; eine Predigt werde jetzt mehr nützen, als vorher hunderte, denn die Worte, die er jetzt ausspreche, giengen aus einer lauterer Seele hervor. „Und jetzt will ich von Euch lernen, meine Aufgabe ist erfüllt, ich habe den Nutzen geschafft, um dessenwillen ich hieher gekommen.“ Und nun kündigte Tauler an, daß er wieder predigen werde. Zum erstenmal jedoch, da er die Kanzel wieder betrat, fieng er vor innerer Erregung an zu weinen und konnte kein Wort sprechen, so daß endlich ein Mensch aus dem Hause rief: „Wie lange sollen wir hier stehen und sitzen? Wenn Ihr nicht predigen wollt, so laßt uns heimgehen.“ — Und Tauler konnte nur den Leuten sagen, sie möchten Gott bitten, daß er ihm ein andermal helfe, es besser zu machen, und er wurde recht zum Gespötte. Auch seine Klosterbrüder warfen ihm vor, er schände den Orden. Mit Mühe erhielt er die Erlaubnis vom Prior, noch einmal aufzutreten. Tauler predigte über Matth. 25, 6: „Sehet, der Bräutigam kommt, gehet aus, ihn entgegen“, und die Wirkung seiner Rede war so gewaltig, daß viele vor innerer Erregung wie todt liegen blieben. Eine Frau rief: „Herr, höret auf zu sprechen, der Mann neben mir stirbt unter unsern Händen.“

¹⁾ Suius Leben und Schriften, herausgegeben von Diepenbrock, mit einer Einleitung von Görres. Regensburg 1854. — Böhlinger, Die deutschen Mystiker des vier-

Zwischen 1295 und 1300 erblickte er wahrscheinlich zu Überlingen am Bodensee das Licht der Welt. Der Vater gehörte zu dem alten ritterlichen Geschlechte derer von Berg im Hegau, er war ein Kind der Welt; die Mutter stammte aus der Familie Seuß oder Süß, und ihr zartes frommes Wesen, ihre unnachahmliche Anmuth, ihre Leiden machten auf den tieffühlenden Knaben solchen Eindruck, daß er nach ihr sich Suso nannte. Dreizehn Jahre alt trat er ins Dominicanerkloster zu Constanz ein. Die Oberen schickten dann den talentvollen Jüngling an die Schule zu Köln, wo er Eckhart hörte. Suso sagt, vor dem achtzehnten Jahre sei sein Gemüth ungesammelt gewesen, sein wildes Herz hätte nicht Frieden wollen, er habe allezeit ein Widerbeißen gehabt und sich nicht selber helfen können, bis der milde Gott ihn davon mit einem Kehr entledigte. Seine Mutter, die damals wahrscheinlich starb, erschien ihm in einem Gesicht: „Kind mein,“ rief sie ihm zu, „habe Gott lieb und getraue ihm wohl! er läßt dich mit Nichten in keiner Widerwärtigkeit; sieh, ich bin von dieser Welt geschieden und bin nicht todt, ich soll ewiglich leben vor dem ewigen Gotte“ — und küßte ihn mütterlich auf seinen Mund und verschwand, und er rief ihr weinend nach: „O heilige Mutter mein, sei mir getreu bei Gott!“ Und das erste nach diesem Gesicht war der feurige, mit aller Kraft jugendlichen Eifers unternommene Versuch, sich selbst zu bekämpfen. Nachdem Suso in einer Generalbeichte sein Gewissen aufgeräumt, widmete er sich einer Ascese, über deren Härte wir staunen, zumal die dichterische Natur des Jünglings in der Art, wie er die ewige Weisheit verehrte, „den ausquellenden Ausfluß der Gottheit, den Ursprung aller Schönheit, Zartheit, Herzenslust und Lieblichkeit“, zeigt, wie reich sein Herz war an zarten Gefühlen und seine Phantasie an den schönsten Bildern. Weil doch ein junges mildes Herz lieben müsse, meinte er, so wolle er sie lieben, deren Krone die Ewigkeit und deren Kleid die Seligkeit sei. Es ist ein ideales Jugendleben, das vor uns in seinem Buch sich entrollt. Wenn der Wächter den aufgehenden Tag verkündet, fällt er nieder und bietet der Weisheit seinen Morgenruß und sagt ihr, wie sehr seine Seele nach ihr verlange, und bittet sie, mit ihrem Licht die gedankenlosen Winkel seines Herzens zu durchgießen. Ihr weiht er den Maienfranz, ihr das Neujahreslied, den fröhlichen Ostertag und alle rothen Rosen des Frühlings. Es war eine kindliche Andacht, wie er selber später sagte, und wenn er Vieder oder Saitenspiel erklingen hörte, so dachte er schnell an sein lieblichstes Lieb, von dem alles Liebe fließt.

Härte gegen sich selbst. Aber diese zarte poetische Natur war zugleich von höchster Strenge gegen sich selbst: er zeichnete sich den Namen Jesu mit scharfen Stichen auf sein Herz ein, daß das Blut den Bufen hinabließ. Das Leiden Christi ergreift ihn so sehr, daß er durch leibliche Leiden es an sich durchmachen muß; er schließt sich ab in seine Zelle in seinem Kloster, er bewahrt das strengste Stillschweigen; er trägt ein härenes Hemd mit einer eisernen Kette, daß das Blut an ihm hinabrinnt; er schläft in einem engen Unterkleide, das nach innen über hundert spizige Messingnägel hat; er gibt sich selber mit einer Geißel grimme Schläge, daß das Blut bis zum Fuß hinabrinnt und der Arm anschwillt; er schläft bei Nacht auf einer alten Thür, daß ihm der Rücken weh thut und die Füße bluten; er leidet Durst, bis ihm die Lippen springen; und so peinigt er sich vom achtzehnten bis zum vierzigsten Jahre, um seine feurige, kräftige Natur zu bezwingen, ohne aber

zehnten und fünfzehnten Jahrhunderts. Zürich 1877. — Seitdem begann der um die mittelalterliche deutsche Literatur hochverdiente P. Denifle eine vollständige Ausgabe von seinen Schriften. München 1876—1880.

von andern, die sich später seiner Leitung unterzogen, Ähnliches zu verlangen, indem er meinte, inbrünstiger Ernst könne manches hervorgerufen, übrigens sei vernünftige Strenge besser, denn unvernünftige. Und dazu kamen, wie bei Naturen dieser Art oft, innere Plagen, Zweifel, Traurigkeit, Anfechtungen, ob er nicht ewiglich verdammt sei — dagegen aber auch wieder ekstatische und visionäre Zustände, wozu er von Natur eine Anlage hatte, welche er durch die überreizende Askese noch verstärkte. Er erzählt uns diese Verzücungen, wie er da Unaussprechliches hörte und sein Herz dabei gierig und doch gesättigt und sein Muth lustig war, wie aber auch nach einer Stunde oder einer halben, so lang dauerten immer diese Visionen, sein leibliches Leben ganz erschöpft war. In diesen Verzücungen meinte er mit Verstorbenen zu verkehren, so mit dem seligen Lehrer Eckhart, den er über die Zustände im Jenseits befragt, und der selige Meister, der in überschwenglicher Klarheit ihm erscheint, sagt ihm, er habe keine Worte, um es auszusprechen. Auch ein Studienfreund erscheint ihm, um das Geding zu halten, das sie sich einander gegeben, nämlich in geistiger Vereinigung zu bleiben. Aber auch Gesang und Musik hört er in seinen Gesichtern, so süß, wie nie eine Harfe sprach, so daß seine Seele zerfließt vor Wollust und ihm die inbrünstigen Thränen über die Wangen hinabfließen. Die Visionen kehren häufig wieder. Faßt man sie auch nur als Reflex dessen, was seinen Geist und sein Herz sonst beschäftigte, so ist die Schönheit und Reinheit dieser Erscheinungen, wie er sie uns erzählt, ein Beweis, wie rein sein Herz war und wie hoch gestimmt seine Seele. Ein unendlicher Zauber liegt über ihrer Darstellung. Aber auch Zustände von magnetischem Rapport finden wir bei ihm, Geistesverwandte haben Visionen über ihn, wie er über sie.

So gieng es bis in sein vierzigstes Jahr, bis, wie er meint, der ungeborene Mensch durchbrochen war; — da sagt ihm aber eine Erscheinung, er sei nun lange genug Knecht gewesen, nun komme aber die Zeit der geistlichen Gottesritterschaft. „Waffen,“ ruft er aus, „o Gott (‚Waffen‘ ist bei diesem Rittersohne soviel als ‚fürwahr‘), Waffen, o Gott, was ist aus mir geworden! Wie Ritterschaft ohne Streit!“ Und die Erscheinung sagt ihm, er solle genug Streit bekommen. Und nun beginnt für den Mann, der bisher in seinem Kloster sich einschloß, und im Klosterhof immer nur fünf Schuh weit vor sich sah, die Zeit, da er nach außen thätig ist, da er predigt und Reisen macht und weitreichende Verbindungen anknüpft. Die Strenge der Askese hört auf, dafür aber beginnt die vollkommene Gelassenheit seiner selbst, „also, daß ein Mensch stehe in solcher Entworfenheit, wie immer sich Gott gegen ihn erzeige, mit sich selbst oder mit seinen Creaturen in Liebe und Leid, daß er sich des befeße, daß er allezeit gleichstehe in einem Aufgeben des Seinen, inwiefern es menschliche Schwachheit erzeugen mag, und allein Gottes Lob und Ehre ansehe“. In diese zweite Periode seines Lebens, der der seelsorgerlichen Thätigkeit, fallen namentlich Leiden von andern Menschen, Verkenennung, Verleumdung, die seiner zarten minnesuchenden Natur so schmerzlich waren, insbesondere aber Heilsthätigkeit nach außen: so die Stiftung einer Bruderschaft der ewigen Weisheit, Predigten, größere Reisen — nach Straßburg, Köln, Aachen. Viele gewann er für ein edleres Streben, manche verhärtete Seele ward durch seine Reden geweckt, manche verkommene durch ihn wieder auf die rechte Bahn gebracht. Suso hatte außer eigener reicher Herzerfahrung besonders Tact für die Behandlung der verschiedenen Individualitäten und namentlich Geschick in Behandlung weiblicher Seelen. Die Art, wie er seine verirrte Schwester wieder für ein höheres Leben gewann, gehört zu den rührendsten

Visionen.

Reisen.

Seelsorge.

Abschnitten seiner Lebensbeschreibung. Sufo genoß als Muet und Mystiker eines großen Rufes; er galt seiner Zeit als ein Liebling Gottes. Er starb 25. Januar 1365 im Dominicanerkloster zu Ulm. Wir haben von ihm fünf Predigten,¹⁾ ein „Büchlein von der ewigen Weisheit“, eine Schrift über die Bruderschaft der ewigen Weisheit und dann sein eigenes Leben, theils von einer Schülerin, theils von ihm selbst geschrieben.²⁾ Sufo ist der von pantheistischen Verirrungen freieste unter den Mystikern Oberdeutschlands, eine durch und durch praktische, reine und liebevolle Natur, weshalb ihm auch der Name Liebetraut, oder Amandus, gegeben ward. Gregor XVI. hat ihn im Jahre 1831 selig gesprochen.

Görres schreibt über Sufo die schönen Worte: „Mit vollem Recht hat er den Namen Amandus sich zugelegt, und wie dort im Gesicht dem Kinde, so ist auch ihm ‚Liebetraut‘ ums Haupt geschrieben. Mit solcher Gemüthsanlage ist Sufo in die gemüthskräftige Zeit seines Jahrhunderts eingetreten, und es konnte nicht fehlen, sie mußte selbst in der Richtung, die sie früh schon zum Höheren eingeschlagen, in ungemein poetischer Weise sich entwickeln. Wohl waren in diesem Jahrhundert die Wässer früherer noch höherer Begeisterung schon im Abfließen, die Zeit der höchsten Flut im Ansteigen aller Kräfte hatte schon sich zu senken begonnen; der Mai jenes geistigen Frühlings war schon vorübergegangen, aber immer noch war Wald und Flur vom alten Minnesang durchklingen, und alles Volk gab sich mit Singen und Sagen ab. Von so vielen Tönen angerufen, konnte der Wiederhall, den der Reichbegabte in der Brust beschloß, nicht lautlos bleiben, und er hat in seinen Schriften in jener schönen klangvollen Sprache sich ausgehaucht, die nichts ist als reines, lautes, sich in ihr verströmendes Gemüth, und durch die überall das alte Minnelied hindurch pulsiert. — Aber dieser schwäbische Minnesänger hat nicht irdischer Liebe seine Töne und seine Leide zugefungen: einer höheren hat er sich zugewendet. Dieser Minner hat nicht wie ein Weltminner auch vergängliche Minne in sein Herz gelassen: jene ewige Weisheit, die blühende unvermischte Liebe ohne Verdruss und Bitterkeit verheißt, hat sein junges, mildes Herz an sich gezogen; ihr hat er sein minnesuchendes Gemüth geweiht, und in ihr alles gefunden, das da schön, lieblich und begierlich war. Und nicht etwa hat er bloß in nur lyrischen Ergüssen diese seine Minne ausgeathmet; episch hat er vielmehr sein Leben in ihr gefaßt und dies Leben nun zu einem großen Epos der Gottesliebe ausgedichtet, und so tritt, was er gebildet, uns als das Blühendste und Lieblichste, was die Mystik hervorgebracht, entgegen.“

Ruysbroef.

Der Vierte im Bunde ist Johann Ruysbroef (Reisbruch), „ein tief-sinniger, im Ausdruck dunkler und metaphernreicher, hochbegabter, im Wandel heiliger, in Beschaulichkeit unvergleichlicher, durch das Feuer, in dem er erglühte, alles hinreißender Geist“.

Er ist geboren in Ruysbroef bei Brüssel 1293, der Sohn einer Mutter von reichem und frommem Gemüth. Seine ersten Studien machte er in Brüssel — das ist alles, was wir über seine Jugend wissen. Wahrscheinlich hörte er Eckhart in Köln, seine Schriften weisen auf eine scharfe logische Schule und Bildung hin. Im vierundzwanzigsten Jahre wurde er Priester, lange war er

¹⁾ Das auch für die Zeitschilderung wichtige Buch „Von den neun Felsen“ ist von Rulman Meerswin herausgegeben.

²⁾ Das „Neue Büchlein“ ist noch gar nicht herausgegeben, die Briefe noch nicht vollständig.

Vicar in der Gudulakirche in Brüssel. Weil ein tieferes Leben führend, mied er Versammlungen und Gespräche der Menschen. Seine einfache Haltung, seine Taubeneinfalt, sein Gefühlkreichtum, seine Gedankentiefe erwarben ihm aber dennoch große Verehrung. Seine Mutter zog nach Brüssel, nur um die Reden des Sohnes hören zu können, und wurde so ergriffen davon, daß sie selber einen Verein gottseliger Frauen gründete. Sechzig Jahre alt zog sich Johannes in das Kloster Grünthal bei Waterloo zurück und wurde hier der erste Urheber einer Reformation der Canoniker, die sich weit in den Niederlanden verbreitete. Ob schon voll Milde und Demuth, beherrschte Ruysbroeck, der hier in der Einsamkeit wie ein Adler sich verjüngte, dennoch nicht bloß all seine Brüder, „die erhaben waren durch ihr Leben und durch ihre Wissenschaft, wie durch ihre Schriften“, sondern übte weit über das Land hinaus einen veredelnden Einfluß. Doctoren, Geistliche, vornehme Männer und Frauen kamen weit her, um Rath zu holen und Trost zu finden. Gerhard Groot, vielleicht auch Tauler, empfingen hier Eindrücke, die in ihrem ganzen Leben nachklingen. Ruysbroeck starb, achtundachtzig Jahre alt, 1381. Seine Bücher sind insgesammt aus einem Guss (er schrieb nur, wenn er erregt war — in der Empfindung der Gegenwart Gottes), sie gehören zum Gedankentieftsten und Kunstreichsten in der gesammten mystischen Literatur. Er heißt vorzugsweise der contemplative Mystiker, wobei er aber dennoch seine Begriffe bis ins Einzelne durchzuführen weiß. Er war ein treuer Sohn seiner Kirche und unterwarf sich in allem ihrem Urtheil. Seine Werke wurden aus dem Niederdeutschen in das Latein übersezt; er zeigt sich darin durchaus als selbstständige Natur, auch nicht einen seiner Sätze hat er einem andern entlehnt.¹⁾

Lebens-
gang.

Eckhart, Tauler, Suso, Ruysbroeck sind nicht die einzigen Mystiker, nur die hervorragenden in dieser Zeit. Die Art, mit der sie tiefe Fragen in ihren Predigten behandeln, weist auf eine hohe Bildung ihrer Zuhörer hin. Daß sie alle die gleichen Fragen besprechen und von den gleichen Punkten ausgehen, zeigt, daß sie ein allgemeines Bedürfnis der fieberhaft erregten Zeit befriedigen wollten. Sie traten nicht bloß Verzerrungen in der eigenen Kirche gegenüber, sondern auch einem falschen Spiritualismus, wie er sich bei den Begharden und Fraticellen zeigt. Indem Eckhart aus der wirrgewordenen Welt die einzige Zuflucht in Gott suchte, und mit einer hohen Kraft des Willens und Tiefe und jugendlicher Reinheit des Gefühls sich in den ewigen Abgrund der Liebe versenken wollte, sprach er sich, im Übermaß des Gefühls und ringend mit dem Ausdruck, allerdings hin und wieder pantheistisch aus, was die Kirche rügen mußte, was uns aber nicht abhalten darf, den guten Willen des Mannes anzuerkennen. Josef Bach bringt ein schönes Bild in dieser Beziehung vor: „Wie einer, der vom Heimweh erfaßt ist, sehnüchlig nach den fernen Bergen der Heimat blickt und ihm in diesem Schauen das geistige Bild, wo seine Wiege stand, so lebendig vor Augen tritt, so mächtig die Seele erfüllt — daß ihm all die Hindernisse, Dörfer und Städte, Berg

Geist der
Zeit.Wert
seiner
Schriften.

¹⁾ Sechs Bände umfaßt die neue Prachtausgabe seiner Werke von David: Werke van Jan van Ruysbroec. Gent 1860—1868.

und Wald, welche dazwischen liegen, schwinden: so etwas ist manchmal bei den Mystikern. Sie stürzen sich in das ewige Bild der Gottheit, den letzten Grund und das höchste Ziel ihrer Sehnsucht, durch den Gedanken, und vergessen, daß sie noch auf dem Wege sind.“

„Theologia deutsch.“ Etwas autonomistisch spricht sich hin und wieder die „Theologia deutsch“ aus, welche, von einem Gottesfreund gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts verfaßt, zuerst von Luther in Druck gegeben wurde. Sie hat aber auch tiefe und herrliche Sätze und rührte wahrscheinlich von einem Geistesverwandten Eckharts her, nur daß bei diesem das logische Element zugrunde gelegt ist, während in der deutschen Theologie die Idee des Guten. Eckharts hingeworfene Sätze hat Bruder Franke von Köln klar und deutlich ausgeführt. In diesen Kreis gehört auch Johann von Sterngassen, der Kraft von Boyberg, Heinrich von Köln und andere. Aber nicht bloß die Männer pflegten diesen Ideenkreis, auch die Frauen. In den Klöstern der Dominicanerinnen wurden diese Anschauungen in Prosa und Poesie behandelt. Greith zählt eine Reihe von Klöstern auf, zum Beispiel Adelhausen in Freiburg im Breisgau, St. Katharinenthal bei Dießenhofen, Töß bei Winterthur, wo ein beschauliches Leben nach der deutschen Mystik herrschte. Die erste, welche in deutscher Sprache das geistige Minnelied antönte, war die Schwester Mechthild in Magdeburg um 1260.¹⁾ —

Die Brüder des gemeinsamen Lebens.

„Praktische Mystik.“ Auf einmal wird die Mystik praktisch und populär. Die Heimat dieser Richtung ist Nordniederland, die Begründer der Entwicklung und der Blüte derselben sind Gerhard Groot, Floris Radevynzoon, Thomas Hamerken von Kempen.

Gerhard Groot ist der Sohn des Bürgermeisters von Deventer, geboren 1340.²⁾ Im fünfzehnten Jahre bezog er die Hochschule zu Paris, wo er sich mit Theologie, canonischem Recht, Medicin, aber auch mit Astrologie und magischen Künsten beschäftigte. Köln hatte damals als Hochschule einen Namen, und Groot trat hier mit Beifall als Lehrer auf. Er war reich, beredt, lebenslustig, wie Thomas von Kempen sagt, groß (Groot) in der Welt und reich durch Güter, Ehren, Wissenschaften und den Besitz geistlicher Pfründen, trat in prächtigen Kleidern auf, erfreute sich an Vederbissen und köstlichem Wein, salbte fleißig sein Haupt und kränzelte zierlich seine Haare. Aus diesem vergnüglichen Jugendleben weckte ihn plötzlich die Stimme eines Jugendfreundes, Heinrich

¹⁾ Greith, Die deutsche Mystik im Prediger-Orden von 1250 nach ihren Grund-
lehren, Liedern und Lebensbildern, aus handschriftlichen Quellen. Freiburg 1861. — Gall
Morel, Offenbarungen der Schwester Mechthild von Magdeburg, oder das fließende Licht
der Gottheit. Regensburg 1868. — *Revelationes Gertrudianae ac Mechtildianae* II,
Paris 1877.

²⁾ Böhringer, Die deutschen Mystiker des vierzehnten und fünfzehnten Jahr-
hunderts, S. 652—664. Zürich 1855. — Grube, Gerhard Groot und seine Stiftungen,
in der zweiten Vereinschrift der Görresgesellschaft für 1883. — Bonet Maury, Gérard
de Groote d'après des documents inédits. Paris 1878. — Über seine Briefe und
Schriften vergl. Alberdingk Thijm, in Weger und Welte, V, S. 1286—1289.

von Calcar, welcher Karthäuser geworden war, und die Mahnung, daß er statt vergänglichen Dingen dem ewigen Gut nachstreben solle, war so mächtig, daß Gerhard beschloß, sein Leben zu bessern und mit Gottes Beistand aller weltlichen Eitelkeit zu entsagen. Und sein Entschluß hatte Kraft. Er wurde, wie Thomas von Kempen sagt, aus einem Reichen ein Armer, aus einem Stolzen ein Demüthiger, aus einem Weltfreien ein Enthaltamer, aus einem Fürwitzigen ein Schlichter, aus einem Löwen ein Lamm. Seine Beschlüsse und Vorsätze legte er schriftlich nieder; daß er zwei Beneficien besessen, reute ihn sehr, er verzichtete jetzt auf jeden zeitlichen Gewinn, denn Freiheit des Geistes sei das vorzüglichste Gut im Leben. Nicht minder entschieden war seine Reue über das Studium geheimer Künste: nicht auf den Lauf der Gestirne solle der Mensch hoffen, sondern nur auf Gott. In der Wissenschaft, allerdings wie sie damals so häufig betrieben wurde, sah er nur Zeitvergeudung und Vernäglung, welche die natürliche Geradheit der Seele verkehre. Was uns vom Bösen nicht abziehe, sei schädlich. Er nahm sich fest vor, keinen Doctorgrad zu suchen, es sei Eitelkeit vor der Welt, Weltwissenschaft könne man gleich gut haben, auch ohne Doctorgrad. Nur kam Gerhard in der Abneigung gegen die falsche Wissenschaft seiner Zeit zur Abneigung gegen jede Wissenschaft. Der Spiegel des Lebens sei das Evangelium Christi, dann möge man noch einige Schriften der heiligen Väter lesen. Gerhard machte diese Umwandlung in der Karthause Monnikhusen im Geldrischen durch. Hier sammelte er sich von den Zerstreuungen seines Herzens, erzählt Thomas, hier reinigte er sich von dem Roste des alten Lebens und erneuerte das Bild des inneren Menschen zur Reinheit. Nach drei Jahren wollte er die Ruhe, die Beseeligung, das innere Glück, das er sich errungen, auch andern mittheilen. Er sah, wie so viele Menschen unglücklich sind, und die Liebe zum Nebenmenschen trieb ihn nun hinaus, aller Welt zu predigen. Die Macht seines Wortes erschütterte die Herzen; Tiefe des Gefühles, Reichthum an inneren Erlebnissen, Kenntniß der Schrift und Kenntniß des menschlichen Herzens — zudem redete er in der Sprache des Volkes —, all dies gab seinen Worten Nachdruck. Er predigte in Städten und Dörfern, vor Weltlichen und Geistlichen, Reichen und Armen, und der Zudrang, sein Wort zu hören, war so groß, daß die Kirche die Menge nicht faßte, daß man nicht satt wurde, ihn zu hören, daß er drei Stunden hintereinander sprechen, daß er zweimal des Tages predigen mußte, daß die Leute stundenlang schon vor der Predigt die Kanzel umdrängten, nur um jedes seiner Worte zu vernehmen. Erschüttert, gereinigt, Gott dankend für das, was sie vernommen, fröhlich giengen die Zuhörer dann nach Haus. Wie Thomas uns erzählt, verstand Groot seine Zuhörer schnell zu beurtheilen und danach sogleich seine Predigt einzurichten. Er pflegte zuweilen seine Augen über die Umstehenden hingehen zu lassen und nach Beschaffenheit seiner Zuhörer seine Reden hoch oder niedrig, lang oder kurz einzurichten. Es waren die einfachen Grundwahrheiten des Evangeliums, die Grundlagen der Gesellschaft, die ersten Forderungen der Sittenlehre, die er seinen Zuhörern einprägte. Aber es fehlte auch nicht an Gegnern: er beunruhigte und erschreckte die Leute, hieß es; Behörden und Bettelmönche klagten ihn an, und der Bischof untersagte das Predigen. Die Aufregung über das Verbot war groß; Gerhard aber erklärte, daß man der Behörde folgen müsse, und beschränkte sich auf Privatermahnungen und Seelsorge.

Aber gerade jetzt eröffnete sich ihm die folgenreichste Wirksamkeit. Gerhard besuchte in dieser Zeit oft den Mystiker Ruysbroeck, und das

Leben, das er um ihn in Grünthal gesehen, konnte er nicht vergessen. „Meine Seele ist ihm vor allen Sterblichen in Liebe und Ehrerbietung verbunden“, schrieb er, überwältigt von der sittlichen Höhe des heiteren Greises, der ihm von den himmlischen Geheimnissen gesprochen. Bald schloß sich um ihn ein Kreis gleichstrebender junger Männer an: sie wollten gemeinsam ein Leben nach dem Bilde des apostolischen Lebens führen. Beten und arbeiten — war ihre Losung; Arbeit, nicht um Gewinn zu erjagen, sondern nur um die Mittel zum Lebensunterhalt und zur Wohlthätigkeit zu gewinnen und als sittliches Bildungsmittel. In Zwolle begann dieses gemeinsame Leben. Brüder des gemeinsamen Lebens nannten sich die Verbündeten, auch Brüder des guten Willens, Fraterherren, Collationenbrüder. Bald entstanden ähnliche Jungfrauen- und Witwenvereine, die sich mit Handarbeiten beschäftigten und ein frommes, stilles Leben gemeinsam führten.

Brüder
des
gemein-
samen
Lebens.

Floris
Rade-
vynzoon.

Floris Radevynzoon, Florentius, der Sohn Radewins, eines angesehenen Bürgers zu Leerdam, geboren um 1350, war bei Gründung dieser Vereine sein eifriger Gehilfe.¹⁾ Floris hatte in Prag die freien Künste studiert, dann ein Canonicat in Utrecht erlangt, war reich, schön und allgemein beliebt. Eine Predigt des Groot hatte ihn erschüttert, ihn als Freund und Vertrauten Gottes sein Herz zu öffnen, und bald wurden sie Freunde und wirkten gemeinsam, begeistert für dieselbe Sache. Der reiche Gerhard hatte Knaben, die sich ihm anschlossen, gute Bücher zum Abschreiben gegeben, um ihnen einen Verdienst zu verschaffen. „Wie wäre es, Meister“, sagte Floris eines Tages, „wenn wir das, was wir wöchentlich verdienen, zusammenlegten und gemeinsam lebten? Vielleicht gäbe uns Gott guten Fortgang.“ Nach einigem Bedenken willigte Gerhard ein und so entstand ein Verein des gemeinsamen Lebens.²⁾ Priester und Laien waren hier beisammen, alle ein Herz und eine Seele — und doch gieng kein unverbrüchliches Gelübde voraus, jeder konnte wieder austreten, nur das Gesetz der Liebe sollte binden. Jeder lieferte die Früchte seiner Arbeit in die gemeinsame Cassé, aus welcher der Unterhalt aller bestritten wurde. Kost und Kleidung waren einfach und gemeinsam. Das Kleid war ein graues Obergewand ohne alle Verzierung, grau auch die Kappe, woher der Name Rappenherren oder Gugelherren stammt. Jeder arbeitete, einige trieben das Schuhmacherhandwerk, andere webten Wolle und Leinwand, andere machten Körbe und Matten, andere Hausgeräth, die meisten schrieben gute Bücher, und zwar sehr schön, nach Meditation, Gebet, Lesung, Gottesdienst, Arbeit wechselten miteinander nach genauer Tagesordnung ab. Eine Liebesglut herrschte, ein Arbeitseifer, jeder suchte den andern an demüthigem Wirken zu übertreffen, und oft stand eine Arbeit vollendet da und niemand sagte, wer sie vollbracht hatte. Der Geist der Demuth, des Gehorsams, der Weltverachtung waltete hier. Die Fehler bekannte man einander offen, die Ermahnungen fanden in Liebe statt. Je zerrissener, je unhändiger das Leben außerhalb, umso mehr waltete Gehorsam und Liebe im Hause. Auch die Knaben beobachteten dieselbe Sittenstrenge. „Wir sollen beten aus Herz,

Arbeits-
eifer.

Liebes-
glut.

Ein-
tracht.

¹⁾ Böhlinger, l. c. p. 644—677. — Grube, l. c. p. 66 ff.

²⁾ Heimbucher, Die Orden und Congregationen der katholischen Kirche, II, S. 328. Paderborn 1897.

aus Mund, mit Werken. Wenn die Werke übereinklingen mit dem Herzen und mit der Stimme, so ist dies in den Ohren Gottes das einträchtige Geläut.“ Alle erwogen, bevor sie zur Ruhe giengen, die inneren Erlebnisse des Tages und prüften sich, ob sie vor- oder rückgeschritten seien. In der Betrachtung fand man Kraft zur Arbeit und die Arbeit selber war nur wieder ein anderes Gebet. Anfangs wurden diese Frommen verspottet, bald aber klopften Leute aller Art an die Pforte des Hauses und baten um Theilnahme am gemeinsamen Leben. Der Unterricht war vortrefflich. Ernst und Milde waren im Benehmen der Vorstände bemerkbar. Schnell verbreiteten sich diese Bruderhäuser in den Niederlanden, in Norddeutschland und Westfalen. Bald war keine angesehenere Stadt, die nicht ein solches Haus verlangte. Aber auch Schwesternhäuser gab es. Die Vorsteherin hieß Martha und an der Spitze aller stand eine Obermartha.

Bruder-
häuser.

Groot lebte meist in Deventer. Eine Reihe tüchtiger Männer hatte sich unter ihm herangebildet, die sein Werk fortsetzten, als er am 20. August 1384 der Pest erlag. Wir hören, daß, wenn er auf seinen Reisen, um die verschiedenen Institute zu besichtigen, abends in der Herberge mit seinen Lieblingsjüngern allein war, er am Schluß sagte: „Bekennen wir uns jetzt unsere Fehler“, und sie hatten diese gute Gewohnheit unter sich, daß einer dem andern sagte, wenn er etwas Tadelhaftes an ihm bemerkt hatte, und gar gern einander gehorchend, ermahnten sie sich gegenseitig ganz frei und erkannten ihre Schuld demüthig an, und so in Liebe zurechtgewiesen giengen sie zur Ruhe.

Besser-
ung.

Für die Volksliteratur war die neue Richtung bedeutsam. Gerhard liebte über alles gute Bücher. Zwar sagte er, die Wissenschaft der Wissenschaften ist, zu wissen, daß man nichts wisse, allein er meinte dabei doch, zur Belehrung anderer und zur Vertheidigung der Wahrheit müsse man gute Bücher haben, auch einfachen und ungelehrten Leuten sollten gute Bücher leicht zugänglich sein. Aus diesen Vereinen giengen tüchtige Männer in den geistlichen Stand über und wirkten an andern Orten zur Verbreitung eines besseren Lebens. Nach hohen kirchlichen Würden hat keiner gestrebt. Selbsterkenntnis, Selbstachtung, Reinheit des Herzens, das waren die Ziele, Nächstenliebe, das war das Gefühl, welches diese Männer leitete. Sie wollten zuerst sich, dann andere besser machen.

Volks-
bücher.

Der berühmteste aus dieser Schule ist der Verfasser der Nachfolge Christi, Thomas von Kempen, eigentlich Thomas Hamerken, aus Kempen, einem Städtchen in den Rheinlanden, geboren 1379 oder 1380, der Sohn wenig bemittelter, aber arbeitsamer und frommer Eltern. Dreizehn Jahre alt, gieng Thomas in die Schule von Deventer, wo sein älterer Bruder Mönch war. Floris scheint den edlen Geist des Knaben sogleich erkannt zu haben, und dieser schätzte die sieben Jahre, die er unter seiner Leitung zubrachte, als die glücklichsten seines Lebens und hat ihm später in seinen Schriften ein herrliches Denkmal gesetzt. Als Floris einmal dem Knaben im Chor seine Hände zutraulich auf die Schultern legte und aus seinem Buche mitsang, blieb dieser wie eingewurzelt stehen und wagte es nicht, sich zu rühren, ganz erstaunt über diese Herablassung, so sehr verehrte er den Meister. Im zwanzigsten Jahr hatte er seine Studien vollendet und gieng nun Ende September 1399 in das Kloster auf dem Agnetenberg; 1406 wurde er hier eingekleidet, 1413 oder 1414 wurde er Priester, dann Sub-

Thomas
von
Kempen.

prior, einmal auch Schaffner, in welcher Eigenschaft er das Büchlein „Über den getreuen Haushalter“ schrieb, worin er unter anderem die schöne Bemerkung macht: „Ich glaube, daß niemand vollkommen weiß, wie es innerlich um ihn steht, als wenn er anfängt, sich mit zeitlichen Dingen abzugeben und äußerliche Sorgen zu haben; zieht er auch hier die Liebe des Schöpfers den hinfalligen Creaturen vor, so fällt er nicht so leicht mehr in Schuld.“¹⁾ — 1448 wurde er wieder Subprior und blieb es bis zu seinem Ende 1471.

"Nach-
folge
Christi." Fast sein ganzes Leben war in diesem stillen Kloster dahingegangen. Daß es aber ein edles Leben des Geistes und Herzens war, sehen wir aus dem unsterblichen Buche von der „Nachfolge Christi“, welches das Erbauungsbuch des christlichen Europa geworden ist und seinen Namen noch zu den spätesten Geschlechtern tragen wird, — es ist eine Perlenkette der herrlichsten religiösen Wahrheiten. Thomas schrieb für sich und für andere, — für sich zur Controle, zur Klärung; für andere, um sie zu fördern auf dem Wege des wahren Lebens. Er ist eine harmonische, klare Natur, ein heller Bach, der den Himmel rein widerspiegelt. Unter allen Mystikern ist er derjenige, welcher sich am wenigsten in hohe Speculationen verliert, derjenige, der darum allein auch nie an den Pantheismus anstreift. Er ist Gegner des Scholasticismus,²⁾ besser ist nach ihm ein demüthiger Bauer als ein stolzer Philosoph, der mit Vernachlässigung seiner selbst den Lauf des Himmels betrachtet: „Wenn du die ganze Bibel auswendig wüßtest und die Sprüche aller Philosophen, was nützte das Ganze ohne die Liebe Gottes!“ Er ist aber nicht ein Gegner der Wissenschaft, vielmehr eifrig für gute Bücher: „Ein Cleriker ohne gute Bücher,“ sagt er, „ist wie ein Soldat ohne gute Waffen, ein Pferd ohne Zaum, ein Schiff ohne Ruder, ein Schreiber ohne Feder, ein Vogel ohne Flügel, ein Wanderer ohne Stab. Ein Kloster ohne Bücher ist wie eine Küche ohne Töpfe, ein Tisch ohne Speisen, ein Brunnen ohne Wasser, ein Beutel ohne Geld.“

Verdienst
der
Mystiker. Die Mystiker haben in ihrem Bestreben, dem Volke gute Bücher in seiner Muttersprache zu geben, eine große Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Sprache, wie sie auf der andern Seite dadurch, daß ihr Haupterwerb im Abschreiben und Verkaufen von Büchern bestand, eine große Bedeutung für die Literatur überhaupt haben. Den Verdienst durch Bücherabschreiben und Verkaufen nahm ihnen aber bald die neue Erfindung der Buchdruckerkunst. Die aufstauende Schwärmerei für die altclassische Literatur vertrug sich wenig mit dem gottinnigen Geist in diesen Bruderhäusern, und schließlich löste die Reformation dieselben auf. —

Die Universitäten.

Der Sitz all dieser geistigen Kämpfe, aber auch ein Erzeugniß derselben sind die Universitäten,³⁾ deren Schilderung unerläßlich ist für die Geschichte des Mittelalters.

¹⁾ Böhlinger, l. c. p. 677—811.

²⁾ Dem Streit über die Universalien gilt die berühmte Stelle I, 3: „Et quid curae nobis de generibus et speciebus.“

³⁾ Denifle, Die Universitäten des Mittelalters bis 1400, I. Berlin 1885. — Kaufmann, die Geschichte der deutschen Universitäten, 2 Bde. Stuttgart 1888 u. 1896.

Die Entwicklung jener Art von Schulen, die wir mit dem Worte „Universität“ bezeichnen, vollzog sich seit dem zwölften Jahrhundert, und zwar als eine Folge der gewaltigen Erregung der Geister in jenem Zeitalter der Kreuzzüge. Schulen schlechtweg, — scholae, studia — hat es von jeher gegeben, und zwar waren dieselben in Italien, im Anschluß an die altrömischen Schulen, vorwiegend weltlichen Charakters, in allen außeritalischen Ländern dagegen waren sie als Kloster- und Stiftsschulen ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit. Neben diesen, nach Unterrichtsstoff und Methode naturgemäß beschränkten Lehranstalten, traten zur Zeit der Kreuzzüge einzelne Lehrer auf, um durch Vorträge als eine Art Wanderlehrer reicheres Wissen oder tiefere Erkenntnis zu vermitteln. Diese Wanderlehrer waren aber schon bezüglich der Localitätsfrage sowie der Vortragserlaubnis (licentia, venia legendi) naturgemäß abhängig von den bisher maßgebenden Factoren des Unterrichtswesens, in Italien von den städtischen Behörden, in den andern Ländern von den Bischöfen oder Äbten, die ihrerseits diese Angelegenheit wieder ihrem Kanzler überließen. Das Verhalten der herkömmlichen Schulbehörden den neuen Lehrern gegenüber war im allgemeinen wohl ein freundlich entgegenkommendes, doch blieb auch der Protest nicht aus, sei es, daß wissenschaftliche oder moralische Mängel eines solchen Lehrers zum Protest gerechten Anlaß boten, sei es, daß eine Regung des Neides sich geltend machte. Darauf bezieht sich die merkwürdige Bestimmung Alexanders III. auf dem Lateran-Concil vom Jahre 1179, wonach die Erlaubnis, zu lehren, keinem Tüchtigen versagt werden dürfe, eine Bestimmung, welche den Papst als Vertreter der Lehrfreiheit im schönsten Sinne des Wortes charakterisiert. Verstand es ein solcher Lehrer, durch Weite des Wissens und geistvollen Vortrag zu fesseln, so suchten die maßgebenden Kreise ihn in ihrer Mitte festzuhalten. Sowie sich nun sein Ruf verbreitete, strömten von allen Seiten die Lernbegierigen zusammen, um diesen Meister (magister) zu hören, und bildeten nun, mit dem Meister vereint, dessen Schule, studium. Doch dieses studium war ganz und gar auf die Persönlichkeit des Meisters gegründet, es bestand dort, wo er war, solange er docierte, er konnte es von einer Stadt in die andere verlegen, selbst in die Einsamkeit; es war mit einem Worte „sein studium“; man könnte es bezeichnen als studium personale, „Schule einer Persönlichkeit“. ¹⁾ Solcher Schulen konnten an einem Orte natürlich auch zwei oder mehrere sein. War dann der Unterrichtsstoff verwandt, so kam es regelmäßig zwischen den Schülern zu heftigen Geisteskämpfen, nicht selten zu blutigen Zusammenstößen; die Schüler, scholares, traten mit be-

Neben
den alten
Schul-
anstalten

werden
von
einzelnen
Lehrern

unter
dem
Schutze
der Lehr-
freiheit

Einzel-
schulen
ge-
gründet.

¹⁾ Denifle, l. c. I, p. 7, 12, 19, 21, bezeichnet diese Schulen als „Particularstudien“ und sieht deren charakteristischen Unterschied von den Universitäten darin, daß sie nicht wie diese besonderer Privilegien sich erfreuten.

wehrt Faust ein für die Lehren ihres Meisters. Ueberdies führte die Ansammlung so vieler, meist jugendlicher Leute aus den reichsten Familien, oft und oft auch noch zu andern Ausbrüchen tollen Übermuthes, welche häufig die Grenze des Verbrechenens streiften oder gar überschritten.

Durch corporative Vereinigung
Solchen Übelständen mußte im Interesse der Schulen, ebenso wie im Interesse der Bürgerschaft endlich gesteuert werden, und dies geschah, dem Zuge der Zeit entsprechend, durch corporative Vereinigung auf Grund feststehender Statuten. Es vereinigten sich so die in einer Stadt wirkenden Lehrer zu einem genau organisierten Verband, und die Gesamtheit dieser Lehrer hieß universitas magistrorum. Es vereinigten sich mehr oder weniger nothgedrungen auch die Schüler, und ihre so geordnete Gesamtheit hieß die universitas scholarium. Auch das Wechselverhältnis zwischen Schülern und Lehrern mußte geregelt werden, und zusammen hießen sie universitas magistrorum et scholarium und standen als solche gegenüber der universitas civium. Das Wort universitas bezeichnete also damals noch nicht die Lehranstalt als solche, sondern nur die corporative Vereinigung. Die Lehranstalt hieß noch immer studium, und zwar studium generale oder commune,¹⁾ d. h. eine Lehranstalt, an der die Studien von einer Vereinigung, Communität betrieben wurden, im Gegensatz zu den bisherigen Schulen einzelner Persönlichkeiten. Erst im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts wurde es gebräuchlich, mit dem Worte universitas die ganze Lehranstalt zu bezeichnen, und in Deutschland, das ja erst im vierzehnten Jahrhundert Universitäten erhielt, galt stets nur diese letztere Bezeichnung.²⁾

entsteht das studium generale,
mit dem Bestreben nach
Aus dem Bisherigen ergibt sich aber von selbst schon die Erklärung der Thatfache, daß das studium generale oder die universitas nicht von Anfang an schon eine Vereinigung sämmtlicher Wissenschaften war; es vereinigten sich eben nur die an einem Orte gerade anwesenden Lehrer und Schüler zu einer geordneten Communität. Die Tendenz jedoch, den Einzel-Schulen ein Ende zu machen und durch Einbeziehung derselben in die universitas, diese zu einer wissenschaftlichen Universalität zu bringen, — diese Tendenz bestand und wirkte fort, so daß gegenwärtig der Begriff Universität von dem Begriffe wissenschaftlicher Allseitigkeit unzertrennlich ist.

wissenschaftlicher Allseitigkeit.
Ein studium generale,
So entwickelte sich also das studium generale nicht aus der Schule eines einzelnen, wenn auch noch so berühmten Lehrers, ebensowenig — auch diesseits der Alpen — etwa aus den alten Kloster- und Stiftsschulen,³⁾

¹⁾ Kaufmann, l. c. I, p. 102 f. Vergl. Denifle, l. c. I, p. 1—29.

²⁾ Denifle, l. c. I, p. 35 f.

³⁾ Als Hauptvertreter der Ansicht, daß die Universitäten sich aus den Schulen einzelner berühmter Lehrer entwickelt haben, gilt Meiners, in seiner Geschichte der Entstehung und Entwicklung der hohen Schulen unseres Erdtheils, 2 Bde. Göttingen 1802

sondern es tritt uns als etwas Originelles, Neues auf dem Gebiete des Unterrichtswesens entgegen. Dieses Neue fand sich aber zuerst vollendet in Bologna und Paris; beide wurden Vorbild für andere Städte in der Gründung eines studium generale. Es ist nun aber selbstverständlich, daß diese neue Erscheinung sich nicht unabhängig erhalten konnte von den Macht-factoren ihrer Zeit, zumal von der damals allgewaltigen Kirche, die von jeher gerade das Unterrichtswesen als ein ihr zugehöriges Gebiet betrachtete.¹⁾ Die neuen Corporationen suchten naturgemäß ihren Bestand zu sichern durch ausdrückliche Anerkennung von Seite des Landesherrn, und noch mehr von Seite der höchsten Autorität, des Papstes. Die Anerkennung von Seite des Landesherrn hatte aber natürlich nur Geltung innerhalb seines Landes. Einem studium generale aber mußte daran gelegen sein, daß die von ihm des Doctorates oder der venia legendi für fähig und würdig Erklärten als solche auch überall in der ganzen Christenheit anerkannt wurden. Ein solches Gewicht konnte seine Erklärung nur erhalten von einer universellen, über die ganze Christenheit sich erstreckenden Autorität; das war der Papst in erster Linie, in zweiter Linie aber der Kaiser. So ergab sich von selbst das Bestätigungsrecht des Landesherrn für sein Gebiet und das des Papstes, eventuell des Kaisers, für den ganzen Umfang des christlichen Abendlandes.²⁾ Der geistliche Einfluß mußte sich dabei schon deshalb besonders stark geltend machen, weil ja der größte Theil der aus den alten Kloster- und Stiftsschulen hervorgegangenen Lehrer und ein großer Theil der Schüler noch immer dem geistlichen Stande angehörte,³⁾ daher wurden auch sämtliche Studierende

zuerst
ent-
wickelt
in
Bologna
und
Paris,

bedurfte
der Be-
stätigung

durch
Papst
oder
Kaiser.

Kirch-
licher
Einfluß.

bis 1805. Meiners betont ganz allgemein die vollständige Unabhängigkeit der neu sich bildenden Universitäten von den alten Schulen, und deren Entstehung aus den Schulen besonders berühmter Lehrer. Meiners stützt sich dabei besonders auf den Fall Abälard. Gegen diese Ansicht hat man hingewiesen auf eine Reihe von weltberühmten Lehrern, z. B. Lanfranc oder den heil. Anselm, deren Thätigkeit doch nirgends die Bildung eines studium generale bewirkte. Denifle, l. c. I, p. 42 f. — Die Behauptung, daß die Universitäten sich völlig unabhängig von den älteren Kloster- und Stiftsschulen als rein weltliche Anstalten entwickelt haben, ist ganz aus der Luft gegriffen, durch keinen Beweis gestützt. Vielmehr spricht eine Reihe von Thatsachen — wir werden deren kennen lernen — dafür, daß die neuen Lehrer selbst meistens Geistliche und in ihrer Thätigkeit von den alten, vorwiegend geistlichen Schulbehörden an den Stifts- und Klosterschulen abhängig waren. — Gegen Meiners trat besonders scharf auf Huber, in seinem Werke, Die englischen Universitäten. Cassel 1839. Er machte mit Recht aufmerksam auf den großen Unterschied zwischen den Universitäten Italiens und jenen diesseits der Alpen. Doch versiel er wieder in das Extrem zu behaupten, daß die Universitäten diesseits der Alpen — mit Ausnahme von Montpellier — alle „an und aus den alten Kloster- und Domschulen sich entwickelten“ (I, S. 14). In Wirklichkeit aber entwickelten sich die Universitäten wohl meistens an aber nicht aus jenen alten Schulen. „Die Universitäten sind aus keiner Art dieser (alten) Schulen direct hervorgegangen, sondern aus dem theilweise allerdings in Ansehung an Kirchen- und Klosterschulen entwickelten Treiben eines Standes von Gelehrten, die aus dem Lehren und Lernen einen Lebensberuf machten.“ Kaufmann, l. c. I, p. 120. — Denifle, l. c. I, p. 655 ff., 695 ff.

¹⁾ Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts, I, S. 13, 17. 2. Aufl. Leipzig 1896.

²⁾ Denifle, l. c. I, p. 763 — 791.

³⁾ Huber, Die englischen Universitäten, I, S. 19. Cassel 1839.

Eins-
theilung
der Uni-
versität-
täten.

als clerici bezeichnet. Dieser geistliche Einfluss war aber nicht überall gleich. In Italien trat er mehr zurück gegen die weltlichen Factoren der Städte und Fürsten. In den übrigen Ländern aber wurde er entsprechend dem uralten Herkommen überwiegend, so dass in Paris und den nach diesem Muster gebildeten Universitäten der Bischof die höchste Instanz war und durch seinen Kanzler seine Autorität zur Geltung brachte. Man hat demnach die Universitäten eingetheilt¹⁾ in Stadt-Universitäten nach dem Muster von Bologna und in Kanzler-Universitäten nach dem Vorbilde in Paris. Dazu kommt als dritter Typus — eine Abnormität für jene Zeit — die Staats-Universität in Neapel; als ein Gemisch all dieser Typen stellen sich die spanischen Universitäten dar. Die Entwicklung dieser vier Typen als höchst charakteristischer Erscheinungen aus dem geistigen Leben im Mittelalter mag folgende Skizze klarlegen.

Universi-
tät zu
Bologna.Erne-
rius.Authen-
tica
Habita.Eigene
Gerichts-
barkeit.

Die Universität zu Bologna²⁾ verdankt ihre Entstehung den von allen Seiten herbeiströmenden Schülern, die gerade in dieser Stadt dem Studium des Rechtes obliegen wollten. Wann und wodurch Bologna diese merkwürdige Anziehungskraft gewann und im Gegenseize zu den Rechtsschulen in Pavia, Ravenna und andern Städten auch behauptete, ist nicht ganz aufgeklärt. Jedenfalls hat aber der berühmte Rechtslehrer Irnerius (Werner)³⁾ diesbezüglich große Verdienste, indem er am Anfang des zwölften Jahrhunderts durch seine Lehrthätigkeit in Bologna eine neue Blüteperiode des Rechtsstudiums herbeiführte. Kaiser Friedrich I. war entzückt über den Scharfsinn der bolognesischen Rechtsgelehrten, und gab auf dem Reichstag zu Roncaglia 1158 zu Gunsten von Lehrern und Schülern ein Gesetz, die Authentica Habita:⁴⁾ dass sie überall sicher wohnen und reisen können, dass die Obrigkeiten bei Strafe für sie sorgen müssen, dass jeder ihnen zugefügte Schaden vierfach ersetzt werden müsse, dass die Studenten im Fall einer gegen sie angebrachten Klage wählen könnten, ob sie ihren Lehrer (Dominus) oder den Bischof zum Richter haben wollten. Der Kaiser aber erlässt diese Verordnung, durch welche er den Studierenden eine so freie Stellung gewährt,⁵⁾ weil er es für billig hält, dass diejenigen, durch deren Wissenschaft die ganze Welt erleuchtet wird und die ihre Zöglinge zum Gehorsam gegen Gott und den Kaiser, dessen Diener, bilden, mit einer ausgezeichneten Sorgfalt wider alle Beleidigungen vertheidigt und geschützt werden.“ — In ähnlicher Weise hatte einst Justinian I. bewilligt,⁶⁾ dass den Professoren der Rechtsschule zu Verhutus die Aufsicht über die Schüler überlassen werden solle, und so verließ auch Barbarossa die Gerichtsbarkeit über die Studenten den Professoren oder dem Bischof, je nachdem der Angeklagte wählen mochte. Es handelt sich dabei aber nicht um alle Studierenden in gleicher Weise, sondern nur um die fremden, aus andern

¹⁾ Kaufmann, l. c. I, p. 160 f.

²⁾ Ibid. p. 161 ff. — Denifle, l. c. I, p. 40 f., 182 ff.

³⁾ Vergl. Bd. V, S. 76, 297 dieses Werkes. 5. Aufl.

⁴⁾ Die freilich ganz allgemein gehalten war und auf alle Schulen sich bezog, aber doch in Wirklichkeit für Bologna die größte Wirkung hatte.

⁵⁾ Frei von der Stadtoberkeit in Bologna.

⁶⁾ Savigny, l. c. III, p. 154 f.

Ländern oder Städten herbeigekommenen *scholares forenses* im Gegensatz zu den in Bologna einheimischen *scholares cives*, die in jeder Hinsicht der bürgerlichstädtischen Ordnung der Stadt unterstanden. Für diese fremden also, *scholares forenses*, die ja für Bologna sehr wertvolle Gäste waren und sich als solche auch fühlten, galt es, eine passende Rechtsordnung und einen Rechtsschutz zu schaffen und damit die studentische Freiheit zu sichern. Die Stadt suchte dagegen diese Freiheit einzuschränken und die Studierenden ihrer Gerichtsbarkeit zu unterwerfen, wogegen die Schüler erklärten, daß sie weit eher Bologna verlassen, als ihre bisherigen Einrichtungen und Rechte aufgeben würden. In diesem Streite kam es zur epochemachenden Erscheinung im Schulleben Bolognas, zur Bildung studentischer Corporationen.

Scholares forenses et cives.

Diese Scholarenverbindungen, *universitates scholarium*, waren, dem Zuge der Zeit entsprechend, freie Vereinigungen auf fremdem Boden; der Beweggrund war derselbe, welcher die deutschen Kaufleute in fremden Ländern und Städten in England, in der Levante zur Bildung von Genossenschaften ihrer Landsleute trieb.¹⁾ Es gab anfangs nicht bloß die zwei, der *Citramontani* und *Ultramontani*, sondern mehrere Genossenschaften; die *Citramontani* zum Beispiel zerfielen in die der *Tuschi* oder *Toscanen* und die der *Lombardi*. Die *Ultramontani* hatten aber circa dreizehn Verbindungen, *nationes*, und die ersten, die eine solche auf naturgemäßem Zusammenschluß nach Landsmannschaften beruhende Genossenschaft bildeten, waren wohl die Deutschen, die daher auch in der Folgezeit stets eine Ausnahmstellung einnahmen.²⁾ Natürlich hörten die Deutschen am liebsten deutsche Professoren und schlossen sich an sie an; sie schlossen sich aneinander an für gemeinsame Geselligkeit und für Rechtsschutz; der einzelne gewann dadurch die Stärke der Genossenschaft, die für ihn eintrat.³⁾

Scholarumverbindungen.

Jede Genossenschaft wählte ein Haupt, den *Rector scholarium*, er war jedoch nicht *Rector scholarum*.⁴⁾ — In ähnlicher Weise hatten die Zünfte in Italien ihre *Rectores* oder *Priores* oder *Capita* oder *Capitadines*, die deutschen Zünfte ihre Meister, die Franzosen ihre *Maitres*, *gardes*, *Prud'hommes* oder *Consules*. Der Zug für Genossenschaften geht durch diese Zeit. — Neben den Deutschen bildeten die Galliker, Picarden, Burgundionen, *Pictavienses* und Basken, die *Tourenenses* und *Genomanen*, die Normannen, Provenzalen, Catalanen, Ungarn, Polen, Spanier und Engländer eigene Nationen. Diese älteren Genossenschaften entstanden durch naturgemäßen Zusammenschluß nach Landsmannschaften, *nationes*. Noch vor der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts

Rectores scholarium.

¹⁾ Denifle, l. c. I, p. 135 ff. — Kaufmann, l. c. I, p. 184 ff.

²⁾ Denifle, l. c. I, p. 153.

³⁾ Bezüglich ihrer Zahl ist zu bemerken, daß A. Luschin von Ebengreuth, welcher im Auftrag der kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien ein Repertorium aller in Italien vor dem Jahre 1630 nachweisbaren deutschen Rechtsschulen ausarbeitet, schon über 15.000 Namen beisammen hat. Die Verzeichnisse der deutschen Procuratoren ergeben für die Jahre 1289–1499 die Namen von mehr als 3200 Deutschen, in manchen Jahren, wie z. B. 1295, stieg die Zahl der Aufzunehmende über hundert. (Vergl. Luschin von Ebengreuth, Quellen zur Geschichte deutscher Rechtshörer in Italien, I, II. — Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften, Bd. 113 und 118. — Grabstätten deutscher Studenten in Italien. Mittheilungen der kais. Centralcommission für Kunst und historische Denkmale, 1887 ff. — Österreich in italienischen Universitäten. Blätter des Vereines für Landeskunde von Nieder-Österreich. Jahrgang 1880–1885. — Acta actionis Germanicae universitates Bononienses, ed. Friedlaender et Malagola. Berlin 1887.)

⁴⁾ Denifle, l. c. I, p. 181 ff. — Kaufmann, l. c. I, p. 189.

aber verschmolzen diese Nationen zu den zwei genannten großen Vereinigungen der Citramontani und Ultramontani mit je einem Rector scholarium.

Der Rector wurde auf ein Jahr von und aus den Studenten gewählt, er mußte 25 Jahre alt, unverheirateter Cleriker, doch kein Klostergeistlicher sein, und wenigstens fünf Jahre auf eigene Kosten die Rechtswissenschaft studiert haben. Nach und nach erhielt der Rector, zumal nachdem seit 1514 nur mehr ein Rector für die ganze Universität gewählt wurde, außerordentliche Ehrenrechte, zum Beispiel Vortritt vor allen Bischöfen und Erzbischöfen, außer dem Bischof von Bologna, und auch vor den studierenden Cardinälen. Jeder Rector hatte einen Rath an seiner Seite, zusammengesetzt aus den Vorstehern der als Unterabtheilungen noch immer fortbestehenden Nationen. Unter allen Nationen behaupteten aber auch fortan noch die Deutschen den Vorrang. Mußte doch der Rector der Ultramontani alle fünf Jahre aus der deutschen Nation gewählt werden, obwohl im ganzen circa dreizehn ultramontane Nationen waren, ein Vorrecht, das bis 1265 herkömmlich beobachtet, in diesem Jahre aber statutenmäßig festgestellt wurde. Noch merkwürdiger ist das im Jahre 1273 als „altherkömmlich“ ausgesprochene Vorrecht, daß kein deutscher Edelmann verpflichtet sei, dem Rector der Ultramontani den sonst geforderten Eid zu leisten, weil ja „imperium translatus est ad Alamannos, et ideo fons nobilitatis pollet in Germanis“. ¹⁾

Dieser corporative Zusammenschluß bezweckte vor allem den Schutz gegen die städtischen Behörden, die den Studenten nicht etwa an und für sich schon feindlich gewesen sind, sondern nur wiederholt in der Lage waren, unleidlichen Ausschreitungen entgegentreten zu müssen, wobei sie bei der Unklarheit des wechselseitigen Verhältnisses freilich wieder studentische Rechte und Freiheiten bedrohten und verletzten. Die Bildung corporativer Vereinigungen gab nun aber den Studenten überlegene Kraft und Gelegenheit, ihre Bedeutung für die Bologneser Hochschule ins rechte Licht zu stellen.

Diese Hochschule ist ja gegründet worden von den Studenten und nicht von einem Professoren-Collegium, nicht von städtischen oder sonstigen Behörden, geistlichen oder weltlichen Charakters. Die Studenten suchten und wählten passende Lehrer und schlossen mit solchen feste Einzelverträge, wonach ein bestimmter Lehrer bestimmten Schülern gegenüber sich verpflichtete, in Bologna über sein Specialfach Vorlesungen zu halten gegen ein bestimmtes, von diesen Studenten zu entrichtendes Gehalt, *salarium*. So hat sich z. B. noch ein Actenstück aus dem Jahre 1279 erhalten über einen Vertrag zwischen Studierenden von Bologna und Guido von Suzara, wonach letzterer sich verpflichtete, ein Jahr lang in Bologna über das *Digestum novum* zu lesen, gegen ein Gehalt von 300 Lire. ²⁾ Unter solchen Umständen lag es den Studenten wohl nahe, über die Leistungen der so gedungenen Lehrer zu urtheilen und wirklich oder angeblich minderwertige Vorlesungen durch Zuhlen und Stampfen zu unterbrechen, was denn auch nicht selten geschah. Die Lehrer standen mit ihrem Wissen und

¹⁾ Denisse, l. c. I, p. 154.

²⁾ Ibid. p. 198.

Können für die bestimmte Zeit im Dienste der Studentenschaft, mußten sich hinsichtlich der äußeren Studienordnung dem Willen der Studenten fügen, deren Gerichtsbarkeit in dieser Beziehung anerkennen. Die Ausübung der Gerichtsbarkeit war Sache der Rectoren, vor welchen die Lehrer den Eid auf die Statuten ablegen und die Erlaubnis etwa zu einer Reise einholen mußten.¹⁾

Höchst charakteristisch für das Verhältnis zwischen den Lehrern und Studenten oder Rectoren ist ein Beispiel aus dem Jahre 1297. Als in diesem Jahre die Stadt Bologna ihre ganze Streitmacht brauchte und mit Aufhebung aller Befreiungen die gesammte Mannschaft aufbot, verlangte sie von den Rectoren ein Verzeichniß jener Professoren, die auf der Universität nicht entbehrt werden könnten. Die Rectoren bezeichneten als solche 7 Doctoren, welche ordinarie lasen und 5 Nicht-Doctoren, die extraordinarie lasen, und dazu noch 4 Universitätsbeamte.²⁾ Bei dem militärischen Aufgebot der Stadt handelte es sich natürlich nicht um fremde, sondern um solche Lehrer, die zugleich Bürger von Bologna waren, und selbst über diese stand den studentischen Rectoren das Verfügungsrecht zu!

Diese Fülle von Rechten der Studentenschaft in Bologna war natürlich nicht mit einem Schlage gegeben, sondern entwickelte sich nach und nach. Ihre Wurzeln liegen weit zurück in jener Zeit, wo die Studentenschaft noch nicht organisiert war; ihre Geltendmachung aber begann zugleich mit der Bildung der studentischen Corporationen. Damit begann aber auch der offene Kampf. Denn alle jene Rechte, welche die Studenten früher von Fall zu Fall durch Einzelverträge den Lehrern und städtischen Behörden abgewonnen hatten, sollten fortan als das statutenmäßige Recht der gesammten organisierten Studentenschaft allgemeine Geltung haben. Einzelne Lehrer wurden besorgt und bestritten den Studenten das Recht der corporativen Vereinigung oder doch der Rectorwahl. Vergeblich, denn der Papst, besonders Honorius III., nahm sich der Studenten an und mahnte die Lehrer im Jahre 1224 sogar ausdrücklich an den der Studentenschaft schuldigen Gehorsam.³⁾ Auch der Versuch der Lehrschaft, durch ähnlichen corporativen Zusammenschluß zu einem Doctoren-Collegium um 1219 der Studentenschaft gegenüber sich zu stärken, blieb ohne wesentlichen Erfolg so lange, bis, wie wir sehen werden, die Stadt durch ihre Opfer in der Besoldungsfrage im vierzehnten Jahrhundert endlich Wandel schaffte.

Die Stadt Bologna, die mit den erstehenden studentischen Corporationen ebenfalls bald im Streite lag, wurde im gleichen Sinne wie die Lehrer vom Papste Honorius III. zu Gunsten der Scholaren gemahnt. Die eben erst organisierte Studentenschaft wandte aber der Stadt gegenüber alsbald die schärfste Waffe an: die Auswanderung. Eine solche erfolgte schon im Jahre 1204 nach Vicenza und eine zweite im Jahre 1215 unter Hoffred nach Arezzo, während ein Theil der Studentenschaft doch noch in Bologna zurückblieb. Als die Stadt nun im Jahre 1217 das Gesetz durchführen wollte, daß jeder, der sich mit andern dahin verschworen, die Rechtsschule in eine andere Stadt zu bringen, auf ewig des Landes verwiesen und seine Güter eingezogen werden sollten, und jeder neuerwählte Rector binnen vierzehn Tagen vor dem

¹⁾ Savigny, l. c. III, p. 167.

²⁾ Kaufmann, l. c. p. 212 f.

³⁾ Denifle, l. c. I, p. 168 f.

und
verfügen
über
dieselben.

Diese
Rechte
der Stu-
denten

werden
vom
Papst
geschützt

gegen
Lehrer

und
Bürger-
schaft

Podestà dem Befehle Gehorsam zu schwören habe,¹⁾ so wandte sich die Studentenschaft klagend an den Papst Honorius III., welcher sich mit Nachdruck ihrer Rechte annahm, aber noch nicht vollends durchdrang, so daß im Jahre 1222 abermals eine Auswanderung nach Padua erfolgte. Der Streit wurde nur noch heftiger, die Stadt suchte nunmehr die Corporationen selbst und besonders das gefährliche Rectorat zu beseitigen, während der Papst Honorius energisch für die Corporationen eintrat und endlich nach Androhung des Bannes auch durchdrang. Die Stadt mußte nachgeben, und 1224 war alles wieder im alten Geleise, das heißt die Versammlung der fremden Scholaren (advenae, forenses) hatte die höchste Entscheidung in allen Angelegenheiten der Universität. Der corporativen Organisation sowie dem Rectorate trat die Stadt fortan nicht mehr entgegen, und zwar im eigenen Interesse.

mit
Erfolg,

zum
Vorteil
der
Stadt,

Im Vortheil der Stadt lag ja die Blüte der Universität. Darum wurden die Lehrer befreit vom Kriegsdienst und allen bürgerlichen Abgaben. Ihnen wie den Studenten wurde von der Stadt für Raub und Gewaltthat Entschädigung zugesichert, wenn die Thäter sie nicht leisten konnten. Die Juden mußten jährlich eine Summe zu einem Fastnachtsmaus für die Hochschule entrichten. Todesstrafe stand darauf, wenn ein Bürger einen Studenten zum Besuch einer fremden Hochschule verleite. Vier Tagatoren, zwei von der Stadt und zwei von der Universität, mußten jährlich den Preis der einzelnen Wohnungen bestimmen. Der Bürger, welcher mehr als den bestimmten Mietzins forderte, kam in Verurtheilung (Interdictio), kein Scholar durfte in seinem Hause wohnen; hatte ein Scholar eine Wohnung einmal gemietet, so hatte er das Recht, drei Jahre darin zu bleiben.²⁾

die
schließlich

So bemühte sich also die Bürgerschaft von Bologna allen Ernstes, durch wertvolle Zugeständnisse die fremden Scholaren und damit die Universität in ihrer Stadt festzuhalten; doch war ihr Streben auch fernerhin noch darauf gerichtet, auf die Angelegenheiten der Universität größeren Einfluß zu gewinnen. Der Versuch gelang durch Einführung der Professorenbesoldung von Seite der Stadt. Andere Städte Italiens, die mit Bologna rivalisiren und das dortige Studium an sich ziehen wollten, waren mit diesem Beispiele schon längst vorangegangen, während Bologna noch durchs ganze dreizehnte Jahrhundert auf die Anziehungskraft seines Namens und kostenloser Privilegien baute. Endlich mußte aber auch diese Stadt sich zu materiellen Opfern entschließen. Schon in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts wurde eine Art Anlauf dazu genommen, insofern die Stadt in Einzelfällen auf Bitten der Scholaren das vertragmäßige *salarium* erlegte. Die vertragsschließende Partei waren dabei noch immer die Scholaren mit dem Rector an der Spitze. Selbst in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, als die Stadt das Honorar für vier Professoren systemisierte, blieb die Wahl derselben noch immer Sache der Scholaren. In der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts aber begann mit der regelmäßigen Besoldung der Professoren durch die Stadt der Einfluß der Scholaren auf Wahl und Berufung zu schwinden. Damit beginnt zugleich jener Zustand der Scholaren-Universität zu Bologna, der den Namen Stadt-Universität rechtfertigt.³⁾

auch die
Pro-
fessoren
be-
soldung
über-
nimmt.

¹⁾ Denifle, l. c. I, p. 163.

²⁾ Savigny, l. c. III, p. 182 ff.

³⁾ Kaufmann, l. c. p. 204 f.

Mit diesem Wandel der Dinge, Abnahme des studentischen und Zunahme des städtischen Einflusses, hängt wohl auch die Thatsache zusammen, daß nicht mehr, wie einst nur reiche Scholaren nach Bologna kamen, sondern zahlreiche arme, für deren Unterhalt eigene Stiftungen¹⁾ (Collegia dotata) Stiftungen, sorgten.

Solche Stiftungen machten 1257 Zoen, Bischof von Avignon, einst Archipresbyter von Bologna, 1326 Wilhelm von Brescia (Collegio Bresciano), circa 1362 Guido Ferrarini. Besonders hervorragend war das im Jahre 1364 vom Cardinallegaten Agidius Albornoz gegründete Collegium Hispanorum Bononiae. Es war bestimmt zur Aufnahme von 24 Scholaren aus Spanien mit 2 Kaplänen auf acht Jahre. Diese und alle andern Stiftungen aber überstrahlte das von Gregor XI. 1372 gestiftete Collegium Gregorianum für 30 Scholaren.²⁾ — Mochten nun all diese Stifflinge, ähnlich wie die scholares cives, von der universitas scholarium (forensium) im allgemeinen ausgeschlossen sein, also in Universitätsangelegenheiten weder Stimm- noch Wahlrecht haben, so bildeten sie doch einen durch seine Ständigkeit wertvollen Bestandtheil der Studentenschaft, und die Drohung der andern Scholaren mit der Auswanderung verlor ihre Kraft. Dies war umsomehr der Fall, als es seit Einführung der ständigen Besoldung wohl sehr schwer fallen mußte, wirklich namhafte Professoren aus der sicheren Stellung heraus in die Wechselfälle einer reinen Scholaren-Universität zu locken. besonders von Gregor XI.

Haben wir bisher betrachtet, wie sich die technische Organisation der Universität zu Bologna entwickelte, so haben wir jetzt noch die wissenschaftliche Seite derselben zu beachten. Dabei tauchen hauptsächlich zwei Fragen auf: Welche Wissenschaften wurden gelehrt und wem stand das Urtheil über die wissenschaftlichen Leistungen der Scholaren zu? Die Universität zu Bologna

Die Hochschule von Bologna, studium Bononiense, entwickelte sich ursprünglich als reine Rechtsschule, an welcher bürgerliches wie canonisches Recht gelehrt wurde. Den Hauptstoff für den Unterricht im canonischen Rechte bildeten das Decretum Gratiani und die Decretales, im bürgerlichen Rechte aber der Codex Justinianens und das Digestum vetus. Die Vorlesungen über diesen Stoff hießen die ordentlichen. Als untergeordneter Lehrstoff galt das Infortiatum, Digestum novum und das Volumen; die Vorlesungen hierüber waren außerordentliche. Danach unterschied man auch ordentliche und außerordentliche Lehrer. Die ordentlichen Vorlesungen fanden regelmäßig des Morgens statt und durften von den Schülern nicht durch Fragen unterbrochen werden; in den außerordentlichen Vorlesungen des Nachmittags kam es aber zu Discussionen zwischen Lehrer und Schülern oder den letzteren untereinander.³⁾ Der Lehrer mußte die Vorlesung bei Strafe von zwanzig Solidi pünktlich beginnen und den vorgeschriebenen Stoff in der bestimmten Lehrzeit vollständig durchnehmen. Die Lehrzeit, das Schuljahr, dauerte vom 19. October bis 7. September; frei waren elf Tage zu Weihnachten, zwei Wochen zu Ostern und alle Donners- war zunächst reine Rechtsschule

¹⁾ Kaufmann, l. c. p. 206 ff. — Denifle, l. c. I, p. 212—218.

²⁾ Denifle, l. c. I, p. 217 f.

³⁾ Kaufmann, l. c. I, p. 213 f.

tage, Sonn- und Festtage. Die Hörsäle waren in der älteren Zeit in der Wohnung der Lehrer oder in Privathäusern gemietet. Seit dem vierzehnten Jahrhundert, also seit dem Aufkommen der städtischen Professorenbesoldung, gab es öffentliche, wohl von der Stadt besorgte, Hörsäle.¹⁾

mit
voller
Berechtig-
keit,

aber
daß ent-
scheidender
Prüfungs-
ordnung.

Bezüglich der wissenschaftlichen Selbstthätigkeit waren die Scholaren — abgesehen von den Stiftlingen — natürlich frei. Gar manche blieben Jahrzehnte auf der Hochschule, um eben Studenten sein zu können. Wer sich aber zu selbstständiger Lehrthätigkeit, *venia legendi*, aufschwingen wollte, mußte sich als wissenschaftlich tüchtig bewähri haben. Wie und durch wen diese wissenschaftliche Tüchtigkeit bis ins zwölfte Jahrhundert herauf geprüft und bestätigt wurde, ist uns nicht überliefert. Jedenfalls war aber die Tüchtigkeitserklärung keine öffentliche und rituelle. Diese letztere, die *Promotio*, entstand um die Wende des zwölften auf das dreizehnte Jahrhundert, also zu gleicher Zeit mit den corporativen Einigungen der Scholaren und dem Doctoren-Collegium. Die dazu notwendige Prüfung wurde vor dem Jahre 1219 von dem Doctoren-Collegium vorgenommen. Bei der bekannten damaligen Abhängigkeit der Lehrer von den Scholaren ist es erklärlich, daß mancher promoviert wurde, der dessen nicht würdig war. Klagen darüber kamen — wohl aus dem Lehrercollegium selbst — an Papst Honorius III., und dieser bestimmte im Jahre 1219 zur Wahrung der Würde des Doctorates, daß fortan Prüfung und Promotion nur mehr unter dem Voritze des jeweiligen Archidiacons des Domstifts zu Bologna stattfinden solle; bei dieser Bestimmung blieb es fortan.²⁾

Doctor-
prüfung.

Übrigens waren zum Doctorat viele Studien nöthig; sechs Jahre mußte der Canonist studiert haben, acht Jahre der Civilist, eine Vorlesung oder eine Repetition wurde jedoch für ein Jahr Studium angerechnet. Der Candidat wandte sich an einen der Doctoren, daß er ihn dem Archidiaconus vorstelle und empfehle, und bestand dann eine Prüfung, das *Examen*, welches *Privata examinatio* hieß. Er bekam zwei Texte zu bearbeiten, mußte dann seinen Aufsatz vorlesen und Fragen und Einwürfe beantworten. Waren die Examinatoren mit der Leistung zufrieden, so wurde er zum *Licentiaten* ernannt. Die öffentliche Prüfung (*Publica examinatio*, *Conventus*) fand in der Domkirche, in die man sich in feierlichem Zuge begab, statt. Der *Licentiat* hielt eine Rede, dann eine öffentliche Vorlesung und hatte die Einwürfe und Fragen der Studenten zu beantworten. Hatte er entsprochen, so rief ihn der Archidiaconus zum Doctor aus und übergab ihm die Zeichen seiner Würde, das Buch, den Ring, den Doctorhut, wies ihm den Platz auf dem Katheder an.³⁾ Der Candidat mußte dem Rector schwören, daß er die gehörige Zeit studiert, daß er nichts als das Vorgegeschriebene bezahlt habe, daß er der Universität und den Scholaren nicht zuwiderhandeln, wenn er in Bologna bleibe, dem Rector gehorchen und die Statuten befolgen, daß er nicht außer Bologna lehren wolle. Die Gebühren betrugen für das *Examen* gegen 60, für den *Conventus* 80 Lire. Aber es war Gebrauch, daß der Candidat zum Festzug neue Kleider verschenkte, so kam das Doctorat hoch. Die Päpste verlangten unentgeltliche Promotion und Beschränkung der Luxusausgaben auf 500 Lire. — Die Rechte eines Doctors waren aber auch groß. Er hatte zunächst die unbeschränkte *venia legendi* und das Recht als Mitglied eines Doctoren-Collegiums andere zu promovieren. Ganz

¹⁾ Savigny, l. c. III, p. 232 ff.

²⁾ Kaufmann, l. c. I, p. 195 f. — Denifle, l. c. I, p. 203 f.

³⁾ Savigny, l. c. III, p. 194—196.

außerordentlich waren aber auch die gesellschaftlichen Vorrechte eines Doctors, selbst dann, wenn er nicht als Lehrer thätig war. Noch während des dreizehnten Jahrhunderts ward der Doctortitel zu einer Art Adel, und jeder Doctor war den ersten Kreisen der Gesellschaft gleichgestellt. Kleiderordnungen und Luxusgesetze behandelten den Doctor wie einen Edelmann, bei Festlichkeiten war ihm ein Ehrenplatz und der Vortritt sicher u. s. w.¹⁾ — Diese Art der Promotion war seit dem dreizehnten Jahrhundert üblich.

So entwickelte sich der Studiengang an dem Hauptbestandtheile der Universität von Bologna an der Rechtsschule. Neben derselben und meist auch von derselben beherrscht, entstanden im Laufe des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts auch Schulen der andern Wissenschaften: der freien Künste (artes) und der Medicin.

Eine Schule der freien Künste, Artistenschule oder philosophische Facultät gab es in Bologna zwar schon seit Beginn des dreizehnten Jahrhunderts, doch erlangte dieselbe niemals besondere Bedeutung. Dagegen wuchs die ebenfalls in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts entstandene medicinische Facultät seit etwa 1280 zu imponirender Stärke heran.²⁾ Diesen beiden Facultäten der Artisten und Mediciner gegenüber, deren Mitglieder, soweit sie aus der Fremde stammten, einer universitas — den Ultramontani oder Citramontani — sich anschlossen, suchte die juridische Doppelfacultät der Canonisten und Legisten eine herrschende Stellung einzunehmen. In der That behaupteten sie lange das Recht, daß die Rectoren stets aus den Juristen zu wählen seien. Dies behagte den erstarkenden Medicinern auf die Dauer nicht und sie vereinigten sich mit den Artisten gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts zu einer neuen universitas scholarium philosophiae ac medicinae, welche trotz des Widerspruchs der Juristen am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts von der Stadt anerkannt wurde und fortan ihren eigenen Rector hatte.³⁾ — Eine ganz eigenartige Stellung hatte die theologische Facultät, welche erst spät im Jahre 1360, von Papst Innocenz VI. gegründet wurde. Die Professoren wurden für den Anfang vorwiegend aus Paris berufen, später sollte der Bischof von Bologna das Recht haben, die venia legendi zu ertheilen.⁴⁾

Mit der Einführung der theologischen Facultät ist die Hochschule von Bologna beiläufig das geworden, was wir heute unter einer Universität verstehen. Der Ruhm der Universität war glänzend, die Selbstsucht der Bürger war schuld, daß er nach und nach schwand.

Die Bolognesen führten nun den Verfall ihrer Hochschule selber durch das Bestreben herbei, die vornehmsten Lehrstellen nur aus den einheimischen Familien zu besetzen und nur eingeborne Bolognesen in die Promotionsfacultät zu bringen. Ganz die gleiche Selbstsucht wurde nach und nach bei den Mitgliedern der Facultät rege, so daß sie sich eidlich verpflichteten, keine andern Bolognesen zu promovieren, als ihre eigenen Söhne, Brüder und Nessen,⁵⁾ und

1) Kaufmann, l. c. I, p. 197.

2) Denifle, l. c. I, p. 205 f.

3) Ibid. p. 206. — Kaufmann, l. c. I, p. 191.

4) Denifle, l. c. I, p. 207.

5) Savigny, l. c. III, p. 192. — Kaufmann, l. c. I, p. 197.

Neben
der
Rechts-
schule
entstand
eine

philo-
sophische,

medi-
cinische

und theo-
logische
Facultät.

Verfall
Bo-
lognae.

so entstand denn in Bologna eine Professoren-Aristokratie, aber der Ruhm der Schule starb dahin. Der Geist weht, wo er will, er ist nicht an bestimmte Familien gebunden.

Das Zusammenströmen so vieler Fremden, mitunter circa 10.000 Studenten, brachte in Bologna natürlich manchen neuen Geschäftszweig in Blüte. Neben den einträglichen Mietgeschäften mußte namentlich das **Bücherwesen** große Bedeutung erlangen.

Bücher.

Schutz-
ver-
bände.

Papier.

Der Bücher gab es nicht viele, aber sie wurden umso eifriger gelesen; Lösung war „Unius libri lectorem timeo“. Die Abschreiber gehörten mit den Malern, Buchbindern und Bedienten der Studenten zu den Schutzverwandten der Universität. Das Gewerbe der Abschreiber war in Bologna wie in Paris besonders im Schwung, selbst Frauen beschäftigten sich damit. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert ist Pergament und Baumwollenpapier, seit dem vierzehnten Linnenpapier in Gebrauch, Schilfpapier war nicht mehr in Gebrauch: Papyrus bedeutet jetzt in der Regel Baumwollenpapier. Neue Bücher wurden nur auf Bestellung geschrieben; wer eines haben wollte, mußte mit einem Abschreiber einen Vertrag schließen. Die Stationarii waren Bücherverleiher, welche durch Eid verpflichtet waren, correcte Exemplare um einen bestimmten Preis auszuborgen, 117 besonders verzeichnete Bände mußten sie immer vorrätig haben. — Handel mit Büchern war verboten: Niemand sollte ein Buch kaufen, der es nicht für sich selber gebrauchen oder als Stationarius ausleihen wolle.¹⁾

Pariser
Uni-
versität.

Wesentlich verschieden von diesem Entwicklungsgange der Hochschule zu Bologna war jener der Pariser Universität, indem die für den Universitätscharakter entscheidende Wendung nicht von den Scholaren gemacht wurde, sondern von den Lehrern (magistri), und zwar bei steter Wahrung des altherkömmlichen Einflusses der kirchlichen Oberbehörde auf das Schulwesen.

Karl der
Große.

Wie so vieles Vorzügliche, hat man die Stiftung der Universität Paris Karl dem Großen zugeschrieben, während er wohl manche Schulen aber keine Universität gestiftet, bei der Gründung seiner Hochschule aber im Geiste der Universalität der Wissenschaft gehandelt hat.²⁾ Doch war der Ruf der Stadt Paris als einer Hauptstätte der Wissenschaft längst über ganz Europa verbreitet, bevor es daselbst eine Universität, studium generale, gab. Ein Sprichwort sagte: Gott gab den Römern den Papst, den Deutschen das Reich, den Franzosen aber die Schule. Aus allen Ländern Europas strömten seit der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts die Jünglinge nach Paris um die Vorträge berühmter Lehrer zu hören.

Be-
rühmte
Lehrer

Schon Wilhelm von Champeaux³⁾ hatte einen großen Namen als Lehrer, einen viel größern sein Schüler Abälard, zu dessen Füßen die Söhne

¹⁾ Savigny, l. c. III, p. 532—565.

²⁾ Vergl. Bd. IV, S. 118 dieses Werkes. 5. Aufl.

³⁾ Abbé Michaud, Guillaume de Champeaux et les écoles de Paris au XII. siècle. Paris 1867. — Hauréau, Histoire de la philosophie scholastique, I, p. 320—344.

der besten Familien aus Italien und Spanien, aus England, Deutschland und selbst aus dem äußersten Norden saßen, als wäre er allein im Besitz aller Gelehrsamkeit.¹⁾ Es fehlte an Wohnungen für den Zudrang der Jugend. Und doch muß Paris damals schon eine bedeutende Stadt gewesen sein und mindestens 200.000 Einwohner gehabt haben; zählte sie doch schon 1328 nicht weniger als 61.098 Feuerstellen. Zur Zeit Ludwigs VII. (1137—1180) waren Lehrer und Schüler aus allen Ländern Europas in Paris zu finden. Von berühmten Engländern jener Zeit haben Thomas Becket, Stephan Langton, Johann von Salisbury, Radulf von Dicetum, von Deutschen Barbarossa's Oheim Otto von Freising, von Italienern Arnold von Brescia, von Griechen der spätere Kaiser Isaak Angelus, von Dänen Abjalon, der berühmte Erzbischof von Lund, in Paris ihre Bildung geholt. Heinrich II. wollte den Lehrern zu Paris seinen Streit mit Thomas Becket zum Entscheid überlassen. Paris hieß bald „die Sonne der Christenheit, die Quelle aller Wissenschaft, die Lehrerin der Wahrheit, die durchlauchtige Schule, die Schriftstadt, Kiriatsepher“.²⁾ — Der Wäliser Giralbus, welcher zur Zeit des Richard Löwenherz als Kreuzprediger Wales durchzog, erzählt, wie er in seiner Jugend, sowie einmal sein Entschluß feststand, eine höhere Ausbildung zu erwerben, alsbald nach Paris aufbrach.³⁾

und
Schüler
vor dem
Jahre
1200

Besonders kräftig entwickelte sich der geistige Wettkampf im zwölften Jahrhundert bei der durch Papst Alexander III. auf dem Lateran-Concil 1179 gewährleisteten Lehrfreiheit. Danach durfte jedermann als Lehrer auftreten, und jeder, der sich zur Lehrthätigkeit tauglich erwies, mußte die Erlaubnis, *venia legendi*, dazu unentgeltlich erhalten.⁴⁾ — Es ist selbstverständlich, daß die auftretenden Lehrer mit den bestehenden Verhältnissen rechnen mußten. Vor allem galt es, geeignete Lehrsäle zu finden, und dabei waren die neuen Lehrer außerhalb Italiens, speciell in Paris, fast ausschließlich angewiesen auf die Räumlichkeiten der alten Kloster- und Stiftsschulen. An die Vorsteher dieser Schulen mußten die neuen Lehrer sich wenden, von ihnen die Erlaubnis, in den Schulräumen zu lehren, erlangen. Aber auch dann, wenn ein neuer Lehrer nicht in alten Schulräumen, sondern in privaten Localen Schule halten wollte, beanspruchte die kirchliche Behörde, ihrem traditionellen Obergewalt über das Schulwesen überhaupt entsprechend, das Recht, um Erlaubnis gefragt zu werden und die *venia legendi* zu ertheilen. Dieses von uralter Gewohnheit getragene Recht erwies sich als so stark, daß es selbst wiederholten päpstlichen Erlassen, die für volle Lehrfreiheit eintraten, widerstand. Die *venia legendi* wurde also im Gebiete eines Klosters vom Abte oder dessen Kanzler, sonst aber

und
deren
Verhält-
nis zum
Papst

und zu
den alten
Schulen.

¹⁾ Vergl. Bd. V, S. 38—46 dieses Werkes. 5. Aufl. — Bulaeus, l. c. II, p. 50 f. — In Guilelmus Brito (Armoricus), *Gesta Philippi II.*, I, p. 100, heißt es von Paris:

„Quae caput est regni, quae grandia germina regum
Educat et doctrix existit totius orbis.“

²⁾ Budinszky, *Die Universität Paris und die Fremden an derselben im Mittelalter*, S. 17. Berlin 1876.

³⁾ De gestis Giraldi, I, 1, Ausgabe von Brewer (London 1861), p. 45: „Quatenus super artium et literaturae fundamentum legum et canonum parietes in altum erigere et sacrum scripturae theologicae tectum a superiori concludere et sic aedificium triplici structura connexum firmissimis stabilire juncturis praevaleret.“

⁴⁾ Hefele, l. c. V, p. 715.

vom Diöcesanbischof, respective dessen Kanzler erteilt. Dieses Recht des Kanzlers war — wenn auch auf alte Anschauungen gestützt — doch etwas Neues, ebenso wie die neuen Schulen nicht etwa eine Blüte der alten Kloster- und Stiftsschulen sind, sondern neben denselben als etwas Neues, Eigenartiges dastehen.¹⁾

Viele
Schulen.

Solche neue Schulen gab es sehr viele in Paris, zeitweise über hundert oder einige Hundert. Man nannte sie zusammenfassend *scholae Parisienses*.²⁾ Da nun aber die Schulen der Kathedrale zu Notre Dame und die der Abtei S. Genovefa den größten Ruhm hatten, und da, wer hier lehren wollte, die Erlaubnis des Kanzlers der Kathedrale, beziehungsweise des Abtes von S. Genovefa einzuholen hatte, so bestanden in Paris in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts zwei besonders ausgezeichnete Schulgebiete, das des Kanzlers der Kathedrale und das des Abtes von S. Genovefa; jenes wurde von der Seine-Insel gebildet und durch die Wendung *inter duos pontes* bezeichnet, dieses oft kurz in *monte*. Mochten aber alle diese Schulen von Außenstehenden als *scholae Parisienses* zusammengefaßt werden, mochten auch alle Wissenschaften hier gelehrt worden sein, ein *studium generale*, eine Universität, bildeten sie doch nicht, solange die corporative Vereinigung fehlte. Von dieser aber findet sich die erste Spur im Jahre 1200, als der König Philipp August sich veranlaßt sah, die Magister wie die Schüler durch ein eigenes Privilegium zu schützen. Der Anlaß war folgender.

Zwei
Schul-
bezirke.

Im
Ereignis

Der Diener eines vornehmen Scholaren deutscher Nationalität, der für seinen Herrn Wein holen sollte, war in der Schenke in einem Streite geschlagen, und das Gefäß war ihm zerbrochen worden. Aufgebracht darüber schlugen deutsche Studenten den Schenkwirt halbtodt. Die Bürger von Paris dagegen erstürmten unter Anführung des königlichen Prévôt das Haus, in welchem die deutschen Studenten wohnten und erschlugen jenen Scholaren nebst einigen seiner Anhänger. Auf das hin klagten die Magister beim König, der in Sorge, daß die Lehrer und Schüler Paris verlassen könnten, den Prévôt aufs härteste bestrafte. Zugleich erteilte er das Privileg, daß die Scholaren (Lehrer oder Schüler), der Gerichtsbarkeit des Prévôt entzogen seien. Begehe ein Scholare ein Verbrechen, so habe der Prévôt ihn wohl zu verhaften, aber sogleich dem geistlichen Gerichte auszuliefern. Das Haupt der Pariser Schulmänner aber im Falle eines Verbrechens zu verhaften, stehe überhaupt nur dem geistlichen Gerichte zu, nicht aber dem Prévôt. Wenn in Zukunft ein Scholare mißhandelt werde, so dürfe kein Bürger sich der Zeugenschaft entziehen, sondern er solle den Thäter ergreifen und dem Gerichte ausliefern. Das mußte der Prévôt und die ganze Bürgerschaft von Paris sogleich beschwören, und in Zukunft sollte jeder Prévôt beim Amtsantritte einen Eid darauf ablegen.³⁾

und
Privileg
des
Jahres
1200

zeigt sich
schon

In diesem Ereignisse und dem dadurch veranlaßten Privilegium finden wir die Spuren fast aller jener Elemente, die für die Pariser Universität charakteristisch wurden. Vor allem ist zu beachten, daß nicht die Studenten, sondern die Lehrer über die an den Schülern verübte Gewaltthat die Klage einbrachten; ganz anders als bei ähnlichen Anlässen in Bologna. Ferner hatten die Lehrer damals schon ein gemeinsames Oberhaupt, was doch eine gewisse corporative Organisation voraussetzt. Eine Spur ähnlicher Organisation

die
Organis-
ation
eines

¹⁾ Kaufmann, l. c. I, p. 106—118.

²⁾ Ibid. p. 135 f., 247.

³⁾ Denifle, Mémoires de la Société de l'histoire de Paris, X, p. 247 f. — Denifle, Die Universitäten, I, S. 60, 88—90.

der Studenten oder doch zunächst eine Scheidung derselben nach Nationen müssen wir in dem Umstande erblicken, daß ausdrücklich nur von deutschen Studenten und einem Hospiz deutscher Studenten die Rede ist. Endlich ward die Competenzfrage der bischöflichen Kanzlei definitiv entschieden. Was bisher als eine Art Anmaßung der bischöflichen Kanzlei hätte aufgefaßt werden können, das war von nun an statutenmäßiges Recht. Die bischöfliche Kanzlei hatte demnach nicht bloß das Überwachungsrecht der Vorgänge auf wissenschaftlichem Gebiete, sondern ward zum ausschließlichen Gerichtshof in allen sonstigen Streitigkeiten der Lehrer wie der Schüler bestimmt. Wieder grundverschieden von Bologna, wo die Authentica Habita den Scholaren das Recht zusprach, bei Rechtsstreitigkeiten entweder den Magister oder den Bischof zum Richter zu wählen.¹⁾

dem
Kanzler
unter-
stehenden

Das Ereignis und das Privilegium vom Jahre 1200 bedeutet also einen Wendepunkt im höheren Schulwesen von Paris. Mit dem Zusammenschluß der Lehrer begann das studium generale, und die Stellung des Kanzlers rechtfertigt die Bezeichnung Kanzleruniversität. Man hat aber dabei nur an den bischöflichen Kanzler von Notre Dame zu denken, da die Schule von S. Genovesa nicht in die neue Universität einbezogen wurde, und zunächst ein privates Hausstudium dieser Abtei blieb.²⁾ Erst später suchte der Abt von S. Genovesa mit dem Kanzler von Notre Dame zu rivalisiren. Noch manche Kämpfe aber mußten durchgeföhrt werden, bis die innere Organisation der neuen Universität vollendet war.

stu-
dium
gene-
rale,

Das Collegium der Lehrer, universitas magistrorum, mag ganz anfangs ein bloßer Verein aller in Paris eben anwesenden Lehrer gewesen sein, ohne Unterabtheilung. Bald aber kam es innerhalb dieser universitas zu einer Gruppenbildung durch naturgemäßen Zusammenschluß der Lehrer einer und derselben Disciplin; es begann die Bildung der Facultäten. Dieser Proceß war sicher lange vor 1260, wahrscheinlich schon um 1213 vollendet. Man unterschied vier Facultäten: Theologie, Recht, Medicin und Philosophie (artes). Jede Facultät hatte ihre eigenen Statuten, natürlich unter Rücksichtnahme auf die Allgemeinstatuten des Gesamt-Collegiums.³⁾

mit
vorherr-
schender
uni-
versi-
tas ma-
gistro-
rum.

Zwischen dem Magister-Collegium und dem bischöflichen Kanzler kam es bald, im Jahre 1208, zu Reibungen, da das erstere im Bewußtsein der durch die Vereinigung gehobenen Kraft, das Recht beanspruchte, sich nach eigenem Ermessen zu organisiren und besonders — als die eigentlichen Träger der Wissenschaft — bei inneren Studienangelegenheiten, Studienordnung, Prüfung und Ertheilung der *venia legendi* das entscheidende Wort zu sprechen, während der Kanzler sich als den Leiter des studium generale in jeder Beziehung betrachtete. Das Magister-Collegium appellirte im Jahre 1209 an den Papst und erreichte den Ausgleich vom Jahre 1215, wodurch der Kanzler hinsichtlich der Gerichtsbarkeit etwas eingeschränkt, besonders aber verpflichtet wurde, die *venia legendi* einem jeden zu ertheilen, den das Magister-Collegium als geeignet

Streit
mit dem
Kanzler,

wegen
der
Gerichts-
barkeit,

¹⁾ Ja, in Bologna stand es den Scholaren sogar frei, eventuell auch die Stadtobrigkeit zu wählen. Denifle, Die Universitäten, I, S. 55.

²⁾ Denifle, l. c. I, p. 653 ff.

³⁾ Ibid. p. 67—77. — Kaufmann, l. c. I, p. 252, 264 f.

wegen
der kirch-
lichen
Censuren

und des
Siegels.

bezeichnete. Bald darauf kam es zum Streit wegen der kirchlichen Censuren, und Papst Honorius III. entschied am 30. März 1219 dahin, daß kein Mitglied der Pariser Universität ohne Vorwissen des Papstes excommuniciert werden dürfe.¹⁾ Zur selben Zeit erhob sich aber auch der Streit wegen des Universitäts-Siegels. Bis zum Jahre 1221 hatte die universitas magistrorum noch kein eigenes Siegel; die Befiegelung der Urkunden von Seite des Kanzlers war bei dem meist unfreundlichen Verhältnisse zu demselben recht lästig und wurde daher oft übergangen. Als im Jahre 1221 die Universität ein eigenes Siegel annahm, protestierte der Kanzler, und der Papst Honorius III. gab ihm diesmal recht; indem er das neue Universitäts-Siegel verbot und im Jahre 1225 gar zerbrechen ließ. Ein deshalb ausgebrochener Scholarenaufrstand wurde durch königliche Truppen unterdrückt, und erst im Jahre 1246 erhielt die Universität ein eigenes Siegel von Papst Innocenz IV. zuerkannt.²⁾

Zwei
Kanzler.

Um dieselbe Zeit kam auch der Streit zwischen dem bischöflichen Kanzler von Notre Dame und dem Abte von S. Genovefa zum Austrag. Bis in die ersten Dreißigerjahre finden sich schon Beispiele einer Rivalität zwischen dem Abt von S. Genovefa und dem bischöflichen Kanzler in Universitäts-Angelegenheiten, besonders hinsichtlich der Ertheilung der *venia legendi*. Es waren hauptsächlich Artisten, die sich im Jurisdictionsbetriebe des Abtes ansiedelten und von diesem die *venia legendi* erhielten. Gegen den Protest des Kanzlers entschieden die Päpste Honorius III. im Jahre 1222 und Gregor IX. in den Jahren 1227 und 1231 zu Gunsten des Abtes, und dieser übertrug in der Folgezeit, zwischen 1231 und 1255, diese Geschäfte seinem Kanzler. Von nun an gab es also in Paris zwei Universitätskanzler, gleichwertig bezüglich der Prüfung und der *venia legendi*. Die Prüfung vor dem bischöflichen Kanzler hieß die „untere“, die des Kanzlers von S. Genovefa die „obere“. „Bezüglich der Verwaltung hatte jedoch der Abt von S. Genovefa und sein Kanzler keine Bedeutung und in den weiteren Kämpfen der Universität spielte er keine Rolle.“³⁾

Kanzler
und
Rectorat.

Ein neuer Kampf brach bald darauf aus zwischen dem Kanzler und dem mächtig aufstrebenden Rectorat. In den ersten drei Decennien des dreizehnten Jahrhunderts finden wir keine Spur von einem Rector der Universität, von einem allgemeinen Vorstand außer dem Kanzler. Es war offenbar eine Folge des beständigen Streites mit dem Kanzler, daß das Magister-Collegium daran dachte, aus sich selbst einen ständigen Vertreter und Leiter des Verwaltungs-Organismus aufzustellen. Für diese Stellung paßte aber niemand besser als der Vorstand der weitaus zahlreichsten Facultät der Artisten. In der That erscheint dieser Artistenvorstand in einer Urkunde vom Jahre 1237 als *rector universitatis*, während die Vorstände der übrigen Facultäten den Titel „*Decane*“ weiterführten. Auch in Zukunft behauptete der Artistenvorstand diese Stellung, weil die Juristen und Mediciner in Paris an Zahl und Bedeutung zu schwach, die Theologen aber an und für sich zum Kampfe gegen die bischöfliche Kanzlei nicht passend, und überdies größtentheils als Angehörige eines Ordens zur Wahl untauglich waren. Die Stellung dieses Rectors war aber lange Zeit hindurch die eines von der universitas magistrorum Beauftragten. Da sie sich aber als unumgänglich nothwendig erwies, so wuchs naturgemäß ihre Bedeutung. Da

¹⁾ Potthast, Regesta Pont., p. 528.

²⁾ Kaufmann, l. c. I, p. 255 f. — Denifle, l. c. I, p. 77 ff.

³⁾ Denifle, l. c. I, p. 655–670. — Kaufmann, l. c. I, p. 262 f.

ferner der Rector ja dem Kanzler als dem nominellen Haupte der Universität entgegengestellt worden war, so stellte sich ganz von selbst die Idee ein, daß eben dieser Rector nunmehr Haupt der Universität in jeder Beziehung sein oder werden solle. Damit waren die Artisten natürlich einverstanden, bei den andern Facultäten jedoch regte sich jezt gegen diese Auffassung der Widerspruch ebenso wie beim Kanzler. Diese Streitigkeiten wurden durch päpstliche Intervention nach und nach zu Gunsten des Rectors entschieden, und zwar mußten im Jahre 1279 die Decane der Juristen und Mediciner, im Jahre 1283 der bischöfliche Kanzler, endlich im Jahre 1341 auch die Theologen den Vorrang des Rectors, als des Hauptes der ganzen Universität, anerkennen.¹⁾ Wie sehr aber dieses Rectorat, zu welchem nur ein magister in artibus gewählt werden konnte, verschieden war von dem Studenten-Rectorat in Bologna, liegt auf der Hand.

Der Rector als Haupt der Universität

Der Rector hatte die Versammlungen der Facultät der Künste und die Generalversammlungen einzuberufen und zu leiten und in den Versammlungen der Studenten Verordnungen und Ereignisse, die alle betrafen, mitzutheilen. Seine Stelle, wenn er verhindert war, vertrat in allgemeinen Angelegenheiten der Decan der theologischen Facultät. — Als Haupt der Universität genoß der Rector hohe Ehren: er hatte den Vortritt vor den höchsten weltlichen und geistlichen Würdenträgern, nur nicht vor Personen von königlichem Geblüte. Kamen fürstliche Personen nach Paris, so fehlte bei ihrem Empfange sicher der Rector nicht; er gieng vor die Stadt hinaus, nur wenn der König oder der Papst kam. Vor dem Bischof von Paris sprach der Rector den Vortritt an. Auf eine Vorladung vor das Parlament erschien er nicht selber, sondern sandte er bloß einen Vertreter. Bei festlichen Anlässen hatte er seinen Orator, der für ihn sprach, wie der König seinen Kanzler. Man mußte ihn mit *Messire*, mit *Amplissime rector* oder mit *Vestra amplitudo* anreden, ihn *vir excellentissimus*, *colendissimus*, *dignissimus* benennen.

dessen Aufgabe

und Ehrenrechte.

Die Wahl des Rectors hatte Formen, ähnlich der des Papstes, nur durfte sie nicht länger dauern als eine Wachskerze von einem bestimmten Gewichte brannte. „Conclave“ hieß die Wahlversammlung. Konnten die Wähler²⁾ sich nicht verständigen, so wurden neue Wahlmänner gewählt. Die Verordnung Ludwigs XI., daß königliche Commissäre der Wahl bewohnen sollten, da es unbillig sei, daß man ohne Wissen des Vaters über die „älteste Tochter“ verfüge, wurde nicht beachtet. Die Universität wahrte die Freiheit ihrer Wahl. Gewählt werden konnte aber nur ein wirklicher lehrender Professor der Facultät der freien Künste,³⁾ ob er nun Inländer oder Ausländer war, er mußte aber unverheiratet sein. Die Amtsdauer des Rectors war ein Monat, seit 1266 drei Monate, seit dem siebzehnten Jahrhundert ein Jahr, auch drei Jahre. Die Ehre des Rectorates war also groß, das Einkommen jedoch gering; er bezog bloß eine Tage von jedem Candidaten, der eine akademische Würde erlangte, einen Zuschuß zu standesgemäßem Auftreten von den Nationen,⁴⁾ ferner 16 Pfennige von jedem Bund Pergament, der auf den Markt von Saint-Denis gebracht wurde. Auf seinem Gange war der Rector von den beiden Bedellen seiner Nation in der Amtstracht und mit silbernen Stäben begleitet.

Wahl des Rectors

¹⁾ Kaufmann, l. c. I, p. 269—273. — Denifle, l. c. I, p. 106—123.

²⁾ Über diese vergl. weiter unten S. 373.

³⁾ Budinszky, l. c. p. 34 ff. — Kaufmann, l. c. I, p. 269.

⁴⁾ Pro cappa oder droit de chappe. Budinszky, l. c. p. 39.

Die Studenten,

Wir haben nun den Entwicklungsgang der Pariser Universität¹⁾ verfolgt, ohne der Studenten besonders zu gedenken. Diese treten hier eben in den Hintergrund.

in Nationen getheilt,

Wohl gab es Studenten-Vereinigungen, Nationen genannt, aber dieselben entwickelten sich nicht wie in Bologna zu autonomen Körperschaften, vielmehr standen die Studenten stets unter der Leitung der Professoren (magistri), von welchen sie auch nach außen hin vertreten wurden. Beweis dafür ist neben der Begebenheit vom Jahre 1200 besonders das Ereignis vom Jahre 1229. An einem Faschingstage dieses Jahres gerieth eine Schar Studenten in einer Vorstadt von Paris nach lustigem Gelage mit dem Wirt wegen des Preises in Streit und zog im folgenden Handgemenge den kürzeren. Dafür kamen sie am nächsten Tage verstärkt wieder, verwüsteten die Schenke und mißshandelten außer dem Wirt noch andere Personen. Der Prévôt gab nun im Einbernehmen mit der Königin-Mutter Blanca scharfe Befehle, und seine Häsher griffen die nächstbeste, am Tumulte gar nicht theilhabende Studentenschar derart an, daß einige Studenten todt auf dem Plage blieben. Darüber führten nun die Magister (nicht die Studenten in eigenem Namen) Klage. Auf abweisenden Bescheid löste sich die Universität auf, und viele sollen damals besonders nach Oxford ausgewandert sein. Die Sache kam an den päpstlichen Stuhl, und wieder waren es zwei Magister, welche die Sache der Studenten dort mit Erfolg vertraten, so daß Papst Gregor IX. durch die Bulle Parens scientiarum, vom 13. April 1231, die Streitfrage zu Gunsten der Studenten beendigte. Die Regierung gab nach, erneuerte und vermehrte die alten Privilegien, und von allen Seiten strömten sofort wieder die Studenten herbei, so daß alsbald Wohnungsnoth eintrat. In der ganzen Angelegenheit erscheint aber die Pariser Studentenschaft nicht als autonome Corporation, sondern vertreten von den Professoren.²⁾

Die Nationen,

Die Studentenvereinigungen in Paris entwickelten sich ferner auch nicht wie in Bologna aus inneren Gründen, sondern wurden in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts eingeführt aus Gründen der äußern Ordnung an der

¹⁾ Denifle machte in seinem so gelehrten und scharfsinnigen Werke auf den Unterschied der inneren Entwicklung der Universitäten Paris und Bologna aufmerksam. Nach einer eingehenden Untersuchung kommt er über die erstere zu den Sätzen: 1. Sie constituirte sich Ende des zwölften Jahrhunderts aus der Vereinigung der Lehrer der vier Disciplinen: der Theologie, des Jus, der Medicin und der Artes. 2. Die vier Facultäten bildeten sich erst nach und nach innerhalb der Universität durch engere Verbindung der Lehrer desselben Faches, und erst allmählich nahm der Ausdruck Facultas, der ursprünglich eine Disciplin bedeutete, den Begriff eines Collegiums von Professoren derselben Disciplin an. 3. Wenngleich sich anfänglich die Scholaren derselben Nation naturgemäß vereinigten, so haben sich doch gerade die vier Nationen nicht organisch entwickelt, sondern die Einteilung in dieselben ist künstlich und sie wurde erst nach Constitutionierung der Universität in den ersten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts gemacht. 4. Die Elemente der Nationen waren alle Scholaren einschließlich der Licentiaten, sowie die Magistri artium. 5. Letztere gehörten also ebenfalls zu dem Consortium magistrorum, welches die Universität bildete, anderseits zu den vier Nationen. 6. Der Rector war ursprünglich das Haupt der vier Nationen, bald aber der Artisten-Facultät. Anfänglich hatten ebensowenig die ganze Universität als die einzelnen Facultäten einen gemeinschaftlichen Vorsteher. 7. Erst gegen Mitte der vierzehnten Jahrhunderts wurde der Rector der vier Nationen, respective der Artisten-Facultät, Vorsteher der ganzen Universität, nachdem ihm gegen Ende des dreizehnten die Decretisten und Mediciner, vor der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts auch die Theologen unterworfen worden waren. (L. c. I, p. 131.)

²⁾ Kaufmann, l. c. I, p. 256—261.

Universität.¹⁾ Auch in dieser Eintheilung nach Nationen finden wir die Artistenfakultät in eigenthümlicher Stellung. Man unterschied nämlich vier Nationen, und dazu gehörten alle Studenten (aller Fakultäten), aber auch alle Magister der Artisten, und zwar vertheilten sich diese letztern geradeso wie die Studenten in die verschiedenen Nationen, und nur die Magister, nicht die Studenten, hatten bei Versammlungen der Nationen Stimmrecht.²⁾ Es gehörte also auch der Rector, der ja ein Artisten-Magister sein mußte, stets einer dieser Nationen an, und hatte nur in dieser beratende und beschließende Stimme in Angelegenheiten der Studentenschaft. — An der Spitze einer jeden Nation stand ein Procurator, gewählt von und aus den Magistern dieser Nation. Diese Procuratoren hatten nicht bloß als Vorstände der Nationen deren Angelegenheiten zu besorgen, sondern hatten vor 1280 den Rector zu wählen und ihm als Rath zur Seite zu stehen.³⁾

Dass die Eintheilung in Nationen nicht aus inneren Gründen erfolgt ist, zeigt sich in der ganzen Eigenart derselben. Man unterschied die französische, picardische, normännische und englische. Wie konnten die Franzosen den Picarden, wie die Engländer den Normannen das Recht einer selbstständigen Nation zugestehen? Noch eigenthümlicher ist, was alles zur französischen Nation mitgerechnet wird: — Italiener, Spanier, Portugiesen, Griechen und Orientalen! — Nicht minder eigenthümlich ist, was unter englischer Nation verstanden wird, nämlich nicht bloß Engländer, Schottländer, Irländer, sondern auch Polen, Deutsche und die übrigen Nordländer. Man ersieht schon daraus, dass die Eintheilung in Nationen eine künstliche war. Die Namen wurden allerdings wahrscheinlich von jenen Nationen genommen, welche in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in Paris am stärksten vertreten waren. Die schwächer vertretenen oder später dazu gekommenen wurden kurzweg in die beliebte Vierzahl eingeschachtelt. Zu diesen mechanisch Eingeeordneten gehören namentlich die Deutschen, welche ja schon anfangs des dreizehnten Jahrhunderts zahlreich in Paris studierten; sie wurden den Engländern einverleibt. Wahrscheinlich von Anfang an, sicher aber im vierzehnten Jahrhundert war die Rangordnung der Nationen genau bestimmt und der französischen der erste Rang zuerkannt.⁴⁾ Sie war eben zweifellos weitaus die stärkste und hatte daher wieder ihre Unterabtheilungen, Provinzen, mit ebenfalls bestimmter Rangordnung, nämlich: Paris, Sens, Rheims, Tours und Bourges. Zur Provinz Bourges gehörten aber auch Nichtfranzosen, nämlich die oben genannten Südeuropäer, Italiener u. s. w. und die Orientalen! Eine Eintheilung der andern Nationen nach Provinzen fand erst viel später statt, und selbst die nicht officielle Unterscheidung in der englischen Nation zwischen eigentlichen Engländern und Nicht-Engländern wurde

¹⁾ Denifle, l. c. I, p. 84 ff., 91 f., 95 f., 105 f.

²⁾ „Igitur nationis nomine intelligimus corpus, seu sodalium aliquod magistrorum, omnes artes indiscriminatum profitentium, in eadem matricula conscriptorum, et sub iisdem legibus, institutis praefectisque viventium“, sagt der Geschichtschreiber der Universität Paris, Bulaeus, l. c. I, p. 250.

³⁾ Savigny, l. c. III, p. 329. Seit 1280 geschah die Rectorswahl nicht mehr durch die Procuratoren, sondern durch vier ad hoc ernannte Wahlmänner.

⁴⁾ „Quatuor nationes, quarum prima est natio gallicana. secunda Picardorum, tertia Normannorum et quarta Anglicorum“, heisst es im Jahre 1348. — Denifle, l. c. I, p. 93. Jede Nation hatte ihren besonderen Ehrentitel: Honoranda natio Franciae, fidelissima natio Picardorum, veneranda natio Normannorum, constantissima natio Anglicana oder Alamanniae. Ähnlich die Fakultäten: die theologische hieß „sacratissima“, die kanonische „consultissima“, die medicinische „saluberima“. — Budinszky, l. c. p. 46. — Bulaeus, l. c. p. 362.

von den
Ma-
gistern

als Pro-
curatoren
geleitet,

sind ein
künst-
liches
Gebilde.

Pro-
vinzen.

1333 abgeschafft. Erst viel später kam es zu einer förmlichen Gliederung der englischen Nation in drei Provinzen: die oberdeutsche, wozu man Süddeutsche, Ungarn, Slaven, aber auch Schweden und Dänen zählte, dann die niederdeutsche, zu welcher Lothringer, Rheinländer, Holländer, Sachsen und Norddeutsche gerechnet wurden, und zur dritten Provinz gehörten die eigentlichen Engländer, die Schotten und Iren. Die steten Kriege mit England hemmten das Zufließen englischer Studenten nach Paris, seit 1377 finden wir mitunter statt der englischen die deutsche Nation genannt, die überall den Adler und das Bild ihres Schutzpatrons, Karls des Großen, anbringt; denn jede Nation hatte ihren eigenen Schutzpatron, ihre Kapelle, ihre Reliquien, wie sie ihre eigenen Hörsäle, ihre Bibliothek, ihr eigenes Siegel, ihren eigenen Schatz oder Fiskus hatte und ihr eigenes kostbares Geschirr. Der Procurator hatte das Recht seiner Nation zu schützen, sie zu Berathschlagungen zusammenzuberufen, den Vorschlag zu machen, die Stimmen zu sammeln, die Beschlüsse in Ausführung zu bringen, die Acten und Siegel zu verwahren, die Neuangekommenen und die Beamten der Nation zu beeidigen. In den Schatz der Nation flossen das Eintrittsgeld, das jeder Neuangekommene erlegte, die Strafen, welche für Bruch der Statuten bezahlt werden mußten, das Einkommen, welches die Boten abwarfen, denn jede Nation hatte ihre fliegenden Boten, welche beständig auf Reisen Neulinge geleiteten, Briefe, Pakete, Gelder hin- und hertrugen.¹⁾ Aus dem Schatz wurden Versammlungssäle gemietet, Bücher angeschafft, Beamte bezahlt, Arme und Kranke unterstützt, Gefangene losgekauft und gegen sichere Bürgschaft denjenigen Geld geborgt, welche zur rechten Zeit keines von Haus erhalten hatten, und Festlichkeiten bestritten. — Festtage der Nationen waren die Marienstage, der Tag des heil. Nikolaus und der heil. Katharina; dann hatte jede Nation noch ihren eigenen Schutzpatron, dessen Tag sie festlich beging: die Franzosen den heil. Wilhelm von Bourges, die Normannen den heil. Romanus von Rouen, die Picarden den heil. Firmin von Amiens, die Engländer Edmund, den Märtyrer, die Deutschen Karl den Großen.

In ähnlicher Weise wie in Bologna wurde auch an der Pariser Universität bald für minderbemittelte Studenten oder für besondere Ausbildung in einem bestimmten Fache gesorgt durch Stiftung von Collegien, deren es für Einheimische wie für Fremde in großer Zahl gab. Alle wurden aber in Schatten gestellt durch das Collegium der Sorbonne.

Ihren Namen hat die Sorbonne von ihrem Stifter Robert de Sorbon, dem Beichtvater Ludwigs des Heiligen. Robert war einst ein armer Student und hatte unter Hunger sich bis zum Doctor, Domherrn und Vertrauten des edelsten Königs emporgearbeitet. Er wußte, was es heiße, arm zu studieren, und verwendete jetzt sein Vermögen, um talentvollen armen Jünglingen unter die Arme zu greifen. Er gründete zuerst eine Gesellschaft, deren Mitglieder zusammenlebten und Armen unentgeltlich Unterricht gaben. Die Königin Blanka schenkte 1250 der Gesellschaft ein Haus. 1258 waren schon die Mittel beisammen, um sechzehn Studenten nicht bloß Unterricht, sondern Kost und Wohnung, Kleidung, Bücher

¹⁾ Ludwig XI. führte die Briefpost, Ludwig XIV. den Messageriedienst. Die Universität erhielt 1672 eine Entschädigung dafür, daß der Staat ausschließlich die Post in die Hand nahm.

zu verschaffen. Bald wünschten auch Reiche Zutritt, er wurde gestattet gegen Bezahlung (*socii non hursales*) und das Gelöbniß, sich den Gesetzen des Hauses streng zu unterwerfen und alle Übungen folgsam mitzumachen. Zuerst wurde nur Theologie hier gelehrt, namentlich ward auf die Sittenlehre großes Gewicht gelegt, und einige Lehrer beschäftigten sich besonders mit Gewissensfragen, und die Anstalt erlangte hierin einen solchen Ruf, daß man aus allen Ländern Europas in schweren Fällen sie zurathe zog. 1259 bestätigte Papst Alexander IV. diese Stiftung, 1271 wurde ein Collegium für Philosophie und Humaniora damit verbunden, welches bis 1635 bestand. 1270 starb Sorbon, nachdem er auch den Rest seines Vermögens seiner Anstalt vermacht hatte, die bis zum Jahre 1790 fortbauerte.

Wir haben nunmehr den Werdegang zweier Universitäten, Bologna und Paris, in seinen Grundzügen verfolgt. Es sind zwei scharf scheidende, ausgesprochene Typen, und zugleich die Vorbilder nach welchen eine Menge neuerer Universitäten sich entwickelten. Bologna war bedeutungsvoll für die Universitäten Italiens und theilweise selbst Frankreichs, Paris aber für die Universitäten nördlich von den Alpen. Die Einrichtungen dieser Vorbilder wurden nachgeahmt, deren Statuten oft wörtlich wiederholt. Den beiden Universitäten Bologna und Paris ist das gemeinsam, daß sie beide aus sich selbst erwachsen, geworden und nicht gemacht sind, daß ihr Leben nicht durch einen äußeren Gnadenact oder Machtspruch gegeben, sondern nur gefördert worden ist. — Ganz anders ist es bei der durch einen Willensact Friedrichs II. geschaffenen Universität Neapel, dem Musterbild einer Staatsuniversität.

Kaiser Friedrich II. hatte an und für sich Sinn für universelles Wissen, und die Araber waren nur allzu geneigt, ihrem Unterricht seine Kenntnisse in der Geometrie und Medicin zuzuschreiben, während er in der lateinischen Literatur bewandert war, wie in der arabischen.¹⁾ Neapel wurde 1224 in der großartigen Anschauung gestiftet, es solle die Stätte sein, wo außer den freien Künsten sämtliche Wissenschaften, also die Rechte, die Medicin, die Artes und die Theologie gelehrt würden. Andere Schulen durften den niederen Unterricht ertheilen (*ars grammaticae*), der höhere blieb Neapel vorbehalten.²⁾ Die Billigkeit der Lebensmittel, die Schönheit der Natur, die Größe der Stadt, der Ruhm der Professoren, die Friedrich aus allen Ländern berief, mußte eine Menge Lernbegieriger dahin ziehen, sowie die nach dem Vorbilde der *Authentica Habita* gehaltenen Maßregeln zum Schutze der Jünglinge: er gewährte Schutz für Person und Habe, verlieh ihnen eigene Civilgerichtsbarkeit, er befreite sie von Steuer und Dienst, er setzte billige Mietpreise für die Wohnungen fest, er stellte Leute auf, bei welchen sie unter bestimmten Bedingungen Geld leihen konnten.³⁾ Um seine Lieblingsanstalt zu heben, erfand er sogar schon den Universitätszwang:

¹⁾ Huillard-Bréholles, *Historia diplomatica Friderici secundi*, I, 1, p. 519.

²⁾ Giannone, *Storia civile del regno di Napoli*, II, p. 386. — Origlia, *Istoria dello studio di Napoli*, 1752, 2 voll.

³⁾ Surter, *Innocenz III.*, Bb. IV, c. 560.

Bologna
und
Paris

aus sich
selbst er-
wachsen.

Anders
das von
Friedrich
II. ge-
schaffene
Neapel.

Schul-
zwang.

in seinem Stiftsbrief sagt er:¹⁾ „Alle, welche in einer Facultät studieren wollen, sollen nach Neapel kommen und keiner wage es, eine auswärtige Universität zu besuchen oder an andern Schulen des Königreichs zu lernen oder zu lehren; jene, die schon an ausländischen Schulen sind, sollen auf nächsten Michaeli unverzüglich heimkehren.“²⁾

Salerno
und
Neapel.

Die Universität hob sich sehr schnell. Allein was geschah denn mit der medicinischen Hochschule zu Salerno, deren Anfänge zwar dunkel sind, von der man bei gänzlichem Mangel von Urkunden nicht weiß, ob sie geistlichen oder weltlichen Ursprungs ist, die aber zur Zeit Friedrichs II. längst schon eines Weltrufes sich erfreute? Dafs Friedrich II. bei der Gründung der Universität zu Neapel der medicinischen Schule von Salerno nicht freundlich gesinnt war, sagt sein Stiftsbrief deutlich genug, indem er vorschreibt, dafs auch innerhalb des Königreichs Sicilien niemand zu lehren wage außer in Neapel, wo in allen Facultäten gelehrt werden solle. Also sollte Salerno aufhören. Es kam aber anders. Als im Kriege zwischen Friedrich II. und Gregor IX. päpstliche Truppen in Neapel einrückten, löste sich die dortige Universität im Jahre 1229 auf, die Schule von Salerno aber bestand weiter und wurde von Friedrich II. im Jahre 1231 in ihrer Existenz gesichert und als einzig berechnigte Schule der Medicin erklärt. Friedrich II. verordnete, niemand dürfe Medicin und Chirurgie vortragen als in Salerno, und niemand sich Magister in dieser Wissenschaft nennen, der nicht dort geprüft sei; zur ärztlichen Praxis dürfe der Geprüfte nur nach einem von der Facultät ausgestellten Zeugnis und mit Erlaubnis der Regierung übergehen. Damit wurde Salerno Staatschule im heutigen Sinne.³⁾ Salerno konnte sich durch die strengen Verordnungen des Kaisers über die Prüfung der Ärzte,⁴⁾ über das fünfjährige Studium der Medicin nur heben.⁵⁾ Es war reich an Schülern und berühmten Lehrern. Benjamin von Tudela fand auch mehrere berühmte jüdische Gelehrte in Salerno.⁶⁾

Neapel-
Salerno
vereint
zu einer

Als Friedrich II. im Jahre 1234 die Universität zu Neapel wieder herstellte, sprach er nur mehr von den drei Facultäten der Artisten, Juristen und Theologen; die Medicin blieb in Salerno, und beide Schulen gehörten fortan zusammen, ergänzten sich zu einer vollständigen Universität, welche nicht bloß vom Staate, respective dessen Fürsten, sondern auch für denselben geschaffen war. Der Landesfürst, also Friedrich II. oder dessen Nachfolger, berief nicht nur die Lehrer und besoldete sie, sondern betrachtete sie als seine Beamten; er ertheilte auf Grund eines Berichtes über die vorhergegangene Prüfung die *venia legendi*, also den Magister- oder Doctoritel, und er verlangte von den Lehrern, dafs sie ihre Zuhörer zur Treue gegen ihn erziehen. Als Friedrich II. am 14. November 1239 den Bartholomäus Pignatellus aus Brindisi zum Lehrer der Decretalen in Neapel ernannte, trug er ihm am Schlusse des Decretes noch auf, mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit so zu lehren, dafs die Ehre des Kaisers

¹⁾ Der Stiftsbrief bei Huillard Bréholles, l. c. II, p. 450.

²⁾ Petrus de Vineia, Ep. III, 11.

³⁾ Muratori, l. c. VIII, p. 496. — Denifle, l. c. I, p. 232—327. — Winkelmann, über die ersten Staatsuniversitäten. Heidelberg 1880.

⁴⁾ Vergl. Bd. V, S. 562 dieses Werkes, 5. Aufl.

⁵⁾ „Statuimus, ut nullus in medicinali scientia, nisi prius studeat ad minus triennio in scientia logicali; post triennium, si voluerit, ad studium medicinae procedat, in qua per quinquennium studeat.“ Huillard-Bréholles, Historia diplomatica Friderici secundi, IV, p. 235. Constit. regn., III, tit. 46.

⁶⁾ Benj. Tudelensis, Itin., II, 22.

und die Treue gegen ihn gefördert werden.¹⁾ Damit ist die Universität Neapel-Salerno gekennzeichnet als landesfürstliche Anstalt, als Staatsuniversität.

Das äußere Leben dieses Werkes Friedrichs II. war ein unruhiges, entsprechend dem Leben des Stifters. Im Jahre 1239 sah sich Friedrich II. veranlaßt „mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse“ die Universität zu Neapel „aufzulösen“ durch Ausschließung aller fremden Scholaren. Doch noch im selben Jahre, am 14. November, nahm er diese Ausschließung theilweise zurück, indem er das Verbot auf die Scholaren aus Mailand, Brescia, Piacenza, Alessandria, Bologna, Faenza, Ravenna und Treviso beschränkte. Nun folgten einige Jahre ruhiger Entwicklung der wissenschaftlichen Thätigkeit, bedeutende Lehrer und Schüler traten auf. So hörte der heil. Thomas von Aquin vor 1243 als weltlicher Scholare Grammatik und Logik bei Magister Martin und die Physik bei Magister Petrus de Hibernia. Als Juristen glänzten Bartholomäus Pignatellus und Petrus de Isernia. Die Theologie wurde wahrscheinlich meist von den Dominicanern gelehrt.²⁾

Friedrich II. hat großen Antheil daran, daß das Studium des Aristoteles an den Universitäten in Schwang kam. Er trieb zum Zurückgehen auf die Quellen, von deren Wert ihm seine Lehrer schon so oft gesprochen hatten. Dazu bedurfte er der Übersetzer, wie Michael Scotus aus Balwearth in Schottland³⁾ einer war, der in Oxford und Paris seine Studien begonnen, dann in Cordova das Hebräische und Arabische erlernt und dort die Übersetzung der Commentare des Averroës begonnen hatte. Papst Gregor IX. empfahl ihn 1227 wegen seiner Kenntniss des Hebräischen und Arabischen und wegen seines brennenden Eifers für die Wissenschaft an den Erzbischof von Canterbury, daß ihm dieser eine passende Stelle verleihe. Für Friedrich II. übersetzte Michael Scotus den Commentar des Avicenna über Aristoteles. Zwei noch vorhandene Handschriften enthalten die Bemerkung: „Hier endet die Erklärung des Avicenna, abgeschrieben von Meister Heinrich nach der Handschrift des hochherzigen Kaisers Friedrich, welche dieser ihm in Melfi 1232 im Hause seines Arztes Volmar lieh.“ Wahrscheinlich sind es die Übersetzungen des Michael Scotus, welche der Kaiser 1232 in seiner berühmten Zuschrift an die italienischen Universitäten hinsichtlich der Logik und Physik des Aristoteles empfahl. Ein Jude, den der Kaiser zu Übersetzungen benutzte, war Jakob ben Abharmi, ein zweiter war Juda Rohen ben Salomon, der für den Kaiser auch die „Medras Chochme“, eine philosophische Enchyclopädie schrieb, deren Schluß gelehrte Fragen des Kaisers an den Verfasser beigelegt sind. Wie der Kaiser mit Problemen rang, zeigen die Fragen an den berühmten Ibn Sabin in Ceuta (1242): 1. Aristoteles glaubt an die Ewigkeit der Welt; hat er diese Annahme bewiesen, und wenn er sie nicht bewiesen hat, was meint er eigentlich damit? 2. Was ist das Ziel der Theologie und welches sind die Vorbedingungen der Wissenschaft? 3. Was sind eigentlich die Kategorien, warum heißen sie der Schlüssel des Wissens, warum sind ihrer gerade zehn, kann man sie nicht vereinfachen?⁴⁾ Ibn Sabin antwortete mit Gegenfragen und der Bemerkung; „Das Herz des Gläubigen ist zwischen den beiden Fingern des Barmherzigen“ — das heißt er hatte Angst

Staats-
uni-
versität
mit un-
ruhigem
Ent-
wickelungs-
gange.

Aristo-
teles.

Ibn
Sabin.

¹⁾ „... ad honorem et fidelitatem nostram.“ Huillard-Bréholles, *Historia diplomatica Frederici secundi*, V, 1, p. 496. — Kaufmann, l. c. p. 326 f.

²⁾ Denifle, l. c. I, p. 455 f.

³⁾ Wüstenfeld, *Die Übersetzungen arabischer Werke*. Göttingen 1877.

⁴⁾ Huillard-Bréholles, l. c. I, 1, p. 526—527.

vor seinen Glaubensgenossen und wünschte, der Kaiser möge ihm einen Vertrauten senden, mit dem er diese Fragen insgeheim durchsprechen könnte, schriftlich wagte er seine Ansicht nicht niederzulegen.¹⁾

**Unter-
richts-
sprache.** In Neapel war die Unterrichtssprache die lateinische, in Salerno aber wurde für Juden in hebräischer, für Griechen in griechischer, für Araber in arabischer, für andere in lateinischer Sprache Unterricht erteilt.²⁾

**Eingriffe
Konrads
IV.** Nach dem Tode Friedrichs II. behandelte sein Sohn Konrad IV. (II.) die Universität ganz im herkömmlichen Geiste. Durch eine Verordnung vom Februar 1252³⁾ verlegte er das studium generale (Universität) von Neapel in die „geeigneteren“ Stadt Salerno. Ebenso handelte Manfred, indem er im Jahre 1258 die Universität in Neapel wiederherstellte unter gleichzeitiger Bestätigung der medicinischen Schule zu Salerno.⁴⁾ — Als Karl von Anjou im Jahre 1266 siegreich in Neapel einzog, fand er die Universität durch die Kriegswirren aufgelöst. Er stellte sie sofort wieder her und suchte sie, wahrscheinlich ermuntert von Clemens IV., durch Erneuerung der alten und Verleihung neuer Privilegien zur Blüte zu bringen.⁵⁾

**Organi-
sation.** Nun wurde die Organisation der Universität zu einem gewissen Abschluss gebracht. Danach wurden die Scholaren in jeder Beziehung der Jurisdiction der gewöhnlichen Richter entzogen. In Civilsachen stand es ihnen wie früher frei, den Erzbischof oder einen Magister zum Richter zu wählen. Für alle Criminalfälle, eventuell auch für die Civilangelegenheiten, war ein eigener königlicher Universitätsrichter, Justitiarius scholarium, eingesetzt, der mit drei Scholaren, als gewählten Beisitzern, den Gerichtshof bildete. Drei Beisitzer waren, weil die Scholaren in drei Nationen getheilt waren, nach ihrer Herkunft aus Neapel-Sicilien, aus dem übrigen Italien oder aus andern Ländern. Während die Beisitzer des Justitiarius von und aus den Scholaren gewählt wurden, bestand ein Mietausschuß ebenfalls aus Scholaren, aber von den Professoren gewählt, und ein Marktgericht, das sich aus Professoren und Scholaren zusammensetzte.⁶⁾ — Ein Vergleich mit Bologna und Paris zeigt den großen Unterschied, daß in Neapel keine autonome universitas scholarium oder magistrorum die treibende und entscheidende Rolle spielt; der königliche Wille gibt die Ordnung. Kein aus dem Schoße der universitas hervorgegangener Rector steht als Leiter an der Spitze; diese Stelle nimmt ein königlicher Beamter, der Justitiarius, ein, der ja nicht bloß Universitätsrichter war, sondern als Vertreter des königlichen Herrn die Oberaufsicht führte.⁷⁾

**Ohne
Rector.** **Die spani-
schen
Universi-
täten.** Wiederum verschieden von Bologna, Paris und Neapel-Salerno waren die spanischen Universitäten, insofern sie von den Königen im Verein mit dem Papste ins Leben gerufen, aber meist mit den Statuten von Bologna ausgestattet wurden. Als königliche Stiftungen unterschieden sie sich wesentlich von Bologna und

1) Amari, Journal asiatique, 1853, n. 3. — Huillard-Bréholles, l. c. I, 1, p. 529.

2) Huillard-Bréholles, l. c. I, 1, p. 529.

3) Böhmer-Fiedler, l. c. p. 835.

4) Ibid. p. 865.

5) Denifle, l. c. I, p. 457 ff. — Kaufmann, l. c. p. 329 f.

6) Kaufmann, l. c. I, p. 330—332.

7) Ibid. p. 330—335.

Paris; da aber die weitere Sorge für die Universität, die Berufung und Besoldung der Professoren, Ausstattung der Scholaren mit Privilegien u. s. w. der Stadtgemeinde oder dem Bischöfe überlassen ward, so ist wieder die Unterscheidung von Neapel augenfällig.¹⁾

Diese typischen Formen, so scharf sie anfangs ausgeprägt waren, ver-
 wischten sich doch mehr und mehr. Die Freizügigkeit der Scholaren brachte
 es naturgemäß mit sich, daß in allen Universitätsstädten so ziemlich gleich-
 artige Privilegien gewährt wurden, mancherlei Streitigkeiten aber veranlaßten
 die landesherrliche Gewalt, öfters einzuschreiten und erhöhten deren Einfluß
 auf die Universitäts-Angelegenheiten. Doch mochten auch die Formen sich
 ändern, immer galten die Universitäten als Kleinodien. Das als finster ver-
 schriene Mittelalter liebte das Licht. Wie unsere Zeit es sich zum Ruhme
 rechnet, durch Eisenbahnen die Abgeschlossenheit der Völker zu brechen, so
 legte das Mittelalter seinen Stolz darein, die so kostspieligen Universitäten
 zu gründen. „Papst und Kaiser, Städte und Landesherren wetteiferten in
 der Errichtung von Culturstätten, die zu den schönsten und großartigsten
 Erscheinungen jener Zeit gehören.“²⁾ 55 Hochschulen wurden im zwölften
 und dreizehnten Jahrhundert geplant, von 9 kamen die Stiftungsbriefe nicht
 zur Ausführung, 46 entstanden, an der Wende des vierzehnten Jahrhunderts
 waren noch 39 vorhanden. All diese Universitäten wurden sorgsamst ge-
 pflegt und mit Rechten ausgestattet. Und diese Rechte waren groß. Lehrer
 wie Schüler standen unter dem besondern Schutze der Gesetze, ein Doctor-
 diplom war nicht geringer als ein Adelsbrief, der Rector hatte einen Rang
 wie ein Reichsfürst. Die Päpste giengen im Eifer, Universitäten mit Rechten
 auszustatten, voran und die Fürsten wetteiferten mit ihnen. Innocenz IV.
 umgab sich mit einem Gefolge von Gelehrten, Urban IV. ließ in Rom durch
 Thomas von Aquin Vorträge über Physik und Moral halten, Clemens IV.
 war die einzige Stütze Roger Bacon's gegen die vielen Angriffe und Ver-
 leumdungen, Alexander IV. nannte in einer Bulle Paris die Quelle der Wahr-
 heit, den Herd alles Lichtes. Ludwig der Heilige lud Thomas von Aquin
 zur Tafel, ernannte Vincenz von Beauvais zum Erzieher seiner Kinder, ge-
 währte ihm den Zutritt zu seiner Bibliothek von 1200 Bänden und machte
 ihm so möglich, sein großes encyclopädisches Werk zu vollenden. Unter den
 Universitäten erfreute sich namentlich Paris eines zahlreichen Besuches, es
 zählte öfters 40.000 Studierende aus allen Nationen; Prag, das Paris nach-
 gebildet war, hatte Tausende. Die geistige Regsamkeit war groß, der Eifer
 für Wahrheit brennend, die Verschiedenheit der Sprachen kein Hindernis
 mehr. Avicenna wie Averroës, die Kabbala wie Maimonides, Ptolemäus
 und Plato wie Aristoteles wurden nach und nach ins Lateinische übertragen

Die
typischen
Formen
ver-
wischen
sich

bei der

wachsen-
den Zahl
von
Universi-
täten,

die von
Päpsten
und
Fürsten

geehrt
und
gepflegt
wurden.

Geistige
Regsam-
keit.

¹⁾ Kaufmann, l. c. p. 335 ff.

²⁾ Denifle, in seinem bahnbrechenden Werke, I, S. 219.

Aristoteles. und ihre Lehren aufgegriffen, bekämpft und vertheidigt. Namentlich aber war Aristoteles der Gegenstand der Bewunderung, er galt als der Meister des Wissens, als das Urbild dessen, was der menschliche Geist sich selbst erringen könne. Wenn wir bedenken, welchen Einfluß dieser Denker auf das geistige Leben der Griechen nach Alexander, dann der Araber, der Juden, dann auf die christlichen Schulen des Mittelalters ausübte, so müssen wir ihn in dieser Wirksamkeit über die Philosophen aller Völker und aller Zeiten stellen.

Die Geschichte der Universitäten ist hochwichtig für die Geschichte der Bildung im Mittelalter. Merkwürdig aber ist die Unklarheit, die bis in die neueste Zeit hinein darüber herrschte. Man begnügte sich in der Regel mit wenigen und mitunter unrichtigen Angaben.

Ausbreitung des Universitätsgeankens. Es erübrigt nun nur noch, ein wenn auch skizzenhaftes Bild zu geben von der Ausbreitung des Universitätsgedankens über Europa im Laufe des Mittelalters. Dabei mag jene Eintheilung Geltung haben, welche unterscheidet zwischen Universitäten die *ex consuetudine*, das heißt ohne Stiftungsurkunde, und solchen die *ex privilegio*, das heißt auf Grund einer Stiftungsurkunde bestanden. Letztere zerfallen wieder in drei Classen, je nachdem sie bloß päpstliche oder bloß landesfürstliche (kaiserliche) oder päpstliche und landesfürstliche Stiftungsurkunde besaßen.

Eine Reihe von Universitäten entstand in alter Zeit ohne eigentliche Gründungsurkunde, sie bestanden *ex consuetudine*.¹⁾

Salerno. So Salerno, das weit über das elfte Jahrhundert hinaufreicht und hohen Ruhm genoß; König Konrad IV. nennt sie „antiqua mater et domus studii“. — Oxford. So Oxford;²⁾ es hat jedenfalls kein so hohes Alter, als die Alfredisten wollen, die Alfred den Großen als Gründer bezeichnen; doch hatte es um die Mitte des zwölften Jahrhunderts schon eine zahlreich besuchte Schule. Ein studium generale aber ist erst anfangs des dreizehnten Jahrhunderts erweisbar. Von dieser Schule erfahren wir, daß im Jahre 1209 wegen eines Streites mit der Bürgerschaft 3000 Scholaren auswanderten und insofgedessen Oxford 1209 bis 1214 keine Universität hatte. Die Rückkehr der Magister und Scholaren erfolgte 1214, die Universität gedieh nun und soll im Jahre 1229 durch eine Einwanderung aus Paris großen Zuwachs bekommen haben. Die eigentliche Blüte fällt in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, als die Franciscaner und Dominicaner ihre ununterbrochene Vertretung daselbst hatten. Alle Disciplinen, auch die Theologie, wurden dort gelehrt. Oxford ist ein Gradmesser für das geistige Leben des Mittelalters und vielfach ein Spiegelbild englischer Geschichte; seine Einrichtungen sind so eigenthümlich, es hat so viele gewaltige Männer des großen englischen Volkes erzogen, daß wir seiner in den

¹⁾ Denifle, l. c. I, p. 231–300.

²⁾ Vergl. über ihr Alter die gelehrte und scharfsinnige Schrift: „On the history of Oxford during the tenth and eleventh centuries 912–1100 by James Parker.“ Oxford 1871 und das an Urkunden reiche zweibändige Werk: „Monumenta Academica, or documents illustrative of Academical life and studies in Oxford by Anstrey.“ London 1868.

nächsten Bänden öfters gedenken müssen. — Von Orleans nahm man bisher Orleans.
an, daß Clemens V. 1306 die Schule für ein Generalstudium erklärt, also
dasselbe gegründet habe. Dem ist nicht so: es bestand lange vorher dort ein
berühmtes Rechtsstudium, und zwar nicht mehr als Schule oder Schulen einzelner
Lehrer, sondern als studium generale, an welchem aber die Gesamtheit der
Professoren und Schüler in vollständigster Abhängigkeit von dem bischöflichen
Schulleiter, scholasticus, waren. Der Bestand dieses studium generale ist in
der Bulle Clemens' V., vom 27. Januar 1306, schon vorausgesetzt, und nur das
Verhältnis desselben zum bischöflichen Scholasticus neu geregelt, insofern letzterer
des Einflusses auf das studium zwar nicht ganz beraubt, den Professoren und
Scholaren aber als autonomen Corporationen freiere Bewegung und Selbst-
bestimmung zuerkannt wurde, nach dem Muster von Toulouse.¹⁾ — Delisle hat
auch eine im zwölften und dreizehnten Jahrhundert dort bestehende Schule für
Briefstil und lateinische Poesie nachgewiesen. Das artistische Studium war stark
in Orleans vertreten und wetteiferte eine Zeit lang mit Paris, am stärksten aber
wurde dort das Studium des römischen Rechtes betrieben, nicht minder das
canonische Recht; die Lehrer, welche von dort ausgingen, galten für Säulen der
Kirche. Als Philipp der Schöne im Jahre 1311 den Polizeistoß über Orleans
schwingen wollte,²⁾ gab der Papst den Doctoren das Recht, Statuten in Bezug
auf alles, was sie und ihr Verhältnis zum Studium und den Schülern angehe,
zu machen, und ertheilte ihnen die Vollmacht, wenn ihnen auf zugefügtes Unrecht
nicht Genugthuung widerfahre, die Vorlesungen einzustellen. Die Bürger wollten
die Studenten zwingen, auf die päpstlichen Privilegien zu verzichten. Der König
verbot die Genossenschaft der Lehrer und Lernenden. Da verpflichteten sich Doctoren
und Scholaren, keinen scholastischen Act mehr in Orleans vorzunehmen,
wenn ihre Wünsche nicht erfüllt würden, und wanderten im Juli 1316 nach
Revers aus. Papst Johann XXII. nahm sich ihrer an, und die Regierung
mußte nachgeben. 1320 begannen wieder die Vorlesungen in Orleans. Die
Deutschen genossen hier besondere Vorrechte; sie galten alle, ohne Unterschied der
Geburt als Edelleute.³⁾ — In Angers blühte das Studium der Artisten seit Angers.
lange, auch eine Rechtsschule bestand dort in der ersten Hälfte des dreizehnten
Jahrhunderts. Die Synode von Tours, zu dessen Diocese Angers gehörte, be-
stimmte 1236, „daß die Advocaten, welche oft unwissend seien, drei Jahre, die
Officialen aber fünf Jahre studiert haben müßten, ehe sie angestellt werden
könnten.“⁴⁾ Einen großen Aufschwung nahmen die Studien durch Fürsorge des
Bischofs Demaire 1291 bis 1314, desselben, welcher auf dem Concil zu
Wien klagte, daß die Häufung von Stellen in einer Hand den Prälaten es
unmöglich mache, tüchtige junge Männer zu versorgen.

In ähnlicher Weise bestanden in Italien Universitäten, von denen sich kein
Stiftbrief hebringen läßt. Die Universität zu Padua entstand 1222 durch Padua.
Auswanderung von Scholaren aus Bologna. Wie Bologna war auch Padua eine
Scholaren-Universität; die Scholaren theilten sich in vier Nationen mit je einem
Rector und hatten das Recht, die Professoren zu wählen, deren Besoldung aber
sogleich oder doch bald von der Stadt übernommen wurde. Rechtswissenschaft
war das Leben dieser Hochschule. Daneben wurden artes liberales, Theologie

¹⁾ Denifle, l. c. I, p. 256 f.

²⁾ Ibid. p. 260 ff.

³⁾ Savigny, l. c. III, p. 371 f.

⁴⁾ Denifle, l. c. I, p. 271.

aber damals nicht öffentlich betrieben, Medicin schwerlich.¹⁾ Bis 1228 blühten die Studien, durch eine Auswanderung aus unbekannter Ursache kamen sie in Verfall. 1228 wanderten 500 Scholaren aus, denen Bercelli billige Wohnungen und Lebensmittel um mäßige Preise versprach, 10.000 Lire Vorschuss für Studenten mit geringem Zins und einen anständigen Gehalt für vierzehn Professoren, zwei Bedelle und zwei Exemplatoren, die für correcten Text sorgen mußten. Eine weitere Schädigung erlitt die Universität durch die Tyrannei Ezzelins in Padua, 1237—1256. Im Jahre 1260 wurde Padua wieder neubegründet. Dabei finden wir aber nur mehr zwei Nationen, Citra- und Ultramontane, und entsprechend auch zwei Rectoren, denen auch die Artisten unterstanden. Erst im Jahre 1360 erhielten die Artisten und Mediciner zusammen einen eigenen Rector zugestanden, der aber stets ein Mediciner sein mußte. Bald darauf, 1363, erhielt Padua durch Papst Urban V. auch die theologische Facultät. Padua schwang sich zu einer der ersten Universitäten Italiens empor und wetteiferte mit Bologna in Weltruf; im fünfzehnten Jahrhundert gewann es Bologna den Vorrang ab. Die Deutschen besuchten diese Universität zahlreich und erfreuten sich auch hier großer Vorrechte. Sie standen nicht unter dem Rector, sondern bloß unter dem Consiliarius, dem Vorstande ihrer Nation, sie hatten bei der Rectorswahl den ersten Rang und durften zwei Stimmen abgeben.²⁾ — Bercelli ist durch die erwähnte Auswanderung im Jahre 1228 entstanden. Aus dem oben mitgetheilten Vertrag dieser Stadt mit den 500 Scholaren von Padua ersieht man, welch großen Wert damals eine Stadt auf den Besitz einer Universität legte. Das studium generale zu Bercelli konnte es aber zu keiner rechten Blüte bringen. Schon im Jahre 1234 war diese Universität der Auflösung nahe, wurde im Jahre 1242 wirklich unterbrochen und 1372 gänzlich aufgelöst.³⁾ — Auch Reggio und Modena sind alte Generalstudien; letzteres wurde um 1182 Bologna an Glanz gleichgestellt; außer den freien Künsten wurden hier Rechtswissenschaft und Medicin gelehrt. — Vicenza hatte seit lange eine blühende Rechtsschule mit vier Scholarenverbindungen unter eigenen Rectoren.

Wir kommen nun an die Hochschulen mit nur päpstlichen Stiftungsbriefen; es sind folgende:⁴⁾

Das Studium an der päpstlichen Curie in der Stadt Rom oder an dem Orte, wo der Papst sich aufhält, errichtet von Innocenz IV. im Jahre 1244 oder 1245, „weil von der ganzen Christenheit Personen an den heiligen Stuhl kommen, die dort auch für ihre wissenschaftlichen Bedürfnisse Befriedigung finden wollen“. Canonisches und bürgerliches Recht, desgleichen Theologie wurde hier gelehrt. Die Besoldung war gut, ein Magister der Theologie zum Beispiel bekam für das Schuljahr 252 Goldgulden und Kleider. Reisekosten, Transport der Bücher wurden ersetzt. Seit Johann XXII. war auch ein Lehrstuhl für arabische, chaldäische und hebräische Sprache damit verbunden. Auch das medicinische Studium wurde hier gepflegt. Da dieses Generalstudium immer dort war, wo der Papst residierte, so finden wir es seit Clemens V. in Avignon; zur Zeit des Schismas aber gab es zwei, eines in Avignon und eines in Rom. —

¹⁾ Denifle, l. c. I, p. 280.

²⁾ Savigny, l. c. III, p. 254—281. — Denifle, l. c. I, p. 277—289.

³⁾ Denifle, l. c. I, p. 290—294.

⁴⁾ Ibid. p. 301—324.

Von diesem Generalstudium ist wohl zu unterscheiden die Hochschule in Rom, welche Bonifaz VIII. im Jahre 1303 für Jus canonicum und civile stiftete. Trotz der Verlegung des heiligen Stuhles nach Avignon, trotz der Wirren durch Ludwig den Bayern und Cola Rienzi und den schwarzen Tod lebte diese Universität fort, wenn auch mit gemindertem Glanz. Eugen IV. nahm ihre volle Wiederherstellung zum Ziel. Alexander VI. sorgte für eine neue Behausung und begann den Bau der Sapienza. — Pisa hielt zwei Jahrhunderte schon berühmte Rechtslehrer, ehe ihm Clemens VI. im Jahre 1343 ein Generalstudium gewährte; war doch dort jene Pandektenhandschrift, welche in Justinians Zeit aus Constantinopel nach dem Abendland gebracht wurde. Im Jahre 1338 fand nämlich eine Einwanderung aus Bologna statt, über welches das Interdict ausgesprochen war. Da verlieh ihm Papst Clemens VI. ein Generalstudium mit allen vier Facultäten, also auch der Theologie, und das Promotionsrecht, ferner Dispensen an alle Magister und Scholaren, auch an die, welche dort das Jus civile studierten, von der Residenzpflicht. Urban V. bestätigte den Stiftungsbrief Clemens' VI. Im vierzehnten Jahrhundert gehörte Pisa zu den berühmten Universitäten. Die Statuten waren im allgemeinen dieselben wie in Bologna, doch verordneten sie tägliche Disputation der Professoren mit ihren Schülern nach beendeter Vorlesung.¹⁾

Universität
in Rom.

Sapienza.

Pisa.

In Ferrara waren Schulen für alle Fächer, mit Ausnahme der Theologie, aber sie bildeten keine Hochschule, bis Markgraf Alberto von Este von Bonifaz IX. 1391 das Generalstudium erlangte, auch in der Theologie, mit der Bedingung, daß bei Sedisvacanz der Archipresbyter und das Capitel die Promotionen leiten sollen. Die Hochschule wurde eine der berühmteren in ganz Italien.

Ferrara.

Wie Toulouse in den Tagen Innocenz' III. ein Hauptsitz der Häresie wurde, ist im Abschnitt über die Albigenserkriege gezeigt worden. Papst Honorius III. hat deshalb 1217 die Lehrer und Scholaren in Paris, es möchten einige zum Unterricht und zu Studien nach Toulouse ziehen. Solches geschah. 1229 versprach Graf Raimund VII. im Friedensvertrag, daß er in zehn aufeinanderfolgenden Jahren 4000 Mark Silber für vierzehn Professoren auswerfen wolle, nämlich für vier Magister der Theologie je 50 jährlich, für zwei Decretisten je 30, für sechs Artisten je 30 und je 10 Mark für zwei Grammatiker. Die neue Universität nannte den Cardinallegaten Roman nächst Gott und dem Papst ihren Gründer und Beschützer. 1229 begannen schon die Vorlesungen. Die Universität richtete an die Studierenden in ganz Europa die Einladung, dahinzukommen, und viele kamen, und es hieß, Toulouse sei das Land der Verheißung, das von Milch und Honig fließe, es seien Lehrer da für alle Wissenschaften, die Musik miteinbegriffen; das Volk sei höflich und witzig, die Lebensmittel billig.²⁾ Der Anfang war gut, bald aber traten Schwierigkeiten ein: der Graf Raimund hielt mit der Zahlung zurück. Da trat Papst Gregor IX. auf, trieb den Grafen, sein Versprechen zu halten, mahnte die Barone, die Landesuniversität zu schützen, sorgte für billige Wohnungen, dispensierte die Studierenden von der Residenzpflicht und ordnete an, daß, wer in Toulouse geprüft und approbiert sei, überall ohne neues Examen lehren dürfe. So wurde die junge

Toulouse.

Raimund
VII.

¹⁾ Savigny, l. c. III, p. 281—287. — Denifle, l. c. I, p. 317—321.

²⁾ Pro parvo vinum, pro parvo panis habetur,
Pro parvo carnes, pro parvo piscis emetur.

Universität vom Untergang bewahrt; ohne den Schutz des Papstes wäre sie ein todtgebornes Kind gewesen. Innocenz IV. schützte wie die ihm folgenden Päpste die Universität Toulouse; sie stifteten auch aus eigenen Mitteln Collegien für arme Studenten, damit sie nicht durch Nahrungsorgen im Lernen gestört würden: so schenkte Innocenz VI., der einst in Toulouse studiert und den Doctorgrad erlangt hatte, sein eigenes Haus daselbst mit allem Zubehör und allen Einkünften und 25.000 Goldgulden her, damit daselbst zwanzig arme Theologen und zwanzig Juristen Nahrung und Wohnung hätten. Dem Beispiele des Papstes folgten bald andere reiche Männer, und Toulouse wurde reich an Collegien dieser Art.

Mont-
pellier. In Montpellier ist das medicinische Studium alt (die erste Nachricht reicht bis 1137 zurück) und geistlichen Ursprungs. 1181 erklärte Wilhelm VIII., Herr von Montpellier, daß in die Schulen für Medicin ein jeder, woher er komme und wer er sei, Zutritt habe; es muß also die Einwohnererschaft allein das Recht, Doctoren zu liefern, angesprochen haben. Cardinal Conrad gab 1220 der Schule die ersten Statuten, sie heißt hier Universitas tam Doctorum quam Discipulorum; der Kanzler war der Bischof von Maguelone. Der apostolische Legat Guido bestätigte 1239 die Statuten mit der neuen Verordnung, niemand dürfe zur ärztlichen Praxis übergehen, außer wenn er durch zwei vom Bischof von Maguelone gewählte Magister geprüft und approbiert sei; nur die Chirurgen brauchten keine Prüfung abzulegen. Nach einer Urkunde von 1242 befaßen auch die Artisten dort eine Schule und einen Rector. Wir hören hin und wieder von Bekehrern des Rechts, die sich in Montpellier aufhielten, aber diese Schule stand mit jenen der Mediciner und Artisten nicht auf gleicher Linie und unterlag beständigem Schwanken. Um ihr aufzuhelfen, erließ Nikolaus IV. am 26. October 1289 einen Stiftbrief, gleichsam eine Erneuerung und öffentliche Anerkennung des Generalstudiums zu Montpellier. Fortan hören wir auch von Promotionen im Recht und daß Franzosen, Spanier, Italiener und Deutsche dort studierten. Die theologische Facultät wurde am 27. December 1421 durch Martin V. öffentlich errichtet. — Für Avignon gab Bonifaz VIII. einer schon vorhandenen Schule 1303 den Namen und Rang eines Generalstudiums, eine feste Organisation, Bestimmungen über die Promotionen und die Privilegien anderer Hochschulen. Als die Päpste ihren Sitz nach Avignon verlegten, wanderte auch das Studium der Curie dahin, und es bestanden also zwei Generalstudien nebeneinander. In den Bestjahren von 1348 an litt die Universität sehr stark, hob sich aber bald zu hohem Ansehen. 1413 erhielt sie durch Johann XXIII. die theologische Facultät. Urban V. und Gregor XI. gaben ihr das Privileg der Befreiung von der Residenzpflicht.¹⁾

Avignon. Das Generalstudium zu Cahors errichtete der dort geborene Papst Johann XXII. am 7. Juni 1332 und wandte die Magna charta der Pariser Universität, „der Mutter der Wissenschaften“, auf Cahors an. Die Schule begann nach einem halben Jahrhundert zu verfallen, dauerte aber bis ins achtzehnte Jahrhundert fort. — Grenoble wurde am 12. Mai 1339 von Benedict XII. auf Bitte des Delphins Humbert II. als Generalstudium im Kirchen- und bürgerlichen Recht, in der Medicin und den freien Künsten und Wissenschaften gestiftet; der Bischof von Grenoble sollte die Promotionen leiten und die Lehrbefugnis erteilen. Im Jahre 1565 wurde diese Schule, die nie recht gedeihen

¹⁾ Denifle, l. c. I, p. 357—362.

wollte, weil es Humbert an den nöthigen Mitteln fehlen ließ, mit der Schule zu Balence vereinigt.

Ist Cambridge älter oder Oxford? — Darüber wurde viel gestritten, seit die Königin Elisabeth 1564 Cambridge besuchte und dort eine lateinische Rede hielt. Bald war Arthur 531, bald Honorius I. 625, bald Cadwalladr 681 der Stifter. Das sind Träume, erst seit 1209, wo viele Studenten von Oxford dahin auswanderten, haben wir eine sichere Nachricht; wahrscheinlich kam jetzt erst die Schule in Aufnahme. Von 1231 an beweisen Briefe Heinrichs III., daß dort eine Universität war, die sich aber noch in großer Unordnung befand durch Streit zwischen Bürgern und Studenten und durch Schlägereien der letzteren untereinander. Die Disciplin war nicht glänzend, und dieser Zustand dauerte über ein halbes Jahrhundert fort. 1261 wurde diese Universität wegen eines Streites nach Northampton verlegt. 1265 fand der König es für gut, daß sie wieder zurückkehre; bald fieng jedoch der Streit von neuem an. Diese Zeit, so glänzend für Oxford, war trübe für Cambridge, obwohl im Jahre 1255 der König um die Freiheiten der Schule sich annahm. Sie erhielt bald darauf Statuten, seit circa 1260 wurde hier auch Theologie gelehrt. Die Schüler waren eingetheilt in boreales (nördliche) und australes (südliche). Eduard II. wandte sich 1318 an Papst Johann XXII., er möge der Universität Dauer und Privilegien verleihen. Dieser ertheilte ihr alle Rechte und Freiheiten, deren sich andere Universitäten erfreuten, und anerkannte feierlich Cambridge als Generalstudium.

Cambridge.

In Valladolid war in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ein ansehnliches Studium; zum Generalstudium — auch auf sechs Jahre Dispens von der Residenzpflicht — mit allen Freiheiten erhob es 1346 Papst Clemens VI. auf Bitten Alfonsos XI. von Castilien, damit die Stadt in den verschiedenen Wissenszweigen bereichert werde. Die Bedeutung, zu welcher Valladolid emporstieg, bereitete dem Generalstudium zu Palencia den Untergang. Bei Gründung der Universität Alcalá wurden Valladolid und Salamanca als Muster hingestellt.¹⁾

Valladolid.

Auch Heidelberg ist von einem Papste gestiftet, nämlich von Urban VI. am 23. October 1385. Der Kurfürst Ruprecht I. bat, der Papst möge ein Generalstudium mit jeder erlaubten Facultät nach Art der Pariser Schule errichten, was der Papst genehmigte, auch mit der Theologie und dem Beisatz, der Propst der Kathedrale zu Worms habe die Promotionen zu leiten und die Lehrbefugnis zu ertheilen. Die Universität fieng am 19. October 1386 mit nur drei Professoren an, mit Marsilius von Inghen, Heilmann von Worms und dem Cistercienser Reginald, da der päpstliche Stiftbrief erst 24. Juni 1386 an den Kurfürsten gelangte. Marsilius war der erste Rector. Der Zudrang zu dieser Schule war stark, bis 10. October 1387 wurden 482 immatriculiert; die Medicin wurde von 1390 ab gelehrt.

Heidelberg.

In Köln waren, lange ehe die Universität gegründet wurde, bedeutende Stifts- und Klosterschulen, denn die Dominicaner und die Franciscaner verlegten dahin ihr Generalstudium für den Nordosten. 1362 hören wir von einer Domschule. Die Kölner selber sandten ihre fähigen Köpfe nach Paris, Orleans, Montpellier, später nach Heidelberg und Prag. Die Stadt war der Mittelpunkt eines großen materiellen Verkehrs und lag zugleich zwischen jenen Diöcesen, die geistig

Köln.

¹⁾ Denifle, l. c. I, p. 376—380.

am rührigsten waren. Eine Universität an dieser Stelle hatte Aussicht auf raschen Erfolg. Der Rath von Köln sah sich darum nach geeigneten Lehrkräften um und stellte 1388 durch Religiosen aus den Bettelorden an Urban VI. die Bitte um eine Errichtungsbulle für ein Generallstudium. Der Papst gewährte am 21. Mai 1388 „das Generallstudium nach Art des Pariser Studiums in der Theologie und im canonischen Recht und in jeder andern erlaubten Facultät“; der Propst der Kathedrale solle das Promotionsrecht haben oder sein Delegierter, eventuell das Capitel. Der Rath verkündete die Bulle mit dem Beisatz, daß er das Studium erhalten und die Magistri mit Freiheiten ausstatten wolle. Am 6. Januar 1389 fand die erste Disputation statt, am 8. Januar incorporierten sich 21 Magister, die in Paris, Montpellier, Prag, Wien promoviert hatten, am 9. Januar wurde Hartlenus de Marca zum Rector gewählt. Gegen Ende des Jahres waren schon 737 Mitglieder immatriculiert, die Diöcesen Utrecht, Bütlich, Cambrai, Mainz, Trier, Münster waren stark darin vertreten. Der Aufschwung dieser Universität war über alle Erwartung rasch und glänzend. Der Papst gewährte den Studierenden nachträglich Dispens von der Residenzpflicht. 1394 wurden von Bonifaz IX. elf Canonicate, eines in jedem Stifte, der Universität einverleibt. Köln betrachtete sich als eine Lieblingsstochter der Kirche. Die Stadt schenkte den Juristen und Artisten Häuser und besoldete die Professoren.¹⁾

Erfurt.

In Erfurt ordnete der schon bekannte Erzbischof Christian von Mainz Schulen an jeder Kirche an. Lehranstalten nach Art unserer Gymnasien müssen dort bald in Blüte gestanden sein, wir hören einmal von 1000 Schülern. Kurz vor Gründung der Universität hören wir von vier Hauptschulen, an denen die Classiker gelesen, Physik und Ethik gelehrt wurde; doch fehlte das Studium der Theologie und der Rechtswissenschaft. 1379 bewilligte nun der Gegenpapst Clemens VII. ein Generallstudium „in grammatica, logica et philosophia, nec non in iuribus canonico et civili et etiam medicina et qualibet alia licita facultate“. 1389 bewilligte der rechtmäßige Papst Urban VI. ebendaselbe und ernannte den Decan der Collegiatskirche zu Mainz zum Kanzler. Der erste Rector wurde aber erst 1392 gewählt. Collegien erhielt diese Hochschule früh, auch wurden Stiftspräbenden für die Dotation der Professoren in Anspruch genommen.

Auch in Ungarn regte sich geistiges Leben; im dreizehnten Jahrhundert finden wir Magyaren an italienischen Rechtsschulen, für Rechtswissenschaft hatten sie überhaupt mehr Neigung als für Theologie. 1309 beschloß eine Synode zu Ofen, daß an jeder Metropolitankirche ein des canonischen Rechtes Kundiger, an den übrigen Kathedralen ein Magister in der Grammatik oder Logik angestellt würden, welche die Geistlichen der betreffenden Kirchen und die armen Studenten umsonst unterrichten müßten. König Ludwig und Königin Elisabeth drückten Clemens VI. den Wunsch nach geschulten Theologen aus, denn in ganz Ungarn sei nur ein Magister der Theologie. Auf Bitten Ludwigs erließ Urban V. am 1. September 1367 die Bulle, welche für Fünfkirchen ein Generallstudium im bürgerlichen und Kirchenrecht und in jeder andern Facultät, außer in der Theologie, genehmigte. Der Bischof solle die Promotionen leiten. Der Papst bat den König, die gewährten Privilegien nun in Ausföhrung zu bringen.

Fünfkirchen.

Ofen.

Im fünfzehnten Jahrhundert trat Ofen an die Stelle von Fünfkirchen, über welches wir blutwenig Nachrichten haben. Bonifaz IX. soll Ofen 1389

¹⁾ Denifle, l. c. I, p. 387—403.

auf Bitten König Sigismunds errichtet und den Propst Peter in Altosen zum Kanzler bestimmt haben. Der Stiftbrief ist nicht mehr vorhanden.¹⁾ Die Theologie war in Ofen nicht ausgeschlossen, wie in Fünfkirchen. Zum Concil in Konstanz sandte Ofen drei Magister der Theologie, zwei Rechtsgelahrte und einen Mediciner. Beim Tode Sigismunds existierte die Hochschule Ofen nicht mehr. Auf Bitten des Königs Matthias Corvinus erlaubte Paul II. die Neugründung einer Hochschule in Ofen. 1465 wurde eine höhere Schule in Pressburg gegründet. Das Gedeihen dieser Stiftungen begrub die türkische Sturmflut.

Press-
burg.

Wir kommen nun an die Universitäten, welche mit kaiserlichen oder landesherrlichen Stiftungsurkunden versehen sind.

Arezzo hatte schon 1215 einen berühmten Civilrechtslehrer in Rossred von Benevent. 1255 finden wir dort das Recht, die Artes und die Medicin vertreten. 1338 wanderten mehrere Rechtslehrer aus Bologna ein; 1355 hat die Stadt Karl IV. um ein kaiserliches Privileg wegen der Promotionen, was dieser mit dem Beisatz bewilligte, die Stadt habe seit alten Zeiten ein studium generale und dieses das Recht befaßen, Doctoren zu ernennen. Die Promotionen müssen also einige Zeit aufgehört haben, da Karl IV. dieses Recht von neuem ertheilt. Durch politische Wirren verschwinden dann wieder die Nachrichten über die Schule, bis Kaiser Friedrich III. 1456 wieder dieses Privilegium ertheilt. Doch bald hörte die Schule wieder ganz auf. Als letzte Notiz über dieselbe erscheint ein Doctordiplom vom Jahre 1469.²⁾

Arezzo.

Von einem Studium der Grammatik und Medicin in Siena hören wir zum erstenmale 1241. Fünf Jahre später sandte Siena Boten in die Städte Toscanas, um Scholaren einzuladen. Dies wirkte, zumal Kaiser Friedrich II. die Studenten von Bologna abberufen hatte. Doch scheinen die Berufenen wenig geleistet zu haben. 1275 trat eine Wendung zum Besseren ein, sofern die sechs- unddreißig Prioren, welche damals Siena regierten, sich im Namen der Stadt opferwillig zeigten. Doch was sollte eine Stadt allein ohne päpstliche oder kaiserliche Empfehlung ausrichten, woher das Recht nehmen, Doctoren zu schaffen? Darum wollte trotz aller Opfer Siena nicht recht aufkommen. Als aus Bologna 1321 wegen rascher Hinrichtung eines Studenten, der ein Mädchen entführt hatte, eine Menge Professoren und Studenten auswanderten, ergriff Siena sogleich diese Gelegenheit, Professoren und Schüler anzuziehen, verpflichtete sich zur Befreiung beider vom Kriegsdienst, zur billigen Lieferung der Lebensmittel und Wohnungen, zur Anschaffung der Bücher und alles dessen, was die Schüler zu ihren Studien benötigten, zu guter Bezahlung der Professoren und Befreiung von allen Abgaben. Das wirkte. Unter den im Jahre 1321 Ankommenden waren 22 Professoren, darunter sieben für das römische, fünf für das canonische Recht, zwei Mediciner, zwei Philosophen und ein Professor der Notariatskunde. Dem tüchtigsten Professor zahlte die Stadt jährlich 500 Goldgulden. Doch trat statt der Flut bald wieder Ebbe ein. Professoren und Studenten söhnten sich wieder aus und kehrten nach Bologna zurück — das einen Weltruf hatte. Jetzt beschloß die sonst eifrig ghibellinische Stadt, vom Papst ein Universitätsprivileg zu erbitten; sie wandte sich auch an König Robert von Neapel, daß er beim Papst

Siena.

Bologna.

¹⁾ Was daran schuld war, hat Denifle (l. c. I, p. 419—420) angezeigt.

²⁾ Denifle, l. c. I, p. 428 f.

Fürbitte einlege. Die Sache wollte aber nicht recht vorangehen, vielleicht stat Bologna dahinter. Darum wandte sich die Stadt an Kaiser Karl IV., der ihr im Jahre 1357 ein Generalstudium mit bürgerlichem und canonischem Recht, Medicin, Philosophie, Logik, Grammatik und jede andere Facultät bewilligte. Jetzt hatte Siena ein kaiserliches, wenn auch kein päpstliches Privileg, und rief alle Siensesen von den fremden Universitäten zurück und verbot den in der Stadt weilenden Professoren bei Strafe von 5000 Goldgulden, in einer andern Stadt Vorlesungen zu halten, und gab dem Rector unbedingte Vollmacht über Professoren und Studenten. 1386 beschloß die Stadt, nur berühmte Professoren zu werben, um Studenten anzuziehen.¹⁾ 1404 wandte es sich um Förderung seiner Schule wieder an den Papst Gregor XII., welcher das Privileg Karls IV. bestätigte und das theologische Studium sowie die Promotion in dieser Facultät gewährte, — die Promovierten sollten alle Privilegien wie die zu Bologna und Paris genießen; nachträglich erhielt Siena alle Privilegien, welche die Päpste Bologna und Paris gewährt hatten, auch daß ein kaum bewohntes Hospital in ein Collegium für dreißig arme Studenten verwandelt werde, und gewährte denen, welche dasselbe mit Gaben unterstützten, einen Ablass. Pius II., Martin V., Nikolaus V. gewährten weitere Privilegien, auch Kaiser Sigismund bestätigte im Jahre 1433 Karls IV. Privileg.²⁾

Neapel.

Wie und warum Friedrich II. Neapel 1224 gründete, wurde schon früher³⁾ gezeigt; seinen Nachfolgern und andern Landesherren gab er damit den Ansporn, Ähnliches zu thun.

Treviſo.

Treviſo hatte Stadtschulen, nach Gzzelins Fall (1259) regte sich aber der Sinn für ein studium generale. Die Bürger waren opferwillig, regsam, aber ohne Glück bei ihren Berufungen; ausgezeichnete Gelehrte nahmen eine Anstellung nicht an, oder entsagten derselben bald wieder, vielleicht war ihnen die Zahl der Studenten zu gering. Schließlich wandten sich die Trevيسانer an Friedrich den Schönen, den sie als König anerkannten, welcher ihnen am 15. December 1318 ein Generalstudium und den Studenten alle Privilegien bewilligte; der Bischof von Treviſo sollte die Promotionen leiten. Venedig, an welches die Stadt 1339 gelangte, ließ die Universität fortbestehen. Als aber im Jahre 1405 Venedig auch Padua gewann, verordnete es, daß alle, die studieren wollten, keine andere Universität als Padua besuchen sollten. Sicher war Sparsamkeit daran schuld: lieber eine rechte Universität, als zwei Frankende.⁴⁾

Padua.

Orange.

In Orange läßt sich eine gelehrte Schule im Jahre 1268 nachweisen: auf Bitten des Prinzen von Baug und der Stadt Orange bewilligte nun Urban V. 1365, daß die an diesem Particularstudium erworbenen Kenntnisse von den vollberechtigten Universitäten bei Erwerbung der Grade anerkannt werden sollten. Im gleichen Jahre bewilligte Karl IV. auf seiner Reise zur Krönung in Arles 1365 kraft kaiserlicher Vollmacht ein Generalstudium im Kirchen- und bürgerlichen Recht, Medicin, Philosophie, Logik, Grammatik und in jeder andern Facultät. Die Professoren sollen vom Prévôt der Stadt berufen werden, ihnen stehe die Prüfung und Promotion zu. Karl IV. nimmt die ganze Universität bis auf die Diener herab in seinen Schutz, befreit sie von allen Abgaben und

¹⁾ Denifle, l. c. I. p. 449.

²⁾ Ibid. p. 429—452.

³⁾ Vergl. Bd. V, S. 561 dieses Werkes. 5. Aufl. — Vergl. S. 375 ff. dieses Bandes.

⁴⁾ Denifle, l. c. I, p. 461—467.

bestellt den jedesmaligen Prinzen von Oranzen zum Conservator der Universität. Urban V. bewilligte im Jahre 1366 auf drei Jahre Befreiung von der Residenzpflicht und verlieh ihr alle Privilegien der Universitäten von Paris und Bologna. Zu großer Bedeutung gelangte übrigens die Universität nie, im achtzehnten Jahrhundert wickelte man, sie bestehe aus dem Rector, dem Schreiber und Bedellen, denn *tres faciunt collegium*.¹⁾

Wir kommen jetzt an die spanischen Universitäten. — Die erstegeborene — la primera Universidad — ist Valencia, gegründet von König Valencia. Alfons VIII. in den Jahren 1212 bis 1214 mit den Artes liberales, der Theologie und dem Kirchenrecht. Der heil. Dominicus hat dort studiert. Valencia ist also das älteste Generalstudium in Spanien und zugleich die erste Universität, welche von einem König gestiftet worden ist. 1220 wandte sich Ferdinand III., derselbe, welcher die Königreiche Castilien und Leon vereinigte, und der Bischof Tello an Papst Honorius III. mit der Bitte, ihnen bei der Erneuerung der Hochschule durch Gewährung eines Viertels der Tertia zur Erhaltung der verschiedenen Kirchen der Diocese behilflich zu sein, um daraus den Gehalt der Professoren zu bestreiten. Der Papst willigte ein. Doch war dem Gedeihen der Hochschule hinderlich, daß die Edelleute den Zehnten, aus dem die Tertia entstand, nicht ablieferten, mindestens nicht regelmäßig. Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts erlosch diese Hochschule.

Salamanca, der Stolz Spaniens, ist gestiftet von Alfons IX. von Leon, dann neubegründet von seinem Sohne Ferdinand III. dem Heiligen am 6. April 1243, war in der Blüte unter dessen Sohn Alfons X. el Sabio, der 1252 alle Privilegien seiner beiden Vorgänger bestätigte, aber auch den Einwohnern von Salamanca verbot, den Studenten Waffen zu beschaffen, weil dadurch das Studium nur beeinträchtigt würde. Unter dem Waffenlärm erwuchs die Jugend Spaniens, seine Geschichte wiederhallet von Heldenruhm. Der Jugend die Waffen zu entwinden, mag eine schwere Arbeit gewesen sein. Darum die Mahnung des Königs, der Bischof und der Magister sollen kampflustige Scholaren einsperren oder aus der Stadt weisen. Der König sicherte vor allem die Auszahlung guter Gehalte an die Lehrer; an der Universität sollten alle Fächer mit Ausnahme der Theologie vertreten sein. Die Hauptstärke war die Rechtswissenschaft. Der Papst Alexander IV. bestätigte 1255 die Anordnungen Alfonsos auf dessen Bitte mit den schönen Worten: „Multitudo sapientium est sanitas regnorum.“ Dennoch wurden noch bei Lebzeiten Alfonsos die Besoldungen unregelmäßig bezahlt und hörten zuletzt ganz auf. Alfons konnte nämlich sein Versprechen nicht mehr halten, weil ihm sein Sohn Sancho ganz Leon und einen Theil von Castilien abwendig gemacht hatte. Da schritt Bonifaz VIII. ein und Ferdinand IV. bestimmte 1301, daß die Tertia zur Besoldung der Professoren regelmäßig verwendet werde. Diese Anordnung hob Clemens V. auf, weil ihm der Nothschrei aus Spanien zu Ohren kam, daß der Bau der Kirchen aufhöre und der Gottesdienst durch die Verwendung der Tertia für die Universität leide. Der Befehl des Papstes wurde ein harter Schlag für die Professoren. Das Studium gerieth ins Stocken. Doch ordnete das Concil zu Vienne 1312 bis 1313 an, zu Paris, Oxford, Bologna und Salamanca sollten je zwei Lehrstühle sein für arabische, hebräische und chaldäische Sprache. Darum bat der Bischof den Papst um Zurücknahme seines Befehls, und Cle-

Salamanca.

¹⁾ Denifle, l. c. I, p. 467—471.

mens V. ordnete 1313 alsbald an, daß aus der Tertia den Professoren ihr Gehalt sicher ausbezahlt werde. Nun war die Universität für immer gesichert. Johann XXII. bestimmte 1333, daß die in Salamanca Promovierten überall, auch in Paris und Bologna, ihr Lehramt ausüben könnten. Martin V. reorganisierte 1422 das theologische Studium an derselben, er bezeichnete sie als eine der vier großen Universitäten, die durch hohen Ruhm glänzten. Die Könige von Castilien waren also die Gründer, die Päpste aber die eifrigen Beschützer dieser Universität, welche darum auch das päpstliche Wappen in ihrem Siegel führt.¹⁾

Sevilla.

Sevilla wurde 1254 durch Alfonso X. den Weisen nur für Latein und Arabisch, und zwar zu Missionszwecken gegründet. Die Dominicaner schon gründeten Schulen zur Bekehrung der Mauren und Juden, namentlich bei den ersteren hatten sie Erfolg. Die eigentliche Universität zu Sevilla entstand erst im sechzehnten Jahrhundert.²⁾

Verida.

Verida ist die erste Universität für Catalonien und Aragon. König Jakob II. von Aragon theilte Bonifaz VIII. seine Absicht mit, ein Generalstudium zu gründen, und der Papst stimmte zu und bewilligte den Professoren und Studenten alle Privilegien der Universität zu Toulouse. Im Stiftbrief vom Jahre 1300 sagte der König, wie es ihm am Herzen liege, in seinem Reiche einsichtige Männer zu haben und allen im Lande die Nahrung der Wissenschaft zu bieten, damit sie nicht genöthigt wären, fremde Völker aufzusuchen oder in auswärtigen Ländern zu betteln. Verida liege in der Mitte seines Reiches, sei gesund und angenehm und von alter Treue. Darum solle dort in Kirchen- und bürgerlichem Recht, Medicin, Philosophie und in allen freien Wissenschaften Unterricht ertheilt werden auf einer Hochschule ersten Ranges. Die Scholaren hätten das Recht, einen Rector nebst dessen Räthen zu wählen und Statuten zu machen. Vor diesem haben sich die Candidaten der Prüfung zu unterziehen und der Kanzler, ein Canonicus von Verida, gibt ihnen dann die Lehrbefugnis. In die Privilegien sind selbst die Buch- und Pergamenthändler eingeschlossen. Auf der Reise nach und von Verida oder während ihres Aufenthaltes am Generalstudium dürfen sie wegen früherer Vergehen oder Schulden nicht behelligt werden — höchstens wegen eines todeswürdigen Verbrechens. Alle Universitätsmitglieder seien vom Heerdienst befreit. Niemand dürfe mit ihnen oder ihren Dienern einen Streit anfangen, sie irgendwie belästigen oder ihnen etwas Widriges zufügen. Waffen zu tragen, sei aber den Scholaren innerhalb und außerhalb des Stadtgebietes verboten; sie seien abgabefrei, auch wenn sie Wein oder etwas anderes, was sie nach Verida brächten, verkaufen. Auf der Reise stehen sie unter seinem besonderen Schutz. — Um Michaeli 1300 wurde diese Schule eröffnet. Die Päpste begünstigten sie mit ihren Privilegien und suchten Schwierigkeiten, die sich ihrem Fortbestand in den Weg stellten, zu beheben. Nicht bloß Theologie wurde hier gelehrt, auch die Heilkunde war in Blüte. Weil den Medicinern in Montpellier jährlich zu anatomischen Zwecken der Leichnam eines Hingerichteten ausgesetzt wurde, so gab Jakob der Schule zu Verida das gleiche Recht, nur sollte die Todesstrafe am Verbrecher durch Untertauchen unter das Wasser vollzogen werden, weil dadurch die Verbindung der Arterien leichter erkannt und die Leiche lehrreicher würde.³⁾

¹⁾ Denifle, l. c. I, p. 478—494.

²⁾ Ibid. p. 495—499.

³⁾ Ibid. p. 499—508.

In Huesca, dem alten Osca, wo Sertorius schon eine Schule für Huesca. römische und griechische Literatur stiftete, die jedoch mit der späteren Universität durchaus in keinem Zusammenhange steht, stiftete König Pedro IV. el Ceremonioso am 12. März 1354 eine Hochschule, bei der ihm Jakobs II. Stiftungsbrief für Lerida maßgebend war, für bürgerliches und canonisches Recht, Medicin, Philosophie und jede erlaubte Facultät mit allen für Lerida ertheilten Privilegien. Eine Steuer auf jedes Pfund Fleisch in der Fleischbank sollte den Gehalt der Professoren liefern, ferner die Juden 1000, die Mauren aber 500 Goldstücke jährlich beitragen.¹⁾ Die Professoren wurden aber nicht regelmäßig ausbezahlt und giengen alle bis auf einen fort, so daß das Studium bald aufhörte. Erst 1464 brachte Johann II. mit Papst Paul II. die Schule wieder empor, in Erwägung, daß im Königreich Aragon kein anderes Generalstudium existierte. Die Dotierung geschah durch Einverleibung von Beneficien.²⁾

Es gibt noch Universitäten, welche päpstliche und kaiserliche oder landesherrliche Privilegien zugleich aufweisen können.

So Perpignan, eine Stiftung Pedros IV. von Aragon; Perpignan kam 1344 mit Roussillon an den König von Aragon. 1349 erklärte er auf Bitten der Stadt seinen Willen, in Perpignan ein Generalstudium zu gründen, in welchem Theologie, canonisches und bürgerliches Recht und die freien Wissenschaften gelehrt werden sollten. Doch kam der Plan nicht sogleich zur Ausführung. Erst durch den Stiftbrief Clemens' VII. wurde die Universität wirklich ins Leben gerufen. Clemens VII. bewilligte im Jahre 1379 auf Bitten des Herzogs Juan von Girona und der Consuln der Stadt für Perpignan den Lehrenden und Lernenden alle Rechte und Freiheiten eines Generalstudiums; der Bischof von Elne oder dessen Generalvicar sollen nach vorausgegangener Prüfung die Promotionen vornehmen. Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts erfreute sich Perpignan einer ziemlich großen Frequenz.³⁾

Portugal besaß im Mittelalter nur eine einzige Universität, die aber infolge von Streitigkeiten mit der Bürgerschaft von Zeit zu Zeit ihren Wohnsitz zwischen Lissabon und Coimbra wechselte, was ihrer Entwicklung durchaus schädlich war, bis sie 1537 bleibend ihren Sitz in Coimbra aufschlug. — 1288 sandten mehrere hochstehende Geistliche an Nikolaus IV., sie hätten den König Diniz bestimmt, in der edlen Stadt Lissabon ein Generalstudium zu errichten und sich geeinigt, die Besoldung der Doctoren und Magister von den Einkünften einzelner Klöster und Kirchen aufzubringen. Der Papst möge diese Bestimmungen und das Werk selber zur Ehre Gottes und des Vaterlandes bestätigen. Der Papst genehmigte im Jahre 1290 das Vorhaben und bat den König, durch zwei Scholaren und zwei Bürger die Wohnungen tagieren zu lassen, für den Schutz der Studenten auf der Reise nach und von Lissabon zu sorgen, gewährte ihnen geistlichen Gerichtsstand, dispensierte sie von der Residenzpflicht und bestimmte für Lissabon ein Generalstudium in den freien Künsten, im canonischen und bürgerlichen Recht, in der Medicin, und gestattete ferner, den in den Prüfungen Bestandenen die Lizenz zu ertheilen. Als die Verlegung der Universität nothwendig

¹⁾ Bald wurde aber die Summe für die Juden auf 650, für die Mauren auf 350 Goldstücke herabgesetzt.

²⁾ Denifle, l. c. I, p. 508—515.

³⁾ Ibid. p. 515—519.

wurde, hat der König Clemens V. alle für Lissabon gegebenen Privilegien für Coimbra zu erneuern. Solches bewilligte der Papst im Jahre 1308 und verfügte, daß der Überschuss der Einkünfte von sechs Pfarreien für die Übersiedlung verwendet werde. Der König warnte die Bürger von Coimbra, sich an einem Studenten zu vergreifen, sie ständen unter geistlicher Gerichtsbarkeit, und machte sie zugleich abgabefrei. Unter dem Sohne des Königs Diniz, unter Alfons IV., wurde 1338 die Universität wieder nach Lissabon, 1354 oder 1355 aber wieder nach Coimbra verlegt. 1377 kehrte die Universität wieder nach Lissabon zurück, zumal sie in stetem Sinken begriffen war. Clemens VII. ertheilte 1380 auf Bitten des Königs einen neuen Stiftbrief. Die Könige Joao I. (1383 bis 1433), der Infant Henrique, der König Manuel (1495—1521) begünstigten ihr Gedeihen, nicht minder die Päpste. 1537 wurde die Hochschule wieder nach Coimbra verlegt und ist dort verblieben.¹⁾

Perugia.

Perugia hatte früh schon eine Schule des römischen Rechtes, seit 1266 strebte aber die rührige Bürgerschaft ein Generalstudium an, in welchem auch bürgerliches Recht, Medicin und die freien Wissenschaften gelehrt würden, und beschloß 1306, sich deshalb an Clemens V. zu wenden und berühmte Ausländer als Professoren zu berufen, mit einem Jahresgehalt von 150 bis 200 Goldgulden, und Professoren und Studenten wie Mitbürger zu behandeln. Der Papst war ihnen zu Willen und ertheilte am 8. September 1308 den Stiftbrief, worin er die Treue der Bürgerschaft lobte. 1318 erhielt die Schule von Johann XXII. die Promotionsbefugnis im bürgerlichen und canonischen Recht, 1321 erhielten die Mediciner und Artisten dieselbe Befugnis. Der Bürgerschaft höchste Sorge war, ihre Schule blühend zu erhalten, kein Geld ward gespart, die berühmtesten Professoren wurden gesucht; damit die Vorträge nicht gestört würden, zogen sie jedes lärmende Handwerk aus der Nähe der Schule. Nicht bloß das Recht, sondern auch die Medicin blühte. 1371 gestattete Gregor XI. dort auch das Studium der Theologie. Der Ehrgeiz der Peruginer, eine berühmte Schule zu haben, ließ sich auch durch die herben Verluste des Pestjahres 1348 nicht schrecken: sie baten auch Kaiser Karl IV. um ein Generalstudium, und dieser gewährte ihnen 1355 das Privilegium und alle von den römischen Kaisern und Königen herstammenden Immunitäten. Den Reisenden, die nach Perugia ziehen, solle man auf ihren Eidschwur glauben, daß sie Studenten seien, auf der Heimreise müßten sie jedoch Ausweise vom Bischof und dem Rector bei sich haben.²⁾

Florenz.

Auch die Florentiner setzten längst ihre Ehre in den Besitz eines ruhmvollen Generalstudiums. Kaum hatten sie die Noth der Pest von 1348 überstanden, so baten sie den Papst um ein Generalstudium im bürgerlichen und canonischen Recht, in der Heilkunde, in der Philosophie und in den andern Wissenschaften, wählten Professoren, bestellten Wohnungen für die Studenten und trafen alle nöthigen Vorbereitungen, warfen 2500 Goldgulden für Besoldungen aus, riefen ihre Jünglinge von andern Hochschulen zurück und ließen einige Vorlesungen am 6. November 1348 eröffnen. Am 31. Mai 1349 bewilligte Papst Clemens VI. ihnen das Generalstudium und bestimmte den Bischof von Florenz für die Promotionen und Lizenzen. Der päpstliche Stiftungsbrief wurde während des Gottesdienstes in der Kirche verlesen. Fortwährend war

¹⁾ Denifle, l. c. I, p. 519—534.

²⁾ Ibid. p. 534—551.

Florenz bemüht, wissenschaftliche Größen zu gewinnen und vom Papst die Promotion in der Theologie zu erlangen, wenn auch nicht immer mit Glück. Petrarca zum Beispiel lehnte zweimal ab. Man bot berühmten Lehrern des Rechtes bis zu 500 Goldgulden jährlich an; man stellte die Studenten den Bürgern gleich, man wandte sich an verschiedene Orden um ausgezeichnete Professoren in der Theologie. Am 9. December 1359 fand die erste Promotion in der Theologie statt. Am 2. Januar 1364 stellte Karl IV. ein kaiserliches Privilegium für alle erlaubten Facultäten aus auf Bitten des Bischofs von Florenz. 1373 wurde auch eine Lehrkanzel zu Vorlesungen über Dante gegründet, eine gerechte, wenn auch späte Ehrung eines großen Todten. Boccaccio hatte sie zwei Jahre hindurch inne. 1473 ward die Universität nach Pisa verlegt.¹⁾

Piacenza erhielt 1248 durch Innocenz IV. ein Generalstudium in jeder Facultät und für die Studenten alle Privilegien, welche Bologna und Paris besaßen. Doch scheint der Besuch nicht groß gewesen zu sein. Galeazzo II. Visconti verbot 1361 den Studierenden seines Gebietes, sich anderswohin als nach Pavia zu begeben. Dagegen erließ Giovanni Galeazzo Visconti am 1. Januar 1398 kraft der Autorität, die er als Herzog vom römischen Kaiser Wenzel erhalten, einen alle Facultäten umfassenden Stiftsbrief, um das Studium zu Piacenza zu erneuern, wobei er allen Mitgliedern derselben die Rechte von Paris, Oxford und Bologna verlieh und dem Bischof von Piacenza das Recht zu promovieren erteilte; am 28. October 1398 verlegte er auch die Universität von Pavia nach Piacenza und verordnete, daß in seinem Gebiete alle, welche den Studien obliegen, nach Piacenza zu gehen hätten. Nun trat eine rasche Blüte ein: wir hören von 27 Professoren des römischen, von 10 Professoren des canonischen Rechtes, von 22 Medicinern, von Professoren der Philosophie, Astrologie, Grammatik, Rhetorik, Notariatskunst, der Theologie, von Vorlesungen über Dante, über Seneca, über Averroës. Aber diese Blüte war von kurzer Dauer, sie endete mit dem Tode des Giovanni Galeazzo, wenn auch noch immer einzelne Vorlesungen fortgehalten wurden. Der Herzog Philipp Maria Visconti stellte im Jahre 1402 Pavia wieder her und verbot den Scholaren seines Gebietes, anderswo zu studieren als in Pavia.²⁾

Pia-
cenza.

Pavia hatte noch vor Bologna eine Schule der Rechtswissenschaft, es war ein Sammelpunkt von Juristen, das langobardische Recht blühte dort. Es scheinen auch Promotionen darin vorgekommen zu sein; die Schulen aber erlitten häufige Unterbrechungen, die Gemeinde nahm sich nicht um dieselben an, darum gedieh Medicin und Civilrecht nicht. Ein Generalstudium stiftete hier am 13. April 1361 Karl IV. für beide Rechte, Medicin, Philosophie und freie Künste, und verlieh den Lehrern und Schülern die Freiheiten von Oxford, Paris und Bologna. Daher das Verbot Galeazzos II. Visconti, anderswo als in Pavia zu studieren. Bonifaz IX. gab 1389 ein päpstliches Privileg und die Freiheiten von Paris und Bologna. Der Bischof von Pavia sollte Leiter der Promotion sein. Die neue Stiftung hatte manche schwere Stunde zu bestehen, aber bald wetteiferte sie mit Pisa und Padua um den Vorrang im römischen Recht — berühmte Lehrer erhielten hier Besoldungen so hoch als irgendwo.³⁾

Pavia.

¹⁾ Denifle, l. c. I, p. 552—566.

²⁾ Ibid. p. 566—572.

³⁾ Ibid. p. 572—582.

Prag.

In Prag¹⁾ bestand im dreizehnten Jahrhundert eine gelehrte Schule, aber kein Generallstudium; sie gieng zugrunde 1248 im Streite zwischen König Wenzel und seinem Sohn Ottokar II., erhob sich aber wieder, als der letztere König wurde, sie war nicht unbedeutend, viele Studenten kamen deshalb nach Prag; Grammatik und Notariatskunst wurden dort gelehrt, sie war ein Particularstudium, aber kein studium generale minus, wie Palacky²⁾ sie nennt, denn dieser Name kommt nie vor. Die deutschen Studenten zogen ab, als Ottokar sich zum Kampfe gegen Rudolf von Habsburg rüstete, doch gieng die Schule nicht unter. Wenzel II. beschloß 1294 ein Generallstudium zu gründen, doch wurde der Plan nicht ausgeführt, erst Karl IV. gelang es, hier ein Generallstudium oder eine Universität wie Paris zu gründen, die sich bald zu einem Weltruf erhob. 1346 stellte Karl IV., damals nur Böhmenkönig, dem Papste das bringende Bedürfnis vor, in Prag ein Generallstudium zu gründen, und Papst Clemens VI. entsprach seinem Wunsche, nachdem er 1344 schon das Prager Bisthum zum Erzbisthum erhoben hatte; alle erlaubten Facultäten sollten da errichtet werden und der Erzbischof sollte die Lizenzen ertheilen. Am 7. April 1348 erließ Karl IV. auf dem Landtage in Prag den Stiftbrief, in welchem er ganze Stellen aus dem Stiftbriefe Friedrichs II. für Neapel und Konrads IV. für Salerno wiedergab und den Studierenden die Privilegien der Doctoren von Paris und Bologna anwies. Die Universität zu Paris, an welcher Karl IV. in seiner Jugend selber studiert hatte, schwebte ihm dabei als Muster vor. Er bemerkte im Stiftbriefe: er beabsichtige das Königreich zu heben und den einheimischen Lernbegierigen die Mühe zu ersparen, auswärtig die Wissenschaft suchen zu müssen; in ihrem Lande sollten sie ihren Wissensdurst befriedigen können. Die Theologie, das canonische Recht, die Medicin und die freien Wissenschaften waren hier vertreten, das Civilrecht aber erst später. — Das älteste Doctordiplom aus dem Jahre 1359, das noch vorhanden ist, betrifft einen Heinrich Johann von Libitz. — Die Hochschule gelangte bald zur Blüte, da sie für Deutschland die einzige in den östlichen Gebieten war, und Karl sich eifrig seiner Stiftung annahm und als römischer Kaiser viele Mittel aus Deutschland in Händen hatte. Klöster und Capitel trugen vieles bei, der Erzbischof war nach dem Könige der größte Gönner der jungen Hochschule. Karl IV. hatte Glück mit seiner Lieblings-schöpfung. Aus England, Frankreich, Lombardien, Ungarn, Polen und den umliegenden Ländern kamen viele Studenten, bis 1409 war die Hochschule in stetem Wachsen. Die Päpste unterstützten durch Verleihung von Vorrechten, durch Ermunterungen zum Besuche den Kaiser nach Kräften.

Wien.

Wien³⁾ hatte eine Schule bei St. Stephan, hinsichtlich welcher Kaiser Friedrich II. 1237 bestimmte, daß der von ihm und seinen Nachfolgern eingesetzte Magister noch andere Doctoren nach dem Rathe sachverständiger Bürger annehmen solle, die ihren Zuhörern gewachsen seien. Es war also eine Stadtschule. König Rudolf bestätigte dieses Recht 1278; Albrecht I. überließ 1296 die Bestellung des Magisters der Stadt, während bisher die Fürsten in Österreich dieses Recht besaßen. Das Glück, welches Karl IV. mit seinem Schoßkinds, der Prager Universität, hatte, ermunterte Herzog Rudolf IV., an Urban V. den

¹⁾ Denifle, l. c. I, p. 582 ff.

²⁾ Palacky, Geschichte von Böhmen, II, 1, S. 284. — Dudík, Mährens allgemeine Geschichte, X, S. 431.

³⁾ Denifle, l. c. I, p. 604–625. — Mayer, Geschichte der geistigen Cultur in Nieder-Österreich. Wien 1878.

Wunsch auszudrücken, in Wien ein Generalstudium zu genehmigen. Der Papst erfuhr durch den Bischof Johann von Brigen, daß die Verhältnisse einer solchen Stiftung günstig und die Herzoge Rudolf, Albrecht und Leopold dem Unternehmen geneigt seien, und die Stadt es sehnlichst wünsche. Am 12. März 1365 stellten die drei Herzoge den Stiftsbrief aus, der in lateinischer und deutscher Sprache erschien und sich für die Lehrkanzeln der Theologie, der Naturwissenschaften, Ethik, für freie Wissenschaften, canonisches und bürgerliches Recht, Medicin und alle erlaubten Wissenschaften aussprach. Die Universität solle ein eigenes Stadtviertel haben, die Studenten billige Wohnung, Schutz während ihres Aufenthaltes wie während der Hin- und Herreise, volle Steuer- und Zollfreiheit und einen privilegierten Gerichtsstand haben, und in vier Nationen, jede unter einem Procurator, eingetheilt sein. Der Propst zu St. Stephan solle der Kanzler der Universität sein. An der Spitze stehe der Rector, der wie die Procuratoren der artistischen Facultät angehören muß und zugleich Haupt der übrigen drei Facultäten ist, von denen jede einen Decan haben soll. Der päpstliche Stiftsbrief vom 18. Juni 1365 gewährt alle Privilegien der Generalstudien. Der Propst von Allerheiligen (St. Stephan) leite die Promotionen und ertheile die Lizenzen. Der erste Rector war Albert von Sachsen. Also ward die Wiener Universität ins Leben gerufen. 1366 bis 1377 stand sie auf schwachen Füßen, von dieser Zeit an gieng es besser. Der Grund liegt darin, daß der Stifter Rudolf IV. 1365 starb und seine Brüder Albrecht III. und Leopold III. über die Theilung der Länder stritten. Für die Besoldung der Professoren war noch zu wenig gesorgt, Berühmtheiten konnten nicht berufen werden. Besser wurde es 1383, als nach dem Ausbruch des Schismas die Pariser Universität sich parteilte. Albrecht III. lud Heinrich von Langenstein von da nach Wien ein, wie auch andere deutsche Professoren. Urban VI. gewährte nun 1384 Wien die theologische Facultät. Langenstein wurde in Universitäts-Angelegenheiten der Rathgeber des Herzogs und machte ihn auf die Schäden aufmerksam.

In Krakau stiftete König Kasimir der Große am 12. Mai 1364 Krakau. ein Generalstudium mit jeder erlaubten Facultät und den Privilegien von Bologna und Padua. Die Scholaren sollten haben Zoll- und Steuerfreiheit, Sicherheit der Person und Habe und auf Pfand hin bei einem Juden Geld borgen dürfen, der monatlich nicht mehr als einen Groschen Zins von jeder Mark fordern durfte. Der Rector, der kein Doctor und Magister sein müsse, habe in Civil- und leichten Criminalsachen Gerichtsbarkeit über die Scholaren. Papst Urban V., mit dessen Zustimmung diese Stiftung erfolgte, stellte am 1. September 1364 seinen Stiftsbrief aus mit den gewöhnlichen Privilegien. Der Bischof von Krakau habe die Lizenzen zu ertheilen. Der König hatte seinen Kanzler hiesfür ernannt, der Papst aber cassierte diese Verfügung. Nach Kasimirs Tod verfiel die Universität. König Ludwig kümmerte sich mehr um Ungarn als um Polen, und unter den auf ihn folgenden Wirren war an eine Hebung der Studien nicht zu denken. Erst unter Wladislaw Jagello und Hedwig kam neues Leben. Bonifaz IX. erließ am 11. Januar 1397 den Stiftsbrief für die theologische Facultät mit den Privilegien von Paris und gestattete den Cisterciensern, dort zu studieren und zu doctorieren, und half, für sicheres Einkommen zu sorgen. Die Universität begann zu blühen, namentlich durch die Pflege astronomischer und humanistischer Studien.¹⁾

¹⁾ Denifle, l. c. I, p. 625—630.

So entstanden bis 1400 die Universitäten. Wie lächerlich ist also der Vorwurf, die Päpste seien die Feinde der Wissenschaft gewesen, sie haben im Gegentheil die meisten, die gerühmtesten Stätten der Wissenschaft gegründet, in Gefahren gerettet, durch ihr mächtiges Wort ihnen Reichthum zu ehrenhaftem Fortbestand verschafft und die lernbegierige Jugend zu den Füßen ausgezeichneter Lehrer getrieben. Sie haben sogar mehr Universitäten gestiftet, als man bisher annahm, so brennend war ihr Eifer, hohe Bildung zu verbreiten. Hinter ihrem Eifer, zu gründen, blieb oft der Eifer und die Ausdauer der Städte zurück, welche doch die Päpste um Stiftbriefe gebeten hatten.

Fermo. So erließ Bonifaz IX. einen Stiftbrief für Fermo am 16. Januar 1398, der aber damals nicht zur Ausführung gelangte; denn die Verhältnisse wurden ungünstig, erst ein neuer Stiftbrief von Sixtus V. (1585) rief sie
Verona. zwei Jahrhunderte später ins Leben. Der Stadt Verona verlieh Benedict XII. 1339 ein studium generale, aber seinem Willen wurde nicht entsprochen.
Orvieto. Gregor XI. erteilte 1377 der Stadt Orvieto das so oft ersehnte Privilegium, Urban VI. erließ 1378 den Stiftbrief für Theologie, beide Rechte, Medicin und jede andere erlaubte Facultät, aber wir finden nachher dort nur Grammaticalschulen und artistische, aber kein Generalstudium. Geradeso ergieng es mit Bamiers: es erhielt 1295 von Bonifaz VIII. einen Stiftbrief, allein der Streit der Kirche mit Philipp dem Schönen verhinderte die Ausführung.
Dublin. Auf Bitten des Erzbischofs John Lech verlieh Clemens V. 1312 für Dublin ein Generalstudium mit jeder erlaubten Facultät, da Irland, Man und Schottland ohne höhere Schule seien; allein der Tod des Erzbischofs 1313 verhinderte die Ausführung, die nunmehr auf bessere Zeiten verschoben wurde. Mit Bitten wandte sich im Jahre 1245 Jakob I. von Aragonien an Innocenz IV. um
Valencia. Unterstützung eines für Valencia geplanten Generalstudiums. Der Papst war willig, aber die Absicht hatte keinen Erfolg; wir hören lange kein Wort über die Pflege höherer Wissenschaften; erst im Jahre 1500 entstand in Valencia durch
Alcala. Alexander VI. eine Universität. Für Alcala gab erst auf Bitten des Ximenes (1500) Alexander VI. die Vollmacht zur Gründung dieser berühmten Universität.
Genf. Für Genf gab Karl IV. 1365 einen Stiftbrief auf Bitten des Grafen Amadeus von Savoyen, doch die Genfer fürchteten, dass die Hochschule ein Mittel werde, um des Savoyers Herrschaft über ihre Stadt auszudehnen. Lucca bekam
Lucca. von Karl IV. 1369 einen Stiftbrief zu einer Schule, in der beide Rechte, Logik, Philosophie, Medicin, Astrologie, Notariatskunde und alle sieben freien Künste gelehrt werden sollten. Urban VI. stellte ihnen 1387 die gleiche Vollmacht mit allen Freiheiten aus, aber die Schule gedieh doch nicht, weil vier berühmte Universitäten in der Nähe waren: Florenz, Pisa, Bologna, Pavia. Die Stadt sandte daher ihre Söhne mit einem Stipendium von jährlich zehn Gulden an auswärtige Generalstudien.

Endlich gibt es noch eine Reihe von Schulen, welche fälschlich schon für die Zeit vor 1400 als Universitäten bezeichnet worden sind; es fehlt das Charakteristische eines studium generale. Doch ist es in einzelnen Fällen schwer, den Charakter solcher Schulen festzustellen, weshalb einige der-

selben von verschiedenen Forschern verschieden beurtheilt werden. Denifle gibt folgendes Verzeichniß solcher Schulen.¹⁾

Fälschlich wird zum Beispiel Macerata als Universität bezeichnet, es war dort nur eine Rechtsschule, durch eine Bulle von Nikolaus IV. gegründet, erst Paul III. machte diese Schule 1540 zu einer Universität. Auch Lyon hatte um 1300 eine Rechtsschule, eine Schule der Theologie und der freien Künste, aber kein eigentliches Generalstudium, ebensowenig Brescia und Messina. Palermo bekam erst 1779 eine Hochschule, welche aber schon 1805 endete. Für das schöne Catania erließ erst 1444 Eugen IV. einen Stiftungsbrief. Auch Vienne hatte nie eine Hochschule. Sogar das Collegium, das Jakob I. in Palma auf Mallorca gründete und Johann XXI. im Jahre 1276 gut- hieß, war keine eigentliche Hochschule; die Universität daselbst wurde erst im Jahre 1483 von Ferdinand dem Katholischen gegründet. Auch Rheims hatte kein Generalstudium, obgleich seine Schule vor 1300 längere Zeit einen Namen hatte. Todi und Albi hatten nur Particularstudien, ebenso Narbonne, Genua, Viterbo, Pistoja, Mantua, Parma bewarben sich desgleichen vergebens um ein Generalstudium.

Wirkliche Universitäten aber wurden noch in der letzten Zeit des Mittelalters, in der Zeit von 1400 bis zum Ausbruche der religiösen Revolution des sechzehnten Jahrhunderts noch gegründet in Würzburg (1402), Leipzig (1409), Rostock (1419), Löwen (1426), Catania (1444), Greifswalde (1456), Freiburg und Basel (1460), Ingolstadt und Trier (1472), Tübingen und Mainz (1477), Palma auf Mallorca (1483), Wittenberg (1502) und Frankfurt (1506).²⁾

Blicken wir noch einmal zurück auf die Reihe der Universitäten, die in den letzten drei Jahrhunderten des Mittelalters entstanden sind, so müssen wir staunen über die opfermuthige Begeisterung der mittelalterlichen Christenheit. Die Gründung dieser Universitäten bezeichnet eine Hauptepoche in der Geschichte des europäischen Culturlebens. Die Universitäten „waren damals fast noch mehr als heute die Brennpunkte der geistigen Thätigkeit. Und gleichviel, ob sie unsern Begriffen entsprechen oder nicht, so genügten sie doch vollkommen für die Bedürfnisse des Mittelalters, bereiteten die höheren Lehranstalten der späteren Zeit mit ihren neuen Erfordernissen und Anschauungen vor, und wurden darum die breite Grundlage selbst für die modernen Hochschulen. Dankbar sollte daher die Neuzeit auf das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert blicken, da eben dort die Anfänge der gelehrten Gesellschaften und die Keime des gelehrten Unterrichtes der späteren Epochen liegen. Europa hat den mächtigsten geistigen Anstoß durch die Universitäten erhalten, die sich im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in jugendlicher Frische und Kraft erhoben; und dies mögen nicht bloß die Juristen der neueren Zeit, deren Wissenschaft, um mit Savigny zu

Schulen, aber nicht Universitäten.

Spätere Universitäten.

Opfermuthige Begeisterung des Mittelalters.

¹⁾ Denifle, l. c. I, p. 221—230.

²⁾ Paulsen, Die deutschen Universitäten, S. 17. Berlin 1902.

reden, auf dem Grund der Schule zu Bologna ruht, sondern überhaupt alle diejenigen nicht vergessen, welche die Segnungen unserer Kulturstätten genießen“. ¹⁾

Lateinische Geschichtschreibung in Deutschland.

Die Geschichtschreibung trägt in der großen Zeit der Nation das lateinische Gewand, aber sie hat einen nationalen Geist und große Gesichtspunkte, solange das Reich noch gewaltig und der Sinn der Nation nicht gesunken ist. Der größte Geschichtschreiber aus der Zeit der Staufer ist

Otto von Freising.

Adel und Clerus leiteten damals die Welt, und Otto²⁾ gehörte beiden an und hatte also schon damit Antheil an den großen Ereignissen der Zeit. Geboren am 5. December 1109, war er ein Sohn des Markgrafen Leopold III., des Heiligen genannt, und der Agnes, der schönen Tochter Kaiser Heinrichs IV., der Wittve Friedrichs von Staufen, somit der Enkel eines Kaisers, der Nefle eines Kaisers (Heinrichs V.), der Stiefbruder König Konrads III. und der mütterliche Onkel Kaiser Friedrichs I.; von seinen Brüdern (18 Kinder gebar Agnes ihrem zweiten Gemahl) war Leopold IV., Markgraf von Österreich und später Herzog von Bayern, und Heinrich, mit dem Beinamen Jasomirgott, Herzog von Bayern, Markgraf von Österreich und seit 1156 Herzog von Österreich, und Konrad, Erzbischof von Salzburg. Aber nicht bloß hohe Stellung befähigte Otto zum Geschichtschreiber, sondern noch vielmehr Bildung, Geist und Charakter. Damals war Paris die erste Hochschule, und Otto machte seine Studien an dieser gefeierten Stätte der Bildung. Auf der Heimkehr (1126) übernachtete er mit fünfzehn ausgesuchten Gefährten im Cistercienserkloster Morimund. Der freundliche und doch sittenstrenge Geist, der hier waltete, der nächtliche Chorgesang der Mönche ergriffen Ottos und seiner Genossen Herz derart, daß sie alle das weiße Kleid des Ordens annahmen. 1131 wurde Otto zum Abte gewählt, und der Abt von Morimund war bekanntlich einer der vier bedeutendsten des Ordens. 1138 finden wir Otto schon als Bischof von Freising und zwanzig Jahre verwaltete er dieses Amt mit seltenem Erfolg, wobei er als Bischof stets noch sein Ordenskleid trug. Die Güter des Stiftes waren bestritten, Otto hielt unerbittlich Recht und Gerechtigkeit fest, und rettete dessen Besitzungen. Die Sitten des Clerus waren gesunken und er führte wieder strenge Zucht ein. Daher hat er unter den Bischöfen von Freising den Namen des Großen (Magnus). Aber auch zu hohem wissenschaftlichen Ansehen erhob er Freising: er brachte das Studium des Aristoteles dahin, und Freising wurde berühmt als Sitz der Philosophie, der Domberg bekam den Titel des Gelehrten-Berges. Zugleich war Otto Reichsfürst, an großen Staatshandlungen theilhaft, und zwar mit einer seltenen Klugheit, Mäßigung und Uneigennützigkeit, der einflußreiche

Freising.

¹⁾ Denifle, l. c. I, p. 799.

²⁾ Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, II, S. 271—279. 6. Aufl. — Huber, Otto von Freisingen. München 1847. — Wiedemann, Otto von Freisingen. Passau 1849. — Lang, Psychologische Charakteristik Ottos von Freising. Augsburg 1852. — Rijsch, in Sybels historischer Zeitschrift, III, S. 334 ff. — Sorgenfrey, Zur Charakteristik des Otto von Freising. Progr. Graz 1873.

Anwalt der Witwen und Waisen und der Rechte der Kirche. König Konrad III. und Kaiser Friedrich I. bewiesen ihm gleiches Vertrauen, mit Papst Eugen III. stand er in vertrautem Verkehre. 1147 machte Otto den Kreuzzug ins Heilige Land mit, und es war Konrads Unglück, daß er nicht seinem Plane folgte, statt ins Innere entlang der Küste Kleinasien zu ziehen. Ostern 1148 feierte Otto in der Heiligen Stadt, im Jahre 1149 finden wir ihn mit seinen Brüdern Heinrich und Konrad in Constantinopel, am 22. Mai wieder in Salzburg. Nach Konrads Tod hatte Otto nicht geringen Einfluß auf die Wahl Friedrichs I. und später auf die Versöhnung des Kaisers mit Papst Hadrian IV.

In die Zeit 1143—1156 fallen die Schriften, die ihm einen hohen Rang unter den Geschichtschreibern des Mittelalters verschafften: a) „Chronicon, sive rerum ab origine mundi ad ipsius usque tempora gestarum libri VIII.“ und b) „De gestis Friderici primi Caesaris Augusti libri II.“

Die Chronik, von Otto selbst „De duabus civitatibus“ betitelt, eine Chronik. Universalgeschichte, beginnt mit der Erschaffung der Welt und schließt mit dem Jahre 1146. An Augustin und Orosius sich anschließend, entwickelt er die Gedanken von den zwei Reichen, des Guten und Bösen, die sich unablässig bekämpfen, vermengen, so daß das Ende der Welt nahe bevorsteht, und nur das Gebet der Frommen die Welt noch aufrecht erhält. Die Weltgeschichte ist ihm ein Ganzes, und die miseria rerum mutabilium, das Elend der unbeständigen Dinge, ist bei ihm der leitende Gedanke des Buches. Die Chronik gewann rasch Verbreitung und Einfluß auf die Literatur. Kaiser Friedrich I., welchem er sie durch seinen Notar Ragewin 1156 übersandte, gefiel sie derart, daß er den Bischof aufforderte, ihm seine eigene Geschichte zu schreiben; aus Italien sandte er ihm einen noch erhaltenen Brief, in welchem er ihm die Geschichte seines ersten italienischen Feldzugs gedrängt mittheilte. Dieses Schreiben legte denn auch Otto seinem wertvollen Werke über die Thaten Kaiser Friedrichs zugrunde, in dessen erstem Buche er eine Übersicht des Kampfes zwischen Kaiser und Papst seit 1076 gibt, um dann zur Geschichte Friedrichs I. überzugehen; doch kam er nicht weiter als bis zum Jahre 1156, in welchem er den Frieden zwischen seinem Bruder Heinrich Jasomirgott und Heinrich dem Löwen vermittelte, und den Vertrag abschließen half, durch welchen damals Österreich ein Herzogthum wurde. 1158 sollte Otto den Kaiser auf seinem zweiten Römerzuge begleiten, er kam aber nur bis an die Alpen, dort fühlte er sich krank, Todesahnungen beschlichen ihn; er kehrte nach Freising zurück und von da mit seinem geliebten Bögling Ragewin nach Morimund, wohin ihn wahrscheinlich das Heimweh trieb, die geliebte Stätte der glücklichsten Tage seines Lebens noch einmal zu sehen. Hier endete er am 21. September 1158 und hier wurde er, im Orden als ein Seliger verehrt, neben dem Hochaltar begraben. Seinem Liebling Ragewin (auch Radevicus) übertrug er die gesammten Actenstücke und die Fortsetzung der Geschichte Friedrichs. Der Kaiser billigte die Wahl, und Ragewin führte das Werk in zwei weiteren Büchern bis zum Jahre 1160 fort (vielleicht ist auch der Appendix bis 1171 von ihm), mit gleicher Gründlichkeit, Unparteilichkeit und Meisterschaft der Sprache.

Ragewin.

Otto ist für Friedrich I. begeistert und erwartet von seiner kräftigen und herrlichen Mannhaftigkeit die Wiederherstellung des Friedens der Welt, und mit nicht minderer Wärme zeichnet Ragewin das Bild seines Kaisers. Unparteilichkeit zielt Ottos Werk, er theilt wie Ragewin die Documente beider

Parteien mit, er ist gerecht gegen die Päpste wie gegen die Kaiser, gegen die Personen sowie gegen die Thaten, gegen Theologen, Philosophen, gegen Bernhard wie Abälard, gegen Häretiker und Heiden. Mit der Strenge paart sich die Liebe und mit bewußter Unparteilichkeit ein allseitiges Erfassen des Stoffes. Obschon Heinrich IV. sein Großvater ist, so sagt er doch die härtesten Wahrheiten von ihm, wenn auch mit blutendem Herzen; obschon Heinrich V. sein Oheim ist, so nennt er doch seine Erhebung gegen den Vater eine Empörung, und meint, über das Ende Heinrichs IV. hätte sich ein Stein erbarmen mögen; obschon für Friedrich I. eingenommen, vergißt er doch nicht die Starrheit des Mannes zu betonen; und obschon Kaiser Lothar seine eigene Familie unterdrückte, nennt er ihn doch aller Ehren wert. Welfen und Staufer werden mit gerechter Wage gewogen, denn über allen Parteien steht Otto die Größe und der Ruhm des Vaterlandes, und wie er als Mönch den Familienbanden entsagte, so steht er als Geschichtschreiber hoch über allen persönlichen Rücksichten. Obschon ein Mönch, hat er doch die Welt gesehen mit dem Blicke eines Staatsmannes, und sein unumwölkter Verstand und sein strenger Begriff von Kritik lassen ihn die Dinge in ihrem wahren Lichte beschauen. Reinheit und Uneigennützigkeit der Gesinnung gehen mit maßvollem Urtheile, hohe Vorzüge des Geistes und Herzens mit Bescheidenheit und Bartheit des Urtheils, reiche Kenntniss der lateinischen Literatur und auch der griechischen gehen mit philosophischer Durchdringung des Stoffes Hand in Hand.

Philosophie
der Geschichte.

Otto spricht schon von einer Philosophie der Geschichte: „Er will eine philosophische Geschichte schreiben, die *plana historia* will er *ad altiora velut philosophica acumina* erheben und beruft sich auf die alten Dichter, die Moral und Geschichte so hübsch miteinander zu verbinden mußten. Die Moral ist also das erste Moment, das Otto zu einer Philosophie der Geschichte rechnet: das zweite ist dann, den Geist aufzuweisen, der in der Geschichte regiert, den Geist Gottes, die Vorsehung, und da diesem Geiste die einen widerstreben, die andern folgen, so ist von diesem Standpunkte aus die Zweitheilung der Geschichte schon gegeben, jener Dualismus der beiden Städte, wie sie Augustinus in seiner *„Civitas Dei“* abgehandelt und Otto durch alle Theile seines *„Chronicon“* hindurch angewendet hat. Kinder der Gnade und des Bornes, Juden und Heiden, Sünder und Heilige werden immer einander gegenübergehalten. Mit Seth und Cain beginnt der Dualismus schon, sie nennt er schon *Filii utriusque civitatis*. Ja er geht noch weiter zurück. Gott selbst ist der Urgrund dieser Theilung, *dividens inter lucem et tenobras* (der da scheidet zwischen Licht und Dunkel), Gott muß ihm, wie ein Künstler, seine Weltgeschichte zeichnen und schattieren, er expliciert sie dann.“ — In der großen Streiffrage der Zeit behauptet Otto, das Regiment, welches der Papst auch mit Recht über die Könige ansprechen könne, sei nur ein geistliches.

Otto
von St.
Blasien.

Ottos Chronik wurde von Otto von St. Blasien bis 1209 in würdiger Weise fortgesetzt, die Sprache ist, wie die des Freisingischen Bischofs,

die Darstellung fernig und übersichtlich, die Haltung ruhig und parteilos, obschon der Geschichtschreiber ohne Zweifel zur Staufischen Richtung gehörte.

Aber nur kurze Zeit hielt sich die Geschichtschreibung auf dieser Höhe. Gottfried von Viterbo,¹⁾ wahrscheinlich ein Sachse, der Erzieher Heinrichs VI., war Canonicus zu Pisa, Lucca und Speier. Seinen Beinamen hatte er aber von der Pfalz bei Viterbo, die ihm Kaiser Friedrich I. im Jahre 1169 als Lehen übertragen hatte. Gottfried schrieb ein Gedicht über die Thaten Kaiser Friedrichs in Italien, in welchem er namentlich über den Feldzug von 1167 schätzbare Mittheilungen macht und den fluchtartigen Rückzug nach der Pest ergreifend schildert. In seinem „Pantheon“ stehen aber schon die Fabeln über den Kreuzzug Karls des Großen, über die Ottonen, über die Abkunft Heinrichs III.²⁾ — Bald haben wir nur noch Localchroniken, namentlich seit das Interesse am Reiche sinkt, sie entstanden meist in Klöstern, wie auch gute Lebensbeschreibungen einzelner Äbte oder Bischöfe. So wurden in Salzburg 1180 Annalen angelegt, in Garsten 1182, in Admont 1186. Gerhoh, Propst zu Reichersberg (1132—1169), ein eifriger Gegner der Staufer, legte den Grund zur Reichersberger Chronik, die von 1167 bis 1279 selbständig ist. Die Annalen von Melk reichen von 1123 bis ins sechzehnte Jahrhundert. Regie Thätigkeit herrschte in Böhmen, die Chronik des Domherrn Vincentius von Prag reicht von 1140 bis 1167 und ist eine Hauptquelle für die Geschichte Friedrichs I., der Verfasser war mit seinem Bischof beim Kaiser in seinen italienischen Feldzügen; auch die Fortsetzung dieser Chronik durch Gerlach ist wertvoll. Verschiedene Prager Domherren schrieben die für Böhmens Geschichte so wichtigen Jahrbücher, die man früher unter dem Namen des zweiten Fortsetzers des „Kosmas“ zusammenfasste.³⁾

In welfischem Geiste sind die Chroniken der Klöster geschrieben, welche von den Welfen gegründet wurden, so die Chronik von Weingarten in Schwaben, die bis 1208 reicht, die Chronik von Stederburg unweit Wolfenbüttel. Helmolds Wendenchronik wurde oben stellenweise öfters angeführt, er war Pfarrer zu Bosau am Plöner See, Zeitgenosse Heinrichs des Löwen, und gibt über die Befehung der Wenden und die Begründung deutscher Herrschaft unter ihnen in fließendem Latein die besten Nachrichten. Sein Werk, das nur bis 1170 reicht, wurde von Arnold, Abt in Lübeck, bis 1209 fortgeführt, und zwar in trefflicher Weise. Die Schulen im Norden waren damals gut und der Sinn für Geschichte lebendig. Es ist die Zeit, in welcher der Däne Saxo, wegen seines schönen Latein Grammaticus genannt (gestorben 1204), seine merkwürdige schon wiederholt⁴⁾ erwähnte „Geschichte der dänischen Könige und Helden“ schrieb.

Mit der kaiserlosen Zeit kommt Noheit und Verwilderung, der Sinn für das Große und Ganze sinkt; wir finden meist abgerissene Nachrichten, die bloß für ein Kloster oder eine Stadt oder eine Landschaft Wert haben. Die Magdeburger Bisthumsschronik wird von 1142 an dürftig, nicht minder die von Hildesheim; Fulda ist verarmt; Thüringen, das einst einen Lam-

¹⁾ Godefridi Viterb. Carmen de gestis Frid., ed. Ficker. Innsbruck 1853.

²⁾ Wattenbach, l. c. II, p. 290—297.

³⁾ Ibid. p. 305—323.

⁴⁾ Vergl. Bd. IV, S. 326, 353 dieses Werkes. 5. Aufl. — Wattenbach, l. c. II, p. 335—348.

bert hervorbrachte, hat jetzt keinen seiner würdigen Geschichtsschreiber; Bedeutung haben nur die Annalen von Reinhardsbrunn (1026—1335), die uns aber nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt vorliegen.¹⁾ — Nur Bruchstücke geben aus dieser Zeit die Annalen der Klöster in Bayern und Österreich. Dürftig ist die Fortsetzung der St. Galler Chronik (972—1203); einige wichtige Nachrichten enthält (1030—1132) die Chronik von Mari; einige gute Lebensbeschreibungen, so die des Bardo, des Erzbischofs Arnold. In Köln verfasste Casarius von Heisterbach²⁾ zwischen 1225 und 1238 ein Verzeichniß der Erzbischöfe und das Leben des im Jahre 1225 ermordeten Erzbischofs Engelbert von Köln. In Aachen pflegte man das Andenken Karls des Großen.

Reichs-
annalen.

Der Gedanke an das Reich konnte aber nicht aus der Erinnerung vollständig schwinden, immer und immer entstanden daher Reichsannalen, an welche man gelegentlich Nachrichten aus der übrigen Welt anknüpfte. Man bediente sich früherer Arbeiten dieser Art als Grundlage und baute darauf weiter, in Mainz auf der Chronik des Marianus, in Lothringen auf der Kaisergeschichte Ekkehard's, desgleichen in Sachsen (die Böhler Chronik); auf der gleichen Grundlage baute Albert von Stade fort (1240—1256) und Burchard aus Biberach, Propst zu Ursperg (1215—1226), der auch uns sonst ganz unbekannte italienische Quellen benützte, die er auf einer Reise nach Rom kennen lernte, von den letzten Jahren Heinrichs VI. bis 1225 sind seine staufisch gefärbten Angaben höchst wichtig. Sein Nachfolger Konrad von Lichtenau führte sein Werk bis 1229 selbständig fort. Auch die Königschronik von St. Pantaleon in Köln baut auf Ekkehard weiter bis 1237 und gibt viele selbständige und treffliche Nachrichten. Die Straßburger Annalen, staufisch gesinnt, haben Otto von Freising zur Grundlage, brechen aber mit dem Jahre 1238 ab, wo das Schicksal Friedrichs II. eine entscheidende Wendung nahm; spätere Zusätze reichen bis 1375. Sammt diesen Zusätzen sind sie jetzt herausgegeben unter dem Titel *Annales Marbacenses* 631—1238.³⁾

¹⁾ Wattenbach, l. c. II, p. 349, 360, 364, 367—370.

²⁾ Ibid. p. 412.

³⁾ Von Wilman's, in Mon. Germ. Scriptores, XVII, p. 142—180. — über die italienischen Historiker im nächsten Band.

Friedrich der Schöne, Ludwig der Bayer und ihre Zeit.¹⁾

Die zwiespaltige Wahl.

Nach Kaiser Heinrichs VII. Tod bewarb sich Friedrich der Schöne um die deutsche Königskrone. Alle Mitglieder des Hauses Habsburg gelobten ihm auf einem Familien-Congresse ihre Unterstützung, am eifrigsten sein Bruder Leopold, in dessen kleinem Körper eine kühne Seele wohnte.²⁾ Unterstützung versprachen Pfalzgraf Rudolf und der Erzbischof von Köln, letzterer aber nur gegen Erlegung von 40.000 Mark Silber für sich und 2000 Mark für seine Räthe, und gegen Verlobung von Friedrichs Bruder, Herzog Heinrich, mit seiner Verwandten, Elisabeth von Birneburg; ferner Herzog Heinrich von Kärnten, der sich noch immer König von Böhmen nannte und die böhmische Wahlstimme beanspruchte, der Herzog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg, und endlich sogar Herzog Ludwig von Oberbayern.³⁾ Andere Fürsten, wie König Karl von Ungarn, versprachen anderweitige Förderung der Kronbewerbung.

Friedrich und Ludwig von Oberbayern hatten als Knaben miteinander gelebt, hatten innige Freundschaft miteinander geschlossen, waren dann

¹⁾ Mülling, Geschichte der Doppelwahl des Jahres 1314. München 1882. — Mannert, Kaiser Ludwig der Bayer. Landshut 1812. — Buchner, Geschichte von Bayern. München 1831. — Kopp, Eidgenössische Bünde, IV, 2; V, 1. — Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg, III. — Weech, Kaiser Ludwig der Bayer und König Johann von Böhmen. München 1860. — Kurz, Abrecht der Lahme. — Huber, Die Waldstädte Uri, Schwyz, Unterwalden bis zur festen Begründung ihrer Eidgenossenschaft. Innsbruck 1861. — Geschichte der Margarete Maultasch und der Vereinigung Tirols mit Österreich. Innsbruck 1864. — Ficker, Urkunden und Regesten zur Geschichte des Römerzuges Ludwig des Bayern. Innsbruck 1865. — Kiezler, Geschichte Bayerns, II, Gotha 1880.

²⁾ Huber bemerkt („Österreichische Geschichte“, II, S. 114) sehr richtig: „Es war nicht leerer Ehrgeiz, sondern die Rücksicht auf die Stellung ihres Hauses, was sie bewog, alles daran zu setzen, um dem Herzog Friedrich die Krone zu verschaffen, denn die letzten Jahre hatten ihnen den Wert derselben hinlänglich dargegethan, hatten gezeigt, daß sie zu mächtig seien, um nicht einem König aus einem andern Hause Eifersucht und Mißtrauen einzusüßen und um nicht von diesem eine Beeinträchtigung ihrer Interessen fürchten zu müssen.“

³⁾ Böhmer, Wittelshabische Regesten, S. 73.

während Kaiser Heinrichs Regierung durch den Streit wegen der Vormundschaft über die Söhne Ottos (gestorben 1312) und Stephans (gestorben 1310) von Niederbayern entzweit worden. Nach des verstorbenen Otto Willen sollte Ludwig von Oberbayern die Vormundschaft führen; der Adel und die Mütter der unmündigen Prinzen beriefen aber Herzog Friedrich von Österreich hiezu ins Land. Nachdem eine Zusammenkunft der Jugendfreunde im Schlosse Landau die Frage nicht zu entscheiden vermochte,¹⁾ vielmehr der Herzog Ludwig im Streite nach dem Schwerte griff, konnte fortan nur das Schwert entscheiden. Bei Gammelsdorf kam es am 9. November 1313 zur Schlacht,²⁾ in welcher Ludwig, unter Gunst eines dichten Winternebels die vom Hofmarschalle Dietrich von Pillichdorf geführten Österreicher überraschend, diesen nach hartnäckigem Widerstande eine vollständige Niederlage beibrachte. Friedrich unterhandelte um Frieden und verzichtete auf die Vormundschaft. Ludwig versprach ihm dafür seine Unterstützung bei der Bewerbung um die deutsche Krone, „weil Friedrich durch Reichthum und Macht sich vorzüglich für die Krone eigne“. Die alte Freundschaft erwachte wieder, beide aßen zu Salzburg, wo der Friedensvertrag am 17. April 1314 abgeschlossen wurde, zum Zeichen der Versöhnung an einem Tische und schliefen in einem Bette.³⁾

Die Gegner des Hauses Habsburg waren aber auch rührig. Der Erzbischof Peter Wispalter von Mainz und Balduin von Trier dachten zuerst an den Böhmenkönig Johann, damals Reichsverweser, der kaum achtzehn Jahre alt war und für sich um die Krone warb. Mehrere Kurfürsten hielten diesem Plane die große Jugend des Luxemburgers entgegen, im Grunde war er ihnen zu mächtig und fürchteten sie, die Monarchie möchte erblich werden und sie keine Gelegenheit zum Empfange von Handsalbe mehr haben; und so fiel der Antrag auf einem Fürstentag zu Rense anfangs Juni 1314 durch. Nun richteten die beiden, weil sie die Macht Friedrichs fürchteten, und daß er dem Reiche wieder zu seinem Rechte verhelfe, ihr Augenmerk zum Unglücke für ihn selber wie für das Reich auf Ludwig von Bayern, der durch den Sieg bei Gammelsdorf in den Ruf eines tüchtigen Kriegsführers gekommen war und durch die Vormundschaft seine Macht bedeutend vermehrt sah: sie boten ihm die Krone an. Ludwig schützte anfangs Mangel an der nöthigen Macht und an andern Eigenschaften vor; als ihm aber seine Rätthe erklärten, daß ihm nur die Wahl bleibe, unterzugehen oder diese Würde anzunehmen, so willigte er endlich in den unglückseligen Königsgedanken ein, trotz des Eides, den er Friedrich geschworen. Der Markgraf von Brandenburg wurde nachträglich, noch im September 1314, für ihn gewonnen, und König Johann von Böhmen war an und für sich für ihn, zumal er fürchtete, daß Friedrich, wenn er König geworden, die habsburgischen Ansprüche an Böhmen und Mähren erneuern möchte. Friedrich war dagegen thätig, er gewann auf einem großen Tage in Wien die Hilfsversprechen von Ranten, Sachsen, Salzburg und Ungarn, jedoch Ludwig war auch nicht säumig mit Versprechungen; er versprach dem König Johann 20.000 Mark Silber und die Verpfändung von Eger für einen Theil dieser Summe.

¹⁾ Kopp, l. c. IV, 2, p. 15. — Böhmer, Fontes, I, p. 34.

²⁾ Böhmer, Fontes, I, p. 35—38. — Huber, l. c. II, p. 112 f.

³⁾ Böhmer, Wittelsbachische Regesten, S. 73. — Kopp, l. c. IV, 2, p. 33, 47. — Riezler, Geschichte Bayerns, II, S. 304 f.

Der Wahltag war auf den 19. October 1314 festgesetzt.¹⁾ Beide Parteien erschienen mit großer Macht; Frankfurt war gesperrt, die österreichische Partei hielt sich in Sachsenhausen auf, die bayrische in den Vorstädten Frankfurt, auf dem rechten Ufer des Mains. Am Nachmittage des 19. October erklärte der Pfalzgraf Rudolf den Herzog Friedrich von Österreich als den erwählten König und in der Frühe des 20. October der Erzbischof von Mainz den Herzog Ludwig von Oberbayern, welchem Frankfurt sofort seine Thore öffnete. Ludwig forderte den Erzbischof von Köln auf, ihn zu krönen, und dieser verlangte die Wahlacten, um entscheiden zu können. Ludwig verweigerte sie, nun krönte der Erzbischof von Köln Friedrich in Bonn am 25. November, am gleichen Tage der Erzbischof von Mainz den Bayern in Aachen. Demnach hatte Friedrich vom rechten Bischof, aber am unrichtigen Orte, Ludwig am rechten Orte, aber vom unrichtigen Bischof die Weihe erhalten.²⁾ — So mußten denn die Waffen zwischen beiden entscheiden, und das Reich die Leiden eines Bürgerkrieges erdulden, und beide Könige, um ihre Anhänger an sich zu fesseln, das Reichsgut mit vollen Händen herschenken. Was König Albrecht dem Reiche wiedergewonnen, was der mit dem Reichsgute verschwenderische Heinrich noch nicht veräußert hatte, das wurde jetzt alles wieder verschleudert. Der Bürgerkrieg mußte lange währen, weil die Anhänger beider Parteien durch seine Dauer nur gewinnen konnten, und weil der Kampf zugleich ein Principienkampf zwischen Adel und Bürgerthum wurde. Die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln schlossen ein Bündnis dahin ab, daß sie ihrem gekorenen Könige, aber nicht gegeneinander helfen dürften. Der Norden schloß sich vom Streite ganz ab, im Süden Deutschlands wurde er ausgekämpft. Friedrich verfügte über Österreich, Steier, Kärnten, Krain, Tirol, die oberschwäbischen Städte und die großen Besitzungen des habsburgischen Hauses im deutschen Südwesten; Ludwig hatte namentlich Böhmen für sich und die Reichsstädte, die ihn allenthalben mit Begeisterung aufnahmen. Seit dem Tage von Gammelsdorf galt Ludwig als Freund und Vorkämpfer des Bürgerthums, Friedrich als Vertreter des Adels. Um seinem Gegner Verlegenheiten zu bereiten, begünstigte Ludwig eifrig die Städte, erweiterte ihre Rechte und gab ihnen die Befugnis, jedermann, sogar die Lehens- und Eigenleute anderer Herren, als Bürger aufzunehmen. Ludwig war klug, aber nicht muthig; Friedrich und Leopold hingegen tapfer, entschlossen, die ersten Krieger ihrer Zeit. Da Ludwigs eigener Adel für Friedrich war, so suchte der Bayer die Entscheidung möglichst hinauszuschieben.

Leopold wendete sich zuerst gegen Speier, welches Ludwig gehuldigt hatte, vermochte aber nicht, es einzunehmen. Um Pfingsten 1315 waren beide Brüder in Basel und feierten stolze Feste: Leopold vermählte sich hier mit

¹⁾ Ropp, l. c. IV, 2, p. 57—60.

²⁾ Ibid. p. 59 f. — Kiebler, l. c. II, p. 310.

Gegen-
könige.

Krö-
nung.

Bürger-
krieg.

Macht-
stellung.

Die
Städte.

Feste
in
Basel.

Katharina von Savoyen, und Friedrich mit der schönen Elisabeth von Aragonien. Glänzende Turniere beschäftigten die Ritter, dem Volke wurden die Kleinode des heiligen Reiches, Krone und Schwert Karls des Großen, Speer, Nagel, ein Theil vom Kreuze des Heilandes zur Schau gestellt.¹⁾ Im August überfiel Leopold Bayern, nahm Füssen weg, brannte Landsberg nieder und verwüstete die Vorstädte von Augsburg, als es ihm mißlang, Ludwig unterwegs zu fangen; dann wandte er sich nach Schwaben, und mit dem Adel dieses Landes, welcher in der Schweiz den Troß des Bürgerthums und der Städte überhaupt zu brechen hoffte, gegen die Waldstätte. Diese hatten Friedrich als einwähligen König nicht anerkannt, die Landrichter, welche er als König ihnen sandte, zurückgewiesen, überhaupt sich angewöhnt, ihr Land ohne Herrn selber zu verwalten. König Ludwig hatte bei ihnen geschürt, ihnen Schirm und Beistand versprochen. Herzog Leopold beschloß nun, diese Kränkung der Rechte seines Hauses nicht länger zu dulden, zumal die Schwyzer am 6. Januar 1314 das unter dem Schutze der Herzoge stehende Kloster Einsiedeln bei Nacht überfallen und ausgeplündert und die Mönche gefangen mitfortgeführt hatten.²⁾

9000 Mann sammelten sich im Aargau, die Schweizer konnten ihnen nur 1400 entgegenstellen. Aber die Eidgenossen hatten die Gunst der Stellung für sich, und der Hofnarr des Herzogs, Jenni von Stocken, hatte nicht so Unrecht, wenn er bei der Berathschlagung, wie man in die Berge eindringen könne, meinte, man solle lieber berathen, wie man wieder herauskommen könne. Der alte Rudolf Reding hatte den Schweizern den klugen Rath gegeben: vor allen Dingen müßten sie suchen, des Krieges Meister zu werden, damit es nicht auf den Feind ankomme, sondern auf sie, wann und wo und wie der Angriff geschehen solle, und dazu würden sie kommen durch eine gute Stellung — und sie stellten sich auf an dem Berge Sattel. Fünzig Verbannte aus Schwyz kamen an die Landmarken und baten um Erlaubnis, durch mannhafte Vertheidigung des gemeinen Besten mit jenen auf dem Sattel sich ihrer Abstammung würdig zu zeigen; die Eidgenossen hielten es aber für ungeziemend, um einer Gefahr willen ein Gefech zu umzuändern, und nahmen sie nicht inner der Grenze auf, und die fünfzig legten sich außerhalb der Grenze auf den Morgarten und beschloßen, für das Vaterland ihr Leben zu wagen. Ihre Hilfe wurde dennoch entscheidend für die Schweizer: die großen Steine, welche sie vom Morgarten herabwälzten, als die Ritter am 15. October 1315 durch den Engpaß zwischen dem Berg Sattel und dem Ägerisee vordrangen, brachten Verwirrung unter die Ritterchar und es war den 1400 sofort ein leichtes, mit Reulen und Schwertern unter den Verwirrten und Zusammengepressten ein Morden anzuordnen, zumal die Ritter im Gedränge sich kaum rühren konnten und auf dem gefrorenen Boden unsicher waren, während die Bauern mit Fußseisen versehen waren. Die Bauern gaben keinen Pardon.³⁾ 350 Edle und 1500 Gemeine fielen vom Heere des Herzogs, von den Schweizern nur 15. Mit Mühe rettete ein landkundiger Mann den Herzog aus den Schrecken der Schlacht und brachte den zum Tode Traurigen auf abgelegenen Pfaden nach Winterthur. — Ludwig bestätigte hierauf den drei Waldstätten den Freiheitsbrief Kaiser Fried-

¹⁾ Albertus, Argentin., 119, 82. — Böhmer, Fontes, I, p. 385.

²⁾ Kopp, l. c. IV, 2, p. 127—140.

³⁾ Vitoduranus: „quasi ibices de montibus scandentes lapides miserunt, plurimos occiderunt, qui se nec defendere neque evadere ullo modo potuerunt.“

Zug
gegen die
Wald-
stätte.

Die
Schwei-
zer.

Schlacht
am
Mor-
garten.

richs II. und Jahre hindurch unternahmen die Habsburger nichts mehr gegen die Waldstätte.¹⁾

Die Schweizer aber beschloffen, den Tag der Schlacht jährlich wie einen Aposteltag zu feiern, und die drei Waldstätte errichteten zu Brunnen im Lande Schwyz den sogenannten ewigen Bund der Eidgenossenschaft, nach welchem, wer eines Herrn sei, demselben die ordentliche Pflicht erzeigen und ihm nur zu keiner Unbill wider die Waldstätte dienen solle; denn wer sein Land hingebe, dessen Leib und Gut sei als eines meineidigen Verräthers den Eidgenossen verfallen. Keine Waldstatt dürfe ohne der übrigen Rath einen Herrn annehmen (sich beherrschen); überhaupt solle niemals ohne den gemeinschaftlichen Rath aller Eidgenossen mit Ausländern eine Verpflichtung oder eine Unterhandlung angefangen und getroffen werden; ja die Einstimmung sei nöthig, wenn auch nur vertriebenen Mördern das Vaterland wieder geöffnet werden solle. Im übrigen halten sie und alle ihre Nachkommen den ewigen Eid, stets auf eigene Unkosten in und außer Landes wider alle, die an einem aus ihnen Gewalt übten oder solche üben wollten, mit Leib und Gut jedem Rath und Hilfe zu leisten.²⁾ 1318 erhielten die Habsburger in einem später mehrmals verlängerten Waffenstillstand ihr Privateigenthum wieder zurück, verzichteten aber stillschweigend auf ihre hoheitlichen Rechte über Schwyz und Unterwalden.³⁾

Ewiger
Bund.

Indes zog sich der Krieg zwischen beiden Königen acht Jahre hin, woran die Unentschlossenheit Ludwigs und seine Scheu vor einem Kampfe der Entscheidung nicht wenig beitrug.

Lang-
wieriger
Krieg.

Eßlingen ward im Jahre 1316 von den Habsburgern vergeblich belagert. Das aus einer Balgerei der Trossknechte sich entwickelnde Treffen vor dieser Stadt endete ohne entscheidenden Sieg. Doch war die Lage Friedrichs im allgemeinen besser als die seines Gegners,⁴⁾ zumal, da auch Eßlingen im folgenden Winter zu ihm übertrat. Naturereignisse, Überschwemmung, ungeheurer Schneefall, Missernte, Hungersnoth und Seuchen hemmten hierauf alle wichtigeren Kriegsunternehmungen drei Jahre.

In Böhmen hatte indes der Leichtsinn des Königs Johann und die Leidenschaft der Königin einen schweren inneren Krieg hervorgerufen. Die Partei des Oberstlandmarschalls Heinrich von Lipa, welche gegen den König kämpfte, weil er die Deutschen begünstigte und die Krongüter zurückgewinnen wollte, verbündete sich am 27. December 1317 mit Friedrich dem Schönen. Johann war nahe daran, Böhmen zu verlieren, und es war ein politischer Fehler, daß Friedrich nicht mit aller Kraft den Aufstand unterstützte, um die Luxemburger aus Böhmen zu verjagen.⁵⁾ Da kam Ludwig der Bayer 1318 ins Land und vermittelte den Frieden zu Tauf. Dies war Ludwigs wichtigster Erfolg,

Böhmen

¹⁾ Ropp, l. c. IV, 2, p. 139—152.

²⁾ Ibid. p. 152—154.

³⁾ Huber, l. c. II, p. 121.

⁴⁾ Ropp, l. c. IV, 2, p. 169—178. — Kiezler, l. c. II, p. 320 f.

⁵⁾ Huber, l. c. II, p. 126. — Dagegen Bachmann, l. c. I, p. 756.

denn die Vertreibung der Luxemburger aus Böhmen wäre für ihn damals der schlimmste Streich gewesen.¹⁾ Im Jahre 1319 wüßten die Habsburger am Lech und am Inn, bedrohen München und kehren mit reicher Beute nach Österreich heim. Ein schwerer Schlag traf Ludwig im Jahre 1320 durch den Tod des Mainzer Erzbischofs Peter Michspalter. Auch Leopold erscheint damals wieder vor Speier, weicht aber noch 1320 vor dem zum Entsatz sich nähernden Ludwig zurück. Ludwig kommt bis Straßburg, verläßt aber, Leopold zu schlagen; dieser zieht Verstärkung an sich, Friedrich kommt und der zaghafte Ludwig überläßt nun den Gegnern das Feld, — trotz der Herausforderung Friedrichs: „Saget meinem Oheim, ich stehe bereit hier zum Kampf — und es sei Zeit, daß wir für des Reiches Getreue unserem Kriege ein Ende machen!“²⁾

Im Jahre 1321 ruhten die Waffen; am 28. September 1322 aber kam es zur Entscheidung bei Mühldorf und Ampfing. Friedrich kam mit einem zahlreichen, durch Ungarn und Rumänen verstärkten Heere von Österreich aus nach Bayern. Leopold drang, nachdem er Waffenstillstand mit den Urcantonen geschlossen, von Schwaben aus in das bayrische Gebiet vor; Ludwig sollte von zwei Seiten her gefaßt werden. Der dreißigste Tag des Herbstmonates war von beiden Seiten zur Schlacht angenommen, aber Ludwig brach das Versprechen und griff vor dem angesetzten Tage am achtundzwanzigsten an. Friedrich fehlte, daß er den Rath, sich nach der Richtung hin, wo Leopold stand, zurückzuziehen und den Kampf erst am anberaumten Tag anzunehmen, verwarf und die Schlacht gegen die an Anzahl überlegenen Gegner annahm, freilich mit den hochherzigen Worten: dieser Streit habe schon so viel Witwen und Waisen gemacht, daß er die Entscheidung nicht länger verzögern wolle.³⁾ Friedrichs Boten an Leopold wurden aufgehalten und von den Mönchen im Kloster Fürstenfeld trunken gemacht. So stritten die Österreicher, während Herzog Leopold auf Botenschaft harrend, ruhig am Lech stand, der Übermacht gegenüber, wenn auch heldenmüthig, doch unglücklich von morgens fünf Uhr bis gegen Abend. In königlicher Rüstung allen voran, verrichtete Friedrich Wunder der Tapferkeit, soll er doch bei vierzig Feinde mit eigener Hand erlegt haben, während sein Gegner in unscheinbarem Waffenrocke sich der Schlacht ferne hielt und sogar beim ersten Angriffe auf sein Schloß Wasserburg flüchtete. Im Anfange war Friedrich im Vortheile, die erste Linie des Feindes wurde durchbrochen, das Banner erobert und das Fußvolk zum Weichen gebracht; allein im entscheidenden Augenblicke zerstreuten sich die Rumänen zum Beutemachen und erschien der Burggraf von Nürnberg mit dichten Reiterscharen. Die Österreicher jubeln: „Es ist Herzog Leopold mit den Schwaben!“ aber plötzlich wird statt des österreichischen Banners, mit dem man nur täuschen wollte, das bayrische aufgesteckt: es sind die

¹⁾ Palacký, Geschichte Böhmens, II, 2, S. 111—126. — Bachmann, Geschichte Böhmens, I, S. 750—757. Gotha 1899. — Riezler, l. c. II, p. 322.

²⁾ Ropp, l. c. IV, 2, p. 830—838.

³⁾ Ibid. p. 442—446.

Franken, die mit frischen Kräften auf dem Schlachtfelde erscheinen und die Ungarn zum Weichen bringen. Von zwei Seiten angegriffen, kommen die Österreicher in Unordnung, 1400 ihrer Edlen werden erschlagen, darunter einundzwanzig Brüder aus dem steirischen Geschlechte der Trautmannsdorf. Friedrich stürzte vom getödteten Pferde und mußte sich gefangen ergeben, sein Bruder, Herzog Heinrich, ergab sich freiwillig.¹⁾

Friedrich.

Auf bairischer Seite hatte sich namentlich König Johann von Böhmen hervorgethan, die Leitung der Schlacht aber Graf Konrad von Schlüsselfurg geführt und nicht Veit Schweppermann, wie gewöhnlich gesagt wird. Dieser befehligte in der Schlacht bei Gammelndorf, und auf diese Schlacht bezieht sich wahrscheinlich die Anekdote, wonach, als am Abende des Sieges für die königliche Tafel nur ein Korb voll Eier aufgebracht werden konnte, Ludwig die Eier unter die Anwesenden mit den Worten vertheilte: „Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei.“ Dieser Spruch befindet sich auch auf der Grabchrift Schweppermanns im Kloster Kastl, südwestlich von Amberg, die jedoch der Schlacht bei Mühlendorf mit keinem Worte gedenkt, sondern nur erwähnt, „dass dieser Ritter tack und fest im Streite zu Gunterndorf (Gammelndorf) that das Best“. Ludwig empfing Friedrich mit den Worten: „Oheim, ich sehe Euch gerne wieder.“²⁾

Veit Schweppermann.

Friedrich schwieg im Schmerze über das große Unglück und erwartete den Tod; er ward im Triumphe nach Regensburg und dann auf das Schloß Trausnitz gebracht, Heinrich aber dem Böhmenkönig übergeben und von diesem wie ein gemeiner Verbrecher im Schlosse Bürglitz in Böhmen gefangen gehalten. Der König Karl von Ungarn aber war so edelsinnig, dass er im Februar 1323 ein neues Freundschafts- und Angriffsbündnis mit dem österreichischen Herzog zur Befreiung Friedrichs und Herzog Heinrichs schloß. Die Bedingungen, welche König Johann von Böhmen für die Freilassung Herzog Heinrichs stellte, waren so überspannt, dass Heinrich aus Wien, wohin man ihn zur Berathung mit der Familie entlassen, freiwillig in die Gefangenschaft zurückkehrte.³⁾

Karl von Ungarn.

Ludwig mußte seinen Sieg nicht auszubenten; ein weicher Mann, versäumte er, mit seinem siegreichen Heere Leopold anzugreifen und zu schlagen, er hatte solche Angst vor Leopold, dass er nicht einmal die Nacht nach dem Siege auf der Walfstatt blieb, geschweige denn, wie damals üblich, drei Tage. Rasender Schmerz erfasste Leopold, als er das Unglück des Bruders erfuhr, nichts vermochte seinen Gram zu verschuchen, kein Spiel und Scherz ihm ein Lächeln abzugewinnen. Noch immer furchtbar für Ludwig, zog sich Leopold in seine Stammlande zurück, und erhielt unter schwierigen Umständen das Ansehen seines Hauses aufrecht. Wir hören nach der Schlacht nur von Belohnungen, die Ludwig seinen Getreuen austheilt, und von der Wendung seiner Politik, da er jetzt die Städte opfert und den Adel begünstigt. —

Leopold.

Ludwig wird mächtig.

¹⁾ Über die Schlacht bei Mühlendorf: Pfannenschmied, in den „Forschungen zur deutschen Geschichte“, III, S. 41. — Kiezler, Geschichte Bayerns, II, S. 333–338. — Würdinger, Sitzungsberichte der phil.-hist. Classe der bayerischen Akademie 1872, II, S. 463 bis 478. — Dobenecker, in den „Mittheilungen des Instituts“, Ergänzungsband, I, S. 163–219. — Hagen, Deutsche Geschichte (Fortsetzung von Duller), I, S. 93–95.

²⁾ Kopp, l. c. IV, 2, p. 446.

³⁾ Ibid. V, p. 89–97.

Ludwigs Politik macht ihm Johann von Böhmen zum Feind und bringt ihn in Streit mit dem Papste.

Bald betritt Ludwig dieselbe Bahn, die Rudolf, Adolf, Albrecht und Heinrich gewandelt, er sucht so viel Länder an sich zu bringen, daß er an Hausmacht allen seinen Gegnern überlegen werde. Zunächst erwirbt er seinem Hause die Mark Brandenburg. Markgraf Waldemar war 1319 zu Bärwalde ohne einen Sohn gestorben, und sein Erbe, Markgraf Heinrich, der letzte Sprosse der Brandenburgischen Linie des Anhaltischen Hauses, den Ludwig 1320 für volljährig erklärt hatte, ihm im September 1320 ebenfalls im Tode gefolgt. Mit Einwilligung der Reichsfürsten belehnte Ludwig nun im Juni 1323¹⁾ seinen noch nicht zehnjährigen Sohn Ludwig mit der Mark Brandenburg als einem offenen Reichslehen; durch die im Jahre 1324 erfolgte Vermählung dieses seines Sohnes mit Margareta, der Tochter König Christophs von Dänemark, gewann er überdies nicht bloß große Geldmittel (12.000 Mark Silber betrug die Aussteuer), sondern verstärkte auch seinen Einfluß im Norden. Durch Vermählung seiner Tochter Mechthildis mit dem Landgrafen Friedrich von Thüringen, im Jahre 1323, gewann er Einfluß in Mitteldeutschland, und im nordwestlichen Deutschland durch seine eigene Vermählung mit Margareta, der Tochter des Grafen Wilhelm von Hennegau, Holland, Seeland und Friesland (1324).

Aber auch Feinde gewann er durch diesen Machtzuwachs: der Böhmenkönig hatte selber auf die Mark Brandenburg gerechnet, seine Tochter Guta war mit dem Landgrafen von Thüringen früher verlobt und wurde ihm jetzt zurückgeschickt; und fortan war König Johann Ludwigs Feind, und wegen seiner rastlosen Thätigkeit, seiner Kühnheit, seiner weiten Verbindungen ein sehr gefährlicher Feind. Johann näherte sich jetzt den österreichischen Brüdern wieder. Unter Vermittlung des Königs von Ungarn ward von neuem wegen Freilassung des Herzogs Heinrich unterhandelt: Heinrich ward frei am 18. September 1323; dafür entsagten aber die Habsburger allen Ansprüchen auf Böhmen, erlegten 9000 Mark Silber, gaben Stadt und Schloß Znaim zurück, und traten Laa und Weitra bis zur Bezahlung des Lösegeldes ab.

Ein anderer Feind, der gegen Ludwig auftrat, war Papst Johann XXII.,²⁾ zunächst wegen Italien, wo König Robert von Neapel in seinem Auftrage seit Juli 1317 als Reichsstatthalter schaltete und den ghibellinisch gesinnten, daher Ludwig dem Bayer anhänglichen Matteo Visconti von Mailand seit 1321 bekriegte.

¹⁾ Bachmann, l. c. I, p. 766. — Riezler, l. c. II, p. 344 f.

²⁾ Müller, Der Kampf Ludwigs des Bayern mit der römischen Curie, I, S. 74. — Riezler, l. c. II, p. 347 ff. — Preger, über die Anfänge des kirchenpolitischen Kampfes unter Ludwig dem Bayern. Abhandlungen der historischen Abtheilung der bairischen Akademie der Wissenschaften, XVI, 2, S. 113 ff. — Ropp, l. c. V, 1, p. 111—120.

Ludwig
von
Brandenburg.

Johann
von
Böhmen

schließt
Frieden
mit
Habsburg.

Papst
Johann
XXII.

Nach dem Tode Clemens V. (gestorben 20. April 1314) versammelten sich 23 Cardinäle, davon 17 Franzosen und Gasconner und 6 Italiener, zu einer Neuwahl in Carpentras. Es gab drei Parteien, eine gasconische wollte einen Verwandten des verstorbenen Papstes, die italienischen Cardinäle wollten beharrlich einen Papst, der nach Rom zurückkehre; die Franzosen überhaupt wollten einen Papst, der in Frankreich bleibe. Es wurde Zuli und man hatte sich noch immer nicht geeinigt. Da kamen, nach der Behauptung der italienischen Cardinäle in einem Briefe an die Cistercienser, Verwandte Clemens' V. mit vieler Mannschaft, angeblich um seine Leiche feierlich abzuholen, in der That aber, um die Wahl auf ein Mitglied ihrer Familie zu lenken und die Cardinäle einzuschüchtern. Ihre Mannen wurden handgemein mit den Dienern der Cardinäle, schlugen einige todt und legten sogar Feuer an. Die Cardinäle erschrakten derart darüber, daß sie insgesamt entflohen, die einen nach Avignon, die andern nach Orange.¹⁾ Der eiserne Arm Philipps IV. hätte sicher eine baldige Wahl erzwungen, wäre er nicht schon am 29. November 1314 gestorben.

Papst-
wahl.

Unter den Entflohenen war auch Jakob von Osa oder Jacques d'Osse (Ducza), der Sohn eines Schuhmachers oder Gastwirthes aus Cahors, eine kleine, häßliche Gestalt, in der aber ein überlegener, hochstrebender Geist hauste.²⁾ Als Jüngling hatte er im dunkeln Sehnen nach großen, hohen Dingen seine Heimat verlassen und in Neapel Unterkunft gesucht, um an der dortigen Universität sich zu bilden. Ein Franciscaner, den er in der höchsten Noth um Unterstützung bat, verschaffte ihm die Stellung eines Dieners beim Lehrer der Söhne Karls von Anjou, denn dieser ließ gegen den Gebrauch seiner Zeit seinen Kindern eine umfassende Bildung ertheilen. Bald durfte Jakob dem Unterricht selber beiwohnen und machte so reißende Fortschritte, daß er an der Universität den Grad eines Doctors erhielt und daß ihm Karl der Lahme den Unterricht seiner Kinder übertrug. Aber auch wichtige Staatsgeheimnisse, Gesandtschaften vertraute man ihm an, und so kam Jakob in Berührung mit den höchsten Personen. Bonifaz VIII. ernannte ihn im Jahre 1300 zum Bischof von Frejus, worauf er im Jahre 1308 Kanzler in Neapel wurde und 1310 sogar das Bisthum Avignon zu erlangen wußte. Hier war sein Talent auf den Leuchter gestellt: Jakob von Osa glänzte ebensosehr durch Kenntnisse, Scharfsinn, Beredsamkeit; beim Concil von Vienne half er Clemens V. aus mancher schweren Verlegenheit und wurde dafür zum Cardinal ernannt.³⁾

Jakob
von Osa.

An diesen seinen Lehrer dachte jetzt König Robert von Neapel, als es sich um die Wahl eines neuen Papstes handelte.⁴⁾ Ein feindseliger Papst konnte die Stellung des Hauses Anjou in Neapel untergraben, ein freundlich gesinnter seine Macht nicht nur bestärken, sondern auch vergrößern: darum gab sich Robert alle Mühe, scheute nicht Versprechen, noch Geschenke. Aber es war schwer, den Cardinälen Vertrauen einzufloßen. Erst im Jahre 1315 vermochte Philipp

Robert
von
Neapel.Philipp
le long.

¹⁾ Christoph, Geschichte des Papstthums während des vierzehnten Jahrhunderts. Deutsch von Ritter, I, S. 230 ff. Paderborn 1853. — Gregorovius, I. c. VI, p. 94 ff. — Hefele-Knöpfler, I. c. VI, p. 575 f. — Müller, I. c. I, p. 13.

²⁾ Giovanni Villani, Cronica, IX, cap. 79. — Nach Bertrand, Recherches historiques sur l'origine, l'élection et le couronnement du pape Jean XXII, Paris 1854, stammt Jakob von Osa aus einer wohlhabenden bürgerlichen, nach Verlaque, Jean XXII, sa vie, ses œuvres, Paris 1883, sogar aus einer ritterlichen Familie.

³⁾ Christoph, I. c. I, p. 232 ff.

⁴⁾ Ferretus Vincentinus, Historia rerum in Italia gestarum, bei Muratori, I. c. IX, p. 1166—1168.

der Lange von Poitiers, der Bruder des neuen Königs Ludwig X. des Jänters, die Cardinäle dadurch in Lyon zusammenzubringen, daß er jeden einzelnen, scheinbar mit Ausschluß der andern, einlud. Als die Cardinäle beisammen waren, gab er das eidleiche Versprechen, keinerlei Druck auf die Wahl ausüben zu wollen, nur sollten sie endlich wählen. Doch die Cardinäle zankten weiter bis Ludwig X. am 5. Juni 1316 gestorben und Philipp V. der Lange König geworden war. Der neue König machte nun den Cardinälen gegenüber Ernst, schloß sie im Dominicanerkloster ein und erklärte, sie nicht mehr auseinandergehen zu lassen, bis sie einen Papst gewählt hätten.¹⁾

Johann
XXII.

Nach vierzigtagigen Verhandlungen gieng Jakob von Osa als Papst Johann XXII. am 7. August 1316 aus der Wahl hervor.²⁾ Johann gieng nicht nach Rom, sondern blieb in Avignon: ob er dem Könige das Wort gegeben, ob er die Zeit für ungeeignet hielt, nach Rom zurückzukehren, wegen der bevorstehenden Kämpfe zwischen Welfen und Ghibellinen, ist nicht mehr sicher zu ermitteln; gewiß ist nur, daß er nach seiner Krönung in Lyon am 5. September 1316 sich sofort in den Palast nach Avignon begab und diesen während seines achtzehnjährigen Pontificates nicht mehr verließ, außer zum Besuche der anstoßenden Kathedralekirche. Gewiß ist aber auch, daß er 9 neue Cardinäle ernannte, darunter 7 Franzosen, und daß er seinem Jüngling Robert dankbar sich bewies. Er erklärte durch eine Bulle vom April 1317, daß mit dem Tode Heinrichs VII. die Gewalt der von ihm ernannten Reichsstatthalter in Italien erloschen sei; in Ermangelung eines Kaisers falle die kaiserliche Gewalt an den heiligen Stuhl zurück, von dem sie ausgegangen, und wer ohne Erlaubnis des heiligen Stuhles in solcher Eigenschaft amte, verlege die Rechte der Kirche. Als Reichsstatthalter bestellte er aber Robert von Neapel.³⁾

Streit
über die
Reichs-
statthalter-
schaft.

Damit erneute und verschärfte sich der Streit zwischen dem deutschen Könige und dem Papste. Nach dem Tode Heinrichs VII. erhoben die Welfen in Italien überall ihr Haupt und Clemens V. suchte diese Partei durch die vom 14. März 1314 datierte Ernennung Roberts von Neapel zum Reichsstatthalter für ganz Italien zu stärken, nach seinen Worten: „Kraft unserer unbestreitbaren Gewalt durch das römische Reich, kraft unseres Rechtes, während der Vacanz unsern Kaiser zu vertreten.“ Diese Ernennung wurde aber nie rechtskräftig, weil Clemens V. vor der officiellen Ausfertigung vom Tode ereilt wurde. Nun ließ sich Johann XXII. in seiner Bulle vom 16. Juli 1317 bezüglich der Reichsstatthaltertschaft von derselben Rechtsanschauung leiten. Auch er bestellte Robert als Reichsstatthalter: „Während des Zwischenreichs fällt die Gewalt des Kaisers der Kirche anheim und jeder,

¹⁾ Hefele=Knöpfler, l. c. VI, p. 576 f.

²⁾ Über die Wahl: Denifle=Chrle, Archiv für Kirchengeschichte und Literatur des Mittelalters, II, S. 142. — Souchon, Die Papstwahlen von Bonifatius VIII. bis Urban VI. Braunschweig 1888. — Müller, l. c. I, p. 12—22.

³⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1317, n. 27—29.

der, ohne den apostolischen Stuhl befragt zu haben, im Namen des Kaisers amtet, versündigt sich an der Kirche.“ Aber die Ghibellinen verwarfen diese Anschauung.

An der Spitze der Ghibellinen Italiens standen damals eine Reihe hochbefähigter Männer: Matteo Visconti, Herr von Mailand und eines Theils der Lombardei, Cane della Scala, Herr von Verona und eines Theils des Venetianischen, Passarino Bonacossi, Herr von Mantua, Castruccio Castracani, Fürst von Lucca, Friedrich von Montefeltro, Herr von Urbino. Matteo Visconti führte den Kampf am kräftigsten gegen die Mannen Visconti. König Roberts. Er leistete zwar sogleich auf seine ihm von Heinrich VII. verliehene Stelle als Reichsstatthalter Verzicht, ließ sich aber von den Mailändern den Titel eines Hauptmannes und Beschützers der mailändischen Freiheit ertheilen und führte als solcher den Kampf für die Sache der Ghibellinen muthig fort, besonders im Parteikampf, der sich in Genua entspann.¹⁾ Genua

Dort waren die Doria und Spinola Ghibellinen, dagegen die Grimaldi und Fieschi Welfen und die Stadt seit Jahren der Schauplatz des blutigsten Zwiepaltes. Marco Visconti, der Hektor der Ghibellinen, zog den Ghibellinen zuhülfe und belagerte Genua. Die Welfen riefen König Robert von Neapel herbei, welcher 1318 auf mehr als siebenzig Schiffen ein Heer brachte und von den Genuesen auf zehn Jahre mit der Signoria betraut wurde. Die Visconti mußten nach zehn Monaten von der Belagerung Genuas absteigen; die Aufforderung des Papstes an Matteo, die Torriani in Freiheit zu setzen, Robert als Reichsvicar anzuerkennen, die Herrschaft über Mailand niederzulegen, war jedoch vergebens. Da kam 1320 Philipp von Valois, begleitet von dem Cardinallegaten Bertrand de Pojet, mit einem Heere gegen die Visconti, wurde jedoch von Matteo Visconti überredet und bestochen, so daß er im August 1320 ruhmlos zurückkehrte. Cardinal Bertrand aber verhängte über den widerspenstigen Matteo am 3. September die Excommunication, welche von Johann XXII. am 20. März 1321 bestätigt wurde. Im Jahre 1321 ward Raimund von Cordona zum Anführer der Welfen in Italien ernannt, mit ebensowenig Erfolg. Nun ließ Johann XXII. nach der Bulle vom 23. Januar 1322 gegen den kaiserlichen Matteo Visconti den Kreuzzug predigen. Als nun, vom Papste ermuntert, König Friedrich der Schöne 1322 wirklich seinen Bruder Heinrich mit einem Heere nach Oberitalien sandte, wurde dieser von Matteo Visconti so geschickt behandelt, daß er, ohne einen Schlag geführt zu haben, wieder heimzog.²⁾

Gleich darauf, im Juni des Jahres 1322, starb Matteo Visconti plötzlich, und Cordona belagerte Mailand, wo Matteos Sohn Galeazzo die Herrschaft im Sinne des Vaters führte. Da wandten sich die Ghibellinen nach Deutschland an Ludwig, und jetzt griff der Bayer nach dem Siege bei Mühldorf in die Angelegenheiten Italiens ein, wogegen der Papst aber behauptete, solange er sich noch für keinen der Bewerber um die deutsche Krone entschieden habe, sei auch kein wirklicher römischer König vorhanden, sondern nur ein „Erwählter“ (electus in regem), der noch kein Recht auf die Reichsregierung habe. Speciell in Italien sei es Sache des Papstes, bis zur

Kreuz-
zug.

Ludwigs
Auf-
treten
in
Italien

¹⁾ Annales Mediolanenses ap. Muratori, I. c. XVI, p. 696.

²⁾ Gêroust, I. c. p. 15—32.

definitiven Wahl eines römischen Königs einen Reichsverweser aufzustellen. Anderer Meinung waren aber die Ghibellinen in Italien und Ludwig der Bayer, der nur durch seinen Kampf gegen Friedrich den Schönen bisher abgehalten wurde, in Italien, für das er übrigens schon im Jahre 1315 einen Reichsverweser ernannt hatte, seine Autorität zur Geltung zu bringen. Jetzt, nach seinem Sieg im deutschen Thronstreit, glaubte er die Zeit dazu gekommen und schickte im Frühjahr 1323 den Grafen Berthold von Neifen als Reichsverweser mit einer Armee in die Lombardei, wo die deutschen Söldner im Heere Cordonas gewonnen und infolgedessen dieser gezwungen wurde, von Mailand abzulassen, im Juli 1323.

Proceß
gegen
Ludwig.

Auf das hin eröffnete Johann XXII., welcher sich bisher für keinen der erwähnten Gegenkönige entschieden, wohl aber seine Vermittlung vergebens angeboten hatte, den Proceß gegen Ludwig von Bayern und ließ die diesbezügliche Bulle vom 8. October 1323 an den Kirchenthüren von Avignon anschlagen. Darin befahl er Ludwig dem Bayern, weil er Kaiserrechte ausgeübt, ohne daß die Kirche seine Wahl gutgeheißen habe, und weil er den Feinden der Kirche sich verbrüderet und ihnen Schutz gewährt habe, bei Strafe des Bannes binnen drei Monaten auf des Reiches Verwaltung gänzlich zu verzichten; die Deutschen aber wurden des Eides der Treue gegen Ludwig entbunden.¹⁾ Dagegen schickte Ludwig im November eine Botschaft unter Albert von Schwarzburg, Großmeister der Johanniter in Deutschland, an den Papst, die sich in Avignon am 2. Januar 1324 im Namen Ludwigs über den Mangel an Formen und einer der Bannandrohung vorausgehenden Mahnung beschwerte und eine Verlängerung der Frist zur Vertheidigung des Königs verlangte. Der Papst, der sich über die Bezeichnung „König“ aufhielt, bewilligte bloß eine Frist von weiteren zwei Monaten, daß Ludwig die Erbarmung des apostolischen Stuhles indes anrufe. Die Rückkehr dieser Botschaft wartete aber Ludwig gar nicht ab. Schon am 18. December 1323 legte er in Nürnberg Protest ein gegen das Verfahren des Papstes, als ein gehässiges, ungerechtes und leidenschaftliches, bestritt dem apostolischen Stuhle das Recht, die deutsche Königswahl zu prüfen, anzuerkennen oder zu verwerfen und appellierte gegen den Papst an ein allgemeines Concilium, weil derselbe Irrlehren begünstige, gute Katholiken als Ketzer verfolge und ein Feind des Friedens sei.²⁾ Noch schärfer äußerte sich Ludwig gegen den Papst in der Erklärung von Sachsenhausen, am 22. März 1324, worin er ihm unter anderem auch sein feindliches Verhalten gegen die strengere Richtung im Minoritenorden vorwirft und sogar die Rechtmäßigkeit der Wahl Johanns XXII. in Frage stellt.³⁾ Unter solchen Umständen ist es selbstver-

Protest
zu
Nürnberg.

zu
Sachsen-
hausen.

¹⁾ Raynaldus, *Annales ad an. 1323*, n. 30—33.

²⁾ Müller, I. c. I, p. 74 ff.

³⁾ Bezüglich des Datums s. Hefele-Knöpfler, VI, S. 588 f. — Dagegen Kopp, I. c. V, 1, p. 128 f., und Riezler, *Geschichte Bayerns*, II, S. 352. — Schaper, *Die*

ständig, daß Ludwig auch die vom Papst verlängerte Frist unbenützt verstreichen ließ. Daher sprach Johann XXII. am 23. März 1324 über Ludwig den Bann aus und drohte mit noch schärferen Strafen, wenn Ludwig sich nicht binnen drei Monaten vor dem Papst zur Verantwortung stelle. Ludwig stellte sich nicht. Daher gieng der Papst einen Schritt weiter, indem er durch eine Bulle vom 11. Juli 1324 Ludwig aller jener Rechte für verlustig erklärte, die ihm etwa durch seine Erwählung erwachsen sein könnten, dessen Anhänger aber ebenfalls excommunicierte. Zugleich wurde Ludwig unter Androhung weiterer Strafen bis zum 1. October neuerdings zur Verantwortung vorgeladen.¹⁾ Weil aber die deutschen Wahlfürsten durch diese päpstliche Verfügung sich in ihren Rechten angegriffen fühlen konnten, so fügte Johann XXII. noch die Erklärung bei, daß er diese Rechte durchaus nicht schmälern wolle.

Ludwig
gebannt.

So arbeitete also der Papst allen Ernstes auf die Absetzung Ludwigs hin, was dem Könige von Frankreich, Karl IV., Anlaß bot, seine eigene Erhebung zur Kaiserwürde zu betreiben. Karl rechnete dabei auf die Hilfe Leopolds von Österreich, des heftigsten Gegners Ludwigs. In Bar sur Aube trafen sich in der That am 27. Juli 1324 der König von Frankreich und Leopold von Österreich, der anfangs für Karl wirken wollte, wenn er Ludwig stürze; Karl IV. sollte Kaiser, Leopold Reichsvicar werden. Zum Kampfe gegen Ludwig und zur Befreiung Friedrichs versprach der Franzose Geldhilfe, auch ihn in den Besitz der Thäler Schwyz und Unterwalden wieder zu setzen, die ihm und seinen Brüdern erblich angehörten.²⁾ Doch bald kam Leopold von dieser undeutschen Verbindung wieder zurück, die dem Vaterland einen französischen Kaiser und einen noch blutigeren Bürgerkrieg gebracht hätte; ihn hatte zum Abschluß die Liebe zu seinem gefangenen Bruder verleitet. Wäre Ludwig thatkräftiger gewesen, er hätte gewiß gesiegt; denn das Volk und die Städte und einige Fürsten waren für ihn, aber seine Säumigkeit im Kriegsführen war schuld, daß er mit seinem großen Heer die bloß von 300 österreichischen Rittern vertheidigte Festung Burgau nicht zu erobern vermochte, ja zuletzt mit Hinterlassung alles Belagerungszeuges und Gepäcks fliehen mußte, als Leopold im Januar 1325 zum Entsatz herannahte. —

Karl IV.
von
Frank-
reich.

Der Franciscaner-Orden und seine Stellung im Streite zwischen Kaiser und Papst.

Hartbedrängt sehen wir Ludwig den Bayern von Seite seiner weltlichen Feinde und wohl noch mehr von Seite Johanns XXII. Und doch fand

Sachsenhäuser Appellation von 1324, Berlin 1888, glaubt im Anschluß an Preger, l. c. XVI, 2, p. 122—126, den 22. April als sicheres Datum erwiesen zu haben.

¹⁾ Riezler, Bayern, II, S. 355. — Die Urkunde bei Martene et Durand, Thesaurus novus anecdotorum, II, p. 660 ff.

²⁾ Kopp, l. c. V, 1, p. 150—156.

Ludwig seine eifrigsten Anhänger gerade im Clerus, und zwar in einem Orden, dem man eine solche politische Rolle kaum zumuthen sollte. Wir müssen diesen Orden nun näher ins Auge fassen. — Unter den vielen Schwierigkeiten, mit denen Johann XXII. zu kämpfen hatte, ist keine der geringsten der Streit, der damals den Franciscaner=Orden spaltete. Es handelte sich um die Frage, ob der Orden, nicht die einzelnen, Eigenthum besitzen dürfe.

Streit
im
Franciscaner=
orden.

Papst Nikolaus III. hatte in der Bulle: „Exiit qui seminat“ am 14. August 1279 erklärt, daß die vollständige Entsagung auf jegliches Eigenthum sowohl für die einzelnen, als für die Gesamtheit, vor Gott verdienstlich sei; Jesus Christus habe diese Entsagung begehrt, durch sein Beispiel bestätigt und die Apostel nach seinem Vorbild ausgeübt. Aus der Bulle zogen nun einige überspannte Geister den Schluß, die Regel des heil. Franciscus sei ganz genau die Lehre des Evangeliums, und verlange die unbedingteste Entsagung auf Eigenthum, die Minoriten dürften also nur die zum Leben unentbehrlichsten Dinge haben. — Petrus Johannes Olivi aus Serignan in Languedoc, durch hohe Gaben des Geistes und Strenge des Lebens hervorragend, so daß ihn viele nach seinem Tode als einen Heiligen verehrten, bildete um 1260 diese Lehre aus; in einer Erklärung der Apokalypse gieng er so weit, die Kirche seiner Zeit als ganz entartet und den Orden des heil. Franciscus als den Engel zu bezeichnen, der die Reinheit des evangelischen Lebens erneuern und das Reich des Heiligen Geistes und der Liebe auf Erden herstellen solle. Man warf ihm über sechzig häretische Sätze vor, doch bekannte er sich kurz vor seinem Tode (1297) zur Kirche; seine Lehre aber warf den Keim des Zwiespaltes in den Orden.

Petrus
Johannes
Olivi.

Einige feurige Geister hielten auch den Orden für gesunken und beschloßen, eine besondere Gesellschaft zu bilden und die Lehren ihres Meisters vollständig durchzuführen. Die Ordensoberen konnten die Sache nicht mehr unterdrücken, seit der Einsiedler Peter von Murone als Cölestin V. auf dem päpstlichen Stuhl saß; denn er sah in dem Streben dieser Männer nur die Sehnsucht nach der höchsten Vollkommenheit, und erlaubte ihnen, unter Leitung des Bruders Liberatus eine neue Gesellschaft unter dem Namen Congregation der Eremiten Papst Cölestins¹⁾ zu bilden. Auf einer Insel des Archipelagus thaten sich denn die feurigsten Männer zusammen, um die Regel in aller Strenge durchzuführen und das Ideal apostolischen Lebens zu verwirklichen. Hätte man sie hier sich selbst überlassen, so wäre sicher nach einem Menschenalter das Feuer in sich selbst erloschen; allein die Ordensoberen sahen nur Flüchtlinge in ihnen und riefen Bonifaz VIII. gegen sie zuhülfe. Dieser meinte anfangs, es sei kein Grund vorhanden, so fromme Männer nicht in ihrer Art nach der Vollkommenheit streben zu lassen; wenigstens übten sie die Regel gewissenhafter, als diejenigen, welche sie versolgten; als man ihn aber darauf aufmerksam machte, daß diese Männer noch immer Cölestin V. als Papst anerkannten und seine Wahl nicht gelten ließen und nur nach einer Gelegenheit sich sehnten, um ein Schisma in der Kirche herbeizuführen, so gab er den Bischöfen den Auftrag, diese Eremiten zum Gehorsam gegen die Kirche und in den Orden wieder zurückzuführen. Und nun vertrieb man die Spiritualen oder Brüder der stricten Observanz, wie sie sich gegenüber den Conventualen nannten, von ihrer Insel und sie wandten sich

Cöle-
stiner=
Ere-
miten.

Bonifaz
VIII.

Frates
spiri-
tuales.

1) Vergl. Seite 43 dieses Bandes.

an Bonifaz VIII. nach Italien, um ihm zu beweisen, daß sie nur das Opfer einer Verfolgung seien. Doch Bonifaz VIII. erlag gerade damals dem Gram über seine Mißhandlung durch Philipp den Schönen; der päpstliche Stuhl wurde nach Avignon verlegt und die Spiritualen begaben sich nach Neapel und Sicilien, ein Theil auch nach dem südlichen Frankreich. Durch das Feuer ihrer Predigt, durch die Strenge ihres Lebens erregten sie Aufsehen; der Orden aber blieb gespalten, die Spiritualen hatten ihren eigenen General in Ubertino da Casale, und machten der andern Partei in Schriften die bittersten Vorwürfe.

Ubertino
da
Casale.

Dieser Streit erregte mit jedem Tage größeres Ärgernis —, er war Gegenstand der Verhandlung auf dem Concil zu Vienne, wo Ubertino von Casale die Sache der Spiritualen vertrat. Clemens V. wollte durch Milde und Mäßigung die Parteien versöhnen und mahnte die Spiritualen, zu ihren Brüdern in ihre alten Klöster und unter ihre alten Obern zurückzukehren. Viele gehorchten; ein Theil aber blieb beharrlich in der Anschauung, die römische Kirche sei verdorben und die Spiritualen hätten den Beruf, die Welt zu erneuern und das Zeitalter des Heiligen Geistes, von welchem sie sich geleitet wähten, herbeizuführen.¹⁾

Nach dem Tode Clemens V. erregten sie sogar Unruhen in Sicilien, Toscana und Südfrankreich, erstürmten ein Kloster der Dominicaner in Carcassonne, nahmen mehrere Franciscanerklöster in Besitz und vertrieben daraus diejenigen, welche ihrem Wahn nicht beitraten. Johann XXII. war jedoch entschlossen, mit Thatkraft der Sache Einhalt zu thun: er befahl 1317 den Spiritualen unbedingte Unterwerfung: „Etwas Großes“, heißt es in seinem Erlass, „ist die freiwillige Armut, noch mehr wert ist die Keuschheit, aber höher als diese beiden Tugenden ist der Gehorsam zu schätzen.“ — Er verbot den Spiritualen die neu angenommenen Kleider, er berief ihre Häupter vor sein Gericht und, nachdem er mit Milde und Ernst vergebens sie auf andere Vorstellungen zu bringen versucht hatte, ließ er sie festnehmen und nach der Strenge des Kirchenrechts gegen sie verfahren. Viele ließen sich befehren, vier blieben starrsinnig und endeten am 7. Mai 1318 in Marseille auf dem Holzstoß. Im Hochmuth hatten sie begonnen, in der Häresie endeten sie.

Johann
XXII.
und die
Spiri-
tualen.

Diese Strenge wirkte für den Augenblick; bald trat aber an die Stelle der alten Irrlehre eine neue. Bei der Frage, ob der Satz: „Jesus Christus und seine Apostel, diese Vorbilder evangelischen Lebens, haben nie Eigenthum besessen, weder als einzelne, noch in Gemeinschaft“, richtig sei, erhob sich im Jahre 1321 ein neuer Streit, der die Dominicaner wie die Franciscaner in Bewegung setzte. Der Papst fürchtete eine neue Spaltung und legte die Frage den Universitäten und einzelnen Gelehrten vor. Ubertino von Casale erklärte, Jesus Christus und die Apostel als Häupter der Kirche haben die Armen ernährt, also in Gemeinschaft Eigenthum besessen; betrachtet man sie aber als Muster religiösen

Ubertino.

¹⁾ Christoph, I. c. I, p. 244—252.

Birkens, so haben sie im Sinne des weltlichen Rechtes nichts befohlen.¹⁾ Die Antwort gefiel dem Papste. Wenn aber Jesus Christus und die Apostel nichts befohlen, so durften die Franciscaner, wenn sie das evangelische Leben in seiner Vollendung darstellen wollten, auch kein Eigenthum haben.

Der alte Streit fieng also von neuem an. Der Ordensgeneral Michael von Cesena ließ am 6. Juni 1322 die Veramendung des Ordens zu Perugia die Erklärung abgeben: „Wer da behaupte, daß Jesus Christus, das Muster der Vollendung, die Apostel und seine Nachfolger keinen Privat- und Gemeindefitz gehabt haben, irrt nicht, sondern spricht nur treu die heilige Lehre der Kirche aus.“ Unter denen, welche diesen Satz unterschrieben, war auch der berühmte Wilhelm von Occam²⁾ aus der Diocese Peterborough, ein Schüler des scharfsinnigen Duns Scotus, der gefeierte Erneuerer des Nominalismus, als der unüberwindliche Doctor an der Universität Paris gefeiert, ein bis zur Abgötterei von sich selbst eingenommener Geist, kühn bis zur Vermessenheit, nie der eigenen Kraft mißtrauend; zugleich versprach man sich, diesen Satz gegen alle, welche ihn angriffen, zu vertheidigen. Johann XXII. aber, der in dieser Erklärung einen Eingriff in sein Recht der Entscheidung sah, erklärte am 8. December 1322 in der Bulle „Ad conditorem canonum“ den Satz: „Die beweglichen und unbeweglichen Güter der Minoriten gehören nur der Kirche und seien ihnen nur zur Benutzung überlassen“, für abgethan, weil er viele Unzukömmlichkeiten und Streitigkeiten herbeiführe und das Recht des Gebrauchs sich vom Rechte des Besitzes nicht trennen lasse. Der Procurator des Ordens zu Avignon, der hüzige Bonagratia von Bergamo, welcher am 14. Januar 1323 im Consistorium widersprach, wurde gefangen gesetzt, Petrus Johannes Olivi im Jahre 1326 als Irrelehrer verurtheilt. Allein damit war der Widerspruch nicht niedergeschlagen. Michael von Cesena, Bonagratia und Wilhelm von Occam betrachteten den Papst fortan als ihren Feind und flohen im Jahre 1328 zu Ludwig dem Bayer, der ja gegen den Papst im offenen Kampfe lag.

Die Gebannten näherten sich König Ludwig und verfochten in gelehrten und scharfsinnigen Schriften seine Rechte gegen den Papst. Der gelehrte Engländer Occam floh zu Ludwig mit den Worten: „Vertheidige mich mit dem Schwerte, und ich will dich mit dem Worte vertheidigen!“³⁾ Zu diesen Männern gesellten sich Heinrich von Thalhheim (Kehlheim?),⁴⁾ Provincial der Minoriten in Oberdeutschland, Ulrich der Wilde,⁵⁾ Ludwigs Geheimschreiber, ferner der Würzburger Domherr und späterer Bamberger Bischof Lupold von Bebenburg. Außerdem finden wir seit dem Jahre

1) Christophhe bemerkt (l. c. I, p. 257): „Was ist wohl der heutige Socialismus anders, als ein Sprößling des fraticellen Communismus, als eine Ahtserklärung des Eigenthums im Namen eines unmoralischen Wohlstandes, des Eigenthums, welches der Spiritualismus bewirkt im Namen einer die richtige Grenze überschreitenden Vollkommenheit?“

2) Christophhe, l. c. I, p. 262. — Brucker, l. c. III, p. 847—848. — Wadding, Annales ad an. 1321, n. 16—19. — Kiezlcr, Die literarischen Widersacher der Päpste zur Zeit Ludwigs des Bayern, S. 70 f. Leipzig 1874.

3) O imperator! defende me gladio, et defendam te verbo. Trithemius, De scriptor. eccles., p. 315.

4) Kiezlcr, Widersacher, S. 72. — Müller, l. c. I, p. 162.

5) Kiezlcr, in den „Forschungen zur deutschen Geschichte“, XIV, S. 1—17.

1326 am Hofe Ludwigs auch zwei Professoren der Pariser Universität, Marsilius von Padua und Johann von Sandun. Marsilius von Padua, Ludwigs Leibarzt, schrieb im Verein mit Johann von Sandun ein berühmtes Werk: „Der Vertheidiger des Friedens“, *Defensor pacis*,¹⁾ und stellte darin, von der unbedingten Souveränität des Volkes ausgehend, die Behauptung auf, alle legislative und richterliche Gewalt in der Kirche beruhe im Volke, welches sie erst dem Clerus übertragen habe; der Kaiser sei der Repräsentant der gesammten Gläubigen und Vollmachtsträger des souveränen Volkes und könne daher den Papst ein- und absetzen.¹⁾ Occam schloß sich an Dantes Anschauungen in der „Monarchia“ an, mit der Behauptung, der Kaiser habe die absolute Gewalt der alten römischen Kaiser über den ganzen Erdkreis geerbt, und diese Gewalt stamme unmittelbar von Gott. Auf Anrathen von Minoriten erließ Ludwig 1323 seine Verwahrung gegen die Schritte des Papstes, der ihn bloß durch Anschlag an die Kirchenthüren von Avignon gebannt habe, und berief sich auf eine allgemeine Kirchenversammlung.²⁾ Auf den Vorwurf, er begünstige die ketzerischen Biscconti, erklärte Ludwig den Papst für einen Ketzer wegen einiger Ansichten über den Zustand der Seelen nach dem Tode. Als der Papst den Bannfluch über Ludwig den deutschen Bischöfen 1324 mittheilte, antwortete Ludwig mit einem noch schrofferen Erlaß, in welchem er den Papst einen Wütherich, einen Tyrannen nannte, der unter dem Vorwande, für einen Kreuzzug zu sammeln, die Christenheit ausbeute; er sei ein Unterdrücker der Armen und des Lebens Christi, der Apostel Feind, suche durch List und Betrug die vollkommene Armut gänzlich zu vernichten; er entweihe frevelhaft die Heilmittel Christi, verlege verwegen die heiligen Satzungen, er sei unverbesserlich. Durch ganz Deutschland herrschte Parteilung; da wurde die Erklärung des Papstes verkündet, dort verboten.

„Defensor pacis.“

Bann.

Vorwürfe.

Zwei Könige in Deutschland.

Die literarische Thätigkeit dieser gelehrten Widersacher Johanns XXII. hätte die größte Bedeutung gewinnen können für die Sache Ludwigs des Bayern, wenn nur dieser selbst charakterfester und thatkräftiger gewesen wäre. Allein Ludwigs Haltung war unsicher, schwankend, und wenn es galt, einen entscheidenden Schlag zu führen, zog er sich zaghaft zurück. So nützte er seinen Sieg bei Mühlborn nicht aus, so wich er im Jahre 1325 von Burgau vor dem herannahenden Leopold. Er war zum Helden nicht geschaffen, und sein Anhang in Deutschland zerbröckelte. Mehrere Fürsten schlossen nun einen Bund mit Leopold wider Ludwig, zu Dienst und Ehren des Heiligen Vaters.

Ludwig's Schwanken.

¹⁾ Pastor, l. c. I, p. 67 f. — Kiezer, Widersacher, S. 193 ff.

²⁾ Pastor, l. c. I, p. 65. — Müller, l. c. I, p. 74 ff.

Da gedachte Ludwig in seiner bedrängten Lage geradezu mit dem gefangenen Friedrich zu unterhandeln. Am 13. März 1325 schlossen beide Könige in Trausnitz auf das Abendmahl hin den Vertrag:¹⁾ Friedrich sollte die Freiheit erhalten, dagegen der Regierung entsagen, die Wahlbriefe und alles herausgeben, was er vom Reiche besitze, und seinen Bruder Leopold bewegen, auf diesen Vertrag einzugehen; er und seine Brüder sollten sich mit Ludwig gegen den Papst auf ewig verbinden. Vermöge er das nicht, so sollte er am nächsten Johannestage (24. Juni) wieder in sein Gefängnis zurückkehren. Gebrochen durch die enge Haft und die Schrecken des Todes, den er täglich erwartete, denn Ludwig wollte ihn aus Rache gegen Leopold enthaupten lassen, willigte Friedrich ein, beschwor den Vertrag mit Ludwig auf den Leib des Herrn und erhielt dann vom Gegner den Friedensfuß.²⁾ Ludwig soll ihm noch versprochen haben, ihn zum Mitregenten zu ernennen, wenn er allgemein als König anerkannt würde.

Nach dreißigmonatlicher Haft war Friedrich wieder frei; er war sehr gealtert, der sonst ein Bild männlicher Schönheit gewesen; seine Gemahlin Elisabeth von Aragonien traf er erblindet von vielem Weinen; zur Erinnerung an sein Leiden schickte er dem König von Ungarn den langen Bart, der ihm während seiner Gefangenschaft nie abgenommen worden war. Leopold war für die Vertragserfüllung nicht zu gewinnen; er wollte den elfjährigen ruhmvollen Kampf nicht mit Verlust schließen, er konnte die mit vielen Fürsten eingegangenen Verträge nicht plötzlich brechen.³⁾ Da stellte sich Friedrich dem Könige Ludwig wieder zur neuen Haft in München, obschon der Papst den Vertrag als erschlichen für ungiltig erklärte; ihm galt ein Eid mehr als alle Rücksichten.

Ludwig war übermannt von so viel Treue und im ersten überwallenden Gefühl der Großmuth wollte er hinter Friedrich nicht zurückstehen, umarmte ihn, schloß mit ihm in einem Bette, aß mit ihm an einem Tische⁴⁾ und schloß mit ihm am 5. September 1325 zu München den Vertrag:⁵⁾ Jeder sollte den Titel eines römischen Königs führen und den andern Bruder nennen, in Friedrichs Königssiegel sollte Ludwigs Namen und Friedrichs Namen in Ludwigs Königssiegel sein, abwechselnd von Tag zu Tag sollte der Name des einen oder des andern bei den Erlässen voranstehen, die Huldigung sollte in

¹⁾ Ropp, l. c. V, 1, p. 167 ff.

²⁾ Ibid. p. 170—177. — Friedensburg, Ludwig der Bayer und Friedrich von Österreich, von dem Vertrag zu Trausnitz bis zur Zusammenkunft in Innsbruck. Göttingen 1877. — Riezler, Geschichte Bayerns, II, S. 358 f. — Preger behandelt den gleichen Vertrag in den „Abhandlungen der historischen Classe der bairischen Akademie“, XVII, 1, S. 103 ff.

³⁾ Auch der Papst mißbilligte den Vertrag. Raynaldus, Annales ad an. 1325, n. 2.

⁴⁾ Chronicon Aulae Regiae, p. 399.

⁵⁾ Ropp, l. c. V, 1, p. 197.

beider Namen geleistet werden. Man darf übrigens nicht vergessen, daß Berechnung mit Großmuth gemischt war: Friedrich als Freier war der Schirm wider Leopold, wider den Papst; die einzige Hoffnung eines Zuges nach Italien lag für Ludwig darin, daß Friedrich ihm zur Seite stand. Doch kam dieser Vertrag, der anfangs geheim bleiben sollte, aber bald verlautbarte und den heftigsten Widerspruch der Fürsten (diese wollten nichts von einem Doppelkönigthum wissen und erachteten beide wegen Verletzung des Wahlrechts für abgesetzt), Leopolds und des Papstes hervorrief, nicht zur Erfüllung. Noch weniger die durch geheimen Vertrag zu Ulm am 7. Januar 1326 in Aussicht gestellte Abdankung Ludwigs. Leopold starb an einem hitzigen Fieber am 28. Februar 1326 und mit ihm der gefürchtetste Gegner Ludwigs. In Innsbruck schieden die beiden Könige in Unfrieden. Die Herrschaft duldet keinen Genossen. Friedrich verzichtete 1327 auf die Regierung des Reiches und begnügte sich mit dem leeren Titel eines römischen Königs.

Ulm-
Vertrag.

Ohnehin lähmten Familienstreitigkeiten seine Macht. Sein Bruder Herzog Otto von Österreich drang auf Theilung der österreichischen Besitzungen und ward von König Karl von Ungarn und Johann von Böhmen in seinem selbstsüchtigen Begehren unterstützt. Böhmen und Ungarn verheerten Österreich, und der eigene Bruder kämpfte gegen ihn. Friedrich vertrug sich mit den Ungarn 1328 zu Bruck an der Leitha, dem König von Böhmen erlegte er eine große Summe Geldes, dem Bruder trat er Hainburg und die Vorlande ab. All dies Unglück hatte Friedrichs sonst so heiteren Sinn verdüstert, er starb ohne männliche Nachkommen am 13. Januar 1330 in seinem Lieblingsaufenthalt Schloß Gutenstein.

Otto
der Grö-
ßliche.

Fried-
richs Tod
1330.

Ihm folgte sein Bruder Albrecht II. (1330—1358) in der Regierung Österreichs, Contractus oder der Lahme genannt, weil er im zweieunddreißigsten Jahre, durch seinen Küchenmeister vergiftet, fortan lahm geblieben sei; er heißt aber mit eben so vielem Rechte der Weise wegen der leidenschaftslosen Klarheit seines Geistes und der Feinheit seiner literarischen Bildung. Seine Auffassung war schnell und sein Wille stark, und obschon er sich immer in einer Sanfte tragen lassen mußte, finden wir ihn doch höchst reisefertig bald in Österreich, bald in Kärnten, bald in der Schweiz, bald im Elsaß. Als guter Haushalter war er immer bei Geld, und in einer Zeit, da man mit Eiden und Verträgen spielte, galt sein Wort mehr als Eide und Verträge. Albrechts Regierung hat die Wunden geheilt, die Friedrichs Streben nach der Krone Österreich geschlagen hatte, obschon er selber einen unglücklichen, wenn auch gerechten Krieg mit den Schweizern führte.

Albrecht
der
Lahme.

Luzern nämlich, eine habsburgische Stadt, trat am 7. November 1332 dem Bunde der drei Thäler bei, weshalb es zum Kriege kam. Doch Albrecht II., der im allgemeinen kein Freund des Krieges war, willigte unter Vermittlung des Königs Ludwig des Bayern im Jahre 1334 in einen Waffenstillstand und im Jahre 1336 in einen Frieden, wonach Luzern die habsburgische Oberhoheit

Luzern.

wieder anerkannte, zugleich aber im Bunde mit den Waldstätten verblieb. Das Verhältnis Luzerns zu Österreich war aber ein unklares, der Wiederausbruch der Feindseligkeiten stand zu erwarten; Gelegenheit dazu gab Zürich. In dieser freien Reichsstadt herrschte Streit zwischen den Patriciergeschlechtern und den Zünften: erstere wurden im Jahre 1336 vertrieben und suchten vergeblich Hilfe beim benachbarten Grafen von Habsburg-Laufenburg. Ja, als die Patricier in der Nacht vom 23. auf den 24. Februar 1350, der sogenannten Züricher Mordnacht, die Stadt Zürich mit Hilfe des Grafen Habsburg-Laufenburg überfielen, wurde dieser selbst gefangen und seine Stadt Rapperswil zerstört. Nun konnte Herzog Albrecht II., als habsburgischer Oberherr, sich vom Streite nicht mehr fernhalten, dafür schloß aber Zürich am 1. Mai 1351 einen Ewigen Bund mit den Eidgenossen Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern. Im folgenden Kriege belagerte Albrecht II. vergeblich Zürich, im Jahre 1351; die Eidgenossen behaupteten das Übergewicht und nöthigten sogar die den Habsburgern unterstehenden Cantone Zug und Glarus im Jahre 1352 zum Anschluß. Bald darauf (1353) schloß sich auch Bern der Eidgenossenschaft freiwillig an. Der Kampf zwischen Österreich und den Schweizern ward erst im Jahre 1355 durch einen ersten Frieden geschlossen, wonach Zürich seine Rechtsverletzungen gutmachte, Zug, Glarus und Luzern unter die habsburgische Oberhoheit zurückkehrten, letzterem jedoch die Verbindung mit den Eidgenossen neuerdings zugestanden wurde.¹⁾

Basel.

Als während des Krieges, in welchem Basel dem Herzoge manche Unbilden angethan hatte, ein furchtbares Erdbeben diese Stadt zerstörte, und man dem Herzoge rieth, sie jetzt zu überfallen, antwortete er: „Ferne sei es von mir, denen Leid zuzufügen, die bereits Gott heimgesucht hat!“ und sandte 400 Bauern nach Basel, um den Bürgern beim Schutträumen zu helfen. Albrecht II. war von seinen Unterthanen geliebt, wie selten ein Herrscher. Als er eines Tages zu Gericht saß, bemerkte er einen Bauer, der ihn unverwandt anschaute: „Komm, und sag' mir, was du willst!“ rief ihm Albrecht zu. — „Ich verlange nichts, Herr,“ erwiderte der Landmann, „ich wollte Euch nur sehen und wissen, ob es Euch wohl ergeht.“ —

Der Römerzug König Ludwigs des Bayern.

Ludwig
in
Italien.

Indessen zog Ludwig im Februar 1327, von der ghibellinischen Partei gerufen, nach Italien.²⁾ Anfangs gelang ihm alles. In Trient sammelten sich die Häupter der Ghibellinen um ihn, sicherten ihm 150.000 Florenen zur Bestreitung seines Zuges nach Rom, und schon hier wurde vom Papste nur als vom Priester Johann von Cahors gesprochen, den man wegen vieler Irrthümer absetzen müsse. Dafür wurde aber Ludwig am 3. April von Johann XXII. wegen seiner Ketzereien aller kirchlichen und Reichslehen, besonders des Herzogthums Bayern für verlustig erklärt und neuerdings auf den 1. October

¹⁾ Huber, l. c. II, p. 189—193.

²⁾ Ropp, l. c. V, 1, p. 233. — Höfler, Urkunden=Beiträge. Oberbairisches Archiv, I, S. 110. — Fifer, Urkunden zur Geschichte des Römerzuges Kaiser Ludwig des Bayern. Innsbruck 1875. — Dr. Chroust, Beiträge zur Geschichte Ludwig des Bayern. I. Die Romfahrt 1327—1329, S. 254. Gotha 1887. — Altmann, Der Römerzug Ludwigs des Bayern. Berlin 1886. — Müller, l. c. I, p. 161 ff.

vorgeladen. Dadurch ließ sich aber Ludwig auf seinem Römerzug nicht beirren. Vielmehr soll er damals eine Botschaft nach Avignon gesandt haben, mit der Bitte, der Papst möge nach Rom kommen und dort die Kaiserkrönung vornehmen, oder doch einen Stellvertreter senden.¹⁾ In Mailand setzte er sich am 31. Mai 1327 die eiserne Krone auf. Alles schien ihm zu fallen zu wollen, aber ein politischer Fehler machte ihm viele Gemüther wieder abwendig.

Plötzlich ließ Ludwig den Galeazzo Visconti, der ihn gastfreundlich empfangen hatte, wegen Verbindungen mit Johann XXII. mit seinem Sohne und zwei Brüdern in den Kerker von Monza werfen und in Mailand das Schattenbild eines Freistaates wiederherstellen. Jedes der Ghibellinenhäupter begann nun für sich zu fürchten. Dann war Ludwig nicht klug genug in der Wahl seiner Günstlinge. Castruccio Castracani erschien ihm damals mit Recht als der bedeutendste unter den Ghibellinen und er ließ sich ganz von ihm leiten, ahnte aber lange nicht, daß er bloß als Werkzeug für dessen schlaue Pläne durch Italien geführt wurde.²⁾ Pisa hatte die Ankunft des Kaisers in Italien mit Freuden begrüßt, war aber durch dessen Verfahren in Mailand und durch Sorge vor dem Kirchenbann eingeschüchtert worden, und sandte jetzt an Ludwig das Angebot von 60.000 Goldstücken, wenn er die Stadt nicht berühre und ihr Neutralität und Unabhängigkeit gestatte. Gegen den Rath des Bischofs von Arezzo, Guido di Tarlati, der sich für die Sicherheit der Gesandten und die wohlmeinende Gesinnung Ludwigs verbürgt hatte, ließ Ludwig, ganz nur von Castruccio geleitet, die Gesandten verhaften, lagerte vor Pisa, bis die Stadt am 8. October sich ergab. Am 11. October rückte Ludwig in Pisa ein und ließ sich von den dortigen Ghibellinen die Signorie übertragen. Guido di Tarlati starb aus Gram und reumüthig am 21. October. Viele Ghibellinen wurden irre an Ludwig, Johann XXII. aber erneuerte am 23. October den Bann gegen Ludwig sowie das Interdict über alle Orte, wo dieser sich aufhielt, und erklärte ihn nun auch der Kurwürde, der Pfalzgrafschaft und aller beweglichen wie unbeweglichen Habe verlustig.³⁾ Ludwig dagegen erhob, durch den Bann unbewegt, große Summen aus Pisa, zwang die Geistlichen zur Abhaltung des Gottesdienstes in der feinetwegen interdicirten Stadt, machte aus Städten Toscanas ein Herzogthum für Castruccio und brach dann gen Rom auf.⁴⁾

Hier hatte die Annäherung Ludwigs die Welfen geschreckt, die Ghibellinen ermutigt, eine Bewegung nach der andern hervorgerufen und zuletzt den berühmten Sciarra Colonna und den Jacopo Savelli an die Gewalt gebracht. Man sandte an den Papst, er möge nach Rom zurückkehren, sonst müsse man sich Ludwig von Bayern in die Arme werfen. „Ich kann nicht kommen, denn die Wege sind nicht sicher und in Rom ist Revolution. Stellt den Frieden wieder her und ich werde schnell bei euch sein“,⁵⁾ lautete die Antwort Johanns XXII. Diese Antwort war den Ghibellinen erwünscht,

¹⁾ Chroust, l. c. p. 87. — Riezler, Bayern, II, S. 370.

²⁾ Riezler, Widerfader, S. 42—48; Geschichte Bayerns, II, S. 368 ff.

³⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1327, n. 19 f. — Müller, l. c. I, p. 175.

⁴⁾ Popp, l. c. V, 1, p. 250—257.

⁵⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1327, n. 10 f.

Ludwig
Fehler

Pisa.

Guido
Tarlati

Ludwig
gebannt

Rom.

sie mahnten Ludwig an schnellen Einmarsch. Mit 4000 Reitern und einem Gefolge von gebannten Prälaten und Irrelhern zog der Bayer am 7. Januar 1328 in die ewige Stadt und nahm Wohnung im Vatican. Am 11. wurde das römische Volk auf das Capitol berufen, die Ghibellinen kamen in Menge, ließen auf Antrag des gebannten Bischofs von Aleria den Herrn und König von Rom hoch leben und ernannten Ludwig auf ein Jahr zum Senator und Hauptmann des Volkes. Die entschiedenen Katholiken aber flohen die Stadt, auf der seit dem Einzug des Gebannten das Verbot des Gottesdienstes lastete, keine Glocke erklang mehr, kein heiliges Amt ward gesungen.

Krönung.

Sonntag den 17. Januar 1328 fand in St. Peter die Krönung Ludwigs¹⁾ und seiner Gemahlin Margareta statt durch das Volk, nicht durch den Papst oder seinen Gesandten, gegen die Rechte der Kirche. Jakob Alberti, der abtrünnige Bischof von Castello, salbte ihn und Margareta unter Assistenz des Bischofs Gerhard von Aleria, und Sciarra Colonna setzte ihm die Krone auf das Haupt im Namen des römischen Volkes. Castruccio versah dabei das ihm kurz vorher übertragene Amt eines Pfalzgrafen im Lateran und Bannerträgers des römischen Reiches. Am andern Tage ward Castruccio zum Senator der Stadt und Statthalter des Kaisers ernannt. Übrigens verhielt Ludwig, den katholischen Glauben, die Witwen und Waisen zu schützen und endlich die Freiheit der Kirche; desungeachtet ernannte und entsetzte er aber Bischöfe, weil nach der Lehre des Marfilus von Padua dem Kaiser die Verleihung der Kirchengewalt zukomme, — also der Cäsaropapismus in neuer Form. Ludwig gedachte jetzt, den Papst abzusetzen und den Kirchenstaat sammt Neapel für sich einzuziehen.²⁾

Cäsaropapismus.

Doch die Sonigwochen des neugearteten römischen Kaiserthums waren sehr kurz. Pistoja, das zum oberwähnten Herzogthum Castruccios gehörte, ward am 28. Januar von einem Hauptmanne Karls von Calabrien überrumpelt, und Castruccio verließ sogleich am 1. Februar mit seiner gesammten Macht Rom, um jenes wieder zu gewinnen. Erst am 3. August gelang ihm dies, doch mußte er die Zwischenzeit zu benutzen, um in Pisa starken Anhang zu gewinnen und am 29. April sich die Signorie dieser Stadt auf zwei Jahre — mit Beiseiteschiebung des von Ludwig eingesetzten Vicars — übertragen zu lassen. Ludwig mußte sich dies gefallen lassen, denn es gebrach ihm an Machtmitteln.³⁾ Geldbedürftig erhob Ludwig 10.000 Goldgulden von den Juden, 10.000 von den Geistlichen, 10.000 von den Laien Roms und machte sich dadurch verhasst; denn man hatte Geschenke von ihm erwartet. Der Papst beschloß, die Vertheidiger seiner Sache mit geistlichen Waffen zu schützen, verkündete durch eine Bulle vom 21. Januar 1328 den Kreuzzug gegen Ludwig und gewährte allen Theil-

Kreuzzug gegen Ludwig.

¹⁾ Villani, Cronica, X, cap. 54. — Böhmer, Fontes, I, p. 156. — Gregorovius, l. c. VI, p. 140 ff. — Chroust, l. c. p. 114 ff.

²⁾ Ropp, l. c. V, l. p. 259 ff.

³⁾ Villani, l. c. X, p. 81.

nehmen am Kampfe den Ablass der Kreuzfahrer, erklärte Ludwigs Salbung als die eines Abtrünnigen, die Ertheilung der Kaiserkrone durch das unbefugte Volk für nichtig, desgleichen auf Grundlage der Satzung Nikolaus' III. seine Ernennung zum Senator und alles, was er als Herzog, Graf, König, Kaiser oder Senator gethan, für ungiltig.¹⁾

Sinwieder gieng jetzt Ludwig zum Äußersten, zur öffentlichen Verwerfung des Papstes, zur Wahl eines neuen Oberhauptes, zur Spaltung der Kirche. Donnerstag den 18. April 1328 war festliche Versammlung auf dem Petersplatze zu Rom, im Kaiserschmuck saß Ludwig auf einem Gerüste. Ein Augustinerbruder, Nikolaus von Fabriano, rief der Menge zu: „Ist jemand da, welcher den Priester Jakob von Cahors, so sich Papst Johann XXII. nennt, vertheidigen will?“ Als niemand antwortete, so trug ein deutscher Priester eine Anklage dieses Papstes vor: er sei ein Irrelehrer, weil er die Nothwendigkeit der apostolischen Armut leugne, die Entscheidungen seiner Verfahren widerrufe, indem er die kaiserliche Gerichtsbarkeit antaste, die nur von Gott und dem Volke verliehen werde; er sei ein Haupt der Irrelehrer, ein Zerstörer der göttlichen Ordnung und darum vom Kaiser, kraft der ihm von Gott übertragenen Gewalt, nach dem Beispiele Ottos I., der auch Johann XII. seiner Stelle entsetzt, seines Amtes zu entheben und nach Verdienst zu bestrafen. So ward beschlossen und vom Kaiser besiegelt. Das Volk blieb kalt bei der Komödie. Ein Jüngling, Jakob Colonna, hatte vier Tage darauf sogar den Muth, das ganze Verfahren öffentlich für unberechtigt zu erklären, sogar die Bannbulle Johanns XXII. gegen Ludwig an eine Kirchenthür anzuschlagen. Ludwig dagegen erließ, um die Römer zu gewinnen, am 23. April die Satzung: der Sitz des Papstes ist zu Rom, er darf sich davon nicht weiter als zwei Tagereisen entfernen ohne Erlaubnis des Volkes und Clerus, wobei das Consistorium immer in der Hauptstadt bleibt; entfernt er sich weiter, so ist er als abgesetzt zu betrachten. Einem Sohne, den ihm damals Margareta gebar, gab er den Namen Ludwig der Römer.

Der letzte Schritt geschah am 12. Mai 1328. Wieder war feierliche Versammlung vor St. Peters Dom, wieder saß Ludwig mit dem Kaiserschmuck auf dem erhabenen Throne: da trat der Minorit Peter Rainalducci von Corvara, aus dem Bisthum Rieti gerufen, vor ihn und erhielt einen Sitz unter seinem Baldachin.²⁾ Ob schon des Ungehorsams gegen seine Oberen beschuldigt, der Heuchelei und eines unreinen Lebenswandels bezichtigt,³⁾ ward Peter doch dem Volke als zum Papstthum geeignet angepriesen und nach dreimaligem Umfragen von diesem unter großem Geschrei zum Papste begehrt. Da erhob sich der Kaiser, steckte ihm den Ring an den Finger und nannte ihn

¹⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1328, n. 4 f. — Gregorovius, l. c. VI, 3, p. 145.

²⁾ Müller, l. c. I, p. 193.

³⁾ Chroust, l. c. p. 154 f., äußert mit Bissani und Mussato nicht unberechtigte Zweifel an der Wahrhaftigkeit der Beschuldigungen.

Gericht
über
Johann
XXII.

Jakob
Colonna.

Ludwig
der
Römer.

Peter
von
Corvara

als
Gegen-
papst

Nikolaus V. Dann Hochamt und Gastmahl, Wahl von sieben Cardinälen — und am Pfingsttag ließ sich Ludwig vom neuen Papste noch einmal zum Kaiser krönen. Kurz darauf wurde ein Lombarde und ein Toscaner, welche Johann XXII. den echten Papst nannten, in Rom verbrannt.¹⁾

Ludwigs Ludwig gedachte jetzt nicht bloß das ganze Kirchengebiet sich zu unterwerfen, sondern auch zur Eroberung Neapels zu schreiten. Aber nichts wollte ihm in Italien mehr glücken. Vierzehn Kriegsschiffe Karl Roberts liefen am 13. Mai in Ostia ein und behaupteten sich gegen das Kriegsvolk Ludwigs. Am 4. Juni fielen die Deutschen bei Rarni in einen von den Neapolitanern gelegten Hinterhalt, dem sie sich nur nach schweren Verlusten zu entringen vermochten. Von Friedrich, König von Trinakrien, kam die versprochene Hilfe nicht, Ludwigs Cassé war erschöpft. So mußte denn der Kaiser mit seinem Papste am 4. August 1328 Rom verlassen, das Volk warf ihnen Schimpfwörter und Steine nach. Am folgenden Tage widerriefen die Römer alles, was Ludwig und Peter von Corvara gethan hatten. Die Stadt trat zum Gehorsam gegen Johann XXII. zurück. Sciarra Colonna und Jakob Savelli retteten ihr Leben nur durch schleunige Flucht. Ludwig zog nordwärts, offenbar um zunächst Florenz zu demüthigen. Allein Castruccio Castracani, Ludwigs Hauptstütze im Krieg, starb bald darauf am 3. September 1328.²⁾

Ludwig schlug seinen Sitz in Pisa auf, dessen Signorie er wieder übernahm und wo er bis 11. April 1329 residierte, lange Zeit im Streit mit den drei Söhnen Castruccios, denen er die herzogliche Würde entzog, und beständig in Geldverlegenheiten. Meuterei im deutschen Heere, Säumnigkeit der Verbündeten und Ludwigs Mangel an Thatkraft bewirkten zusammen, daß gegen Florenz mit den Waffen nichts ausgerichtet wurde. Dafür verlegte man sich mit neuem Eifer auf die Anwendung des nun schon harmlos gewordenen Kampfmittels scharfer Erklärungen. Im December 1328 hielt Ludwig einen Congress der Ghibellinen in Pisa³⁾ ab, auf welchem Papst Johann XXII. neuerdings wegen seiner „Ketzereien“ für abgesetzt erklärt und alle seine Anhänger mit dem Verluste sämmtlicher Lehen, Rechte und Freiheiten bedroht wurden. Auch sein Papst bannte dort am 19. Februar 1329 noch einmal Johann XXII., Robert von Neapel, Florenz und deren Verbündete — umsonst. Ludwig sprach über Johann XXII. wegen Ketzerei das Todesurtheil aus und ließ ihn in Gestalt einer Stroh puppe verbrennen. Die Bannstrahlen zündeten nicht. Als Ludwig am 11. April⁴⁾ Pisa verließ,

¹⁾ Villani, Cronica, X, cap. 71–74. — Hefele-Mnüpfeler, l. c. VI, p. 595.

²⁾ Villani, l. c. X, cap. 85.

³⁾ Seine Reise dahin gieng über Todi; über sein Verhältnis zu den Fraticellen in Todi vergl. den Aufsatz von Dr. Ehrle, in seinem und Denifles „Archiv“, I, S. 158 ff., und II, S. 653 ff.

⁴⁾ Villani, l. c. X, cap. 128. — Am 28. Februar hat Ludwig Pisa noch nicht verlassen (Kiezlér, Geschichte Bayerns, II, S. 384; Hefele-Mnüpfeler, l. c. VI, p. 597), sondern seine baldige Abreise erst angekündigt. Villani, l. c. X, cap. 121.

Nikolaus
aus
Rom.

Ghibel-
linen-
Congress
in
Pisa.

versteckte sich Nikolaus V. mehrere Monate. Dann fieng er an, seinen Schritt zu bereuen, und bat Johann XXII. um Verzeihung. Einen Strick um den Hals, laut schluchzend warf er sich am 24. August 1330 vor dem wahren Papste in Avignon auf die Knie. Dieser nahm ihm den Strick vom Hals, hob ihn empor, gab ihm Kuss und Verzeihung, Wohnung in seinem Palaste und Gerichte von seiner Tafel. Peter lebte noch drei Jahre in Studien und Übungen der Frömmigkeit. Und wie Peter von Corvara, so suchten Pisa und Mailand und andere Städte sich mit dem Papste auszuföhnen.

Nikolaus
berent.

Haltlos, reichbeladen mit Schimpf traf Ludwig zu Weihnachten 1329 in Trient ein. Was er in Italien gethan, war alles hinter ihm zusammengebrochen. In Deutschland traf Ludwig neue Feinde, die Herzoge Otto und Albrecht II. von Oesterreich. Ludwig mußte mit ihnen am 6. August 1330 den Hagenauer Vertrag abschließen, worin sie Ludwig als rechtmäßigen Kaiser anerkannten, die Reichsgüter, die sie von ihrem Bruder her noch besaßen, zurückgaben, dagegen aber all ihre Befitzungen von ihm bestätigt erhielten nebst 20.000 Mark Silber, wofür er ihnen die Reichsstädte Breisach, Rheinfelden, Schaffhausen und Neuenburg am Rhein pfandweise überließ.¹⁾

Hagenauer
Vertrag

In Deutschland wurde übrigens Ludwig gut aufgenommen, besonders von den Reichsstädten; er war hier mächtiger denn je, sein Gegner Friedrich war ins Grab gesunken, mit dem Hause Habsburg hatte sich der Kaiser ausgeföhnt, mit den Verwandten Frieden geschlossen. Der Bann des Papstes wurde bei der damaligen Stimmung weniger beachtet. Balduin von Trier, der für Ludwig war, wurde damals auch für Mainz gewählt und verwaltete Speier und Worms. —

Ludwig
in
Deutsch-
land.

König Johann von Böhmen.

Nur ein Gegner war ihm gefährlich, König Johann von Böhmen, der rastlos immer neuen Plänen nach Vergrößerung seiner Hausmacht nachjagte.

Johanns Schwester Maria war seit 1321 die Gemahlin Karls IV. von Frankreich und sein Einfluß groß am Hofe zu Paris; sein Sohn Wenzel oder, wie er seit der Firmung hieß, Karl wurde in Paris erzogen. Unsteter Natur war Johann seit 1319 meist von Böhmen abwesend, kehrte dahin nur zurück, wenn ihn Schulden drückten, zog im Ausland von einem Turnier und Fest zum andern herum und ward wegen seiner Kampflust, Prachtliebe und königlichen Freigebigkeit gepriesen, dennoch gewann unter Johann und durch denselben das Machtgebiet Böhmens einen außerordentlichen Zuwachs. Als im Jahre 1319 mit Waldemar von Brandenburg die jüngere Linie dieses Hauses erlosch, vereinigte Johann den größten Theil der Oberlausitz, die einst als Mitgift einer Schwester Ottokars II. an jenes Haus gekommen war, auf Grund des Heimfallrechtes wieder mit Böhmen. Görlich aber, das ist der Rest der Oberlausitz, in dessen Besitze Heinrich von Sauer zunächst sich behauptete, gewann

Johann
von
Böhmen

¹⁾ Huber, l. c. II, p. 146.

Polen. Johann im Jahre 1329 durch Kauf.¹⁾ — Inzwischen hatte er aber sein Augenmerk schon auf Polen²⁾ gerichtet, wo im Jahre 1320 Wladislaw Lokietek in der Kathedrale zu Krakau durch den Erzbischof von Gnesen zum König von Polen gekrönt und auch vom Papste anerkannt worden war, obwohl Johann von Böhmen von Anfang an den Titel „König von Polen“ führte. Als nun Johann im Jahre 1327 seine Ansprüche auf Polen mit Gewalt durchzusetzen sich anschickte, erreichte er zwar dieses Ziel nicht, wohl aber veranlasste sein Auftreten, daß die zwar piastischen aber seit langem deutschenfreundlichen Herzoge von Oberschlesien noch 1327 der Oberhoheit Böhmens sich unterwarfen. Im selben Jahre noch begann der Anschluss Niederschlesiens, indem Heinrich VI. von Breslau als Vasall der böhmischen Krone huldigte. Nur die Kriegsdrohung des Königs von Ungarn, des Schwiegersohnes des Polenkönigs, hielt damals Johann von einem Zuge nach Krakau ab. Im Jahre 1328 aber unternahm er einen Feldzug gegen die noch heidnischen Preußen und Lithauer, ein harter Winter begünstigte das Unternehmen, der Memelstrom wurde überschritten, die Burg Medewageln erstritten, dann gegen Polen gezogen, Plock erobert und der Herzog von Masowien gezwungen, der Krone Böhmen zu huldigen. Zwar verzichtete Johann auf diese ferngelegenen Erwerbungen zu Gunsten des Deutschordens, doch fand er auf der Heimkehr im Jahre 1329 Gelegenheit, die seinen Lehensmann Heinrich VI. von Breslau gerade bedrängenden Herzoge von Niederschlesien ebenfalls der böhmischen Oberhoheit zu unterwerfen. Nur Glogau blieb vorläufig selbständig und kam erst 1331 an Böhmen. Johann war also mehr als ein abenteuernder Ritter, er war ein feiner, gefährlicher Diplomat.

Tirol und Kärnten Im Jahre 1330 betrieb der Böhmenkönig eine viel bedeutendere Erwerbung, nämlich die von Tirol und Kärnten, durch einen Bund mit dem von ihm verdrängten Böhmenkönig und Herzog von Kärnten, mit Heinrich.

Heinrich von Kärnten. Heinrich hatte sich seine schimpfliche Verjagung aus Böhmen nur kurze Zeit zu Herzen genommen, bald siegte wieder seine heitere Lebenslust und sein Leichtsinn und er kam in die grausamsten Geldverlegenheiten, die ihn zwangen, sich von aller Theilnahme an der hohen Politik zurückzuziehen. Nur als es sich um die Wahl zwischen Ludwig von Bayern und Friedrich dem Schönen handelte, beschloß er nach Frankfurt aufzufahren und gab dort als Kurfürst von Böhmen seine Stimme für Friedrich ab. Das Gefolge war glänzend, auf der Heimkehr aber war der Geldmangel so groß, daß der Herzog keine Herberge fand, mit seinem Gefolge nachts auf offenem Felde bleiben und mit Rüben sich begnügen mußte. Die Geldverlegenheiten Heinrichs benutzte der Adel und das Volk Tirols zur Sicherung ihrer Rechte. Der Adel brachte es dahin, daß Heinrich die Verwaltung des Landes auf drei Jahre zur Ordnung seiner Geldverlegenheiten zehn Pflegern überließ; so wurde eine ständische Repräsentation mit einem Landeshauptmann in Tirol vorbereitet.³⁾

¹⁾ Huber, l. c. II, p. 149.

²⁾ Bachmann, l. c. I, p. 773 ff. — Huber, l. c. II, p. 149 ff. — Caro, Geschichte Polens, II, S. 90, 119 ff.

³⁾ Huber, Geschichte der Vereinigung Tirols mit Österreich und der vorbereitenden Ereignisse, S. 7. Innsbruck 1864. — Egger, Geschichte Tirols, I, S. 339 ff. — Jäger, Geschichte der landständischen Verfassung Tirols, II, a, S. 17 ff.

Diesem Heinrich näherte sich Johann von Böhmen schon 1321. Es war nämlich 1313 Heinrichs erste Gemahlin Anna gestorben. 1315 hatte er sich mit Adelheid von Braunschweig vermählt, die ihm 1317 Adelheid, 1318 Margareta Maultasch gebar, aber schon 1320 starb. Da bot Johann im April 1321 dem noch heiratslustigen Heinrich die Hand seiner Schwester Maria mit einer Mitgift von 20.000 Mark Silber an, wogegen eine Tochter Heinrichs den Sohn Johanns, Wenzel-Karl, heiraten solle. Heinrich war damit einverstanden, doch Maria weigerte sich und ward gleich darauf vom französischen Könige Karl IV. heimgeführt. Nun versprach Johann, im Jahre 1324, Heinrich zur Vermählung mit seiner Muhme Beatrix von Löwen, Tochter des Herrn von Brabant, zu verhelfen, ihm für alle Ansprüche an die Krone Böhmens 40.000 Mark (1,600.000 Kronen) auszuzahlen, wenn Heinrich seine Tochter Margareta dem Sohne Johanns, Johann Heinrich, vermähle.

Heinrich war auch damit zufrieden und versprach für diese reiche Braut, seiner Tochter Kärnten, Krain und die Mark sowie Tirol zur Aussteuer mitzugeben. Auf die reiche Brabanterin rechnete er so sicher, daß er schon zu Wilten bei Innsbruck Zelte zu den Festlichkeiten bei ihrer Ankunft errichten ließ. Zwei Jahre standen diese Zelte,¹⁾ aber die ersehnte Braut kam nicht. Die liebe Muhme erklärte, sie wolle ihre Eltern nicht verlassen, und der Böhmenkönig hatte keinen Grund, sie zur Heirat zu drängen, denn es stand umso besser für seinen Sohn, wenn Heinrich keine Kinder mehr bekam. Heinrich hatte zuletzt das Gefühl, er sei vom Luxemburger betrogen, und diese Stimmung benützte der Habsburger Albrecht II., dem es nicht lieb sein konnte, wenn die Luxemburger sein Gebiet von zwei Seiten umklammerten, zur Annäherung und verschaffte Heinrich die Hand der Beatrix von Savoyen, deren Schwester mit Herzog Leopold vermählt gewesen war, mit einer Aussteuer von 5000 Mark. Es entspricht der Ränkelsucht des Luxemburgers, daß er jetzt Heinrich sich darstellte, als habe er selber die Savoyerin, welcher er seinerseits 40.000 Mark mitzugeben versprach, zur Einwilligung bestimmt. Er erreichte damit, daß sein Sohn Johann Heinrich am Hofe seiner Braut in Tirol erzogen und ein Vertrag abgeschlossen wurde, daß, wenn er oder Heinrich vor der Volljährigkeit ihrer Kinder sterben sollte, der überlebende über die Kinder des andern die Vormundschaft führe. Beatrix ward an Heinrich im Februar 1328 vermählt, starb aber schon 1331 kinderlos.²⁾

König Heinrich hatte also keine Aussicht mehr auf einen Sohn. Begreiflich, daß er 1327 an König Ludwig das Ansuchen stellte, seinen Töchtern die Nachfolge in seinen Ländern zu gestatten. Der Bayer rüstete sich damals zur Romfahrt, Heinrich konnte als Herr von Tirol ihm die Pässe sperren: er bewilligte ihm also dieses Recht und stellte ihm am 6. Februar 1330, als er seine Pläne auf Italien wieder aufnahm, das Privilegium aus, daß seine Töchter oder seines Bruders Töchter oder auch ein Gemahl ihm in den Reichslehen folgen könnten (nur sollten sie sich mit seinem Rath und Wissen vermählen).³⁾ Im September 1330 kam Johann von Böhmen nach Innsbruck, wo Margareta mit Johann Heinrich vermählt wurde. Da regten sich aber die Habsburger wegen Kärnten, das ihr Vater einst besaßen, und Kaiser Ludwig, der einsah, daß der Machtzuwachs der Luxemburger doch eine Gefahr

¹⁾ Huber, l. c. p. 11 f.

²⁾ Ibid. p. 13 f.

³⁾ Böhmer, Regesten Ludwigs des Bayern, S. 67.

Margareta Maultasch.

Albrecht der Weise.

Bund mit Ludwig.

für Bayern sei, versprach am 26. November 1330 in Augsburg dem Herzoge Otto von Österreich, den Habsburgern Kärnten nach dem Tode Heinrichs zu verleihen, sie aber sollten dafür dem Kaiser behilflich sein zur Erlangung Tirols. Die Pläne des Luxemburgers kamen ihm nämlich immer mehr bedenklich vor, und aus Sorge vor diesen stand er nicht an, sein dem Kärntner Heinrich kurz vorher gegebenes Wort zu brechen.

König Johann von Böhmen, mit dem Erreichten nicht zufrieden, jagte ohne Ahnung bezüglich der Abmachungen zwischen Ludwig und den Habsburgern noch größeren Zielen nach.¹⁾ Während er bei seinem lieben Schwager in Innsbruck weilte, luden ihn Abgesandte aus dem welfisch gesinnten Brescia ein, ihre Stadt gegen die della Scala von Verona in Schutz zu nehmen und zu regieren. Welch lockende Aussicht, wenn es ihm gelang, zu Tirol und Kärnten noch ein Königreich in Italien zu gewinnen! Am 31. December 1330 wurde Johann in Brescia feierlich empfangen, stellte den Frieden durch gewandtes Behandeln der Parteien wieder her, und nun wollten fast alle oberitalienischen Städte, des inneren Krieges müde, den König gleichfalls zum Signore: Bergamo, Crema, sogar Mailand riefen ihn als Herrn ihrer Stadt und ihres Gebietes aus, dann Cremona, Pavia, Vercelli, Novara, Parma, Modena und Reggio. Auch Como, Mantua und sogar das ferne Lucca huldigten. Wie staunte Ludwig über den König, der ohne seinen Auftrag Reichsrechte ausübte! Johann hatte auf die erste Anfrage über den Zweck seines Zuges nach Italien eine Wallfahrt zum Grabe seiner Eltern vorgeschützt! In Wirklichkeit stand er aber im Bunde mit dem Papste gegen Ludwig, was er dadurch bewies, daß er am 17. April 1331 mit dem päpstlichen Legaten zu Piumaccio einen Vertrag schloß, wonach er Parma, Modena und Reggio vom Papste zu Lehen nahm und erklärte, Ludwig den Bayer nicht mehr als König und Kaiser anzuerkennen. Jetzt klagte der Kaiser jedoch am Reichstage zu Nürnberg im April 1331 über Johann, der das Reichsgebiet in der Lombardie an sich reiße, und die Fürsten rathen dem Kaiser, sich dafür an den Besitzungen des Böhmenkönigs diesseits der Berge schadlos zu halten. In der That schloß Ludwig am 3. Mai mit Österreich, Ungarn und Polen ein Bündnis zum Zuge gegen Böhmen, der alsbald von Ungarn und Polen eröffnet wurde. Da eilte Johann im Juli 1331 nach Deutschland, seinen Sohn Karl als Stellvertreter in Parma zurücklassend.²⁾

Auf einer Donau-Insel bei Regensburg pflog Johann zweiundzwanzig Tage geheime Verhandlungen mit Ludwig und so geschickt, daß er den zürnenden Kaiser in seinen Freund umwandelte: er wurde von ihm zum Statthalter in

¹⁾ Weech, Kaiser Ludwig der Bayer und König Johann von Böhmen. München 1860. — Böppelmann, König Johann von Böhmen in Italien, 1330–1333. Wien 1866. — Werunsky, Geschichte Karls IV. und seiner Zeit, I, S. 38 ff.

²⁾ Riezler, Geschichte Bayerns, II, S. 401. — Bachmann, l. c. I, p. 778–780. — Werunsky, l. c. I, p. 56.

Italien ernannt, dafür versprach Johann, den Kaiser mit dem Papste auszusöhnen — und die Ausöhnung lag dem frommen Ludwig, den nur seine Umgebung früher so weit gegen die Kirche getrieben hatte, gar sehr am Herzen. Ludwig sandte jetzt, am 14. October 1331, an Johann XXII. um Ausöhnung und erbot sich, die Franciscaner aufzugeben, jeder Kirchenbuße sich zu unterziehen, er anerkannte das ausschließliche Recht des Papstes, die Kaiserkrönung vorzunehmen, er bat ihn um diese Krönung und erklärte sich bereit, kurz vor diesem feierlichen Acte die Nichtigkeit seiner bisherigen Kaiserwürde öffentlich zu erklären.¹⁾

Der Papst verlangte aber sofortige Niederlegung der Kaiserwürde, dann erst werde er sich in Unterhandlungen einlassen. Und Ludwig sah sich getäuscht, denn Johann that nichts für ihn, hat im Gegentheile seine Tochter Guta mit Johann, dem Sohne Philipps VI., Anfangs 1332 verlobt²⁾ und mit dem Könige von Frankreich ein Bündnis zu dem Zwecke geschlossen, um die Kaiserkrone an seinen Sohn Karl zu bringen. Desungeachtet mußte der Böhmenkönig den Kaiser 1332 mit dem Versprechen, ihn mit dem heiligen Stuhl auszusöhnen, noch einmal zu gewinnen. In Nürnberg schworen beide am 23. August, einander fortan treu und gewähr zu sein. Und wieder war Ludwig der Getäuschte! Zwar kam Johann im November 1332 nach Avignon, aber nur um mit dem Papste einen Vertrag hinsichtlich Italiens abzuschließen. Die Luxemburgische Herrschaft war nämlich in Italien schon dem Falle nahe, trotz eines Sieges, den der junge Karl bei San Felice am 25. November 1332 über die vereinten Gegner davongetragen hatte. Im Herbst 1333 verließen die Luxemburger Italien, nachdem sie möglichst viel Geld herausgepreßt hatten. Hinsichtlich Ludwigs beharrte der Papst wieder auf der Forderung, daß Niederlegung der Kaiserkrone allen Verhandlungen vorangehen müsse.³⁾

Dazu entschloß sich endlich Ludwig im November 1333, auf Anrathen des Böhmen- und des französischen Königs. Johanns Schwiegersohn, Herzog Heinrich von Niederbayern, sollte indes bis zur Ausöhnung mit der Kirche und Neuwahl die Regierung führen. Um die Wahl auf sich zu lenken, versprach Heinrich dem Franzosenkönig reichsverräterisch eine Menge Grenzplätze. Schon war Ludwigs Abdanfungsurkunde ausgestellt, schon kamen zwei Legaten, um die Sühne und Neuwahl zum Abschluss zu bringen — nur sollte alles noch geheim bleiben, als Heinrichs Eitelkeit alles zunichte machte. Er konnte seine Erhöhung nicht verschweigen und verlangte jetzt schon von den Reichsstädten den Treueid. So ward der ganze Plan offenkundig, und ein Sturm des Unwillens brach aus, Ludwig mußte seine Unterschrift und Siegel für falsch und sich von neuem gegen den Papst erklären.⁴⁾ Die öffentliche Meinung wandte sich jetzt namentlich gegen Johann XXII.

Und doch hatte der Charakter dieses Papstes viele schöne Seiten:⁵⁾ er lebte für sich höchst einfach und nüchtern, er war unablässig thätig, er war nicht bloß selber ein bedeutender Gelehrter und liebte die Wissenschaft bis

¹⁾ Ropp, l. c. V, 2, p. 320 f.

²⁾ Ibid. V, 2, p. 330. Ein paar Monate später erfolgte die wirkliche Vermählung. — Preger, l. c. XV, 2, p. 17—28.

³⁾ Riezler, l. c. II, p. 402—408. — Bachmann, l. c. I, p. 780—782.

⁴⁾ Riezler, l. c. II, p. 421—423. — Müller, l. c. I, p. 309 ff.

⁵⁾ Christophje, l. c. II, p. 1—60.

zum letzten Hauche, er war auch überzeugt, daß sie eine Zierde der Kirche sei, und bestrebt, sie blühen zu machen, gründete er die Universitäten Cambridge und Cahors; er erweiterte die Rechte der Universitäten Toulouse, Orleans, Oxford, Bologna, Perugia und Rom; er machte nie eine Reise, nicht einmal eine Spazierfahrt, blieb immer in Avignon in seiner Arbeitsstube, aber sein Blick umspannte die Welt, in die er über 60.000 Urkunden¹⁾ hinaus sandte. Johann XXII. war in großartigster Weise für Verbreitung des christlichen Glaubens thätig, er stand in Verkehr mit den meisten mongolischen Fürsten, seine Sendboten drangen nach Ostindien wie Peking, er gründete Bisthümer zu Sultanieh wie zu Tiflis, ein Collegium in Armenien, und unterstützte den König im Kampfe gegen die Saracenen; er betrieb mit Eifer die Wiedervereinigung der griechischen mit der römischen Kirche. Ein Kreuzzug zur Eroberung der heiligen Stätten sollte von der Kirche mit seinen Kosten gedeckt werden, der Papst sammelte einen bedeutenden Schatz hiefür,²⁾ der König von Frankreich versprach, sich an die Spitze zu stellen. Der Zwist zwischen England und Frankreich ließ jedoch den Kreuzzug scheitern. Johann war ein tüchtiger Kanzleiman, die Rota³⁾ begann unter ihm. Die seit den Kämpfen der Welfen und Ghibellinen, und namentlich seit Verlegung des Stuhles nach Avignon zerrütteten Finanzen wurden geordnet. „Es fielen nämlich jetzt einerseits die früheren Einkünfte aus Italien weg, anderseits zeigten die zinspflichtigen Mächte eine noch größere Unregelmäßigkeit in der Erfüllung ihrer Verpflichtungen als früher, weil sie fürchteten, der Haupttheil ihrer Abgaben werde Frankreich zufallen. Zur Deckung des Ausfalls griffen nun die päpstlichen Finanzmänner zu höchst bedenklichen Mitteln. Besonders seit Johann XXII. gelangte das unheilvolle System der Annaten, Reservationen und Expectanzen zur Ausbildung. Es hatte ein Heer von Mißbräuchen im Gefolge.“⁴⁾

Dies und die Theilung allzugroßer Diöcesen erregte Unmuth. Die Freunde Ludwigs, der jetzt ganz wieder als Feind des Papstes auftrat, griffen Johann XXII. namentlich wegen seiner Auffassung über die Art der Anschauung Gottes bei den Seligen vor dem jüngsten Gerichte an und suchten ihn als Keger hinzustellen. Schon sprach man von einem allgemeinen Concil,

¹⁾ Pastor, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters, I, S. 71. Freiburg 1886.

²⁾ Villani, l. c. XI, cap. 20, übertreibt, wenn er denselben zu 18 Millionen Goldgulden und 7 Millionen in Kostbarkeiten berechnet. Ehrle berechnet denselben auf Grund eines noch vorhandenen Verzeichnisses aus Avignon auf 700.000 Goldgulden (à 10 bis 11 Francs) in geprägtem Geld und 350.000 Goldgulden in Pretiosen. „Archiv für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters“, V, S. 159.

³⁾ Rota Romana ist der gewöhnliche Gerichtshof für die aus allen Ländern der Christenheit nach Rom gebrachten kirchlichen Rechtsstreitigkeiten nicht crimineller Natur und zugleich oberste Appellinstanz für alle Civilstreitigkeiten im Kirchenstaat. Scherer, Kirchenrecht, I, S. 493.

⁴⁾ Pastor, l. c. I, p. 63.

das über Jakob von Cahors richten sollte, da entzog der Tod den Papst der Verfolgung am 4. December 1334; er war neunzig Jahre alt und ist der größte unter den Päpsten von Avignon.¹⁾ —

Benedict XII. — Petrarca.

Diesmal nahm die Papstwahl einen schnelleren Verlauf: Jakob Fournier, geboren in Saverdun in der Grafschaft Joix, Cistercienser-Abt, wurde erwählt. Die französische Partei war anfangs für den Cardinal Comminges thätig, welcher jedoch sich weigerte zu versprechen, daß er in Frankreich bleiben wolle, im Gegentheile erklärte, Rom sei der naturgemäße Sitz des Papstthums. Jetzt zerklüft sich die französische Partei, und bei der Abstimmung gab mancher Fournier die Stimme, weil er dachte, niemand sonst würde den Cistercienser wählen, und so vereinigte dieser auf einmal zwei Drittel der Stimmen auf sich — zum Staunen aller, am meisten staunte er selbst. „Ihr habt einen Esel gewählt!“ (Voi avete eletto uno asino!), rief er bescheiden, um seinen Mangel an Kenntnis der Diplomatie zu bezeichnen. Doch war Fournier ein in der Gottesgelehrsamkeit und dem Kirchenrecht wohl bewandelter Mann, sonst nannte man ihn auch den weißen Cardinal, weil er trotz seiner Erhebung zur Cardinalswürde das weiße Gewand seines Ordens beibehielt. Früher ein strenger Mönch, bewährte Benedict XII. auch als Papst den vollen Ernst, den glühenden Eifer gegen alles Unrecht. Niemand erhielt eine Würde, von dessen Tüchtigkeit hiezuhierzu er sich nicht früher überzeugt hatte; Frömmigkeit und Gelehrsamkeit war ein Haupterfordernis, lieber ließ er bischöfliche Stühle jahrelang unbesezt, als daß er sie Unwürdigen anvertraute. Vom Nepotismus war kein Papst ferner als er: „Ein Papst“, meinte Benedict XII., „darf wie Melchisedech weder Vater noch Mutter, noch sonst Verwandte haben“. Ein Nefte von ihm wurde Erzbischof von Arles, aber nur, weil er hiezuhierzu würdig war und von den Cardinälen wiederholt erbeten wurde. Die einzige Nichte vermählte er an einen einfachen Kaufmann in Toulouse, obschon Männer von Stand um ihre Hand warben. Ein außerordentliches Pflichtgefühl leitete diesen Oberhirten. Um alle Zumuthungen des Königs von Frankreich kurzweg abzuschneiden, sagte Benedict XII. diesem bei einer Zusammenkunft: „Wenn ich zwei Seelen hätte, so würde ich Euch eine opfern, allein da ich nur eine habe, muß ich sie für meine Stelle wahren.“²⁾

Zwei Ziele schwebten Benedict XII. namentlich vor: er wollte das Papstthum freimachen von dem Drucke, den Frankreich auf dasselbe aus-

Papst=
wahl.

Benedict
XII.

Ziel des
Papstes.

¹⁾ Vergl. Felsen, im „Kirchenlexikon“ von Weher und Weite, herausgegeben von Kaulen, VI, S. 1584—1595.

²⁾ Christoph, l. c. II, p. 29—56.

Residenz
in
Bologna.
Petra-
ca.
 übte, und wünschte daher mit dem Kaiser Ludwig sich zu versöhnen. Wäre Benedict mehr Politiker und Ludwig talentvoller gewesen, es wären bessere Tage für das Papstthum wie für das Kaiserthum gekommen. Gewiß ist es, die Absichten des Papstes waren gut, und den Gesandten der Römer gab er das Versprechen, von Avignon in die ewige Stadt zurückzukehren. Allein die französischen Cardinäle legten diesem Unternehmen alle erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg, doch wollte Benedict wenigstens nach Italien zurückkehren und beschloß, seinen Sitz in Bologna aufzuschlagen. Dieser Entschluß, feierlich ausgesprochen, regte einen jungen Italiener in Avignon zu einem Gedicht an, in welchem er in schönen, wohl lautenden Versen Roma als trostloses Weib den Papst beschwören läßt, ihr Unglück und ihren Ruhm seiner Rücksicht zu würdigen. Benedict XII., entzückt durch die Verse eines neuen Virgil, belohnte den Dichter mit der Stelle eines Domherrn zu Combez. Der zwei- und zwanzigjährige Dichter, welcher durch seine Verse die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte, war kein anderer als Petrarca.¹⁾

Er war der Sohn des Notars der florentinischen Republik Petracco dell' Ancisa, geboren zu Arezzo am 19. Juli 1304 in der Nacht, in welcher die Bianchi, darunter Dante und Petracco, einen vergeblichen Angriff auf Florenz machten; noch zeigt man dort das Haus, das bis heute im wesentlichen unverändert blieb. Von da an blieb Petracco ein Verbannter, der bald da, bald dort seine Wohnung aufschlug, zuletzt in Avignon und in dessen Nähe zu Carpentras. Der junge Petrarca²⁾ sah in seinem siebenten Jahre in seinem väterlichen Hause die finsternen Züge Dantes, traf im südlichen Frankreich Conventuale, der ihn in die classische Literatur einführte, und mit Inbrunst sog der Knabe den Wohlklang, die Schönheit der alten Geisteswerke ein. Zugleich konnte der Aufenthalt in der Heimat der Poesie der Troubadours nur anregend wirken auf die erwachenden Fähigkeiten zum Dichter.³⁾

Der Vater bestimmte den Sohn für die Rechtsgelehrsamkeit, deren Kenntniß damals am schnellsten zu Ehren und Reichtum führte; allein Francesco hatte keinen Sinn für Digesten und Pandekten, obschon er in Carpentras, Montpellier und Bologna die ersten Rechtsgelehrten seiner Zeit hören mußte. Scenen wie zwischen Ovid und seinem Vater sollen sich wiederholt haben, die Neigung zur Poesie und classischen Literatur war unwiderstehlich, und kaum hatte der Tod seiner Eltern ihn unabhängig und zum Besitzer eines kleinen Landgutes gemacht, so lebte Petrarca ganz nur seiner Neigung für die schönen Wissenschaften. Er las die alten Dichter in Avignon und dichtete selbst auf die Schönen, die sein leicht entzündbares Herz rührten. Da sah er auch am Morgen des 6. April 1327 in der Kirche zur heiligen Clara in Avignon eine Schönheit, die fortan

¹⁾ Koerting, Petrarca's Leben und Werke, S. 42. Leipzig 1878.

²⁾ Er sollte eigentlich Francesco Petrarchi heißen, nannte sich aber des Wohlklangs wegen Petrarca.

³⁾ Der Lehrer Conventuale hatte selber den Ehrgeiz, ein großer Dichter zu sein, brachte es aber nur zu Vorreden. Um ihm in seiner Geldnoth auszuweichen, gab ihm Petrarca die Bücher des Vaters zum Verlesen. Die Handschrift von Ciceros Abhandlung „De gloria“ verkaufte jedoch der Lehrer, und dies ist die letzte Erwähnung davon, seitdem ist das Werk verschollen.

jede andere Gestalt aus seiner Phantasie verdrängen, sein Herz mit den höchsten Schmerzen und Wonnen fortan erfüllen, und ihn zu Dichtungen begeistern sollte, die Petrarca und Laura unsterblich gemacht haben. Laura de Noves, die Gattin des Hugo de Sade, besaß alles, was einen Mann fesseln konnte, war aber eine kluge und pflichtgetreue Gattin und Petrarca's Liebe — hoffnungslos. Laura.

Die Leidenschaft jedoch, welche Laura dem Dichter einflößte, war so gewaltig, daß er anfangs nur durch Entfernung von ihr sich retten konnte: er gieng zu seinem Freunde, jenem Jakob Colonna, den wir als muthigen Vertheidiger des rechtmäßigen Papstes 1328 in Rom kennen lernten und welcher damals Bischof in Vombes war und den Dichter durch seine Liebenswürdigkeit fesselte; dann erwarb er sich ein kleines Landgut zu Vaucluse, das durch Petrarca's Sonette unsterblich wurde. In diesen schildert der Dichter seine Leidenschaft für Sonette. Laura, aber sie sind, wie ein Italiener richtig bemerkt, nicht der unmittelbare Ausdruck überströmenden Gefühls, sondern das Ergebnis langen Nachdenkens und Sinnens, gleichsam die Gegenwirkung des Geistes über die stürmischen Bewegungen des Herzens. „Wir finden nicht Liebe darin, sondern die Reflexion der Liebe, nicht mehr die verzehrende Glut, sondern eine Flamme unsterblichen Lichtes, die mit ruhigen und wohlthätigen Schwingungen empor zum Himmel steigt.“¹⁾ Petrarca sah merkwürdigerweise später auf diese Sonette, die doch seinen Wert in der italienischen Literatur begründeten, als auf Ergüsse einer jugendlichen Leidenschaft herab; und legte den höchsten Wert auf seine lateinischen Dichtungen, die jetzt selten mehr und nur um historischer Erinnerung willen gelesen werden. So arbeitete er an einem großen Heldengedichte „Afrika“, welches ihn auch seine Krönung zum Dichter in Rom zuwege brachte. — Paris und Rom wollten ihn zum Dichter krönen, Petrarca zog Rom vor. König Robert von Neapel, „der Salomo seiner Zeit“, einer der gelehrtesten und besten Fürsten der ganzen Anjouischen Dynastie, sollte das Urtheil über den Dichter fällen, welcher im Februar 1341 in Neapel glänzend aufgenommen, vom König öffentlich in allem Wissen seiner Zeit geprüft, und, nachdem er einige Gefänge seines Werkes „Afrika“ vorgelesen, des dichterischen Vorbeers für würdig erkannt und mit dem königlichen Talar beschenkt wurde. Am 8. April 1341 fand die Dichterkrönung²⁾ Bei König Robert.

1) Die „Rime“ Petrarca's enthalten 317 Sonette, 29 Canzonen, 9 Sestinen, 7 Balladen und 4 Madrigale. 26 Canzonen und 5 Sonette behandeln nichterotische Themata, alle andern wieder verherrlichen Laura. Der Abbé de Sade veröffentlichte „Mémoires pour la vie de Petrarque“, Amsterdam 1764, 3 voll., in welchen er viele Urkunden dafür vorbringt, daß Laura die Tochter eines Edelmannes Audibert, 1307 geboren, 1325 mit dem städtischen Syndicus Hugo de Sade vermählt, Mutter von 11 Kindern und 1348 ein Opfer der Pest wurde. Diese Urkunden sind angezweifelt worden: Wordhouselee, Marsand, Blanc, Geiger haben für eine jungfräuliche Laura gestritten. Es ist jedoch alte Tradition in Avignon, daß Laura die Frau de Sades war. Koerting (l. c. p. 96) meint nicht ohne Grund, daß Petrarca nie den Gedanken gehegt habe, Laura ihrem Gatten zu entreißen und selbst eine Ehe mit ihr einzugehen, daß er zu letzterem viel zu sehr Egoist war, und weist auf die Troubadours hin, welche ihre Lieder fast ausnahmslos den Frauen und nicht den Mädchen weihen.

2) Kaiser Domitian stiftete (Sueton., Domit., 4) zu Ehren des Jupiter Capitolinus einen alle fünf Jahre stattfindenden Wettkampf in den musischen und gymnischen Künsten. Wagenlenker, Wettkämpfer wie Musiker und Schriftsteller zeigten ihre Kunst, Dichter trugen in lateinischer und griechischer Sprache ihre Werke vor. Der Kaiser führte den Vorsitz, der Sieger erhielt einen Kranz aus Eichenlaub. Diese Festspiele erhielten sich in Rom Jahrhunderte hindurch. Diese Dichterkrone war Petrarca's höchster Ehrgeiz, Saurus und Laura verschmolzen in seiner Phantasie. Es ist mit Gründen bemerkt worden, daß er auch auf trümmigen Wegen dieser höchsten Anerkennung als Dichter und Humanist nachtrachtete.

In Rom. auf dem Capitol statt. Das Freudengeschrei der Menge schien nicht enden zu wollen, als der auch körperlich schöne Dichter unter Vorantritt von zwölf in Scharlach gekleideten edlen Jünglingen, welche Verse zu seinem Lobe sangen, und gefolgt von sechs in Grün gekleideten Edelleuten, welche Kronen trugen, die Stufen des Capitols hinanschritt. Ein Herold rief Petrarca vor die Behörde. „Es lebe das römische Volk!“ rief dieser, „Gott erhalte seine Freiheit, es lebe der Senator!“ und warf sich vor dem Senator auf die Knie, der ihm mit den Worten: „Diese Krone ist der Lohn des Verdienstes“, den Vorbeerfranz auf die Schläfe drückte. Der Dichter trug dann ein herrliches Sonett zum Ruhm der alten Römer vor, und die begeisterte Menge rief: „Es lebe das Capitol, es lebe das römische Volk!“ Die ewige Stadt schien trunken vom Weine der Dichtung, alle Zwietracht war für den Augenblick vergessen, ein ganzes Volk huldigte einmüthig dem Genius.

Petrarca erschien dieser Tag als der schönste seines Lebens, obschon er an Huldigungen gewöhnt war. „Die Fürsten Italiens suchten mich mit Bitten und Gewalt zurückzuhalten, beklagten sich über meine Abreise und erwarteten meine Rückkehr mit äußerster Ungeduld“, erzählt der Dichter selber. Azzo da Correggio suchte ihn durch Freunde an Parma zu fesseln, und der Dichter haute sich in der Nähe eine bescheidene Einsiedelei, seinen cisalpinischen Parnass. Mastino della Scala suchte ihm Verona angenehm zu machen, in Mantua nahm ihn Ludwig Gonzaga gastlich auf, in Padua wollten ihn die Carraras an ihrem Hof behalten, in Mailand war er der Gast des Giovanni Visconti, der ihm eine Gesandtschaft nach Venedig austrug, um Frieden zwischen der Lagunenstadt und Genua zu schließen. Der Doge Andrea Dandolo, groß als Staatsmann, Krieger und Geschichtschreiber, ehrte ihn hoch. Kaiser Karl IV. sogar war stolz darauf, Petrarcas Freund zu sein, schenkte ihm eine goldene Schale, verlieh ihm den Titel eines Pfalzgrafen.¹⁾ Petrarca war, mit den wichtigsten Gesandtschaften betraut, fast immer auf Reisen, und jeder Fürst suchte den berühmten Gelehrten durch Geschenke zu gewinnen, durch Stellen an seinen Hof zu fesseln, denn seine Verse verliehen Unsterblichkeit, und jeder wünschte, daß sein Bild so, wie dieser Künstler es male, an die Nachwelt gelange. Petrarca glaubte dies selbst; er schrieb Briefe an die großen Männer der Vergangenheit und Briefe an die Nachwelt. Das Lob, das ihn von allen Seiten umtönte, ließ ihn die wahren Stimmen des Lebens nicht hören. Ein italienischer Literaturhistoriker²⁾ sagt nicht mit Unrecht von ihm: „Petrarca war ein tugendhafter Mann, aber kein Held; er war ein ehrlicher und edler, aber kein strenger und consequenter Charakter. Neben allen seinen ausgezeichneten Eigenschaften fehlte ihm eine, das herrlichste Attribut des Mannes, der Muth. Er zeigte während seines Lebens mehrere Züge von jener nervenschwachen Kleinmüthigkeit, die nur zu oft als ein Bestandtheil im Charakter von Schriftstellern erscheint. Von dieser Classe von Männern war Petrarca der erste Typus. Ein geistreicher Mann hat gesagt, daß Schriftsteller eine Art Mittelwesen von Mann und Frau seien. Petrarca schrieb wie ein Mann und handelte wie ein Weib. Päpste, Kaiser und Tyrannen behandelten ihn mit der Achtung, zu der ein Weib berechtigt ist, und er, welcher nach seinen eigenen Worten diejenigen fürchtete, welche er liebte, wurde durch dieselben Künste verführt, die gewöhnlich das Schicksal einer Frau entscheiden, — durch Schmeichelei und Liebkosungen.“

¹⁾ Roerting, l. c. p. 42.

²⁾ Mariotti, Italien, I, S. 177.

Petrarca erreichte ein hohes Alter, doch waren seine letzten Jahre durch schmerzliche Erfahrungen getrübt; man fand ihn am Morgen des 19. Juli 1374 auf seinem euganeischen Landgute todt, das Haupt auf seinem Pult über eine Handschrift des Virgil gesenkt. Seine lateinischen Werke, von denen er seine Geltung bei der Nachwelt erwartete, die aber heute nur noch für die Geschichte des von ihm geförderten Wiederauflebens der classischen Literatur von Bedeutung sind, heißen: „De remediis utriusque fortunae“, „Rerum memorandarum libri IV“, „Vitae virorum illustrium“, „De otio religiosorum“, „De republica optime administranda“, „Africa“, „Eclogae“. Seine italienischen Dichtungen „Le rime“, „I trionfi“ begründen seine Stellung in der Literatur. Die italienische Sprache ist darin schon sehr weich und geglättet, wie ein Italiener geistreich sich ausdrückt: „Die Feder Dantes war ein starker Meißel, der mit wenigen, aber kühnen Schlägen tiefe, unauslöschliche Züge schuf, dem Marmor, wo er ihn berührte, Leben gab, aber den Block unvollendet, halbbehauen, halb geglättet, rauh in seiner Erhabenheit und großartig in seiner Unordnung zurückließ. Das Amt, die Sprache Dantes zu reinigen, zu verfeinern, zu zähmen, zu mildern, übernahmen Petrarca und Boccaccio.“¹⁾

Zob.

So war der Papst, so Petrarca. Petrarca, von altrömischen Anschauungen geleitet, schwärmte für die Freiheit, wenn er auch mit ihren Unterdrückern speiste. Der Papst, ein gewissenhafter Mann, wünschte frei zu werden von Frankreichs Druck, und zur Freiheit konnte ihm nur ein Kaiser verhelfen. Für Ludwig den Bayern standen alle Verhältnisse günstig. In Deutschland waren außer den Städten namentlich die Habsburger für ihn.

König Heinrich, der letzte männliche Sprößling des Hauses Görz-Tirol, war nämlich am 2. April 1335 verschieden, und Ludwig belehnte zu Linz am 2. Mai des gleichen Jahres die Herzoge von Österreich mit dem Herzogthum Kärnten und dem südlichen Theil von Tirol und der Schirmvogtei über die Bisthümer Brigen und Trient, und schnell nahmen die Habsburger Kärnten in Besitz.²⁾

Kärnten
bei
Habs-
burg.

Der jungen Margareta Maultasch und ihrem dreizehnjährigen Gemahl Johann blieb nur Tirol. König Johann von Böhmen lag in Paris an den Wunden frank danieder, die er in einem Turnier erhalten hatte. Zwar begann der Böhmenkönig, kaum er genesen, Krieg gegen den Österreicher und Ludwig, aber ohne Erfolg; im Frieden zu Enns am 9. October 1336 verzichtete er für seinen Sohn auf Kärnten und die Österreicher auf Tirol. So war also Kärnten den Habsburgern, Tirol den Luxemburgern gesichert. Der Böhmenkönig hatte sich mit Ungarn verbunden, allein sein abenteuerlicher Sinn trieb ihn zu einem Zuge nach Lithauen, und so hörte für Ludwig die Gefahr dieses Bundes auf.³⁾

Ludwig näherte sich dem Papste, der die übermüthigen Forderungen Philipps VI. von Frankreich — Anweisung des Zehntens von der ganzen Kirche, Auslieferung des von Johann XXII. hinterlassenen Schazes zum

Ludwig
und
Benedict

¹⁾ Mariotti, l. c. I, p. 47.

²⁾ Huber, Vereinigung Tirols mit Österreich, S. 21 f., 140—142; Geschichte Österreichs, II, S. 164. — Riezler, l. c. II, p. 429.

³⁾ Riezler, l. c. II, p. 430—435.

Zwecke eines Kreuzzuges, Ernennung zum Reichsvicar in Italien und Erhebung seines Sohnes zum Könige von Vienne — tief verletzt hatten. Eine Gesandtschaft Ludwigs kam 1335 nach Avignon mit den weitgehendsten Vollmachten; ihr Sprecher erregte Bewunderung durch seine Beredsamkeit, der Papst drückte seine hohe Freude über die Wiedervereinigung eines so edlen Zweiges mit dem Stamme der Kirche und die Hoffnung vollständiger Losprechung für den folgenden Tag aus. Indes trafen aber Abgesandte des Königs von Frankreich und von Neapel ein, beschwerten sich, daß der Heilige Vater einem Ketzer, wie Ludwig, den Vorzug vor treuen Söhnen der Kirche gebe, wie Philipp VI. und Karl Robert. „Wollen eure Herren,“ fragte der Papst entrüstet, „daß es kein Reich mehr geben soll?“ — „Wir haben nichts gegen das Reich, nur gegen die Person des Kaisers,“ entgegneten diese, „denn er ist von der Kirche verworfen.“ — „Ludwig hat sich viel mehr über die Kirche zu beklagen, als die Kirche über ihn“, sagte der Papst. „Mein Vorfahr hat ihn zur Empörung gezwungen, Ludwig wäre mit einem Stock in der Hand als Büßer gekommen, wenn man ihn hätte aufnehmen wollen.“ — Da legte Philipp VI. Beschlag auf das Einkommen der Cardinäle in Frankreich, und diese zeigten sich jetzt abgeneigt, während sie früher eifrigst für eine Versöhnung waren. Zugleich traf in Avignon die Nachricht ein, daß die Deutschen daran seien, einen andern zum Könige zu wählen, — und so scheiterte der ganze Ausöhnungsversuch. Philipp VI. fürchtete, daß die Ausöhnung Ludwigs mit der Kirche die Rückkehr des Papstes nach Rom zur Folge habe, und darum hintertrieb er sie.¹⁾

Der Papst wünschte desungeachtet die Ausöhnung, und so wurde 1337 eine neue Gesandtschaft empfangen. Ludwig erbot sich zum Äußersten: er wolle die Franciscaner opfern, die ihn doch nur getäuscht, er wolle den kaiserlichen Namen niederlegen, nach Avignon wandern, Buße thun, nur möge der Papst ihn vom Banne befreien und ihm die Kaiserwürde wieder verleihen.²⁾ — Der Papst war zur Ausöhnung geneigt; der französische König aber suchte sie zu hintertreiben — und sein Wille geschah. Obwohl Benedict XII. in einem Schreiben an Philipp VI. vom 4. April 1337 erklärte, daß er sich zur Ausöhnung mit Ludwig in seinem Gewissen verpflichtet fühle, daß die Verweigerung gefährlich sei, da die klugen Deutschen denn doch den Urheber der Verweigerung entdecken müßten;³⁾ obwohl ferner der Papst dem Franzosenkönige damals erklärt haben soll, daß er ihm gern eine Seele opfern würde, wenn er deren zwei hätte⁴⁾ — obwohl also Benedict XII. sich so entschieden für die Ausöhnung äußerte, kam sie doch nicht zustande — weil der Fran-

¹⁾ Böhmer, Fontes, IV, p. 206 f. — Hefele-Knöpfler, l. c. VI, p. 637 f. — Christoph, l. c. I, p. 41–43. — Müller, l. c. II, p. 6 ff., 22 ff.

²⁾ Raynaldus, l. c. ad an. 1336, n. 31–38. — Böhmer, Fontes, IV, p. 26 f.

³⁾ Raynaldus, l. c. ad an. 1337, n. 2.

⁴⁾ Ibid. n. 22.

Benedict
XII.

Kaiser
Ludwig.

Philipp
VI.

Schöstes
Angebot.

Der
Papst

joſe dagegen war. Die Deutſchen erlagen am päpſtlichen Hofe zu Avignon dem Einfluß der Geſandten Frankreichs und Neapels, welche aus politischer Gegnerschaft dem Papſte ſuggerierten, daß die Neue Ludwigs keine auf-richtige ſei. Mit dieſer letzten Begründung wurde Ludwigs Bitte am 11. April 1337 vom Papſte abgewieſen. Unter ſolchen Umſtänden mußte Ludwig ſich verpflichtet fühlen, einen Krieg gegen Frankreich zu beginnen, den Papſt zu befreien, nach Rom zurückzuführen und ein neues Band um Kirche und Reich zu ſchlingen, ſofern er überhaupt ein Gefühl für ſeine und des Reiches und der Kirche Ehre und ſofern er Thatkraft beſaß.

Ludwig nahm auch durch ein Schutz- und Trutzbündnis mit England im Sommer 1337¹⁾ einen Anlauf zum Kriege gegen Frankreich; die Stimmung in Deutſchland unterſtützte ihn. Sogar eine große Anzahl deutſcher Biſchöfe war für den Kaiſer. Es war Ludwig gelungen, den vom Papſte als Erzbischof von Mainz ernannten Heinrich von Birneburg mit ſeinem Gegner Baldwin von Trier zu verſöhnen. Die Biſchöfe von Baſel, Straßburg, Speier, Baderborn, Würzburg, Bamberg, Augsburg, Eichſtadt ſandten im März 1338 von Speier aus die Mahnung an den Papſt, ſich mit dem Kaiſer zu verſöhnen.²⁾ Auch dieſe Mahnung fruchtete nichts, und die Geſandtschaft wurde von Benedict XII. am 4. Juni ungnädig zurückgewieſen. Der Papſt erwies ſich mehr und mehr als Diener Frankreichs und trieb dadurch die deutſchen Fürſten, geiſtliche wie weltliche, zu engem Anſchluß an ihren König Ludwig den Bayern. Dieſe Wendung wurde nicht mehr aufgehalten, ja noch beſtärkt dadurch, daß der Papſt damals den deutſchen Geſandten, wohl im geheimen, unter Thränen erklärte, er dürfe ſich mit Ludwig nicht ausſöhnen, weil der König von Frankreich ihm gedroht habe, er werde ihn in dieſem Falle ſchlimmer behandeln als Philipp IV. der Schöne Bonifaz VIII.³⁾

Auf einer Zuſammenkunft in Renſe erklärten nun die Kurfürſten am 16. Juli 1338: es ſei von Recht und Alter Gewohnheit des Reiches, daß, wenn einer durch die Wahlfürſten, ſei es durch alle oder die meiſten, zu einem römischen Könige iſt erwählt worden, er einer Beſtätigung des römischen Stuhles nicht bedürfe, um die Güter und Rechte des Reiches zu verwalten und den Namen eines Königs zu führen, und meldeten dieſen Beſchluß dem Papſte mit dem Erſuchen, die zum Nachtheile des Reiches und ſeiner Rechte erlaſſenen Beſchlüſſe aufzuheben und zu widerrufen, weil ihnen ſonſt obliegen würde, die Mittel vor-zufehren, um jene abzuwenden.⁴⁾

Auf dem folgenden großen Reichstage zu Frankfurt, im Juli und Auguſt 1338, ſprach ſich die deutſche Nation aufs entſchiedenſte gegen

¹⁾ Pauli, l. c. IV, p. 348 f. — Müller, l. c. II, p. 44 ff.

²⁾ Böhmer, l. c. IV, p. 209, 222.

³⁾ Ibid. p. 210.

⁴⁾ Fiedler, Zur Geſchichte des Kurvereines von Renſe, in den „Sitzungsberichten der kaiſerlichen Akademie“, XI, S. 673 f., zeigt, welche auf die Vereinbarung zu Renſe bezüglichen Actenſtücke echt ſeien.

den Papst für den Kaiser aus. Nachdem Ludwig, mit dem kaiserlichen Schmucke angethan, mit bewegter Stimme das Scheitern aller Ausöhnungsversuche geschildert und den König von Frankreich als Ursache desselben bezeichnet und vom Reiche Rath gegen den Bann des Papstes und das Verbot des Gottesdienstes erbeten hatte, erklärten die Bischöfe, der Kaiser habe alles gethan, was man von ihm verlangen könne, es sei ihm aber großes Unrecht geschehen, und beschloßen dann die Fürsten, das Verfahren des Papstes sei nichtig und darum kraftlos das Kirchenverbot, die geistlichen Hirten hätten in ganz Deutschland den Gottesdienst zu halten und wären im Weigerungsfalle als Reichsfeinde zu behandeln. — Im Anschluß an die Erklärung des Kurvereines aber faßte der Reichstag noch folgende Beschlüsse: „1. Den geistlichen und weltlichen Kurfürsten steht es zu, den römischen Kaiser zu wählen. 2. Der einmüthig oder von der Mehrheit Gewählte wird in Wahrheit Kaiser oder, was dasselbe ist, König der Römer. 3. Der Gewählte kann auch ohne Zustimmung des apostolischen Stuhles die kaiserlichen Rechte ausüben. 4. Die geschehene Wahl ist dem Papste anzuzeigen und von diesem die Krönung und Salbung zu erbitten. Beide muß der Papst vollziehen, außer im Falle notorischer Unwürdigkeit des Gewählten. Weigert sich der Papst, so kann beides von irgend einem Rechtgläubigen vollzogen werden. Beides ist ja nur Form, denn Kaiser wird einer durch die Wahl. Der Kaiser leistet dem Papste einen Eid, daß er ihn schützen und ehren werde, nicht aber den Huldigungs- oder Treueid.“¹⁾

Beschlüsse
des
Reichs-
tags.

Reichs-
tag und
Kur-
verein.

Man sieht, daß der Reichstag zu Frankfurt wesentlich weiter gieng als der Kurverein zu Rense. Dieser erklärte, daß die Kurfürsten allein berechtigt seien zur Vornahme der Wahl eines römischen Königs, das heißt des Königs von Deutschland, der aber herkömmlicherweise schon Kandidat für das römische Kaiserthum war und als solcher römischer König hieß. Nach dem Beschlusse des Frankfurter Reichstags aber war der Gewählte nicht bloß Kandidat für das Kaiserthum, sondern schon vollberechtigter Kaiser. In diesem Sinne lautete auch die Proclamation, welche Ludwig der Bayer am 6. August 1338 erließ.²⁾

Deutsch-
land
gegen
den
Papst.

Eine antipäpstliche Bewegung gieng durch ganz Deutschland. Die „Speirer Chronik“³⁾ sagt: „Um dieselbe Zeit wurde fast nichts anderes denn diese Lehre in allen Kirchen und Predigten betrieben: Die Päpste haben keine Gewalt im weltlichen Regimente, es ist ihnen allein die päpstliche

¹⁾ Ficker, l. c. Beilage VI, S. 709 f.

²⁾ „Postquam aliquis eligitur in imperatorem sive regem ab electoribus imperii concorditer vel majori parte eorundem, statim ex sola electione est rex verus et imperator Romanorum censendus et nominandus.“ Raynaldus, Annales ad an. 1338, n. 13.

³⁾ Welche freilich wohl nicht in jener Zeit entstanden, sondern sehr wahrscheinlich erst von Schannat († 1739) zusammengestellt worden ist. Stälin, Württembergische Geschichte, II, S. 17, Note.

Verwaltung des Kirchenamtes befohlen.“ — Rasch verbreitete sich der Bund der Gottesfreunde, unter welchen aber oft die größten Irrlehren im Schwange waren, wie zum Beispiel unter den Begharden und Beguinen.

Gegen Frankreich verband sich Ludwig mit König Eduard III. von England und so fällt zunächst in den Kreis unserer Betrachtung

Der Streit zwischen Frankreich und England.

Eduard III. war siebzehn Jahre alt, als sein Vater ermordet und er selber als König ausgerufen wurde. Isabella regierte, oder vielmehr ihr Buhle Mortimer, der zum Grafen von der March erhoben wurde. — Vier Jahre dauerte ihr Walten.

Eduard III.
1327 bis
1377.

Die Schotten benützten den Regierungswechsel in England, um dem jungen Könige die Entfugung auf die Oberlebens-Herrlichkeit abzuwingen. 24.000 Mann stark fielen sie unter den Grafen von Moray und Douglas im Juli 1327 in England ein und brannten, mit wunderbarer Schnelligkeit das Land durchziehend, eine Menge Dörfer nieder. Mit 40.000 Mann zog der junge Eduard ihnen entgegen, konnte sie aber bei ihrer Schnelligkeit in Märschen lange nicht finden und traf sie endlich so vortheilhaft auf einer Anhöhe gelagert, daß er den Angriff auf den nächsten Tag verschieben mußte. In der Nacht überfiel Douglas das englische Lager und machte 300 Mann nieder. Als Eduard am andern Tage zu offener Feldschlacht auszog, waren die Feinde mit ihrer Beute schon weit auf dem Heimwege. Mangel an Lebensmitteln zwang die Engländer zur Umkehr, und die Schotten fielen wieder plündernd in englisches Gebiet. Da schloß die Königin-Mutter Frieden. Eduard III. verzichtete danach am 1. März 1328 auf die Oberhoheit über Schottland, erklärte Robert Bruce, von Gottes Gnaden König von Schott-

Schott-
land
unab-
hängig.

Robert
Bruce.

land, als aller Lehensbarkeit ledig, weil die Absicht, beide Reiche zu vereinigen, beide nur in Krieg und Elend gestürzt habe. Johanna, Eduards siebenjährige Schwester, wurde an den fünfjährigen schottischen Kronprinzen David vermählt. Die 20.000 Mark, welche die Schotten als Entschädigung für den Raub zahlten, theilte Isabella mit Mortimer. Eduard selber wurde im Juni 1329 mit Philippine von Holland vermählt.¹⁾

Diese Nachgiebigkeit gegen die Schotten verletzte das Nationalgefühl der Engländer, der Bruch Mortimers den Stolz der Großen. Gavestons und Spensers Schicksal warnte ihn nicht. Als der Haß gegen ihn stieg, als die Oheime des Königs sich an die Spitze der Unzufriedenen stellten, wollte Mortimer durch ein hohes Strafbeispiel seine Gegner schrecken. Dem Grafen von Kent wurde durch Werkzeuge Mortimers der Glaube eingeflößt, sein Bruder König Eduard II.

Kent.

¹⁾ Pauli, l. c. IV, p. 309—317.

lebe noch und erwarte von ihm befreit zu werden, und gefälschte Schreiben des Papstes mahnten ihn, den Gefangenen zu retten. Als Kent nun in seiner Täuschung Schritte that, ward er verhaftet und am 21. März 1330 als Hochverräther hingerichtet zum Zeichen, daß kein Haupt so hoch sei, welches Mortimer nicht fällen könne. Aber gerade diese That brachte ihn selber zum Fall.

Eduard
III.

Der junge König Eduard III. wurde unruhig über den Tod des Oheims und fühlte Scham über seine abhängige Stellung, theilte seine Gedanken einigen muthigen Männern mit, die ins Schloß zu Nottingham, wohin das Parlament berufen war, in der Nacht durch einen geheimen Gang eindringen, sich Mortimers unter Führung des Königs bemächtigen, ohne Rücksicht auf die Wehklagen der Königin: „Süßer Sohn, holder Sohn, schone meinen lieben Mortimer!“ Eduard III. erklärte, er habe jetzt die Regierung selber ergriffen, und Mortimer ward verurtheilt, als Verräther und Feind des Königs und des Reiches geschleift und gehängt zu werden, weil er sich die königliche Gewalt angemacht habe, König Eduard II. verrätherisch ermorden und den Grafen von Kent durch falsche Gerichte zum Tode verurtheilen und hinrichten ließ. Er endete am Galgen am 29. November 1330. Nur die Achtung vor dem königlichen Geblüte schützte Isabella vor Proceß und Hinrichtung; sie brachte noch siebenundzwanzig Jahre auf einem Schlosse in Risings zu ohne ein anderes Zeichen ihres Ranges, als daß ihr Sohn ihr jedes Jahr einen Besuch abstattete.¹⁾

Mor-
timers
Sturz
1330.

Ende
Isa-
bella.

Schott-
land.

Eduard III. besaß hohen Ehrgeiz und suchte zunächst Schottland, wo sein Schwager David II. (1329—1370) seinem Vater Robert gefolgt war, wieder unter die Oberhoheit Englands zu bringen. Er brauchte ein Werkzeug für seine Pläne und fand es in Eduard Baliol, der seinem Vater, weiland König Johann Baliol, nach Frankreich gefolgt war.

Baliol
und
Bruce.

Baliol wurde vermocht, seine Ansprüche an die schottische Krone zu erneuern, wurde, nachdem er dem Könige von England insgeheim den Lehenseid geschworen, von den englischen Großen unterstützt und drang siegreich vor bis Perth. David II. Bruce mußte nach Frankreich fliehen, und Baliol ließ sich am 4. October 1332 zu Scone krönen; und nun huldigte er dem Könige von England feierlich und trat ihm als Unterpand seiner Treue Berwick ab. Allein Baliols Glück war von kurzer Dauer; schon am 12. December 1332 wurde er von den Anhängern David Bruces überrascht und zu schleunigster Flucht auf englischen Boden genöthigt; er flehte Eduard um Hilfe an, und dieser brach mit einem Heere nach Schottland auf. Bei Halidonhill kam es am 19. Juli 1333 zur Schlacht, die Schotten erlitten eine schwere Niederlage. Baliol bestieg wieder den Thron, trat an England für die Hilfe den ganzen Landstrich im Osten von Dumfries bis Linlithgow ab, empörte aber dadurch das Nationalgefühl der Schotten, und in kurzer Zeit war die Partei des David Bruce wieder im Besitze des nördlichen Theiles von Schottland. Frankreich bot Vermittlung an, England verwarf sie, und in den Jahren 1334 bis 1337 währte der Kampf fort.²⁾

Schlacht
bei
Halidon-
hill
1333.

¹⁾ Pauli, l. c. IV, p. 319—326.

²⁾ The bulk of the Chronicles of Scotland, or a metrical version of Hector Boece by William Stewart. Edited by William Turnbull, III, p. 311 ff. London 1858. — Pauli, l. c. IV, p. 326—340.

Von weiterem Kampfe gegen Schottland wurde Eduard III. abgehalten durch seinen Streit mit Frankreich. Als hier mit Karl IV. die directe Linie der Capets ausstarb, erhob sich unter den Juristen des Parlaments die Frage, ob nicht die Krone auf seine Schwester Isabella übergehe? Isabella ließ auch 1328 ihren Sohn Eduard vor dem englischen Parlament sein Anrecht erklären, doch huldigte dieser 1329 in Amiens für seine Besitzungen auf dem Festlande Philipp VI. Die Huldigung wurde im Jahre 1331 wiederholt, und die Freundschaft schien für immer gesichert. Da ergriff aber Philipp VI. die Partei Davids II., was mancherlei Reibungen zwischen englischen und französischen Schiffen zur Folge hatte. Als endlich Eduard III. sah, daß Frankreich die Unterwerfung Schottlands unter England nicht dulden wolle, beschloß er, seine Waffen von Schottland gegen Frankreich zu wenden und erneuerte seine Ansprüche an die französische Krone, die von den Großen Frankreichs größtentheils abgewiesen waren. Denn, wenn die Frauen ein Recht der Erbfolge besaßen, so kamen die Töchter Ludwigs X., Philipps V., Karls IV. vor Isabella an die Reihe. Auf die Behauptung Eduards, wenn auch das Geschlecht seiner Mutter sie für ihre Person unzulässig mache, so könne dies doch kein Hindernis für die Erbfolge ihres Sohnes sein, antwortete Philipp mit Recht: eine Mutter könne auf ihre Kinder kein Recht bringen, welches sie selbst nie besessen habe. Allein Gründe wogen beim Hasse Eduards nicht mehr, die Frage mußte durch das Schwert entschieden werden.

Eduard gegen Frankreich.

Erbansprüche.

Eduard suchte und fand Bundesgenossen auf dem Festlande, und König Philipp VI. trieb unbesonnenerweise einige ihm sogar in die Arme. Auf Frankreichs Mahnung ließ Graf Ludwig von Flandern im Jahre 1336 alle Engländer, ob Kaufleute oder nicht, die sich in Flandern aufhielten, verhaften, was nicht bloß die Gefangennahme aller Flanderer in England zur Folge hatte, sondern auch das Verbot der Einfuhr von Tüchern aus Flandern und der Ausfuhr von englischer Wolle dahin. Dadurch war Flandern in seinem Erwerbe aufs schwerste verletzt. Die englische Wolle war zu den Tüchern, die es bereitete und durch ganz Europa verkaufte, unentbehrlich.¹⁾ Der Unmuth in den großen Fabriksstädten äußerte sich schnell in drohender Weise, besonders als ein fähiger Mann sich an die Spitze der Unzufriedenen stellte, Jakob von Artevelde.²⁾ Abkömmling einer reichen Familie aus der Zunft der Tuchmacher, hatte Artevelde auf Reisen seinen Blick geschärft, dann, mit einem Mädchen von Adel vermählt, als Besitzer einer Methbrauerei³⁾ in Gent sich große Reichtümer und durch seine Gabe der Rede und seinen Muth sich den Ruf eines Vertheidigers des Volkes erworben. Artevelde sah Flanderns Wohlstand durch seinen Grafen und Frankreich bedroht und nur durch eine Volksregierung unter englischem Schutze gesichert. Als er das Volk von Gent auf den großen Marktplatz berief, um

Flandern.

Jakob von Artevelde.

¹⁾ Pirenne, Geschichte Belgiens, II, S. 120, 122 ff. Gotha 1902.

²⁾ Ibid. p. 127 ff.

³⁾ Nach Pirenne, l. c. II, p. 129, Anmerkung, war er nicht Brauer, sondern Tuchhändler.

über den drohenden Untergang von Gewerbe und Handel zu berathen, wollten ihn die Diener des Grafen gefangen setzen; aber Artevelde entkam, das Volk erhob sich für ihn, die Beamten des Grafen wurden vertrieben, Ende 1337. Brügge und Ypern vereinigten sich mit Gent zu einem Schutz- und Trutzbündnis, die brabantischen Städte schlossen sich der Empörung an,¹⁾ und Jakob übte jetzt als Ruwaert einige Zeit eine Macht wie die Tyrannen in den griechischen und italienischen Freistaaten.

Der Chronist Froissart erzählt:²⁾ „Alles gieng nach seinem Wort und Willen durch ganz Flandern, und es war niemand, der seinen Befehl zu überschreiten, noch ihm zu widersprechen wagte. Wenn Artevelde durch die Straßen der Stadt gieng, waren immer sechzig bis achtzig bewaffnete Kerle um ihn, und unter diesen waren zwei oder drei, denen er insgeheim seinen Willen mitgetheilt hatte; und wenn er dann auf einen Menschen traf, den er hasste oder der ihm verdächtig war, so machte er nur ein Zeichen oder einen Wink und augenblicklich ward derselbe getödtet, denn so hatte er's mit jenen abgeredet. So geschah es oft, und auf diese Weise fiel mancher vornehme Mann; darum war er so gefürchtet, daß ihm niemand zu widersprechen wagte. Die Kerle, die ihn auf der Straße begleiteten und vor seinem Hause lagerten, wann er nicht ausgieng, wurden allwöchentlich wohl bezahlt. Desgleichen hatte er in allen Städten besoldete Schergen und Spione, um allermwärts seinen Willen zu vollziehen und auszukundschaften, wenn jemand etwas dawider schrieb oder sprach, und sobald er solches von einem wußte, ruhte er nicht eher, als bis er verbannt oder getödtet war, und dem konnte niemand entgehen. So trieb er die mächtigsten und reichsten Leute, Ritter, Knappen und Bürger aus dem Lande, wann er sie für Anhänger des Grafen hielt, und zog die Hälfte des Vermögens ein, die andere Hälfte ließ er ihren Familien. Kurz, es gab nirgends einen Herzog oder Grafen oder Fürsten, der so unbedingt in seinem Lande herrschte. Er ließ Zins und Steuern heben, bezog alle Gefälle und Gebühren, die zuvor dem Grafen gehörten, und die Einkünfte aller Auslagen und verwendete sie nach Willkür, ohne Rechnung abzulegen. Wenn er sagte, er brauche Geld, so glaubte man's oder man wagte nicht, einen Zweifel zu äußern, und wenn er von einem Bürger ein Anlehen begehrte, getraute niemand es ihm abzuschlagen.“ Mit diesem gewandten, mächtigen und stolzen Demagogen schloß nun Eduard ein Bündnis, und die Flamänder standen zu ihm. „Artevelde“, erzählt ein Zeitgenosse, „zeigte ihnen, daß sie ohne England nicht leben könnten, denn ohne England bekamen sie keine Wolle und ohne Wolle kann man kein Tuch machen“.

Eduard III. nahm, um dagegen die Flamänder sicher zu machen, 1337 den Namen, 1339 das Wappen eines Königs von Frankreich an. Auch der Herzog Johann von Brabant, die Grafen von Holland und von Geldern, der Markgraf Wilhelm VII. von Jülich und der Erzbischof Walram von Köln traten auf die Seite Eduards. Auf dieser Seite finden wir ferner die Grafen von Berg, von Mark und von Limburg, die Herren von Gymnich, von Blankenheim, von Falkenberg, von Heimsberg und andere. Bald trat auch Ruprecht I. von der Pfalz dem Bündnisse bei, dem auch manche Herren

1) Wenzelburger, Geschichte der Niederlande, I, S. 254. Gorha 1879.

2) Froissart, l. c. I, chap. 65; ed. Kervyn, II, p. 421.

in Württemberg, Österreich, Hochburgund, Savoyen und der Dauphiné sich angeschlossen.¹⁾

Noch wichtiger war der Eifer des eigenen Volkes für den Krieg; seit der Verschmelzung der angelsächsischen und normännischen Race sah das Volk in England nicht mehr gleichgiltig, sondern mit einer Art Eifersucht, auf das Schicksal der Besitzungen auf dem Festlande. Die Stände gaben ihre volle Zustimmung zu einem Angriff auf Frankreich, 1337 wurde dem Könige die Hälfte der Wollschur bewilligt.²⁾

Stim-
mung
in
England

Nicht minder wichtig schien der Beitritt eines andern Bundesgenossen, nämlich des Kaisers Ludwig, welcher allen Grund hatte, Frankreich zu hassen, da dieses jede Ausöhnung mit dem römischen Stuhl unmöglich machte. Auf einem Reichstage zu Koblenz am 5. September wurde der Bund Eduards mit Ludwig weltkundig. Auf offenem Markte saß der Kaiser auf einem zwölf Fuß hohen Thron, Scepter und Reichsapfel in seiner Hand. Auf einem andern Thron, etwas niedriger, saß der König von England. Deutsche, englische und brabantische Krieger und Große, etwa 7000 Mann, umstanden die Throne. Zuerst wurden die Beschlüsse des Reichstages zu Frankfurt zur Wahrung der Krone gegen die Ansprüche des Papstes verlesen.³⁾ Dann erhob sich Eduard und bat um Hilfe gegen Philipp von Valois, der ihm wider Recht die alten Besitzungen der Plantagenet und sogar die Krone von Frankreich entrißen habe. Der Kaiser nahm die Klage als begründet an, nannte selber Philipp VI. Verräther, weil er für gewisse Lehen vom Reiche (Shon) noch nicht Huldigung geleistet habe, nannte ihn außer dem Schutze des Reiches gefallen, erhob Eduard zum Reichsvicar in den Ländern links vom Rhein und schloß mit ihm einen Bund auf sieben Jahre zum Kampfe gegen Philipp VI.⁴⁾ So schien also der Kampf sich zum Verderben Frankreichs zu wenden.

Reichs-
tag zu
Koblenz.

Eduard
III.
und
Ludwig
der
Bayer.

Dennoch blieb Eduard großen Theiles auf seine eigenen Mittel beschränkt, denn Ludwig hielt sein Wort nicht: er wollte sich den Weg zu einer Ausöhnung mit dem Papste nicht abschneiden. Statt eines Heeres stießen nur einige deutsche Ritter 1339 zu Eduard, und dieser vermochte nur Cambrai zu belagern und französische Grenzgebiete zu verheeren. Philipp zog mit einer Unzahl von Mannen den Engländern entgegen. Zwischen den Quellen der Dije und Sambre schien es im October zur Schlacht zu kommen, zu der Eduard III. Philipp VI. durch einen Herold herausforderte und für die der König von Frankreich den Tag bestimmte, aber nicht einhielt; denn seine Großen rathen ihm, keine Schlacht zu wagen. Eduard mußte umkehren und in Brüssel Winterquartiere beziehen. Es war dies ein Schlag für England, zumal in Guyenne mehrere Schlösser an die Franzosen verloren gegangen waren. Mit Mühe hielt der König die Flämänder auf seiner

Ludwig
schwankt,

hüft
nicht.

¹⁾ Pauli, l. c. IV, p. 348.

²⁾ Ibid. p. 353.

³⁾ Böhm er, Fontes, I, p. 219.

⁴⁾ Ibid. p. 190 f.

Eduards III. Wappen. Seite und nur dadurch, daß er die Lilien zu den Leoparden in sein Wappen nahm, und Flandern die Festungen Lille, Douai und Bethune zu erobern versprach. Noch einmal wandte sich Eduard im Februar 1340 in einem Aufruf um sein Recht an das französische Volk und kehrte dann nach England zurück, um neue Mittel zum Kriege vom Volke zu verlangen; er erhielt sie gegen eine Bestätigung der Magna charta.¹⁾

**See-
schlacht
bet
Sluys.** Am 24. Juni 1340 gelang Eduard III. ein großer Schlag. Mit 200 Segeln griff er die französische Flotte bei Sluys an den Mündungen der Schelde an. Die Franzosen waren schlecht aufgestellt; unter ihren Anführern begriff nur einer, der Genuese Barbavara, die Gefahr und führte seine Schiffe in die offene See, um sich frei bewegen zu können. Die Schlacht dauerte von Fröh 9 bis nachmittags 5 Uhr. Die Franzosen leisteten verzweifelten Widerstand, allein ihre Tapferkeit und die große Zahl ihrer Schiffe nützten ihnen nichts, weil diese zu dicht gedrängt beieinander standen, und weil sie keine Schwenkungen wie die Engländer zu machen vermochten. Nur zwanzig normännische Schiffe entkamen, die andern wurden alle genommen oder versenkt. Gegen 30.000 Franzosen sollen umgekommen sein. Die Engländer würigten ohne Gnade.²⁾

**Still-
stand
1340.** Sogar von den zwei gefangenen französischen Admiralen wurde einer erschlagen, der andere an einem Mastbaum aufgehängt. Die Engländer selber hatten 4000 Tode. Niemand wagte, dem Könige von Frankreich die Trauerkunde mitzutheilen, außer dem Hofnarren; er schalt die Engländer Memmen. — „Warum?“ fragte der König. — „Weil sie nicht wie die Franzosen ins Meer gesprungen sind.“ Die Engländer beherrschten jetzt das Meer. Zu Land währte der Krieg in den Grenzgebieten fort. Doch ein Sturm auf St.-Omer mißlang, desgleichen die Belagerung von Tournay. Eine neue Herausforderung Eduards an Philipp von Valois nahm dieser nicht an, denn er sei König von Frankreich, aus dem er Eindringlinge verjagen werde, wann und wo es ihm gutdünke. Am 25. September 1340 kam es übrigens zu einem Waffenstillstand.³⁾

Ludwig der Bayer und Margareta Maultasch.

Tirol. Es schadete dem Kaiser in der öffentlichen Meinung sehr, daß er dem Könige von England sein in Koblenz feierlich gegebenes Wort nicht gehalten, noch mehr aber verlegte sein treuloses und eigensüchtiges Verfahren in Tirol das sittliche Gefühl der Nation.

Margareta Maultasch. Im Jahre 1330 war die Erbin Tirols, Margareta, mit dem Prinzen Johann Heinrich, dem Sohne des Böhmenkönigs Johann, vermählt worden. Im gleichen Jahre hatte Kaiser Ludwig den Habsburgern für den Fall des Aus-

¹⁾ Pauli, l. c. IV, p. 361—369. — Froissart, l. c., ed. Kervyn, III, p. 131 f.

²⁾ Pauli, l. c. IV, p. 372 f. — Coville, Les premiers Valois et la Guerre de Cent ans, in der „Histoire de France“ par Ernest Lavisse, IV, 1, p. 46 f.

³⁾ Pauli, l. c. IV, p. 373—376.

sterbens des gürz-tirolischen Mannsstammes Kärnten versprochen, sich selber Tirol vorbehalten. Am 2. April 1335 schied König Heinrich,¹⁾ der letzte männliche Sprößling dieses Geschlechtes, aus dem Leben. Die Habsburger Albrecht II. und Otto verlangten vom Kaiser die Belehnung mit Kärnten und erhielten sie, am 5. Mai, sowie die mit dem südlichen Theile von Tirol und die Schirmvogtei über die Bisthümer Brigen und Trient, während der nördliche Theil an die Söhne des Kaisers fallen sollte. Die Herren und Stände des Landes huldigten ihnen.

Kärnten
habs-
burgisch.

Gegen Ludwigs Pläne auf Tirol und für Margareta und ihren Gemahl traten jedoch die Tiroler selber in die Schranken sowie das gesammte Haus Luxemburg. Während der Markgraf Karl von Mähren, der Bruder des Prinzen Johann Heinrich, in Tirol mit Zustimmung des Adels die Regierung führte und durch kräftige Bertheidigungsmaßregeln das Eindringen Ludwigs des Bayern verhinderte, eröffnete König Johann von Böhmen anfangs März 1336 den Angriffskrieg gegen die mit Ludwig verbündeten Habsburger durch einen verwüstenden Einbruch in Österreich. Bald machte sich aber die Überzeugung geltend, daß eine wesentliche Änderung der gegebenen Besitzverhältnisse nicht erzielt werden könne. Daher schloß Johann am 9. October 1336 mit den Habsburgern den Frieden zu Enns, wonach Kärnten den Habsburgern, Tirol aber den Luxemburgern verblieb. Kaiser Ludwig gieng damals leer aus und im Jahre 1339 bestätigte auch er den Prinzen Johann Heinrich im Besitze Tirols, nur sollte es, wenn dieser kinderlos sterbe, an dessen Vater und Bruder auf Lebenszeit kommen und dann an das Reich zurückfallen.²⁾ Bald aber suchte und fand Ludwig Gelegenheit, Tirol in anderer Weise seinem Hause zu gewinnen.

Friede
zu Enns
1336.

Margareta Maultasch lebte mit ihrem Gemahle Johann Heinrich von Luxemburg in keiner glücklichen Ehe, woran, wie es scheint, beide Theile schuld waren. Nach vielen Angaben war sie nichts weniger als schön, zart und fittsam. Der Name Maultasch ist übrigens nicht vom Schlosse Maultasch abzuleiten, sondern von dem „überworfenen Maul“ und den „herabhängenden Backen“;³⁾ auch soll ihre derbe Sinnlichkeit das natürliche Anstandsgefühl weit überwogen haben.⁴⁾ Ihr Gemahl Johann Heinrich, den sie als achtjährigen Knaben geheiratet hatte, behandelte sie, als er kaum zum Jüngling herangewachsen war, roh und schloß sie von jedem Einflusse auf die Regierung aus; die Ehe war kinderlos, und Margareta klagte, daß von ihrem Manne das Land nie einen Erben zu hoffen habe.

Marga-
reta
Mault-
tasch.

Der Adel Tirols trat auf die Seite der Herrin, erbittert über die Sparsamkeit der Luxemburger, die überdies fremde Beamte, Böhmen und Mährer, ins Land brachten. Die Vertreibung Herzog Johann Heinrichs ward beschloffen, und man suchte und fand einen Rückhalt an Kaiser Ludwig. Gerade

¹⁾ Böhmer, Fontes, I, p. 415.

²⁾ Huber, Geschichte der Vereinigung Tirols mit Österreich, S. 28 f., 145—149.

³⁾ Margaretha distorta facie mulier ob ipsius distortiam et praecipue ejus inusuetam latitudinem Maultasch vocitata.

⁴⁾ Selbst alte mythologische Sagen wurden an ihren Namen geknüpft. S. Zingerle, Margarete Maultasch. — Vergl. Huber, l. c. p. 29.

Ludwig von Brandenburg, damals war der älteste Sohn des Kaisers, der Markgraf Ludwig von Brandenburg, durch den Tod der dänischen Prinzessin 1329¹⁾ Wittwer geworden; er ward nun zum Gemahl Margaretas und zum Herzog von Tirol ausersehen. Margareta willigte ein; denn der Brandenburger war erst fünfundzwanzig Jahre alt und ein stattlicher Mann; der Kaiser aber legte hohes Gewicht auf die Erwerbung Tirols durch das bayerische Haus und gedachte, freilich treulos genug, die Ansprüche an Kärnten nachher zu erneuern. Doch der erste Versuch (1340), Heinrich Johann zu vertreiben, scheiterte an der Wachsamkeit der Luxemburger. Der zweite Versuch (1341) dagegen gelang, nachdem die Bedenken des Brandenburger, der Frau eines andern die Hand zu reichen, vor der Mahnung des Kaisers, Tirol sei doch ein Bissen, den man nicht zurückweisen dürfe, verschwanden. Als Johann Heinrich am 2. November 1341 vom Schlosse Tirol aus auf die Jagd geritten war, fand er auf dem Heimwege die Thore verschlossen und seine Böhmen vertrieben. Seine Aufforderung, zu öffnen, fand kein Gehör: er möge sich eine andere Herberge suchen. Ähnlich ergieng es ihm bei andern Schlössern: mit Schande bedeckt, verließ er Tirol, erst beim Patriarchen von Aquileja fand der Vertriebene Obdach. Also endete die Herrschaft der Luxemburger über Tirol.²⁾

Dagegen kam 1342 Kaiser Ludwig mit seinem Sohne nach Tirol, um die Vermählung zu feiern (10. Februar). Kein Bedenken schreckte. Der Papst hatte Margareta mit dem Kirchenbann gedroht. Der Bischof von Freising, welcher die bisherige Ehe scheiden und die neue einsegnen wollte, fand unterwegs durch den Sturz vom Pferde den Tod, und es galt dies als ein Gottesurtheil. Kein anderer Bischof ließ sich zu einer Ehescheidung herbei. Ludwig und Margareta waren überdies im dritten Grade verwandt, und nur der Papst konnte ein solches Ehehindernis heben. Allein es hieß, die Ehe Margaretas mit Johann Heinrich sei ungiltig, weil nie vollzogen, und der Kaiser soll sie aus eigener Machtvollkommenheit getrennt haben.³⁾

Faschingsonntag den 10. Februar 1342 wurde auf dem Schlosse Tirol die Hochzeit gehalten. Am andern Tage, oder am 26. Februar,⁴⁾ belehnte Ludwig zu Innsbruck seinen Sohn mit Tirol und mit Kärnten, nachdem dieser feierlich versprochen hatte, alle Tiroler bei ihren hergebrachten Rechten zu belassen und keine neuen Steuern zu erheben und die Regierung nur nach dem Rathe der Besten des Landes zu führen. Und die Tiroler standen demnach ein für ihren neuen Herzog gegen die Luxemburger, wie früher gegen Ludwig und Otto von Österreich. Mit Recht sagt Ficker: „Kein Land ist mehr in der Lage, bei der Gestaltung seiner Geschicke ein gewichtiges Wort mitzureden. In allen Nachfolgestreitigkeiten verblieb der Sieg jedesmal demjenigen, für den das Land selbst eintrat. Und dieses Eintreten des Landes war wieder jedesmal vorzugsweise bestimmt durch die Anhänglichkeit an das alte Herrscherhaus; in der Tochter ihres Fürsten sahen die Tiroler die rechtmäßige Besitzerin des Landes und diejenige, die über das Geschick desselben zu entscheiden hatte; daraus allein erklärt sich der entscheidende und fortdauernde Einfluß, den Margareta Maulfasch auf die Geschicke des Landes in einer Zeit üben konnte, wo es nur selten einer fürstlichen Erbtochter gelang, daß ihre Hand dem Lande den neuen Herrscher

¹⁾ Huber, Geschichte Österreichs, II, S. 173. — Riezler, l. c. II, p. 473.

²⁾ Huber, Geschichte der Vereinigung Tirols mit Österreich, S. 30–36.

³⁾ Das Zeugenverhör bei Huber, l. c. p. 39.

⁴⁾ Huber, Vereinigung Tirols mit Österreich, S. 40. — Riezler, Geschichte Bayerns, II, S. 477

gab, dann aber auch umso gewisser von einer weitem Berücksichtigung ihrer Rechte nicht mehr die Rede war.“¹⁾)

Welche Waffe gab Ludwig nicht seinen Feinden in die Hände! Ohnehin war die öffentliche Meinung verletzt durch die Schwäche und den Wankelmuth, mit denen Ludwig in der englisch-französischen Frage die günstige Gelegenheit, Frankreich zurückzudrängen, versäumt hatte. Zwar hatte der Kaiser dem König von England das Geld zurückgeschickt, welches ihm dieser für Hilfeleistung gesendet. Allein, daß Ludwig bloß in der nichtigen Hoffnung, der König von Frankreich werde ihn mit dem Papste ausöhnen, 1341 ein Bündnis mit Philipp VI. auf Lebenszeit schloß, ihn nie zu bekriegen, die entrißenen Reichsgüter nie von ihm zurückzufordern versprach, daß er die dem Könige von England verliehene Reichsstatthalterschaft wieder kündete, war doch zu plan- und haltlos, so daß der König von England mit Recht schrieb: er könne sich nicht genug wundern, wie ein so mächtiger Herr, den Gott zur Belohnung der Guten und Bestrafung der Bösen eingesetzt habe, sich so offen mit seinem Feinde Philipp zu verbinden keinen Anstand nahm. Ohnehin war Ludwig den Fürsten schon zu mächtig geworden. 1340 war durch Aussterben einer Seitenlinie seines Hauses Niederbayern an ihn gefallen, 1341 verließ er seinem Sohne Ludwig von Brandenburg den erblichen Besitz aller in Sachsen ledig gewordenen Reichsgüter. Desgleichen bestellte er seinen zweiten Sohn Stephan zum Reichsstatthalter in Schwaben, offenbar mit dem Hintergedanken, den kleinen Herren dort ihren Raub aus dem hohenstaufischen Erbe wieder zu entreißen und, wenn möglich, das Herzogthum Schwaben wieder herzustellen. Jetzt wandte er (1342) seinem Sohne Ludwig Tirol zu und belehnte ihn mit Kärnten, im Widerspruch mit dem früher von ihm den Habsburgern verliehenen Anrecht auf dasselbe. Da der Gedanke, selbst Österreich und Steier seinem Hause zu erwerben, scheint ihm nahe gelegen zu sein, zumal der Herzog Albrecht kränklich war und erst einen Sohn besaß, also das Habsburgische Erbe auf zwei Augen stand. Mit andern Worten: Ludwig suchte wie Albrecht in seinem Hause die deutsche Krone erblich zu machen durch Erwerbung eines solchen Länderbesitzes, gegen den kein einzelner Fürst und kein Fürstenbund aufkommen könnte.

Allein auch die Fürsten begriffen diese Politik wohl und faßten Ludwig an seiner Achillesferse, an seiner Stellung zum Papste, zumal er ihnen gegenüber das Bürgerthum begünstigte. Zum Unglück für den Kaiser starb 1342 der ihm im Herzen immer wohlwollende Benedict XII., derselbe Papst, welcher zu Avignon die berühmte Papstburg erbauen ließ, „ein seltsames Gemisch von Burg und Kloster, Gefängnis und Palast.“²⁾)

¹⁾ Ficker, „Wie Tirol an Österreich gekommen“; Vortrag, abgedruckt in der Volks- und Schützenzeitung, Beilage 7—11. Innsbruck 1856. — Huber, l. c. p. 24 ff.

²⁾ Pastor, l. c. I, p. 71 f.

Miß-
stim-
mung
gegen
Ludwig

Pläne
des
Kaisers.

Die
Fürsten.

Benedict.
XII.

Nach dem Tode Benedicts XII. wurde nach kurzer Sedisvacanz Peter Roger gewählt, Herr von Maumont in der Diöcese Limoges, ein Benedictiner, der an der Universität zu Paris eine reiche Bildung sich erworben hatte, Erzbischof von Rouen und 1338 Cardinal geworden war. Der neue Papst nannte sich Clemens VI. und liebte im Gegensatz zu seinem Vorgänger Pracht und Glanz, und schlug auch dem deutschen Reiche gegenüber eine ganz entgegengesetzte Politik ein.¹⁾ Er behandelte Ludwig gleich von Anfang als Feind der Kirche, als Begünstiger der Häresie, und forderte ihn durch Anschlag an der Kirchenthür zu Avignon 1343 auf, binnen drei Monaten alle seine Würden niederzulegen und zur Kirche zurückzukehren, widrigenfalls gegen ihn der Bannspruch wie unter Johann XXII. erlassen würde.²⁾ Peter Roger war Erzieher Karls von Luxemburg-Böhmen gewesen und hatte ihm schon drei Jahre früher die Kaiserkrone prophezeit.

Zugleich erging an die deutschen Fürsten die Mahnung, eine neue Königswahl vorzunehmen. In der That versammelten sich im Sommer 1343 die Kurfürsten in Kenze³⁾ und beriethen über eine neue Wahl, denn außer dem Verdruss über Ludwigs Begünstigung des Pfahlbürgerthums, außer der Furcht vor dem Anwachsen seiner Hausmacht, war man müde, einem Könige zu gehorchen, der es nie zu einer Ausöhnung mit der Kirche bringen konnte.

Doch Ludwig begriff vollkommen die Gefahr der Lage, eilte nach Kenze, versprach den Fürsten alles Liebe und Gute, und stellte eine Ausöhnung mit dem Papste in Aussicht. Die Fürsten ließen sich beschwichtigen, Ludwig aber suchte jetzt in den Städten einen Halt, um einer derartigen Gefahr für die Zukunft vorzubeugen, unterhandelte mit den Luxemburgern und betrieb zu gleicher Zeit mit allem Eifer die Ausöhnung mit dem Papste. Zu diesem Zwecke sandte er an den König von Frankreich, den er durch Anschluss an England gar sehr in Verlegenheit bringen konnte, eine Gesandtschaft um Vermittlung beim heiligen Stuhl. Philipp VI. meinte, nur volle Unterwerfung könne zum Ziele führen; und auf die Erklärung der Gesandten, sie hätten zu allem die Vollmacht, übergab Philipp ihnen einen Vertragsentwurf, worin Ludwig alle seine Fehler anerkannte, auf das Reich verzichtete, die Regierung nur mit Gutheißung des Papstes wieder anzutreten versprach, und sich und die Seinigen dem römischen Stuhle übergab. Die Gesandten unterzeichneten und beschworen diesen Vertrag am 16. Januar 1344. Der Papst und die Cardinäle staunten. Schrieb doch Ludwig im September 1343 aus Landshut an Clemens VI.: „Wie ein Kind seufzt nach der Mutterbrust, so seufzt unsere Seele nach der Rückkehr in die Gnade der römischen Kirche!“⁴⁾

¹⁾ Schwab, *Gerson*, S. 14. — *Christophe*, l. c. II, p. 61—70.

²⁾ Weech, in *Sybel's Zeitschrift*, XII, S. 315—340. — Raynaldus, *Annales ad an. 1343*, n. 43. Er nennt Ludwig „sceleratissimus excommunicatus, hereticorum fautor et verus hereticus“. — Höfler, *Aus Avignon*. Prag 1869. — Dr. Ludwig Pastor, *Geschichte der Päpste seit dem Ausgange des Mittelalters*, I, S. 73 ff. — *Gefele-Rnöppler*, l. c. VI, p. 664. — Müller, l. c. II, p. 170.

³⁾ Böhrner, *Fontes*, I, p. 446; IV, p. 229.

⁴⁾ Böhrner, *Regesten Ludwigs des Bayern*, S. 148. — Raynaldus, *Annales ad an. 1344*, n. 10. — *Gefele-Rnöppler*, l. c. VI, p. 665. — *Riezler*, l. c. II, p. 481 f.

Dennoch unterzeichnete Ludwig den Vertrag seiner Gesandten nicht, sondern erklärte, er müsse die Forderungen des Papstes zuerst der Nation vorlegen, und sandte sie an die Kurfürsten und Städte, und berief einen Reichstag auf den 8. September 1344 nach Frankfurt. Die Städteboten kamen in großer Zahl, die Fürsten aber nicht, sondern nur ihre Gesandten. Ludwig erklärte am 17. September 1344: er habe alles gethan, um sich mit der Kirche zu versöhnen, finde aber, daß die Forderungen des Papstes unerhört seien. Wenn der Reichstag es für geeignet halte, so sei er übrigens geneigt, die Krone niederzulegen; denn die Wohlfahrt seiner Nation stehe ihm höher als seine eigene; wenn er aber dem Zorne des Papstes trohen solle der Würde des Reiches wegen, so sei er auch bereit, alle Mühe und Leiden auf sich zu nehmen. Offenbar wollte Ludwig die Bedingungen, welche seine Gesandten unterschrieben hatten, nicht annehmen, aber seine Weigerung auf die Schultern des Reichstages schieben. Der Papst aber hielt dies Betragen für treulos und fortan fanden denn auch keine Unterhandlungen mehr statt, und die Absetzung Ludwigs war bei ihm beschlossene Sache.¹⁾

Die Städte erklärten die Forderungen, wie Ludwig wünschte, für unstatthaft und verlegend für die Würde des Reiches. Wenn eine neue Gesandtschaft keinen besseren Erfolg habe, so seien sie bereit, ihre Zustimmung zu allen Mitteln und Wegen zu geben, welche die Fürsten ausdenken würden, um die Rechte, die Ehre und Unverletzlichkeit des Reiches zu schützen.

Aber gerade die Fürsten trachteten nur, den Beschlüssen des Reichstages die Spitze abzubringen. Während der Reichstag in Frankfurt tagte, hatten sie sich in Bacharach versammelt, um über die Wahl des Markgrafen Karl von Mähren zu berathen. Ludwig eilte in ihre Mitte, ward aber mit den heftigsten Vorwürfen empfangen, selbst sein Angebot, die Krone zu Gunsten seines Sohnes Ludwig von Brandenburg niederzulegen, ward nicht angenommen: ein Wittelsbacher könne nicht mehr König sein. „Du, Bayer, hast das Reich zugrunde gerichtet, kein Bayer kommt mehr auf den Thron!“²⁾ Der Bruch zwischen dem Kaiser und den Kurfürsten war vollständig. Fünf von ihnen, nämlich die Erzbischöfe von Trier und Köln, der Pfalzgraf Ruprecht I., der Herzog Rudolf von Sachsen und König Johann von Böhmen, versprachen Mitte November in Frankfurt zur neuen Königswahl zusammenzukommen. Doch fand diese Versammlung am bestimmten Tage zu Frankfurt nicht statt; denn Ludwig rüstete so thatkräftig, die Städte leisteten ihm so eifrig Beistand, daß die Fürsten erschrafen und den Kampf nicht wagten. Zugleich knüpfte der Kaiser neue Unterhandlungen an mit dem Könige von England. —

¹⁾ Christoph, l. c. II, p. 78.

²⁾ Kiegl, l. c. II, p. 486. — Gesele-Knöppler, l. c. VI, p. 666.

Wiederbeginn des englisch-französischen Krieges. — Der Sturz Arteveldes.

Bre-
tagne. Ein Erbfolgestreit in der Bretagne (1341) machte dem Waffenstillstande zwischen Eduard III. und Philipp VI. ein Ende. Johann III., Herzog der Bretagne, starb nämlich kinderlos (1341). Die Tochter seines Bruders Gui, Johanna, vermählt an Karl von Blois, galt als Erbin. Aber ein zweiter Bruder, Johann, Graf von Montfort, machte begründetere Ansprüche an das Herzogthum, denn in der Bretagne hatten bisher Töchter nur dann ein Erbfolgerecht, wenn keine Söhne vorhanden waren. Karl von Blois war aber ein Neffe des Königs von Frankreich, der um keinen Preis einen ihm abgeneigten Herzog in diesem für die Sicherheit Frankreichs vor den englischen Einfällen so wichtigen Lande haben wollte. Kaum hatte sich Montfort in den Besitz eines Theiles des Landes gesetzt, als er zur Verantwortung nach Paris berufen wurde. Hier warf ihm Philipp VI. vor, daß er die Bretagne unter die Oberhoheit Englands bringen wolle, und verbot ihm die Stadt zu verlassen, bis die Pairs über seine Ansprüche entschieden hätten. Johann ahnte einen schweren Ausgang und entfloß insgeheim, die Pairs dagegen sprachen Karl von Blois am 7. September 1341 die Bretagne zu.¹⁾

Erb-
streit. Als bald begann ein Krieg in dem Herzogthum. Montfort suchte Hilfe bei Eduard III., und sie ward ihm verheißen. Zwar wurde Johann bei der Vertheidigung von Nantes in einer Verhandlung verrätherischerweise gefangen genommen und in Paris eingesperrt, allein seine Gattin, Johanna von Flandern,²⁾ führte seine Sache mit der Tapferkeit eines Mannes und dem Muth eines Löwen. Sie zeigte ihr Söhnlein den Mannen und begeisterte sie zum Kampfe durch ihre Schönheit und Beredsamkeit und ihre Mahnung an Mannespflicht und Treue. Im Schlosse Hennebont von Überzahl belagert und an Übergabe gemahnt, bat sie nur noch um drei Tage Zeit, gewiß werde in dessen Hilfe von England kommen. Schon war die Noth aufs höchste gestiegen, als Johanna von der Spitze des Thurmes herab in der Ferne ein Geschwader erblickte und mit dem Rufe: „Ich sehe die Engländer!“ zur Ausdauer aneiferte. Wirklich kam Entsatz, anfangs 1342. Bald darauf entfloß Montfort aus Paris und huldigte dem Könige von England, der die Bretagne für das beste Eingangsthor erklärte, um von da aus nach Frankreich zu gelangen.³⁾

Johanna
von
Mont-
fort. Ein Waffenstillstand auf drei Jahre ward anfangs 1343 abgeschlossen;⁴⁾ während dessen Philipp VI. 1343 durch einen Vertrag mit Humbert II., dem kinderlosen Besitzer, die Dauphiné gewann. Ein Graf von Viennois hatte den Delphin in sein Wappen aufgenommen und hieß darum Guiges au Dauphin oder kurzweg Dauphin, und der Name gieng auf seine Nachkommen und die Landschaft über. Seit der Vereinigung der Landschaft mit der Krone trägt der älteste Sohn des Königs den Namen Dauphin.⁵⁾

Die Dau-
phiné. 1) Froissart, Chroniques de France, d'Angleterre, d'Écosse, d'Espagne, de Bretagne, I, chap. 147—158, 170—175; éd. Kervyn, III, p. 393.

2) Pauli, l. c. IV, p. 387. — Coville, l. c. p. 53.

3) Froissart, l. c. I, chap. 202; éd. Kervyn, IV, p. 15—50.

4) Pauli, l. c. IV, p. 389. — Coville, l. c. p. 47—53.

5) Coville, l. c. p. 85 f.

Die treulose Behandlung einiger bretonischen und normännischen Barone von Seite Philipps VI. führte 1344 zu neuem Ausbruch des Krieges, den Eduard diesmal von Flandern, der Bretagne und Guyenne aus zu führen gedachte. Im ganzen errang der Graf von Derby, der tapferste Ritter, rasche Siege. Hätten von Flandern aus die englischen Waffen gleichen Erfolg gehabt, so wäre Frankreich in die höchste Noth gekommen. Allein Eduards treuer Genosse Artevelde war der Aufgabe, Flandern einig zu machen, nicht gewachsen. Die Eifersucht der kleinen Orte auf die größeren Städte und der Bünfte untereinander zerbröckelten seine Macht in seiner Hand. Er fühlte dies und suchte durch eine Veränderung der Dynastie sein Land im Fahrwasser seiner Politik zu erhalten: der Prinz von Wales sollte statt des ihm feindseligen Grafen Ludwig Herr von Flandern werden.

Artevelde's Pläne

Froissart erzählt: ¹⁾ „Eduard III. erschien um die Mitte des Jahres 1345 mit einer Flotte zu Sluys in Begleitung des Prinzen und vieler edlen Herren und Ritter. Dasselbst kam Artevelde zu ihm, und sie pflogen Unterhandlungen mit den Abgeordneten der flandrischen Städte, und dabei versocht Artevelde den Antrag des Königs. Aber jene waren gar nicht derselben Meinung, sondern sie wichen aus und sprachen, die Sache sei allzuwichtig und betreffe alle Zukunft des ganzen Landes, deshalb getrauten sie nichts für sich darüber zu bestimmen, sondern wären alle Bürger des Landes darüber zu befragen, und was diese nach reifer Überlegung beschlössen, dem würden sie beitreten. Dazu baten sie sich einen Monat Zeit aus, und der König und Artevelde konnten nichts dawider sagen. Darauf reisten sie nach Hause, und jeder in seine Stadt, während Artevelde noch einige Zeit beim Könige blieb und ihm wiederholt versprach, er werde es durchsetzen. Aber er irrte sich und handelte nicht klug, daß er nicht gleich mit den andern abreiste. Denn als die Abgeordneten von Gent heimkamen, versammelten sie gleich das ganze Volk auf dem Markte, und der verständigste von ihnen stellte demselben vor, was der König begehre auf Betrieb und Anstiften Artevelde's. Und es begannen alle darüber zu murren, und der Antrag wollte ihnen durchaus nicht gefallen, und sie sagten: sie wollten niemals so treulos befunden werden, daß sie ihren angestammten Herrn enterbten und einen fremden Fürsten einsetzten; und sie verließen den Markt, alle aufgebracht und ganz empört über Artevelde. Wäre er nun gleich mit den andern dagewesen, so hätte er ihnen doch so viel vorgeschwätzt, bis er sie dafür gestimmt hätte, wie er es inzwischen zu Brügge und Ypern machte; aber er vertraute allzusehr auf seine Macht und sein Ansehen und Glück, daß er meinte, immer noch zeitig genug zu kommen.

scheitern

„Wie er nun nach Gent kam um die Mittagsstunde, waren die Leute in Menge beisammen in der Straße, durch welche er in seine Wohnung reiten mußte. Und als sie ihn kommen sahen, fiengen sie an zu murren und steckten die Köpfe zusammen und sprachen: ‚Sehet da den Großhans, der die Grafschaft nach seinen Gelüsten regieren will! Das lasset uns nicht dulden!‘ Dazu hatte man das Gerücht ausgesprengt, er habe den großen Schatz, den er seit neun Jahren aus den Einkünften und Bußgeldern zurückgelegt hatte, heimlich nach

am Böbel in Gent.

¹⁾ Froissart, l. c. I, chap. 247—248; éd. Kervyn, IV, p. 313.

England geschafft, und darüber war das Volk ganz ergrimmt. Artevelde merkte nun gleich, wie er durch die Straße ritt, daß etwas wider ihn vor sei; denn, die sonst vor ihm die Hüte abzogen und sich verneigten, wandten ihm nun den Rücken. Da fieng er an bedenklich zu werden, und alsbald wie er zu Hause abgestiegen war, ließ er alle Thüren und Fenster verriegeln und verrammeln. Kaum hatten seine Diener das gethan, als sich die ganze Straße, worin er wohnte, mit Menschen füllte, meist aus den niedern Ständen. Die umringten sein Haus, stürmten und versuchten mit Gewalt einzudringen. Die drinnen vertheidigten sich geraume Zeit und verwundeten manchen der Gegner oder warfen sie nieder; da aber konnten sie es nicht länger aushalten; denn es waren fast drei Vierteltheile der Einwohner, welche das Haus stürmten. Da trat Artevelde an ein Fenster und fieng an, ganz demüthig und in gar schönen Worten zu reden: „Ihr guten Leute, was wollt ihr? Warum seid ihr so aufgebracht? Sagt's nur, und ich will euch gern in allem genügeleisten.“ — Da riefen einstimmig alle, die es gehört hatten: „Wir wollen Rechenschaft über den großen Schatz von Flandern, den Ihr fortgeschafft habt!“ — Ganz sanft antwortete jener: „Gewißlich, den habe ich nicht angerührt; gehet nur hübsch heim und kommt morgen wieder, dann will ich euch Rechenschaft ablegen, daß ihr sollet zufrieden sein.“ — „Nein! Nein!“ schrien sie alle zusammen, „jetzt gleich soll es geschehen; so sollt Ihr uns nicht entwischen! Wir wissen gewiß, daß Ihr ihn geplündert und heimlich nach England geschafft habt; dafür müßt Ihr sterben!“

„Da faltete Artevelde die Hände, fieng an bitterlich zu weinen und sprach: „Was ich bin, dazu habt ihr mich gemacht, und habet mir Schutz angeboten wider alle Menschen; und dennoch wollet ihr mich tödten ohne Urtheil und Recht; ihr könnt es thun, so es euch gefällt, denn ich bin nur einer gegen alle. Aber um Gotteswillen, denkt nur an die Vergangenheit und an die Wohlthaten, die ich euch erwiesen. Sag nicht der ganze Handel danieder in diesem Lande? Und ich habe ihn euch wieder hergestellt! Dann habe ich euch in Frieden regiert, und während meines Regiments hattet ihr alles, was ihr wünschtet, in Fülle und Fülle!“ — Aber das Volk schrie: „Steiget nur herab und haltet uns keine Predigt von oben, sondern gebet uns gleich Rechenschaft über den Schatz!“ — Wie nun Artevelde sah, daß das Volk halsstarrig war, schloß er das Fenster, und gedachte durch eine Hinterthür in eine nahe Kirche zu flüchten. Aber da war schon alles gesperrt und gesprengt, und über vierhundert Menschen drangen auf ihn ein. Und er ward gefangen von ihnen und ohne Gnade zusammengehauen. Also endete Artevelde, der seinerzeit so mächtig war. Das niedere Volk hatte ihn gehoben, und das böse Volk brachte ihn zu Tode“ (im Juli 1345).

So endete der große Volksführer und mit ihm der Plan, Flandern an den Prinzen von Wales zu bringen. Eduard schwor, den Tod seines theuren Freundes zu rächen, aber die Städte Flanderns, Gent ausgenommen, drückten ihm ihr Bedauern über das Geschehene aus und blieben dem englischen Bündnis treu.¹⁾ Doch der Feldzugsplan für 1345 war vereitelt, zumal auch

Holland.

Wilhelm IV., Graf von Hennegau, Holland und Seeland, im gleichen Jahre von den Friesen erschlagen wurde. Wilhelm hinterließ nur zwei Schwestern, die ältere, Margareta, war an Kaiser Ludwig, die zweite, Philippine, an

Kaiser Ludwig

¹⁾ Pirenne, Geschichte Belgiens, I, S. 148—150.

Eduard III. von England, eine dritte war an den Markgrafen Wilhelm VII. von Jülich vermählt, damals aber mit Hinterlassung zweier Söhne schon gestorben. Ludwig zog Hennegau, Holland und Seeland im Namen des Reiches ein und belehnte seinen Sohn Wilhelm damit. Der König von Frankreich billigte diesen Schritt, um Ludwig von einem Bunde mit England abzuhalten.¹⁾ —

zieht
Henne-
gau,
Holland
und
Seeland
ein.

Gegenkönigthum in Deutschland.

Die Kurfürsten aber verbanden sich von neuem gegen den Kaiser. Der Papst gieng im Angriffe voran. Die ersten Schläge trafen einen treuen Anhänger des Kaisers, Heinrich von Birneburg, Erzbischof von Mainz, der immer eifrig auf Ludwigs Seite gestanden und alle Mahnungen des Papstes hierüber unberücksichtigt gelassen hatte: die Prager Diöcese wurde am 30. April 1344 von Mainz losgerissen und zur eigenen Metropole erhoben, damit war die böhmische Kirche frei vom Einfluß der Erzbischöfe von Mainz auf sie; das Recht, den König von Böhmen zu krönen, wurde damit von dem Mainzer auf den Prager Bischof übertragen. 1346 wurde Heinrich von Birneburg vom Papste gebannt und an seiner Stelle Gerlach, Graf von Nassau, ein Enkel des Königs Adolf, zum Erzbischofe von Mainz bestimmt. Dann mahnte der Papst die Kurfürsten, Ludwig als einen Keger und Feind der Kirche aufzugeben. Aber wer sollte an die Stelle Ludwigs treten? Clemens VI. dachte zuerst an den Böhmenkönig Johann, der aber seinen Sohn Karl vorschlug.²⁾

Clemen-
s VI.

Prag
Metropo-
le.

Birne-
burg
gebant.

Der unstete, stets nach Abenteuer, aber auch nach Gewinn durch politische Unterhandlungen Europa durchjagende Mann war nicht bloß alt, sondern auch blind geworden: auf einem Turniere von seinem Pferde geschleift, hatte er längst die Sehkraft des einen, und seit 1340 auch die des andern Auges verloren. Dies brachte einen düstern Eindruck auf ihn hervor: früher oft würdelos und treulos in seiner Schlaueit, wurde Johann jetzt ernst und andächtig. Zur Kaiserkrone, nach der er früher so sehnüchtig geblickt, hielt er jetzt sein altes Haupt für viel zu schwach, dagegen wünschte er seinen Sohn Karl damit zu schmücken.³⁾

Der
Böhmen-
könig
Johann.

Karl war geboren 1316, kam durch die Vorliebe seines Vaters für Frankreich in seinem siebenten Jahre nach Paris, wo ihn König Karl IV. mit der Prinzessin Blanca verlobte, und ihm statt des ungefälligen Namens Wenzel, wie er ursprünglich hieß, den eigenen Namen gab. Der junge Luxemburger, vom späteren Papst Clemens VI. erzogen, erwarb sich eine für jene Zeit glänzende Ausbildung, er kam mit geistreichen Gelehrten wie Petrarca in Berührung, und erzählt in seiner Lebensbeschreibung über seine Sprachkenntnisse: „Mit Gottes

Karl IV

¹⁾ Wenzelburger, Geschichte der Niederlande, I, S. 206—215. Göttingen 1879.

²⁾ Villani, Cronica, XII, cap. 59. — Raynaldus, Annales ad an. 1346, n. 3 f.

³⁾ Palacky, l. c. II, 2, p. 198. — Bachmann, l. c. I, p. 795—802. — Vita Caroli, bei Freher, l. c. p. 94.

Regent
von
Böhmen.

Hilfe habe ich außer der böhmischen Sprache italienisch, französisch, deutsch und lateinisch vollkommen lesen, sprechen und verstehen gelernt.“ Schon im siebzehnten Jahre kam Karl zur Regierung: sein Vater hasste Böhmen, kam nur dahin, um Geld zu holen, und hätte das Land vielleicht ohne seinen Sohn verloren. Unter dem Titel eines Markgrafen von Mähren machte Karl dem inneren Krieg ein Ende, beschwichtigte die Parteien, ordnete den zerrütteten Staatshaus halt, und so ward in der ersten Schule des Lebens sein Verstand früh reif, seine Thatkraft früh entwickelt. „Das Königreich“, erzählt er selber, „traf ich in solchem Verfall, daß auch nicht ein königliches Schloß und nicht ein Gut der Krone unverfälscht geblieben war. Die Landesbarone waren zum größeren Theile arge Zwingherren geworden, die keine Furcht vor dem Könige kannten, nachdem sie dessen Macht und Gut unter sich getheilt hatten. Ottokars hohe Burg in Prag lag größtentheils in Ruinen, und ich mußte in der Stadt eine Bürgerwohnung beziehen.“¹⁾ Heftlich wurde die Stellung dem Vater gegenüber: schlechte und falsche Rätthe flüsteren ihm ein: „Herr, seht Euch vor! Euer Sohn hat viele Schlösser und großes Gefolge durch Euch im Lande erhalten; wenn er lange so mächtig bleibt, so treibt er Euch hinaus, wie es ihm gefällt.“²⁾ Doch blieb Karl treu und eifrig für den Vater wie für den Bruder thätig, trotz der Zumuthungen des Kaisers. Als Jüngling hatte er seinem Lehrer die Tiara, und dieser ihm die Kaiserkrone geweihsagt.

Karl IV.
und
Clemens
VI.

Jetzt verhandelte Karl mit dem Papste in Avignon über seine Stellung als künftiger Kaiser der Kirche gegenüber: er versprach am 22. April 1346, die Urtheile Heinrichs VII. gegen Robert von Neapel, gegen Rom und Florenz aufzuheben; desgleichen das Verfahren Ludwigs des Bayern zu mißbilligen; er schwor den Eid, welchen Rudolf in Lausanne geleistet, und gelobte Italien erst dann zu betreten, wenn er vom Papste als deutscher König bestätigt sei; am Tage seiner Krönung in Rom werde er diese Stadt und sodann Italien verlassen, auch ohne des Papstes Einwilligung nicht dahin zurückkehren. Papst Clemens VI. aber sprach am 13. April noch einmal in der stärksten Form gegen Ludwig von Bayern den Bann aus, entband seine Unterthanen des Eides der Treue und drohte den Kurfürsten, selbst einen König zu wählen, wenn sie noch länger zögerten. In Rense wählten dann am 11. Juli 1346 fünf Kurfürsten, die drei geistlichen nämlich und Rudolf von Sachsen und Johann von Böhmen, den Markgrafen von Mähren zum römischen Könige, da das Reich schon lange erledigt sei. Am 6. November bestätigte der Papst diese Wahl.³⁾

Königs-
wahl.Die
Städte
für
Ludwig.

Aber das war zunächst nur ein Scheinkönigthum. Karl fand beim Volke keine Anerkennung, es nannte ihn den „Pfaffenkönig“. Die Städte, besonders am Rhein, waren für Ludwig, und auf einem Tage zu Speier, wohin er sie im September berief, erklärten sie sich in Treue zu ihm bereit zu allen

¹⁾ Palacky, l. c. II, 2, p. 198–209. — Über Karl IV. vergl. Böhmer-Huber, Regesta imperii, VIII. Einleitung, S. XIV ff. Innsbruck 1877.

²⁾ Vita Caroli, l. c. p. 95.

³⁾ Villani, Cronica, XII, cap. 77. — Raynaldus, Annales ad an. 1346, n. 19 ff., 26, 34–37. — Böhmer-Huber, l. c. p. 21. — Höfler, Aus Avignon, S. 3 ff.

Opfern. Karl konnte weder in Aachen, noch in Köln eindringen, der Krönung in Bonn am 26. November wohnten nur wenige Große bei. Von der Belagerung Lüttichs mußte er absteigen, wurde sogar auf französisches Gebiet gedrängt. Aber auch der König von Frankreich vermochte ihm keine Hilfe zu leisten, denn vor den Mauern von Paris standen damals die Engländer, und sah man den Himmel geröthet vom Brande der Städte, Dörfer und Schlösser. —

Die Schlacht bei Crech am 26. August 1346.

Eduard III. war am 12. Juli 1346 beim Cap la Hogue mit 40.000 bis 50.000 Mann gelandet. Als er aus dem Schiffe stieg, stürzte er so stark auf die Erde, daß ihm das Blut aus Mund und Nase floss. „Sire, kehren Sie um, das ist ein schlimmes Vorzeichen!“ riefen die Ritter. — „O nein,“ sagte Eduard, „das Land will mich haben!“ Die französischen Schiffe wurden verbrannt, Gefangene und Beute nach England geschickt. In drei Abtheilungen durchzogen die Engländer das Land, alles mit Feuer und Schwert verheerend, denn der Plan einer französischen Landung in England, den sie in der Normandie fanden, hatte ihre Erbitterung zur Wuth gesteigert.¹⁾ Eduard zog auf dem linken Seine-Ufer bis vor Paris, Philipp VI. suchte ihn auf demselben durch Abbrechen aller Brücken festzuhalten, bis er ihn durch Uebermacht erdrücken konnte. Dennoch gelang den Engländern der Übergang über die Seine und sie bemächtigten sich der Stadt Pontoise. Jetzt nahte Philipp mit Uebermacht. Eduard mußte sich schnell zurückziehen, um sich an der flandrischen Grenze mit seinen Verbündeten zu vereinigen. Mit Mühe erkämpfte er bei Blanchetaque den Übergang über die Somme und stellte sich beim Städtchen Crech auf: „Wir wollen nicht weitergehen; ich bin jetzt auf dem rechtmäßigen Erbe meiner Mutter (Grafschaft Ponthieu), und es ist meine Pflicht, es zu vertheidigen!“ König Philipp kam am gleichen Tage mit 100.000 Mann in die Nähe der Engländer, blieb aber zu seinem Unglücke

Eduard
III.
in der
Norman-
die.

Eduards
Rückzug.

¹⁾ Ein altes Gedicht auf die Schlacht bei Crech zeigt in der Charakterisierung den ganzen damaligen Haß der Engländer gegen die Franzosen:

„Francia, foeminea, pharisaea, vigoris idea,
Lynxea, viperea, vulpina, lupina, Medea,
Callida, sirena, crudelis, acerba, superba,
Es fellis plena, mel dans latet anguis in herba. — —
Praelia multa seris, vulnera plura feres.
Tertius Edwardus, aper Anglicus et leopardus,
Rex tuus est verus, veniet tibi dente severus.
Cor tibi confregit, tua legit, multa subegit,
Bella peregit, fortia fregit, jura redegit.“

Vergl. Political poems and songs relating to English history composed during the period from the accession of Edward III. to that of Richard III., edited by Wright, vol. I, p. 26—27. London 1859.

einen Tag in Abbeville stehen, um noch einige tausend Mann an sich zu ziehen, und gewährte so den Engländern Zeit, auszuruhen und sich auf den bevorstehenden Kampf zu rüsten, auf einer Anhöhe hinter Crech vorthelshafte Stellung zu nehmen, und so kam es zur Schlacht bei Crech am 26. August 1346.

Eduard, so erzählt Froissart,¹⁾ war ganz getroßt und bewirtete diesen Abend alle Grafen und Barone seines Heeres; nachdem er sie entlassen, gieng er um Mitternacht in seine Kapelle und flehte auf den Knien zu Gott um seinen gnädigen Beistand. Des Morgens stand er früh auf und gieng mit dem Prinzen von Wales, von seiner dunkeln Rüstung meist der schwarze Prinz genannt, zur Messe, und sie beichteten und der größte Theil des Heeres, dann ließ er seine Leute sich aufstellen, alle Pferde in eine große Wagenburg hinter dem Heere bringen und befahl, daß alle seine Leute zu Fuß kämpfen sollten. Die vorderste Abtheilung des Heeres stand unter dem sechzehnjährigen schwarzen Prinzen, die zweite unter den erfahrensten Grafen und Edeln des Volkes; an die Spitze der dritten stellte sich der König selbst, nachdem er das ganze Heer auf einem kleinen Zelter durchritten und auch den Muthloosesten durch Wort und Blick ausgerichtet hatte. Gleich am Nachmittage kamen die Franzosen an. König Philipp sandte vier Ritter voraus, um die Lage der Feinde zu erkunden. Einer derselben, Münch von Basel, rieth Philipp: „Die Feinde sind in bester Ordnung in drei Treffen aufgestellt; darum sammelt heute Eure Leute und beginnt morgen die Schlacht, die Euren sind ermüdet und ohne Ordnung, die Feinde aber bei frischen Kräften und auf alles gerüstet.“²⁾

Der Rath gefiel dem Könige und er befahl, die Reihen halten zu lassen. Allein die Franzosen eilten in Unordnung und Kampflust voran, und der Befehl des Königs ward nur von wenigen vernommen. Die hinteren Reihen drängten ungeduldig und hitzig voran, zogen schon von weitem den Degen und schrien: „Zum Tod, zum Tod!“ und dem König schoß beim Anblick des Feindes selbst das Blut in den Kopf und er befahl 15.000 genuesischen Armbrustschützen unter Doria und Grimaldi den Angriff. Den ganzen Tag hatte es fürchterlich geregnet, erst gegen fünf Uhr hellte sich der Himmel auf, und schien die Sonne den Engländern in den Rücken, den Franzosen ins Gesicht. So war also auf Seite der Engländer die Günstigkeit der Stellung und der Ordnung, und sie blieben ganz ruhig, als gegen sie der Haufen der Genuesen näher kam, und hielten sich ganz still und thaten, als hätten sie es gar nicht gehört, als die Genuesen ein entsetzliches Geschrei erhoben, und rührten den Fuß nicht. Als die Genuesen zum drittenmale nun und viel lauter schrien, vordrangen und zu schießen begannen, rückten auch die englischen Schützen ein wenig vor und schossen ihre Pfeile in so ungeheurer Menge und so dichter Masse, daß es aussah, als wenn es schneie, und trafen so gut, daß sie den Feinden Köpfe, Arme und Gesicht durchbohrten, und die Genuesen, die es noch nie mit so tüchtigen Schützen zu thun hatten, wurden dadurch ganz bestürzt, warfen ihre Bogen weg und flohen. Entrüstet rief Philipp den Geharnischten, die hinter ihnen standen, zu: „Haut nur das Gefindel zusammen, daß sie uns den Weg nicht versperren!“³⁾

1) Froissart, l. c. I. chap. 288—295; éd. Kervyn, V, p. 30 f. — Über die Quellen zur Geschichte dieser Schlacht vergl. Böhmer-Huber, Regesta imp., p. 23.

2) Froissart, l. c., éd. Kervyn, V, p. 44.

3) Ibid. p. 52.

So begann ein Gemetzel selbst in den französischen Reihen, und dazu schossen die Engländer immer von hinten, daß sie keinen Schuß verfehlten, und ein entsetzliches Blutbad entstand. Als der tapfere Böhmenkönig Johann von Luxemburg, der, ob schon hochbetagt und stockblind, mit seinem Sohne Karl bei Philipp in der Schlacht war, hörte, wie schlimm die Sachen stünden, bat er die Ritter seiner Umgebung, ihn ins Vordertreffen zu führen, um selbst mitzukämpfen. Der Mönch von Basel und einige luxemburgische Ritter wollten ihn nicht verlassen, ketteten ihre Pferde an den Zäumen zusammen und ritten so mit dem Könige ins Gefecht. Der alte König kämpfte tapfer, hieb muthig drein, fand aber mit allen seinen Begleitern den Tod auf dem Schlachtfelde. Seinen Helmschmuck, drei Straußenfedern mit dem Motto: „Ich dien“, nahm der Prinz von Wales an, und fortan führen es seine Nachfolger. Der junge König Karl kämpfte auf einer andern Stelle und verließ verwundet das Treffen. Vergebens rief man König Philipp, sich zurückzuziehen, bevor es zu spät sei: er knirschte vor Zorn, antwortete nicht, sondern ritt vorwärts und suchte zu seinem Bruder, dem Grafen von Alençon, zu kommen, der in bester Ordnung gegen den Feind anrückte. Der Prinz von Wales kam in schwere Noth, ob schon ihm das zweite Treffen unter Arundel zuhülfe kam. Man sandte einen Ritter zu Eduard um Beistand. „Ist mein Sohn todt oder niedergeworfen, oder so arg verwundet, daß er sich nicht selbst helfen kann?“ fragte dieser. — „Nein,“ antwortete der Ritter, „aber er hat einen harten Kampf zu bestehen, und hat seine große Noth.“ — „Nun dann,“ erwiderte der König, „so soll auch die Ehre des Kampfes ihm gehören: er soll sich heute seine Sporen verdienen, und Ihr sollt, solange der Sohn am Leben, nicht mehr um Hilfe zu mir schicken!“¹⁾ Diese Antwort erfüllte den Prinzen und seine Umgebung mit hohem Muth. Mit neuem Ungestüm kämpften die Engländer, und es fielen: die Grafen von Alençon, von Flandern, von Blois; der Herzog von Lothringen überhaupt die Blüte der französischen Ritterschaft.

Der Sieg der Engländer war ein Sieg des Fußvolkes über die Ritterschaft des Mittelalters. — Nach dem meist zuverlässigen Villani hätten die Engländer sogar Geschütze angewendet,²⁾ die kleine Eisenkugeln warfen, welche Troß und Pferde niederschlugen und einen Lärm machten, daß man meinte, Gott donnere, die übrigens schon bei der Belagerung von Meß (1324) und von Cambray (1339) in Gebrauch waren. „Überhaupt“, sagt Froissart, „war die Niederlage der Franzosen groß und fürchterlich, und sie würde noch weit größer gewesen sein, wenn die Engländer sie verfolgt hätten, aber sie thaten dies nicht und behaupteten nur den Platz.“ Dies rettete auch den König Philipp, und er blieb bis zum Abend auf dem Schlachtfelde. Der Graf von Hennegau riß ihn endlich mit Gewalt fort, bis sie zu einem Schlosse kamen. Der König rief: „Öffnet, öffnet, ich bin der unglückliche König der Franzosen!“ Die Engländer aber blieben auf dem Platze, bis es dunkel wurde, dann zündeten sie Fackeln an, und der König kam zum Prinzen und umarmte ihn: „Mein Sohn, heute habt Ihr Euch brav gehalten und hohen Lohn verdient!“ Der Muth der Engländer und der Sieg waren groß, aber sie blieben besonnen und in Ordnung zusammen. Erst am andern Tage wurden Abtheilungen entsendet, um sich des Sieges zu vergewissern. Und diese trafen die Mannschaften vieler Städte, die

Tod des
Böhmen-
königs.

Der
schwarze
Prinz.

Ge-
schütze.

Neue
Nieder-
lage der
Fran-
zosen
27. Aug.
1346.

¹⁾ Froissart, l. c., éd. Kervyn, V, p. 69.

²⁾ Con bombarde. Villani, Cronica, XII, 66.

Größe
es Ver-
lustes.

gar nichts wußten von der gestrigen Schlacht und alle zerstreut und zusammengehauen wurden. Ja, es sollen am zweiten Tage noch weit mehr Leute gefallen sein, als am ersten. Am Abende zählte man 11 Fürsten, 1200 Ritter und ungefähr 30.000 Gemeine von den Franzosen, die erschlagen worden waren. Dazu hatten die Engländer 80 Fahnen erobert und zum Glück für Eduard waren seine Waffen auch im Süden gegen die Franzosen siegreich und wurde ein Einfall der Schotten unter David Bruce im October zurückgeschlagen.¹⁾

Calais
belagert,

Eduard ließ sich durch den Sieg nicht bethören: er machte keinen Einfall in das Innere Frankreichs, er wollte nur einen festen Platz, um einen zuverlässigen Schlüssel zu Frankreich zu besitzen, und belagerte Calais. Elf Monate widerstand die Bürgerschaft aufs muthigste, endlich, am 4. August 1347, zwang sie der Hunger zur Übergabe, die sie gegen freien Abzug ohne Waffen anbot.

ergibt
sich
1. Aug.
1347.

Eduard wollte anfangs Gnade nur gewähren, wenn er freilassen und umbringen könne, wen er wolle: zuletzt begnügte er sich damit, daß sechs von den ersten Bürgern mit bloßen Köpfen, Füßen und Beinen, in ihren Hemden mit Stricken um den Hals zu ihm ins Lager kommen und sich gänzlich seinem Willen ergeben sollten, die übrigen wolle er dann begnadigen. Schrecken entstand unter den Bürgern. Da trat Gustache de Saint-Pierre hervor: um das Volk zu retten, wollte er sich als der erste der Gefahr aussetzen; fünf andere folgten ihm hochherzig ins englische Lager. Eduard blickte sie unwillig an und befahl, ihnen die Köpfe abzuschlagen. Die Königin flehte um Gnade, sie ward mit den Worten gewährt: „Dame, ich wünschte, Ihr wäret an einem andern Orte gewesen; ich kann Euch aber nichts abschlagen.“²⁾

Waffen-
stillstand.

So glänzend diese Siege, so gering war der Erfolg. England war erschöpft von den Anstrengungen und bereit, einen Waffenstillstand einzugehen, den das von seinen Schlägen gebeugte Frankreich anbot. Er wurde zuerst am 28. September 1347 auf sechs Monate abgeschlossen, später bis 1355 erneuert; Flandern, Schottland und die Bretagne waren in demselben einbegriffen. —

Cola Rienzi und sein Versuch, das römische Reich wieder herzustellen.

Wirren
in Sta-
lien.

Der Papst war halb ein Gefangener in Avignon; in Deutschland standen sich zwei Kaiser entgegen. Ludwig der Große zog nach Neapel, um Rache zu nehmen für den Mord seines Bruders;³⁾ in ganz Italien lagen die Parteien mit alter Leidenschaft im Kampfe. Da richteten sich plötzlich aller Blicke nach Rom, wo ein Reich des Friedens und der Gerechtigkeit

¹⁾ Über die Nachricht Froissarts, daß die Königin Philippine den Kampf gegen die Schotten geleitet habe, vergl. Pauli, l. c. IV, p. 409.

²⁾ Froissart, l. c. I, chap. 297; éd. Kervyn, V, p. 211—215. — Dagegen Pauli, IV, p. 413.

³⁾ Davon weiter unten.

und die Wiederherstellung der Oberherrlichkeit des römischen Volkes verkündet wurde. Es ist dies die Bewegung, welche Cola Rienzi mit seiner Beredsamkeit hervorrief; eine Zeit hindurch hielt sie ganz Europa in Athem und Spannung.

Cola di Rienzo¹⁾ oder Renzo, das heißt Nikolaus, der Sohn des Laurentius, war der Sohn eines Weinschänkers in Trastevere und einer Wäscherin und Wasserträgerin, Magdalena. Da die Mutter bald starb, kam der Knabe (geboren um 1313)²⁾ bis in sein zwanzigstes Jahr zu Verwandten nach Anagni; dort lebte er wie ein Bauer unter Bauern. Der Tod seines Vaters rief ihn nach Rom zurück; die mäßige Erbschaft, die ihm zufließ, gab ihm Mittel, sich ganz seiner Neigung für Studien hinzugeben. Cola las nicht bloß die Bibel, sondern auch die altrömischen Classiker Livius und Valerius Maximus, Cicero und Seneca, Symmachus und Boethius wurden seine Führer; täglich betrachtete er die marmornen Bildwerke der Vorzeit. Je mehr durch anhaltende Studien das Bild von der einstigen Größe Roms vor seinem Geiste klar wurde, umso mehr widerten ihn die damaligen Zustände an, wo Raub und Gewaltthat an der Tagesordnung, wo alle Schlösser des Kirchenstaates Raubburgen und alle Paläste Roms Festungen waren, deren Besatzung oft aus Banditen bestand. „Jeden Tag“, erzählt er selber, „wurden Schandthaten begangen, keine Stätte schützte die Ehre, das Eigenthum, Frauen wurden von der Seite ihrer Gatten gerissen, der Landmann beim Pfluge beraubt, der Pilger auf der Straße geplündert, ermordet. Keine Gerechtigkeit war, keine Sicherheit, keine Abhilfe gegen jegliche Unbill und Zügellosigkeit.“ Jemehr Cola alte Inschriften deutete und die Geschichtschreiber las, umso größer wurde seine Sehnsucht nach Zuständen, ähnlich den ehemaligen. „Wo sind jene wackern alten Römer, wo ihre gepriesene Gerechtigkeit!“ — „O könnte ich zu einer Zeit leben, wo solche Männer blühten!“ — war ein Wunsch, der stets auf seinen Lippen stand. Weil begabt mit reger Phantasie und feurigem Geiste, entwickelte Cola, wenn er in Fluß kam, eine hinreißende Beredsamkeit. Dabei war er ein Mann von schöner Gestalt und ein eigenthümlich phantastisches Lächeln gab ihm den Anschein eines Menschen von höherer Art. In seinem Selbstgeföhle und ehrgeizigen Streben bestärkte ihn auch der Glaube, nicht der Schenkwirt Lorenzo, sondern Kaiser Heinrich VII. wäre sein Vater. Cola trieb das Geschäft eines Notars. Aus seinen Träumen und Studien weckte ihn die Ermordung seines Bruders, für die er keine Bestrafung erlangen konnte, zum Entschlusse auf, Rom von der Tyrannei des Adels zu befreien und Frieden und Gerechtigkeit herzustellen.

Doch die Aufgabe war keine leichte, aber Haß und Schwärmerei steigerten seine Kräfte. Zunächst galt es, einen Namen und Vertrauen zu gewinnen. Cola nahm sich aller Unterdrückten an, wie er konnte; er nannte sich Consul der Waisen, Witwen und Armen. Seine Kunst, in schönem Latein beredt zu sprechen, war bekannt; so wurde er der Gesandtschaft beigegeben, die im Jahre 1343 nach Avignon abgieng, um dem Papste die Würde eines Capitano

¹⁾ Papencordt, Cola di Rienzo und seine Zeit. Hamburg 1841.

²⁾ Ibid. p. 60.

del Popolo anzubieten und ihn zur Rückkehr in seine natürliche Residenz, nach Rom, zu bewegen. Zugleich sollte Clemens VI. auf 1350 ein neues Jubiläum verkünden, überhaupt statt hundertjähriger Jubiläen wegen der Kürze des menschlichen Lebens alle fünfzig Jahre eines eintreten lassen. Der Papst ließ wirklich für das Jahr 1350 ein Jubiläum ansagen, verhiess auch, sobald er könne, nach Rom zurückzukehren, und nahm die angebotene Würde mit Vorbehalt der päpstlichen Rechte an. Colas hinreißende Schilderung von den Räubereien, Mordthaten und Gewaltthätigkeiten in Rom machten den Papst auf das Talent des Mannes aufmerksam: er ernannte ihn im April 1344 mit ansehnlichem Gehalt zum Notar der städtischen Kammer. Cola verwaltete sein Amt sorgfältig, lernte aber dabei noch viel gründlicher die Ungerechtigkeit der Regierenden kennen, und gab seinem Schmerze in einer Rathsversammlung hinreißenden Ausdruck. Was half es? Andreozzo, ein Verwandter der Colonnas, gab ihm — eine derbe Ohrfeige und hieß ihn stille sein, und der Schreiber des Senates verhöhnte ihn! ¹⁾ — Jetzt suchte Cola unmittelbar auf das Volk zu wirken. Zeitungen und Flugblätter gab es damals nicht: man brauchte Symbole und Gemälde.

Wie Cola das Volk aufreizt.
Cola ließ eines Tages auf dem Capitol gegen den Markt zu ein Bild aufstellen: man sah das tobende Meer und in der Mitte ein Schiff ohne Steuer und Segel, das zu versinken drohte, eine Frau in schwarzer Kleidung kniete auf dem Verdecke, das Haar zerstreut, die Hände um Rettung flehend erhoben; unten stand geschrieben: „Hier ist Rom“. Um das Schiff wogten vier andere schon gescheiterte, mit zersplitterten Masten und gebrochenen Segeln; auf jedem lag der Leichnam einer Frau mit der Unterschrift: „Babylon, Carthago, Troja, Jerusalem; die Ungerechtigkeit gab sie der Gefahr preis und stürzte sie endlich ins Verderben.“ Eine weitere Schrift besagte: „Rom, du warst erhaben über jegliche Herrschaft; jetzt erwarten wir deinen Untergang.“ Über dem Meere waren Thiere abgebildet, Löwen, Wölfe und Bären mit der Beischrift: „Das sind die mächtigen Barone“; Hunde, Schweine und Rehböcke mit der Beischrift: „Das sind die bösen Rathsherren, welche den Adeligen anhängen“; dann Schafe, Drachen und Füchse mit der Beischrift: „Das sind die Richter und Notare“; endlich Hasen, Katzen, Ziegen und Affen mit der Beischrift: „Das sind die Räuber, Mörder, Ehebrecher und Diebe.“ Das Volk strömte herbei und staunte. Cola trat in seine Mitte und sprach mit Nachdruck gegen die Gewaltthaten der Großen. Ein andermal ließ er aus dem Lateran die Bronzetafel, auf welcher die „Lex regia“ steht, ²⁾ unter das Volk tragen und erklärte sie. Sie enthält die Rechte, welche der Senat dem Vespasian übertrug. „Hier steht ihr die ehemalige Majestät des römischen Volkes; das war es, welches den Kaisern als seinen Statthaltern ihre Rechte und ihre Gewalt übertrug, das waren eure Voreltern; aber ihr, o Römer, habt zugestimmt, daß Rom seiner Augen beraubt werde, daß der Papst und der Kaiser eure Mauern verließen und fortan nicht mehr von euch abhängen. Seit dieser Zeit ist der Frieden aus diesen Mauern verbannt, das

¹⁾ Reumont, Geschichte der Stadt Rom, II, S. 855. — Gregorovius, I. c. VI, p. 218—228.

²⁾ Vergl. Bd. III, S. 283 dieses Werkes. 6. Aufl.

Blut eurer Edlen und eurer Mitbürger verspricht ihr unnütz in Privatfehden; Rom, die Königin der Nationen, ist das Gespötte der Völker geworden!“¹⁾

Ähnliche Dinge und Reden brachten allmählich die Massen in Bewegung, welche die Großen zu wenig beachteten. Die Colonnas hielten Cola für einen Schwärmer, luden ihn hin und wieder zu Tische und forderten ihn auf, Reden zu halten über den Zustand der Stadt, um sich zu erlustigen. Schlau gieng Cola auf ihre Ansicht über ihn ein und sagte einmal feck: er werde noch dereinst ein großer Herr, er werde Kaiser werden, unter den Anwesenden diesen hängen, jenen köpfen lassen. Anders urtheilte das Volk, unter welchem selten ein beredter Schwärmer wirkungslos auftritt: es fieng an zu glauben an Colas Beruf zur Rettung. An einem abgelegenen Orte auf dem Aventin bildete sich eine Verschwörung: Cola schilderte die ehemalige Größe und das jezige Elend Roms und weinte dabei, und die Zuhörer weinten mit; zuletzt nahm er jedem einen Eid auf die Bibel ab, zur Wiederherstellung der römischen Freiheit Gut und Blut zu opfern. Die Verschwörung gelang, denn die Zustände waren unerträglich geworden und Raub und Mord an der Tagesordnung, alle Tage ward gekämpft, Recht hatte nur das Schwert.²⁾

Als der gefürchtetste Baron, Stephan Colonna,³⁾ mit seinen Soldaten Ende April 1347 aus Rom abgezogen war, um die Getreidezufuhr nach Rom zu schützen, ließ Cola am 19. Mai unter Trompetenschall das Volk für den nächsten Tag, Pfingstsonntag, zur Versammlung auf dem Capitele auffordern. In der Nacht ließ er dreißig heilige Messen zum Gelingen seines Unternehmens lesen. Um zehn Uhr trat er geharnischt, entblößten Hauptes, hinter drei Fahnen, der Fahne der Freiheit, Gerechtigkeit und des Friedens, am Fuße der großen Treppe unter das versammelte Volk und von da aufs Capitol und sprach hier mit gewohntem Feuer von der einstigen Größe und der gegenwärtigen Schmach, und wie er jezt entschlossen sei, aus Liebe zum Papste und zum Heile des römischen Volkes seine Person jeglicher Gefahr auszusetzen. Das Volk jubelte Beifall. Sofort verlas einer der Verschworenen die „Grundgesetze des guten Standes“: Jeder Mörder ohne Ausnahme erleidet Todesstrafe, binnen vierzehn Tagen muß jeder Proceß beendet sein; kein Haus in Rom darf mehr niedergeworfen werden; in jedem Bezirke der Stadt werden 100 Mann zu Fuß und 25 zu Ross auf städtische Kosten angestellt, um für die Sicherheit zu wachen; fallen sie im Dienste der Stadt, so werden die Witwen und Waisen versorgt; in jedem Bezirke wird ein Vorrathshaus errichtet und die städtischen Einnahmen zum Besten der Stadt verwendet; Wachtschiffe an der Küste sollen den Handel schützen; das Volk bewacht die Brücken, Thore und festen Plätze, nicht mehr der Adel.⁴⁾

Mit unermesslichem Jubel nahm das Volk diese Satzungen an und übertrug Cola dictatorische Macht zu strafen an Leib und Leben, zu ver-

¹⁾ Vita Nicolai Laurentii, lib. I, cap. 2—3; ed. Muratori, Antiquitates Italicae, III, p. 402—408. Hier als liber II der historiae Romanae fragmenta.

²⁾ Vita, I, cap. 4—5.

³⁾ Über die Colonna vergl. S. 51 ff., 76 ff. dieses Bandes.

⁴⁾ Vita, I, cap. 5—6.

Gohn des
Abels

Ber-
schönd-
rung.

Aus-
bruch.

Gesetze.

zeihen, Beamte ein- und abzusetzen, Gesetze und Verträge zu machen. Doch nannte sich Cola nicht Dictator oder Rector, sondern Tribun und Befreier des Volkes, um zu zeigen, daß er aus dem Volke und ganz für das Volk sei. In späteren Urkunden nennt er sich *Candidatus spiritus sancti* (denn die Einstimmigkeit des Volkes galt ihm für Wirkung des Heiligen Geistes), *miles Nicolaus severus et clemens, imperator orbis, zelator Italiae, amator orbis et tribunus augustus*. Auf Colas Antrag wurde ihm der Vicar des Papstes, Raimund von Orvieto, als Collega beigegeben. Cola schob ihn vor, um sich durch den Schein päpstlicher Zustimmung zu decken. Beide wohnten auf dem Capitele. Übrigens sah das Volk nur auf Cola.

Die
Barone.

Werden die Barone das Geschehene anerkennen? Stephan Colonna kam nach Rom zurück und zerriß den Befehl, den ihm Cola zusandte, die Stadt zu verlassen, mit der Drohung, er werde den Narren aus den Fenstern des Capitols werfen lassen. Da ließ Cola die Sturmglocke läuten, das Volk versammelte sich in Waffen und die Colonnas hatten Mühe zu entkommen. Jetzt mußten auch die andern Barone die Stadt verlassen; ihr Mangel an Einigkeit war schuld daran; verbunden hätten sie Rom schnell bezwungen, so aber mußte jetzt, einer nach dem andern, die vollendete Thatsache anerkennen und schwören, die Römer nicht zu befehlen, Zufuhr nach der Stadt zu schicken, über die Sicherheit der Straßen zu wachen, Waisen und Witwen beizustehen, geraubtes Gut zurückzustellen. So erhielten namentlich die Klöster entriffene Ländereien wieder zurück, und war der niedere Clerus eifrig für Cola. Strenge und gerechte Urtheile trafen Mörder und Diebe. Unter Thränen beschwor der Tribun das Volk zur Einigkeit; 1800 Feindschaften zwischen Bürgern wurden beigelegt, Verbannte zurückgerufen. Strenge Gesetze schützten die Ehre der Frauen, die Heiligkeit der Ehe, Ehrlichkeit in Handel und Wandel. Auf einmal war Rom und der Kirchenstaat wie umgewandelt. Ein Zeitgenosse sagt: ¹⁾ „Die Wälder freuten sich, daß keine Räuber mehr in ihnen hausten, die Bauern konnten den Acker pflügen, die Pilger fiengen wieder an, die Heiligthümer zu besuchen, die Kaufleute zogen ihres Weges mit der Ladung, sie ließen ihre Waren bei Nacht auf der Straße und fanden sie wohlbehalten und unberührt wieder. Furcht und Zittern befiel die Tyrannen, die braven Leute dagegen freuten sich, daß sie aus der Sklaverei befreit waren.“

Bessere
Ru-
stände.

Nun sandte Cola Kunde vom Geschehenen an den Papst, der zwar klagte, daß man ohne seine Zustimmung Veränderungen vorgenommen, übrigens seine Freude ausdrückte, daß man kein Blut dabei vergossen, daß man Sicherheit und Gerechtigkeit hergestellt habe und der römischen Kirche die

¹⁾ Vita, I, cap. 9.

schuldige Ehrfurcht beweise, und schließlich die höchste Gewalt in der Stadt dem Cola und dem Bischofe von Orvieto unter dem Titel von Rectoren übertrug. Dadurch neu ermuthigt, sandte Cola Herolde an alle Städte Italiens, an Kaiser Ludwig und Philipp VI., Herolde mit silbernen Stäben und dem Wappen der Stadt Rom. „Ich habe“, sagt einer dieser Herolde bei seiner Heimkunft, „diesen Stab durch Straßen der Städte, wie durch Wälder getragen, Tausende von Menschen bogen ihre Knie und küßten ihn mit Freudenthränen, ihren Dank für die Sicherheit der Landstraßen und Vertreibung der Räuber zu bezeigen.“¹⁾ Alle Staaten Italiens sollten Botschafter mit hinlänglicher Vollmacht nach Rom senden, um mit ihm in einem Congreß Italiens Wohlfahrt zu berathen, alle Straßen seien frei und gesichert. Im Plane war die Einigung Italiens mit Rom als Hauptstadt.²⁾

Man muß staunen, welchen Anklang dieses Verfahren fand. Die meisten Städte und Staaten schickten Gesandte und günstige Antworten; es war die Zaubergewalt des Namens Rom, der Reiz der Neuheit und des Außerordentlichen und in den Wirren jener Zeit die nie schlummernde Hoffnung des menschlichen Herzens auf eine Zeit des Glückes, der Brüderlichkeit und der Freiheit. Der Ruf Colas war außerordentlich gewachsen, man sprach von ihm in Jerusalem wie in Paris, der Sultan befestigte die Seehäfen; Johanna von Neapel und Ludwig, König von Ungarn, beriefen sich bei ihrem Streite auf sein Schiedsgericht. Ludwig der Bayer bat ihn, beim Papste seine Lösung vom Banne zu erwirken.

Doch der Mensch erträgt leichter das Unglück als das Glück. So viel Ehre, so viel Erfolg raubten dem Tribunen die Besonnenheit; Eitelkeit und Hochmuth ergriffen und schwächten seine Seele. Cola Rienzi ist eine enthusiastische, aber keine urkräftige Natur; statt rasch zu handeln und die Gunst des Augenblicks zu erfassen, ergeht er sich jetzt in lauter Pomp und Festlichkeiten; Haschen nach äußerem Glanze, nicht Handeln ist sein Wesen. „Um ihn standen“, schreibt ein Zeitgenosse bei Muratori,³⁾ „während er auf prächtigem Sessel saß, die Adeligen voll Demuth, entblößten Hauptes und die Arme kreuzweis übereinander geschlagen. Wenn seine junge und schöne Frau zur Kirche gieng, begleitete sie ein Gefolge bewaffneter Jünglinge und adeliger Frauen, die ihr mit feinen Tüchern die Rücken wehrten. Sein Oheim, vordem Barbier, der „rothe Johann“ genannt, ritt mit einem Gefolge römischer Bürger durch die Straßen. Als er seine Herrschaft befestigt sah, und ehrende Gesandtschaften aus allen Städten und Ländern, von allen Königen und Fürsten ankamen, wollte Cola gern allein regieren und entließ seinen bisherigen Genossen, den Stellvertreter des Papstes.“ — „Ich werde den Umkreis der Erde nach der Gerechtigkeit richten“, sagte er stolz den Römern. Cola ließ Münzen mit seinem Bilde schlagen, und wenn er ausgieng, umgab er sich mit dem ganzen Pompe des Königthums.⁴⁾

1) Vita, I, cap. 10. — Gregorovius, I. c. VI, p. 248—262.

2) Reumont, I. c. II, p. 860 f.

3) Vita, I, cap. 20.

4) Gregorovius, I. c. VI, p. 242 f.

Cola
Pläne.

Immer mehr traten die weitreichenden Pläne des Tribunen hervor: die Vertreibung der Königin Johanna, die Erwerbung Neapels und Siciliens, die Einigung ganz Italiens unter Rom, die Wiederherstellung römischer Welt-herrschaft; seine Boten meldeten in den Städten Italiens, daß ihre Bürger römische Bürger seien und daß sie als solche das Recht hätten, den Kaiser zu wählen, daß sie Gesandte nach Rom schicken sollten. Cola gedachte, selber Kaiser zu werden.

Fest am
1. Aug.
1347.

Die Abgesandten der Städte kamen nach Rom, über zweihundert, alle Mitglieder der edelsten Geschlechter. Fest folgte auf Fest. Zunächst ließ sich Cola am 1. August zum Ritter schlagen: die Nacht vorher brachte er in der Kirche St. Johann im Lateran zu und badete sich in der porphyrenen Wanne, worin Constantin der Große getauft worden sein soll. Raum war der Tribun vor allem Volke mit Ritterschwert und Sporen geschmückt, so verlas der städtische Notar ein Gesetz „im Namen Nikolaus des Gestrengen und Gnädigen, des Befreiers der Stadt, des Eiferers für Italien, des Freundes des Erdfreises und Tribunen und Augustus“, welches die Stadt Rom als das Haupt des Erdfreises, als die Grundlage des christlichen Glaubens und alle und jede Städte Italiens als frei bezeichnete, alle Völker des heiligen Italiens als völlig frei erklärte; die Wahl des römischen Kaisers und die Herrschaft über das römische Reich gebüre genannter Stadt und dem Volke des heiligen Italiens. In Anbetracht dessen wurden Ludwig von Bayern, Karl von Böhmen und die Kurfürsten aufgefordert, nach Rom zu kommen und über die Würden, die sie sich anmaßten, sich zu rechtfertigen, wurde endlich der Papst aufgefordert, nach Rom, dem Sitze der Kirche, zurückzukehren. Darauf erhob sich der Tribun, zog sein Schwert, hieb nach drei Seiten in die Luft und rief: „Das ist mein und auch dieses ist mein!“

Der
Legate.

Der Stellvertreter des Papstes war verblüfft und wie versteinert und wollte durch seinen Notar dem Volke erklären lassen, all das sei ohne sein und des Papstes Wissen und Wollen geschehen; aber der Tribun ließ mit Pauken, Trompeten und Hörnern einen solchen Lärm machen, daß man ihn nicht hören konnte. Die prachtvollsten Gelage folgten. Bei einem andern Feste am 15. August 1347 ließ sich der Tribun sieben Kronen aufsetzen zur Bezeichnung der Gaben des Heiligen Geistes und verbot allen Fürsten, den Boden Italiens zu betreten ohne die Genehmigung des römischen Volkes. Im Rausche des Übermuthes verglich sich der Tribun mit Christus: jener habe im dreißigsten Jahre die Seelen befreit, — er, Italien.¹⁾

über-
muth des
Tri-
bunen.Miß-
hand-
lung der
Großen.

Als Cola von der Unzufriedenheit der Großen hörte, ließ er die angesehensten in den Kerker werfen und ihnen als Hochverräthern den Tod ankündigen. Mehrere Bürger gaben ihm gute Worte und redeten ihm von der Hinrichtung ab. Cola berief das Volk, hielt dann eine Rede über den Text: „Vergib uns

¹⁾ Reumont, l. c. II, p. 868.

unsere Schuld“, und bat das Volk für die Verschworenen um Gnade. Darauf begnadigte er sie und einer nach dem andern mußte vortreten und gegen das Volk das Haupt neigen. Darauf lud er sie zu Gaste, verlieh ihnen Geschenke, Würden und Ehren, und ritt in ihrer Begleitung durch die Stadt. Doch damit hatte er ein Feuer angezündet, das er nicht mehr zu erlöschen vermochte. Für die Begnadigung waren die Barone ihm nicht dankbar, die Demüthigung konnten sie ihm nie verzeihen; sie verließen Rom, befestigten ihre Schlösser, erhoben die Fahne des Aufstandes und verwüsteten die Felder bis an die Thore der Stadt. Das Geschrei des Volkes zwang den Tribunen, mit seinen Truppen ihnen entgegenzuziehen, doch er war kein Krieger und vermochte nicht einmal Marino einzunehmen. Desungeachtet zog der Tribun wie ein Sieger in die Stadt in der Dalmatica, welche die Kaiser bei der Krönung trugen. Offenbar wollte er Kaiser werden, denn um diese Zeit ordnete er auf Johanni 1348 durch Rundschreiben eine Kaiserwahl an, die jedoch nur auf einen Italiener fallen dürfe. Die Verachtung seines unkriegerischen Wesens brachte übrigens im November 1347 den Colonnas eine kleine Niederlage bei; sie wollten am 20. November ohne Vor-sicht in Rom einrücken, da wurden einige erschlagen. Jetzt schlug der Tribun an der Stätte des Kampfes seinen Sohn Lorenzo zum „Ritter des Sieges“, zog im Triumph auf das Capitol und verbot, die gefallenen Colonnas zu bestatten. Statt aber seine Feinde zu vernichten, ergab sich Cola einem asiatischen Luxus und so brachte ihm sein Sieg den Untergang. Selbst Petrarca erklärte sich schon im November enttäuscht.¹⁾

Geschichte.

Colas
Sitten

Da verließen Cola viele von seiner eigenen Partei. Das Volk murrte über die neuen Steuern, die er zur Besoldung der Soldaten ausschreiben mußte, die Barone schnitten der Stadt die Zufuhr ab, der Papst sagte sich in einer scharfen Bulle vom 3. November förmlich von ihm los, sein Stellvertreter verließ am 11. December die Stadt, es ward einsam um den Tribunen. Als er einen neapolitanischen Edelmann, Johann Pipino, vor sein Gericht forderte, verhöhnte dieser die Boten und begann einen Aufruhr. Der Tribun ließ in einemfort die Sturmglocke läuten, aber das Volk sammelte sich nicht unter den Waffen, dieses Theaterwesen war ihm zum Ekel geworden. — „Nach einer Regierung von sieben Monaten über euch werde ich jetzt der Gewalt beraubt“, sagte Cola weinend und schluchzend wie ein Knabe; keine Stimme erhob sich; jetzt zog er noch einmal mit allen Zeichen seiner Würde vom Capitol durch die Stadt, aber nur, um in der Engelsburg Schutz zu suchen, am 15. December 1347. — Drei Tage später rückten die Barone in die Stadt ein, die alte Verfassung wurde hergestellt. Der Cardinal-legat erklärte Rienzi für einen Reher, die Senatoren ließen sein Bild, den Kopf unten, die Beine oben, auf die Mauer des Palastes auf dem Capitol malen. Bald wurde verlangt, daß er an seine Gegner ausgeliefert werde gegen ein bedeutendes Blutgeld.²⁾

und
Fall.

¹⁾ Gregorovius, l. c. VI, p. 296.

²⁾ Vita, I, cap. 37—38. — Villani, Cronica, XII, cap. 104. — Papencordt, Cola di Rienzo, S. 197 f.

Cola's
Fuße.

Da floh Cola im Januar 1348 aus Rom und im März ins Neapolitanische, lebte in den Wäldern, in der Nähe des Monte Majella, im rauhesten Theile der Apenninen, im Umgang mit den Spiritualen aus dem Orden des heil. Franciscus. Im Gefühle, seine Sucht nach weltlichem Ruhme habe seinen Sturz bewirkt, gieng Cola jetzt zur strengsten Entsagung über und ließ sich als Tertiärer in den Orden des heil. Franciscus aufnehmen. Sogar nach Jerusalem wollte Cola wallfahrten, nur die Furcht, daß er in die Hand seiner Feinde falle, hielt ihn zurück.¹⁾

Indes traten in Italien Zustände ein, welche Colas kühnes Unterfangen in besserem Lichte erscheinen ließen. Ein Bardenführer, Werner von Urslingen, ein Enkel des Herzogs von Spoleto, hielt damals mit 3000 Mann einen Raubzug durch Italien. Auf seinem Wappenroße war zu lesen: „Ich bin Herzog Werner, Führer der großen Compagnie, der Feind Gottes, des Mitleids und Erbarmens.“ Aus dem Dienste Ludwigs von Ungarn in Neapel entlassen, erstürmte, plünderte und verbrannte er damals Anagni. Aber er war nicht der einzige Bardenführer, der das zerrüttete Land mißhandelte, Konrad Wolf, ein Graf von Landau, ein Monreale erwarben durch ihre Beutezüge einen nicht minder schrecklichen Namen.²⁾ Da hatte Cola doch einen italienischen Bund gewollt, dem es ein leichtes gewesen wäre, diesem entzücklichen Treiben ein Ende zu machen.

Cola
und die
Spiri-
tualen.Cola in
Prag,

Überdies wurde die europäische Menschheit durch die Pest von 1348 und das Jubiläum von 1350 in die tiefste Bewegung versetzt; der Glaube, daß die Krankheit nur eine Züchtigung des Herrn, nur eine Vorbereitung auf höhere Dinge sei, war allgemein. Da trat vor Cola ein Einsiedler, Fra Angelo, mit der Mahnung, er habe genug für sich gelebt, er solle nun wieder für das allgemeine Wohl leben: große Dinge stünden bevor, Wiederherstellung des Kaiserthums, zu dem Cola helfen sollte, und Zurückführung der Kirche zur ursprünglichen Reinheit. Aus den Weissagungen des Joachim von Floris, des Merlin und anderer bewies ihm der Einsiedler, daß Cola wie der Kaiser, dem er Bahn brechen sollte, schon lange vorausgesagt seien. Cola glaubte; da der Kaiser nach der Ansicht beider kein anderer sein konnte, als Karl IV., so unternahm er unter falschem Namen und verkleidet eine Reise nach Prag (Juli 1350).

Seine
Pläne.

Karl staunte, als ihm der Fremde Beistand für seinen Zug nach Rom anbot, als er das Kaiserthum für die Quelle alles weltlichen Rechtes, und als das einzige Mittel erklärte, Italien aus der Zerrüttung aufzuhelfen, als er seinen Namen und Karl seinen Oheim nannte, mit dem er die Welt beherrschen werde, Karl nämlich den Occident, Cola den Orient. Diese riesigen Pläne giengen über Karls kleinen Gesichtskreis hinaus, diese Lehre vom Ursprung der Bedeutung des Kaiserthums erschien ihm als kegerisch. Noch mehr mochte Karls Mißtrauen erregt werden, als Cola sich einen unehelichen Sohn Heinrichs VII. nannte, als er behauptete, der Papst und die Cardinäle

¹⁾ Papencordt, l. c. p. 198—211.²⁾ Gregorovius, l. c. VI, p. 305.

würden sterben und ein neuer Papst, ein anderer Franciscus erstehen, und mit dem von ihm gekrönten Kaiser und dem Tribunen, als Herzog von Rom, die Dreieinigkeit auf Erden bilden. Karl ließ Cola festnehmen, in strenger, aber anständiger Haft halten, und dem Papste Nachricht davon geben. In der Domkirche zu Prag wurde Cola für einen Ketzer erklärt.¹⁾ Karl ermahnte ihn zur Reue, zum Aufgeben seiner Phantasien. Ludwig der Bayer hätte wahrscheinlich den Tribunen gut aufgenommen und benützt.²⁾

seine
Haft.

Fast zwei Jahre blieb der Tribun zu Raudnitz in Böhmen gefangen, im Juli 1352³⁾ wurde er jedoch nach Avignon ausgeliefert, nicht in Fesseln, aber von zwei Trabanten begleitet; in allen Städten ließ ihm das Volk entgegen, den berühmten Mann zu sehen, und bot ihm Schutz an. Cola ließ sich nicht halten und sagte: „Ich gehe freiwillig.“⁴⁾ In Avignon blieb Cola einige Zeit in Haft; Petrarca hat sich seiner angenommen, ihn von der Todesstrafe, die das Gericht über ihn aussprach, gerettet.⁵⁾ Der Abenteurer bekam jetzt Nahrung von der päpstlichen Tafel und konnte ungehindert seinen Lieblingsstudien, Bibel und Livius, sich widmen; er sah die Thorheit seines letzten Beginns ein, und als ihm wieder einmal jemand mit Prophezeiungen nahte, machte er selber davon dem Papste Anzeige und gewann sein Vertrauen. Als nach dem Tode Clemens' VI., am 6. December 1352, der neue Papst Innocenz VI. (1352—1362) einen Legaten nach Italien schickte, um die abtrünnigen Städte wieder zu erobern, und die Ruhe in Rom herzustellen, nämlich den Agidius Albornoz, so gab er ihm Cola di Rienzi mit, um ihm als Rath und Beistand zu dienen.

Cola in
Avignon.

In Rom war nämlich indes alles wieder durcheinander gegangen, „jeder that Böses nach seinem Sinn,“ wie Villani sagt,⁶⁾ „weil kein Ort da war, wo Gerechtigkeit zu holen. Das Volk war unglücklich und die Stadt darinnen voll von Übelthätern, und draußen wurde allenthalben geraubt und geplündert.“ So zog denn Cola mit dem kleinen Heere des Papstes durch Italien, und die Römer söhnten sich mit der Kirche wieder aus. Cola Rienzi wurde wieder beliebt, die Römer sagten ihm: „Kehre nach Rom zurück, einzig von dir erwartet die Stadt Befreiung von ihren Leiden, sei unser Herr und wir stehen dir zu Befehl.“ Aber es fehlte an Geld, und die Römer gaben ihm keines. Endlich liehen ihm die beiden Brüder des Bandenführers Fra Moreale, die er durch seine Beredsamkeit ganz gewonnen hatte, „daß sie mit ihm giengen und standen, aßen und schliefen, und auf große Thaten mit ihm sann“, 4000 Gulden. Fra Moreale selbst versprach, im Nothfalle ihm mit 2000 Mann beizustehen. Nun kaufte Cola Kleider, Pferde und Waffen, bat den Legaten, ihn zum Senator zu ernennen,

Cola
wird
in Rom.

Neue
Pläne
des Ehr-
geizes.

¹⁾ Feigl, Geschichte Karls IV., Bd. I, S. 294 und Anhang, Nr. CCXI. — Vita Nicolai Laurentii, II, cap. 11, bei Muratori, Antiquitates, als lib. III, der historiae Romanae fragmenta. — Friedjung, Kaiser Karl IV. und sein Antheil an dem geistigen Leben seiner Zeit. Wien 1876. — Palacky, l. c. II, 2, p. 309—311. — Gregorovius, l. c. VI, p. 326—336.

²⁾ Gregorovius, l. c. VI, p. 329 f.

³⁾ Gregorovius, l. c. VI, p. 336. — Reumont, l. c. II, p. 904. — Werunsky, Geschichte Kaiser Karls IV. und seiner Zeit, II, S. 506. Innsbruck 1886. — Dagegen sagt Papencordt, l. c. p. 254: „Juli 1351“.

⁴⁾ Vita, II, cap. 18.

⁵⁾ Papencordt, Cola di Rienzo, S. 254—260.

⁶⁾ Matteo Villani, Istorie, II, cap. 47; bei Muratori, Scriptores, XIV, p. 136.

und der Legat machte ihn zum römischen Senator. Sechzehn Fähnlein Deutsche traten zu Perugia in Colas Dienste. Der Zeitgenosse bei Muratori macht bei dieser Gelegenheit die Bemerkung:¹⁾ „Die Deutschen sind, wenn sie aus ihrer Heimat kommen, ehrliche, treuherzige, arglose Leute; sind sie aber eine Zeitlang unter den Italienern, so werden sie schlaue, verschlagenen und von allerlei Bösem angesteckt.“

Nun gieng's gegen Rom. Das Volk zog dem Senator mit Jubel entgegen, am 1. August 1354, unter Triumphbögen hielt er seinen Einzug, die Stadt prangte im Festschmuck. Vom Capitol herab sprach Cola: sieben Jahre sei er wie einst Nabuchodonosor in der Verbannung gewesen, nun kehre er mit Gottes Gnade zurück, vom Papste zum Senator ernannt, in der Absicht, die Lage der Stadt zu verbessern.

Krimbald und Brettone, die Brüder Fra Moreales, ernannte Cola zu seinen Feldhauptleuten; nach vier Tagen forderte er den Adel zur Hulbigung auf. Die Barone trozten: Cola zog aus, um sie zu bezwingen. Die Truppen murrten, weil er ihnen den Sold nicht bezahlen konnte, die Brüder Moreales halfen jedoch mit Geld aus. Plötzlich ließ er sie sammt ihrem Bruder, weil er gehört hatte, dieser trachte ihm nach dem Leben, gefangen setzen, und Fra Moreale am 29. August 1354 enthaupten.²⁾ Die Schätze Moreales gaben ihm die Mittel, seine Truppen zu bezahlen, aber man nannte sein Benehmen Undank, man ärgerte sich über seine Schwelgerei, seinen Prunk, über seinen übermäßigen Genuß von Wein. Wieder umrauschte die Macht den Tribun. Um ferner Geld zu bekommen, legte er auf Wein, Salz und andere Bedürfnisse Steuern; man war unzufrieden. Cola fühlte das Schwankende seiner Stellung und wollte durch Schrecken Eindruck machen, ließ einen der angesehensten Bürger, weil er nach der Herrschaft strebe, enthaupten, andere gefangen setzen. Da lief ein dumpfes Murren durch die Stadt. Fünzig Soldaten sollten in jedem Quartier die Ruhe erhalten, aber er konnte sie nicht bezahlen, und seinen fähigsten Hauptmann setzte er unbesonnen ab. Alldas beschleunigte Colas Sturz.

In der Frühe des 8. October 1354 tönte Straßen auf und ab der Ruf: „Es lebe das Volk! Es sterbe Cola Rienzi, der Verräther!“ Mit Lärm und Geschrei zogen die Massen zum Capitele, umringten den Palast. Cola hielt die Bewegung für einen Volksauflauf, ergriff die Fahne des Volkes, zeigte sich auf dem Balkone des oberen Stockwerkes, und gebot mit der Hand Stillschweigen. „Gewiß,“ sagt der Zeitgenosse, „wenn sie ihn angehört hätten, so hätte er sie umgestimmt!“ Aber sie wollten ihn nicht hören, grunzten ihm entgegen wie Schweine, warfen und schossen nach ihm, so daß er sich zurückziehen mußte, zugleich legten sie Feuer an die Pforte. Da ließ Cola sich an Tischtüchern durch ein hinteres Fenster in den Hofraum; rathlos stand er da, setzte den Helm bald auf, bald ab, unentschlossen, ob er mit dem Schwerte sich Bahn brechen, oder in Verkleidung fliehen sollte. Endlich entschloß er sich zu letzterem, schor sich den Bart, schwärzte das Gesicht, ergriff eine Bettdecke, als hätte er geplündert, und trat mit den Worten: „Hinauf, hinauf! es ist noch viel zu holen!“ unter das

¹⁾ Vita. II, cap. 16.

²⁾ Matteo Villani, Istorie, IV, cap. 23; bei Muratori, l. c. p. 251. — Vita, II, cap. 22.

Neue
Macht
Rienzi's.

Fra
Moreale.

Neue
Miß-
griffe.

Aufstand
in Rom.

Volk. Doch machten ihn die goldenen Armbänder kenntlich, er wurde zur Stelle geschleppt, wo er früher seine Urtheile zu verkünden pflegte. Dort stand Cola eine Zeitlang, die Arme kreuzweis erhoben, die Blicke umherwerfend. Keiner wagte es, Hand anzulegen. Jetzt wollte Cola sprechen, da stieß ihm ein Francesco da Vecchio das Schwert durch den Leib. Nun fielen die andern über den Todten her, schnitten ihm das Haupt ab, schleiften den Rumpf durch die Gassen, und hiengen ihn zuletzt an dem Erker eines Hauses bei San Marcello auf.¹⁾

Cola's
Ende.

So endete Cola Rienzi, ein außerordentlicher, aber kein großer Mann; er war bloß imstande, eine Bewegung hervorzurufen, aber nicht zu leiten, die höchste Macht zu erlangen, aber nicht zu behaupten. Cola schwärmte wie Petrarca für das römische Alterthum und wählte, es zu neuem Leben erwecken und sogar mit dem Christenthum vereinbaren zu können: sie übersehen, was seit den Cäsaren in der Welt Geltung erworben hatte. Sie waren Geistesverwandte und doch grundverschiedene Naturen: Petrarca der Mann des Gedankens, Cola der Mann der That. Jener ist zufrieden, wenn er seine Anschauungen in einem wohlklingenden Sonette oder in einer periodenreichen Rede niedergelegt hat, dieser hat keine Ruhe, bis er die Welt nach seiner Idee umgestaltet hat. Rienzi ist ein Dichter im Thun und Petrarca ein Staatsmann in Besonnenheit. Man hat es als verhängnisvoll für Italien bezeichnet,²⁾ daß Petrarca nicht Rienzi's Thatkraft und Rienzi nicht Petrarca's Besonnenheit besaß. Hätten aber beide vereint etwas Dauerndes zu schaffen vermocht? Beide waren Egoisten — die Eigenliebe ließ Cola im Besitze der Macht alles Maß vergessen, sich in Prunk ergehen und dem Genuß ergeben, und das führte seinen Untergang herbei: er wollte die Gracchen nachahmen, ohne die Stahlkraft und Opferwilligkeit ihrer Seele zu besitzen. Petrarca vergißt die Gastfreundschaft, die er in Avignon, und die Wohlthaten, die er vom römischen Stuhle genoß.³⁾ Bei seinen schön klingenden Reden muß man stets im Auge behalten, daß er eigentlich nur diejenigen, welche Latein verstehen, für würdige Menschen hält, für berufen zu Genuß und Herrschaft, alle andern sind ihm Böbel und Sklaven, um deren Mißhandlung oder Mord es nicht im geringsten Schade ist.⁴⁾ —

Cola
und
Petrarca

Der schwarze Tod. Die Geißelfahrten.

In die Zeit, da Cola Rienzi als hüßender Einsiedler unter den Spiritualen lebte, fällt der schreckliche Schlag, der das ganze Abendland erschütterte.

¹⁾ Vita, II, cap. 24.

²⁾ Koerting, Geschichte der Literatur Italiens im Zeitalter der Renaissance. Bd. I, Petrarca's Leben und Werke, S. 229. Leipzig 1878.

³⁾ Er besonders ist schuld an dem Zerbilde von Johann XXII., das seitdem durch die Geschichtsbücher geht. Avignon nennt er in den Epist. fam.: „Avenio probrum ingens, foetor ultimus orbis terrae, civitas omnium pessima et foedissima, non jam civitas, sed larvarum et lemurum domus est.“

⁴⁾ Ceterorum (= der Ungebildeten) mors minime flenda est. Invect. in med., 1211. — Koerting, l. c. p. 309.

Es stockte jede politische Bewegung unter der Last jenes allgemeinen Unglücks, der großen Pest des Jahres 1348.

Heuschrecken-
züge.

Das vierzehnte Jahrhundert ist überhaupt eine Zeit außerordentlicher Naturerscheinungen,¹⁾ welche die Menschheit in eine fieberhafte Aufregung versetzten. Zuerst gab es nacheinander viele Heuschreckenzüge, welche alle stehenden Saaten, Heu, Gras, Hirse bis auf die Wurzel wegfraßen, so 1319, so später oftmals.

Der Reimchronist Ottokar von Horneck berichtet, wie die Heuschrecken 1319 in solcher Masse kamen, daß sie die Sonne verfinsterten und sogar einen Knappen sammt seinem Pferde auf der Straße bis auf das kahle Gebein auf- fraßen, und erzählt dann, „wie ihr dichter Zug wohl eine Stunde Weges breit war, wie diese Thiere ihre eigene Ordnung im Zuge beobachteten; die vordersten zogen nach Art von Rittern, die mit dem Marschall reiten und der andern in gutgewählter Lagersstätte warten. Hatten sie diese gut befunden, so flogen sie zurück und meldeten es dem Hauptheer. Dieses kam dann dritthalb Stunden in der Länge des Weges heran, so dicht, daß man die Sonne nicht sehen konnte, und Laub und Gras und Saaten und alles Grüne ward von der Erde weggefressen. An der Größe glichen sie Staren und waren grasgrün.“ Es ist der *Grillus migratorius* und *Grillus cristatus* und *tartaricus*, deren Verheerungen schon der Prophet Joel so naturwahr und großartig geschildert hat.²⁾ Weil der Prophet diese Heuschreckenzüge als das Heer des Herrn darstellt, so fand im frommen Tirol, durch das sie (1338) vierzehn Tage nacheinander flogen, eine Art von Gericht über sie statt. Der Chronist berichtet: „Nun blieb des Namens von denselben Heuschrecken zu Bozen und Kaltern, und wurden mit dem ‚geistlichen Banne‘ von dannen getrieben, und kam der Bann auf sie mit einem Urtheile, denn der Pfarrer von Kaltern fragte alle, die einen Eid geschworen hatten, und ward also geurtheilt von dem ersten Eidschwörer, der um das Urtheil gefragt ward: Diemeil hemelte Heuschrecken dem Land und Leuten schädlich und verderblich kommen wären, so erkenne er zu Recht: daß sie der Pfarrer auf offener Kanzel verschießen sollte, in dem Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Dieses Urtheil ward also befolgt und ordentlich voll- streckt . . . und geschah also und flogen alle vom Lande, daß man ihrer keinen mehr sah. Das ist eigentlichen wahr.“

Erdb-
beben.

Verhängnisvoll für die ganze Menschheit war aber namentlich das Jahr 1348, das mit einer Reihe von Erdbeben von unerhörter Stärke begann, die ganz Europa erschütterten, Tausende und aber Tausende unter hin- stürzenden Häusern erschlugen und die beunruhigendsten Folgen hatten. So lag über Griechenland monatelang ein dicker, schwerer Nebel, England hin- gegen wurde vom Juni bis December durch beinahe unausgesetzte Regen- güsse überschwemmt. Eine Krankheit brach in Sina, genannt Cathai, aus, zog durch Indien, Persien, Armenien vor, wüthete in Syrien und Aegypten

¹⁾ Höniger, Der schwarze Tod in Deutschland, S. 46—60, Berlin 1882, sucht diese Naturerscheinungen als bedeutungslos hinzustellen.

²⁾ Unger, Die Heuschreckenzüge in der Steiermark. Steiermärkische Zeitschrift. Graz 1848.

so heftig, daß zu Kairo täglich 15.000 und in Gaza 22.000 starben; sie gieng auch auf die Thiere über, und die Äser verpesteten die Luft. Italienische Schiffe brachten die Pest aus der Levante nach Sicilien, Pisa und Genua; Pest. schnell durchzog sie Italien, stieg über die Alpen, verheerte 1348 bis 1351 alle Länder Europas, selbst Island, selbst Grönland. Die Krankheit hieß der schwarze Tod,¹⁾ von den schwarzen Flecken oder Beulen²⁾ auf der Haut, in denen sich der kalte Brand verrieth.

Sie begann mit einem Fieber, dem bald Bewußtlosigkeit folgte; Zunge und Gaumen wurden blau, der Athem stinkend, viele Kranke starben schon nach sechs Stunden, die meisten am ersten Tage, die stärksten hielten sich höchstens vier Tage. Die Ärzte kannten kein Heilmittel gegen diese furchtbare Pest, welche nach Berechnung eines Arabers Myriaden von Myriaden wegraffte,³⁾ Opfer Opfer. zahlreich wie der Sand des Meeres, und von Asien bis Europa, bis ins ferne Island und Grönland hinauf sicher ein Drittel der gesammten Bevölkerung ver tilgte — starben doch zu Venedig wie in London über 100.000 Einwohner, zu Siena 70.000, zu Neapel, Florenz und Avignon je 60.000, zu Paris und Norwich je 50.000, zu Marseille in einem Monate 16.000, im Königreiche Sicilien 530.000, zu Basel und Saint-Denis je 14.000, zu Straßburg und Erfurt je 16.000, in Tirol soll kaum der sechste Theil der Bevölkerung übriggeblieben sein. Von Mitgliedern des Franciscaner-Ordens fielen allein in Deutschland 124.434, in Italien 30.000.⁴⁾ Die Wirkung der Krankheit war eine entsetzliche: jede Begegnung, Berührung war ansteckend, aller Verkehr stand still, Städte und Märkte wurden öde, kein Befehl der Obrigkeit galt mehr, die Bürger des gleichen Ortes flohen einander wie Feinde, der Vater kümmerte sich um den Sohn nicht mehr, der Bruder mied den Bruder, die Liebe schien in den Herzen erloschen. Viele suchten nach dem Wahlspruch: „Laßt uns heute essen und heiter sein, denn morgen sind wir todt“, nur noch ihre Leidenschaften zu befriedigen, leugneten Gott und verfluchten ihr Dasein. Andere suchten wie Boccaccio und seine Freunde wenigstens den letzten Augenblick durch feinen Genuß zu verschönern. Die Todten wurden nicht mehr begraben, jeder deckte nur etwas Erde auf seine Todten; so verscharrete der Chronist Agnolo von Tura, der Dicke, fünf Söhne.⁵⁾ Die Ärzte flohen, nur die Mönche blieben treu dem Geiste der Nächstenliebe, aber sie reichten nicht mehr aus, die Sterbesacramente allen zu spenden.⁶⁾ Berzweiflung.

Die Mehrzahl aber ward tief erschüttert und suchte durch Buße und Kasteiung den Zorn Gottes zu versöhnen. Schon im Jahre 1267 war bei einer ähnlichen Noth der Zeit das Geißlerwesen aufgekommen.

1) Bei den Italienern *mortalega grande*.

2) Heder, Die großen Volkskrankheiten des Mittelalters. Herausgegeben von Hirsch. Berlin 1865. — Höniger, Der schwarze Tod in Deutschland. Berlin 1882. — Lechner, Das große Sterben in Deutschland in den Jahren 1348—1351. Innsbruck 1884.

3) In Asien sollen 36 Millionen, in Europa 25 Millionen der Pest erlegen sein. — Heder, l. c. p. 45 und 55.

4) Auch diese Zahlen sind Heder, l. c. p. 46 f., entnommen. — Lechner, l. c. p. 53 ff., aber bestreitet dieselben als viel zu hoch.

5) *Decamerone*, Giorn. 1.

6) Bei Muratori, l. c. XV, p. 120.

Der Anonymus von Leoben sagt zum Jahre 1267:¹⁾ „In diesem Jahre entstand eine öffentliche Bußübung, die in Sicilien begann und durch die Lombardei nach Kärnten, Krain, Steiermark, Österreich, Mähren und Böhmen drang mit ihren Geißelungen und Bußgefängen, die man für eine wunderbare Erscheinung hielt. Viele Menschen, Arme wie Reiche, Ministerialen und Ritter wie Bauern, alte wie junge, zogen bis zum Gürtel nackt umher, und hatten nur das Haupt mit einem leinenen Tuche bedeckt; sie hielten eine Fahne und brennende Lichter in den Händen, sowie Geißeln, mit denen sich einige schlugen, bis Blut floss. Und sie sangen fromme Lieder und giengen von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, und von Kirche zu Kirche. Von denen, welche sie schauten, wurden viele innig gerührt und weinten, und legten sich gleichfalls mit dem ganzen Körper zur Erde, sei es in den Schnee oder Roth. In dieser Bußübung erschien jeder dreiunddreißig Tage zweimal morgens und abends.“ Die Geißler behaupteten, niemand könne von seinen Sünden los werden, der nicht einen Monat in ihrer Gesellschaft zugebracht habe.

Zur Zeit des schwarzen Todes, hieß es, ein Brief, welcher vom Himmel gefallen, besage, daß Jesus Christus über die Sünden der Welt erzürnt sei, jedoch auf Fürbitte der heiligen Jungfrau den Menschen Erbarmen angedeihen lassen wolle, wenn ein jeder so viel Tage, als Christus Jahre auf Erden gelebt, sein Haus meide, um sich zu geißeln. Nun ergriff der Wahnsinn des Flagellantismus die Massen von neuem.

Die „Limburger Chronik“ schildert uns das Treiben ausführlich, wie die Geißler von einer Stadt zur andern zogen mit Kreuzen und Fahnen, mit Kerzen und in Processionen, zwei und zwei, mit Hüten, auf welchen vorne ein rothes Kreuz stand, und wie ihre Vorsänger ihnen Lieder vorsangen und die Masse ihnen nachsang, und wie sie von Stadt zu Stadt zogen, und wenn sie in eine Kirche kamen, schlossen sie die Thür zu, legten ihr Oberkleid ab, und dann giengen sie in einer Procession um den Kirchhof, zwei und zwei, und jeder schlug sich selber mit seiner Geißel zu beiden Seiten über die Achsel, bis das Blut über die Schultern floss, und sangen dabei: „Tretten herzu, wer büßen will, So fliehen wir die heisse hell, Lucifer ist ein böser Gesell. Wen er hat, Mit bech er ihn labt“; der Schlußgejang war: „Jesus ward gelabet mit Gallen, des sollen wir an ein Creutz fallen.“

Wie die Krankheit, so war auch das Geißlerwesen ansteckend: die Verwirrung der Köpfe war über allen Begriff wie die Schrecken dieser Krankheit, die wie keine andere ein entsetzliches Andenken unter der gequälten Menschheit hinterlassen hat. Die Geißler beichteten mit Zerknirschung und nahmen das Abendmahl mit Inbrunst, aber sie hielten sich bald auch für besser als andere, Hochmuth bemächtigte sich ihrer Herzen. Bald versielen Banden derselben in Ausschweifung, Plünderung, Grausamkeit. Der Papst gebot 1359 den Bischöfen Deutschlands, Polens, Schwedens, Englands, Frankreichs, dem Treiben dieser Banden entgegenzutreten, und bald verschwand der Irrwahn.

¹⁾ Anonymus Leobensis, Chronicon, bei Pez, Scriptores rerum Austriacarum, I, p. 829.

Aber noch war ein anderer Wahn zu bekämpfen: viele schrieben die allgemeine Verbreitung der Pest der Vergiftung der Brunnen¹⁾ durch die Juden zu. Die Verfolgung derselben begann anfangs 1348 in Südfrankreich und verbreitete sich von da über die Schweiz und die Rheinlande ins übrige Deutschland. Aus Basel wurden alle Juden vertrieben, im Elsaß bei zweitausend verbrannt, in Mainz eine gleiche Anzahl erschlagen, wie in Speier, Worms, Oppenheim. Einige ließen sich in der Verzweiflung taufen, andere verbrannten sich mit ihren Häusern und Schätzen, nachdem sie ihre Weiber und Kinder erwürgt hatten. Clemens VI. nahm die Juden in Schutz und verbot 1348 bei Strafe des Bannes ihre Verfolgung.

Juden
verfol-
gung.

Daß der schwarze Tod, die Geißlerfahrten und die Judenverfolgung in einem inneren Zusammenhang stehen, läßt sich wohl nicht bezweifeln. Andererseits läßt sich aber auch nicht allgemein sagen, in welcher Reihenfolge diese Erscheinungen als Ursache und Wirkung aufeinanderfolgen. Für Deutschland speciell ist die chronologische Aufeinanderfolge: Judenmord, Geißlerfahrten und schwarzer Tod im großen ganzen nachgewiesen.²⁾ Die drei Erscheinungen kann man als nebeneinander laufende, vielfach aber ineinander greifende Äußerungen der großen allgemeinen Erregung der europäischen Menschheit betrachten. —

Karl Robert. — Ludwig der Große von Ungarn und Johanna von Neapel.

Noch haben wir in dieser Zeit der Schicksale des Anjouischen Hauses in Ungarn und Neapel zu gedenken.

Nachdem Wenzel III. Ungarn verlassen hatte,³⁾ riefen die Gegner Karl Roberts Otto von Bayern, einen Sohn der Elisabeth, einer Tochter Belas IV., 1305 ins Land. Otto kam, wurde in Stuhlweißenburg gekrönt, vermochte aber nicht, die Alleinherrschaft zu erringen. Vom Papste Clemens V. unterstützt, behauptete sich Karl Robert in einem Theile Ungarns, während Otto in Siebenbürgen, wo er die Tochter des Wojwoden heiraten wollte, von diesem gefangen gesetzt und der Krone beraubt wurde. Der Papst drohte Otto mit dem Kirchenbanne, wenn er nicht den Königstitel ablege, und der Erzbischof von Gran bewog die Stände des Reiches 1307, Karl Robert als König anzuerkennen und das zurückgehaltene königliche Einkommen herauszugeben. — Karl Roberts Sache ftieg, als Otto 1308 aus seinem Gefängnis in seine Heimat entfloß, und der Cardinal Gentilis von Montefiore auf einem Reichstage zu Pest, im November 1308, die Ungarn zur allgemeinen Anerkennung Karl Roberts bewog. Einstimmig anerkannten ihn die Großen als König, denn die Nation war der Wirren müde, nur bestanden sie darauf, daß die Königswahl Sache der Nation und nicht des

Otto
von
Bayern

Karl
Robert
1301
bis 1304

¹⁾ Johannes von Müller, Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, II, S. 200—205. Leipzig 1825. — Dr. Feinlich, Die Pest in der Steiermark, I, S. 105 ff. — Vergl. S. 105 dieses Bandes.

²⁾ Höniger, l. c. p. 5 ff., bestätigt von Lechner, l. c. p. 29.

³⁾ Vergl. S. 182 dieses Bandes.

Papstes sei: dieser möge den Gewählten nachträglich im Namen der Kirche bestätigen. Der Cardinal belegte dann alle mit dem Kirchenbanne, die Karl Robert die Anerkennung verweigern würden, und krönte ihn, am 15. Juni 1309, mit einer neuen Krone, nicht mit der Krone des heil. Stephan, denn diese erlangte man erst im Frühjahr 1310 wieder, worauf Karl Robert noch einmal gekrönt wurde, denn die Krone des heil. Stephan gab dem Könige in den Augen des Volkes erst die wahre Weihe. Am 18. März 1321 starb Matthäus Csák, ¹⁾ der im Nordwesten sich gleichsam ein eigenes Reich gegründet hatte, und nun war auch der letzte Gegner gewichen. Die Magnaten mußten sich allmählich dem Könige fügen!

Friede und Ordnung kehrten zurück, und die Milde und Weisheit seiner Regierung gewannen Karl Robert die Liebe und Verehrung seiner Unterthanen. ²⁾ Um den Staatsschatz und das Heer zu heben, ließ der König die Gold- und Silberbergwerke besser bearbeiten, machte das Schloßvolk aus Leibeigenen zu Schloßunterthanen, reichte die Jagdgier unter die Waffenträger der königlichen Schar ein, und suchte den kriegerischen Geist im Adel durch Gestattung von Wappen, die man bis dahin im Lande nicht kannte, und durch ritterliche Kampfspiele, sowie dadurch zu heben, daß er den Magnaten gestattete, größere Scharen oder Banderien zu errichten und an ihrer Spitze in die Schlacht zu ziehen. Also traute er einem Vasallenheer mehr zu, als einem allgemeinen Aufgebot. Um den Adel für das Hofleben zu gewinnen, erhöhte Karl den Einfluß der königlichen Räte und der Diener. Das Einkommen erledigter Bisthümer zog er für die Krone ein: 1342 führte er auf einem Reichstage das Gesetz durch, daß jede Hufe oder Porta unterthänigen Grundes jährlich 18 Denare steuern müsse. Karl ließ in Ungarn die ersten Goldmünzen prägen, Floren genannt, weil sie den florentinischen Ducaten an Gold und Wert glichen. Die Wasser- und Feuerprobe wurde abgeschafft und für ordnungsmäßige Rechtspflege gesorgt; den Zweikampf ließ sich jedoch der kriegerische Geist der Nation nicht entreißen. ³⁾

Auf welcher niedriger Stufe die Rechtspflege bei den Ungarn damals noch stand, ersieht man aus der Geschichte des Felician Zsch. Diesem hatte der Bruder der Königin die schöne Tochter entehrt; Zsch stürzte dafür am 17. April 1330 in der Raserei des Schmerzes beim Mittagmahle auf die königliche Familie los, verwundete den König an der Hand, hieb der Königin vier Finger ab, wurde jedoch von den Dienern des Königs in Stücke gehauen. Seine ganze Familie mußte nun büßen: die schöne Tochter Clara ward schmachvoll verstümmelt und durch die Stadt zur Schau geführt, sein Sohn an den Schweif eines Pferdes gebunden, eine andere Tochter enthauptet und bis in das dritte Glied das Geschlecht hingerichtet oder seiner Güter beraubt und verbannt. ⁴⁾

¹⁾ Huber, Geschichte Österreichs, II, S. 199. — Vergl. Szalay, l. c. II, p. 180.

²⁾ „Gepriesen seien jene“, sagt der Magyar Szalay („Geschichte Ungarns“, II, S. 173), „welche, der vergangenen Zwistigkeiten vergessend, sich jetzt um Karl scharten, auf daß das Vaterland wieder erstehe. Ruhm sei auch Karl, welcher sich so bewies, daß ihn der Ungar ohne Erröthen auf dem Thron der alten Könige schauen durfte.“ — Vergl. Kronez, Der Kampf des Anjouischen Königthums mit der Oligarchie. Graz 1863. — Feßler-Klein, l. c. II, p. 26.

³⁾ Porta (= Thor) von jedem Thore, durch welches ein mit Getreide oder Heu beladener Wagen durchfahren konnte, es mochte nun bloß ein Mensch innerhalb des Thores wohnen oder mehrere.

⁴⁾ Szalay, Geschichte Ungarns, II, S. 191—194. — Czuday, l. c. I, p. 327—331.

Mit der Kirche stand Karl Robert gut, nach und nach mit dem Adel und den Städten, und nun begann Ungarn eine Rolle in der europäischen Politik zu spielen. Dieser König vermählte sich 1320 in dritter Ehe mit Elisabeth, der Tochter des Wladislaw Lokietek, Königs von Polen, und legte dadurch den Grund zur späteren Vereinigung Polens mit Ungarn. — Karl Robert verlangte ferner von seinem Oheim Robert von Neapel (1309 bis 1343) für einen seiner Söhne die Nachfolge auf dem Throne von Neapel, da der Sohn dieses Robert, Karl, Herzog von Calabrien, 1328 gestorben war und nur zwei Töchter, Johanna und Maria, hinterließ. Und als Robert im Jahre 1328 seine Enkelin Johanna zur Erbin bestimmte, und der Papst seine Zustimmung dazu gab, erreichte Karl Robert wenigstens, daß sein zweiter Sohn Andreas mit Johanna vermählt würde, um mit ihr vereint dieses schöne Reich dereinst zu beherrschen. Andreas war damals sechs, Johanna zehn Jahre alt. 1333 wurde das junge Paar in Neapel verlobt. — Als Lokietek starb, bewog Karl Robert 1333 die Polen, dessen Sohn Kasimir auf den Thron zu erheben; für diesen seinen Schwager bewog er Karl IV., den Titel eines Königs von Polen abzulegen, wogegen Kasimir zu Gunsten des Böhmenkönigs auf Schlessien Verzicht leistete. Die Präliminarien wurden am 3. September 1335 in Trentschin abgeschlossen und dann im November in Wischegrad bestätigt, wo die Könige Kasimir von Polen, Johann von Böhmen und dessen Sohn, der spätere Kaiser Karl IV., mit Karl Robert zusammentrafen. Den Glanz der Versammlung bezeichnet, daß dem Gefolge der Könige von Böhmen und Polen vom königlichen Gastgeber täglich 4000 Brote und 180 Fässer Wein verabreicht wurden.¹⁾ Im Jahre 1339 bewog Karl Robert die Polen, seinen Sohn Ludwig zum Nachfolger des kinderlosen Kasimir zu wählen, unter dem Beding, daß er das abgefallene Pommern auf eigene Kosten zurückerobere. Karl Robert starb am 16. Juli 1342, vierundfünfzig Jahre alt.

Ihm folgte sein siebzehnjähriger Sohn Ludwig, der wegen seiner heroischen Eigenschaften den Beinamen „des Großen“ führt, und unter dessen vierzigjähriger Regierung (1342—1382) Ungarn die Höhe seiner Macht erreichte.

Nachdem Ludwig die Finanzen geordnet, beruhigte er zunächst im Jahre 1343 die Sachsen Siebenbürgens und zwang den Wojwoden Alexander von der Walachei zum Eide der Treue gegen die Krone Stephans. Hierauf beschäftigte Neapel seine Kräfte. Dort war am 16. Januar 1343 Robert gestorben, der Weise oder der Gute genannt. Gegen den früheren Vertrag hatte er in seinem Testamente bestimmt, daß die Krone auf Johanna und nach ihr auf deren Schwester Maria übergehen, und daß ihr Gatte

¹⁾ Thuroczi, l. c. II, p. 47. — Huber, l. c. II, p. 166.

Andreas nur den Titel eines Herzogs von Salerno führen solle. Andreas klagte über Vertragsbruch, und Ludwig sandte seine Mutter Elisabeth 1343 mit großen Schätzen nach Neapel. Andreas und Johanna vertrugen sich nicht gut miteinander, jener war ernst, stolz und von rauhen Sitten, diese von feiner Bildung, schön, eitel, lebenslustig und der Galanterie ergeben. Aus Boccaccios „Decameron“, dessen Liebesgeschichten für diesen Hof gemacht sind, lernen wir den leichtfertigen Geist der Königin und der fröhlichen Schar ihrer Umgebung kennen.

Giovanni Boccaccio ist der uneheliche Sohn eines florentinischen Kaufmannes und einer Französin, geboren zu Paris 1313.¹⁾ Vom Vater ward er anfangs für den Handel bestimmt, bis dieser, von seiner Neigung für die Studien überzeugt, ihn der Leitung eines tüchtigen Gelehrten überließ. Nun las Giovanni Virgil und Horaz, besonders aber Dante, „seinen Meister, seine Leuchte“, dem er alles verdanke, was Gutes in ihm sei. Leider finden wir wenig von dem reinen Seelenschwung, von der tiefen Religiosität Dantes in Boccaccio, er ist mehr Heide als Christ und Meister in der Frivolität. In Neapel traf Boccaccio mit Petrarca zusammen am Grabe Virgils, wohin ihn seine Liebe zur Dichtung und seine Sehnsucht nach unsterblichem Ruhme geführt hatte. Beide wurden Freunde, und wie Petrarca fand auch Boccaccio eine Laura, und zwar am Charlamstage 1341 in der Kirche San Lorenzo in Neapel, und diese Laura war keine geringere als Donna Maria, eine natürliche Tochter König Roberts von Anjou, damals mit einem vornehmen Neapolitaner vermählt. Ihr zu Ehren sind „Filocolo“ und „Fiammetta“ gedichtet, sie führte ihn am Hofe Johanna's ein, dem Sitz eines glänzenden, aber auch sehr lockeren Lebens. Für diesen Hof schrieb der Dichter seine Liebesgeschichten, die er zum „Decameron“ verwob, und die er nach seiner Rückkehr nach Florenz veröffentlichte. Die Republik verwendete seit 1350 den geistreichen Gelehrten zu ehrenvollen Gesandtschaften nach Rimini, Avignon, Rom, einmal auch nach Ravenna, damit er der armen Tochter Dantes im Namen von Florenz, welches die Manen des großen Dichters zu süßnen bestrebt war, ein Geschenk von zehn Gulden — damals eine große Summe — überbringe.

Das „Decameron“, 1354 veröffentlicht — flog durch die Welt; die verderbte Gesellschaft jener Zeit fand an diesem Muster der Geschichtenerzählung, in dieser kräftigen Schilderung der Tugenden und Laster, in dieser geistreichen Entlarvung der Heuchler, ihr eigenes Spiegelbild und ihre gelungene Rechtfertigung, aber auch ein Schrei der Entrüstung ertönte aus dem Munde aller Ernsteren und Besseren gegen den Verfasser. Eines Tages (1361) erschien ein Karthäuser aus Siena, Giovacchino Liani, beim Dichter in Florenz und redete ihm dergestalt ins Gewissen und erschütterte ihn durch Mittheilung einiger Geheimnisse, die Boccaccio allein zu wissen glaubte, derart, daß dieser nicht bloß alle frivolen Schriften, die noch in seiner Hand waren, verbrannte, sondern auch Karthäuser zu werden beschloß im ersten Schmerz über sein Unrecht, und nur durch seine Freunde von diesem Gedanken abgehalten wurde, doch blieb ein tiefer Eindruck zurück, und der früher so leichtfertige Mann lebte von da an ordentlich,

¹⁾ Koerting, Boccaccios Leben und Werke, S. 253. Leipzig 1880. — Rossetti, Giulio Celso, Petrarca, Boccaccio, p. 351. — Dr. Marcus Landau, Giovanni Boccaccio. Stuttgart 1877.

ja musterhaft; er ergriff jede Gelegenheit, um seine gläubige Gesinnung kundzugeben, er vermachte das Wertvollste, was er besaß, dem Augustinermönch Martino da Signa, damit er für seine Seele bete; nach dessen Tod sollte es dem Kloster San Spirito zufallen. In einer Kirche der Augustiner wünschte er seine letzte Ruhestätte zu finden. Der Glaube galt ihm für wertvoller als das Wissen.¹⁾ Boccaccio bedauerte die Veröffentlichung des „Decameron“ und schrieb über die unanständigen Schilderungen desselben an einen Freund: „Überlasse meine Novellen denjenigen, welche sich dem Ungeheuer ihrer Leidenschaften überlassen, deren höchstes Streben darauf gerichtet ist, allgemein für gefährliche Feinde weiblicher Keuschheit zu gelten. Und willst Du nicht Mitleid haben mit der Ehre Deiner Frauen, so habe wenigstens Mitleid mit meiner Ehre, wenn Du mir hinreichend zugehört hast, um Thränen über meinen Kummer zu vergießen. Die jene lesen, werden mich für einen schamlosen Kuppler, einen blutschänderischen Greis, einen schmutzigen und verleumderischen Menschen halten, dem nichts mehr Genuß ist, als die Vergehen anderer auszuplaudern.“ Die einzelnen Geschichten des „Decameron“ sind nicht immer originell, wohl aber die Zusammenstellung des Ganzen, die Ordnung und Einheit des Planes, und die meisterhafte Schilderung der Pest von 1348.

Be-
kehrung.

Schmerz
über sein
Buch.

Über die sprachlichen Verdienste des Buches äußert sich aber ein italienischer Literaturhistoriker mit Recht: „Sie bestanden hauptsächlich in der Reinheit und Eleganz, der Fülle und Rundung und dem Flusse des Stils. Das ‚Decameron‘ vollendete, was Dantes Gedicht und Petrarcas Canzonen begonnen hatten, und doch haben Boccaccios classische Studien, seine fast abgöttische Verehrung des Lateinischen dazu beigetragen, der italienischen Sprache etwas Schimmerndes und Geschraubtes, eine unbestimmte, unnatürliche Construction, und eine breite Wortfülle zu geben, welche sie wenigstens für eine moderne Sprache außerordentlich affectiert und schwerfällig erscheinen läßt. Die wunderbare Präcision und Kraft Dantes wurde in den abgerundeten Perioden Boccaccios verwässert und verderbt, sodasß trotz des männlichen Stils der Machiavelli und Alfieri die italienische Prosa kaum jetzt nach Verlauf von fünf Jahrhunderten eine regelmäßige Begründung hat. Die Verehrung vieler Italiener für ihren ersten Meister in der Prosa hat jedoch beträchtlich abgenommen, und es hält nicht schwer, außerhalb Florenz Leute zu finden, welche gern zugeben, daß, wenn Boccaccios Sprache vielleicht die beste ist, sein Stil jedenfalls der schlechteste sei.“²⁾ — Boccaccio starb am 21. December 1375 auf seinem Landgute bei Certaldo.

Einfluss
auf die
Sprache.

Groß sind die Verdienste Boccaccios um die Belebung des Studiums der antiken Schriftsteller, später sollen sie näher besprochen werden. Jetzt wurde seiner nur gedacht, als eines Zeugen vom leichtfertigen Geiste, der am Hofe zu Neapel herrschte.

Der ernste, reine Andreas war der Königin längst zuwider, aber erst seit dem Tode König Roberts wagte sie ihre Verstellung abzulegen. Die Mutter war für das Leben des Sohnes besorgt und wollte ihn nach Ungarn zurücknehmen, Johanna's Schmeicheleien hielten sie davon ab und sie kehrte ohne Andreas 1344 in ihre Heimat zurück.³⁾ Jetzt gab sich Johanna un-

1) Pastor, I. c. I, p. 5. — Testamento di Giovanni Boccaccio. Siena 1853.

2) Mariotti, Italien, I, S. 206.

3) Thuroczy, I. c. III, p. 4. Dieser Geschichtschreiber war ein Vertrauter König Ludwig's.

gescheut ihren Neigungen hin; Feste folgten auf Feste, Andreas wurde aber sorgfältig davon ferngehalten, der ganze Hof war gegen ihn verschworen. Seine Lage wurde mit jedem Tage ernster. Auf Ludwigs Andringen willigte der Papst ein, daß Andreas bald gekrönt werde, und dieser drohte in seiner Unvorsichtigkeit schon, wie er als König gegen seine Widersacher am Hofe verfahren werde. Deshalb suchten die vielen Gegner im Einvernehmen mit Johanna die Krönung möglichst lange hinauszuschieben, und endlich verschworen sich viele vom Adel, die Königin von ihrem lästigen Gemahl ganz zu befreien.

Andreas
er-
mordet.

Am 18. September 1345 übernachtete der Hof nach anstrengender Jagd in der Stadt Aversa; es war eine schöne sternenhelle Nacht, als die Kämmerer Andreas weckten, weil ein Tumult in der Stadt entstanden sei. Raum hatte Andreas sein Gemach verlassen, als sie über in herfielen, ihn erdroßelten und seine Leiche in den Hof warfen. Gab die Königin die Zustimmung zum Morde ihres Gemahles? oder ist wahr, was sie nachher an die Signoria von Florenz schrieb, daß der König allein in den Park des Schlosses gieng, wie er oft that, und daß ihn seine Gegner hier ermordeten? Gewiß ist, daß die Königin sich um die Leiche des Königs nicht kümmerte,¹⁾ daß das Volk dringend Bestrafung der Mörder verlangte, daß der Proceß tumultuarisch war, und daß nur diejenigen hingerichtet wurden, deren Aussagen der Königin und den Verschworenen gefährlich werden konnten. Im December 1345 wurde die Königin von einem Sohne entbunden, der in der Taufe den Namen Karl Martell erhielt. Der Papst befahl in einer Bulle vom 2. Februar 1346, daß die Verschworenen aus der Kirchengemeinschaft ausgestoßen würden.²⁾

Ludwigs
Rache.

Damit begnügte sich aber König Ludwig nicht: er forderte vom Papst, daß er Johanna der königlichen Würde entsetze und ihm oder seinem jüngeren Bruder Stephan bis zur Großjährigkeit Karl Martells, den die Mutter des Andreas erziehen solle, die Regentschaft verleihe. Der Papst hingegen erklärte, er könne Johanna des Reiches nicht berauben, solange nicht ihre Schuld erwiesen sei; er sandte einen Cardinal zur Untersuchung nach Neapel, dem aber Johanna so viele Schwierigkeiten in den Weg legte, daß die wahren Urheber der Mordthat nicht ans Licht kamen. Hatte Johanna schon früher mit ihrem Verwandten Ludwig von Tarent in näherer Verbindung gelebt, so vermählte sie sich jetzt am 20. August 1346 mit ihm. Ludwig von Ungarn aber beschloß, mit den Waffen Rache und Recht zu fordern. Doch, wie nach Neapel kommen? Mit Benedig war er seit 1345 in Krieg wegen Zara, das der venetianischen

¹⁾ Der Neueste, der an Johanna's Unschuld glaubt, ist F. de Baumesfort in seiner Schrift „Cession de la ville et de l'état d'Avignon au Pape Clément VI par Jeanne I. reine de Naples.“ Apt. 1873. Dagegen Thuroczi, l. c. III, p. 9.

²⁾ Czuday, l. c. I, p. 351.

Schutzhoheit überdrüssig, dem Ungarkönige sich anschließen wollte; eine Flotte konnte er also nicht erhalten. Da beschloß Ludwig, den weiten Weg zu Land mit seinem Heere zurückzulegen, machte Frieden mit Venedig und gieng 1347 mit einem Heere, dem das Bild des ermordeten Bruders auf einer großen Fahne vorangetragen wurde, mitten durch Italien. Am 11. Januar 1348 standen die Ungarn vor Benevent und am 18. Januar nahm Ludwig zu Aversa in demselben Kloster Quartier, wo Andreas ermordet worden war. Boten aus den verschiedenen Städten des Reiches, namentlich aus Neapel, begrüßten ihn.

Johanna hielt alles für verloren und schiffte sich mit Ludwig von Tarent nach der Provence ein. Die Prinzen des königlichen Hauses, Karl, Ludwig und Robert von Durazzo, Philipp und Robert von Tarent und mehrere andere Adelige hingegen, denen man sicheres Geleit versprochen, begaben sich zu Ludwig und wurden huldvoll aufgenommen. Als sie alle beisammen waren, gab ihnen Ludwig ein glänzendes Mahl. Am Schlusse desselben warf aber Ludwig dem Karl von Durazzo plötzlich den Mord seines Bruders vor und ließ ihn am folgenden Tag, 23. Januar 1348, in demselben Borgemache enthaupten, in welchem jener erdroffelt worden war, und die Leiche durch dasselbe Fenster in den Garten werfen.¹⁾ Die übrigen Prinzen wurden nach Ungarn gebracht, auch das verwaiste Kind des Andreas, Karl Martell, das aber schon am 19. Juni 1348 aus dem Leben schied. In Neapel hielt Ludwig strenges Gericht über die Schuldigen und ließ sich dann zum Könige beider Sicilien ausrufen. Papst Clemens VI. verweigerte seine Zustimmung zu dem Geschehenen, denn Johanna's Schuld sei noch nicht bewiesen.²⁾

Die furchtbare Pest des Jahres 1348 brach aus, und der König entschloß sich zur Heimkehr, indem er Stephan Vaczfy als Regenten zurückließ.³⁾ Kaum war der König abgezogen, so begannen die Neapolitaner den Kampf gegen die Ungarn. Um Geld zur Wiedereroberung ihres Reiches zu gewinnen, hatte jetzt, am 19. Juni 1348, Johanna ihre Ansprüche auf Avignon um die Summe von 80.000 Goldstücken an den Papst verkauft.³⁾ Kaiser Karl IV. gab am 1. November seine Zustimmung dazu, da Avignon ein kaiserliches Lehen des alten Königreiches Arelat war. Mit dem so gewonnenen Gelde rüstete Johanna

¹⁾ Gravina, *Chronicon de rebus in Apulia gestis*, bei Muratori, l. c. XII, p. 579 ff.

²⁾ Über die Quellen für Ludwigs ersten Zug vergl. Szalay, l. c. II, p. 240.

³⁾ Die Urkunden — Schreiben Johanna's über den Tod des Andreas, an Ludwig — und die schroffe Antwort des Königs, der Kaufvertrag über Avignon und die Genehmigung desselben durch den Kaiser Karl IV., die Quittung über Empfang von 80.000 Goldstücken von Seite Johanna's — im Anhang zum genannten Werke von de Baume fort. Avignon hat seinen Namen vom keltischen Aven (= Fluß), plur. avenio, also Stadt an den Flüssen, in welche sich die Rhone in jener Gegend theilt. Mone, Gallische Sprache, S. 90. — Baume fort, l. c. p. 3—5. Ihre verwinkelte frühere Geschichte ebenda S. 6—17. — Gregorovius, l. c. VI, p. 321. — Werunschy, Geschichte Kaiser Karls IV. und seiner Zeit, II, p. 478. Innsbruck 1886.

und nahm auch den berühmten Bandenführer Werner von Urslingen mit 1200 Deutschen in Sold. Als sie im August mit ihrem Gemahl auf genuesischen Schiffen in Neapel erschien, wurde sie mit Jubel empfangen und sofort begann eine heftige Bedrängung der ungarischen Besatzungen in den verschiedenen Plätzen des Königreiches. Den Ungarn blieben zuletzt nur noch Manfredonia und einige Schlösser. 1350 kam Ludwig mit einer neuen Armee, stieß aber auf heftigen Widerstand; bei Canossa erhielt er eine schwere Wunde, bei Aversa erstieg er der erste die Mauern, bei Salerno stürzte er sich in den Strom, um einen mit den Wellen kämpfenden Soldaten zu retten. Neapel ward nach langer Belagerung genommen. Ludwig aber fühlte die Schwierigkeit, die Neapolitaner zu regieren, welche die Ungarn haßten.

Da schritt der Papst ein. Ludwig und Johanna sollten beide vom Lande sich fernhalten, bis der Proceß entschieden sei; wenn schuldig am Morde des Andreas, so sollte sie das Reich verlieren, und dieses dem Könige von Ungarn heimfallen; würde sie unschuldig befunden, so sollte sie Neapel wieder bekommen, aber dem Könige von Ungarn 300.000 Goldstücke Kriegskosten bezahlen. Unter diesen Bedingungen wurde ein Waffenstillstand bis 1. April 1351 geschlossen, und Ludwig begab sich nach Rom, wo er am 19. September 1350 auf das feierlichste empfangen wurde. Überzeugt, daß Ungarn und Neapolitaner sich nie vertragen, zog Ludwig Ende 1350 mit seinen Truppen nach Hause zurück. Als der Papst Johanna im Jahre 1351 aus Mangel an hinreichenden Beweisen freisprach, verzichtete Ludwig stolz sogar auf die 300.000 Goldstücke als Kriegskosten: denn er lasse sich das Blut seines Bruders nicht bezahlen, und überließ Johanna ihrem Schicksale.¹⁾

Sie wurde einunddreißig Jahre später, im Mai 1382, nachdem sie sich in der Zwischenzeit noch zweimal vermählt, in einer schönen Nacht auf Befehl des Karl von Durazzo, eines Sohnes Ludwigs von Durazzo, in den Kissen ihres Bettes ersticht. Es ist schwer, sie vom Morde ihres Gemahles ganz freizusprechen; desungeachtet muß man zugestehen, daß ihre spätere Regierung sehr weise war, daß sie fähige Leute für die Ämter auszuwählen wußte, und daß sie geneigter war, Verdienste hochherzig zu belohnen, als Verbrechen nachgiebig zu bestrafen.

Um die Macht der Krone in Ungarn zu stärken, machte Ludwig einige Änderungen in der Verfassung. Der königliche Schatz sollte gehoben, die Wehrkraft der Nation verstärkt werden. Die goldene Bulle gewährte solchen Adelligen, mit denen ihr Geschlecht ausstirbt, das freie Verfügungsrecht über ihre Güter. Auf dem Landtage 1351 wurde dagegen bestimmt, daß im Falle kinderlosen Absterbens alle ererbten oder avitischen Besitzungen auf die Geschwister oder deren Nachkommen, in deren Ermangelung aber auf die königliche Schatzkammer überzugehen hätten. Den Familiengliedern wurde verboten, ihre Güter an Fremde abzutreten, und der Gebrauch eingeführt, daß, wenn das eine oder andere Glied eines Stammes kinderlos verstarb, die Güter doch im Besitze

¹⁾ Matteo Villani, l. c. II, cap. 24, ap. Muratori, Scriptores, XIV, p. 116 f.

Bezucht
auf
Neapel.

Johanna's
Ende.

Ver-
stärkung
der
Kron-
gewalt.

Abtittelt.

des Stammes verblieben. Diese Anordnungen schützten also die Familien vor Verarmung; sie konnten daher immer die nöthigen Contingente zum Landesheere stellen, auf der andern Seite bekam die Krone für die früher verschleuderten Schloßsgüter einen Ersatz in der Abticität oder dem Recht des Heimfalls von Gütern gänzlich ausgestorbener Geschlechter. Um das Einkommen der Krone zu vermehren, wurde ferner bestimmt, daß in Zukunft die Bauern auf den königlichen, geistlichen und adeligen Gütern das Neuntel ihrer Boden-Steuern.erzeugnisse als Steuer ihrer Herrschaft abzuliefern hätten. Die Freizügigkeit der Bauern wurde von der Zustimmung ihres Grundherrn abhängig gemacht, überhaupt die Angelegenheiten der Unterthanen völlig der Gerichtsbarkeit der Grundherrschaft untergeordnet. Die Stärke seiner Regierung suchte also Ludwig im Adel.

Nun kommt eine Reihe glücklicher Kriege. Kasimir von Polen,Ludwigs Kriege. Ludwigs Oheim, hatte 1349 dem lithauischen Fürsten Lubart Rothrußland mit den Städten Lemberg, Wladimir und Chelm entrisen, 1350 aber wieder an die Lithauer verloren, die sogar in altpolnische Gebiete eindrangten; jetzt rief er Ungarn gegen die Lithauer zu Hilfe, die sich Galiziens bemächtigt hatten. Ludwig schlug 1351 ihren Anführer, zwang ihn, Galizien abzutreten und zum Versprechen, das Christenthum anzunehmen. Das gewonnene Galizien überließ Ludwig gegen 100.000 Goldgulden dem Könige von Polen.¹⁾ Dann wurden die Tataren, welche 1352 von der Moldau aus in Polen ein-Moldau.gebrochen waren, aus Polen bis zur Krim zurückgedrängt und die Moldau der ungarischen Krone zinsbar gemacht. Im Jahre 1353 wurde ein neuer Versuch der Tataren auf Polen zurückgeschlagen und die Flüsse Dnjepr und Bug zur Grenze bestimmt.²⁾

Im Jahre 1356 begann der Krieg gegen die stolze Republik Venedig,Venedig. denn den König schmerzte der Verlust von Zara, worin er sich im Jahre 1346 hatte fügen müssen. Ludwig führte sein Heer durch Istrien gegen Treviso, der Ban von Kroatien nahm die Städte Dalmatiens weg. Die Waffen Ungarns waren so glücklich, daß Venedig 18. Februar 1358 auf Dalmatien für ewige Zeiten verzichtete, der Doge den Titel Herzog von Kroatien und Dal-Dalmatien.matien ablegte und sich anheischig machte, dem Könige auf Verlangen 24 Kriegs-Kriege zu Zara.schiffe zur Verfügung zu stellen.³⁾

Nun machte sich Ludwig daran, die Oberhoheit Ungarns auch über die südslavischen Nachbarländer vollends zur Geltung zu bringen; es handelte sich um Serbien, Bosnien und Bulgarien.

Serbien stand von Anfang an unter byzantinischer Oberhoheit und Serbien.wurde nach dem Untergang des Bulgarenreiches im Jahre 1019 förmliche

¹⁾ Huber, l. c. II, p. 216 f.

²⁾ Czuday, l. c. I, p. 359.

³⁾ Szalay, l. c. II, p. 266 f.

Provinz des byzantinischen Reiches. Nun begannen aber die Serben den Kampf um Selbständigkeit, die sie zunächst unter Stephan Bogislaw um 1040 errangen. Stephans Sohn und Nachfolger Michael, 1050—1084, erhielt von Gregor VII. den Königstitel. Bald brach aber wieder Parteihader aus und stellte byzantinische Oberhoheit sich im Jahre 1151 wieder ein, von der sich Serbien erst unter dem Fürsten Stephan Nemanja (1159—1195) dauernd freimachte. Dieser Stephan, der Begründer der Dynastie Nemanja, nannte sich „Fürst der Serben und Kaiser von Romania“. Seine Nachfolger behaupteten die Königswürde und erweiterten — seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts als Vasallen der ungarischen Krone — das Reich, so daß es unter dem größten derselben, Stephan Duschán (1331—1355), über Bulgarien, Makedonien, Albanien, Epirus, Thessalien und Marnanien sich erstreckte. Stephan Duschán nahm im Jahre 1346 den Titel Czar, das ist Kaiser, an und zeichnete sich aus nicht bloß als Eroberer, sondern noch mehr als Gesetzgeber und Förderer der Bildung und Volkswirtschaft. — Bei solcher Machtposition ist es begreiflich, daß Stephan Duschán die von seinen Vorgängern anerkannte Oberhoheit Ungarns abzuschütteln suchte und seine Unabhängigkeit auch Ludwig I. dem Großen gegenüber behauptete. Als er am 20. December 1355 starb und sein Sohn Urosch V. mit dem Oheim Simeon haberte, wäre für Ludwig schöne Gelegenheit gewesen, doch nahm ihn der Kampf mit Venedig in Anspruch. Im Jahre 1359 aber rückte Ludwig mit einem starken Heere in Serbien ein und zwang den Czaren Urosch V. zur Anerkennung der ungarischen Oberhoheit und zur Abtretung des Machower Banates.¹⁾

Bosnien

Bosnien, auch Rama genannt, erscheint bald nach dem Anfälle Kroatiens ebenfalls als unterthäniges Nebenland der ungarischen Krone. So nennt sich schon Koloman (1095—1114) Herr von Rama. Bela II. (1131 bis 1141) bestimmte seinen zweiten Sohn, Ladislaus, zum Ban von Bosnien. Während des Thronstreites nach dem Aussterben der Arpaden lockerte sich aber das Unterthänigkeitsverhältnis; Karl Robert plante die Wiederunterwerfung, Ludwig I. führte sie durch. Schon 1346 leistete der Ban Stephan Kotromanič von Bosnien dem jungen Ungarerkönig Heeresfolge. Als der Ban im Jahre 1353 ohne männliche Nachkommen starb, suchte Twardko, sein Vetter und Nachfolger, von Ungarn sich loszumachen, wurde aber von Ludwig I. im Jahre 1356 gezwungen zur Huldigung und Abtretung von Chelm (Chulm). Das Streben Ludwigs I. nach größerem Einfluß auf die inneren Angelegenheiten Bosniens veranlaßte Twardko zu neuer Erhebung, deren Ludwig I. durch den Feldzug im Jahre 1363 noch nicht Meister werden konnte, obwohl

¹⁾ Herkberg, Geschichte der Byzantiner und des osmanischen Reiches, S. 227, 230, 254, 289, 298, 303, 307, 331, 343 f., 437 ff., 464 f., 468 ff., 473, 481—483, 487. — Huber, l. c. II, p. 220.

der Kampf als eine Art Kreuzzug gegen die „kezerischen Patariner von Bosnien“ galt. Erst als Twardko im Jahre 1364 durch eine Verschwörung bosnischer Adeliger vertrieben, durch Ludwig I. aber wieder eingesetzt wurde, nannte er sich „von Gottes und unseres Herrn, des Königs Ludwig, Gnaden Ban von Bosnien“. ¹⁾

Bald darauf gewann Ludwig I. auch einen Theil Bulgariens. Da- Bul-
garien. selbst war nach dem Tod des Czaren Alexander im Jahre 1365 Streit ausgebrochen zwischen dessen Söhnen Schischman und Sracimir, weil letzterer, obwohl der Ältere, mit dem Gebiete von Widdin abgefertigt wurde. Dieser Bruderstreit veranlaßte Ludwig I. zum Eingreifen; er nahm den Sracimir gefangen, besetzte dessen Gebiet und machte es zu einem ungarischen Banat Widdin. ²⁾

Somit waren alle südlichen und östlichen Nachbarländer der ungarischen Oberhoheit unterworfen. Bald aber kam es zu vorübergehenden Regungen der Unbotmäßigkeit, doch wußte Ludwig I. im wesentlichen die Oberherrschaft festzuhalten bis zum Jahre 1377, wo die Walachei und Bosnien wieder als unabhängige Staaten erscheinen, zu einer Zeit, wo einmüthiges Zusammenwirken so dringend nöthig gewesen wäre gegen die Gefahr der gewaltig anwachsenden Türkenmacht. Von den großen welthistorischen Aufgaben, die hier gegen Süden dem Ungarnreiche gestellt waren, ließ sich Ludwig I. leider durch seine auf den Westen und Norden gerichteten dynastischen Pläne ablenken. ³⁾

Persönliche Reibungen und politische Eifersucht schienen schon im Jahre 1361 zum Kriege mit Karl IV. zu führen, doch der Papst vermittelte den Frieden, und bei einer Zusammenkunft in Brünn 1364, der auch der Herzog Rudolf IV. von Österreich beistand, ward die Erbfolge in den drei Familien Habsburg, Luxemburg und Anjou ⁴⁾ dahin bestimmt, daß Böhmen nach dem Aussterben des Hauses Luxemburg an Österreich fallen solle; sterbe aber dieses früher aus, so komme Österreich an das königliche Haus von Ungarn, und falls dieses ohne Erben bleibe, an Luxemburg. ⁵⁾ — Nun fand der Hilferuf des byzantinischen Kaisers Johannes V. Paläologus gegen die Türken Gehör, und im Jahre 1366 errangen die Ungarn unter Ludwig, vereint mit den Walachen, den ersten Sieg über die Türken; zur Erinnerung an diese glänzende That wurde die Kirche zu Maria-Zell erbaut. Ludwig zeigte überhaupt großen Eifer für die Kirche und begünstigte besonders die Bemühungen der Franciscaner zur Verbreitung des Katholicismus in den ungarischen Vasallenländern. ⁶⁾

Erbs-
vertrag.

Maria-
Zell.

¹⁾ Huber, l. c. II, p. 228.

²⁾ Ibid.

³⁾ Ibid. p. 229—234.

⁴⁾ Sieh Stammtafel des Hauses der älteren Anjou nächste Seite.

⁵⁾ Szalay, l. c. II, p. 268—273.

⁶⁾ Ibid. p. 274 f. — Huber, l. c. II, p. 229, 232.

Polen. Zu gewaltiger Höhe stieg die Macht Ungarns, als am 5. November 1370 Kasimir von Polen kinderlos starb, und Ludwig, von den Ständen berufen, in Krafau am 17. November zum Könige von Polen, mit Umgehung der männlichen Glieder des Hauses der Piasten, gekrönt und 1374 gegen Herabsetzung der Grundsteuer auf ein Drittel das Erbrecht Ungarns an Polen auch auf die Töchter des Königs ausgedehnt wurde. Galizien wurde jetzt wieder mit Ungarn vereinigt (1380).

Ludwig Ludwigs Erfolge vermehrte ein Krieg mit Venedig. Der Kaiser Johannes V. der Paläologe hatte, wie gesagt, Ludwig um Hilfe gegen die Türken gebeten und versprochen dafür in den Schoß der katholischen Kirche zurückzukehren. Ludwig war geneigt zur Hilfe und verlangte von Venedig die im letzten Frieden bedungenen vierundzwanzig Kriegsschiffe. Die Republik weigerte sich, Wort zu halten. Ludwig nahm dies damals (1366) scheinbar ruhig hin, war aber zu gelegentlicher Abrechnung entschlossen. Er verband sich mit Franz von Carrara, Herrn von Padua, dem erbitterten Feinde Venedigs, zum Kriege gegen die Handels-Republik im Jahre 1372. Doch die Venetianer erwehrt sich durch den Sieg bei Lupa, am 1. Juli 1373. Als aber im Jahre 1378 der alte Haß zwischen Venedig und Genua wieder in offenen Krieg ausbrach, gesellte sich Ludwig zu den Feinden Venedigs und griff das venetianische Festland an, während die Flotte Venedigs mit der genuesischen rang und am 7. Mai 1379 bei Pola vollständig geschlagen wurde. Venedig kam in die höchste Noth und bat um Frieden. Ludwig verlangte als Ersatz der Kriegskosten 500.000 Ducaten

sucht
Venedig
zinsbar
zu
machen.

Stammtafel des Hauses der älteren Anjou:

Karl von Anjou, König von Neapel 1266—1285, der Bruder Ludwigs des Heiligen			
Karl II., der Lahme, König von Neapel 1285—1309, Gem.: Maria, Tochter Stephans V. von Ungarn, Schwester Ladislaus' V. des Rumänen			
Karl Mariell, König v. Ungarn 1290—1295, Gem.: Clementia, Tochter Rudolfs von Habsburg	Robert der Weisse, König von Neapel 1309—1343	Johann von Durazzo Karl, Ludwig, Herzog Graf von Durazzo. von Gravina	
Karl Robert, König v. Ungarn 1301—1342	Karl, Herzog von Calabrien, † 1328	Karl III., der Kleine, 1382—1386 König von Neapel und Ungarn	
Ludwig der Große, 1342—1382 König von Ungarn und Polen	Andreas, † 1345, König von Neapel.	Johanna I., 1343—1382 Königin von Neapel, Gemahle: 1. Andreas von Ungarn, † 1345; 2. Ludwig von Tarent, 1346—1362; 3. Jakob von Aragonien, Titularkönig von Majorca, 1363—1375; 4. Ditto v. Braunschweig, 1376—1388.	Maria, Gemahlin Karl's von Durazzo. Ladislaus, Johanna II., 1386—1414 1414—1435 König Königin von Neapel. von Neapel.
Maria, 1382—1392, Gem.: Kaiser Wladislaus Sigismund.	Hedwig, Gem.: Jagello.		

auf einmal, dann eine jährliche Steuer von 50.000 Ducaten,¹⁾ ferner daß zum Zeichen der Oberhoheit Ungarns über Venedig die Dogenwahl vom Könige bestätigt und an jedem Festtage das ungarische Banner auf dem Marcusthurme aufgepflanzt werden müsse. So sehr auch die Venetianer gedemüthigt waren, in diese Bedingungen konnten sie sich nicht fügen. Der Krieg begann von neuem und diesmal waren die Venetianer glücklicher zur See. Im Jahre 1381 wurde der Friede dahin abgeschlossen, daß Venedig 7000 Ducaten jährlich an Ungarn zu zahlen verhiess und die Eroberungen in Dalmatien, namentlich Cattaro herausgab, wofür Ludwig I. auf seine Eroberungen im venetianischen Festlande und auf den Handel mit dalmatinischem Salze verzichtete. Ludwig I. hätte Venedig wohl noch mehr demüthigen können, allein seine eigentlichen Pläne giengen über Venedig hinaus auf Neapel, dessen Königin Johanna I. von Urban VI. im Jahre 1380 als Anhängerin des Gegenpapstes Clemens VII. für abgesetzt erklärt worden war.

Papst Urban VI. übertrug Neapel als ein Lehen des heiligen Stuhles an Ludwig. Dieser trat es an seinen Verwandten Karl von Durazzo oder Karl den Kleinen ab, den Neffen jenes Karl von Durazzo, den er in Aversa hatte enthaupten lassen. Karl, von einem ungarischen Heere unterstützt, zog im Jahre 1380 nach Neapel, nachdem er früher noch Ludwig geschworen hatte, daß er nie das Erbe seiner Töchter angreifen werde; ihm gelang es dann, von Urban VI. am 1. Juni 1381 die Belehnung mit dem Königreiche Neapel zu erreichen und Johanna in seine Gewalt zu bekommen. Diese gestürzte Königin wurde in der Gefangenschaft auf Karls Befehl am 22. Mai 1382 erdroffelt.

Der letzte Regierungsact Ludwigs war die Berufung der polnischen Stände im Jahre 1382 nach Altsohl, wo er sie bewog, Maria und ihrem Bräutigam Sigismund von Luxemburg-Böhmen den Huldigungseid zu leisten; denn Ludwig wünschte all seine Kronen ungetheilt auf Maria übergehen zu lassen. Am 11. September 1382 starb Ludwig in Tyrnau. Unter ihm hat Ungarn seine höchste Höhe erreicht.

Ludwig war eine Kraftnatur, tapfer, voll Glaubenseifer und dabei politisch klug, zugleich ein voller, ganzer Ritter, neben Stephan und Ladislaus der populärste König von Ungarn. Um sich von den Bedürfnissen des Volkes und von der Art zu überzeugen, wie die Beamten seine Befehle ausführten, bereiste Ludwig oft sein Land unter Verkleidung. Neben seinem Glaubenseifer hatte der König einen gesunden Sinn für die materiellen Interessen: er begünstigte die Städte, Industrie und Handel. Durch den Besitz Dalmatiens kam Ungarn mit dem Meere in Verbindung, durch den Besitz Polens bekam es den Transitohandel nach dem Norden und russischen Osten. Für die Sicherheit der Straßen und des Verkehrs war hinlänglich gesorgt. Auch für wissenschaftliche Interessen hatte Ludwig regen Sinn. Damit seine Ungarn ihre Bildung nicht im Auslande suchen mußten, stiftete Ludwig 1367 eine Universität in Fünfkirchen.

¹⁾ Bezüglich der Zahlen vergl. Szalay, l. c. II, p. 306. — Czuday, l. c. I, p. 368. — Huber, l. c. II, p. 238.

Türken und Mongolen.

Die Entstehung des osmanischen Reiches.

Die Osmanen sind Turkomanenhorden.¹⁾

Die Geschichte der Entstehung des osmanischen Reiches ist zum Theil sagenhaft, durch diese Sagen geht aber eine Vorahnung künftiger Größe.²⁾

Erto-
ghrul.

Aufgeschreckt durch Dschingischän wanderte 1224 der edle Dghuse Suleiman Schah mit 50.000 Seelen von Chorasän nach Armenien aus: nach dem Tode des Eroberers wollte er wieder in die Heimat zurückkehren, erkrank aber unterwegs (1231)³⁾ und die Seinigen zerstreuten sich. Zwei seiner Söhne, Dündar und Ertoghrul (= der gerade Mann) blieben in Kleinasien. Eines Tages sah Ertoghrul, wie in einem Thale zwei Heere sich bekämpften; schnell stand er der schwächeren Partei bei und verhalf ihr zum Siege. Die Überwundenen waren Tataren, die Sieger Seldschuken, ihr Anführer Ala-Eddin Kai-kobad, Sultan von Ikonium. „Die Vorsehung hat dich zu mir geführt,“ sagte Ala-Eddin zu Ertoghrul, „ich küsse dir die Hand wie meinem Beschützer“ und schenkte ihm ein Ehrenkleid, machte ihn zum Führer seines Heeres und vertraute ihm den Schutz der Provinz Angora an. Ertoghrul machte Söğud, das Thebasion der Griechen, am Sangarius zum Stammsitze und zum Centrum

¹⁾ Die Türken gehören zu den ural-altaischen Völkern, deren Verwandtschaft Bd. V, S. 674 f. dieses Werkes, 5. Aufl., dargestellt wurde. Ihr Charakter, ihr hoher kriegerischer Muth ist Bd. IV, S. 615, 631 f. dieses Werkes, 5. Aufl., geschildert, ihre Religion, einfacher Naturdienst, ebenda; sie verehrten die vier Elemente und brachten dem „Geiste des Himmels“ Pferde, Stiere und Widder dar, dem Kauf Tangri, d. h. dem blauen Gotte, dem Geiste des Himmels. Ihre älteste Geschichte ist größtentheils verloren, seit sie den Islam annahmen, denn alles, was dem Koran zuwider ist, galt ihnen fortan für unwahr und unwichtig. Den Namen Turkomanen leiten die Türken selber von Turk und Jman (Glaube) ab, deuten ihn demnach als die zum rechten Glauben bekehrten Türken. — Klaproth, Asia Polyglotta, 1. — Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches in Europa, I, S. 10. Die sinesischen Geschichtschreiber berichten oft über sie unter den Namen Chiung-nu und Hiongnu und Lufu, was nur sinesische Entstellung des Namens Türken ist. Über das Verhältniß der Türken zu den Avaren vergl. Bd. III, S. 734 f. dieses Werkes. 6. Aufl. Fortan reden öfters die Byzantiner und die Araber von den Türken.

²⁾ Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches, 10 Bde. 2. Aufl. Pest 1835 bis 1836. — Geschichte der Aghane, das ist der Mongolen in Persien, 2 Bde. Darmstadt 1843. — Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches in Europa, 6 Bde. Hamburg 1840 bis 1859. Das Verzeichnis der Quellen bei Hammer, Geschichte der goldenen Horde, S. XXI bis XLIX f. Pest 1840. — Klaproth, Tableau historique de l'Asie, p. 100—113, 154.

³⁾ Im Euphrat in der Nähe der Fesung Dschaber. — Sein Grab am Ufer hat heute noch den Namen Türkengrab.

der Grenzwaſche gegen die Griechen. Das Land, das er zu vertheidigen hatte, hieß Sultanöni, des Sultans Vorderſeite, das alte Phrygia epiktetos. In einer Nacht las er ſtehend den Koran bis gegen Morgen, wo er in Schlaf verfiel; da hatte er eine prophetiſche Erſcheinung und vernahm die Stimme: „Dieweil du mein von Ewigkeit her beſtehendes Wort ſo hochgeehrt, ſollen hochgeehrt ſein deine Kinder und Kindeskinde durch kommende Geſchlechter und Zeiten.“¹⁾ Ertoğhrul ſtarb 1288 im neunzigſten Lebensjahre.

Sultanöni.

Ein nicht minderer Ehrgeiz ſpricht ſich im Traume ſeines Sohnes Oſman (1288—1326) aus.²⁾ In der Nacht vor ſeiner Vermählung mit der vielumworbenen Malchatur, der ſchönen Tochter des frommen und gelehrten Edebali, Scheichs von Adana, ſah er den Mond aus Edebalis Bruſt aufgehen, ſich zu ihm neigen und als Vollmond ſich in ſeinem Buſen bergen. Und nun wuchs aus ſeinen Lenden ein Baum empor und wurde immer größer an Schönheit und Stärke und breitete ſeine Äſte und Zweige aus über alle Länder und Meere. Unter ſeinem Laubdache ſtanden Gebirge wie der Kaukaſus, der Atlas, der Taurus und der Hämus; aus ſeinen Wurzeln entſprangen der Euphrat und der Tigris, der Nil und die Donau; Flotten bedeckten die Flüſſe und Meere, und Saaten die Felſen, Wälder die Berge, und die Ebenen Städte; und in den Städten waren prachtvolle Tempel und von den Thürmen herab erſcholl der Ruf zum Gebet. Aus den Blättern giengen zweipizige Schwerter hervor, und ein Wind trieb die Schwerter gegen Conſtantinopel, welches wie ein Ring zwiſchen zwei Meeren und Erdtheilen, wie ein Diamant zwiſchen zwei Saphiren und zwiſchen zwei Smaragden lag. Eben wollte Oſman den Ring an den Finger ſtecken, als er erwachte. Es iſt die Ahnung künftiger Weltherrſchaft, die ſeinem Geſchlechte, jedoch nicht ihm, beſchieden war. Auch ſein Name Oſman (= Weinbrecher) deutet auf Herrſchergröße und Siegesmuth. „Die Namen kommen vom Himmel“, ſagt das türkiſche Sprichwort. Oſman machte ſich zum unabhängigen Herrn des Landes, das er bis nun als Lehen beſaßen, ließ auf der Kanzel für ſich beten und beſtellte Richter und Marktvögte; in ſteten Kämpfen gegen die Griechen dehnte er ſein Gebiet aus. — Die Nachricht, daß ſein Sohn Urchan Bruffa erobert, traf ihn, als er ſchon im Sterben war: „Ich danke dir, Allah!“ rief er aus, „daß ich einſchlummern kann bei dem Rauſchen eines großen Sieges meines Sohnes!“ Und zum Sohne ſagte er, indem er die zitternden Hände auf ſein Haupt legte: „Ich verlasse die Erde ohne Kummer, weil ich einen Nachfolger, wie du biſt, zurücklaſſe! Sei gerecht, gut und milde, beſchütze deine Unterthanen und verbreite das Geſetz des Propheten! Denn nur Allah iſt Gott und Mohammed iſt ſein Prophet!“ Wie einfach ſein Leben war, zeigt der Nachlaß: weder Gold noch Silber fand ſich in ſeinem Hauſe, ſondern nur ein Biſſel, ein Salzfaß, ein verbrämter Rock, aber treffliche Pferde und Kinder. Sein Grabmal wird jezt noch von Pilgern beſucht und bis in das vorige Jahrhundert zeigte man die Trommel, womit er von Ala-Eddin belohnt wurde, und den Roſenkranz, womit er zu beten pflegte.³⁾

Oſman.

Unabhängigſeit.

Urchan (1326—1360) ſchlug ſeinen Sitz in Bruffa auf und eroberte nach und nach Kleinaſien;⁴⁾ 1326 nahm er Nikomedia, 1330 Nikäa,

Urchan.

¹⁾ Hammer, Geſchichte des oſmaniſchen Reiches, I, p. 61—65.

²⁾ Ibid. p. 65—88. — Zinkeiſen, l. c. I, p. 58—96.

³⁾ Hammer, l. c. I, p. 86 f. — Zinkeiſen, l. c. I, p. 96—98.

⁴⁾ Zinkeiſen, l. c. I, p. 98—117.

1340 war er Herr von ganz Bithynien; die kleinen Türkenfürsten, die sich vom Selbshukenreiche losgerissen, mußten sich ihm unterwerfen. Noch wichtiger ist er jedoch als derjenige, der die Einrichtungen traf, welche die Größe des Osmanenreiches eigentlich begründeten.

Ma-
Eddin.

„Kanun-
name.“

Münze.

Kleider-
ordnung.

Kriegs-
wesen.

Lehen-
system.

Kani-
scharen.

Urchan folgte dabei dem Rathe seines Bruders Ma-Eddin. Als dieser nach dem Tode des Vaters sich weigerte, die Hälfte der Herden von Pferden, Rindern und Schafen anzunehmen, und sich nur ein kleines Dorf in der Ebene von Brussa ausbat, rief Urchan: ¹⁾ „Wohlan, dieweil du die Herden von Pferden, Rindern und Schafen nicht als Eigenthum besitzen willst, so leite mir die Völker als Hirte, als Bezier.“ Und bis zu seinem Tode (1333) beschäftigte sich Ma-Eddin mit der Einrichtung des emporsteigenden Reiches. Seine Gesetze und Staatseinrichtungen sind im „Kanunname“, im canonischen Rechte, das heißt im osmanischen Staatsrechte, enthalten und stehen neben dem Koran, der Sunna, der einstimmigen Entscheidung der Väter der islamitischen Kirche, der vier großen Imame, als vierte Quelle des Staatsrechtes, als Urfsi oder wirkliche Gesetzgebung da.

Ma-Eddin richtete sein Augenmerk auf die Münze, auf die Kleiderordnung und das Heer. ²⁾ Während die Türken bisher fremdes Geld gebrauchten, ließ er zum Zeichen unabhängiger Herrschaft (1328) zuerst Münzen mit Urchans Namen prägen. Zu gleicher Zeit ward das Kanzelgebet auf dessen Namen neu angeordnet. Urchan heißt darin der Emir; erst Bajesid ließ sich Sultan, dann Mohammed II. sich Herr zweier Welttheile und zweier Meere nennen; seit der Eroberung Agyptens führen die Sultane noch den Titel „Beschützer der Städte Mekka und Medina“. — Die Kleiderordnung ward geregelt, um die Stände zu scheiden und byzantinischem Prunkte zu steuern, welcher die alte Strenge und Einfachheit der Sitte bedrohte. — Sein Hauptaugenmerk richtete er aber auf die Ordnung des Kriegswesens, auf Einführung eines stehenden Heeres, denn mit der wilden Tapferkeit der türkischen Reiterhorden konnte man wohl ein Land erschrecken, aber nicht dauernd behaupten und keine Festungen erobern. Dazu war ein stehendes Heer nöthig. Man hob zunächst 20.000 Türken aus, denen man, solange sie im Dienste waren, ungefähr vier Kreuzer täglich Sold gab; waren sie nicht im Dienste, so sollten sie das Lehen bebauen, das ihnen verliehen war; denn jedes neuerobernte Land ward von den Türken, ähnlich wie einst von den Germanen, in große und kleine Lehen nach Fahnen und Säbeln vertheilt. Bald mußte man aber die 20.000 wegen Unruhen und übermüthiger Forderungen entlassen. ³⁾

Ma-Eddin kam nun auf den Gedanken, aus gewaltsam bekehrten Christenkindern eine neue Infanterie zu bilden, welche ohne Heimat, ohne Eigen- oder Lehenbesitz, ohne eigene Familie nur dem Dienste des Sultans geweiht sein sollte. Der Plan gelang, und zum Staunen und Schrecken der Christenheit beruhte lange Zeit hindurch Reichthum, Verwaltung und Kraft des osmanischen Reiches auf Leuten, die im christlichen Glauben geboren, zu Sklaven gemacht und im mohammedanischen Glauben erzogen worden sind. ⁴⁾

¹⁾ Hammer, l. c. I, p. 89.

²⁾ Ibid. p. 93—97.

³⁾ Ibid. p. 93—97. — Zinzeisen, l. c. I, p. 121—127.

⁴⁾ Hammer, l. c. I, p. 96 f.

Man hob zuerst tausend Christenkinder aus, später wurde alle fünf Jahre von zehn Christenkindern eines ausgehoben. Man nahm nur die, welche durch Schönheit, Kraft und Talent ins Auge fielen. Die Besiegten, hieß es, sind die Sklaven des Siegers, dem sie mit Weib und Kindern und Gütern verfallen sind; befehlt man sie mit Gewalt und bildet man sie zu Krieger des Islams, so sorgt man nur für ihr zeitliches und ewiges Heil. Die Knaben wurden ohne Erbarmen den Eltern entrißen, mit rothem Tuchrocke und rother Mütze bekleidet und theils einige Jahre an Handwerker und Bauern vertheilt, um hier türkische Sprache, Religion und Sitte bei harter Arbeit zu erlernen, theils sogleich in die Serails gesandt. Im bestimmten Jahre wurden alle beschnitten und in Kasernen im Lesen des Gesetzes, im Schreiben, in Übung der Waffen unterrichtet und unter mönchisch strenger Zucht an Entbehrung, Stillschweigen und Unterordnung gewöhnt. Die minder Begabten mußten Soldaten bleiben, die feineren Köpfe wurden für die höheren Staatsämter ausgewählt und stiegen von Stufe zu Stufe, von keinem Erbadel gehindert. Sie waren jetzt Söhne des Sultans, der ihnen Nahrung, Kleidung und Sold gab. Der Großherr war ihr Vater, das Corps ihr Vaterland, die Beute die Günst des Sultans, das Paradies im Jenseits ihr Ziel, der Sieg ihr Stolz, sie flohen nie in einer Schlacht; heiraten durften sie nicht. Untereinander hießen sie Genossen und Brüder, einer stand für alle, und alle für jeden ein. 1330 erbat Urchan vom Derwische Hadshi Begtasch seinen Segen für die neue Truppe und bat um Fahne und Namen. Der Scheich legte den Armel seines Filzmantels auf den Kopf des Vordersten und sprach: „Ihr Name sei ‚die neue Truppe‘ (= Jenitscheri), ihr Angesicht sei weiß, ihr Arm siegreich, ihr Säbel schneidend, ihr Speer durchstoßend, immer sollen sie zurückkehren mit Sieg im Wohlsein.“ Daher der Name Janitscharen, und vom Derwische, welcher der Schutzpatron des Corps wurde, der Name Begtaschis; daher die weiße Filzmütze mit rückwärts herabhängendem Zusatz, welcher den herabhängenden Armel des Scheichs vorstellen soll. Das Corps wurde der Kern des osmanischen Heeres, der Strebepfeiler der osmanischen Macht. Unter Mohamme II. stieg seine Zahl auf 12.000, unter Mohammed IV. auf 40.000 Mann. Lange blieb die alte Einfachheit: im Frieden waren je zehn von einem Eunuchen bewacht, im Kriege trug ein Pferd für je zehn das Gepäck, waren je zwanzig in einem Zelte, worin die jüngeren die älteren bedienten. Man sah keinen Trunkenen, kein Spiel, sondern nur bewundernswerte Ordnung, man hörte keinen Fluch. Zum Zeichen reichlicher Verpflegung heißt der Oberst des Regiments Tchorbadshi, der Suppenmacher, die höheren Officiere Aschdshibadshi, der oberste Koch; um den Fleischkessel versammelt man sich nicht bloß zum Essen, sondern auch zum Berathen.¹⁾

Neben diesem geregelten Fußvolke wurde auch die Reiterei organisiert, und zwar wurde von Ala-Eddin, den Janitscharen entsprechend, eine stehende Truppe von 2400 Mann in zwei Abtheilungen, Sipahis (Reiter) und Silihdare (Reisige) geschaffen. Später wurde diese reguläre Reiterei auf 4000, dann auf 16.000 Mann vermehrt und in vier Corps eingetheilt, nämlich: in Sipahis, Silihdare, Ulufedshi (Söldlinge) und Ghureba (Fremde). — Neben dieser neuorganisierten Armee von Infanteristen und Reitern bestand aber noch eine Miliz von Lehensträgern. Auch diese waren getheilt in Infanterie und Cavallerie. Es

Streng
Er-
ziehungBeg-
tasch.Andere
Truppen.

¹⁾ Hammer, Des osmanischen Reiches Staatsverfassung und Staatsverwaltung, II, S. 192 ff. Wien 1815.

Lehens-
wesen.Kein
Adel.

gab nämlich eine belehnte Truppe zu Fuß, Piade, welche außer dem Kriegsdienste auch die Strafe für das Heer brauchbar machen mußte, und eine belehnte Truppe zu Pferd, die Mosselliman, die Befreiten von Auflagen. — Die kleinen Lehen heißen Timar, die großen Siamet. Der Sohn eines großen Lehensträgers erbt jedoch nicht das Lehen des Vaters, sondern nur ein kleines Lehen, kann aber nach und nach zum Siamet, oder großen Lehenbesitz, durch Leistungen aufsteigen. Die Kinder der Vornehmen haben also keine Auszeichnung, jeder mußte von vorne anfangen. Jedes Lehen fiel nach dem Tode des Besitzers nicht an dessen Kinder, sondern an den Sultan anheim, und so ward Geld- und Geburtsadel eine Unmöglichkeit. Ein einfaches Lehen, Timar, mit 3000 Aspern oder 60 Ducaten Ertrag, stellte einen vollständig gerüsteten Reiter; für je 5000 Aspern Ertrag weiter mußte ein anderer Reiter gestellt werden, auf eigene Kosten und mit eigenen Waffen. In Zeiten der Macht belief sich die Zahl der Lehensträger auf 130.000 Köpfe. — Endlich gab es noch unregelmäßige Truppen, die weder besoldet noch Lehensträger und daher im allgemeinen aufs Beutemachen angewiesen waren. Sie schieden sich in Akindschi oder Kenner zu Pferd und in die Asab, das heißt die Ledigen für Streifpartien zu Fuß. — Die Nobelwache des Sultans bestand aus 200 bis 300 Mann von Söhnen der angesehensten Türken.¹⁾

Mit dieser Heereseinrichtung eroberte Urchan Festung auf Festung, unterwarf er Bithynien und Mysien. Bald kam er auf den Gedanken, seine Waffen auch über den Hellespont zu tragen; „Tag und Nacht“, heißt es von ihm, „flehte er zum Herrn, er möge ihm den Weg zeigen, auf welchem er dieses schöne Land der Griechen erobern und mit seinem Reiche vereinigen könne.“ —

Die Festsetzung der Osmanen in Europa.

Erste
Türken-
züge nach
Europa.

Die Erschöpfung, die Thronstreitigkeiten im byzantinischen Reiche erleichterten das Eindringen der Osmanen in Europa.

Den ersten Versuch, in Europa sich festzusetzen, machte Urchan im Jahre 1337 mit einer Flotte von 36 Schiffen. In der That gelang ihm die Landung bei Rhëgion, westlich von Constantinopel; die umliegenden Dörfer wurden geplündert und verbrannt. Dann aber wurden die Osmanen von Kaiser Andronikos III. (1332—1341) und dem Groß-Domestikus Kantakuzenus mit einem Verluste von 1000 Todten und 300 Gefangenen zurückgeschlagen. Das schreckte aber so wenig, daß schon 1340 neuerdings ein Heer von 8000 Osmanen in Europa landete; freilich wieder ohne dauernden Erfolg. Im Jahre 1341 wurde ein Friede geschlossen. Im selben Jahre noch brach aber im byzantinischen Reiche nach dem Tode des Andronikos III. ein Streit aus, der die Osmanen wieder herbeiführte. Der erst neunjährige Johannes V. (1341—1391) war, von seiner Mutter Anna geleitet, nicht imstande, den bisher einflußreichen Kantakuzenus gegen seine Feinde zu schützen. Kantakuzenus sah noch im Jahre 1341 sich genöthigt, zu eigener Rettung sich selbst als Kaiser Johannes VI. (1341—1355)

¹⁾ Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches, I, p. 95—100. — Zinkeisen, l. c. I, p. 125—132.

ausrufen zu lassen. Die Kaiserin-Mutter und Regentin Anna hielt es mit den Gegnern des Kantakuzenus und rief im folgenden Bürgerkriege endlich im Jahre 1345 die Osmanen zu Hilfe. Urchan schickte wirklich 10.000 Mann, trat aber schon 1346 auf die Seite des Kantakuzenus über und verhalf diesem zum Siege, wofür er dessen schöne Tochter Theodora zur Gemahlin erhielt.¹⁾

Diese Familienverbindung führte aber nur dazu, daß in den nächsten Jahren wiederholt osmanische „Hilfsstruppen“ zum Kampfe gegen die Serben byzantinischen Boden betraten, hier aber vorzugsweise durch Mord und Plünderung der Unterthanen des Kaisers sich hervorthaten. Die Schwäche des Kaiserthums lockte zu dauernder Festsetzung. Im Jahre 1353 fuhr Urchans Sohn Suleiman auf Flößen über den Hellespont und bemächtigte sich mit achtzig Genossen des Schlosses Tzhympé. Im nächsten Jahre (1354) sollte er es jedoch gegen eine Summe nach Vertrag räumen. Da brach ein furchtbares Erdbeben aus entlang der ganzen thrakischen Küste, viele Städte giengen mit ihren Einwohnern zugrunde, anderer bemächtigten sich die Osmanen, von denen ganze Colonien sich jetzt in Europa ansiedelten. Gallipoli wurde besetzt, Bulair, Malgara, Tzjala, Rodosto fielen schnell nacheinander. Zum Glücke für die Griechen starb Suleiman im Winter von 1357 auf 1358 durch einen Sturz vom Pferde. Urchan starb aus Schmerz über den Verlust seines Sohnes 1359, nachdem er seinem zweiten Sohne Murad die Herrschaft übergeben hatte.²⁾

Sulei-
man.

Das Reich war im Zuge der Eroberung, und der junge Herrscher Murad I. (1359—1389) durch Klarheit, heldenmüthige Tapferkeit, unermüdlige Thatkraft der geeignete Mann, dasselbe zu vergrößern, und wegen seiner Freigebigkeit und strengen Gerechtigkeit ganz dazu angethan, die Eroberungen zu behaupten und die Herzen seiner neuen Unterthanen zu gewinnen.

Murad
I.

Gleich nach dem Antritte seiner Regierung erfuhr Murad von einer Verschwörung kleinasiatischer Fürsten gegen ihn und benützte diese Gelegenheit, um durch rasches Eingreifen sich der Stadt und Provinz Angora zu bemächtigen. Dann begann Murad im Jahre 1360 den Krieg in Europa; die wichtige Festung Tschorli wurde im Sturm genommen, darauf im Jahre 1361 Didymoteichos erobert, wohin der Sultan seine Residenz verlegte. Heutzutage heißt es Demotika. Dann begann der Kampf um den Besitz Adrianopels; es fiel, nachdem eine Schlacht vor seinen Mauern für die Griechen verloren gieng, noch 1361 in die Hände der Türken und nach ihm eine Menge Städte und Dörfer der Umgebung mit unermesslicher Beute von Gold und Silber. Der Kaiser in Byzanz vermochte diese Provinz nicht zu retten, war ihm doch jede Verbindung mit ihr abgebrochen; er anerkannte das Geschehene, wofür ihm Murad den ungestörten Besitz der Hauptstadt zusagte. Adrianopel (Edreneh) aber war von 1365 an bis zum Falle von Constantinopel die Residenz der osmanischen Sultane.³⁾ Von da aus begann Murad I. seine Operationen zunächst gegen Schischman III.,

Demotika
Residenz.Adria-
nopel
Residenz.

¹⁾ Herzberg, l. c. p. 475—477.

²⁾ Hammer, l. c. I, p. 116—137. — Zinkeisen, l. c. II, p. 184—217. — Cantacuzenus, Historiae, IV, cap. 33—38, ed. Bonn., III, p. 242—281. — Herzberg, Geschichte der Byzantiner und des osmanischen Reiches, S. 472 f., 477, 484 f., 487, 489. Berlin 1883.

³⁾ Zinkeisen, l. c. I, p. 217—220. — Herzberg, l. c. p. 490.

den neuen Czaren Bulgariens, dem er bedeutende Landstriche entriß und 1366 die Schwester Thamar für seinen Harem abnöthigte, und ihn zur Heeresfolge zwang.¹⁾

Serben
und Ba-
lachen. Aber in den Serben, Walachen und Bulgaren regte sich das Gefühl von der Höhe der Gefahr, und daß nur ein Waffenbund ihre Unabhängigkeit erhalten könne.

Bulafchin von Serbien, seit 1365 Mörder und Nachfolger des Uroß V., schloß mit König Ludwig von Ungarn, dem Könige von Bosnien und dem Fürsten der Walachen einen Bund gegen den gemeinschaftlichen Feind. Murad I. war gerade nach Asien zurückgekehrt und die Christen zogen daher 60.000 Mann stark im Spätsommer 1371 in Eilmärschen gegen Adrianopel. Allein im Gefühle des Sieges sorglos, ließen sich die Christen in der Nacht vom 25. auf den 26. September vom Feldherrn Murads, Bulafchin, auf dem Felde, das heutzutage noch den Namen „der Serbier Niederlage“ hat, über- raschen, und scharenweise wurden die beim Trinkgelage vom Weine Überwältigten niedergehauen.²⁾

Bazar. Nach allen Richtungen hin dehnte sich das Reich von Jahr zu Jahr weiter aus, Stadt fiel auf Stadt, Festung auf Festung. Thrakien und Makedonien wurden durchzogen, ein Bulgarenfürst, Constantin von Röstendil, im Jahre 1371, zwei serbische Dynasten in Ober-Makedonien, Dragasch und Bogdan, im Jahre 1374 zum Tribut gezwungen. 1375 wurde der Serbe Lazar geschlagen, Nissa erobert und unermessliche Beute ge- wonnen. Lazar mußte den Sultan als Oberherrn anerkennen, ihm einen jährlichen Tribut von 1000 Pfund Silber erlegen und 1000 Mann zu Pferd zum Heere der Osmanen stellen. Im Jahre 1381 verloren die Serben Sofia. Monastir (Bitolia) und Istip, und 1382 ward das bulgarische Sofia (Triadiza), einst einer der wichtigsten Waffenplätze des griechischen Reiches, von den Türken besetzt.³⁾

Jo-
hannes
V.
der Pa-
läologe. Während so die Südslaven, besonders die Serben, gegen den Ansturm der Osmanen sich wenigstens zur Wehr setzten, spielte Byzanz die erbärm- liche Rolle eines feigen und verkommenen Schwächlings. Um das Verhängnis von seinem Reiche abzuwenden, unternahm der Paläologe Johannes V. (seit der im Jahre 1355 erzwungenen Abdankung des Johannes VI. Kantakuzenus wieder Alleinherrscher) im Jahre 1369 eine Reise nach Venedig, Paris und Rom. Die Signoria empfing ihn mit Ehren, leistete aber keine Hilfe, denn man sei mit Genua im Streit. Karl V. von Frankreich konnte nicht helfen, denn er war im Streit mit England und seinen Vasallen; der Papst Urban V., dem der Paläologe den Anschluß an die römische Kirche gelobte, versprach 50 Galeeren, 500 Reiter und 1000 Bogenschützen, konnte sie aber im Augenblicke nicht stellen.

¹⁾ Herßberg, l. c. I, p. 495. — Zircček, Geschichte der Bulgaren, S. 326.

²⁾ Herßberg, l. c. p. 496. — Zircček, l. c. p. 329.

³⁾ Zircček, l. c. p. 330—339. — Herßberg, l. c. p. 496 f., 501.

Ohne irgend einen Erfolg machte sich der Kaiser auf den Heimweg. Seine Gläubiger in Venedig jedoch, bei denen er zu ungeheuren Zinsen das Geld zur Reise aufgenommen hatte, ließen ihn nicht ziehen. Der Kaiser bat seinen Sohn Andronikos, den er als Reichsverweser zurückgelassen hatte, ihn auszulösen, nöthigenfalls sogar die öffentlichen Gelder und Kirchenschätze anzugreifen; Andronikos weigerte sich, denn er wünschte, daß der Vater in Venedig in Haft bliebe. Besser handelte der zweite Sohn Manuel, Statthalter in Thessalien: er raffte Geld zusammen, wo er es aufreiben konnte, und rettete 1370 den Vater aus den Händen der Gläubiger, der ihn dafür dankbar im Jahre 1371 zum Thronerben ernannte. Wegen der Erfolglosigkeit seiner abendländischen Reise aber verzagt, warf er sich dem Sultan Murad I. vollends in die Arme, wurde dessen Waffengenosse und machte mit demselben im Jahre 1375 einen Feldzug in Kleinasien mit. Dieses benützte Andronikos: er verband sich aus Rache wegen seiner Enterbung im Jahre 1375 mit Murads Sohn Saudsch: sie wollten gemeinsam ihre Väter stürzen; es kam zum Kampfe. Der kühne Murad besuchte in der Nacht das Lager der Rebellen und machte sie seinem Sohne durch Überredung und Geld abtrünnig. Bald ward Saudsch gefangen, geblendet, enthauptet. Gern hätte der Paläologe seinem Sohne verziehen, aber des Sultans wegen mußte er ihn strafen; er ließ ihn mit siedendem Essig blenden und in einen starken Thurm einschließen. — Murad I. hielt der Einheit des Reiches wegen solche Strenge für unentbehrlich, obgleich sein Herz für großmüthige Gefühle Raum hatte. So zum Beispiel als Manuel im Jahre 1385 trotz des Friedens den Osmanen die Stadt Seres durch einen Handstreich entreißen wollte. Das Unternehmen scheiterte, und Manuel wußte in der Verzweiflung kein anderes Mittel, als Murad selber seinen Fehler reuevoll einzugestehen. Da sagte ihm dieser großmüthig Freundschaft und Hilfe zu, und zwang den Vater, das Geschehene zu vergessen.¹⁾

Murad I. geberdete sich schon damals als Oberherr des byzantinischen Reiches, und das Haus der Paläologen that alles, um denselben in dieser herrschenden Stellung zu befestigen. Der Prinz Andronikos wurde nämlich bald aus der Gefangenschaft befreit durch die Genuesen aus Rache dafür, daß Johannes V. die Insel Tenedos an die Venetianer, ihre Nebenbuhler, abgetreten hatte. Schon 1376 trat Andronikos in Constantinopel auf, entthronte den Vater und ließ sich als Andronikos IV. krönen, seinen Sohn aber als Johannes VII. zum Mitregenten ausrufen. Als Andronikos IV. nun Tenedos den Genuesen zusprach, entbrannte zwischen Genua und Venedig jener Krieg, der im Frieden von Turin 1381 mit der völligen Niederlage der Genuesen endete. Gegen Andronikos IV. aber trat jetzt der Sultan Murad I. auf, vertrieb ihn 1379 und setzte den alten Johannes V. wieder auf den Kaiserthron. Andronikos IV. wurde mit Rücksicht auf das damals noch mächtige Genua als Mitregent anerkannt. Als er aber im Jahre 1385 starb, wurde sein Sohn Johannes VII. einfach beiseite geschoben zu Gunsten Manuels, der aber auch für sich das demüthigende Schutzverhältniß seines Vaters zu Murad I. anerkennen mußte.²⁾

1) Zinkeisen, l. c. I, p. 235—241.

2) Herzberg, l. c. p. 498—500.

Die
Fürsten
Klein-
asiens.

Wie die Fürsten der Bulgaren und Serbier gezwungen wurden, dem Sultan zuwillen zu sein, so auch die türkischen Fürsten Kleinasiens.

Um den Fürsten von Karaman dauernd an sich zu fesseln, gab ihm Murad I. um 1381 seine Tochter, und als dieser, der Bande überdrüssig, 1386 dennoch sich empörte, schlug er ihn in der Ebene von Konia aufs Haupt; Murads Söhne Bajesid und Jakub glänzten hier durch Heldennuth. Nachdem Konia zur Übergabe gezwungen war, mußte Murads Tochter mit Thränen im Auge den Vater um Schonung ihres Gemahls ansehen; — sie ward ihm zutheil, doch nur unter schweren Bedingungen. Die Macht des gefährlichsten Nebenbuhlers des aufstrebenden Türkenreiches in Asien war gebrochen.¹⁾ Doch gab es noch andere Fürsten in Kleinasien, die erst bezwungen werden mußten.

Aufstand
der
Serben
und
Bul-
garen.

Diese Kämpfe in Asien ermutigten Lazar und Schischman zu noch einem Versuche, das osmanische Joch abzuschütteln. Der Fürst von Albanien und der König Twardko von Bosnien verbanden sich mit ihnen; 1387 vernichteten sie ein türkisches Heer in Bosnien. Um diese Schmach von den osmanischen Waffen abzuwaschen, bot Murad I. alle Vasallen seines Reiches in Europa wie in Asien auf, und kam nach umsichtiger Rüstung aus Asien heran. Schischman wurde in Nikopolis bedrängt und mußte, um Leben und Freiheit zu erhalten, ganz Bulgarien zu einer Provinz des osmanischen Reiches hingeben. Doch das schreckte Lazar und seine andern Verbündeten nicht. Sie fühlten die ganze Bedeutung des Augenblicks, boten alle Mittel auf und brachten ein Heer von 200.000 Mann zusammen. Bei Kossowo kam es am 15. Juni 1389 zur Entscheidung.²⁾

Schlacht
bei
Kossowo.

Kral Lazar hielt sich seines Sieges so sicher, daß er die Hand seiner Tochter und zehn seiner ersten Städte demjenigen als Preis anbot, welcher ihm Murad I. als Gefangenen bringe. Nicht ohne Bangen beobachtete Murad die Scharen seiner schwerbepanzerten Gegner; doch entschied ein Kriegsrath für offene Schlacht, statt für Rückzug, und für offenen Kampf Brust gegen Brust, statt für Anwendung einer Kriegslift. Während Murad die Nacht in inbrünstigem Gebet um das Märtyrerkthum im heiligen Kampfe zubrachte, kamen die Gegner vom Plane ab, einen nächtlichen Überfall zu wagen. Hell strahlte am andern Morgen die Sonne, als der Kampf begann; lange ward auf beiden Seiten mit heldenmüthiger Tapferkeit gestritten; lange schwankte die Schlacht hin und her, bis Bajesid durch einen stürmischen Angriff den Sieg entschied. Das Blut floss in Strömen, König Lazar ward erschlagen. Aber auch Murad I. fand unter dem Rauschen des Sieges sein Ende; als er auf dem Schlachtfelde sein siegreiches Heer musterte, erhob sich aus einem Haufen Erschlagener ein serbischer Edelmann, Milosch Obilich, und stieß ihm schnell den Dolch in den Unterleib. Der Sultan konnte nur seinen Sohn noch an die Hinfälligkeit aller irdischen Dinge und an die Größe seiner Pflichten als Herrscher der Osmanen mahnen.

Tob
Murads
I.

¹⁾ Zinkeisen, l. c. I, p. 242—249. — Herzberg, l. c. p. 503.

²⁾ Zinkeisen, l. c. I, p. 250—264. — Kossowo polje, das Amsefeld. — Herzberg, l. c. p. 504 f.

So endete Murad I. im sechsundsechzigsten Jahre seines Alters, und im dreißigsten seiner Regierung; eine gewaltige Herrschernatur, obschon sonst so wenig gebildet, daß er, der Schrift unkundig, wenn er seinen Namen unterzeichnen sollte, die ganze Hand in Tinte tauchte und damit auf die Urkunde schlug. So entstand das Tughra, die Form der Unterschrift der Tughra-Sultane, in die man freilich durch Einschiebung gewisser Schriftzeichen die Worte: „Immerdar siegreich“ zu bringen mußte.¹⁾ —

Bajesid Zildirim.

Auf dem Schlachtfelde von Kossowo empfing Bajesid durch feierlichen Bajesid Zildirim. Fußfuß die Huldigung seiner Vasallen. Er hat den Beinamen Zildirim, Bliß, Wetterstrahl, von der vernichtenden Kraft seiner Schläge. Kaum hatte er den Thron bestiegen, so ließ er seinen einzigen und durch kriegerische Thaten berühmten Bruder Jakub erdrosseln, denn „Unruhe ist ärger als Hinrichtung, der Herrscher muß gleich Gott einzig auf dem Throne sein, und deshalb muß Jakub gleich jetzt den Becher des Märtyrertums leeren.“
Seither ist mehrere Menschenalter hindurch der Brudermord öffentlich ausgesprochenes Reichsgeßetz. Nach kurzem Aufenthalte in Adrianopel ist Bajesids Walten ein durchaus kriegerisches und glückliches — bis zur Ankunft der Mongolen. Brudermord.

Schon im Jahre 1390 bezwang er den neuen Kral von Serbien, Serbien. Stephan Lazarewitsch (1389—1427), der nur gegen jährlichen Tribut, gegen Versprechen der Heeresfolge in allen Kriegen, und gegen Auslieferung seiner Schwester in Bajesids Harem den Frieden erhielt. Dann wurden Bosnien und Albanien durchstreift, und Stephan Dabitscha von Bosnien, der Nachfolger des 1391 gestorbenen Twardko ward durch die Angst vor den Osmanen zur Anerkennung der ungarischen Oberhoheit getrieben. Im gleichen Jahre noch wurde auch der rumänische Wojwode Mirtscha von Bajesid unterworfen, so daß nun das Reich der Osmanen an das der Ungarn grenzte.²⁾ — In Asien wurde ganz Kermian und Tekke unterworfen.

Mit dem Schattenkaiserthum von Constantinopel spielte der Sultan ein Byzanz. grausames Spiel, und nur die Rücksicht auf das Abendland und auf die Befestigung seiner eigenen Herrschaft hielt ihn noch ab, demselben schnell ein Ende zu machen. Manuel II. war jetzt neben seinem Vater Johannes V. mit dem kaiserlichen Diadem geschmückt; allein, wie kläglich war seine Stellung! Er hatte einen Jahrestribut von 10.000 Goldstücken und eine Heeresfolge von 10.000 Mann für alle Kriege und die Auslieferung der reichen Stadt Philadelphia, der letzten Besitzung in Kleinasien, versprochen. Er mußte sein Wort halten, und als die Bewohner von Philadelphia sich wehrten, türkisch zu werden, selber mit-helfen, sie zu bezwingen, im Jahre 1390. Während aber Manuel beim Heere

¹⁾ Zinkeisen, l. c. I, p. 265—268. — Zircsek, Geschichte der Bulgaren, S. 337 ff.

²⁾ Herzberg, l. c. p. 508 f.

des Sultans in Asien war, bemächtigte sich der früher beiseite geschobene Johannes VII. des Thrones. Manuel eilte nach Hause und stürzte noch im Jahre 1390 den Thronräuber, mußte aber gleich wieder nach Asien zum Heere Bajesids zurück. — Der alte Kaiser fühlte tief das Schmäbliche seiner Lage und suchte nach Mitteln des Widerstandes und ließ, während Bajesid im Kriege gegen die seldschukischen Fürsten in Kleinasien beschäftigt war, die Mauern von Constantinopel ausbessern und zwei Thürme bauen.¹⁾ Kaum hörte Bajesid davon, so befahl er ihm, die Thürme niederzureißen, oder er sende ihm den Sohn, der unter ihm in Asien diente, mit ausgestochenen Augen zurück. Der alte Kaiser starb vor Kummer, am 16. Februar 1391; Manuel II. entfloh aus dem Lager Bajesids nach Constantinopel und ward als Kaiser anerkannt. Wüthend über die Flucht ließ Bajesid Constantinopel umschließen und verlangte zugleich von Manuel Erbauung einer Moschee und Aufstellung eines eigenen Radi oder Richters für die Osmanen in Constantinopel. In der Hauptstadt stieg die Noth aufs höchste, da die Zufuhr unterbrochen wurde; um Brennholz zu bekommen, riß man viele Häuser nieder. So wenig Gefühl hatten übrigens die Häuptlinge des Peloponnes für die Noth der Hauptstadt, daß sie am Hoflager zu Seres in Makedonien vor Bajesid trochen und gegen den Kaiser klagten. Der Sultan beschloß, Constantinopel durch Hunger zu bezwingen, und es wäre auch damals gefallen, hätte nicht die Ankunft eines Kreuzheeres den Sultan genöthigt, seine Truppen zusammenzuziehen.

Manuel
II.

Be-
drängnis
von Con-
stantino-
pel.

Reibun-
gen mit
Ungarn.

Die Türken hatten nämlich Bulgarien, Bosnien und Südungarn durchstreift, und so war der Sultan in feindselige Verührung mit König Sigismund gekommen. Der König von Ungarn ließ Bajesid vorstellen, daß Bulgarien von rechtswegen zu seinem Reiche gehöre. Bajesid aber führte die Gesandten in sein mit Waffen reich behängtes Zelt und entließ sie mit den Worten: „Rehrt immerhin zu eurem Herrn zurück und sagt ihm, daß mein Recht auf Bulgarien in den Waffen und dem Rüstzeuge liegt, das ihr hier gesehen.“ An Ausöhnung war sofort nicht zu denken. Sigismund rüstete, zumal auch Kaiser Manuel ihn beschwor, er möge ihn aus der Gefangenschaft der Ungläubigen befreien, und versprach, die Kosten des Feldzuges zu tragen. Sigismund fühlte sich nicht stark genug, den Kampf allein mit Bajesid aufzunehmen, und wandte sich deshalb um Hilfe an die Ritterschaft des Abendlandes. Die Idee eines neuen Kreuzzuges zündete; man war empört über Bajesids Drohung: er werde in Rom auf dem Altar Sanct Peters sein Pferd mit Hafer füttern und umgeben von christlichen Vasallen seinen Thron aufschlagen. Namentlich in Frankreich begeisterte sich der junge Adel für einen Zug ins Morgenland, man wollte Constantinopel retten, das türkische Reich zertrümmern, Kleinasien erobern und das Heilige Grab befreien.²⁾

Neuer
Kreuz-
zug.

Frank-
reich.

¹⁾ Finlay, History of the Byzantine and Greek empires from 716 to 1453, 2, p. 587—613. London 1854.

²⁾ Le livre des faits du bon Messire Jean le Maingre, dit Boucicaut, maréchal de France et gouverneur de Gennes, II, chap. 22—26, in der „Nouvelle collection des mémoires pour servir à l'histoire de France“ par Michaud et Poujoulat, II, p. 235—243.

Man konnte nicht alle mitnehmen, die fortziehen wollten: 8000 Mann sammelten sich im Frühjahr 1396 in Dijon, darunter 1000 Ritter. Fast alle großen Familien Frankreichs waren betheiligt, die übrigen waren Knappen und Söldner. In allen Kirchen hielt man Gebete für das Wohl der Abziehenden. An der Spitze stand Johann Dñesfurcht, damals Graf von Nevers, später Herzog von Burgund; einige Ritter, wie der Graf von Eu und der Marschall von Boucicaut, hatten früher schon das Morgenland bereist. Der Zug, der an Glanz der Ausrüstung alles übertraf, gieng durch das Elsaß und Süddeutschland nach Buda. Dort traf Sigismund mit seinen Mannen und Bayern und Steiermärkern unter dem Grafen Hermann von Cilli mit ihnen zusammen. Der Zug gieng nun rasch Donau abwärts; Orsowa und Widdin fielen auf den ersten Anlauf, am 12. September stand man vor Nikopolis, das man bald zu bezwingen gedachte. Wie schwelgten in Siegeshoffnung die französischen Ritter! sie führten ein lockeres Leben, Maskeraden und Bälle, Böllerei und Unzucht waren an der Tagesordnung! Da traf am 27. September die Nachricht ein, Bajesid stehe mit seinem Heere nur sechs Stunden entfernt. Die Franzosen wollten es nicht glauben: man solle den Boten die Ohren abschneiden, weil sie verrätherisch blinden Lärm verursachten. Leider war dem nicht so. Der Jubel der Türken in Nikopolis bewies, daß man sich zur Schlacht rüsten müsse.

Rampflust der Franzosen.

Zug nach Ungarn.

Belagerung von Nikopolis.

Bajesid naht.

Mit Mühe konnte Sigismund noch mittags am 28. September sein Heer zur Schlacht ordnen. Vergebens mahnte er an das Gebot der Klugheit: den leichten Truppen der Türken ebenfalls leichte entgegenzustellen; die Franzosen verlangten das Vordertreffen und die Ehre des ersten Angriffs.

Sigismund stellte in die Mitte Bayern und Steiermärker, auf den rechten Flügel seine Ungarn, den linken Flügel bildeten die Walachen unter ihrem Fürsten. Bajesid hatte 24.000 Janitscharen im Vordertreffen, 30.000 Reiter im Mitteltreffen aufgestellt; mit 40.000 Mann Kerntruppen, meist Reiterei, stand er, durch eine Anhöhe verdeckt, im Hintertreffen. Mit jugendlichem Enthusiasmus stürzten die Franzosen auf das Vordertreffen, ohne das Zeichen zum Beginn der Schlacht abzuwarten, und sprengten mit beispielloser Tapferkeit die Schlachtlinie der Janitscharen, von denen 10.000 auf dem Platze blieben. Statt zu warten, bis das übrige Heer nachrücken konnte, warfen sie sich im tollkühnen Muth auf das zweite Treffen und sprengten dasselbe. 5000 Türken blieben auf dem Platze. Sie hatten die Höhe des Hügels erreicht, waren von der Anstrengung erschöpft, und sahen hinter demselben jetzt das Hauptheer gegen sich anrücken. Von Sigismund hatten sie sich zu weit entfernt, als daß sie sich auf ihre Schlachtlinie noch zurückziehen konnten. Die Flügel der dritten Schlachtordnung bewegten sich so schnell, daß ihnen der Rückzug abgeschnitten wurde; an Rettung war nicht mehr zu denken. Da starben die Franzosen wie Helden. Mit den Worten: „Möge Gott verhüten, daß wir durch Feigheit den Ruhm unseres Namens schänden! jetzt gilt es, sich mit demüthigem Herzen an Gott zu wenden und auf den Beistand der heiligen Jungfrau zu vertrauen“, stürzte sich Jean de Bienné, der Admiral von Frankreich, in das dichteste Schlachtgewühl. Sechsmal ward ihm in der Hitze des Kampfes das Banner der heiligen Jungfrau entrissen, sechsmal eroberte er es wieder, und noch hielt er dasselbe in der Hand, als er, von

Schlacht bei Nikopolis.

Vordertreffen.

Niederlage der Franzosen.

Wunden erschöpft, seinen Selbengeist aufgab. Mit ihm fiel die Mehrzahl der tapfersten Ritter, nur vierundzwanzig wurden gefangen; nur wenige entkamen zum Hauptheere.

Die Flügel. Beim Anblicke der Niederlage der Franzosen löste sich der rechte Flügel, aus Ungarn, und der linke, aus Walachen bestehend, in wilde Flucht auf. Die Mitte. Nur die Mitte, 12.000 Bayern unter dem Kurfürsten von der Pfalz, und Steirer unter dem Grafen Hermann von Cilli, hielt stand, und rückte den Osmanen muthig entgegen. Allein nach kurzem Kampfe fielen die meisten oder wurden gefangen, die übrigen wurden zur Flucht gedrängt.

Flucht Sigismunds. Die Nacht brach an, der Mond gieng auf, viele stürzten über Felsen hinab, andere ertranken in der Donau. Mit Mühe entrann Sigismund, der bis zum letzten Augenblicke gestritten, mit dem Burggrafen von Nürnberg, mit Hermann von Cilli, mit dem Erzbischof von Gran und mit dem Großmeister der Johanniter in einem Rahne, der ihn an die Mündung der Donau, wo die Flotte der Venetianer stand, geleitete. Das Schlachtfeld war mit Leichen derart bedeckt, daß man weder Weg noch Steg erkennen konnte.

Die Türken hatten den Sieg theuer erkauft, über 20.000 Mann bedeckten das Schlachtfeld. Die Größe des Verlustes, der Schmerz einer Wunde, die er im Kampfe erhalten, und die Erbitterung darüber, daß die Franzosen vor Beginn der Schlacht die türkischen Gefangenen unbarmherzig niedergestoßen hatten, verurtheilte Bajesid in Wuth. Er ließ 3000 Gefangene vor seinem Zelte am andern Tage kalten Blutes hinmorden. Nur wenige rettete Jugend oder Schönheit, wie zum Beispiel den sechzehnjährigen Bayern Schiltberger,¹⁾ den sich Bajesids Sohn zum Pagen erbat, der 34 Jahre in der Sklaverei blieb und nach seiner Rückkehr in die Heimat seine Geschichte niederschrieb. Die Schlächtereie währte von früh morgens; erst am Abende baten die türkischen Anführer Bajesid kniefällig, dem Gemetzel ein Ende zu machen.²⁾

Sammer in Frankreich. Grenzenlos war der Jammer, namentlich in Frankreich und besonders in Burgund: es ward verboten, vom Unglücke nur zu sprechen, man beweinte den Verlust der Männer, der Brüder, der Geliebten. Neue Steuern wurden aufgelegt, um die hohen Gefangenen loszukaufen. Eine Gesandtschaft brachte dem Sultan seine französische Stoffe, Scharlachgewänder und Tapeten von Amiens. Für 200.000 Ducaten durften die Gefangenen zurückkehren.³⁾ Den Sohn des Herzogs von Burgund entließ der Sultan mit den Worten: „Ich entbinde dich des Schwures, nicht mehr gegen mich zu kämpfen; ich weiß, daß du in deinem Lande ein angesehener Herr bist, auch bist du noch jung und hast eine Zukunft vor dir. Wandelt dich etwa nach der Rückkehr die Lust an, wieder gegen mich zu streiten, so wirst du mich stets bereit finden, dich würdig zu empfangen, denn zu Krieg und Eroberung bin ich geboren.“ — An den König von Frankreich sandte der Sultan als Gegengeschenk eiserne Waffen, ein Pferd mit gespaltenen Nasenlöchern, zehn Stück wollene Panzerhemden, sechs Stück türkische

¹⁾ Schiltbergers Reisen, neu herausgegeben von Langmantel, in „Bibliothek des literarischen Vereines in Stuttgart“, Bd. CLXXII (1835). — Aschbach, Kaiser Sigismund. — „Histoire de Charles VI, roy de France, et des choses mémorables advenues durant 42 années de son règne depuis 1380 jusques à 1422“ par Jean Juvenal des Ursins, bei Michaud, l. c. II, p. 338–354.

²⁾ Den Tag der Schlacht setzt Froissart auf Montag vor Michaelis an, also den 24. September, die anderen Quellen auf den 28. September.

³⁾ Die Versammlungen fanden in Brusa statt. Geldmäkler aus Genua und Scio schlugen sich ins Mittel.

Bogen, deren Sehnen aus Menschenleder gedreht waren. Man meinte am Hofe, Bajesid wolle durch diese Geschenke nur die Erinnerung an das Unglück in Nikopolis auffrischen.

Sieg folgte auf Sieg bei Bajesid. Der Baum seines Glückes strotzte von goldenen Früchten. Die feldschutischen Fürsten in Kleinasien hätten sich vereint gegen ihn halten können, jetzt fielen sie vereinzelt. Dann ward Griechenland erobert. Der Bischof von Rhodis, ein neuer Sphialtes, lockte die Osmanen durch die Thermopylen. Die Herzogin Trudelude von Delphi gieng dem Padischah entgegen, bot Schätze, Land, sich und ihre Tochter dar; Land, Schätze und Tochter wurden angenommen. Dann ward Attika und Morea durchzogen und verheert, und schließlich der Kaiser in Constantinopel, wo der Schrecken über die Niederlage bei Nikopolis am größten war, aufgefordert, die Stadt zu übergeben. Der Kaiser gab keine Antwort, trat aber 1399 an seinen Neffen Johannes VII. die Regierung ab, reiste im December 1399 ins Abendland und flehte um Hilfe. In Paris ward er glänzend empfangen, man hatte ihm schon im Frühjahr 1399 unter Boucicault 1200 Mann zur See gesandt. Nun wandte sich Bajesid gegen Constantinopel. Johannes ward aufgefordert, die Hauptstadt zu räumen und sich mit einer Statthaltertschaft in Kleinasien zu begnügen. Der Paläologe antwortete: „Geht und meldet eurem Herrn, daß wir ohnmächtig sind und keine Macht haben, zu der wir uns flüchten könnten, als zu Gott, der den Ohnmächtigen hilft und die Mächtigen stürzt.“ Zum zweitenmale sollte Constantinopel alle Schrecken einer Belagerung und Aushungerung bestehen, als die Kunde von der Ankunft Tamerlans an das Ohr des Siegers dröhnte. —

Unter-
werfung
Griechen-
lands.

Manuel
der Pa-
läologe.

Johan-
nes VII.

Die Ilhane. Die Sultane von Ägypten.

Mongolen waren es, die Asien wieder erschütterten. Wir sahen¹⁾ wie Kubilai das Reich Dschingischans theilte. Hulagu beherrschte schließlich Chorasan und Irak — das persische mit der Hauptstadt Ispahan, und das arabische mit Bagdad — Aderbeidschan (Medien) mit Tauris (Täbris), Fars (Persis) mit Schiraz, Chufistan, das alte Susiana mit Schuster, einst Susa, und al Dschesirah, das alte Mesopotamien mit der Hauptstadt Mossul, Syrien und Konium. Dieser mongolische Herrscher mit der Residenz in Persien erhielt von Kubilai schon im Jahre 1263 den Titel eines Ilhans und zugleich wenigstens factische Unabhängigkeit.²⁾ Die Geschichte Vorderasiens ist lange nur die Geschichte der Ilhane und der Sultane von Ägypten.

Die
Mongolen-
staaten.

¹⁾ Vergl. Bd. V, S. 708—711 dieses Werkes. 5. Aufl.

²⁾ Müller, Der Islam im Morgen- und Abendland, II, S. 237. Berlin 1887.

Die Alchane. Alchan ist ein türkisches Wort und bedeutet Landes- und Volksfürst.¹⁾ Man zählt siebzehn Alchane, die neun ersten waren Alleinherrscher und füllten achtzig Jahre aus, die acht andern, welche zwanzig Jahre ausfüllen, waren nur Titelträger, deren wirklicher Besitz in den Händen der Fürsten der Tschobane, der Iskaane, der Beni Indschu, der Beni Mosaffer, der Kijert und der Serbedare war, die sich in die Länder des zerrissenen Reiches getheilt. Unter den neun ersten sind die ausgezeichnetsten Hulagu und Chasan.

Hulagu. Hulagu regierte von 1259 bis 1265; er ist der fünfte Sohn Tulis, des jüngsten Sohnes Dschingischans. Wir sahen ihn oben,²⁾ wie er dem Chalifate ein Ende machte, wie er die Wissenschaft begünstigte, wie er die Burgen der Assassinen brach, die Fürsten von Fars und Mossul, von Groß- und Kleinarmenien unterwarf. Den Befehl seines Bruders, ganz Asien bis an den äußersten Westen zu erobern, vermochte er ob des Widerstandes der Sultane von Aegypten nicht vollständig zu vollziehen. Mit Berke, dem Sohne Batu, kam er im Jahre 1262 wegen der beiderseitigen Ansprüche an die Provinzen Arran und Aserbeidschan in Streit. Berke näherte sich Bibars, dem Sultan von Aegypten, Hulagu dagegen den Feinden des Aegypters, den Christen, und gewährte ihnen freie Religionsübung. Auch seinem Sohne und Nachfolger Abaka (1265—1282) traten die Aegypter oft erfolgreich entgegen.³⁾ Bibars machte Fortschritte gegen die Christen in Syrien und drängte deren Verbündeten Abaka im Jahre 1272 zurück, besiegte ihn 1277, und im Jahre 1281 schlug Kilawun, der Bruder des Bibars, den Mangu Timur, Abakas Bruder, bei Emesa.⁴⁾

Sonst wird Abakas Regierung als eine glückliche gepriesen. Der Mönch Haitho sagt: „Abaka war ein staatskluger, sein Reich glücklich verwaltender Herrscher, der nur in zwei Dingen unglücklich war, erstens, daß er nicht Christ werden wollte, und als Götzendiener den Götzepriestern Glauben heimaß; zweitens, daß er, in beständigen Krieg mit den Nachbarn verwickelt, den Sultan Aegyptens in Ruhe lassen mußte, der sich durch mongolische Überläufer und durch Bündnisse mit dem Herrscher des Iluses Kiptschak (Berke) verstärkte.“⁵⁾ Die Päpste Clemens IV. und Gregor X. empfingen und erwiderten Botschaften von ihm. Der Geschichtschreiber Waffaf hebt als die vier Säulen des Ruhmes Abakas hervor: Nafir Eddin, den großen Astronomen und Philosophen und Minister des Unterrichts, den Bezier Schems Eddin Dschuweini, „unter dessen Regierung die Schafe von den Wölfen das mehrjährige Blutgeld verlangten und das Rebhuhn mit Falken und Habichten liebäugelte“, den Tonkünstler Esafij Eddin und den Schönschreiber Dschemal Eddin. Unter Abaka blühte die schöne Literatur in Persien. Seine vier geistreichsten und gelehrtesten Staatsmänner tritten eines Abends lange darüber, wer der größte Dichter, ob Saadi, ob Fmami aus Herat, oder Hemker Farfi, der

¹⁾ Hammer-Burgstall, Geschichte der Alchane, das ist der Mongolen in Persien, I, S. 2. Darmstadt 1842.

²⁾ Vergl. Bd. V, S. 609 f. dieses Werkes. 5. Aufl.

³⁾ Vergl. Bd. V, S. 713, 739 f. dieses Werkes. 5. Aufl.

⁴⁾ Weil, Geschichte des Abbasidenchalifats in Aegypten, I, S. 73—76, 83 f., 122 bis 128.

⁵⁾ Hammer, Alchane, I, S. 313.

Dichterkönig; sie kleideten diese Frage in Verse ein und sandten dieselbe von amtswegen an den Dichterkönig, der bescheiden und wahr also antwortete:

„Obwohl ich bin ein Papagei durch süßen Sang,
Bin ich die Fliege nur von Saadis Zuckermund;
Und soll ich thun ein allgemeines Urtheil kund,
So läuft Jmami mir und Saadi ab den Rang.“¹⁾

Tugadar,²⁾ Abakas Bruder, bemächtigte sich nach dessen Tode sogleich Tugabar. der Regierung und behauptete sie zwei Jahre, 1282—1284. Früher Christ unter dem Namen Nikolaus, bekannte er sich jetzt als Ahmed-Chan zum Islam. ^{Ahmed-Chan.} verfolgte die Christen, verbannte sie aus seinen Staaten und zerstörte die Kirchen. Dem Sultan von Agypten, Kilawun, ward dies in einem Sendschreiben angezeigt und er zum gemeinsamen Bunde zur Förderung des Islam eingeladen. Indes hatte sich schon Abakas Sohn Arghun gegen den Thronanwärter erhoben, er ward geschlagen, gefangen, zum Statthalter von Chorasan herabgesetzt; Tugadar aber erlag im gleichen Jahre einer Verschwörung der Großen: er ward gefangen und nach dem Ausspruche der Richter ihm durch Brechen der Rückenwirbel der Tod gegeben 1284. ^{Arghun.}

Jetzt ward Arghun auf den Thron gesetzt, die Prinzen und Emire knieten neunmal vor ihm nieder, warfen die Mützen in die Luft und reichten ihm huldigend den Becher. Buqa, sein erster Minister, war nach den Worten des Geschichtschreibers Wassaf ein fürchterlicher Türke, der die Gegensätze der Welt und des Schicksals ausglich, und dessen Gedanken weit hinauszählten; er übte eiserne Strenge. Als Arghun ihm entgegentrat, suchte der Minister seinen Herrn zu stürzen, die Verschwörung ward jedoch entdeckt, Buqa hingerichtet im Jahre 1289. Ein gewandter Jude, früher Arzt, ward jetzt allmächtiger Minister, Saad Eddewlet (= Glückseligkeit des Hofes); seine Verwaltung war blutig und golden, Aderlaß und Schacher. Die Verordnungen in Finanzsachen waren streng und verständig, der Erfolg glänzend, die Gunst des Herrschers groß. Der Jude durfte sich selbst dem Schah gegenüber große Freiheiten erlauben; die Fürsten zitterten vor ihm, seine vier Brüder erhielten Statthalterschaften und hohe Ehren: der eine den Titel „Reichsruhm“, der andere hieß „Reichsläuterer“. Verfolgte Tugadar die Christen, so wurden jetzt ihre zerstörten Kirchen wieder aufgebaut, Gesandte an den Papst und den König von Frankreich geschickt. ^{Die Christen.} Sahen die Juden im allmächtigen Minister den versprochenen Messias, so sann Arghun hingegen auf Stiftung einer neuen Religion, erlag aber bei seinem Hang für Alchemie und geheime Wissenschaften schon im Jahre 1291 den Wirkungen eines Zauberkrautes, welches sein Leben verlängern sollte.

Reichatu (Kendschatu), der Bruder Arghuns, bestieg als ältester der Reichatu. Familie den Thron, den er aber schon 1295 mit dem Leben verlor: die Emire, die Völker waren unzufrieden mit dem in Weichlichkeit und Wollust verschwundenen Leben des Schahs. Ein ehrgeiziger Better, Baidu, stellte sich an die Spitze ^{Baidu.} der meuterischen Emire, ward aber nach siebenmonatlicher Herrschaft noch im

¹⁾ Hammer, l. c. I, p. 249 f., 276.

²⁾ Müller, l. c. II, p. 254. — Weil, l. c. I, p. 137—145.

Jahre 1295 von Ghasan, dem Sohne Arghuns, dem Statthalter von Chorasán, geschlagen, von den Seinen ausgeliefert und auf Befehl des Siegers im October hingerichtet.¹⁾

Ghasan. Ghasan (1295—1304)²⁾ ist neben Hulagu der glänzendste der Ilchane. Er war der erste der seine völlige Unabhängigkeit vom Großchan dadurch zum Ausdruck brachte, daß er um seine Bestätigung bei demselben gar nicht mehr ansuchte. Sein Recht an den Thron suchte er bei der Thronbesteigung durch den Übertritt zum Islam zu verstärken, legte sich den Namen Mahmud bei und von ihm an blieb der Islam die Religion der Beherrscher Persiens. Die mongolische Ledermütze ward mit dem Bund, der Kopfbedeckung der Moslemin, vertauscht. Die Feuertempel der Mongolen wie die Götzentempel der Verehrer Buddhas und die Kirchen der Christen wurden niedergeworfen, bis Ghasan auf dem Throne festsaß und Duldung gewähren konnte.

Empörungen. Die erste Zeit seiner Regierung war ein steter Kampf gegen Empörungen im Innern, dann kamen glückliche Kriege gegen den Sultan von Agypten. Der Aufbruch ward unbarmherzig im Blute der Prinzen und Emire erstickt. Ghasan, sonst gut und zärtlich, nicht bloß gegen Menschen, sondern auch gegen Thiere, so daß er oft eine Fliege, die ihm in die Speise gefallen, herauszog und auf seiner Hand die Kraft zum Davonsfliegen sammeln ließ, war unerbittlich gegen Unruhestifter, denn solche am Leben zu lassen sei verderblich; eine unschuldige Fliege zu tödten falle ihm schwerer als einen Rebellen. Allmächtiger Minister war Newrus, bis er 1297 den Anklagen seiner Feinde erlag; seiner Hinrichtung folgte die seiner mächtigen Familie und vieler Emire.

Newrus. Vom Ausbruche der ägyptischen Kriege bis zum Tode Ghasans war der Geschichtschreiber Reschideddin der allmächtige Minister. Geboren zu Hamadan 1247, vielleicht von jüdischer Herkunft, zuerst Arzt am Hofe, erlangte dieser Minister bald den Ehrentitel „Geradheit und Glück der Welt“. Glück in der inneren und äußeren Politik bezeichnet sein Walten. Als 1299 die Agypter in Irak einfielen, Frauen mißhandelten und Wein im Fastenmonate tranken, wurde der Kampf gegen sie ein Krieg für die Religion wie für das Reich. Der Zorn des Herrschers wie seiner Völker loderte hoch empor, und vor dem Beginne der Hauptschlacht verrichtete Ghasan das Kriegsgebet mit dem ganzen Heere, eingedenk des Spruches der Überlieferung: „Das Gebet der Gemeinde übertrifft das Gebet der einzelnen um 29 Grade.“ Bei Hims ward am 23. December die entscheidende Schlacht geschlagen, Ghasans Geistesgegenwart und Tapferkeit entschied den Sieg. Damascus mußte sich ergeben. Als die Abgeordneten der Stadt den Sieger mit all seinen Ehrennamen anredeten, fragte Ghasan: „Wer ist denn der Vater Nasirs?“ (nämlich des von ihm soeben besieigten Sultans der Agypter Nasir Eddin Mohammed Ibn Kilawun). — „Kilawun Elfi.“ — „Und wer war der Vater Kilawun Elfis?“ Sie schwiegen, denn Elfi heißt Tausender, war ein um tausend Ducaten gekaufter Slave, dessen Vater unbekannt. „Gute Lebenden“, fuhr Ghasan fort, „taugen nicht viel, aber eurer großen (zu Damascus begrabenen) Todten wegen habe ich euch verziehen“; und er hielt Wort: bei Todesstrafe wurde jede feindselige Handlung gegen die Bewohner von Damascus verboten.

Damasus.

¹⁾ Hammer, l. c. I, p. 396—410.

²⁾ Ibid. II, p. 1—175. — Müller, l. c. II, p. 254 f.

Ghafan errang aber nicht bloß auf dem Schlachtfelde Erfolge, er war auch ein Mann der Wissenschaft. Auf dem Rückwege besuchte er zu Meragha die Sternwarte und löste mehrere den Astronomen und Mathematikern schwierige Probleme. Ghafans Zeit ist die der höchsten Blüte der Dichtung und Wissenschaft in Persien. Der Herrscher selbst verstand außer der persischen, arabischen und mongolischen Sprache das Latein; die Bekanntschaft seines Ministers Reschideddin mit der europäischen Geschichte beweist, daß lateinische Werke in Hofkreisen bekannt waren. Eine Art Tausendkünstler als Schmied, Schreiner, Drechsler, Erzgießer, Maler, Vergolder, hatte Ghafan zugleich Kenntnisse in der Astronomie, Astrologie, Botanik, Arzneikunde, Chemie, Mineralogie, Pharmaceutik, vorzüglich aber in der Geschichte seines Volkes, in welcher an seinem Hofe nur sein Minister Reschideddin eine noch tiefere Kenntnis besaß. Seine Liebe zur Geschichte seines Volkes regte zur Abfassung der zwei besten und zuverlässigsten Quellen der Geschichte der mongolischen Herrscher an. Mit Benützung des goldenen (mongolischen) Staatsarchivs schrieb Reschideddin einfach, klar, bündig, ohne Schmuck der Rede die Geschichte der Mongolen und anderer asiatischer Dynastien und Völker, wie der Ghaznaviden, der Selbshufen, der Chowaresmische, der Dghusen und anderer Türken, der Sinesen, der Inder. Wassaf, der unübertroffene Meister persischen Stiles im höchsten Schmucke der Rede, verfaßte die Geschichte der Mongolen vom Tode Dschingischans bis auf Ghafan. „Er ist“, nach den Worten eines großen Kenners orientalischer Literatur,¹⁾ „der Lobredner der Majestät, sein Werk jedoch quellenreich und die Fundgrube, aus welcher die späteren Geschichtschreiber schöpften; sein Buch voll von persischer Bildersprache, Rhetorik, Gnomik und Anthologik, worin die schönsten Verse arabischer und persischer Dichter als Juwelen strahlen, im goldenen Königsmantel der Geschichte, welcher die reichste Schleppe rhetorischer Kunst nach sich zieht, eine Geschichte und Blumenlese zugleich.“

Persische Literatur.

Geschichtschreiber.

Wassaf.

Auch durch Denkmäler der Baukunst und weise Staats-^{Bauten.} einrichtungen hat Ghafan sein Andenken verherrlicht. Sein Grabdom in Täbris, woran 14.000 Menschen drei Jahre hindurch beschäftigt waren, bestand aus zwölf Theilen, darunter eine Schule für Rechtslehre, ein Gerichtssaal, ein Spital, eine Sternwarte, eine Bibliothek, eine Akademie der Philosophie. Als Gesetzgeber ist Ghafan unter den mongolischen Herrschern der Justinian; seine^{Gesetze.} Anordnungen für den Hof, das Heer, die Polizei, die Justiz, die Finanzen, die Posten, das Lehenwesen, die Münze, die Buchhaltung, die Staatskanzlei blieben auch unter den folgenden Dynastien in Geltung. Hinsichtlich des Gesetzes der Verjährung ist Ghafans Tasse der Gerechtigkeit berühmt: ein mit Wasser gefülltes Gefäß wurde in jedem Gerichtshof aufgestellt und alle bei Processen als Besitztitel vorgebrachten Urkunden, die über dreißig Jahre alt waren, hineingeworfen und abgewaschen. Die Befehle Ghafans trugen den Voranvers an der Stirne: „Wir haben dich zu unserem Stellvertreter auf Erden eingesetzt, richte die Menschen mit Billigkeit“, und den Spruch der Überlieferung: „Eine Stunde geübter Gerechtigkeit ist mehr als siebenzig Stunden Gebetes.“ — Viederliche Häuser wurden durch das ganze Reich geschlossen, Grenzwachen sorgten für die Sicherheit des Verkehrs. Zu gerechter Bertheilung der Steuern ward eine genaue Länderbeschreibung aufgenommen, genannt „Kanon der Finanzen“; gute Staats-^{Staats-} wirtschaft erzeugte Überschuss in den Cassen; dem Bucher der Steuereinnnehmer

haushalt.

¹⁾ Hammer, l. c. II, p. 151 f.

Ghasan-
nische
Ära. ward gründlich gesteuert. Um allem Streite in Folge des Unterschiedes der Mond- und Sonnenjahre, der bürgerlichen und Steuerjahre abzuschneiden, führte Ghasan mit dem 14. März 1302 eine neue Ära ein.¹⁾

Ghoda-
bende
1304 bis
1317. Mit Ghasan endet der Ruhm der Ilchane. Nach seinem Tode, im Mai 1304, bestieg sein Bruder Ghodabende den Thron, nachdem er die Tasa, die Landeshandfeste der Mongolen, zu halten versprochen.

Seine
Namen. Bei den Griechen heißt er Karpantes vom Spitznamen Charbende oder Efelbediener, den ihm die Sunni beilegen, weil er als Schiite ein Sklave Alis geworden. Ghodabende heißt der Gottesdiener. Von seiner Mutter, einer Christin, in seiner Jugend als Christ erzogen, erhielt er den Namen Nikolaus, weshalb ihn die Perser Nigu, den Guten, nannten; auch Oldschai buka, der Gejegnete, und Temudar wird er genannt und Oldschaitu oder der Glückselige. Mit der Thronbesteigung trat er zum Islam über und nannte sich Mohammed und schmeichelte den Scheichen, die für heilig galten. Doch konnte er seine Bewunderung nicht unterdrücken, als von zwei Heiligen, die er zur Tafel lud, der eine von allen Speisen aß, der andere keine einzige berührte. Der eine ist ein Meer, entgegnete man ihm, der durch nichts verunreinigt wird; der andere ist ein Königskalke, der nicht überall aufsteht. Ghodabende gründete eine neue Residenz Sultania, und die Großen wetteiferten in dem Bau von Moscheen und Palästen; die alte Residenz der Ilchane war Täbris, in Bagdad wurde überwintert. Im ganzen war das Reich unter Ghodabende blühend, eine Folge der Thätigkeit seines Beziers Reschid eddin.²⁾

Ebu
Saaid. Minder glücklich war die Regierung seines Sohnes Ebu Saaid (1317 bis 1335), der als zwölfjähriger Knabe den Thron bestieg und stets ein Spielball seiner nächsten Umgebung blieb, während das Reich der Tummelplatz innerer Unruhen und bürgerlicher Kriege wurde.

Reschid-
eddin. Der verdienstvolle Minister Reschid eddin erlag bald den Ränken seiner Gegner; des Verbrechens der beleidigten Majestät angeklagt, wurde er im Jahre 1318 niedergehauen, nachdem sein schöner Sohn Ghodja vor seinen Augen hingerichtet worden war. Das Haupt des achtzigjährigen Mannes, des größten Beziers der Ilchane, des Verfassers der Grundgesetze Ghasans (Kanon), wurde unter dem Ausrufe: „Das ist der Kopf eines Juden, der Gottes Wort mißbraucht hat, Fluch über ihn!“ in Täbris herumgetragen, die Glieder an verschiedenen Orten ausgelegt, der Rumpf verbrannt. Mit Reschid eddin endete das Glück des Mongolenreiches. Ein klares, ernstes Herrschertalent, widmete Reschid eddin jede freie Stunde der Wissenschaft; sein berühmtes Geschichtsbuch, „Der Sammler der Geschichten“, seine exegetischen, geographischen, mathematischen Werke schrieb er alle in den zwei frühesten Morgenstunden, vom Morgengebet bis zum Aufgang der Sonne.³⁾

Überhaupt ist die Zeit der letzten Ilchane durch große Schriftsteller bemerkenswert. Damals blühte das mystische Kleeblatt: Iraki, ein Schüler

¹⁾ Hammer, l. c. II, p. 152–177.

²⁾ Ibid. p. 178–251.

³⁾ Ibid. p. 259–261.

Suhrwerdis, des Neubegründers der Mystik des Islam, wie Ewhad-eddin und Hoseini. Den Dynastien, die auf den Trümmern der Ilchani-
schen sich erhoben, gehören die großen Dichter Sakjani, Selman und
Hafis an, der erste der Dynastie der Beni Indschu, der zweite der Dweis; Hafis.
der dritte Hafis, „die Sonne der Religion,“ der größte Lyriker der Perser,
war der Lobredner der Dynastie Mussaffer. In den Tagen Ebu Saaid's blühten
die Geschichtschreiber Binakjeti und Hamdallah Mestufi, jener schrieb
den „Garten geistreicher und beherzter Männer“, einen der bündigsten orien- Ges-
chicht-
schreiber.
talischen Abrisse der Weltgeschichte; dieser schuf in der „Ausgewählten Ge-
schichte“ ein ähnliches Werk, dessen Aussprüche für die Geschichte Persiens
die Geltung von Urkunden haben; sein geographisches Werk „Ergözllichkeit
der Herzen“ gilt für die sicherste Quelle der persischen Geographie. Nicht
bloß in der Hauptstadt zu Täbris, sondern auch in den Provinzen, wie zu
Schiras, blühten Dichtung und Wissenschaft. —

Die neupersische Literatur.

Die Perser gehören zu den begabtesten Völkern Asiens, dies zeigt ihre
Dichtung, die an Pracht und Glanz, an Fülle und Gediegenheit, an körnigem
Gehalt und geregeltem Reichthum sogar die indische übertrifft, wenn sie ihr
auch an Zartheit nachsteht.¹⁾ Die indische ist älter; die Perser hatten auch
eine alte Literatur, aber sie gieng durch die Griechen zugrunde, wir haben
aus alter Zeit nur noch Überreste der religiösen Bücher.²⁾ Als das neupersische
Reich entstand, bildete sich das Parsi oder der reinste Dialect zur Hofsprache
aus, zum Deri, das heißt der Thorsprache — Thor und Hof bedeutet ja
im Orient dasselbe. Unter dem gefeiertsten der Sassaniden, unter Chosroes I.
Ruschirwan (531—579) oder dem Gerechten, blühte Kunst und Wissenschaft:
mit einem Reisegeld von einer halben Million Silberstücke sandte er den
gelehrten Arzt Barfujeh nach Indien, von wo derselbe das Schachspiel
und die Fabeln Bidpais nach Persien brachte.³⁾ Unter Chosroes II. Chosroes
I. und II.
oder Rhosru Parwis (591—628) wetteiferten Malerei und Bildhauerei,
Baukunst und Musik, das Leben am Hofe zu verschönern. Als Tonkünstler
waren die Perser in ganz Asien berühmt. Den Erzählungen und Märchen
galten sie derart für zugethan, daß Mohammed den Arabern ausdrücklich
die persischen Märchen verbot, aus Furcht, daß sie aus Vorliebe dafür sein
Gesetz verlassen und die biblische Geschichte im Koran mit diesen Erzählungen
vermengen möchten. Die Geschichte der „Tausend und Einen Nacht“, die Tausend
und
Eine
Nacht.“
Geschichte von Sindbad, von den zehn Bezieren sind ohne Zweifel damals

¹⁾ Hammer, Geschichte der schönen Redekünste Persiens, S. V. Wien 1818.

²⁾ Vergl. Bd. I, S. 611 f. dieses Werkes. 5. Aufl.

³⁾ Hammer, l. c. p. 3.

entstanden. Da ergieng vom Chalifen Omar, als sein Feldherr Ibn Wakaß hinsichtlich der Bücher, die er in Menge fand, anfragte, ob er sie retten und übersetzen dürfe, die schroffe Antwort, er solle sie ins Wasser oder ins Feuer werfen lassen.¹⁾ So gieng die persische Literatur zum zweitenmale zugrunde.

Druck
des
Islam.

Sie schien für immer erloschen. Drei Jahrhunderte hindurch hielt der Islam alles selbständige Leben nieder. Die alte Religion wurde ausgerottet, die alte Sprache in ihrer Ausbildung erstickt. Es gab immer gute Köpfe, aber sie schrieben arabisch. Geborene Perser glänzen als die ersten arabischen Grammatiker, Theologen und Rechtsgelehrten. Die Besiegten unterwarfen durch ihren Geist und ihre Bildung allerdings die Sieger. Hadschi Chalsa glaubt, die Vorliebe der Perser für die Ruhe des Stadtlebens und der Araber für das Nomadenleben sei schuld an ihrem Übergewicht in der Literatur. Aber all diese großen Namen glänzen nur in der arabischen, nicht in der persischen Literaturgeschichte.

Sprach-
men-
gung.

Die persische Sprache²⁾ kam erst wieder zu Ehren, als Fürsten aus persischem Geschlechte von den Chalifen als Statthalter über Persien geduldet werden mußten. Aber die Sprache trug jetzt das Gepräge des bisherigen Druckes, sie war nicht mehr rein, die Gebildeten hatten sich an die arabische Terminologie gewöhnt, sie mengten unter ihre Landessprache nicht bloß einzelne Wörter, sondern ganze Sätze ein, wie das Deutsche von 1648 bis 1760 von französischen Wörtern und Redensarten getrübt ist. Die Folge davon war, daß die Dichter, da nur die Gebildeten des Arabischen mächtig waren, nicht mehr Volksdichter, sondern nur Dichter der gebildeten Classen, daher des Schutzes von oben bedürftig wurden.³⁾

Erster
Zeit-
raum.

Hammer stellt 913—1106 als ersten Zeitraum⁴⁾ der neupersischen Dichtung dar, da die Sprache noch ihre Reinheit bewahrte.

Firdusi.
Rubegi.

Ihr größter Name ist Firdusi,⁵⁾ der da meint, daß die Machtigall altpersisch spricht, ein König unter den Dichtern. Neben ihm wird Rubegi gerühmt, der von Nasr (gestorben 941), dem dritten Emir der Dynastie Saman, beschützt wurde. Seine Gedichte sind verloren: er soll 100 Bücher (1,000.300 Distichen) verfaßt haben, 200 Knaben sollen als Sklaven ihm vorangegangen und 400 Kameele ihm reichbeladen gefolgt sein. Er gilt für den fruchtbarsten neu-persischen Dichter. — Als König der Dichter lebte Anßari (gestorben 1039) am Hofe des Gaznawiden Mahmud (997—1030) und 400 Dichter, welche mit ihm am Hofe lebten, sollen angewiesen worden sein, ihm ihre Werke zur Einsicht und Beurtheilung vorzulegen. Menutschehr nennt ihn den Meister der Zeit, den Meister der Dichter, dessen Glauben makellos und dessen Herz rein sei. — Efsedi. Efsedi aus Tus, der Lehrer Firdusis, hieß am Hofe Mahmuds der erste

Anßari.

Efsedi.

¹⁾ Hammer, l. c. p. 7, 39.

²⁾ Spiegel, Iranische Alterthumskunde, III, S. 734—758. Leipzig 1878.

³⁾ Weil, Geschichte der islamitischen Völker, S. 480—481. Stuttgart 1866.

⁴⁾ Hammer, l. c. p. 14 und 39—82.

⁵⁾ Über ihn Bd. I, S. 545 ff., und Bd. IV, S. 628 ff. dieses Werkes. 5. Aufl.

der Dichter. — Auch Moasi, früher gemeiner Sipahi im Heere des Sultans Melikschah (1072—1092), dann von ihm zum Emir erhoben, erlangte die Würde eines Dichterkönigs. Ein Zeitgenosse sagt von ihm, er habe alle großen und verdienstvollen Männer, die er gekannt, an Verstand, Urtheilskraft, hohem und zartem Sinne übertroffen. — Omar Chiam¹⁾ aus Nischapur, einer der größten Astronomen seiner Zeit, in seiner Jugend der Schulgenosse des Nizam al Mulk, des nachmaligen Großveziers Melikschahs und des Hassan Sabbah, des Stifters der Assassinen, spottet in seinen Satiren kühn über das Treiben der Ulemas oder der Theologen, und die Theorie der Sufis, welche das Geschöpf mit dem Schöpfer und das Ich mit der Gottheit vereinigen wollten. Der Dichter ist Skeptiker und lacht über die Sorgen der Grübler:

Emir
Moasi.Omar
Chiam.

„Du wünschst, daß zutheil dir werde Licht:
Zuerst thu deinem Nächsten Böses nicht.
Denk an den Tod und an die Nahrung nicht,
Denn beides kommt von selbst als Losgericht.“

Das sind die berühmtesten Namen des ersten Zeitraumes.

Der zweite Zeitraum reicht von 1106 bis 1203 und ist durch die Mischung der persischen Sprache mit der arabischen und durch Lob und Schmeichelei auf die Fürsten gekennzeichnet.²⁾

Zweiter
Zeit-
raum.

Die Wörter, die der persischen Sprache mangelten, wurden aus der arabischen aufgenommen und mit persischen Biegungsilben versehen. Wörter, aus der tatarischen oder mongolischen Sprache wurden dagegen verschmähzt und, wenn man sie gebrauchte, so wurden sie durch beigelegte Erklärungen als Fremdlinge bezeichnet. Diese Aufnahme arabischer Wörter ist nicht mehr von der Herrschaft der Chalifen herzuleiten, denn Perser und Türken saßen jetzt auf den Fürstenthronen, sondern von der Herrschaft des Koran und der arabisch betriebenen Sprach- und Gesetzeswissenschaft. Die kleinen Fürsten schmeichelten den Dichtern und Gelehrten, um Posanen des Ruhmes zu gewinnen, und die Dichter und Gelehrten überboten sich im Preise der Fürsten, um Gold zu gewinnen: jene waren eitel und diese niederträchtig;³⁾ jene waren unersättlich im Hunger nach Lob und diese im Durste nach Gold.

Pana-
gyrik.

Der kühnste aller Panegyriker ist Gwhadeddin Enweri aus dem Dorfe Bedna in der Gegend Chameran, weshalb er zuerst Chamerani hieß. Seine Bildung erlangte er in Tus. Dort saß er gerade am Thore, als Sultan Sindshar, Sultan von Chorasan (1097—1157), kam. Ein stattlicher Mann ritt gerade vorbei mit vielen Pferden und Sklaven. Auf die Frage, wer dieser sei, erhielt Enweri die Antwort, es sei ein Dichter vom Hofe. „Da sei Gott gelobt,“ rief er, „daß Wissenschaft und Kunst so hochgeehrt sind, während ich hier im Staube sitze! Von heute an will ich auch ein Dichter sein!“ Und er that es und überreichte am andern Morgen dem Sultan eine Kasside, ein Lobgedicht, das seitdem berühmt ist, und erhielt dafür die Stelle eines Hofdichters!

Enweri.

¹⁾ Schack, Strophen des Omar Chijam. Stuttgart 1873.

²⁾ Hammer, l. c. p. 83 ff.

³⁾ Ibid. p. 84.

Auf den Sultan sind hier alle schönen und glänzenden Eigenschaften gehäuft: seine Fahnen sind ein Bers, dessen Erklärung der Sieg ist; seinem Wink gehorcht die Welt; er weiß das Verborgene, er bringt Sinn und Harmonie in die Welt, die nur durch seine Regierung feststeht; sein Hauch stellt das Gleichgewicht der Lüfte her, sein letzter Sklave ist noch ein König auf Erden. Meer und Gebirge zollen im ihre Schätze, sein Blick erweckt die Natur zu neuem Leben. Am Schlusse räth der Dichter dem Sultan sich selber zum Kaufe an; er sei zwar äußerlich noch roh und grob, sein Geist aber feiner als ein Haar und dergleichen. — Wer am Hofe Macht besaß, wurde von unserem Dichter mit einer Kasside gefeiert. Die Sultanin nennt er Reichsadel, Glaubensreinheit, höher an Macht und Würde als der Himmel und Saturn: sie heile lieblosend die Welten und wandle, wenn sie zürne, Löwen in Schafe; ihr Wort sei Offenbarung, ihrem Kiele entströmten Perlen, ihre Hand halte den Tod fern, ihr Blick flöße Muth ein. Wer liebt, kann aber auch hassen; wer recht lobt, kann tadeln und spotten; so kann unser Dichter denn auch recht satirisch sein; aber er hütet sich wohl, die Mächtigen zu reizen, er klagt das Schicksal, die Sterne, den Himmel, die Zeit über Mißgriffe an. Der Dichter besaß unleugbar ein großes Talent, das er aber für Lob mißbrauchte. Zuletzt kam ihn selber die Neue an über sein vergeudetes Leben und wie er Lob und Spott verschüttet, nur um seine Wollust, seinen Haß oder seine Geldgier zu befriedigen, und mahnt er sich selbst, auf dem Vorfatz zum Guten zu beharren, da ihm nur noch eine kurze Zeit vergönnt sei. Die Mächtigen immer originell zu loben, ist schwer und unserem Dichter hilft hier außer seinem findigen Geiste seine reiche Kenntniss der Geschichte und der Mythologie, die er zu Vergleichen herbeizieht! Enweri starb 1152 zu Balch.

Spott-
gedichte.

Wie dieser Dichter, so glänzte Amik aus Buchara und andere am Hofe Sindschars. Ferid Ratib rief diesem Sultan, als er, von Feinden umringt, sich über den Oxus retten mußte, noch vom Ufer die Lobesverse nach:

Ferid
Ratib.

„O Schah! durch vierzig Jahre machtest du die Welt gerad,
Durch vierzig Jahre nahm dein Schwert an Feinden Rache.
Traß dich ein böses Auge, so ist es nichts als Zufall,
Und über Zufall ist erhaben nur der Herr!“¹⁾

Und wie am Hofe Sindschars so waren am Hofe anderer Fürsten Dichter in Menge. Sie wollten vom Fürsten oder seinem Bezier Gold für Lob in Versen. Raschid Watwat oder die Schwalbe — aus Balch, so genannt wegen seiner kleinen Gestalt und gefürchtet wegen seiner scharfen Zunge, lebte am Hofe Charism-Schahs Atsiz (1128—1156) und wurde von ihm mit Gnaden überhäuft. Der Schah soll ihn bei einem Schultstreite zum erstenmale bewundert, aber ihm befohlen haben, das vor ihm stehende Tintenfäß wegzunehmen, damit er ihn auch sehen könne. Der Kleine habe dann kühn ausgerufen: „Das Kleinste am Menschen ist sein Herz und seine Zunge!“ An den Bezier schrieb Raschid eines Tages:

Raschid
Watwat.

„Du bist Bezier, ich lobe dich, du aber laßest unbelohnet mich:
Ich sei Bezier, du lobe mich, damit du siehst, wie ich belohne dich.“

Übrigens wird dieser Dichter wegen seiner Poetik und Metrik, die seitdem als unverbrüchliches Gesetz galt, als der Boileau der persischen Dichtkunst gefeiert.

¹⁾ Hammer, l. c. p. 100.

Als gelehrtester Lobdichter gilt Eširedin aus Aſeſte in Fergana, daher Aſeſtegi genannt, als süßeſter Enweri, als der reichſte im Wortgepränge Chaſani. Leſterer hat von der Gunft, in welcher er bei Chaſan Minuſchehr, dem Fürſten Schirwanſ, ſtand, ſeinen Namen, eigentlich hieß er Eſſaleddin Haſaſi. Eines Tages begehrte er vom Schah einen Luſch oder einen Korb Bienen. Erzürnt, daß er nicht beides zugleich verlangt habe, ſandte ihm der Schah den Todesbefehl. Der Dichter ſandte zur Entſchuldigung eine in Honig getauchte Biene zurück, welche über ſein Schreiben gehend das Zeichen, das mit bedeutet, mit ihren Füßen in oder verzerzt habe. Ein Späterer klagte über den Wechſel der Zeiten: dieſer Schah habe dem Dichter gezürnt, weil er ſeiner Großmuth einen Wechſelfall geſtattet habe; jezt aber ergrimmen die Fürſten über die Beläſtigung der Dichter, wenn dieſe auch nur eine Eſelsladung Rüben von ihnen verlangten. Übrigens zog dieſer Dichter jezt verlegt an den Hof von Toghruſ Sohn Arſlan und ſtarb 1186 zu Täbris.

Daß Fürſten um jeden Preis zu loben, eines wahren Mannes nicht würdig ſei — das leuchtete doch hin und wieder ein. So hatte Sennaji ſeine Laufbahn als Lobredner Sultan Ibrahims des Gaznawiden (1059—1099)¹⁾ begonnen, änderte aber ſein Leben, als er die Wahrheit hörte. Eines Abends trat er nämlich unerkannt in eine Schenke und hörte, wie ein Stadtnarr ein Glas Wein verlangte, um auf die Blindheit des Sultans zu trinken; denn blind müſſe man den Fürſten nennen, der jezt Gazna nur verlaſſe, um in ein heißes Land zu ziehen, und deſſen Eroberungſucht keine Grenzen kenne.²⁾ Dann begehrte der Narr ein zweites Glas auf die Blindheit des Dichters Sennaji. Der Schenke mahnte, einen ſo weiſen und großen Mann nicht zu ſchmähen. — „Du irrſt dich,“ ſagte der Narr, „er iſt ein Thor und ein Schwächer, der Worte auf Worte häuft und ſein Leben darüber verſplittert. Was wird er wohl antworten, wenn der ewige Richter einſt Rechenschaft von ihm verlangt?“ — Das traf Sennaji ins Herz, er gab ſeine Stellung auf und weihte ſich dem beſchaulichen Leben; ſelbſt als der Sultan Behramſchah (1117—1157) ihm ſeine Schweſter zur Frau geben wollte, mochte er nicht mehr Hofdichter ſein. Er wurde ein Schüler des Scheichs Abu Juſſuf, deſſen Kloſter die Kaaba von Choraſan hieß, und beſchäftigte ſich fortan nur mit Hymnen über die Einheit Gottes, über Selbſtverleugnung und ewige Wahrheiten; durch ſein Hauptwerk „Hadika“ oder der Ziergarten wurde er der Ordensdichter der Suſi. Er ſtarb 1180 zu Gazna; zu ſeinem Grabe wird heute noch gewallfahrtet.³⁾

Aber auch die romantiſche Poeſie erhob ſich unter den Seljukenfürſten Perſiens zu hohem Glanze. Schon aus früherer Zeit waren romantiſche Dichtungen vorhanden, ſo die Geſchichte des ägyptiſchen Juſſuf und der Suleiſa, der Sang von Liebe und Treue; aber dieſe Dichtungsart erhob ſich jezt unter Miſami aus Gendſch zu einem Glanze, wie er weder früher noch ſpäter erreicht worden iſt.

Seine fünf vorzüglichſten poetiſchen Erzählungen wurden nach ſeinem Tode unter dem Namen „Chamiſe“ oder „Der Fünfer“ geſammelt und auch in ihrer

¹⁾ Müller, I. c. II, p. 170.

²⁾ Hier iſt wohl nicht mehr Ibrahim, ſondern einer ſeiner Nachfolger, vielleicht Behramſchah zu verſtehen.

³⁾ Hammer, I. c. p. 104.

Zahl von den späteren Romantikern nachgeahmt: so dichteten Chosru aus Delhi einen „Fünfer“, so Rami, so Dschami, so Hatifi und andere.¹⁾ In ähnlicher Weise ist in neuerer Zeit der „Decameron“ des Boccaccio von der Königin von Navarra und andern nachgeahmt worden. Nisamis eigentlicher Name ist Abu Mohammed ben Jussuf Scheich Nisameddin, sonst wird er auch Motarafi genannt. Sein schönstes Gedicht „Chosru und Schirin“ verfasste er auf Bitten des Seltschukensultan Toghrol Arslan Ibn Toghrol (1160—1177)²⁾ und wurde dafür mit vierzehn Grundstücken belohnt. Dieses Gedicht und „Zeila und Medeschnun“ und „Die sieben Schönheiten oder Heft Peiger“ und „Das Buch Alexanders“ und ein Gedicht moralischen Inhaltes, genannt „Das Magazin der Geheimnisse“, wurden nach seinem Tode unter dem Namen „Bendisch Ehendsch“ oder „Die fünf Schätze“ oder „Chamse“, Fünfer, herausgegeben. Der Dichter starb 1180 in seiner Vaterstadt Gendsch unter der Regierung Toghrols III. (1177—1194), des Sohnes Arslans.

Wenn Hammer, nachdem er die Romantiker Persiens aufgezählt, bemerkt,³⁾ der Stoff der vorzüglichsten romantischen Gedichte unseres Mittelalters sei aus dem Morgenlande gekommen und auf der einen Seite durch die Kreuzfahrer über Syrien, auf der andern durch die Mauren über Afrika aus Persien eingewandert, so ist das nur zum Theile richtig; denn manche Dichtungen sind, wie wir oben sahen,⁴⁾ eigentlich keltischen Ursprungs. Viel Wahres enthält jedoch die Bemerkung: die wissenschaftliche Cultur der Araber, von denen das europäische Mittelalter die seinige erhielt, sei nicht aus den Wüsten Arabiens hervorgegangen, sondern der Beduine habe, als er erobernd die Welt durchzog, sich die Cultur des besiegten Griechen und Persers angeeignet, so daß er von dem ersten die ersten Wissenschaften (mit gänzlicher Verschmähung der griechischen Poesie), von dem zweiten aber die Gebilde der Dichtung, die Rittergeschichten, Romane und Märchen entlehnte. Die Araber seien also nur das Mittel, durch welches die Lichtstrahlen griechischer Wissenschaft und persischer Redekunst, durch den Wüstendunst mannigfaltig gebrochen, Europa aufzuhellen begannen. Der Deutsche solle also den Born hellenischer Weisheit und persischer Dichtkunst in ihrer Heimat aufsuchen, durch den Abelsbrief seiner Sprache könne er seine nächste Verwandtschaft zum älteren Bruder, dem Perser, nachweisen.

Der größte Theologe des Islam, Algazali, gleichfalls ein Perser dieser Zeit, schrieb arabisch. Bei Firdusi sind Geschichte und Dichtung vereint; in dieser Zeit aber begann die persische Geschichtschreibung in Prosa.

Dritter
Zeitraum.

Ursprung
der
Mistik. Wir kommen an den dritten Zeitraum⁵⁾ der neupersischen Literatur, von 1203 bis 1300, an die Blüte der mystischen und moralischen Literatur, an die Dichter Dschelaleddin Rumi und Saadi. Er beginnt mit dem Mongolensturm, der die Cultur der Araber vernichtet, wie die Araber einst über die Perser herfielen. Samarkand und Bochara, diese Hauptstätten der Bildung, werden verbrannt, die Bibliotheken zerstört, die Gelehrten fallen unter dem Schwerte oder retten sich nach Westen oder Süden.

¹⁾ Hammer, l. c. p. 229, 313 f., 355.

²⁾ Müller, l. c. II, p. 132.

³⁾ Hammer, l. c. p. 135 f.

⁴⁾ Vergl. Bd. V. S. 841 f. dieses Werkes, 5. Aufl., u. S. 202 u. 217 f. dieses Bandes.

⁵⁾ Hammer, l. c. p. 137 ff.

Dschingischan hat nur zerstört, seine Nachkommen haben unter Leitung gelehrter Minister wieder aufgebaut. Der entsetzliche Wandel der Schicksale jedoch lehrte Einsicht ins Innere, lehrte suchen nach dem Ewigen in allem Wandelbaren.

Aber der Islam bot diesen tieferen Geistern den Trost nicht, den sie suchten. Mohammed war in seinem Gottesbegriff sehr schwankend,¹⁾ bis er ihn endlich abstract dahin feststellte: „Er ist der Gott — einer, Gott, der Ewige, er zeugt nicht und wird nicht gezeugt und niemand ist ihm gleich.“²⁾ Gott steht unvermittelt der Welt gegenüber. Noch mehr lag in seinen Äußerungen über Willensfreiheit, Gnadenwahl und Vorherbestimmung ein wahres Nest von Streitfragen verborgen; zum Beispiel in der Stelle:³⁾ „Aber ihr könnt nicht wollen, es sei denn, daß es Allah will; denn Allah ist wissend und weise. Er führt, wen er will, in seine Gnade ein; für die Ungerechten aber hat er eine peinliche Strafe bereitet.“ Die Befehreng erfolgte mit dem Schwerte. Als nun der Sturm der Eroberung vorüber war — regte die Berührung mit dem Geiste der verschiedenen Völker zur theoretischen Ausbildung und dogmatischen Begründung der Lehre an. Da zeigte sich aber bald die speculative Schwäche der ganzen Lehre Mohammeds, und Entstehung von Religionsparteien und gänzliche Umbildung seiner Lehre war die Folge davon.

Speculative
Schwäche
des
Islam.

Insbesondere war Persien, wie wir öfters sahen, eine wahre Brutstätte von Secten. Der Verfasser der ältesten arabischen Religionsgeschichte, Ibn Hazim aus Cordova, schrieb um 1058 die merkwürdigen Worte:⁴⁾ „Die Perser besaßen früher ein ausgedehntes Reich und große Macht über alle Völker sowie ein solches Selbstbewußtsein, daß sie sich selbst die Freien, die Edlen und die Abna (die Söhne) nannten, und somit alle andern Nationen als die Sklaven ansahen. Als nun ihre Macht zusammenbrach, und zwar durch die Hände der Araber, welche sie als die letzte der Nationen zu betrachten gewohnt waren, erbitterte sie dies in hohem Grade und sie fühlten die Schmach doppelt schwer. Sie nahmen zu wiederholtenmalen den Kampf gegen den Islam auf, aber jedesmal ließ Gott die gerechte Sache siegen. Ihre Räubersführer waren Sinbad, Ostafys, Mokanna und andere; Ammar und Abu Muslim⁵⁾ haben dasselbe Ziel verfolgt. Aber sie sahen, daß die List am besten ihrem Zwecke diene. Sie traten deshalb in großer Zahl zum Islam über.“

Die
Perser.

„Indem sie eine außerordentliche Verehrung für die Familie des Propheten an den Tag legten und das gegen Ali begangene Unrecht in den schwärzesten Farben malten, gewannen sie das Vertrauen jener, die zur Op-

¹⁾ Vergl. Krenmer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islam, S. 1—9. Leipzig 1868. — Sprenger, Das Leben Mohammeds, II, S. 16—17.

²⁾ Koran, Sure 112.

³⁾ Koran, Sure 76, gegen Ende.

⁴⁾ Krenmer, l. c. p. 10 f.

⁵⁾ Vergl. Bd. IV, S. 72—74 dieses Werkes. 5. Aufl.

position sich hinneigten, führten sie dann auf immer weitere Irrwege, bis sie dieselben gänzlich dem Islam entfremdet hatten. So predigten sie den Glauben an den erwarteten Messias, den sie Mahdi nannten. Andere erkannten jeden, der sich als Propheten ausgab, dafür.“¹⁾

Unter der letzten Irrlehre ist der Sufismus²⁾ verstanden, der namentlich in Persien seine Ausbildung erlangte. Als eine Verbindung mit einer Geheimlehre lernten wir ihn schon früher kennen. Sufi bedeutet Wissender, Erleuchteter, eigentlich in weiße Wolle Bekleideter. Heute noch bestehen Sufischulen in Indien und Chorasán und drei Stufen des Ordens.³⁾ In der untersten Stufe, der der Methode, steht der Jünger unter Leitung eines Lehrers noch gläubig auf dem Boden des Islam, muß die Waschungen und Gebete durchmachen, wie ein orthodoxer Muselman, er sucht und verehrt Gott als ein Wesen außer ihm. Auf der zweiten Stufe dagegen, der der Erkenntnis, lernt er, daß alle äußere Religionsübung nur Schein ist, für die Masse berechnet, ohne Wert für den Wissenden. Er lernt ein Dogma nach dem andern abwerfen und macht sich wenig mehr aus Gebet und Waschungen, dagegen studiert er die Schriften Dschelaleddin Rumis und anderer Sufis. Seine Religion wird jetzt Askese: er übt sich, still hinzusetzen und seine Augen zuerst halb und dann ganz zu schließen, um der Außenwelt den Eingang in die Seele mehr und mehr zu wehren; denn er muß die Begierden des Fleisches tödten, um der Einheit näher zu kommen. So gelangt er allmählich zur dritten Stufe, zur Gewissheit, in welcher er nicht mehr an den transcendenten Gott glaubt, sondern des immanenten gewiß ist, sich als einen Theil der Gottheit, ja als Gott selbst weiß. Jetzt ist kein Gebet, keine Waschung, ja keine Askese mehr nöthig, er ist Gott, für ihn gibt es keinen Gegensatz und keine Sünde mehr.

Kein Gedankensystem tritt gleich im Anfang vollkommen entwickelt vor die Welt, bald wird die eine, bald die andere Seite mehr ausgebildet. Die Grundlage des Sufismus bilden buddhistische Lehren, die sich aus Indien nach Persien verbreitet hatten. Als eigentlicher Stifter des persischen Sufismus gilt Abu Saïd Abul Cheir, der seine contemplativ asketische Richtung in dem Sage ausdrückte: „Was du im Kopfe hast, laß fahren; was du in der Hand hast, wirf fort; was dir auch begegnen mag, weiche nicht. Schwing dich aus dem Vergänglichen zum Unvergänglichen empor, wolle und denke nichts als Gott. Himmel und Erde fassen ihn nicht, aber das Herz des Gläubigen; wenn es sich ihm ganz hingibt, wird es ergriffen von ihm, wie die Kohle im Feuer Feuer wird. Der Weg zu Gott heißt, die Wahrheit erkennen und Gutes thun.“

¹⁾ Bremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islam, S. 10—11.

²⁾ Ibid. p. 65—78.

³⁾ Trumpp, Einige Bemerkungen über den Sufismus. Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, XVI, S. 241 f. Leipzig 1862.

Indem man diese eigentlich mehr praktische Richtung zu begründen suchte, nahm man auch die damals in Persien verbreitete Anschauung zuhülfe, daß das ganze All nur ein Ausfluß der Gottheit sei, eigentlich Gott selbst, der sich in das All ergossen.¹⁾ Ist dies aber der Fall, so kommt Gott erst im Menschen zum Selbstbewußtsein. Diese Emanation ist eine ewige. Die Einzeldinge haben demnach kein für sich bestehendes Sein, sondern in ihnen kommt nur die Gottheit zur Erscheinung. Ihr gesondertes Sein ist ihre Beschränktheit, ihre Sünde, ihre Auflösung in das Allgemeine ist ihre Sühne, ihre Erlösung. Dies zu erkennen ist höchste Weisheit, sich als einzelnen verleugnen und abtödten, nur das Allgemeine denken und ertrinken im Ocean der Gottheit ist höchstes Ziel des Weisen. Der Weg ist schwer und mühevoll, der Lohn die Befeligung.²⁾

Kern
der
Lehre.

Zuerst sieht der Strebende Gott unter dem Bilde eines körperlichen Wesens, dann als den Schöpfer und Zertheiler der Formen, als ein mit Eigenschaften versehenes Wesen, zuletzt als das reine Sein. Die meisten Sufis lehren heute ein Aufgehen des Ich in Gott, wie der Tropfen zerfließt im Ocean; viele der älteren sprachen von einer Einwohnung in Gott oder Eingottung, einer Einsmachung oder Umwandlung des Menschen. — Mit der Aftese und Überspannung des religiösen Gefühles sind oft Zustände von Hallucination verbunden. Wir hören von farbigen Lichtern, welche manche Sufis in den verschiedenen Perioden ihres Wallens auf dem mystischen Wege erschauen wollen, wenn sie auf einen höheren Standpunkt aufsteigen, nämlich schwarzgrau, blau, karneolroth, weißgelb, glänzendschwarz und grün, und hören die Mahnung, daß das ewige Urlicht völlig farblos ist und keine von jenen sieben Farben an sich hat.³⁾ „Achte nicht auf jene Lichter,“ mahnt Schibli; „sie sind eine Verschleierung des Seienden an sich und das Hauptmerkmal des Standpunktes der Anbeter des Sinnen-scheins. Der aber, welcher bleibend in Gott untergeht, gelangt zu dem eigenthümlichen Zustande des sufischen Geisteshelden.“ — Was subjective Empfindung und Selbsttäuschung eines einzelnen war, ist also zur Forderung für die Waller auf

Hallu-
cination.

¹⁾ Tholuck, Ssufismus sive Theosophia Persarum pantheistica. Berol. 1821.

²⁾ Trumpp bemerkt (l. c. p. 241): „Soweit ich mit den Sufis persönlich befannt geworden bin, sind sie mir immer als die widerwärtigsten Spötter vorgekommen, die in vollkommenen Unglauben versunken sind. Wenn von irgend jemand, gilt von ihnen, das Wissen blähet auf, in ihrem Falle übrigens das Nichtwissen. In Indien ist der Sufismus mit dem so verbreiteten Vedantismus fast ganz zusammengefallen; in mehr streng mohammedanischen Ländern, wie Afghanistan, hat er mehr ein mohammedanisches Gepräge beibehalten und ist dort mehr oder weniger heftig gefärbt. — Der Morgenländer bringt sein Leben in dumpfem Hinbrüten zu, das Klima ist einer energischen Entwicklung der Leibes- und theilweise auch der Geisteskräfte abhold. Das Leben ist dem Orientalen der Güter höchstes nicht, denn er hat von jeher mit Entbehrungen, Druck und Tyrannei zu kämpfen gehabt. Ruhe ist daher sein höchstes Gut; was zu dieser Ruhe führen kann, sein höchstes Streben. Diese Ruhe ist daher nur im Aufhören der individuellen Existenz zu erlangen, daher die Predigt des Buddha von der Nirvana, die so allgemeinen Anklang unter den orientalischen Völkern gefunden hat, uns Abendländern aber völlig unbegreiflich erscheint. — Der Buddhismus ist, wie jedes atheistische System, nur der Ausdruck der Verzweiflung an sich selbst.“ Der Sufismus war also eigentlich indisches, und zwar buddhistisches Erzeugnis.

³⁾ Vergl. Fleischer, Über die farbigen Lichterscheinungen der Sufis. Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, XVI, S. 235–241.

dem Wege zur Einheit geworden. Der Taumel der erhitzten Phantasie führte oft zu den ärgsten sinnlichen Verirrungen.

Alle-
stracker
Deis-
mus.

Dahin brachte es also der abstracte Deismus des Islam, der Gott, der durch ein unabwendbares Schicksal alles Dichten und Trachten der Menschheit gebannt hat. Dem Menschenherzen steht dieser Gott zu fern, es stößt ihn von sich, es sucht Ruhe und Trost darin, daß es Gott in die Natur herabzieht und sich mit ihm identificiert, als ein Theil des absoluten Seins. Dahin führt der Gott ohne Mittler und kommt die Menschheit ohne den Erlöser.

Aber im Anfang dieser geistigen Verirrung ist ein edler Enthusiasmus nicht abzuleugnen. Wen rühren die schönen Verse Dschelaleddins nicht:

„Unglauben ist die Nacht, die Nachtlamp' ist der Glauben;
O laß in deiner Nacht dir nicht die Lampe rauben!

Wir hoffen auf das Licht, von dem die Lampe zeuget;
Das Licht, das sie gezeugt, will ihr den Dienst erlauben.

Doch wenn die Sonn' erwacht, erlöschen Nacht und Lampe
Und auf in einem Schauen geht Glauben und Unglauben.

Was witterst du, o Nacht, was zitterst du, o Lampe?
Vom Osten weht mich an der Sonnenrosse Schnauben.

Die Nacht ist noch im Thal, die Lamp' in dumpfer Kause,
Das Morgenroth umsäumt des Berghaupt's hohe Häuben.“

Alle-
gorische
Deutung
des
Koran.

Gegen das Formelwesen des Islam regte sich der feine Sinn der Perser, sie leugneten ihn anfangs nicht, glaubten ihn aber besser zu verstehen, indem sie die wichtigsten Stellen des Koran allegorisch deuteten. Wo fand sich aber der wahre Sinn der Allegorie? In den Zuständen mystischer Entzückung. Mohammed war ein Prophet, das leugneten sie nicht, aber durch Frömmigkeit und gottinniges Leben könne jeder in ein ähnliches Verhältnis zu Gott treten: nicht in dem Hersagen der Koransprüche, sondern in Selbstüberwindung, in Bezähmung der Begierden, in Herzensreinheit, in Nächstenliebe steigen wir zum Höchsten auf, machen wir uns fähig der Entzückung. Diese Lehren werden in sinnigen Versen, mit einem Bilderreichtum ohnegleichen wiederholt. Oft ist nur ein Satz festgehalten, an den sich, wie an einer Schnur die Perlen, die schönsten Bilder aus der Natur anreihen. Solche Dichtungen übten auf die phantasievollen Perser einen unendlichen Zauber aus, lösten aber auch den Glauben an Mohammed auf.

Das
mystische
Klee-
blatt.

Der größte, tiefsinnigste Lehrer und Dichter der Sufis war Dschelaleddin Rumi, der fruchtbarste Ferideddin Attar; mit Sennaji bilden sie das Kleeblatt der großen persischen Mystiker.

Feride-
ddin
Attar.

Ferideddin Attar,¹⁾ genannt die Geißel des beschaulichen Lebens, der Sohn eines Gewürzhändlers zu Kerken, einem Dorfe bei Nischapur, geboren

¹⁾ Hammer, l. c. p. 140 ff.

im Jahre 1216, unter der Regierung des Sultans Sindſchar, behielt nach dem Tode ſeines Vaters die Gewürzhandlung deſſelben, bis eines Tages die Mahnung eines frommen Mannes ihn zum geiſtigen Leben erweckte. Ein Derwiſch ſtand unter Seufzen und Thränen vor ſeinem Gewürzladen, Attar hieß ihn weiter gehen. „Das kann ich leicht,“ entgegnete der Derwiſch, „ich habe nichts als meine Kutte; aber du mit ſo vielen ſchweren Säcken, wie wirſt du es machen, um fortzukommen, wenn die Stunde der Abreiſe ſchlagen wird?“ — Überwältigt von dieſer Wahrheit, gab Attar ſein Gewölbe auf und zog ſich in das Kloſter des Scheichs Rotnebbin zurück, wo er nur den aſketiſchen Übungen und der Sammlung myſtiſcher Schriften lebend — wir hören, daß er 400 zuſammenbrachte — ſelber zu ähnlichen Dichtungen angefeuert, eine ungemeine Fruchtbarkeit entfaltete; umfaßten doch ſeine Gedichte — die „Meſnemi“ oder Doppelgereimten — nicht weniger als 40.000 Diſtichen; dazu ſchrieb er noch in Proſa Biographien der Heiligen und aſketiſche Schriften. Seiner berühmten poetiſchen Werke ſind zwölf, und darunter ſind die heute noch geleſenſten das „Buch des Rathes“, die „Vögelgeſpräche“ und die „Eſſenzen der Subſtanz“. In den „Vögelgeſprächen“ halten die Vögel Maſamate oder Sitzungen, in denen ſie das gemeine Beſte berathen. Nach einem begeiſterten Lobe auf den Schöpfer, welcher Seele und Glauben dem Staube ſchenkte, folgt das Lob des Propheten und der vier erſten Chalifen und beginnt die Schilderung des Reichstages der Vögel, an welchem der Wiedehopf den Vorſchlag macht, den Simurg zum König zu wählen, der einzig in ſeiner Art, abgeſchieden von der Welt im Gebirge Kaf wohne, und die Einwendungen gegen ſeinen Vorſchlag ſiegreich widerlegt. Der Antrag wird angenommen, die Reiſe beſchloſſen und angetreten. Die Geſpräche, welche die Vögel während derſelben halten, die Geſchichten, die ſie einander erzählen, die Hinderniſſe, welche ſich ihrem Vorhaben entgegenſtellen, machen den Hauptinhalt des Buches aus. Das Ganze iſt aber eine Allegorie, Simurg iſt das höchſte Gut, das alle ſuchen und keiner findet. Von den Tauſenden ſind nur drei ſo glücklich, endlich zu Simurg zu kommen, die andern ſind unterwegs umgekehrt oder verirrt oder zugrunde gegangen; auch dieſe drei ſind an Flügeln und am Leibe beſchädigt und wollen am Fuße des Zieles, an der Möglichkeit, es zu erreichen, verzweifeln. Da werden ſie vor den Thron des Höchſten geführt:

„Vögel-
ge-
ſpräche.“

„Der Vögel Seele war beſchämt, ihr Leib war ganz und gar vernichtet,
Sie hatten ſich getrennt vom Staube und waren von dem Licht beſeelt.
Sie hatten eine neue Seele und waren einer andern Gattung.
Was war und nicht war, das Vergangene, war ausgelöſcht in ihrer Bruſt,
Des Nahens Sonne ſtrahlte ihnen den hellſten Schimmer in die Seele.
Der Abglanz des Simurges ſtrahlte als Eins zurück von allen dreien.
Sie wiſſen nicht, erſtaunt, ob ſie nun dieſes oder jenes ſind,
Sie ſchauen ſich nun als Simurg, ſich ſelbſt im ewigen Simurg.
Wenn zum Simurg hinauf ſie blickten, erblickten ſie ihn unter ſich,
Und wenn ſie auf ihn ſelber ſchauten, erblickten ſie ſich im Simurg.
Ein einziger Blick vermengte beide, Simurg entſtand, Simurg verſchwand,
In dieſem jenes, dies in jenem, was nie die Welt noch hat erhört.
So blieben ſie verſenkt in Staunen, gedankenlos im tieſten Denken.
Und ihrer ſelbſt gar nicht bewußt, verſtummend ſtanden ſie den Höchſten,
Zu offenbaren dieſes Geheimniß und aufzulöſen Du und Wir:
Da kam die Antwort ohne Zungen: der Höchſte iſt ein Sonnenspiegel,
Wer zu ihm kommt, ſchaut ſich darinnen, ſchaut Leib und Seele, Seel und Leib.

Da ihr zu dem Simurg gekommen, seid drei darinnen ihr erschienen,
 Und wäret fünfzig ihr gekommen, so hättet ihr euch so gesehen.
 Denn keiner hat uns noch geschaut, Ameisen schau'n Pleiaden nicht.
 Kann wohl die Mücke mit den Zähnen des Elephanten Leib ergreifen?
 Was ihr gesehen, ist er nicht; was ihr gehöret, ist er nicht.
 Die Thäler, die ihr durchgewandert, die Thaten, die ihr ausgeübt,
 Sie liegen unter unserm Handeln und unter unsern Eigenschaften.
 Weit über euch bin ich erhaben."

Die dunkle Anspielung auf die Dreieinigkeit macht diese Stelle merkwürdig bei einem Befenner des Islams! Hammer bemerkt: „Der Schleier vom Heiligtume der Sufi ist gelüftet und Blitze auf Blitze zucken dem irdischen Auge entgegen, vor dem sich der Ewige wieder in die Nacht des Wolkenzeltes hüllt. Nach jahrelangem Pilgern durch die Wüsten des beschaulichen Lebens, wo Karawanen von Reisenden und ganze Menschenalter untergegangen, erreicht keiner oder einer den Grad der höchsten Vollkommenheit, wo er den Ewigen zu sehen meint von Angesicht zu Angesicht. Erschöpft, entnervt, entmenscht, gelangt er endlich zum Ziele der Seher, und da schaut er die Gottheit im offenen Himmel seines Gemüthes — Gott in sich und sich selbst in Gott — wähnt er zu schauen. Täuschung! Alles ist Täuschung und nichts als Täuschung! Nicht das ewige Licht, dessen Abglanz der Geist und dessen Schatten die Materie ist, hat er mit seinen Maulwurfsaugen gesehen, sondern sich selbst im ewigen Weltenspiegel, der dem Sinnlichen, der sich für übersinnlich gehalten, nur Sinnliches zurückstrahlt. Indem er in sich das Irdische zu vernichten und das Sinnliche zu zerstören wähnte, hat er die göttliche Flamme ausgelöscht, um sich finster und blind an das Thor der Himmelsburg zu stellen, wo er als Schatten in der Sonne verschwindet. Zurück, ihr Seher, in der Innenwelt besangen, zurück vom Heiligsten der Gottheit, das euch ewig verschlossen bleibt! so ruft euch Attar der Dichter der Sufi und der Sufi der Dichter in göttlicher Begeisterung zu.“¹⁾

Attars
Tob.

Lange war das Leben Attars, eigenthümlich der Tod. Als die Mongolen 1326 Nischapur einnahmen, hatte schon ein Krieger das Schwert erhoben, um den Dichter zu tödten — da rief ihm ein anderer zu: „Tödte diesen Greis nicht, ich will dir tausend Silberstücke für sein Leben geben!“ — „Güte dich,“ sprach Attar, „mich um diesen Preis herzugeben; du wirst Käufer finden, die mich theurer bezahlen!“ Als einige Schritte weiter wieder ein Mongole ihn umbringen wollte, sagte ein anderer: „Tödte ihn nicht, ich will dir einen Sack Stroh für sein Leben geben.“ — „Verkauf mich,“ sprach Attar, „denn mehr bin ich nicht wert.“ Der Mongole aber hieb ihn zusammen.²⁾

Wir kommen nun an das Haupt der Liebenden, an den König und Meister im Reiche des Geistes.

Dschelaleddin
Rumi.

Auch Mewlana Dschelaleddin Rumi, geboren in Balch am 30. September 1207,³⁾ litt durch die Mongolen und mußte in das vordere Kleinasien flüchten, daher sein Beinamen Rumi (das heißt der Kleinasiate). Er heißt eigentlich Mohammed, der Sohn Behaeddins von Balch, wo sein Vater in hohem Ansehen stand, aber durch Neider beim Sultan Atsiz (Charizm-Schah) verleumdete, das Leben unerträglich fand, so daß er die Stadt mit dem Schwure

¹⁾ Hammer, l. c. p. 153—154.

²⁾ Ibid. p. 141.

³⁾ Baumgartner, Geschichte der Weltliteratur, I, S. 560. Freiburg 1897.

verließ, nie mehr dahin zurückzukehren, solange Charism-Schah herrsche. In Nischapur schenkte Attar dem lernbegierigen Knaben Dschelaleddin sein „Buch der Geheimnisse“. Der Vater ward auf seiner Reise nach Mekka und von da nach Kleinasien allenthalben mit hohen Ehren aufgenommen. In Konia (Könium) leitete er eine Schule bis zu seinem Tode 1233; sein Sohn folgte ihm im Lehramte nach und zählte bei 400 Schüler. Da kam aber ein berühmter Sufi aus Täbris, nämlich Schemseddin, nach Konia und wirkte durch den Vers: „Viel besser ist Unwissenheit dem Mann als Wissenschaft, die man ihm rauben kann“, so nachdrücklich auf Dschelaleddin, daß dieser seine Schule aufgab und selber als Schüler mit Schemseddin als seinem Lehrer zog. Auf Schemseddins Mahnung dichtete er das „Mesnewi“, das er im Feuer seiner Begeisterung, auf eine Säule gestützt, improvisierte, während seine Schüler die Verse aufschrieben. Mesnewi heißt doppeltgereimtes Gedicht und hat von der Form den Namen, sein Inhalt ist moralisch, asketisch, allegorisch und mystisch, die Lehren wechseln mit Legenden und Erzählungen. Dewletschah bezeichnet seine Bedeutung mit den Worten: „Sein Herz ist ein Magazin göttlicher Geheimnisse und sein ausströmendes Gemüth der Absteigeort des unendlichen Lichtes. Seine Anschauungsweise führt die Durstigen im Thale des beschaulichen Lebens zum labenden Quell der Erkenntnis und seine Leitung führt die in der Unwissenheit Verirrten in die Gärten des wahren Wissens. Er erklärt die Geheimnisse der Bilder der Einheit und enthüllt die Mysterien des Pfades der ewigen Wahrheit.“

„Mesnewi.“

„Wenn das schäumende Meer hochaufsteigt Wogen an Wogen
Wirft es auf das Gestad' Perlen an Perlen heraus.“

Nicht minder berühmt und gesungen ist der „Diwan“ des Dschelaleddin Rumi, 600 und einige Ghaselen enthaltend, welche, von derselben mystischen Blut getragen, meist mit der Anrufung seines Lehrers Schemseddin Tebrisi schließen.

„Diwan.“

Aus diesen Liedern sind die Hymnen, welche die Derwische bei ihren Tänzen singen. Der Tanz der Mewlewî (deren Stifter Dschelaleddin ist) versinnlicht den mystischen Tanz der Gestirne, die Harmonie der Sphären. Der Scheich, der in der Mitte steht, versinnbildlicht die Sonne, um welche die Planeten kreisen, oder den Mittelpunkt des Weltensystems, um welchen sich alles bewegt und zu dem alles wieder zurückstrebt. Die einzelnen Derwische tanzen im Kreise um den Scheich und kehren zu ihm zurück und zuletzt bilden alle eine große, sich drehende Säule. Der Tanzschritt ist der des Walzers, die Musikbegleitung ist Flöte und Trommel. Der melancholische Ton der Flöte klagt über ihre Trennung vom rohrbewachsenen Weiher, über die Trennung des Menschen von der Gottheit, des Theils vom Ganzen, zu dem er sich zurücksehnt. Bisweilen ist die Bewegung so rasch, daß die Derwische zu fliegen scheinen. Der Ausruf „Hu“ oder „Allah hu“, den die Tanzenden bald einzeln, bald zusammen ausstoßen, gilt, wie die Musik, als Mittel religiöser Begeisterung; mit dem Rufe „Allah hu!“ löst sich zuletzt die ganze sich drehende Säule der Derwische auf und endet der Tanz.¹⁾ Darum das Lied Dschelaleddins:

Die Derwische.

Ihr Tanz.

Sinn des selben.

„Schall', o Trommel, hall', o Flöte! Allah hu!
Ball' im Tanze, Morgenröthe, Allah hu!

¹⁾ Ich sah in Constantinopel 1½ Stunden diesem Tanze zu. Den Scheich, einen schönen jungen Mann mit edlen Zügen, der nachher auf mich zuging, fragte ich, ob ihn der Tanz nicht ermüdet habe. „Wie könnte mich der Gottesdienst müde machen!“ antwortete er.

Richtseel' im Planetenwirbel, Sonne, vom
Herrn im Mittelpunkt erhöhte, Allah hu!

Herzen! Welten! Eure Tänze stockten, wenn
Lieb' im Centrum nicht geböte, Allah hu!

Kausche, Meer, am Fels im Sturme, Gottes Preis!
Machtigall, um Rosen flöte, Allah hu!

Seele, willst zum Stern dich schwingen um dich selbst,
Wurf von dir des Lebens Nöthe, Allah hu!

Wer die Kraft des Reigens kennet, lebt in Gott,
Denn er weiß, wie Liebe tödte, Allah hu!"

Hymnen.

Eine der Hymnen, welche die Derwische singen, heist:

„Höre, was für Sachen mir die Flöte klagt,
Was sie vom Geheimnisse der Gottheit sagt!

Ohne Zunge, gelber Wange, voll von Wind,
Redet sie in einem Worte von Gott geschwind!

Nimmer laßt, Geliebter, mir der Zweifel Ruh,
Ob Du Ich seist oder ob Ich sei Du.

Ich bin nicht Ich, Du nicht Du, und Du nicht Ich,
Doch bin Ich Ich, Du bist Du, und Du bist Ich.“

Gegner.

Die strenggläubigen Gesetzeslehrer eiferten immer gegen diesen Tanz und diese Musik der Derwische, gegen diese Feier des persisch-indischen Pantheismus. Sultan Thamasch I. in Persien, Sultan Bajesid wütheten vergebens mit Feuer und Schwert gegen die Mewlewis, aber das Volk in Persien und in der Türkei hieng zu sehr am Anblick dieser Religionsübungen, dieser ekstatischen Tänze, und sie blieben, und in Aegypten wimmelt es heute von Derwischen. Andere Sultane, wie Murad III., begünstigten das Derwischwesen und so entstanden Klöster in Constantinopel, in Bagdad und Cairo, und wurden Vorlesungen über das große Lehrgedicht des Dschelaleddin gehalten. Die Araber verhielten sich immer ablehnend gegen diese schwärmerische Mystik, die Türken dagegen zeigten sich sehr empfänglich dafür. Dschelaleddin selber starb in Konia 1273¹⁾ und liegt dort zwischen seinem Vater und seinem Lehrer Schemseddin begraben.

Wenn von irgend einem Dichter, muß von Dschelaleddin gesagt werden, er sei ein gottrunkener Mensch. In allem sieht er Gott. Während dem Christen die Natur die Weisheit, die Majestät, die Allmacht des Schöpfers anzeigt, aber dagegen protestiert, daß sie Gott sei, ist sie dem persischen Dichter Gott selber. In einem berühmten, seine ganze Lehre kennzeichnenden Gedichte heist es:²⁾

„Ich bin das Sonnenstäubchen, ich bin der Sonnenball;
Zum Stäubchen sag' ich: bleibe! und zu der Sonn': entwall'!

Ich bin der Morgenschimmer, ich bin der Abendhauch,
Ich bin des Haines Säufeln, des Meeres Wogenschwall.

¹⁾ Hammer, Hichane, I, S. 275.

²⁾ Baumgartner, I. o. I, p. 561.

Ich bin der Mast, das Steuer, der Steuermann, das Schiff;
Ich bin, woran es scheitert, die Klippe von Korall.

Ich bin der Vogelsteller, der Vogel und das Netz,
Ich bin das Bild, der Spiegel, der Hail und Widerhail.

Ich bin der Baum des Lebens und drauf der Papagei;
Das Schweigen, der Gedanke, die Zunge und der Schall.

Ich bin der Hauch der Flöte, ich bin des Menschen Geist,
Ich bin der Funk' im Steine, der Goldblick im Metall.

Ich bin der Kausch, die Rebe, die Kelter und der Most,
Der Becher und der Schenke, der Becher von Krystall.

Die Kerz', und der die Kerze umkreist, der Schmetterling;
Die Ros' und, von der Rose berauscht, die Nachtigall.

Ich bin der Arzt, die Krankheit, das Gift und Gegengift,
Das Süße und das Bitt're, der Honig und die Gall'.

Ich bin der Krieg, der Friede, die Walfstatt und der Sieg,
Die Stadt und ihr Beschirmer, der Stürmer und der Wall.

Ich bin der Kalk, die Kelle, der Meister' und der Riß,
Der Grundstein und der Giebel, der Bau und sein Verfall.

Ich bin der Hirsch, der Löwe, das Lamm und auch der Wolf,
Ich bin der Hirt, der alle beschließt in einem Stall.

Ich bin der Wesen Kette, ich bin der Welten Ring,
Der Schöpfung Stufenleiter, das Steigen und der Fall.

Ich bin, was ist und nicht ist. Ich bin, o der du's weißt,
Dschelaleddin, o sag' es: ich bin die Seel' im All."

Er ist also nicht bloß der Geist, der in Harmonie die Gegensätze vereint, sondern die Gegensätze sind er selber. Er ist das unbegrenzte Meer aller Wesen. Der Trieb seines ewigen Wogeneschlages, seiner steten Werdelust ist die Liebe; sie ist das Geheimnis, warum die Himmel immer kreisen, warum die Morgenwinde säuseln. Darum hat der Geist in der Vielheit immer Heimweh nach der Einheit. So wird aus dem All ein ewiger Proceß des Werdens und Vergehens. Mit Behmuth sehen wir die immer neuen anmuthigen Wendungen, in denen Dschelaleddin¹⁾ seine Gottrunkenheit in Worten formt — aber wir meinen bei all dem nur einen Zauberbesang zu hören. Wir sehnen uns in dieser ewigen Bewegung nach Ruhe, in dieser steten Werdelust nach einer Entwicklung, nach einem Ziele. Wir fühlen, wie der Dichter mit außerordentlichem Talente nur überwundene pantheistische Anschauungen vorträgt. Eine schöne Harfe steht in seinem Herzen, aber der Geist von oben berührte die Saiten nicht!

¹⁾ Übersetzungen dieses Dichters lieferten Rosenzweig, Gussar, Tholuck, in seiner Blütenammlung aus der morgenländischen Mystik; einzelne Gedichte hat Rückert verdichtet, dem Sinne nach richtig, aber nicht wörtlich. Vergl. was Mohl in der Einleitung zur Textausgabe des Schahnameh über Rückerts „Rostem und Suhrab“ sagt, und Borberger, Rückertstudien, S. 224. Gotha 1878.

Besonnenener, maßvoller, dem Geschmacke der Abendländer mehr entsprechend ist Persiens größter didactischer Dichter Saadi.¹⁾

Sein eigentlicher Name ist Scheich Moßliheddin; Saadi heißt „der Glückliche“ und dieses Beiwort trifft zu. Geboren 1184 in Schiras,²⁾ der Sohn eines Beamten des Atabegen Saad Ben Zenti, gebildet zu Bagdad an der berühmten Schule Nisamijeh, unter dem gelehrten Ibn al Dschusi, dann mit einem Scheich nach Mekka wallfahrend, das er im ganzen vierzehnmal besuchte, Ghajelen dichtend während weiter Reisen, wie er selber sagt:

„Die Welt durchzog ich weit und breit, bereit die Wünsche zu gewähren,
Benützend die Gelegenheit, laß ich von allen Feldern Ähren“,

brachte Saadi die letzten Jahre seines Lebens in Schiras zu, viel besucht von Großen und Frommen, oft mit Speisen und Zuckerwerk beschenkt, die er in der Regel in einen Korb für die Armen legte. Wie groß sein Ruhm war, sehen wir aus dem Traume eines frommen Mannes in Schiras, der alle Himmel offen sah, wo er die Engel in Aufruhr Hallelujah und Hosannah singen und einen Vers summen hörte, den er nicht verstand. Er fragte, was sie sangen; sie sagten, einen Vers Saadis, den jetzt der Himmel ein ganzes Jahr lang singen werde. Am Morgen fand der Fromme den Dichter einen Spruch vor sich hersummend, in welchem er jenen Vers wieder erkannte, den die Engel gesungen, nämlich:

„Wenn auf der Bäume Laub des Weisen Blick sich richtet,
Ist jedes Blatt ein Buch, das ihm von Gott berichtet.“

Die reife Frucht eines langen Lebens sind der „Rosenhain“ und der „Fruchtgarten“, eine Sammlung von moralischen Geschichten, Anekdoten, Denkprüchen und Sittenlehren. Der „Bostan“ oder Fruchtgarten ist ganz in Versen, der „Gulistan“ oder Rosengarten hat in der Erzählung schlichte oder gereimte Prosa, in Sittenprüchen dagegen kunstvolle Verse. Der Dichter will „der Dattel gleich in süßer Schale einen edlen Kern bieten“. Welch schöne Tugenden beide Werke predigen, ist bekannt, beide sind auch genügend, seinen Ruhm dauernd zu machen. Aber sie zeigen uns nur den didactischen Dichter, nicht den ganzen Umfang seines dichterischen Schaffens. Das lernt man aus seinen Ghajelen (Oden), Kassiden (Elegien), Mokataat (Bruchstücken) und Rubajat (vierzeiligen Strophen).³⁾

Der vierte Zeitraum, der der Minnesänger 1300—1397, weist die höchste Blüte persischer Lyrik und Rhetorik nach. Die Zahl der Talente ist groß und von den Fürsten werden sie begünstigt. Während Dschingischah zu Samarkand und Bochara die Schulen verbrennen und die

¹⁾ Der Dichter Paul Flemming brachte den „Fruchtgarten“ und Olearius den „Rosengarten“ von einer Gesandtschaft nach Persien in die Heimat. Flemming übersezte den „Fruchtgarten“ ins Deutsche, Gentius den „Rosengarten“ ins Lateinische. Herder gab von „diesem Sittenbildner“ eine Blütenlese, Schlechter eine vollständige Übersetzung.

²⁾ Baumgartner, l. c. I, p. 562. — Hammer, Geschichte der schönen Redekünste, S. 204 ff.

³⁾ Vergl. Dr. Wilhelm Bacher, Saadi-Studium. Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, XXX, S. 81 ff. — Ferner Dr. Graf, Aus Saadis Diwan. Ibid. IX, XII und XV.

Lehrer niedermeßeln ließ, bemühten sich seine Nachkommen Wissenschaft und Kunst zu fördern. Hulagu und Ghazan, die beiden Ilchane oder Statthalter des Chans in Persien, waren hochgebildete Fürsten, jener liebte die Astronomie, dieser die Philologie. Abu Said, der Sohn Chodabendes, sammelte die größten Gelehrten und Geschichtschreiber, Dichter und Redner an seinem Hofe und war selber durch seine schöne Schrift berühmt. Ein Wett-eifer in Leistungen fand statt. Heben wir unter den vielen nur die glänzendsten Namen hervor.

Hafis allein würde seinem Volke einen Namen machen. Er ist der größte Hafis. Lyriker Persiens. Sein Name lautet Schemseddin Mohammed Hafis (= der Preiswürdige, Berühmte, der Sammler), auch Lissanolghaib (= die mystische Zunge), seine Sprache tönt den Persern wie Sphärenklang.¹⁾ Er ist der Mann überströmender Phantasie, unerschöpflich in immer neuen Wendungen; Freiligrath singt schön von ihm, der Taumelmohn des Ostens schäume in seines Liedes goldenem Becher. Sein Leben liegt in seinen Liedern. Sonst wissen wir wenig von ihm,²⁾ nicht einmal das Jahr seiner Geburt ist sicher: er war zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zu Schiras geboren und soll Bäckerjunge gewesen sein, später trat er unter die Derwische und wurde sogar selbst ein Scheich derselben. Doch bewahrte er einen freien und unabhängigen Sinn. Die Gleisnerei mancher Sufis durchschaute und geißelte er; doch verherrlichte er dabei in den schönsten Phrasen oft die abscheulichste Wollust. Hafis starb in Schiras 1389.³⁾

Hafis heißt „der Lobredner der Mosaffariden“. Diese Dynastie Mosaffa-
riden. begann auf persischem Boden eine Rolle zu spielen unter dem Ilchan Abu Said, der einem Mubaris Eddin Mohammed ibn Mosaffar, dem Stammvater der Mosaffariden, die Statthalterschaft von Fesd übertrug, im Jahre 1319. Mubaris wußte im Jahre 1340 Kirman, 1353 Fars mit Schiras und 1357 auch Isbahan zu gewinnen, wurde aber schon 1358 von seinem eigenen Sohne Schah Schodscha (1358—1384) gestürzt. Dieser Schah Schodscha, obwohl ein mächtiger Fürst, sah sich doch genöthigt, dem herannahenden Timur (Tamerlan) im Jahre 1382 Zeichen seiner Unterwürfigkeit zu geben. Nach seinem Tode traten Spaltungen ein, welche Timur benützte, um ein Stück ums andere an sich zu reißen. Wohl gelang es dem tüchtigsten unter den letzten Mosaffariden, Schah Manzur, einen großen Theil mit der Residenz Schiras wieder zu gewinnen. Doch im Jahre 1393 fand er im heldenmüthigen Kampfe gegen Timur bei Schiras

¹⁾ Der Diwan von Mohammed Schemseddin Hafis, übersetzt von Hammer. 2 Bde. Text und treffliche Übersetzung in 3 Bänden (Wien 1858) lieferte Vincenz Ritter von Rosenzweig-Schwannau unter dem Titel: „Der Diwan des großen lyrischen Dichters Hafis“. — Daumers „Hafis“ gibt freie Dichtungen nach Gedanken aus Hafis.

²⁾ Defrémery, Coup d'œil sur la vie et les écrits de Hafis. „Journal Asiatique“, Nr. 43. 1858. — Einige Lieder sind trefflich übersetzt in Meiers Morgenländischer Anthologie. Hildburghausen 1869.

³⁾ Baumgartner, l. c. I, p. 565.

seinen Tod; die andern Mosaffariden wurden trotz ihrer Huldigung auf Timurs Befehl getödtet. Hafis ertheilte Unterricht am Hofe des Schah Schodscha (1358—1384), der selber dichtete, und widmete dem Schah Manzur (gestorben 1393) sein „Buch vom Schenken“. Da nun des Dichters Geburt mit dem Beginn und dem Ende dieser Dynastie nahezu zusammenfällt und er ihr Lob sang und von ihr geehrt wurde, hat er den Namen „Dichter der Mosaffariden“. ¹⁾

Aber auch andere Fürsten ehrten ihn hoch. Der Ilchan Ahmed Dweis zu Bagdad (1356—1375) gab sich alle erdenkliche Mühe, den Dichter an seinen Hof zu ziehen. Der Sultan von Dekhan, Mahmud Schah Bachmani (1378—1397), sandte ihm reiche Geschenke mit der Einladung, zu kommen. Hafis machte sich wirklich auf den Weg, wurde aber bei Lahore von Räubern überfallen und ausgeraubt. Arm kam er in die Heimat zurück und wagte jetzt die Reise nicht mehr, zu Lande fürchtete er die Räuber, zur See einen Sturm. ²⁾ Der Schah von Hormus sandte ihm bei jeder Gelegenheit Geschenke, obwohl er ihn nicht persönlich kannte. Minder zufrieden äußert sich Hafis über den mosaffaridischen Schah Jahja von Jessd, dessen Einladung er gefolgt war. Die einzige Reise, welche der Dichter machte, war nach Jessd an den Hof des Schahs Jahja. Der Aufenthalt dajelbst behagte ihm nicht und so kehrte er nach drei Tagen in sein geliebtes Schiras zurück. ³⁾ Wie die Fürsten, so ehrten die Beziere den Dichter, einer ließ ihm zu Ehren eine Schule bauen, wo Hafis seine Gedichte vortrug und den Koran erklärte. Als er 1389 starb, wurde ein ehrenvolles Begräbnis beanständet, weil er ein Freigeist gewesen sei und alle religiösen Pflichten versäumt habe. Seine Freunde erklärten die angeklagten Stellen seiner Gedichte allegorisch und deuteten die Verse sinnlicher Liebe als Mythen der göttlichen. Es kam zur Befragung des Schicksals: man stach in seine Gedichtesammlung und stieß auf zwei Stellen, worin Hafis seine Hoffnung auf Unsterblichkeit ausspricht, und so gewann er ein ehrenvolles Grab am Ufer des von ihm oft besungenen Flusses Roknabad. Der Minister des Sultans Baber Behadir ließ ein schönes Gebäude darüber errichten. An der äußern Gartenmauer dieser vielbesuchten Hafisje ruht der große Redekünstler Persiens, der Geschichtschreiber Wassa f. ⁴⁾ Auch im osmanischen Reiche wurde das Lesen des „Diwan“ öfters verboten, bis das Fetwa erging, man dürfe ihn lesen, nur müsse man darin das Gute vom Bösen unterscheiden.

Die Strenggläubigen hatten ihren guten Grund zur Feindschaft: „Die Gesamtheit seiner Gedichte ist nichts als lauter Ausruf zu Liebe und Wein und der höchste Ausbruch erotischer und bacchantischer Begeisterung.“ Er ist auch ein Sufi, nimmt aber den Satz von der Liebe als Weltseele in heiterem Sinne auf. Er eilt nicht, sich zu kasteien, um sich bald mit der großen Weltseele zu vereinen, sondern er ergreift den heiteren Genuß der Gottesgaben, des Blumen- duftes, des Weines, der Liebe; er zieht die Schenke der Moschee vor; er mahnt die Frommen, die Rutte an die Dornen zu hängen. Der Wein erzeuge den Gott in uns, im Wein sei Wahrheit, aus dem Glas der Liebe müsse man den Wein

31t
Hafis
ein
Sufi?

¹⁾ Müller, l. c. II, p. 264 f., 288, 285, 291 ff., 296 f.

²⁾ Ibid. p. 370.

³⁾ Der Diwan des Hafis von Hammer, I, S. XXIX f. Stuttgart 1812.

⁴⁾ Rosenzweig, l. c. I, p. VII.

der Gottesliebe schlürfen. Wozu viel in Büchern suchen, aus dem Busch der Rose brenne mit hellen Glut die Liebe Gottes. Trinkt und erwartet den Segen des Himmels: können wir denn beim Becher sitzen ohne Gottes Zulassung, können wir denn seinem Vorherbeschlusse etwas entgegensetzen? Darum will der Dichter seine Rutte mit dem Rubinenfluß des Weines nehen. Aller Scharfsinn ist vergebens, gewissen Gedichten Hafis', in denen er von Wein und Liebe spricht, eine allegorische Deutung auf Gottesliebe zu verschaffen. Hafis spricht frei und offen; seine Moral ist nur die Rehrseite der Lehre des Dschelaleddin und zeigt, wie leicht dieser Pantheismus umzudeuten ist.

Hafis ist von keinem Dyrker seiner Zeit erreicht — und ihrer sind so viele! Manche sind Sufis, so Said Rimetollah aus Ruhistan, von dem es heißt, er sei „ein Meer der Erkenntnis, ein Sultan im Lande der Vervollkommenung, ein Reisender im Thale der Wahrheit“ gewesen. Ganz das Gegentheil, bacchantisch und freigeisterisch, war Mesari aus Ruhistan. Aber auch er hatte Freunde, welche seine Mahnungen zu Liebe und Wein allegorisch deuteten. „Was ist denn von diesen freien Ausdrücken in den Werken so vieler Dichter zu halten?“ fragte der indische Sultan Baber Behadir den Scheich Rewassi. Dieser entgegnete: „Sie sind nur nach der Person des Dichters auszulegen, sein Charakter und seine Sitten geben den Commentar dazu.“¹⁾ Fraki ist Verfasser mehrerer bei den Sufis heute noch geschätzter Schriften. Chosru, ein großer Dichter, flüchtete vor Dschingischan nach Delhi und wurde dort Emir (gestorben 1315). Fachreddin Binakiti war Dichter und Geschichtschreiber am Hofe Abu Saids.

Minne-
sänger.

Der gerühmteste Historiker dieser Zeit Chodischa Abdollah Waffas²⁾ lebte am gleichen Hofe. Er heißt eigentlich Chodschah Abdollah, der Beiname Waffas al hasret bedeutet Lobredner der Majestät, weil er den Sultan Abu Said aus dem Geschlechte des Dschingis verherrlichte. Er ist Meister persischer Rhetorik, aber den Europäern schwer verständlich, doch wegen gewisser Angaben sehr kostbar. Selbst gelehrte Türken lesen ihn nur mit Commentaren. „Seine Sprache ist ein reichgesticktes Gewebe der gesuchtsten Bilder und seltensten Allegorien, der mannigfaltigsten Anspielungen und der künstlichsten Alliterationen.“

Waffas.

So weit die Literatur bis zur Zeit Timurs; die Herrschaft der Ilchane war ihrer Entwicklung günstig wie später die der kleinen Fürsten in Deutschland der deutschen Kunst und Wissenschaft. —

Die letzten Ilchane und Sultan Nasir.

Allmächtig war unter Abu Said zuerst elf Jahre lang der Emir Tschoban, namentlich als er eine Empörung der Großen niederschlug; er stellte sich nahezu dem Ilchan gleich, oder vielmehr er herrschte im Namen des bei der Thronbesteigung erst zwölf Jahre alten Abu Said. Sein Sturz hatte einen Grund, der ihm zur Ehre gereicht: er hatte eine bildschöne Tochter, Bagdad Chatun, die an einen der ersten Emire, den großen Hasan, vermählt war. Abu Said entbrannte in Liebe zu ihr, und nach der Tasa standen ihm alle Frauen seines

Tschoban.

Abu
Said.

¹⁾ Hammer, Geschichte der schönen Redekünste, S. 224.

²⁾ Ibid. p. 243 ff.

Reiches zu Gebote. Tschoban aber setzte der Leidenschaft seines Herrschers Widerstand entgegen. Anfangs hauchte Abu Said seinen Schmerz in Liedern aus, dann vernichtete er im Jahre 1327 den Minister und seine Familie, und bemächtigte sich der schönen Bagdad, welche — ganz orientalisches — hinwieder 1335 den Herrscher vergiftete aus Rache und Eifersucht.¹⁾

Diese Liebesgeschichte hatte die schwersten Folgen für das Reich, denn Abu Said war ohne männliche Erben gestorben; Parteikampf brach aus. Keiner derer, welche den Thron ansprachen, vermochte sich zu behaupten, das Reich der Ilchane gieng in Trümmer, auf denen sich eine Menge kleiner Dynastien erhoben. — Die Namen dieser Kronprätendenten sind: Arpa-Chan, Musa, Mohammed-Schah, Toghaj-Timur, Satibeg, Dschihantimur, Suleiman, Nuschirewan. Mehrere dieser Herrscher waren rein Puppen in der Hand der zwei mächtigsten Emire, des großen und des kleinen Hasan, wurden von ihnen erhoben und, wenn sie ausgenützt waren, weggeworfen. Der Zeitgenosse Hamdallah Mestufi klagt: „In den fünf Jahren seit dem Tode Abu Saids haben wir sieben Padiſchahs gehabt, von denen dormalen drei die Herrschaft zu behaupten trachten. Die Unterthanen lassen die Felder unbebaut; freitags ist man ungewiss, auf welchen Namen das Kanzelgebet verrichtet werden soll, und öfters wird es an einem Freitag für zwei verrichtet. Die angrenzenden Länder sind von eigenen Gewalthabern beherrscht, und das Reich der Mongolen ist unter die Häupter der Stämme getheilt.“²⁾

So endigte das Reich der Ilchane unter furchtbaren Kämpfen, Hungersnoth und Krankheiten in Folge davon; die Geschichte schweigt über die letzten Schicksale der Häupter: es war niemand mehr da, der die Feder zu führen wagte. Von einem Tyrannen Eschref, der zu Täbris hauste, heißt es: „Er saß wie eine Fledermaus in einem finstern Gemache, sich vor allem fürchtend. Das Geflügel, die Schafe, von denen sein Mahl zubereitet ward, fanden sich im gleichen Gemach, mußten in seiner Gegenwart getödtet, gekocht, vor seinen Augen das Wasser aus der Quelle geschöpft werden, so sehr fürchtete er sich vor Vergiftung; keine Bittschrift durfte ihm persönlich überreicht, sie mußte an einer Kette vor seiner Behausung aufgehängt werden.“³⁾ — Auf die Frage nach den Gründen des schnellen Endes des mongolischen Reiches weist der Geschichtschreiber der Ilchane auf die Uneinigkeit im Hause Dschingischans hin; der Kaiser von Sina ward zwar als oberster Herr der Mongolen anerkannt, aber er war zu entfernt, um die Familieneinheit erhalten zu können; dann war die Vielweiberei ein Hauptgrund des Verfalls, die Frauen mischten sich ungescheut in die wichtigsten Geschäfte des Reiches, wie in die Wahlen der Chane. Endlich der blutige Despotismus: „Das Herrscherdiplom war nicht nur mit dem Blut der Prinzen-Thronanwärter, sondern auch der Emire, Beziere, der Stützen

¹⁾ Müller, l. c. II, p. 257.

²⁾ Hammer, Die Ilchane in Persien, II, S. 311–334. — Müller, l. c. II, p. 265 f.

³⁾ Hammer, l. c. II, p. 339.

des Thrones gesiegelt. Von vierzehn Bezieren, welche während des Jahrhunderts dieser Herrschaft die Inhaber der Macht waren, starb nur einer natürlichen Todes. Der Löwe und die Kaze, welche das goldene Ehrenzeichen der höchsten Würden und Auszeichnungen bildeten, waren das sprechendste Symbol mongolischer Herrschaft.“¹⁾

Mit den Ilchanen ringen die Mameluken=Sultane Ägyptens um den Besitz des vorderen Asien. Wir sahen oben, wie diese Miliz unter Saladin entstand, bloß aus Sklaven rekrutiert, die man in Georgien und Circasien kaufte, und wie sie den Gjjubiden zur Zeit Ludwigs des Heiligen die Macht entriß, und fortan hat sie mit Sorgfalt und Argwohn diese Macht erhalten und sie an ihre Nachfolger, nicht an ihre Söhne, sondern an fremde, unbekannte Sklaven überliefert, die, wie sie, gekauft waren.

So Eibek, der nach Turanschahs Ermordung an die Spitze kam, und 1257 im Bade ermordet wurde. Kotuz, seinen Nachfolger, lernten wir oben kennen.²⁾ Bibars (1260—1277) ließ Kotuz ermorden und setzte sich an seine Stelle; der Kampf zwischen Hulaqu und Berke (Berke) gewährte ihm Ruhe vor den Mongolen und Gelegenheit, den Christen in Syrien eine Festung nach der andern zu entreißen.³⁾ Sein Sohn Almelik Afsaid (1277—1279) wurde durch seinen Schwiegervater Kilawun (1279—1290) aus dem Bege geräumt, der 1281 die Mongolen bei Hmesa schlug und bis nach Armenien und Georgien vordrang. Sein Sohn Chalil, der unter dem Titel Almelik Alaschraf I. (1290—1293) ihm nachfolgte, nahm den Christen ihr letztes Bollwerk, Ptolemais, und begann dann mit der Erstürmung von Palat Errum am obern Euphrat den Kampf gegen die Mongolen. Beidara ermordete ihn 1293, um selber den Thron zu besteigen, erlag aber der Rache von Alaschrafs Mameluken, die dessen jüngern Bruder Mohammed mit dem Titel Almelik Alnasir I. zum Sultan ausriefen.

Das Leben des Sultans Nasir war sehr bewegt, er hat dafür heute noch einen großen Namen im Orient. Neun Jahre alt, als er auf den Thron berufen wurde, mußte er naturgemäß andern die Regierung überlassen, und so erscheint in Ägypten ein Chalife, der nicht herrscht, ein Sultan, der nicht regiert, dagegen ein Atabeg Ketboga, ein Mongole, der 1294 den jungen Nasir verdrängte, jedoch im Jahre 1296 selbst einer Verschwörung der Emire erlag und nur durch die Flucht sein Leben rettete.

Ladschin trat an seine Stelle, nach der Sage ein Deutscher von Geburt, der unter den Kreuzrittern in Vioiland gedient haben und dann unter die Mameluken gerathen sein soll. Den in Kairo damals in Gefangenschaft befindlichen Herzog Heinrich V. von Mecklenburg gab er sogleich frei, dem Papst Bonifaz VIII. versprach er die mildeste Behandlung der Christen. Ob schon Ladschin Eroberungen in Armenien machte, räumten ihn doch 1299 einige

¹⁾ Hammer, l. c. II, p. 342 ff.

²⁾ Vergl. Bd. V, S. 730 dieses Werkes. 5. Aufl.

³⁾ Weil, Chalifen, III, S. 467; Geschichte des Abbasidenchalifats in Ägypten, I, S. 21 ff.

Emire aus dem Weg und riefen Naſir wieder zum Sultan aus, der ſogleich ſein Reich gegen die Mongolen zu vertheidigen hatte. Der Ilchan Ghafan ſchlug die Aegyptier bei Emeſa 1299 und gewann, die Feſtungen ausgenommen, ganz Syrien und Paläſtina. Ein europäiſches Heer, das er erwartete, erſchien jedoch nicht. Anfangs 1301 überzog Ghafan Syrien nochmals, 1303 erlitten aber die Mongolen bei Damaskus eine Niederlage. Noch immer war Naſir durch die Emire Sallar und Bibars, die Laſchiſin geſtürzt, unter Vormundſchaft gehalten, 1309 ſogar Bibars II. als Sultan ausgerufen und der Chalife mußte im Namen Gottes Naſir ächten. Allein die Aufforderung des Chalifen, obſchon auf allen Kanzeln verlesen, brachte nicht die geringſte Wirkung hervor, denn der Glaube an das Chalifat war längſt verſchwunden: man ſpottete über den Achtſpruch des Chalifen. Naſir hatte indes ſeine Anhänger geſammelt, und Bibars II. mußte ſich ihm ergeben und ward 1310 erdroſſelt, Sallar zum Hungertode verurtheilt, ihre unermefſlichen Schätze nahm der Sultan weg.

Mit ſchrecklichen Mitteln hielt jezt Naſir ſich in der Gewalt. Vor ſeinem Argwohn, ſeiner Rachgier und Habſucht war niemand ſicher. Als ihn ein Emir um den Grund ſeiner Verhaftung fragte, erklärte ihm Naſir: „Du haſt mir früher den Rath ertheilt, keinen ſtarcken Hammel in meinem Reiche aufkommen zu laſſen, nun biſt du ein ſolcher.“ — „Naſir“, ſagt die arabische Chronik, „mäſtete ſeine Emire und, wenn ſie recht fett waren, ſchlachtete er ſie, und alles von ihnen Verſchlungene kehrte wieder zu ihm zurück“; 150 große Emire ſollen während der Regierung Naſirs hingerichtet worden ſein.¹⁾ Den kleinen Emiren und der Maſſe des Volkes hingegen ward es wohl unter ſeiner Verwaltung, bei ihnen war Naſir beliebt durch wohlthätige Maßregeln, wie die Strenge gegen Kornwucherer, Abſchaffung hoher Steuern. In der äußern Politik war Naſir in Unterhandlung mit faſt allen Höfen jener Zeit ſehr thätig, an einem großen mit Ernst verfolgten Ziele hingegen fehlte es ihm. Mit dem Ilchan Abu Said hielt Naſir Frieden; die Verwirrung nach deſſen Tode wußte er aber nicht auszubenten. Den Chriſten gewährte Naſir Schutz gegen den Fanatismus der Moſlemin, Chriſten verwendete er gern zu hohen Ämtern, da ſie ihm geſchickter und zuverlässiger erſchienen. Seine Schätze verwendete der Sultan in großartiger Weiſe zu Bauten. Beſondere Gunſt erwies Naſir dem Geſchichtſchreiber und Geographen Abulfeda:²⁾ er ernannte ihn zuerſt zum Statthalter von Hamah, wo deſſen Vorfahren zur Zeit Saladins, ihres Verwandten, geherrscht hatten, und verlieh ihm den Titel Sultan.

Abul-
feda.

Naſir ſtarb als frommer Moſlem 1341. Kein Menſch kümmerte ſich um den todten Tyrannen: der Mann, der vom Euphrat bis Tunis, von Abessinien bis tief in Kleinaſien geherrscht hatte, ward wie ein armer Bettler beſtattet. Mit ihm ſank der Mamelukenſtaat, wie mit Abu Said das Reich der Ilchane. Eine Empörung folgte der andern, ein Sultan wurde nach dem andern entthront.

So waren die Verhältniſſe Vorderaſiens und des nördlichen Afrika, als Tamerlan den mongoliſchen Namen auf einmal wieder zum Schrecken der Völker machte. —

¹⁾ Weil, Geſchichte des Abbaſidenchalifats in Aegypten, I, S. 191—412.

²⁾ Vergl. Bd. V, S. 759 dieſes Werkes. 5. Aufl.

Tamerlan.

Das zerrüttete Reich der Mongolen wurde durch Timur neu auf- Timur.
gerichtet. Timur bedeutet Eisen, der Name Tamerlan entstand aus Timur-
lenk, der lahme Timur: bei der Belagerung von Sistan wurde Timur ver-
stümmelt und bekam den Namen lahmer Timur; später hieß er der große
Wolf. Timur ward geboren 1336 in Kesch, dreißig Meilen von Samarkand,
von väterlicher Seite her abstammend vom ersten Minister Dschagatais, von
mütterlicher Seite verwandt mit dem mongolischen Kaiserhause und der Sohn
eines Stammeshäuptlings, der aber im Jahre, da der Knabe zur Welt kam,
seines Eigenthums beraubt und getödtet wurde. So wurde Timur früh ge- Jugend.
wöhnt an Noth und Entbehrung, an Kampf und Gefahr, und entwickelte jung
Klugheit und beispiellosen Muth. Sein Leben war einige Zeit ein Räuber-
und Nomadenleben, bald aber gelang es ihm, sein Erbe zu gewinnen und
das Land von den Kalmüken zu befreien, und nun wuchs sein Ehrgeiz mit
seinen Erfolgen; bald war sein Ziel, die Herrschaft Dschagatai wieder zu
errichten, dann das große Mongolenreich neu zu begründen und Asien zu
beherrschen und endlich die Herrschaft über die ganze Welt zu erringen: wie
nur ein Gott im Himmel, so dürfe nur ein Herrscher auf Erden sein,
denn die Welt sei nicht imstande, die Herrschsucht eines großen Geistes aus-
zufüllen.¹⁾

Timur besaß alle Eigenschaften, um den Geist roher Völker sich zu Charak-
ter.
unterwerfen; seine Gestalt war mächtig, sein Kopf groß, seine Stirn weit, sein
Gesicht schön und weiß, der Blitz seines Auges übte große Macht aus, sein Ge-
dächtnis war außerordentlich, sein Muth ließ sich durch keine Gefahr erschüttern,
sein Wille war unbeugsam; früh hatte er gelernt, wie man mit kleinen Mitteln
die größten Absichten durchsetzen, mit Klugheit über Stärke siegen, wie man die
geheimen Triebfedern der Menschen erforschen und sie zu Werkzeugen seines
Willens machen könne und wie Ausdauer zuletzt ihr Ziel erreiche. In seinen
„Denkwürdigkeiten“ erzählt er: „Ich war einst gezwungen, vor meinen Feinden
in einem verfallenen Gebäude Zuflucht zu suchen, und saß hier viele Stunden
allein. Um mich von meiner hoffnungslosen Lage etwas zu erholen, richtete ich
meine Augen auf eine Ameise, die längs einer hohen Mauer ein Korn trug,
das größer war, als sie selbst. Ich zählte die Versuche, welche sie machte, ihren
Zweck zu erreichen. Neunundsechzigmal fiel das Korn zur Erde, allein das Thierchen
hielt aus und zum siebzigstenmale erreichte es das Ziel. Dieser Anblick gab mir
in dem Augenblicke Muth und ich habe die Lehre nie vergessen.“ Timur war
unermüdlich: „Als ich mich in das Gewand des Reiches hüllte,“ sagte er selber,
„schloß ich meine Augen gegen die Sicherheit und Ruhe, die auf dem Bette der
Bequemlichkeit erfunden wird.“ Eine durchaus realistische Natur, fern aller
Phantasterei, liebte er weder Dichter noch Possenreißer, aber Ärzte, Astronomen
und Gesetzgelehrte, welche oft in seiner Gegenwart disputieren mußten. Seine

¹⁾ Hauptwerk ist: „Histoire de Timur-Bec connu sous le nom du grand
Tamerlan, empereur des Mongols et Tartares, écrite en Persan par Cheref-
eddin Ali, natif d'Yezd, auteur contemporain.“ 4 voll. A. Delf. 1723.

Erholung war das Studium der Kriegsgeschichte und der Schicksale großer Männer. Er war ernst und haßte alle Lüge und konnte wohl eine bittere Wahrheit vertragen.¹⁾

Die
Armee. Timurs Krieger, von den steten Erfolgen berauscht, hingen an ihm mit wunderbarer Treue, stürzten sich nicht bloß blind auf seinen Befehl in Gefahr und Tod, sondern verzichteten auch auf die Beute, wenn er es wollte. Timur hingegen sah ihnen Plünderung und Grausamkeit nach: „Ich befehl,“ sagt er selber, „daß das Recht des Kriegers nie beeinträchtigt werde und der Soldat, welcher zu Jahren gekommen wäre, weder an seinem Rang, noch an seiner Löhnung verkürzt, seine Thätigkeit nicht unterdrückt werde; denn Männer, welche ihr stetes Glück für vergängliche Ehre hingeben, verdienen Zahlung und sind der Belohnung und Ermunterung wert.“ Hingegen sagt er wieder, daß seine Anhänger alle tapfere Männer von hoher Geburt gewesen, und er habe Dank gegen Gott gefühlt, als er sie, die ein Recht hatten, seinesgleichen zu sein, einwilligen sah, seine Sklaven zu werden.

Seine Anreden vor Beginn eines Kampfes hatten etwas Berauschendes für seine Krieger; so sprach er einmal: „Dieser Tag, tapfere Männer, ist ein Tag des Tanzes für Krieger. Die Halle zum Tanzen für Helden ist das Schlachtfeld, das Kriegsgeschrei und die Trompeten ihr Gesang und ihre Musik; der Wein, den sie trinken, ist das Blut ihrer Feinde.“ Wenn eine Schlacht bevorstand, ritt er, den rubinbesetzten Turban auf dem Haupte, eine Stierkeule in der Hand, von Toman zu Toman (Abtheilung von 10.000 Mann); die Anführer knieten nieder, ihr Pferd beim Zügel haltend, küßten die Erde und baten um Sieg und priesen sein Lob; er hingegen spendete Lob oder Tadel, je nachdem er die Ausrüstung gut oder schlecht fand. Die einzelnen Abtheilungen hatten gleichförmige Kleider und Waffen; das Schlachtgeschrei war „Sürün!“ (führt an). Obschon ein eifriger Anhänger des Islams, hat Timur aus seiner Religion nie das Gebot der Menschlichkeit gelernt, im Siege war er entsetzlich; er konnte jedem Krieger befehlen, ihm eine Anzahl Köpfe zu bringen; er konnte die Bevölkerung ganzer Städte niederhauen lassen. Um Menschenverlust kümmerte er sich wenig; er ließ eine Abtheilung nach der andern vorrücken, bis eine Festung im Sturm genommen war.²⁾

So gelang es Timur, aus Armut und Noth sich zum Herrscher eines Weltreiches zu erheben, das von den Mauern von Sina bis zum Mittelmeer, und von den Grenzen Ägyptens und den Quellen des Ganges bis nach Moskau reichte und in drei Welttheilen sechsundzwanzig Königreiche umfaßte. Jedoch vertraute er nicht bloß auf Gewalt, sondern auf Klugheit; an allen Höfen hatte er seine Kundschafter, die ihn über alle Verhältnisse bestens unterrichteten, und oft waren die Generale seiner Gegner bestochen. Übrigens war Timur doch nur bloßer Weltstürmer, nicht weiser Staatenbegründer; wie ein Sturm brauste er verheerend über die Welt und — mit seinem Tode zerfiel sein Reich.³⁾

Wie abenteuerlich seine Jugend war, erzählt er selber in seinen „Denkwürdigkeiten“. Einmal war er von allen verlassen und hatte eines Morgens sein

¹⁾ Cherefeddin, liv. III, chap. 17, p. 163.

²⁾ Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches, I, S. 210 ff.

³⁾ Malcolm, The history of Persia, I, p. 449–494 London 1815.

Gebet noch nicht beendet, als er eine Menge Leute in der Ferne sah. Er kundschaftete sie aus; es waren siebzig Krieger, die sagten, sie seien Sklaven Timurs; sie kämen, um ihn aufzusuchen, aber sie könnten ihn nicht finden. Als er sich ihnen zu erkennen gab, waren sie von Freude überwältigt, sprangen vom Pferde, knieten vor ihm nieder und küßten seine Steigbügel: „Auch ich sprang von meinem Pferde, und schloß jeden in meine Arme, und ich setzte meinen Turban auf das Haupt des einen, und meinen Gürtel that ich um die Hüfte des andern, und mit meinem Mantel bekleidete ich einen dritten, und sie weinten, ich aber weinte auch. Als die Stunde des Gebetes war, beteten wir zusammen, dann bestiegen wir unsere Pferde und ritten zu meiner Wohnung, wo ich ihnen ein Fest bereitete.“¹⁾ Es waren Mitglieder seines Stammes; wir haben hier einen Zug von der gegenseitigen Anhänglichkeit im mongolischen Stammesleben. Timur ist ein ganzer Mongole.

Stammes-
haupt-
ling.

Freilich unterstützte ihn die Anarchie in den Ländern des Oryx, nachdem er einmal über die Kräfte seines Volkes verfügte. Im fünfundzwanzigsten Jahre ward er in den Diensten Togluk Timurs, eines Abkömmling Dschingischans, Statthalter in Transoxanien; im siebenundzwanzigsten Jahre verband er sich (1363) mit dem Emir Husein, der zu Herat und Balch hauste und Herr über Chorasán war, und gewann die Hand seiner Schwester.

Bund
mit
Husein.

Nach ihrem Tode zerfiel er mit ihm, bekämpfte ihn, schloß Frieden im Jahre 1367, der aber von keiner Dauer war; 1369 bezwang er ihn wieder, Husein mußte sich ergeben und endete in der Gefangenschaft.²⁾

Nun war Timur Herr von Chorasán und Transoxanien und schlug zu Samarkand seine Residenz auf; doch nahm er den Titel eines Großchans nicht an, sondern überließ denselben, natürlich ohne jeden Einfluß auf die Regierungsangelegenheiten, einem Abkömmling Dschingischans.³⁾

Der Kurultai oder die Heeresversammlung der Tataren rief ihn zum Herrn aus, bekleidete ihn mit Fahne und Trommel, den Zeichen der Herrschaft, gab ihm den Namen Gur-Chan (= großer Chan), Schahib Kiran (= Herr des Glücks) und Dschihangir (= Eroberer der Welt),⁴⁾ und fortan war sein Leben bis zu seinem siebzigsten Jahre ein Riesenkampf, in welchem er oft 800.000 Mann gegen den Feind führte, hin und wieder unterbrochen durch Jagden, den Vorspielen des Krieges, und glänzende Festlichkeiten, bei welchen seine, der Söhne und Enkel Hochzeiten gefeiert wurden; denn durch Familienverbindungen suchte Timur seinem Reiche Dauer zu geben.⁵⁾

Tamer-
lan
wird
Groß-
Chan.

Timur hat neun Dynastien gestürzt und eine Unzahl von Feldzügen geführt; oft hat er ein Volk im ersten Anlauf gebrochen, hin und wieder erst nach mehrjährigen Kriegen. Die einzelnen Dynastien, die er stürzte, waren: 1. die der Dschagatai 1370; 2. der Dscheten in Turkistan 1371; 3. der Chomaresmier 1379; 4. der von Chorasán 1380; 5. der von Tataristan;

¹⁾ Timurs Denkwürdigkeiten, S. 53.

²⁾ Müller, l. c. II, p. 270—276.

³⁾ Weis, l. c. II, p. 22. — Müller, l. c. p. 276.

⁴⁾ Müller, l. c. II, p. 173, 276.

⁵⁾ Cherefeddin, l. c. I, p. 352.

6. der Musaffariden im persischen Irak; 7. der Ilchane im arabischen Irak; 8. der Herrscher in Hindostan 1399; 9. der Osmanen. Der Vernichtung einer Herrschaft gieng oft die Verbindung mit der Tochter des Herrschers voraus, die aber selten vor dem Untergange rettete. War eine Residenz geplündert, so mußten die Gelehrten und Künstler nach Samarkand, welches Timur zur zweiten Hauptstadt erhob und mit dem Namen „Dom der Wissenschaft und Bildung“ verherrlichte.¹⁾

Nachdem er Herr von Turan war, das heißt der Länder jenseits des Oxus, wollte er auch Herr von Iran sein, das heißt der Länder diesseits des Oxus. Merkwürdig ist, daß Timur nach der Eroberung Chorasans nicht an der Grabstätte Harun al Raschids und zweier Imame und des größten Dichters Persiens, Nizam al Mulk's, sondern bloß am Grabe des blutdürstigen Feldherrn Abumuslim²⁾ um Segen für weitere Unternehmungen betete. Nun gieng's wider Persien. das eigentliche Persien in dreijährigem Feldzuge. Landschaft fiel auf Landschaft, auch Georgien ergab sich mit seiner Hauptstadt Tiflis, sein Fürst mußte den christlichen Glauben verleugnen. Der Fürst von Schirwan sandte als Zeichen der Huldigung, gemäß der bei den Tataren beliebten Neunzahl, neun Säbel, neun Bogen, neun Zelte, neun Baldachine, neun Schalen, neun reiche Stoffe, neun edle Pferde, neun Sclavinnen, aber nur acht Sclaven. „Wo ist der fehlende Neunte?“ fragte Timur. — „Hier ist er!“ antwortete der Fürst, indem er sich in ihre Reihen stellte. Dies gefiel dem Sieger, und er bestätigte den Fürsten in seinem Besitze. — Nachdem Ispahan sich ergeben, in der Nacht aber die tatarische Besatzung überfallen hatte, ließ Timur es stürmen, plündern, und befahl jedem Tataren bei Todesstrafe eine Anzahl von Köpfen der Einwohner einzuliefern. 70.000 Köpfe wurden in Thürmen aufgehäuft (1387), nur das Viertel der Gelehrten wurde geschont.

Dann begann 1390 der Kampf gegen Toktamisch-Chan in der großen Tatarei, dem er früher selbst auf den Thron in Kiptschak verholten hatte: in einer Riesenschlacht bei Kaudurtsha, im Juni 1391, wurde der Gegner geschlagen und flüchtig. Im gleichen Jahre ward Masenderan bezwungen und alle Assassinen, die sich dort befanden, hingerichtet. Timur belehnte 1393 seinen Sohn Miran schah mit der Herrschaft über Persien.

Als bald gieng es gegen Bagdad, das schnell noch 1393 genommen wurde; der Sultan entfloh. Die Gelehrten und Künstler wurden nach Samarkand verpflanzt, aller Wein aber, der sich fand, in den Tigris ausgegossen. Die Festungen Mesopotamiens leisteten vergebens hartnäckigen Widerstand. Dann wurden Armenien³⁾ und Georgien überzogen. Auf die Kunde, daß Toktamisch wieder in Schirwan eingedrungen sei, erklärte Timur: „Es ist besser, daß das Wild von selbst in das Netz geht, als wenn es die Jäger aufsuchen müssen. Ein alter Fasan fürchtet nicht den Falken, und wenn die Heuschrecke so groß geworden, daß sich ihre Flügel blutig röthen, so ficht sie mit dem Sperling, der sie fressen will.“ Am Terek wurde 1395 der Gegner aufs Haupt geschlagen und des Thrones von Kiptschak für verlustig erklärt.

1) Cherefeddin, l. c. I, chap. 27, p. 299.

2) Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches, I, S. 217 f.

3) Die Armenier nennen ihn Langthamur, so in der Chronik des Thomas von Medzoph, welche Nêbe in Löwen herausgab.

Sofort gieng der Zug über die Wolga, den Don, den Dnjepr gegen Moskau.¹⁾ Die Russen hatten vergebens gehofft, daß der Fall des Toktamisch sie befreien werde; jetzt setzten die Mongolen ganz Rußland in Furcht und Schrecken. In Moskau standen die Tempel Tag und Nacht offen, in feierlichen Processionen zog das Volk von Kirche zu Kirche und rief dem berühmten, angeblich vom Evangelisten Lukas gemalten Heiligenbild der Mutter Gottes entgegen: „Mutter Gottes, o rette, o rette das russische Land!“ Timur drang nicht in Moskau ein, wahrscheinlich schreckten ihn die menschenleeren Stätten und die herannahende Winterzeit; er zog dem Don entlang nach Süden. Asow ward geplündert und verbrannt. Hierauf wurden die Tassien und Tscherkessen unterworfen, während Timurs Sohn, Mohammed Mirsa, die Gestade am persischen Meerbusen bezwang. 1396 finden wir den Sieger in seiner Vaterstadt Kesch, dann in Samarkand, mit Festlichkeiten, namentlich Vermählung seiner Söhne und Enkel beschäftigt, denen er Theile seines Reiches zur Verwaltung übergab.²⁾

Im Jahre 1398 unternahm Timur mit 92.000 Reitern einen Zug nach Indien. Den Vorstellungen seiner Emire, welche befürchteten, daß ihre Kinder in einem so warmen Himmelsstriche weibisch und kraftlos würden, setzte er den Vers des Koran entgegen: „O Prophet, kämpfe mit den Ungläubigen und Ungetreuen!“ Er überschritt den Indus, die fünf Flüsse des Pendschab, die Stätte, wo Alexander hatte umkehren müssen, und drang unaufhaltsam auf Delhi vor. Auf die Vorstellungen der Heeresführer, daß die vielen Gefangenen, meist Guebern, den Fortschritt des Heeres hemmten, gab Timur den entseßlichen Befehl, daß jeder seine Sklaven morde, widrigenfalls er selber dem Tode und seine Habe dem Angeber verfallen solle — und binnen einer Stunde wurden über hunderttausend Gefangene niedergemetzelt. Als die Sterndeuter ob der ungünstigen Stellung der Gestirne zur Rückkehr mahnten, erwiderte Timur: „Nicht von den Gestirnen, sondern vom Willen Gottes hängt Glück und Unglück ab.“ Bald stand er vor Delhi, das er am 18. December 1398 eroberte, plünderte, dessen friedliche Bewohner insgesamt niedergemacht wurden. Die Beute an Silber, Gold, Juwelen und andern Kostbarkeiten war unermesslich. Auch der geringste Soldat schleppte mindestens zwanzig Gefangene als seine Diener mit sich. Künstler und Werkmeister wurden nach Samarkand gesandt, um dort eine große Moschee zu bauen. Timur drang bis zu den Quellen des Ganges vor, ehe er nach Samarkand zurückkehrte. Ruhe war ihm hier nicht gegönnt. Die Mißregierung seines Sohnes hatte in Persien einen Aufstand hervorgerufen; der Fürst von Georgien hatte sich wieder empört; Bagdad wurde von neuem bezwungen, in Georgien wurden die Gegner selbst in ihren unzugänglich scheinenden Felsenhöhlen vernichtet. Dann gieng der Zug gegen Westen; Syrien und Ägypten sollten erobert, Bajesid bezwungen werden.

Die von Bajesid gestürzten Fürsten Kleinasiens waren zu den Tataren entkommen und führten bei Timur Klage über den Verlust ihrer Länder. Timur sandte Botschaft an den Osmanen: er solle den Besitz herausgeben. Bajesid wollte in der ersten Aufwallung des Zornes die Gesandten hinrichten lassen, seine Rathgeber mahnten ihn, daß diese unverletzlich seien; davon aber konnten sie ihn nicht abbringen, sie wenigstens zu mißhandeln. Timur ließ, ergrimmt hierüber, sein Heer in das osmanische Gebiet einrücken.

¹⁾ Schieman, Rußland, Polen und Livland, S. 288 f. Berlin 1886.

²⁾ Cherefeddin, l. c. III, liv. 4, chap. 9–30.

Ruß-
land.

Indischer
Zug.

Delhi.

Streit
mit
Bajesid.

Greuel
in
Siwas. Siwas, das alte Sebaste, ward nach tapferem Widerstand im Sommer 1400 bezwungen; nur den Moslemin wurde Gnade gewährt, die Christen aber in Gruben, je zehn zu zehn, wie Igel zusammengerollt, mit Erde bedeckt und lebendig begraben. Auch alle Auswärtigen wurden hingerichtet, damit sie nicht andere durch ihre Krankheit ansteckten. Ertoğhrul, ein Sohn Bajesids, der gefangen worden war, wurde hingerichtet.¹⁾

Zug
gegen
Aegypten. Jetzt mußte Bajesid die Belagerung von Constantinopel aufgeben und sich gegen die Tataren schlagen. Ehe er sie erreichte, hatte Timur sich nach Südwesten gewendet, gegen den Sultan von Aegypten. Bei Aleppo kam es zur großen Schlacht; die Tataren siegten, das Gedränge der Fliehenden gegen die Stadt war so gewaltig, daß die Gräben bald mit ihren Leibern gefüllt wurden und die Sieger über die Haufen der Erschlagenen wie über Brücken in die Stadt eindrangen (October 1400).

Die Ge-
lehrten. Nach zwei Tagen wurde auch die Citadelle bezwungen. Dahin berief der Sieger jetzt die Gelehrten und stellte an den Scheich Musti die Frage: „Welche sind unter den in der Schlacht Gefallenen Märtyrer: die auf meiner Seite fielen oder die auf der Seite des Feindes?“ Die Antwort war gefährlich. Der Musti zog sich aus der Schlinge, indem er sagte: „Diejenigen, die für das Wort Gottes kämpften.“ Das befriedigte. — „Ich bin“, sagte Timur, „ein halber Mensch“, indem er auf seine Zahmheit anspielte, „und dennoch habe ich Persien, Irak, Indien und die Tatarei erobert.“ — Der Musti entgegnete: „Danke Gott dafür und tödtet niemanden.“ — „Bei Gott“, rief Timur, „ich tödtet niemanden mit Vorsatz, ihr tödtet eure Seelen selbst. Ich gewähre euch Sicherheit für euer Leben und eure Habe!“ Dann fragte Timur, was sie von Mnawia und Fezid hielten? Ein Sunnite antwortete: „Sie fochten den heiligen Krieg für den Glauben.“ — Da zürnte Timur: „Der erste war ein Thronräuber, der zweite ein Verbrecher, und ihr Haleppiner seid wie die von Damaskus, welche den Husein erschlugen; nur Ali ist der rechtmäßige Nachfolger des Propheten.“ Der Musti entschuldigte seinen Kollegen: er spreche eben nach, was er in Büchern gelesen habe. Als die Zeit des Abendgebetes kam, verrichtete Timur mit den Gelehrten das Gebet und kniete neben ihnen. Am folgenden Tage gab der Sieger ein großes Festmahl, während dessen die Straßen der Stadt von Blut strömten und von Wehklagen widerhallten. Die Soldaten hatten den gemessenen Befehl erhalten, eine große Anzahl von Köpfen herbeizuschaffen, die, zu Pyramiden aufgeschichtet, ein Eröberungsdenkmal bilden mußten. Am andern Tage verlangte Timur vom Oberrichter ein Urtheil, daß die Hinrichtung des Statthalters von Damaskus geschehlich sei. Der Musti aber entgegnete: „Wie wurden denn die Köpfe so vieler Moslemin abgeschnitten ohne Urtheil und trotz des Schwures, daß niemand ohne Schuld getödtet werden solle?“ Zornig erklärte Timur, sein Befehl sei mißverstanden worden, nicht den Moslemin, sondern nur den Todtschlägern habe er die Köpfe abzuschneiden befohlen, um daraus nach löblichem Gebrauche ein Siegesdenkmal zu errichten.

Dama-
sus. Dann fiel Hims und andere Schlösser Shriens, ward Balbek besetzt, und im December 1400 vor Damaskus ein großer Sieg über den Sultan von Aegypten, Faradsch, den Sohn Berkuks, errungen. Hierauf wurde die Stadt selber belagert, sie ergab sich und der Sieger versprach Sicherheit gegen Brandschatzung

¹⁾ Weis, l. c. II, p. 81. — Müller, l. c. II, p. 303.

von einer Million Ducaten. Künstler, Handwerker und Gelehrte wurden nach Samarkand abgeführt, besonders die Stahlarbeiter; Damascenerklingen bekam man jetzt nicht mehr in Damaskus, sondern in der Tatarei. Als Timur in seinem Rathe seinen Unwillen über die Damascener aussprach, die einst Ali und seinen Sohn Husein mißhandelten, so verheerten seine Soldaten die Stadt trotz der Brandschatzung mit Feuer und Schwert. Die Stadt gieng in Rauch auf.¹⁾

Am 22. Juli 1401²⁾ ward Bagdad erobert und bloß die Moscheen Bagdad. und Schulen von der allgemeinen Zerstörung und bloß die Gelehrten und Richter vom allgemeinen Mord ausgenommen. Aus 90.000 Köpfen wurde ein Siegesdenkmal vor der Stadt errichtet. Dann ward Georgien heimgesucht, am Ufer des Araxes ein Lager geschlagen und ein Heer von 800.000 Mann gesammelt zum Angriffe auf das osmanische Reich. Ein Komet, der damals erschien, galt als Zeichen großer Schlachten und Schicksalswechsel. Die Unterhandlungen, die noch zwischen den Eroberern gepflogen wurden, waren nur zum Scheine; als Bajesid Timur aufforderte, sich von seinem Harem scheiden zu lassen und vor ihm zur Verantwortung zu erscheinen, so ergrimmete Timur: „Murads Sohn ist rasend, ohne Glauben und Treue; er möge sich jetzt bereit halten zum Empfange eines siegreichen Heeres.“ — Bei Angora kam Angora. es im Juli 1402 zur entscheidenden Schlacht.³⁾

Der Osmane hatte nur 120.000 Mann und wagte doch tollkühn den Kampf gegen den mehr als um das Vierfache überlegenen Feind. Er verschmähte den Rath seiner Betreuen, keine Feldschlacht einzugehen, sondern sich auf den kleinen Krieg zu beschränken; er achtete nicht darauf, daß sein Heer, dem er den Sold nicht bezahlt hatte, ob seines Geizes murrte; sein bisheriges Glück hatte ihn übermüthig gemacht. Kurz vor der Schlacht veranstaltete er noch eine große Jagd und verschwendete drei Tage sorglos, während Timur seine Zeit wohl benutzte, seinem Gegner Bäche und Quellen wegnahm, so daß mehr als fünftausend Mann vor Durst umkamen. Die Schlacht war entsetzlich, sie dauerte vom frühen Morgen bis zur einbrechenden Nacht; das Blut floss in Strömen, auf allen Seiten wurden die Osmanen vernichtet oder zur Flucht gedrängt. Bajesid floh erst, als all seine Truppen durch die Schwerter der Tataren aufgerieben waren, und suchte mitten durch die Feinde zu entkommen, ward aber mit seinem Sohne Musa gefangen. Sein Sohn Mustafa gieng spurlos verloren. Verbrannt von der Hitze des Tages, bedeckt mit Staub, erschöpft von Durst und Hunger, wurde Bajesid in Timurs Zelt gebracht. Der Sieger saß gerade beim Schachspiel mit seinem Sohne und nahm den Gefangenen wohlwollend und zuvorkommend auf und sprach Worte der Beruhigung und des Trostes zu ihm, und schwor, er wolle ihm nie Böses mit Bösem vergelten, am allerwenigsten ihm nach dem Leben trachten. Ein prachtvolles Zelt ward dem Gefangenen angewiesen, fürstliche Ehren ihm bezeigt, und Speisen und Getränke von des Sultans Tafel übersandt, selbst Feste ihm zu Ehren veranstaltet; erst als Bajesid einen Fluchtversuch machte, wurde er strenger behandelt, des Tages scharf bewacht und des

Bajesid
ge-
fangen,

bei
Timur.

¹⁾ Cherefeddin, l. c. III, livre 5, chap. 13—27.

²⁾ Müller, l. c. II, p. 305; nach Weil, l. c. II, p. 92, am 9. Juli.

³⁾ Cherefeddin, l. c. III, livre 5, chap. 40—49. — Das Datum ist zweifelhaft. Weil, l. c. II, p. 95.

Nachts an Händen und Füßen in Fesseln geschlagen. Von der scharf vergitterten Sänfte, in der man ihn auf dem Zuge fortzuschaffte, und dem Umstande, daß Kafes mit Gittern verwahrtes Zimmer und zugleich Käfig bedeutet, ist die Märe entstanden, Bajesid sei in einem Käfig gefangen gehalten worden.¹⁾

Timur besprach sich oft mit Bajesid. Eines Tages sagte er zum Sultan: „Allah ist sehr gnädig gegen uns!“ — „Warum?“ — „Weil er solche Herrschaft einem Hinkenden wie mir und einem Einäugigen wie dir gegeben hat. Weil du aber undankbar gegen Gott warst, hat er diese Züchtigung durch mich, dem er deine Bestrafung auftrug, über dich verhängt.“

Bajesids
Ende.

Der Sultan Bajesid vermochte sein Unglück nicht zu ertragen, Tag und Nacht brachte er in Thränen und Wehklagen zu; der Gedanke an seine einstige Größe und jetzige Demüthigung brach ihm das Herz: er starb nach achtmonatlicher Gefangenschaft am 8. März 1403. So endete der Sieger von Nikopolis; sein stolzes Selbstvertrauen hatte das byzantinische Reich an den Rand des Abgrundes gebracht; seine Ausschweifungen, seine Üppigkeit, namentlich seine schmähliche Knabenerschänderei gab den Großen ein schlechtes Beispiel, und rasch untergrub die Sittenverderbnis die Kraft der Osmanen. Von der serbischen Prinzessin war er auch zum Genuße des Weines verleitet worden. Die Gewissensbedenken des Sultans soll sein Bezier Ali Pascha mit den Worten beschwichtigt haben: „Ein König braucht nur gerecht, gnädig und tapfer zu sein; die Unreinigkeit des Körpers wird mit dem Wasser der Reue gewaschen.“²⁾

Sieges-
fest.

Smyna.

Brussa ward von den Mongolen in Brand gesteckt, die ersten Gelehrten jedoch nicht getödtet, sondern mit Auszeichnung behandelt und nach Samarkand geschickt. Dann ward im Thale von Kutaiah die ganze Armee zu einem Nationalfeste geladen, bei welchem der Wein von Schiras und von Cypern in Strömen floss. Gesandte brachten nach Aegypten und Constantinopel Timurs Befehl, sein Bildniß auf die Münzen zu prägen und Tribut zu leisten. Die Unmöglichkeit, schnell eine Flotte zu schaffen, rettete Constantinopel und Europa damals vor den Mongolen. Ein Zug ans Mittelländische Meer galt der Stadt Smyrna. Sieben Jahre hatte sie sich gegen Bajesid vertheidigt, den Mongolen dagegen trotz der Heldenmüthigkeit der Vertheidiger nur fünfzehn Tage zu widerstehen vermocht! — ein Beweis für die Kriegskunst der Mongolen im Untergraben der Mauern und für die tollkühne Tapferkeit der Krieger und die Willensstärke ihres Herrschers, der sich um keinen Menschenverlust kümmerte.

Johann-
nitter.

Die Ritter vom Hospital oder die Johanniter waren es, welche die Festung Smyrna mit so vielem Ruhme vertheidigten. Nach dem Verluste des Heiligen Landes hatte sich der Orden auf Cypern zurückgezogen und von da Rhodus gewonnen. Im Jahre 1374 hatten sie auf Betreiben des Papstes Gregor XI. die Vertheidigung des wichtigen Smyrna gegen die Türken übernommen und von hier unter den Befennern des Islam in ganz Kleinasien Schrecken verbreitet. Timur wollte dem Islam einen Dienst durch den Kampf gegen die Ritter erweisen und stellte nach der Eroberung im December 1402 ein ent-

¹⁾ Hammer, l. c. I, p. 248—256.

²⁾ Ibid. p. 264—266. — Zinkeisen, l. c. I, p. 384—387.

fehlisches Gemetzel an.¹⁾ Dann ward zu Ephesus ein tatarischer Fürstentag abgehalten und längs der Küste loderten die Städte in Flammen auf. Timur war unbarmherzig gegen die Christen wie gegen die Heiden. Als ihm aus einer griechischen Stadt eine Menge Kinder beiderlei Geschlechts festlich geschmückt entgegenkamen, die sein Lob sangen und Verse aus dem Koran hersagten, um seiner Religion zu schmeicheln, rief Timur aus: „Was soll dies Schafgeblöke, das meine Ohren belästigt?!“ — „Die Eltern senden Euch die Kinder entgegen,“ sagten die Emire, „um Gnade und Schonung zu erslehen!“ — „Die Pferde der Tataren“, rief Timur, „sollen sie unter ihren Hufen zermalmen!“ Und so geschah den Schuldlosen.²⁾

Timur Grausamkeit.

Sofort trieb Timur sein Heer durch Persien und in die Tatarei zurück, nur Leichen, Aschenhaufen und rauchende Städte hinter sich zurücklassend. Aber auch sein eigenes Herz traf jetzt Kummer, nicht nur die Besiegten. Sein Enkel Mohammed-Schah, dem er die Herrschaft in Samarkand bestimmt hatte, während er seinen Sohn Schahroch über Persien setzen wollte, starb damals achtzehn Jahre alt.

Timurs Rückkehr.

Tob des Throns folgers.

Der Geist und die Schönheit Mohammeds hatte Timurs Herz gewonnen, der jetzt vergebens bei dem Anblicke der Leiche des Lieblings Fassung heuchelte und den ihn zu trösten Versuchenden zurief: „Wir kommen von Gott und kehren wieder zu Gott zurück!“ Das ganze Reich mußte trauern. Millionen von Gästen nahmen am Leichenmahle Antheil, und Tausende von Vorlesern beteten Stellen aus dem Koran vor, unterbrochen von den dumpfen Tönen der Riesenpauken, die nachher zertrümmert wurden. „Die Mutter“, sagt ein orientalischer Geschichtschreiber, „umklammerte die Leiche des Helden, wie die Schlange das Sandelholz, stieß Wehlaute und Klagen aus: Vergebens blickten meine Augen auf die Straße nach einem Reiter, der mir Nachricht brächte vom Wohlbefinden meines Kindes, welches das Glück meiner Seele ausmachte!“³⁾ — Den Manen des jungen Helden zu Ehren weihte Timur einen neu errichteten Platanengarten, in welchem die Weltweisen, Geschichtschreiber und Dichter Wohnung hatten, und machte er seinen ersten Besuch, als er von der Eroberung so vieler Reiche am 10. Juli 1404 wieder in Samarkand eintraf. Hier wurde beim Hochzeitsfeste, an welchem sechs seiner Enkel vermählt wurden, der Reichthum der Welt zur Schau getragen. Perlen, Saphire, Diamanten waren körbeweise aufgestellt. Die seltensten Thiere aus allen Ländern waren da zu sehen. Riesige Paläste waren von den ersten Künstlern der Welt erbaut, bemalt und ausgeschmückt. Die Ebene war bedeckt mit Zelten von Seide und das Zelt des Herrschers ruhte auf Säulen von gediegenem Silber. Die reichsten Teppiche der Welt schmückten den Boden. Triumphbogen waren verziert mit Ketten von Perlen und Edelsteinen. Russen wie Sinesen, Inder wie Griechen, Perser wie Aegypter, Syrer wie Turanier nahmen theil an der Belustigung. Zum Kochen des Fleisches brauchte man das Holz mehrerer Wälder. Die Tische, Stühle, Körbe mit Früchten liefen in unabsehbarer Menge in die Ebene hinaus. Alle waren Gäste des Kaisers, keiner durfte den andern zur Rede stellen und befeinden, der Reiche sich kein Vorrecht über den Armen anmaßen.

Reichstrauer.

Timur in Samarkand.

¹⁾ Ducas, Historia Byzantina, cap. 17, p. 72 ff. Ed. Bonn 1834. — Zinkeisen, l. c. I, p. 398—401.

²⁾ Hammer, l. c. I, p. 264. — Zinkeisen, l. c. I, p. 400 f.

³⁾ Cherefeddin, l. c. livre 5, chap. 55; livre 6, chap. 15.

Zug
gegen
Sina.

Dieses riesige Fest, bei welchem die Ordner auf reichgeschmückten Rossen hin und her ritten, war nur Vorbereitung zu einem gewaltigen Kriegszug gegen Sina. Obschon Timur neunundsechzig Jahre zählte, wollte er doch noch das ungeheure Reich im Osten bezwingen. Glaubenseifer für die Einheit der Religion war es, was ihn zum Aufbruch trieb gegen den Rath seiner Frauen, Heerführer und Weisen.¹⁾

Zweit
des
selben.Timur's
Gebet.

„Gott hat uns“, sagte Timur, „unverdiente Gnade und außergewöhnliches Glück geschenkt, daß wir mit dem Säbel in der Hand Asien eroberten und die größten Könige der Erde besiegten und zu Boden warfen. Es gab in den abgelaufenen Jahrhunderten wenige Herrscher, die so große Staaten erlangten, so zahlreiche Armeen und so unbedingte Herrschaft besaßen. Weil aber so mächtige Eroberungen nur durch das Verderben einer Unzahl der Geschöpfe Gottes möglich waren, so habe ich mein Nachdenken dahin gerichtet, ein gutes Werk zu vollbringen, das gleichsam eine Buße meines vergangenen Lebens sei, und eine Wohlthat zu vollführen, deren die ganze Welt nicht fähig ist, nämlich den Krieg den Ungläubigen zu erklären und die Götzendiener Sinas auszurotten. Wir müssen also mit aller Macht aufbrechen, die Tempel der Götzendiener und Feueranbeter zertrümmern und dagegen Moscheen und Kapellen errichten. So werden wir Verzeihung für unsere Sünden erlangen; denn der Koran sagt, daß die guten Werke auf der Welt die Sünden in Vergessenheit bringen.“ — Also Beute, Ruhm und der Himmel als Lohn für die Thaten! Mit Jubel nahm das Heer den Ruf zum Aufbruch auf. Timur aber betete ganz im Geiste eines Glaubenskämpfers vor den Seinen: „Dir allein, o Gott, verdanke ich den Sieg so vieler Schlachten und die Eroberungen so vieler Königreiche; denn, was bin ich armes elendes Geschöpf? Ich wäre zu nichts fähig, wenn du mich nicht mit deiner Kraft und Huld überhäuftest: im Frieden besienstest du mich mit der Muße und Freude; in meiner Regierung bewahrtest du mir die Oberherrlichkeit; gefürchtet von den fremden Nationen und geliebt von meinen Völkern, wie ich bin, schütte deine Gnade fortan über dein Geschöpf aus. Da du mich in dein Erbarmen aufgenommen, so entlasse mich nicht in deinem Zorne! Ich weiß, daß ich nur Staub bin, und daß, wenn du mich nur einen Augenblick verließest, mein Ruhm sich in Demüthigung und all meine Größe in nichts verwandeln würde! Beschäme mich nicht wegen meiner Vergehen, mich, den du gewöhnt hast, daß er sich deiner Wohlthaten rühme! Und ich werde sterben, wenn meine Stunde kommt, glücklich und deinen Namen segnend, wenn ich dein Werk vollendet haben werde!“²⁾

Zug
gegen
Sina.

Der Zug begann mit zwei Millionen tatarischer Streiter im Winter. Tausende von Pferden und Menschen erlagen in der Wüste der Kälte. „Die Raubvögel“, sagt ein orientalischer Geschichtschreiber, „genügten nicht, um die Leichen zu zerstören, welche das Heer jede Nacht hinter sich zurückließ.“ — In Otrar mußte Timur rasten; denn der Gebirgsschnee, berichteten seine Kundschafter, liege noch drei Ellen hoch, und würde die Armee unvermeidlich begraben. Man denkt unwillkürlich an den Rückzug Napoleons aus Rußland und die Leiden seiner Armee. Timur wollte seine Familie nach Samarkand

¹⁾ Cherefeddin, l. c. livre 6, chap. 26—40.

²⁾ Ibid. IV, p. 220—229.

zurücksenden, von dem er jetzt zwanzig Märsche entfernt war; sie weigerte sich jedoch, ihn in seinem Alter und seinen Gefahren zu verlassen. In Dtrar war dem Leben Timurs das Ende bestimmt.¹⁾ Ein Fieber ergriff ihn, gegen welches die berühmtesten Ärzte kein Heilmittel fanden. Unererschrocken wie auf dem Schlachtfelde sah der Eroberer dem Tode entgegen. „Ich fühle es klar,“ sagte er zu den Seinen, „dass meine Seele den alt gewordenen und müden Leib verlassen will. Weinet nicht; denn Thränen und Weheufen haben nie den Willen Gottes gehemmt. Erhebet vielmehr eure Gebete zum Himmel, dass er mir gnädig die Fehler und Ausschweifungen meines langen Lebens verzeihe.

Timurs Tod.

Letzte Reise.

¹⁾ Stammtafel der Familie des Tamerlan (Timur):

Timur (1360—1405)

A.	B.	C.	D.			
Dschihangir, † 1375	Scheich Omer, erschlagen 1427.	Miran Schah.	Schahroch, † 1447.	Chalil.	Ibrahim.	Saad Wafah.
	Geschlechtsfolge siehe unten B, C, D.			Nachkommenschaft unbekannt.		

Pir Mohammed, geschlagen von Chalil-Sultan, 1406	Mirja Mohammed Sultan			Drei Töchter.		
	Saad Wafah.	Mohammed Dschihangir.	Sahja.	Drei Töchter.		

Mirja Raidu.	Chaled.	Buendscher.	Saad Wafah.	Tendscher.	Kaiffar.	Dschihangir.
B. Scheich Omer (erschlagen 1427)						

Iskender.	Emiref Ahmed	Baikara	Rustem	Pir Mohammed	Sidi Ahmed.	Drei Töchter.
	Sandschar.	Manfur	Ozman S. Ali.	Omer Scheich.		

Sultan Hussein.

C. Miran Schah

Chalil	Ebubekr	Omer	Omer Adschel.	Ozman.	Alenger.	Vier Töchter.
Eine Tochter.	Eine Tochter.	Sultan Ebusaib				

Wesud.	Chalil.	Mahmud.	Omer Scheich.	Mohammed.	Ebubekr.
--------	---------	---------	---------------	-----------	----------

D. Schahroch († 1447)

Ulughbeg	Sultan Ibrahim	Baisankor	Siurgült- misch.	Mohammed Tschoki	Inaghlen.	Jarui.	Eine Tochter.
	Abdullah.			Ebubekr.			

Abdullatif	Abdulasis.	Maeddewlet	Baber	Mohammed	Sultan
Tschoki.		Ibrahim.	Schah Mahmud.	Jadfiar	Mohammed.

Timurs zwei Töchter:

Bachtbegüm, vermählt an Mirake, Fürsten von Kasan.	Alfirbegi oder Tadsch-dschitan, vermählt an Mohammed, den Sohn Emir Musas Sultan Hussein Baikara.				
---	---	--	--	--	--

Es ist mir gelungen, auf dem Gebiete von Iran eine solche Ordnung und Gerechtigkeit einzuführen, daß dort jetzt niemand seinen Nächsten unterdrücken kann, und daß dort die Starken auf die Schwachen Rücksicht nehmen.“¹⁾

Rath
an den
Nach-
folger.

Zu seinem Nachfolger Pir Mohammed, Sohn des Dschihangir, sagte er: „Ob schon ich den Unbestand des Reiches erkenne, so rathe ich doch, die Macht, die ich verlasse, weder zu verachten noch aufzugeben, denn das würde eine Leere und Unordnung in den Königreichen veranlassen und die Sicherheit, das größte Gut der Menschen, würde zugrunde gerichtet. Gott wird am Tage des Gerichtes Rechenschaft fordern über die Verpflichtungen, die er uns bei der Geburt auferlegt hat.“ Nachdem er seinen Emiren den Eid der Treue für seinen Enkel abgenommen, entließ er sie mit den Worten: „Jetzt geht! Ihr werdet hier unten bei mir keine Audienz mehr haben. Ich selbst erscheine jetzt bei der Audienz Allahs.“ Mit den Worten: „Wir gehen von Gott aus und kehren zu Gott zurück“, starb Timur am 18. Februar 1405,²⁾ „der Eroberer des Deismus, welcher als Geißel der Götzen und bewaffneter Apostel den Tod, aber mindestens auch eine große Idee vor sich hertrug.“ Die in mongolischer Sprache abgefaßten Memoiren Timurs, deren Echtheit übrigens nicht vollkommen erwiesen ist, enthalten Züge aus seinem Leben mit Aussprüchen über Heeresleitung und Staatskunst.³⁾

Timurs
Nach-
folger.

Chalil.

Mit Timur endete die Einheit und Größe seines Reiches.⁴⁾ Wegen Dschihangirs Sohn trat ein anderer Enkel Timurs, Chalil-Sultan, als Thronbewerber auf und siegte im Jahre 1406. Pir Mohammed verlor durch den Verrath seines Ministers das Leben. Aber auch Chalil-Sultan saß nicht lange auf dem Throne. Die fast wahnsinnige Liebe zu einer jungen persischen Schönheit, Schadi-i-Mulk, einer Art Helena für die Familie Timurs, wurde der Grund zum Argerniß für die Großen und der Klagen der hochgeborenen Frauen des Harems. Eine Verschwörung brach aus.

Schah-
roch.

Chalil ward im Jahre 1409 als Gefangener nach Kaschgar gebracht, wo er sich durch Gedichte an seine Geliebte tröstete; Schadi-i-Mulk (= die Freude des Landes) wurde in Ketten durch die Straßen von Samarkand geführt und mißhandelt. Schahroch, der vierte Sohn Timurs, kam aus Chorasán und ward als Herrscher anerkannt, zeigte sich aber gnädig gegen Chalil, den er zum Herrn von Chorasán machte und den er mit Schadi-i-Mulk wieder vereinigte. Als Chalil einige Jahre nachher starb, stieß sich seine Geliebte den Dolch ins Herz, um mit ihm begraben zu werden. Schahroch war fern vom Ehrgeize seines Vaters, er wollte nicht erobern, sondern das

¹⁾ Cherefeddin, l. c. vol. IV, p. 222.

²⁾ Weil, l. c. II, p. 299. — Müller, l. c. II, p. 310.

³⁾ White und Daven haben sie ins Englische übersetzt: „Timur institutes political and military.“ Oxford 1783. Langlé hat danach seine „Instituts politiques et militaires de Tamerlan“, Paris 1787, verfaßt.

⁴⁾ Müller, l. c. II, p. 313 ff.

Reich bloß bewahren; statt zu verwüsten, baute er auf. Sein glänzender Hof ward der Sammelplatz reicher und gelehrter Männer.

Als Schahroch 1447 nach achtunddreißigjähriger Regierung einundsiebzig Jahre alt, starb, folgte ihm sein Sohn Ulugh Beg (1447—1449), ein Fürst, der die Pflege des Friedens und der Wissenschaft sich zum Ziele setzte, und durch die Sternkundigen seines Reiches die unter seinem Namen berühmten Tafeln fertigen ließ. Doch war er nicht glücklich. Sein einziger Sohn, Abdullatif, empörte sich gegen ihn, nahm ihn gefangen und ließ ihn hinrichten, ward aber von den eigenen Kriegern sechs Monate darauf getödtet. Und jetzt löste sich das Reich Timurs auf. Jeder seiner vielen Nachkommen sprach den Thron an, fand, weil das Blut des Helden in Ehren stand, Anhang; so bildeten sich eine Reihe unabhängiger Staaten: Mesopotamien, Arabien, Armenien, Georgien giengen jedoch bald an die Turcomanen verloren. Nur einem Nachkommen Timurs, Baber, gelang es später, das Reich des Großmoguls in Hindostan zu gründen. —

Ulugh
Beg.

Auf-
lösung
des
Reiches.

Die Söhne Bajesids.

Die Schlacht bei Angora brachte das osmanische Reich an den Rand des Abgrunds; in Osmans Stamm selber war der Glaube an die Einheit und Dauer desselben erschüttert. Bajesids Söhne kämpften gegeneinander, bis es nach vielen Schwankungen dem jüngsten, Mohammed, gelang, die Einheit des Reiches wieder herzustellen. Zu seinem Unglücke verstand das Abendland nicht, die Schwäche des osmanischen Reiches zu benützen und mit vereinter Kraft dasselbe zu vernichten.

Das
türkische
Reich.

Von Bajesids Söhnen verscholl Mustafa in der Schlacht von Angora. Timur ließ nach ihm suchen, man fand aber seine Leiche nicht. Musa ward eingeholt und mit seinem Vater in Timurs Lager gebracht und nach dem Tode Bajesids entlassen. Der älteste Sohn, Suleiman, rettete sich glücklich aus der Schlacht mit einigen Generalen, kam noch vor der Nachricht von der Niederlage des Vaters in Brussa an, vermochte jedoch nicht, die Schätze des väterlichen Palastes zu retten, denn 30.000 tatarische Reiter jagten hinter ihm in die Stadt; mit Mühe kettete er, um zu fliehen, eine Fischerbarke los, auf der er nach Europa flüchtete. Von da floh Suleiman nach Constantinopel und schloß mit dem griechischen Kaiser einen Bund, in dem er auf einen Theil der Eroberungen seines Vaters verzichtete und zugleich Theodora, eine Nichte des Kaisers, zur Gemahlin nahm und seinen Bruder Kasim und seine Schwester Fatima als Geiseln seiner Treue übergab. Kasim verschwindet später, sein Bruder Jussuf, der in Constantinopel erzogen wurde und griechische Literatur studierte, trat zum Christenthum über. Von Constantinopel begab sich Suleiman nach Adrianopel, wo er den Sitz der Regierung aufschlug.¹⁾

Bajesids
Söhne.

Sulei-
man

in Adrian-
opel.

¹⁾ Hammer, l. c. I, p. 269. — Zinkeisen, l. c. I, p. 388 ff., 402 f.

Iſa
und
Moham-
med. Ein anderer Sohn Bajefids, Iſa, mußte ſich nach dem Abzug der Mongolen in Bruffa zu behaupten. Den jüngſten Sohn Bajefids, Mohammed, der in der Schlacht von Angora mit Wunden bedeckt wurde, retteten Bajefid-Paſcha oder Joſi-Bajefid aus dem Getümmel der Schlacht nach Amaſia, wohin viele Osmanen hinzuströmten und von wo aus er nach und nach durch die Weiſheit und den Feldherrngeiſt ſeiner Ketter und Rathgeber und durch eigene Thatkraft und Umſicht das ganze Reich wieder eroberte. Timur lud ihn ein, in ſein Lager zu kommen und ihm zu huldigen. Bajefid-Paſcha rieth ihm ab, dem Eroberer zu trauen, und indeß zog Timur in die Bucharei ab, um in Otrar ſeinen Tod zu finden.¹⁾

Drei
Ös-
manen-
reiche. So waren alſo, da Muſa erſt nach Bajefids Tod zurückkehrte, aus dem Osmanenreiche drei Reiche geworden. Suleiman waltete in Adrianopel, Iſa in Bruffa, Mohammed in Amaſia. Die Großen und die Kleinen ſchloſſen ſich, je nach Neigung und Ausſichten, dem einen oder dem andern an — und bald floß das Blut in Strömen.

Moham-
med und
Iſa. Zuerſt kam es zum Kampfe zwiſchen Mohammed und Iſa. Iſa ward beſiegt, Mohammed zog in Bruffa ein; Iſa aber floh nach Conſtantinopel, und bald ward auch Muſa, der Gefangene des Fürſten von Kermian, an Mohammed ausgeliefert. Mit Hilfe Suleimans und des griechiſchen Kaiſers brachte Iſa ein neues Heer auf, mit dem er nach Aſien gegen Mohammed zog. Die Fürſten Klein-aſiens, welchen Timur wieder ihre Unabhängigkeit gegeben hatte, ſchloſſen ſich an Iſa an, wurden aber dadurch in ſein Schickſal verwickelt und von Mohammed geſchlagen. Iſa verdankte bloß der Schnelligkeit ſeines Pferdes die Rettung; er floh in die Schluchten des Taurus — und ſeitdem ward nichts mehr von ihm gehört.²⁾

Moham-
med und
Sulei-
man. Jetzt kam es zum Streite zwiſchen Mohammed und Suleiman. Dieſer ſetzte mit einem Heere nach Kleinaſien über, wo er von 1405 bis 1406 den Krieg mit wechselndem Erfolge führte.³⁾ Um ſich gut mit dem Kaiſer Manuel II. (1391—1424) zu ſtellen, gab ihm Suleiman den Peloponnes, Theſſalien, Makedonien und alle Küſtenſtädte am Schwarzen Meere bis Varna, und Manuel ſandte ſeinen Neffen Johannes VII. als Kaiſer nach Theſſalien.⁴⁾

Muſa. Im Gefühle, daß er als Erſtgeborener das Recht auf das ganze Reich habe, wurde Suleiman in der Kriegführung ſäumig und ſchwelgte in Epheſus in den Genüſſen Aſiens. Da ſandte Mohammed im Jahre 1406 ſeinen Bruder Muſa nach Europa, um Suleiman dort Feinde zu erwecken, und nahm, vom Fürſten der Walachei unterſtützt, Plaß auf Plaß, Feſtung auf Feſtung. Schnell gieng Suleiman nach Europa hinüber und ſchlug bei Conſtantinopel Muſa aufs Haupt. Muſa floh in den Hämus, Suleiman zog als Sieger in Adrianopel ein.

¹⁾ Hammer, l. c. I, p. 267—269. — Zinkeiſen, l. c. I, p. 394, 404.

²⁾ Hammer, l. c. I, p. 269 f. — Zinkeiſen, l. c. I, p. 404—412.

³⁾ Zinkeiſen, l. c. I, p. 420 ff. — Hammer, l. c. I, p. 270 ff.

⁴⁾ Zinkeiſen, l. c. I, p. 414 f. — Hergberg, Geſchichte der Byzantiner und des oſmanischen Reiches, S. 533.

Die Gefahr hatte Suleiman Thatkraft gegeben, das Glück schläfernte ihn ein: er brachte Wochen im Harem oder beim Becher zu; als man ihn aufforderte, einen Hirsch zu jagen, meinte er: ja, wenn dieser eine Flasche Wein auf dem Geweiß hätte. Musa aber, durch das Unglück gestählt und von der Unzufriedenheit in Adrianopel unterrichtet, stand plötzlich im Jahre 1410 mit einem Heere vor der Hauptstadt. Als der Diener den Sultan aus dem Schlafe weckte, sank dieser auf das Lager zurück mit den Worten: „Bist du ein Kind, daß du meinst, der Häuptling von Banditen könne den Sultan der Osmanen in seiner Hauptstadt entthronen?“ — Als Hasan, der Janitscharen-Aga, rasch zur Mannhaftigkeit mahnnte, ließ ihm der Sultan deshalb den Bart mit einem Säbel abscheren — für einen Osmanen der ärgste Schimpf. Darob fielen die Janitscharen ab: ein Verauschter sei nimmer wert, die Gläubigen zu beherrschen, und bald hatte Suleiman nur noch Zeit, sich auf einem arabischen Renner gen Constantinopel zu flüchten, wurde aber in einem Dorfe von den Bauern erschlagen. Musa ließ das Dorf sammt den Bewohnern verbrennen: „Mein Bruder mußte sterben, aber nicht durch die unedlen Hände dieser Sklaven.“ So endete Suleiman. Er war weichlich, aber mild, wohlthätig und großmüthig. Jeden Tag schenkte er einem Sklaven die Freiheit. Er liebte die Poesie, unterstützte die Dichter und Gelehrten.¹⁾

Sulei-
mans
Ende.

Musa hatte versprochen, für Mohammed zu wirken; jetzt aber, wo er gesiegt, warf er die Maske ab und ließ sich zum Sultan ausrufen. Gegen die Serben, die ihn vor Constantinopel verlassen hatten, zog er jetzt mit 60.000 Mann, verheerte ihr Land aufs entsetzlichste, ließ Tausende von Gefangenen unbarmherzig niedermetzeln. Dann verlangte er vom Kaiser die Länder zurück, die ihm Suleiman abgetreten. Manuel II. rief Mohammed zuhülfe, als Musa Constantinopel belagerte, und sandte Schiffe, um das Hilfsheer über die Propontis zu setzen. Mohammed kam, ward geschlagen (1410), kam aber auf griechischen Schiffen im Jahre 1413 wieder. Bei Tschamurli kam es 1413 zur Schlacht. Musa ward im Streite der rechte Arm abgehauen; er umband den Stumpf mit dem Musselin des Turbans und suchte Rettung zu Pferd. Der Blutverlust hatte jedoch seine Kräfte erschöpft. Man fand ihn mit seinem Pferd in einem Sumpfe steckend und erdroffelte ihn.²⁾

Musa
und
Moham-
med.

Jetzt war das Reich der Osmanen wieder unter einem Herrscher vereinigt, unter Mohammed I. (1413—1421). Seine Regierung bildet einen Ruhepunkt in der Geschichte der Osmanen, in welchem nach den zehnjährigen Bürgerkriegen der Sinn für Ordnung und Recht wieder gepflegt und die Kraft gesammelt wurde, die unter den zwei nachfolgenden Herrschern, Murad II. und Mohammed II., so große Eroberungen bewirkte. Mohammed I. war kein Eroberer. Die Kriege, welche er führte, galten nur der Wiederherstellung des Reiches gegen unbändige Vasallen und gegen politische Richtungen, die eine Folge des langen Bürgerkrieges waren. Mit dem Kaiser in Constantinopel hielt er Frieden und Freundschaft.

Musas
Ende.

Moham-
med I.

¹⁾ Hammer, l. c. I, p. 275.

²⁾ Ibid. p. 280. — Zinkeisen, l. c. I, p. 433—443. — Herßberg, l. c. p. 535 bis 537.

Politik
des
Friedens. „Sagt meinem Vater,“ antwortete er dessen Gesandten, „dass ich mit seinem Beistand zum Besitzthum meiner Vorfahren gelangt bin, und dass ich ihm zum Dank dafür mein ganzes Leben lang treu wie ein Sohn sein werde.“ — Den Gesandten der Abendländer bot er den Frieden, den er dankbar von ihnen auch annehme, diese hielten auch Frieden mit ihm. Nur die Venetianer griffen gierig nach einem Anlass zum Kriege, um seine neugeschaffene Marine zu vernichten, denn sie wollten den Archipel beherrschen. Bei Gallipolis vernichtete ihr Admiral Pietro Loredano am 29. Mai 1416 die türkische Flotte. In Kleinasien dagegen gelang es Mohammed, die aufständischen Vasallen, den Emir von Karaman (Herrn von Ikonium) und Dschuneid von Smyrna, zum Gehorsam zu bringen.

Communis-
mus. Gefährlich war ein Aufstand unter Dedes Sultan, dem „Vater und Herrn der Wahrheit“; so wurde nämlich ein türkischer Schwärmer, der Rechtsgelehrte Bedreddin aus Simav genannt, der die Aufhebung alles Eigenthums und den unbeschränkten Genuß aller Producte der Natur und des Kunstfleißes predigte, und solchen Anhang gewann unter Osmanen wie unter Christen, dass er mit seinen begeisterten Communisten zwei Heere des Sultans zu schlagen vermochte. Erst durch das Aufgebot aller Kraft wurde seine Macht durch Bajesid-Pascha erdrückt, er selber gefangen und im Jahre 1418 oder 1419 ans Kreuz geschlagen. Viele seiner Schüler litten den Tod für seine göttliche Sendung.¹⁾

Neubos-
Mustafa. Nicht minder große Gefahr bereitete dem Reiche ein Türke, der sich für Mustafa, jenen Sohn Bajesids ausgab, welcher in der Schlacht bei Angora verscholl. Sechzehn Jahre waren seitdem verflossen, da erschien am Hofe Dschuneids in Nikopolis ein Mustafa, ein Türke, der sich für den Sohn Bajesids ausgab und Anspruch an das gesammte Reich machte: verwundet sei er auf dem Schlachtfelde von Angora gelegen, dann von Tatarenhorden, welche die Gefangenen plünderten, seiner fürstlichen Gewänder beraubt und endlich mit andern Verwundeten vermengt, von den Tataren, die seine Sprache und Bethuerungen, dass er ein Fürst sei, nicht verstanden, in die Tatarei fortgetrieben und als Kameelhüter verwendet worden; endlich habe ihn ein Kaufmann von Buchara gekauft und nach Bagdad gebracht. Dschuneid nahm sich seiner an, bald auch Isfendiar, Emir von Sinope und Kastemuni, sowie Fürst Myrtsha von der Walachei, und es ist bis auf den heutigen Tag nicht gewiss, ob Mustafa ein Sohn Bajesids war, oder ein von diesen benutzter Abenteurer. Mustafa brachte auf europäischem Boden ein großes Heer zusammen: Thessalonich, gegen welches er mit 40.000 Mann zog, sollte die neue Hauptstadt des Reiches werden. Doch Mohammeds I. Thatkraft und Klugheit retteten das Reich. Er stellte Mustafa seinen Völkern als Betrüger dar, als ein Werkzeug des treulosen Dschuneid, schlug das Heer seines Gegners und zwang ihn, Zuflucht bei den Griechen zu suchen. Als Mohammed I. vom griechischen Kaiser die Auslieferung Mustafas und Dschuneids verlangte, erwiderte dieser, sie seien Gäste und als solche gefeiert, und verstand sich nur dazu, sie bis zu ihrem Tode in einem Kloster auf Lemnos gegen ein Jahrgeld unter Aufsicht zu halten.²⁾

¹⁾ Hammer, l. c. I, p. 293.

²⁾ Ibid. p. 297 f.

Doch störte dies das freundliche Verhältniß zwischen beiden Herrschern nicht. Mohammed I. besuchte sogar den Kaiser in Constantinopel, und dieser den Sultan in Kleinasien. Mohammed I. hat in der türkischen Geschichte den Beinamen Tschelebi,¹⁾ der Großmüthige, der Gentleman: er war ein Freund der Dichtkunst und freigebig gegen Dichter und Gelehrte. Sein Hauptverdienst jedoch ist, daß er durch seine Klugheit und Tapferkeit das durch lange Bürgerkriege erschütterte Osmanenreich neu geordnet und gekräftigt hat. Daß mit seinem Sohne eine neue Zeit der Größe des Reiches anbreche, schien Mohammed I. vorauszusehen; denn er schrieb, als er im dreiundvierzigsten Jahre die Nähe des Todes fühlte, an seinen Sohn mit zitternder Hand die Verse: „Unsere Nacht bricht an, aber es wird ihr ein noch glänzenderer Tag folgen.“

Griechen und Abendländer sollten es bald bitter zu bereuen haben, daß sie die Wirren im osmanischen Reiche nicht besser zu benützen verstanden.

¹⁾ Hammer, l. c. I, p. 310.

Kaiser Karl IV., König Wenzel und ihre Zeit.¹⁾

Karl IV. Kaum waren die Wunden geheilt, welche er in der Schlacht von Crecy erhalten hatte, so eilte Karl über Luxemburg nach Böhmen und von da nach Österreich und Ungarn, um Mittel und Genossen zum Kampfe gegen Ludwig den Bayern zu gewinnen. Doch weder Ludwig von Ungarn noch Albrecht II. von Österreich zeigten Lust, sich mit Karl IV. gegen den Kaiser zu verbinden. Da beschloß Karl, seinem Gegner Tirol im Flug zu entreißen.²⁾ Unzufriedene vom Adel — Ludwig der Brandenburger stuchte die Macht des Adels in Tirol³⁾ — hatten Karl dazu aufgefordert, die Machthaber in den Städten Lombardiens ihm Unterstützung verheißen. Mit nur drei Begleitern, alle als Kaufleute verkleidet, zog Karl im März 1347 durch Ungarn nach Trient; Zug nach Tirol. schnell sammelten sich Mannschaften um ihn: Bogen und Meran wurden genommen, dann Margareta Maultasch — ihr Gemahl stand damals gerade gegen die heidnischen Lithauer zu Feld — in ihrem Schlosse Tirol belagert. Allein Margareta vertheidigte sich mit dem Muth eines Mannes, bis der Markgraf kam und Karl zur Flucht zwang und diese Gelegenheit benützte, die Macht des ihm feindseligen Adels zu brechen.⁴⁾

¹⁾ Histoire de la Papauté pendant le XIV. siècle avec des notes et des pièces justificatives par l'abbé Christophe. 3 voll. Paris 1852. — Vita Karoli IV. Imp. ab ipso conscripta ap. Böhm er, Fontes, I. p. 228—271. — Albert. Argent. ap. Urst. II. H. Rebdorff, Ann. ap. Freher, I. — Pelzel, Geschichte Kaiser Karls IV. 2 Theile. Prag 1780—1782. — Lebensgeschichte des römischen und böhmischen Königs Wenzeslaus. 2 Theile. Prag 1788—1790. — Werunschy, Geschichte Karls IV. und seiner Zeit. Znäusbrud 1880—1892. — Palacky, Würdigung der alten böhmischen Geschichtschreiber. Prag 1880. Geschichte von Böhmen, II, 2; III. — Böhm er, Regesta imp., VIII. Die Regesten des Kaiserreichs unter Karl IV., 1346—1378. Herausgegeben und ergänzt von Alfons Huber. Znäusbrud 1877. — Nischbach, Geschichte Kaiser Sigismunds. 4 Theile. Hamburg 1838. — Chmel, Regesta Ruperti. Frankfurt 1835. — Huber, Geschichte des Herzogs Rudolf IV. von Österreich. Znäusbrud 1865. — Drohsen, Eberhard von Windes. Leipzig 1853. Geschichte der preussischen Politik. Berlin 1855. Unger, Geschichte der deutschen Landstände. 2 Theile. 1844. — Hagen, Fragen der Zeit, I. Stuttgart 1843. Deutsche Geschichte, I, S. 159—374. — Dienischlager, Neue Erläuterung der Goldenen Bulle Kaiser Karls IV. Frankfurt 1766. — Sartorius, Geschichte des Hanseatischen Bundes. 3 Bände. Göttingen 1805—1808. — Barthold, Geschichte der Hanse. Leipzig 1854.

²⁾ Huber, Geschichte der Vereinigung Tirols mit Österreich, S. 43 ff.

³⁾ P. Justinian Ladurner, im Archiv für Geschichte Tirols, II, S. 172.

⁴⁾ Huber, Geschichte Österreichs, II, S. 183.

Karl IV. gedachte jetzt von Böhmen aus den Krieg gegen Bayern zu beginnen, und Deutschland schien der Schauplatz eines hartnäckigen inneren Krieges zu werden; da traf die Nachricht ein, daß Kaiser Ludwig am 11. October 1347 in der Nähe von München auf einer Bärenjagd, durch den Schlag gerührt, leblos vom Pferde gesunken sei. Karl fand jetzt keinen Widerstand, viele Städte und Fürsten anerkannten ihn als König.

Tod
Kaiser
Ludwig

Doch war Karl damit noch nicht im ruhigen Besitze der Herrschaft. Die bairische Partei war durch den Tod des Kaisers nur überrascht, noch nicht gebrochen. Viele Städte und das Volk sahen auf „den Pfaffenkaiser“ und Begünstiger des Adels mit Mißtrauen. Das gab der bairischen Partei Muth, zumal sie über vier Kurstimmen: Brandenburg, Pfalz, Sachsen und Mainz (durch Heinrich von Birnburg), verfügte. Schon im November 1347 ward über eine Neuwahl berathen; da aber kein bairischer Prinz Lust zur Übernahme der Krone zeigte, so wählte man am 10. Januar 1348 zu Oberlahnstein einen Ausländer, den Sieger von Crech, König Eduard III. von England. Eduard war geneigt, die Wahl anzunehmen; denn sie verhiess ihm Nutzen im Kriege gegen Frankreich. Allein der Widerspruch seiner Barone, welche eine Verwickelung in weitläufige Kriege fürchteten, die Rücksicht auf den Papst, endlich das Angebot Karls, seiner Gemahlin in ihren Ansprüchen auf Holland und Hennegau behilflich zu sein, ihm sogar im Kriege gegen Frankreich beizustehen, bewogen ihn, die Krone am 10. Mai abzulehnen. Auch Albrecht II. von Oesterreich gewann Karl IV. im Juni für sich, nachdem er die schwäbischen und fränkischen Städte durch Bestätigung ihrer Freiheiten und das Versprechen, sie nie zu verpfänden, schon Anfang 1348 gewonnen hatte.¹⁾

Die
bairisch
Partei

wählt
Eduard
III.

Dadurch noch nicht entmuthigt, stellte die bairische Partei im Juni 1348 den Markgrafen Friedrich von Meissen-Thüringen als Gegencandidaten auf. Aber auch Karl ließ den Muth nicht sinken; er drohte dem Meissener mit einem Kriege von Böhmen aus; er versprach ihm dagegen für Ablehnung des Antrages 8000 Schock Prager Groschen und ewiges Schutzbündnis — und der Markgraf nahm das Geld und dankte für die deutsche Krone.²⁾

Friedrich
von
Meissen

Noch in anderer Weise suchte man der bairischen Partei zu schaden; in Brandenburg trat auf einmal ein falscher Waldemar auf, ein Müllersknecht Jakob Rehbock,³⁾ der einst als Diener viel um den echten Waldemar gewesen war, viele Ähnlichkeit mit ihm hatte und jetzt mit großem Geschicke sich für den echten Waldemar ausgab: er sei 1321 nicht gestorben, nur zum Schein begraben worden, habe zur Abbüßung seiner Sünden eine Wallfahrt ins Heilige Land unternommen und komme jetzt zurück, um das Seine zurückzufordern. Der Fürst von Anhalt, der Ludwig wegen Erwerbung der Markgrafschaft unversöhnlich grobkte, anerkannte den sputhaften Waldemar sogleich als den wahren; Karl IV. belehnte ihn 1348 feierlich mit der Mark und ließ sich von ihm die Lausitz abtreten; dem Fürsten von Anhalt wurde die Nachfolge in der Mark zugesichert. Die meisten Städte schlossen sich dem falschen Waldemar an, denn Ludwig war nicht beliebt in Brandenburg.

Der
falsche
Waldemar.

¹⁾ Berunsky, l. c. II, 1, p. 106—115. — Bachmann, l. c. I, p. 804.

²⁾ Böhmer-Huber, Regesta imp., p. 63.

³⁾ Klöden, Diplom. Geschichte des Markgrafen Waldemar. Berlin 1844.

Günther von Schwarzburg 1349.

Rachsucht trieb zu einem Gegenschlag, zur Wahl eines Gegenkönigs. Da kein mächtiger Fürst die Krone annehmen wollte, so bot man sie einem tüchtigen Manne von geringerer Macht an, der beim Scheitern wenig verlieren, bei gutem Verlaufe der Sache aber viel gewinnen konnte. Günther von Schwarzburg,¹⁾ ein tapferer, erprobter Kriegermann, der wie Rudolf von Habsburg mit Kopf und Herz altdeutsche Redlichkeit verband, ward als rechtmäßiger und ohne Simonie erwählter König in Frankfurt ausgerufen am 30. Januar 1349, und gelobte, Leib und Leben für Gott und das Reich daranzusetzen, nachdem man sein ehrenhaftes Bedenken überwunden hatte. Ein tüchtiger Mann war gefunden; die „Elsässische Chronik“ nennt ihn den frömmsten und ansehnlichsten Mann in allen Landen zu jener Zeit.

Günther
von
Schwarz-
burg.

Karl IV.

Aber was wandte Karl IV. nicht alles an, um ihn zu stürzen! Günthers nächste Verwandte wurden gegen ihn gewonnen — durch Geld. Dann gelang es Karl, die bayrische Partei selber zu sprengen: seine Gemahlin Blanca war 1346 gestorben und jetzt bewarb er sich um Anna, die Tochter des Pfalzgrafen Rudolf, und erhielt ihre Hand am 4. März 1349, und Rudolf verließ die Partei Günthers, und die jungen bayrischen Herzoge folgten seinem Beispiele. Jetzt wurde Günther unbequem, gern hätte man ihn los gehabt; man bot ihm große Summen, wenn er dem Reiche entsage, — er wollte nichts davon hören, er wollte sein Recht mit dem Schwerte vertheidigen. Allein ein Theil seiner Mannen wurde vom Grafen Eberhard von Württemberg geschlagen, der andere verlief sich.²⁾ Günther gedachte, sich in Eltwil gegen Karl zu vertheidigen; durch den falschen Waldemar vollkommen in Anspruch genommen, brachte ihm jedoch Ludwig von Brandenburg statt Hilfe nur Mahnung zum Frieden.

Gün-
thers
Tod.

Neuwahl
Karl's
IV.

Günther wurde schwer krank und entsagte am 26. Mai 1349³⁾ der Krone und erhielt 20.000 Mark Silber für seinen Abstand vom Reiche; todkrank, aber mit königlichen Ehren nach Frankfurt gebracht, starb er dort am 14. Juni.⁴⁾ Karl folgte dem Leichenzug, jetzt als einziger König. Alle Kurfürsten wählten jetzt Karl, und in Aachen ward er am 25. Juli 1349 zum zweitenmale gekrönt. Mit dem Erzbischof von Mainz versöhnte sich Karl, dann 1350 mit Ludwig von Brandenburg: Ludwig anerkannte ihn als König und lieferte ihm die Reichskleinodien aus und entsagte der Lausitz; Karl dagegen bestätigte ihn und dessen Bruder Otto im Besitze von Brandenburg, leistete für sich und seinen Bruder Johann Heinrich Verzicht auf Tirol, versprach, vom Papste die Ehescheidung der Margareta von Johann Heinrich

¹⁾ Janſon, Das Königthum Günthers von Schwarzburg. Leipzig 1880.

²⁾ Werunſky, l. c. II, 1, p. 160—179.

³⁾ Böhmer-Huber, l. c. p. 78.

⁴⁾ Nach ſeinem Tode bildete ſich das Gerücht von ſeiner Vergiftung und daß ſein Leibarzt Freidank an dem Genuſſe der Medicin, wozu er von Günther gezwungen ward, geſtorben ſei. Werunſky, l. c. II, 1, p. 188 ff.

und die Genehmigung der Verbindung mit Ludwig und Lösung des Bannes zu erwirken. Damit war der falsche Waldemar aufgegeben; auch er war jetzt unbequem und starb im Jahre 1356 am Hofe zu Dessau.

Karl IV. als König und als Kaiser.

Achtundzwanzig Jahre hat Karl IV. von da an Deutschland regiert. Die Stimmen über sein Walten sind bis auf diese Stunde getheilt. Zur Erleichterung des Verständnisses ist es nöthig, sein Walten in Böhmen, in Deutschland, seine Stellung zur Kirche insbesondere ins Auge zu fassen.

Böhmen war seine Heimat, der Schauplatz seiner ersten Regententhätigkeit, man möchte sagen, seine erste Liebe.¹⁾ Als Karl die Regierung Böhmens antrat, waren die Finanzen zerrüttet, das Land ausgezogen, durch innere Kämpfe ermattet; als er starb, war Böhmen dicht bevölkert, reich, glücklich, die Heimat der Kunst und Wissenschaft.

Dankbar nennt heute noch der Böhme den König Karl, „denn vielleicht ist die Stadt, worin er wohnt, von ihm gegründet, die Gasse, worin er wandelt, von ihm angelegt, der ehrwürdige Dom, worin er betet, von ihm gebaut, die Brücke, worüber er geht, von ihm hergestellt, die Schule, wo er gebildet wurde, von ihm gestiftet, der vaterländische Wein selbst, der ihn labt, von ihm hergepflanzt.“²⁾ — Was er während seiner bewegten Jugend in den verschiedenen Ländern Europas Gutes sah, suchte Karl nach Böhmen zu verpflanzen. Paris und Bologna waren vielbesucht ob ihrer hohen Schule, auch Prag sollte ein Herd geistigen Lebens werden und am 7. April 1348 ward nach dem Vorbilde der Pariser eine Universität in Prag gegründet; sie hatte vier Facultäten, die Studierenden theilten sich in vier Nationen: die böhmische (wozu Mähren, Ungarn und Südslaven), die bairische (wozu Österreicher, Schwaben, Franken und Rheinländer), die polnische (wozu Schlesier, Lithauer und Russen), die sächsische (wozu Meißner, Thüringer, Ober- und Niedersachsen, Dänen und Schweden gerechnet werden); Nation bedeutet hier nicht Volksstamm, sondern Weltgegend, wo einer geboren ist. Karls Freude war es, den Disputationen beizuwohnen, Lehrer und Lernende durch Wort und That aufzumuntern; der Erfolg seiner Fürsorge war glänzend: schon während seines Lebens stieg die Zahl der Studierenden auf 5000 bis 7000.³⁾

In gleicher Weise nahm Karl die Kunst in seinen Schutz, vereinte 1348 alle in Prag lebenden Künstler zu einer Bruderschaft und führte eine Blüte des Schönen in Böhmen herbei.⁴⁾ Karl brachte aus Frankreich den Meister Matthias aus Arras, nach dessen Tod Peter Arler aus Gmünd an seine Stelle

¹⁾ Bergl Souchay, Geschichte der deutschen Monarchie, III, S. 286—288.

²⁾ Palacký, I. c. II, 2, p. 394.

³⁾ Ibid. p. 291—294. — Denifle, Die Universitäten, I, S. 582—603. — Tomek, Geschichte der Universität Prag, Prag 1849.

⁴⁾ Palacký, I. c. II, 2, p. 295. — Grueber, Die Kunst des Mittelalters in Böhmen, 4 Theile, Wien 1871—1879, wovon der 3. Theil die Periode des Luxemburgischen Hauses 1310—1437 behandelt. — Pangerl, Buch der Malerzuche in Böhmen, in Eitelbergers Quellenchriften zur Kunstgeschichte, XIII. Wien 1876.

Handel.

Land-
wirtschaft.Königs-
wahl.Mähren
und
Schle-
sien.Johann
von
Mähren.

trat: ein Ingenieur, Bildhauer, Goldarbeiter und Maler, ein deutscher Michelangelo an Vielseitigkeit. Matthias erbaute die Burg Karlstein, bei der die Ideen der Krallsage im Plane spielen; Peter erbaute die Pfarrkirche am Teln, dann die berühmte Moldaubrücke. Den Dom zu St. Veit hatte der Vater beschlossen, Karl IV. führte den Plan aus. Prag wurde erweitert (Karlsstadt oder Neustadt, Kleinseite), der Sitz eines großartigen Handelsverkehrs; jeder fremde Kaufmann, welcher die Grenzen von Böhmen überschritt, mußte nach Prag kommen und seine Waren dort einige Zeit ausstellen: die Fremden konnten in Prag keine Geschäfte machen außer durch Vermittlung eines Prager Kaufmanns; nur nach böhmischem Maß und Gewicht durfte verkauft werden; für Sicherheit auf den Straßen war bestens gesorgt. Auch die Landwirtschaft erfreute sich seines Schutzes und seiner Pflege, Obst- und Weinärten wurden angelegt, in Prag sogar ein botanischer Garten.

Die staatsrechtlichen Verhältnisse Böhmens wurden nach außen wie im Inneren geordnet, die alten Privilegien Böhmens dem Reiche gegenüber bestätigt, das Recht der freien Königswahl aber dahin beschränkt, daß sie nur nach dem völligen Aussterben des regierenden Hauses einzutreten habe. Mähren ward als Lehen der Krone Böhmens bezeichnet und ganz Schlesien auf ewige Zeiten mit Böhmen vereinigt. Seinem Bruder Johann Heinrich wurde 1349 die Markgrafschaft Mähren erblich verliehen unter der Bedingung, daß er und seine Nachkommen keine Ansprüche auf die Erbfolge in Böhmen haben sollten, solange Karls directer Mannsstamm fortblühe, und daß das Bisthum Olmütz, das Herzogthum Troppau, unmittelbare Lehen der Krone Böhmen bleiben.¹⁾ Johann Heinrich vermählte sich, nachdem seine Ehe mit Margareta Maultasch für ungiltig erklärt war, mit einer Tochter des Herzogs von Troppau. Karl selber vermählte sich 1353, nachdem Anna von der Pfalz 1353 kinderlos verstorben, mit Anna, der Nichte des kinderlosen Herzogs von Schweidnitz, welche ihm die Anwartschaft auf Schweidnitz und Jauer einbrachte, die einzigen Herzogthümer in Schlesien, die noch nicht unter der böhmischen Oberhoheit standen.

Besondere Sorgfalt widmete Karl IV. der Verbesserung des Rechtswesens. Die Rechtspflege war bisher in den Händen des Adels und vielfach willkürlich. Karl IV. wollte nun eine feste Grundlage für eine gleichmäßige Rechtspflege schaffen, indem er seit 1348 die bisher geltenden Rechtsanschauungen sammeln, sichten und mit Zuhilfenahme römischer Rechtsnormen zu einem organischen Ganzen verarbeiten ließ. Dieses Werk „Majestas Carolina“ legte Karl auf dem Herbst-Landtage 1355 seinen Baronen vor, konnte jedoch diese nicht zur Zustimmung bewegen, weil sie dadurch eine Schmälerung ihrer herkömmlichen Gerichtsbarkeit besorgten. Karl IV. vermochte nur einzelne Punkte seiner Reformpläne durchzusetzen. Aber der von ihm gegebene Anstoß wirkte weiter, indem die Reformen der Folgezeit regelmäßig auf den Bestimmungen der „Majestas Carolina“ fußten, als ob diese ein förmlich angenommenes Reichsgesetz wäre.²⁾

¹⁾ Palacký, l. c. II, 2, p. 305.

²⁾ Werunsky, l. c. III, p. 76 ff. — Bachmann, l. c. I, p. 817 ff.

Der alte Pelzel beantragt deshalb, daß man Karl IV. den Großen nenne, und meint zum Lob desselben: „Unter der langen Regierung dieses weisen, klugen und gelehrten Königs wurden die Böhmen gleichfalls weise, klug und gelehrt. Sie hatten den Rest der rohen Sitten fast ganz abgelegt. Seitdem sie eine Universität hatten, schickten die benachbarten Nationen ihre Söhne nach Prag, um hier Wissenschaften, Kenntnisse und die freien Künste einzuholen. Die Böhmen bekleideten damals die wichtigsten Ehrenstellen am kaiserlichen Hofe und in der Reichskanzlei. Sie standen auch verschiedenen Bisthümern außerhalb Böhmens mit großem Nutzen vor. Sie wurden zu den vornehmsten Gesandtschaften an auswärtige Höfe gebraucht; sie führten zahlreiche Kriegsheere an und erwarben sich Ruhm. Sie waren die gelehrteste Nation und die größten Staatsmänner, mit einem Worte, damals die herrschende Nation in Europa. Man hielt es für einen besonderen Vorzug, ein geborener Böhme zu sein. Viele benachbarte Fürsten kauften oder bauten sich Häuser in Prag, um unter den Böhmen zu wohnen. Alles drängte sich zu den Böhmen, um an ihrem Glücke theilzunehmen. Daher die große Bevölkerung dieses Landes in dieser Zeit. Es waren damals hundert wohl bevölkerte, mit Mauern eingeschlossene Städte in Böhmen. Kaum waren damals so viele in ganz Deutschland. Man zählte 300 Marktflecken, 260 feste Schlösser oder Festungen, 13.360 Dörfer, 20 Collegiat-Kirchen, 2033 Pfarreien.“

Blüte
Böh-
mens.

Ganz anders lautet freilich vieler Urtheil über Karls Walten in Deutsch-land; schon Kaiser Maximilian I. nannte ihn „Böhmens Vater, des heiligen römischen Reiches Erstiehvater“. So musterhaft auch Karls Regierung in Böhmen war — bei diesem Vorwurfe ist weniger gemeint, daß Karl IV. mit den Mitteln des Reiches Böhmen ausgesteuert habe, als daß er zur Schwächung der Königsgewalt, die er in Böhmen verstärkte, in Deutschland beitrug. Gregor von Heimburg klagt: „Deutschland war der Sitz des Kaiserthums, die Freistätte für alle Bedrängten des Erdfreies; doch durch die Untergrabung der Reichsgewalt, durch das ausschließliche Richterrecht der Fürsten über ihre Standesgenossen, sind die letzteren zu Souveränen erhoben. Keine Macht kann ewig währen; ich fürchte, daß das Ende unserer Hoheit gekommen ist. Die Reichsgewalt ist zerrüttet, fast ganz aufgehoben, das Volk zersplittert und ohne Rechtszustand. So weit hat es die Ungerechtigkeit der Fürsten gebracht, von denen ein jeder in seinem Lande den Kaiser spielen will.“ Es kann nur Karl IV. gemeint sein, der die Zersplitterung Deutschlands durch seine Goldene Bulle gesetzlich machte.

Karl IV.
als
deutsche
König.

Deutschland war damals nämlich in seiner inneren Entwicklung an einem Wendepunkte angelangt, der, je nachdem er benutzt wurde, die Einigung oder die Zersplitterung, die Kräftigung oder die Ohnmacht auf Jahrhunderte hin zur Folge hatte.

Wende-
punkt
für
Deutsch-
land

Durch die ganze deutsche Geschichte kämpfen zwei Richtungen miteinander, eine für das Sonderleben und eine für Einigung. Unter den großen Kaisern waltete die Richtung für das Allgemeine vor; ihre Stützen waren die römische Kaiseridee, die Kirche und die Masse der Gemeinfreien, welche das Stammes-

zur
Zersplit-
terung.

leben und den Ehrgeiz einzelner Dynastien niederhielten. Seit den Staufern, besonders seit Friedrich II. Souveränitätsrechte vergeben hatte, wuchs mit jedem Jahrzehnte die Zersplitterung. Dahin waren die National-Herzogthümer, dahin die Masse der Gemeinfreien. Wir haben in dieser Zeit einen hohen und niederen, einen reichsunmittelbaren und landsässigen Adel, Reichs- und Landstädte ins Auge zu fassen.¹⁾ Die Mehrzahl der Bauern waren nicht mehr Gemeinfreie, sondern Hörige. —

Fürstenthümer.

Die Fürsten sind geistliche und weltliche. Die geistlichen Fürsten — Bischöfe und Äbte — hatten längst Immunität zum öffentlichen Besten, die Grafschaftsrechte, Gerichtsbarkeit und Heerbannrechte erlangt, sowie die Regalien, Marktrecht, Zölle, Münzrecht, Forsten, Jagden. Die weltlichen Fürsten waren Herzoge und Grafen. Die Herzoge waren nicht mehr Stammesherzoge, sondern Landesherren über kleinere Gebiete; so gab es längst kein Herzogthum Schwaben mehr, die Grafen von Württemberg aber führen seit 1495 den Herzogstitel, die Herren von Mecklenburg seit 1348, die von Pommern seit 1181, die von Österreich seit 1156, die von Braunschweig-Lüneburg seit 1235. Die Pfalzgrafen, ursprünglich mit der Gewalt königlicher Sendboten (Missi Dominici) betraut und zur Beaufsichtigung der Reichsgüter und Reichseinkünfte bestellt mit der Nebenabsicht, die Herzoge zu überwachen und zu schwächen, hören in ihrer eigentlichen Bedeutung mit den Stammesherzogen auf, der Name wurde bloßer Titel und nur in der Pfalz am Rhein blieb er einem besonderen Fürstenhause. Auch der Name Markgraf oder königlicher Oberbeamter in Grenzgebieten verlor seine ursprüngliche Bedeutung: die Stellen waren erblich geworden und die Grenzen weiter hinausgeschoben, erblich blieb der Titel in Brandenburg, Baden und andern Orten. Geradeso verhielt es sich mit den Burggrafen, den ursprünglichen Befehlshabern wichtiger Plätze in der Nähe der Grenze. Auch die Gauverfassung hatte aufgehört, aus Gaugrafen waren mit größeren Gebieten Landgrafen wie in Hessen und im Elsass erwachsen. Reichsunmittelbare Herrschaft, Reichslandschaft, Landeshoheit begründete den höheren Adel (maiores nobiles, nobiles summae sortis). Der niedere Adel (nobiles minores aut inferiores) bestand aus den Ritterbürtigen, das heißt den Nachkommen der früheren schöffenbaren Freien, die sich dem Waffendienste zu Ross gewidmet und eigenen Stammsitz hatten. Zur Ritterbürtigkeit hatten es auch die Ministerialen, obgleich ihrer Geburt nach Unfreie, durch stehende Bekleidung der höheren Hof- und Kriegsdienste gebracht. Unter

¹⁾ Vergl. Hagen, Deutsche Geschichte, I, S. 159 ff.

Landfässigem Adel sind die Adelligen zu verstehen, welche bei einem Fürsten mit Landeshoheit zu Lehen giengen; man nannte diesen Adel auch den niederen gegenüber dem mittleren, der sich reichsunmittelbar zu halten wußte, ohne Reichsstand zu sein, der sogenannten Reichsritterschaft.

Unter den fürstlichen Gebieten sind zu merken: in Nord-sachsen, weltliche: a) die der Nachkommen Heinrichs des Löwen, die braunschweigisch-lüneburgischen, von denen die braunschweigische seit 1279 in drei Linien, die grubenhagische, die göttingische und die eigentliche braunschweigische zerfiel; b) die Grafen von Holstein, c) die Herzoge von Sachsen und Lauenburg. Geistliche: das Erzstift Bremen, die Bisthümer Verden, Hildesheim, Halberstadt, Lübeck und die Abtei Quedlinburg. — In Westfalen, weltliche: die Grafschaften Oldenburg, Hoya, Schaumburg, Ravensburg, Lippe, Tecklenburg, Bentheim, Dortmund und die Herrschaft Diepholz. Geistliche: einmal gehörte ein großer Theil als Herzogthum Westfalen zu Köln, dann die Bisthümer Münster, Osnabrück, Paderborn, Minden.

Fürstliche Gebiete

Nord-sachsen.

Westfalen.

In den Niederlanden waren weltliche Gebiete: a) das Herzogthum Brabant mit Limburg, der Löwen'schen Familie bis 1355 gehörend, dann durch die Hand Johannis an Karls IV. Bruder, den Herzog Wenzel von Lükelsburg, und nach dessen Tod (1382) an Anton, den Sohn des Herzogs Philipp von Burgund, gelangend; dann b) die Grafschaften Holland und Seeland mit einem Theile Frieslands, seit dem Tode des Sohnes des deutschen Königs Wilhelm (1299) an die Grafen von Hennegau aus dem Stamme der Avesnes und 1436 an Burgund gelangend; c) die Grafschaft Flandern mit dem Geschlechte der Dampierre bis 1388, wo sie durch eine Erbtöchter an Burgund gelangte; d) die Grafschaft Geldern, von Kaiser Ludwig 1339 zum Herzogthum erhoben; e) f) g) h) die Grafschaften Bütphen, Hoorn, Lükelsburg, Namur. Geistliche: die Bisthümer Utrecht und Lüttich.

Niederlande.

Am Niederrhein waren weltliche Gebiete die Grafschaften: a) Cleve, b) Jülich, c) Berg, d) Altena, alle Abkömmlingen des Stammes der Grafen von Teisterband gehörend; e) Muenar, Birneburg, Blankenheim, Reiferscheid, Mörs und endlich die Herrschaft Arenberg. Geistliches Gebiet war das Erzbisthum Köln.

Niederrhein.

Am Mittelrhein waren weltliche Gebiete links vom Rhein: die Pfalzgrafschaft, den Herzogen von Bayern gehörend, seit 1329 bei den Nachkommen Rudolfs, des Bruders von Kaiser Ludwig dem Bayern; dann die Grafschaften Simmern, Beldenz, Sponheim, Zweibrücken, Leiningen, Falkenstein und die Rheingrafschaft. Am rechten Rheinufer lagen die Grafschaften Katzenellenbogen, Nassau (in die walframische und ottonische Linie getheilt, von letzterer stammen die Dranier),

Mittelrhein.

die Grafschaft Isenburg (mit den Linien Sayn, Wied und Runkel, Wittgenstein, Limburg, Westerburg). In der Wetterau aber fanden sich die Grafschaften Solms, Büdingen, Nidda, Hanau, ferner die Gebiete der Herren von Falkenstein, von Eppstein und von Kronenberg. Geistliche Gebiete waren: die Erzbisthümer Trier und Mainz und die Bisthümer Worms und Speier.

Ober-
rhein.

Am Oberrhein waren weltliche Gebieter: die Herren von Bitsch, die Grafen von Fleckenstein, Lützelstein, Lichtenberg, Dachsburg, Geroldseck, Pfirt, die Habsburger und die Herren von Rappoltstein; am rechten Rheinufer die Zähringer, welche die Markgrafschaft Baden besaßen, die Markgrafen von Hachberg, die Grafen von Eberstein. Geistliche Gebiete: die Bisthümer Straßburg und Basel.

Jenseits des Rheines gehörte noch zu Deutschland: das Herzogthum Lothringen, das Herzogthum Bar, die Grafschaften Saarbrücken, Saarwerden, Salm, Burgund und Mömpelgard. Geistliche Herrschaften waren: die Bisthümer Metz, Toul und Verdun.

Schwaben.

In Schwaben waren die meisten Reichsstädte und viele Gebiete kleiner Herren, wie: der Herzoge von Teck, der Pfalzgrafen von Tübingen, der Markgrafen von Burgau, der Grafen von Hohenberg, Montfort, Werdenberg, Waldburg, Fürstenberg, Zollern, Graissbach, Schelllingen, Waihingen, Helfenstein, Öttingen, Rechberg, Alperg, Beringen, Nellenburg. Die mächtigsten wurden die Habsburger und die Württemberger. Geistliche Gebiete waren: die Bisthümer Augsburg, Konstanz, Chur, und die Abteien Rempten und Ellwangen.

Bayern.

Bayern sollte nach dem Hausvertrage von Pavia 1328 geblieben bleiben; allein die Söhne Ludwigs hielten sich nicht an den Willen ihres Vaters. Ludwig von Brandenburg (der Ältere) behielt 1350 Oberbayern und Tirol und trat Brandenburg an seine Brüder, Ludwig den Römer und Otto, ab. Ludwig der Römer starb 1363 kinderlos. Otto verkaufte 1373 Brandenburg an Karl IV. Ludwig der Ältere von Oberbayern-Tirol starb 1361 mit Hinterlassung eines Sohnes Meinhard aus der Ehe mit Margareta Maultasch. Stephan mit der Haften vereinte nach Meinhards Tod (1363) wieder ganz Bayern; seine Söhne aber theilten 1392 und stifteten drei Linien: Stephan die ingolstädtsche, Friedrich die landshutische, Johann die Münchener Linie. Geistliche Gebiete waren: die Bisthümer Freising, Regensburg, Passau, die Propstei Berchtesgaden und das Erzbisthum Salzburg.

Franken.

In Franken waren weltliche Gebiete: die Grafschaften Hohenlohe, Pappenheim, Erbach, Werthheim, Rineck, Kastell, Henne-

berg und Schwarzenberg und die Burggrafschaft Nürnberg im Besitze der Hohenzollern. Ein nachgeborner Sohn Konrad verließ um 1170 Hohenzollern, um bei Barbarossa sein Glück zu suchen, und wurde von ihm zum Burggrafen in Nürnberg ernannt. Geistliche Gebiete waren, außer den Besitzungen von Mainz, die Bisthümer Würzburg, dessen Bischöfe sich Herzoge von Franken nannten, Bamberg, Eichstädt, die gefürstete Abtei Fulda und das Gebiet des Deutschordens um Mergentheim.

Hessen, früher mit der Landgrafschaft Thüringen vereint, 1264 davon Hessen. geschieden und der Tochter der heiligen Elisabeth, Sophia, Herzogin von Brabant zuerkannt für ihren Sohn Heinrich das Kind, wurde erst 1458 in zwei Gebiete für die kasselsche und marburgische Linie getheilt. Außer der Grafschaft Waldeck ist als geistliches Gebiet die Abtei Hersfeld zu bemerken.

Thüringen kam 1264 an das Haus Wettin, an Heinrich den Thüringen. Erlauchten, welcher Meissen, das Osterland und die Lausitz besaß, nach dessen Tod an Albrecht den Unartigen und nach dessen Tod (1314) an Friedrich mit der gebissenen Wange.¹⁾ Friedrich, der 1317 die Lausitz an die Mark Brandenburg verlor, hatte zum Nachfolger seinen Sohn Friedrich den Ernsthaften, dessen Söhne 1349 derart theilten, daß Friedrich der Strenge das Osterland und Koburg erhielt, Balthasar Thüringen, Wilhelm der Einäugige Meissen. Daneben sind noch zu merken die Grafschaften: Neuß, Schwarzburg (arnstädtsche und andershausen'sche Linie), Gleichen, Beichlingen, Honstein, Stolberg, Blankenburg, Mansfeld, und als geistliche Gebiete die Bisthümer Merseburg, Naumburg und Meissen.

Das neue Herzogthum Sachsen bestand aus dem Gebiete um Witten=Sachsen. berg, welches Albrecht der Bär den Slaven entriß, und aus der Grafschaft Brenn. Albrechts Sohn Otto erhielt die Mark Brandenburg, Bernhard die anhaltischen Länder und Sachsen. Bernhards Söhne theilten wieder: Heinrich erhielt Anhalt, Albrecht Sachsen und Lauenburg, das der Vater erobert hatte. Albrechts Sohn Johann bekam nach dem Tode des Vaters (1260) Lauenburg, Albrecht II. Sachsen=Wittenberg. Um die Kur stritten beide Linien, bis sie 1356 an Sachsen=Wittenberg kam. — Heinrich I., der Enkel Albrechts des Bären, genannt der Alte oder Dicke, ward von Kaiser Friedrich II., weil er die Partei Ottos IV. verließ, zum Fürsten von Anhalt und Grafen von Ascanien ernannt und hinterließ 1252 drei Söhne, die sein Gebiet derart theilten, daß Heinrich II. den Harz, Gernrode und Mchersleben bekam, Bernhard Bernburg und

¹⁾ Dietrich, sein Bruder, ward 1307 ermordet, über beide vergl. S. 115 ff. dieses Bandes.

Ballenstedt, Siegfried Rötten, Dessau und Zerbst. Die erste Linie starb 1316 aus, die hernburgische 1468. — Geistliche Gebiete in diesen Landen waren das Erzstift Magdeburg und das Bisthum Havelburg.

Mecklenburg. Mecklenburg, das alte Obotritenland, stand unter einer slawischen Dynastie, die in mehrere Linien gespalten; dabei war das Bisthum Schwerin ein geistliches Gebiet. — Auch das Herrscherhaus in Pommern war slawischen Ursprungs und zerfiel in zwei Linien, die von Stettin und Wolgast. Geistliches Gebiet war das Bisthum Ramin.

Brandenburg. In der von Albrecht dem Bären gegründeten und von seinen Nachkommen erweiterten Mark Brandenburg regierte die Familie des Stifters bis zum Tode Walbemar's (1319), dann kam sie an die bayrische Familie und wurde von dieser 1373 an Karl IV. verkauft. Geistliche Gebiete waren das Erzbisthum Magdeburg, die Bisthümer Brandenburg und Havelberg. — Aus Früherem ist bekannt, daß zu Böhmen die Markgrafschaft Mähren gehörte und die Herzogthümer Schlesien und die Lausitz hinzukamen. In Oberschlesien waren die Fürstenthümer Teschen, Ratibor, Oppeln, Brieg, Troppau, Jägerndorf, Falkenberg, Aufschwitz, Ribnik, Tost, Strelitz, Leobschütz. In Niederschlesien: Breslau und Liegnitz, Glogau, Schweidnitz, Sagan, Ols, Sauer und Münsterberg. Das Bisthum Breslau war fürstliches Gebiet.

Österreich. In Österreich, das nach dem bisherigen aus Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain bestand, waren Salzburg, Bamberg, Freising und Brixen geistliche Gebiete.

So ward Deutschland in eine Anzahl nahezu souveräner großer und kleiner Gebiete aufgetheilt. Im Fürstenthum bestand Erbrecht, im Königthum Wahlrecht und da mußte das Fürstenthum das Königthum nach und nach aufzehren.¹⁾ —

Die Städte. — Die Hanse.

Reichsstädte. Aber außer diesen war eine reiche Lebenskraft in den Städten. Es gab freie Reichsstädte und den Fürsten unterworfenen Landstädte. Jene standen unmittelbar unter dem Kaiser und strebten nach gleichen Hoheitsrechten wie die Landesherren und bildeten in langen inneren Kriegen meist in sich ein republikanisches Wesen aus. Freie Reichsstädte waren:

¹⁾ Ficker, Das deutsche Kaiserreich, S. 116, bemerkt: „Dem alten deutschen Königthume hatte eine, wenn nicht unbedingte, doch dem Fürstenthume gegenüber vollkommen ausreichende Erblichkeit allerdings zur Seite gestanden nach dem festgewurzelten Herkommen, daß ebenso wie der König dem Fürstensohne die Verleihung der väterlichen Lehen nicht versagen dürfte, ebenso auch die Fürsten dem Königssohne die Wahl zum Nachfolger des Vaters nicht verweigern konnten. Und da waren es wieder die sicilischen Verwickelungen (durch die Staufer), auf welche wir unstreitig den Verlust jener festesten Grundlage des deutschen Königthums zurückzuführen haben.“

I. in Niedersachsen: 1. Lübeck, 2. Bremen, 3. Hamburg, 4. Goslar;
 II. in Westfalen: 1. Dortmund, 2. Herford; III. in den Niederlanden:
 1. Cambray, 2. Deventer, 3. Nimwegen, 4. Gröningen; IV. am Niederrhein:
 1. Aachen, 2. Köln, 3. Düren, 4. Kaiserswerth, 5. Sinzig, 6. Duisburg; V. am
 Mittelrhein: 1. Weßlar, 2. Frankfurt, 3. Friedberg, 4. Gelnhausen, 5. Neckar-
 gemünd, 6. Eberbach, 7. Mosbach, 8. Boppard, 9. Oberwesel, 10. Mainz,
 11. Oppenheim, 12. Obernheim, 13. Pfeddersheim, 14. Worms, 15. Kaisers-
 lautern, 16. Speier, 17. Germersheim, 18. Landau, 19. Annweiler, 20. Wolf-
 stein, 21. Hagenbach; VI. am Oberrhein: 1. Weißenburg, 2. Selz, 3. Hagenau,
 4. Straßburg, 5. Oberehenheim, 6. Schlettstadt, 7. Rosheim, 8. Kolmar, 9. Türk-
 heim, 10. Kaisersberg, 11. Münster, 12. Mühlhausen, 13. Basel, 14. Neuen-
 burg, 15. Freiburg, 16. Breisach, 17. Endingen, 18. Kenzingen, 19. Gengen-
 bach, 20. Offenburg, 21. Zell, 22. Heibelsheim, 23. Eppingen, 24. Sinsheim,
 25. Waibstadt. Während VII. in Lothringen nur 1. Metz, 2. Toul, 3. Verdun
 waren, lagen VIII. in Schwaben die meisten Reichsstädte: 1. Rheinfelden,
 2. Solothurn, 3. Murten, 4. Laupen, 5. Bern, 6. Winterthur, 7. Zürich,
 8. Rappenschwil, 9. Altstädten, 10. Chur, 11. Schaffhausen, 12. Dießenhofen,
 13. Adolzshausen, 14. Konstanz, 15. St. Gallen, 16. Lindau, 17. Buchhorn,
 18. Überlingen, 19. Ravensburg, 20. Wangen, 21. Isny, 22. Kempten, 23. Leut-
 kirch, 24. Kaufbeuren, 25. Memmingen, 26. Augsburg, 27. Dillingen, 28. Ulm,
 29. Biberach, 30. Buchau, 31. Pfäfersdorf, 32. Scheer, 33. Willingen, 34. Rott-
 weil, 35. Reutlingen, 36. Weil, 37. Esßlingen, 38. Schorndorf, 39. Leonberg,
 40. Waiblingen, 41. Laufen, 42. Heilbronn, 43. Weinsberg, 44. Wimpfen, 45. Mark-
 gröningen, 46. Hall, 47. Dinkelsbühl, 48. Nördlingen, 49. Alen, 50. Gmünd,
 51. Donaauwörth, 52. Giengen, 53. Bopfingen, 54. Lauingen. IX. In Bayern
 gab es nur eine Reichstadt: Regensburg; dagegen X. in Franken: 1. Mün-
 berg, 2. Rothenburg, 3. Windsheim, 4. Schweinfurt, 5. Weißenburg, 6. Feuch-
 wangen. Auch nur einige wenige fanden sich XI. in Thüringen: 1. Erfurt,
 2. Mühlhausen, 3. Nordhausen, 4. Chemnitz, 5. Zwickau, 6. Altenburg.

Welcher Reichthum, welche Macht damals in den Städten lag, das zeigt insbesondere der Städtebund der Hanse.¹⁾

Ihr Geschichtschreiber sagt nicht mit Unrecht: „Auf jeden Fall werden die Bestrebungen der Hanse immer ein denkwürdiges Monument der Emsigkeit, Kühnheit des stolzen Geistes und der Energie dieser deutschen Bürger bleiben, solange unter den Menschen nicht alle Achtung für die Entwicklung seltener Kräfte erstorben sein wird. Es werden die schwächlichen Nachkommen die Erzählung ihrer verschwundenen Größe umsomehr bewundern, da sie des Gefühls ihrer eigenen Ohnmacht sich nicht entschlagen können. Spätere Geschlechter sind jenen gefolgt, die einer größeren Geisteskultur sich rühmen, welche aber die entschwundene Kraft der Vorfahren nicht anders als mit Behmuth vernehmen können. Statt der rohen, unruhigen und unvollkommenen Freiheit, welche die Entschlafenen zu größeren Thaten anfeuerte, ist todtenähnliche Ruhe des Gehorsams, geräuschlose Pflicht gefolgt. Statt der Herrschaft der Vorfahren über fremde Länder erkennen ihre Nach-“

¹⁾ Sartorius, Geschichte des Hanseatischen Bundes. Göttingen 1802—1808. — Lappenberg, Urkundliche Geschichte des Ursprungs der deutschen Hanse. Hamburg 1830. — Barthold, Geschichte der deutschen Hanse. Leipzig 1854. — Hanseisches Urkundenbuch, bearbeitet von Höhlbaum. 3 Bde. Halle 1876—1886. — Michael, Geschichte des deutschen Volkes seit dem 13. Jahrhundert, I, S. 194 ff. Freiburg im Breisgau 1897.

kommen fügsam das Recht den Ausländern zu, daß über ihr Los an fremden Tischen gewürfelt werde.“

Der Name Hanſa iſt uralt für Vereinigung überhaupt und er bedeutet Schar, Bund. Das Wort „hansa“ kommt ſogar in der gothiſchen Bibelüberſetzung des Ulfilas wiederholt in der Bedeutung „Schar“, „Menge“ vor.¹⁾ Unter Heinrich I. von England hieß die Kaufmannsgilde in York Hanſa. Seit 1370 wird das Wort excluſiv für den großen Handelsverein gebraucht, den der geſammte niederdeuſche, das heißt frieſiſche und ſächſiſche, Volksſtamm bildete. Schon 1241 hatten ſich Lübeck und Hamburg zu eigenem Schutze verbunden und ihnen bald ſich Bremen, Braunſchweig, Limburg, Köln angeſchloſſen. Raſch wuchs der Bund von Finnland bis Flandern. Der Zweck deſſelben war: den Handel zu ſchützen, die im Ausland erworbenen Privilegien und Niederlagen zu erhalten und zu erweitern, freie Fahrt zu Waſſer und zu Land zu erringen, zur Bewahrung und Erweiterung der Macht nach außen zu wirken, den Frieden im Innern zu wahren und Streitigkeiten durch erwählte Schiedsrichter beizulegen.

Hanſa-
bund.

Ber-
ſaffung.

Handels-
plätze.

Hauptort des Bundes war Lübeck. Daneben Hauptorte für die Geſchäfte des Kaufmanns der Stahlhof (Gildhalle) in London, der Hof zu Nowgorod, das Kontor zu Bergen und der Hof zu Brügge. Mittel des Bundes waren Geldſpenden, womit man im Frieden Geſeite warb und im Kriege den armen Landadel unter die Waffen trieb. Nicht bloß auf der Nord- und Oſtſee, ſondern auch auf dem Mittelmeere wehte die Flagge der Hanſa. Dänemark, Schweden, Norwegen, Rußland waren Hauptauplätze ihres Handels. Norwegen war vorzugsweiſe des Fiſchfanges und des Holzreichthums wegen wichtig; auch Pelzwerke wurden von da bezogen für Tücher und Metallwaren, die man dahinbrachte. Mit den Niederlanden wurde der regſte Verkehr gepflogen, denn ſie waren ein großes Fabrikſland, wohin Venetianer, Griechen und Piſaner die feinen Arbeiten des Südens und die Waren des Oſtens brachten, wo ſchon 1310 eine Verſicherungs-Anſtalt beſtand, und wo man früh von den Italienern das Wechſelgeſchäft erlernte. Brügge, ſpäter Dordrecht, waren Stapelplätze der Hanſa. Mit England, Schottland und Irland ſtand die Hanſa ſeit alter Zeit in regem Verkehr; ſchon im Jahre 1000 gewährte Athelred den Leuten des Kaiſers, die mit ihren Schiffen nach England kamen, gleiches Handelsrecht mit den einheimiſchen, wofür ſie ihm an Weihnachten und Oſtern ein Geſchenk machten an Tuch, Pfeffer, fünf Paar Handſchuhen, zwei Fäſchen Eſſig. In London hatten die Kölner einen eigenen Stahlhof, Steel-yard, von dem aus reinem Stahl bereiteten Tuchſtemmel ſo benannt. Wolle, Felle, Zinn und Blei wurden aus England bezogen. Wenn auch die Engländer und Holländer ſehr gefährliche Mitbewerber des Handels wurden, ſo bewahrte die Hanſa im Norden dennoch ihr Übergewicht und zwang mit Waffengewalt die Fürſten, die ihr entgegen waren. Die Zahl der Städte, welche zu ihr gehörten, war groß.

Stahl-
hof.

¹⁾ Marc. XV, 16; Luc. VI, 17; Joh. XVIII, 3 und 12; in der Ausgabe von Heyne, S. 48, 65, 120. 8. Aufl. Paderborn 1885.

Als vollberechtigte Glieder kommen vor: Amſterdam, Arnheim, Aſchersleben, Berlin, Bolſward in Friesland, Braunſchweig, Bremen, Breslau, Briel, Buxtehude, Colberg, Culm, Danzig, Deventer, Dorpat, Dortmund, Dortrecht, Duisburg im Cleviſchen, Einbeck, Elbing, Elburg, Emden, Emmerich, Erfurt, Frankfurt an der Oder, Göttingen, Goſlar, Greiſſwalde, Gröningen, Halberſtadt, Halle in Sachſen, Hamburg, Hameln, Hannover, Haderwyk, Helmſtadt, Hervorden, Hildesheim, Kampen, Kiel, Köln am Rhein, Königsberg, Krakau, Lemgo, Lübeck, Lüneburg, Magdeburg, Minden (Preußiſch), Mühlhauſen (eine Zeit lang), Münſter, Nimwegen, Nordheim, Osnabrück, Paderborn, Quedlinburg, Reval, Riga, Roſtock, Rügenwalde, Roermonde, Salzwedel, Stade, Stargard (nämlich Neuſtargard in Pommern), Stavern, Stendal, Stettin, Stolpe, Stralsund, Soeſt, Thorn, Uken, Weſel, die Deutſchen auf Wiſby oder Gothland, Wiſmar, Zirikzee, Zütphen und Zwoll.

Bundesstädte.

Zu den Matrikelbeiträgen pflichtig, und alſo, wenn nicht zur Beſchickung der Hanſatage berechtigt, ſo doch auf den Kreiſtagen mitredend, waren nach dem Geſchichtſchreiber der Hanſa: Alt- und Neu-Brandenburg, Solt-Bommel, Deſburg zum Geldernſchen, Köln an der Spree, Merſeburg, Raumburg, Oſterburg, Oſterode, Seehauſen, Tangermünde und Tiel. Genannt werden noch in den Verzeichniſſen des ſechzehnten Jahrhunderts als althanſiſch: Bielefeld, Coesfeld, Golnow, Hamm, Lippe, Venlo, Unna und Warburg im Stift Paderborn.

Beitragspflichtig.

Die niederländiſchen, einſt mit der Hanſa eng verbundenen Städte waren: Amſterdam, Arnemuident, Briel, Dortrecht, Domburg in Seeland, Enkhuizen, Harlingen, Haſſelt, Hattem, Hindeloven, Middelburg, Utrecht, Wageningen, Wieringen, Warfum, Zirikzee.

Verbündete.

Als mittelbare oder zugewandte Orte oder zu der Hanſa im Verhältnis ſtehende kommen vor: Alfeld, Andernach, Brakel (in Weſtſalen), Cammin, Demmin (Pommern), Duderſtadt, Dinant, Gardelegen (in der Mark), Högter, Landsberg (Preußen), Lippſtadt, Nordhauſen, Maſtricht, Paſſewalk, Vile oder Nyſſel, Stockholm (auch einige andere ſchwediſche Orte), Werben (in der Mark), Zerbst. Andere Städte waren mächtigeren Orten untergeben; unter Soeſt ſtanden Attendorn, Rheinsberg (Rheinberg) und Rhuden (Ruden), Briel im Kölniſchen, Werden; unter Zütphen und Nimwegen ſtanden Solt- und Maas-Bommel, Deutſchem in Geldern, Griefchen (Griefen), Groll und Vochem in Geldern, Gorſum (Worſum); unter Göttingen ſtanden Uſlar und Nörten. Die Provinzen Preußen, Livland, Dithmarſchen, Berg, die holſteinischen Städte galten als Verbündete der Hanſa, als ſolche, denen der Zutritt zu den gemeinſamen Handelsfreiheiten offen ſtehe, ſowie ſie ſich einer Stadtgemeinde anſchließen würden.

Zugewandte.

Namentlich ſuchte die Hanſa den Seeräub zu unterdrücken, ihre ſtrengen Verordnungen gegen denſelben wurden unerbittlich durchgeführt. Kein Angebot von Löſegeld vermochte einen gefangenen Seeräuber vom Tode zu retten. Geraubtes Gut durfte nicht gekauft werden, und Angeber von geraubtem oder geſtrandetem Gut erhielten einen Sechstheil davon als Belohnung. Um die Ungebur des Strandrechts abzuſtellen, wurden Einzelverträge mit Landes-

Verbündete der Hanſa

gegen Seeräuber

herren abgeschlossen, aber auch die ganze Macht des Bundes aufgewendet. Mit gleicher Thatkraft wurden die Landstraßen von Wegelagerern gesäubert und mit Fürsten Geleitsverträge abgeschlossen. Der Gast sollte reinen Weg haben sonder Hindernisse, heißt es im Vertrage mit Nowgorod. Seezeichen wurden an gefährlichen Stellen aufgerichtet. Ein wohlorganisiertes Botenwesen vertrat die Stelle der späteren Posten. Um die Ehre der Verbindung aufrechtzuerhalten, wurde für gute Beschaffenheit und richtiges Maß der ausgeführten Waren mit Strenge gesorgt, durften die Hanseischen Schiffe nur vaterländische Mannschaft führen und keine ausländischen Schiffe von Hansen befachtet werden. Eigene Gesetze sicherten das Eigenthum der Hanse, Hülfeleistung der Genossen in Seenoth. Unter den einzelnen Bundesgliedern suchte man Frieden und in den einzelnen Städten strenge Ordnung zu erhalten. Fremden Kaufleuten gegenüber bildeten die Deutschen eine geschlossene Einheit. In Bundesfehden hielten alle zusammen.

Als König Erich von Norwegen 1284 den Hansen die verliehenen Freiheiten entzog, verboten diese, Getreide, Malz und Bier nach Norwegen zu schaffen, so wirksam, daß in Norwegen eine Hungersnoth entstand und Erich um Frieden bitten mußte. Als Waldemar Atterdag von Dänemark den deutschen Rauffahrern einen Sundzoll auflegte und die Pflanzstadt Wisby schwer heimsuchte, begann die Hanse 1362 den Krieg: 77 Städte schickten ihm Fehdebrieft, und der übermüthige König gerieth in solche Noth, daß er Thron und Reich im Stiche ließ. Dänemark mußte im Frieden 1370 die Kriegskosten erlegen, den Deutschen ihre Freiheiten wieder zuerkennen und sich verbindlich machen, als Nachfolger Waldemars keinen Herrn anzuerkennen, als mit dem Rath der Städte.

Die höchste Bundesgewalt ruhte in den Händen der zu den Tagfahrten versammelten Städtedeputierten. Die Tagfahrten wurden meistens in Lübeck gehalten, und zwar, wenn nicht besondere Nothfälle eintraten, alle drei Jahre um Pfingsten. Lübeck präsidirte bei den Berathungen, denen bisweilen sogar die Könige des Nordens beiwohnten. Rechts neben sich hatte es Köln, links Hamburg; in Lübeck war das Archiv der Hanse. Lübeck hatte das Recht, außerordentliche Tagfahrten auszuschreiben, den Besuch derselben zu gebieten und bei Unfolgsamkeit mit dem Verluste hanseischer Gerechtsame zu drohen. Die höchste Strafe, das Verhansen, war der Ausschluss aus dem Bund und der Gemeinschaft der Hanse. Natürlich säumten dann die Fürsten nicht, über solche ausgeschlossene und hilflose Bundesglieder herzufallen. Und wie Lübeck im großen eine Rolle spielte und zugleich Vorort des wendischen Drittels war, so war Köln das Haupt des westfälischen Drittels und Danzig das Haupt des gothländischen Drittels. Die Elemente zu einer Handelsrepublik lagen in dem Bunde, welcher natürlich das Bewußtsein der eigenen Bürgerkraft hob und die Sicherheit des Rechts im Innern wie nach außen wahrte. Allein zu einem eigenen Bundesstaate brachte es die Hanse doch nicht, woran einmal die Zeitverhältnisse, und dann doch wieder der mangelnde Gemeinssinn und gegenseitige Eifersucht schuld waren. Und mit Recht sagt der Geschichtschreiber der Hanse: „Ihr constitutioneller Mechanismus war und blieb durchaus mangelhaft; es fehlte die Einheit als Basis eines jeden zur Erreichung eines Zweckes vereinigten

Gemeinwesens. Der Schein einer politischen Gleichheit war doch wirklich nur ein Schein, der bei einer genaueren Ansicht verschwand. Den vernünftigen gemeinen Willen auszumitteln, dazu konnte ihre Verfassung nicht taugen, da die Deputierten ihrer Ältesten durch ihre Instructionen gebunden, durch Privatrück-sichten ihrer Städte zurückgehalten, nie zu Entschlüssen sich frei erheben durften, welche als nothwendig und zweckmäßig für das Ganze erscheinen mußten.“

Und wie in den niederdeutschen, so war auch in den oberdeutschen Städten eine seltene Lebensfülle: Regsamkeit, ungewöhnlicher Reichthum, Handel und Gewerbe blühten; in den einzelnen fanden, ein Zeichen der strotzenden Lebensfülle, Kämpfe um die Verfassung statt, die Zünfte wollten mit den Geschlechtern Antheil an der Regierung der Stadt. Es ist ein glücklich gewähltes Bild, wenn Heinrich Leo das damalige Deutschland als eine reich mit Beeren besetzte Traube und das Königthum nur als das die Beeren verbindende Stielgerippe darstellt. Ein Gefühl, daß eine Änderung im Verfassungslieben bevorstehe, gieng durch die Zeit. —

Ober-
deutlich-
land.

Die Goldene Bulle.

Wenn Karl IV. sich mit den Städten und dem niederen Adel verband, so konnte er der Fürsten mächtig werden und ein geeinigtes Reich seinen Nachkommen hinterlassen. Doch Karl IV. war keine revolutionäre Natur, ein demokratisches Kaiserthum war nicht in seinen Plänen; auf dem Herkömmlichen fortzuarbeiten, die Thatsache zum Grundsatz zu erheben, dahin führte ihn seine Natur. Und so brachte er auf den Reichstagen zu Nürnberg 1355 und Meß 1356 ein deutsches Reichsgrundgesetz zur Anerkennung, welches die Spaltung Deutschlands gesetzlich befestigte und für Jahrhunderte hinaus dauernd machte.

Die Bestimmungen der Goldenen Bulle sind:¹⁾ Bei Erledigung des kaiserlichen Thrones soll der Pfalzgraf bei Rhein in den Gegenden am Rhein und in Schwaben und im Lande fränkischen Rechtes, der Herzog von Sachsen aber da, wo sächsisches Recht gilt, als Stellvertreter des Kaisers die Gerichte halten, Lehen verleihen und zu den Kirchenpfünden präsentieren. Der Kurfürst von Mainz soll in Monatsfrist die Kurfürsten zur Wahl binnen drei Monaten nach Frankfurt am Main einladen. Jeder soll in Person oder durch bevollmächtigte Botschafter zur bestimmten Zeit eintreffen, sonst verliert er für diesmal das Wahlrecht. Die Versammelten sollen schwören, nach bestem Wissen und Gewissen den Tauglichsten ohne Privatrück-sichten zu wählen.

Bulla
aurea.

Wahl-
gesetz.

¹⁾ Die Goldene Bulle (Aurea Bulla) besteht aus 30 Capiteln, von denen die 23 ersten zu Nürnberg, die 7 letzten zu Meß abgefaßt sind. Goldene Bulle heißt sie, weil sie mit einem in Gold ausgearbeiteten Siegel versehen ist. Olenischlager, Neue Erläuterung der Goldenen Bulle. Frankfurt 1766. — Pelzel, Geschichte Kaiser Karls IV., Bd. II, S. 549. — Über die Urchriften und Ausgaben: Ludwig, Vollständige Erläuterung der Goldenen Bulle. Frankfurt 1752. — Böhmer-Huber, Regesta imp., p. 193, 207.

Kurfürsten.

Veräumt der Kurfürst von Mainz seine Pflicht, so sollen die Kurfürsten unaufgefordert innerhalb der gegebenen Frist sich versammeln. Wahlstimmen haben in dieser Reihenfolge: die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, der König von Böhmen, der Pfalzgraf am Rhein, der Herzog von Sachsen-Wittenberg und der Markgraf von Brandenburg. Ihre Länder sind unzertrennlich und werden bei den weltlichen nach dem Rechte der Erstgeburt der männlichen Nachkommenschaft vererbt. Ist der Nachfolger noch nicht volljährig, das heißt noch nicht achtzehn Jahre alt, so übt der nächste Erbe Vormundschaft. Die kurfürstlichen Territorien haben das *jus de non evocando*, das heißt die Gerichtsfreiheit: keiner ihrer Unterthanen kann vor ein anderes Gericht gezogen werden; an das kaiserliche Gericht können sie sich nur berufen, wenn ihnen das Recht verweigert wird. Die Kurfürsten haben die kaiserlichen Rechte oder Regalien in Ansicht der Bergwerke, der Münze, der Zölle, des Judenschutzes: sie haben den Vorrang vor allen Reichsständen. Wer sich an ihnen vergreift, ist der Majestätsbeleidigung schuldig. Alle Jahre sollen sie sich in den ersten vier Wochen nach Ostern in einer Reichsstadt versammeln, um mit dem Kaiser über Reichsangelegenheiten zu berathen und zu beschließen.

Reichsversammlung.

Die Städte.

Karl IV. Ziel.

So gewannen die Kurfürsten die vollständige Landeshoheit und aus dem Reiche ward ein Bundesstaat. Vor dem Umsichgreifen der Kurfürsten konnten sich die Städte nur durch Einigung retten. Was Karl den Kurfürsten hier gewährte, war nur ein Köder für die andern Fürsten, durch Willfährigkeit gegen seine Pläne Gleiches zu erlangen. Der Grundgedanke seiner Politik war, durch Willfährigkeit gegen die Fürsten diese sich geneigt zu machen, seinem Hause aber durch Gewinnen neuer Territorien eine solche Macht zu verschaffen, daß ihm die königliche Gewalt bleiben müsse.

Trotzdem machte Karl das Kaiserthum gerade durch die Goldene Bulle ohnmächtig. Zur Befestigung des Landfriedens verordnete die Goldene Bulle, daß die Vasallen den Lehensherren ihre Güter nicht willkürlich aufkünden dürfen, daß eine Fehde, die nicht drei Tage vorher regelmäßig angekündigt sei, als ehrloser Verrath bestraft werden solle. Dem Aufstreben der Städte legte die Bulle einen Hemmschuh an. Alle Genossenschaften, Innungen, Zünfte, die Einigungen der Städte wurden verboten, wenn sie ohne Einwilligung der betreffenden Landesherren geschahen. Den Städten wurde die Aufnahme von Pfahlbürgern untersagt; nur diejenigen sollten als Bürger einer Stadt gelten, welche daselbst Haus und Hof hätten und darin wohnten, während bisher mächtigere Städte viele Herren vom Adel, ganze Dörfer und Flecken in ihr Pfahlbürgerrecht aufgenommen hatten. Begreiflich, daß die Städte sehr unzufrieden waren mit diesen Bestimmungen. Straßburg erhob sich mit mehreren Städten der Nachbarschaft offen gegen diese Verfügung. Die Herzoge Albrecht von Niederbayern-Straubing und Stephan von Niederbayern-Landshut waren empört über die Bevorzugung der pfälzischen, brandenburgischen und wittenbergischen Linie. Karl IV. mußte im Jahre 1357 selbst von Böhmen aus in Bayern einfallen. Albrechts II. Vermittlung behob diesen Zwist.¹⁾ Der Adel wollte sich das Recht der Fehde nicht nehmen lassen. Papst Inno-

¹⁾ Riezler, Geschichte Bayerns, III, p. 49 ff. — Werunschy, l. c. III, p. 190 ff.

cen z VI. erhob Einsprache, weil in der Goldenen Bulle das Recht des Papstes auf Bestätigung des Gewählten und der päpstliche Anspruch auf das Reichs-
vicariat bei Erledigung ganz beseitigt schien. Doch waren bei dieser Controverse
Kaiser und Papst so friedlich gesinnt, daß der Streit bald wieder still ward.¹⁾ —

Karl IV. und Rudolf der Stifter (Ingeniosus). — Tirol kommt an Österreich.

Ein Fürst insbesondere wagte der Goldenen Bulle Karls IV. zu trohen, und zwar des Kaisers eigener Schwiegersohn, Herzog Rudolf von Öster-
reich,²⁾ im Gefühl, daß Österreich keine seiner Macht entsprechende würdige
Stellung in der Goldenen Bulle habe.

Geboren 1339, von hervorragenden Männern erzogen, hatte der Sohn
Albrechts des Weisen, des „wohlthätigen Vaters vieler Könige und Fürsten“,
früh eine hohe Meinung von Österreichs Bedeutung, und als Nachkomme zweier
deutschen Könige, Rudolfs und Albrechts, bei glühendem Ehrgeiz in der jungen
Seele, auch früh den Entschluß gefaßt, Österreichs Bedeutung zu wahren. Und
es war kein eitler Ehrgeiz, sondern ein mit außerordentlichem Scharfsinne, mit
Findigkeit, ja Unererschöpflichkeit in der Wahl der Mittel und unermüdlich scheinender
Thatkraft gepaarter Ehrgeiz. Im Jahre 1353 vermählt mit des Kaisers Tochter
Katharina, vom Vater mit der Regierung in den Vorlanden und am Nieder-
rhein betraut, vom Schwiegervater mit der Vogtei über die Reichsstädte im Elsaß
und in Schwaben ausgestattet, hatte der junge Fürst damals schon durch Ab-
schluß von Bündnissen zur Sicherung alter, zur Erwerbung neuer Rechte großes
diplomatisches Geschick bewiesen. Der plötzliche Tod seines Vaters 1358 legte die
Schicksale Österreichs in die Hände des neunzehnjährigen Jünglings, und aus der
Beibehaltung der weisen Rätthe des Vaters, aus dem Glanze der Hofhaltung, aus
den Äußerungen über die Vollkommenheit der fürstlichen Gewalt, über die Würde
des eigenen Geschlechtes, wie aus den Fähigkeiten und dem glühenden Ehrgeize
des Fürsten zogen Weiterblickende den Schluß, daß Rudolf Österreich
entweder zur höchsten Macht oder an den Rand des Abgrunds
bringen werde.

Es war ihm unerträglich, daß er als Herr von Österreich, Steier,
Kärnten und den Vorlanden nach der Goldenen Bulle im Reiche keine her-
vorragende Stelle einnehmen, daß er hinter den Kurfürsten zurückstehen solle,
und darum strebte er ein in sich abgeschlossenes, von Kaiser und Reich un-
abhängiges Österreich zu schaffen. In Mitteln wenig wählerisch, ließ er im
Winter 1358—1359 die fünf ersten österreichischen Hausprivi-
legien von 1058, 1156, 1228, 1245 und 1283 fertigen.

Darin wird Österreich als des Reiches Schild und Herz bezeichnet, sein
Herzog von jedem Dienst gegen das Reich, außer bei einem Kriege in Ungarn,

¹⁾ Hefele, l. c. VI, p. 703.

²⁾ Kurz, Österreich unter Rudolf IV. Leipzig 1821. — Lichnowsky, Geschichte
des Hauses Habsburg, IV. — Huber, Geschichte des Herzogs Rudolf IV. von Österreich,
Zürich 1865. — Liebenau, Bischof Johann von Gurk. Arau 1874.

Rudolf
der
Stifter.

Charak-
ter.

Die
österreichischen
Privi-
legien.

zu dem er zwölf Mann auf einen Monat zu stellen hatte, freigesprochen, Pfälzer-
erzherzog genannt und berechtigt, sich nur vom Kaiser im eigenen Lande
belehnen zu lassen, und zwar nicht kniend und mit entblößtem Haupte, sondern
wie die Kurfürsten zu Pferde sitzend, im kurfürstlichen Gewand, in der Hand
einen Scepter, und mit dem Herzogshute bedeckt. Wie die Kurfürsten wollte auch
Rudolf Souveränität; der Herzog braucht sich darum nach den Privilegien weder
vor dem Kaiser, noch vor irgend einer andern Person zu verantworten; er ist
frei von dem Gerichtsstande des Reiches. Dieses hat dagegen in die inneren
Angelegenheiten Österreichs nichts zu sagen, darf keine Lehen in Österreich haben,
der Herzog hat eine unbedingte Gerichtsbarkeit über alle Landesangehörigen: dem
Herzog muß man in seinem Gebiete unbedingt gehorchen. Wie die Kurfürsten
will auch Rudolf Abrundung seines Landes, Untheilbarkeit desselben. Dem Herzog
von Österreich darf jedermann nicht bloß einzelne Eigengüter, sondern auch ganze
Provinzen, selbst Lehen des Reiches und der Kirche, vermachen, schenken, ver-
pfänden oder verkaufen, ohne daß der Kaiser oder ein anderer
Lehensherr es hindern darf. Der Herzog von Österreich vererbt nach
den Privilegien sein Reich auf den ältesten Sohn und in Ermangelung eines
solchen auf die älteste Tochter. Hat er aber gar keinen Leibeserben, so kann
er sein Land vermachen, wem er will. Und all diese Rechte, die sich an das
Herzogthum Österreich knüpfen, sollen auf alle jetzt und künftig mit demselben
in Verbindung stehenden Länder übergehen! — Das sind die Grundgedanken der
sogenannten fünf Hausprivilegien, über welche in neuerer Zeit so viel geschrieben
worden ist.¹⁾

Die
Privi-
legien
sind
unecht.

Wenn Karl IV. sie anerkannte, so ward nicht bloß die Goldene Bulle,
so ward das Reich zerrissen. Karl bestätigte sie nicht. Petrarca, dem er die
Urkunden vorlegte, erklärte die zwei ersten für eine plumpe Täuschung. Schwieriger
ist es, bei den drei andern den Betrug zu erkennen. Als Rudolf von Prag ohne
Bestätigung der Privilegien zurückkehren mußte, nahm er jetzt auf eigene Faust
den Titel Erzherzog, Reichsoberjägermeister, Fürst zu Schwaben
und Elsass, und auf seinem Wappen eine geschlossene Krone an; seine Ur-
kunden lauteten wie kaiserliche. Natürlich mußte er sich auf einen Waffengang
mit dem Kaiser rüsten. Mit dem Grafen Eberhard von Württemberg
wurde ein Bund geschlossen, der auf weitere Pläne, nämlich auf die Kaiser-
krone deutete. Es schien in der That zum Kriege zu kommen. Doch Ludwig
von Ungarn vermittelte im Mai 1360 den Ausgleich zu Thyrnau, und in
Seefeld ließ sich Rudolf vom Kaiser belehnen. Die Ausöhnung war aber
von kurzer Dauer, und der Kaiser eröffnete noch im Jahre 1360 den Reichs-
krieg gegen Rudolfs Verbündeten, Eberhard von Württemberg. Dieser
mußte sich dem Kaiser unterwerfen. Nun mußte auch Rudolf am 5. September
in Eßlingen den Frieden suchen, dem Kaiser billigen Gehorsam versprechen,
den Titeln Pfälzererzherzog und Herzog von Schwaben und Elsass
entsagen, Vernichtung seines Siegels versprechen, mit andern

Eber-
hard von
Greiner.

¹⁾ Wattenbach, Die österreichischen Freiheitsbriefe, im Bd. VIII des Archivs
für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Wien 1852. — Jäger, Beiträge zur öster-
reichischen Geschichte, in der Gymnasial-Zeitschrift. — Huber, Die Entstehung der öster-
reichischen Freiheitsbriefe, Sitzungsberichte, VIII, 1860. — Berchtold, Die Landes-
hoheit in Österreich nach den echten und unechten Freiheitsbriefen. München 1862. Es
muß bemerkt werden, daß das Urkunden-Fälschen in jener Zeit für weniger anstößig galt
als heutzutage und daß die meisten Höfe eigene Falsarii hatten.

Worten, die Freiheitsbriefe als gefälscht erklären. Als Rudolf gegen sein Versprechen dennoch von seinen Plänen nicht abstand, ward er auf den Reichstag zu Nürnberg im März 1362 zur Verantwortung vorgeladen, wobei die Kurfürsten insgesammt Partei für den Kaiser ergriffen.

Glücklicher war Rudolf in seinen Plänen auf Tirol. Margareta Maultasch hatte ihrem Gemahl mehrere Söhne und Töchter geboren, die aber alle bis auf einen, Meinhard III., früh hinwegstarben — und auch dieser erfreute sich keiner festen Gesundheit. Es stand also eine Erledigung Tirols und ein Streit um seinen Besitz in Aussicht, wenn Meinhard ohne Nachkommen starb. Ansprüche konnten machen die Habsburger, da die Mutter der Margareta Maultasch, Elisabeth, eine Schwester Albrechts II. von Österreich war, dann die Grafen von Görz kraft eines Familienvertrages von 1271, worin die beiden Brüder Meinhard IV. (II.) und Albrecht II. von Görz sich und ihre Nachkommen zu gegenseitigen Erben im Falle des Aussterbens einer Linie erklärten, endlich die Herzoge von Bayern als nächste Verwandte und Erben Ludwigs von Brandenburg und Meinhards von Tirol. Da in Tirol schwer zu entscheiden war, was Allod, was Lehen des Reiches sei, so mußte dieser Streit ein sehr schwieriger werden.¹⁾ Nur kluge Benützung aller Umstände konnte einer dieser drei das Erbe ansprechenden Familien zum Siege verhelfen, und die Klugheit und Thatkraft der Habsburger hat endlich den Preis errungen. Denn Albrecht der Weise, als Freund Ludwigs des Brandenburgers, half ihm in seinen Geldnöthen aus, vermählte seine Tochter Margareta mit Ludwigs einzigem Sohne Meinhard, zog die Bischöfe Tirols in sein Interesse und erwirkte endlich die Ausöhnung Margaretas und ihres Gemahls mit der Kirche. Rudolf vollendete, was der Vater begonnen; er war Zeuge und Bürge, als die Sühne vollzogen wurde.²⁾

Tirol
an
Öster-
reich.

Mein-
hard III.

Im Jahre 1359 legte Markgraf Ludwig vor den päpstlichen Bevollmächtigten in München ein reumüthiges Bekenntnis seiner Vergehen gegen die Kirche ab, erklärte sich zu jeder Buße bereit: die Ehe ward geschieden und endlich am 2. September mit päpstlicher Dispens der Verwandtschaftsgrade wieder eingesegnet und die bereits geborenen Kinder legitimiert. Zum Danke für seine großen Verdienste vermachte Margareta Maultasch dem Herzog Rudolf am nämlichen Tage 1359, für den Fall des Ablebens ihres Sohnes Meinhard ohne Leibeserben, das Land Tirol.³⁾

Ludwig
und die
Kirche.

Ludwig der Brandenburger starb am 17. September 1361. Sein achtzehnjähriger Sohn Meinhard III., ein schwacher, unbesonnener Jüngling, trat die Regierung des Landes an, das er aber nur fünfzehn Monate hindurch beherrschte. Im Jahre 1362 gerieth er in Bayern in die Gewalt mehrerer Herren vom Adel, die den lebenslustigen Jüngling und in seinem Namen das Land regierten und sein Siegel mißbrauchten. Die Unzufriedenheit darüber war groß

sein
Tod.

Mein-
hard
III.

¹⁾ Huber, Rudolf IV., p. 37 f.

²⁾ Ibid. p. 38—42.

³⁾ Riezler, l. c. III, p. 43—45. — Huber, l. c. p. 42.

im Lande und bei dem Oheim des Herzogs, Stephan von Landschut, der 1362 mit gewaffneter Hand nach München aufbrach, um dem Unwesen ein Ende zu machen. Allein die Adelligen hatten den Herzog gegen Nürnberg zu entführt, wurden jedoch unterwegs geschlagen und der Herzog mit Gewalt von den Bauern nach München zurückgebracht.¹⁾

Karl
IV.
und
Rudolf.

Karl IV. hatte sich offenbar, weil er selber Pläne auf Tirol hegte, mit den Adelligen in Verbindung gesetzt, den jungen Herzog zu seinem Rathe ernannt und in seinen besonderen Schutz genommen.²⁾ Die Rätthe hatten dafür einen Brief Rudolfs IV. an Meinhard III. voll Warnungen gegen den Kaiser ausgeliefert. Dieser Brief gab Anlaß zum Ausbruch des Hasses zwischen Karl IV. und Rudolf IV. Ludwig der Große von Ungarn rüstete damals gegen den Kaiser, und Herzog Rudolf warb ihm Kampfigenossen, so den Erzbischof von Salzburg, so viele vom Adel Schwabens.³⁾ Der Kaiser klagte darüber auf dem Reichstage zu Nürnberg im März 1362, und die Kurfürsten versprachen, bei einer neuen Königswahl weder Rudolf noch einem seiner Brüder ihre Stimme zu geben — ein Fingerzeig, wie kühne Pläne man dem Habsburger zutraute. Um sie zu schwächen, suchte der Kaiser die Schweizer zum Kriege gegen Habsburg zu bewegen und bestätigte das Bündnis, welches Zürich, Bern, Luzern, Uri, Schwyz gegen Österreich geschlossen hatten. Doch kam es zu keinem ernstlichen Kriege zwischen Rudolf und Karl IV. und so auch für Rudolf bei diesem Anlaß zu keiner Erhöhung und zu keinem Fall.⁴⁾

Mein-
hards
III.
Tod.

Dagegen gelangen Rudolfs Pläne in Bezug auf Tirol. Meinhard III. wurde des Lebens in München plötzlich satt und entfloß im October 1362 nach dem Schloß Tirol, wo er aber bald sein Siegel einem Anhänger Rudolfs übergab. Die Ersten vom Adel hatten im Verein mit den Boten der Städte auf einem Tage zu Bozen in einem treuherzigen Briefe⁵⁾ ihn zur Rückkehr nach Tirol gemahnt. Am 13. Januar 1363 starb Meinhard plötzlich zu Meran vielleicht infolge eines kalten Trunkes, den er in der Hitze des Tanzes zu sich genommen.⁶⁾ Oberbayern fiel nun Meinhards III. Oheimen, den Wittelsbachern, zu, für Tirol aber war Margareta Maultasch die natürliche Erbin.

1) Huber, Geschichte der Vereinigung Tirols mit Österreich, S. 69—73.

2) Riezler, l. c. III, p. 61. — Huber, Rudolf IV., S. 76 f.

3) Huber, Rudolf IV., S. 77—79.

4) Huber, Geschichte Österreichs, II, S. 272.

5) Der originelle Brief lautet: „Lieber gnädiger Herr! Wir sind zu Bozen beisammen gewesen und übereingekommen, Euch zu bitten, daß Ihr zu Eurer wie des Landes Ehr' und Nutzen hereinkommen möchtet zu uns, weil wir Euch schon lange gern gesehen hätten, wie ganz billig ist, denn Ihr seid ja unser lieber rechtmäßiger Herr. Auch werdet Ihr bei uns besser gerichtet und gewürdigt werden und unverdorbener bleiben, als draußen in Bayern, wie man uns sagt, geschehen ist, und auch Euer Land und Leut da herinnen werden dann von den Drangsalen, welche draußen sind, frei bleiben. Bei uns hier in dem Gebirge steht durch Gottes Segen alles richtig und freundlich, so gut, als es je bei Eures Vaters seligen Zeiten gestanden hat, auch herrscht Friede im Lande und an der Grenze. Gnädiger Herr! wir bitten, auf uns zu vertrauen, wir meinen es gut mit Euch, Traut es uns zu, wir opfern Gut und Blut für Euch, vertraut Euch sonst niemandem.“ Gemeiner, Regensburger Chronik, II, S. 129. — Huber, Geschichte der Vereinigung Tirols mit Österreich, S. 75—76.

6) Über die angebliche Vergiftung vergl. Huber, Geschichte der Vereinigung Tirols mit Österreich, S. 78 f.

Margareta ergriff die Zügel der Regierung und in zehn Tagen hatte die schwache Frau schon eine große Anzahl fürstlicher Domänen verschenkt und gerieth ganz in die Gewalt der Günstlinge und verpflichtete sich sogar, ohne deren Rath nichts zu thun. Der Unwille über dieses Treiben im Lande war ebenso groß als die Gefahr, die Beute einiger adeligen Familien zu werden.

Margareta Maultasch.

Da erschien unerwartet noch im Januar 1363 der Herzog Rudolf in Tirol. Mit Lebensgefahr hatte er im Winter den nächsten Weg über den Semmering und Obersteier nach Pinzgau, die Krimler-Tauern eingeschlagen, oft auf Händen und Füßen kriechen müssen, um schnell an sein Ziel zu gelangen. Am 18. Januar traf er in Rodeneck bei Brixen ein. Eile allein konnte verhindern, daß die Wittelsbacher mit Waffengewalt ihre Ansprüche zur Geltung brachten. Margareta Maultasch wurde augenblicklich gewonnen und erklärte schon am 26. Januar 1363 urkundlich die Herzoge von Österreich als ihre nächsten Verwandten zu Besitzern und Herren des Landes,¹⁾ welches ohne Widerstand huldigte. Rudolf nahm sogleich den Titel eines Grafen von Tirol an und umgab Margareta, welche bis zu ihrem Tode das Land im Namen der Herzoge innehaben sollte, mit zuverlässigen Männern. So ward Tirol von Österreich erworben.²⁾

Rudolf Graf von Tirol.

Von Seite der bairischen Herzoge war Widerstand zu gewärtigen, und zwar mehr, als geleistet wurde. Die Söhne Ludwigs des Bayern waren jedoch damals in Zwiespalt miteinander. Herzog Stephan mit der Haste hatte nämlich nach dem Tode Meinhards sich sogleich Oberbayerns bemächtigt, ohne mit seinen Brüdern Ludwig dem Römer und Otto von Brandenburg theilen zu wollen, welche, über solche Rücksichtslosigkeit empört, Stephan nicht nur keine Hilfe zur Eroberung Tirols leisteten, sondern auch am 18. März 1363 die Mark Brandenburg dem ältesten Sohne Karls IV. vermachten.³⁾ Weil der Ausbruch eines Krieges mit Bayern in Tirol eine thatkräftige Vertheidigung nöthig machte, so kam Herzog Rudolf im Sommer 1363 wieder in das Land und bewog die Markgräfin, die Regierung gegen den Fruchtgenuß gewisser Besitzungen und Bezahlung aller ihrer Schulden sogleich abzutreten, am 2. September 1363. Bald nach dem 29. September verließ sie das Land und lebte von da an in Wien bis zu ihrem Tode, am 3. October 1369.

Die Wittelsbacher.

Die Bayern begannen den Krieg. Nordtirol, das mit Rudolf verbündete Salzburg und Österreich wurden arg verwüstet. Am 12. September 1364 wurde ein Waffenstillstand geschlossen. Von der Haltung Karls IV. hing vieles ab. Doch gewann ihn Rudolf, daß er schon am 8. Februar 1364 die Schenkung Margaretas an die Herzoge von Österreich bestätigte und diese mit allem, was in Tirol Reichslehen war, belehnte.⁴⁾

Krieg.

Karl IV.

Ja Rudolf bewog sogar Kaiser Karl IV. sowie schon vorher Ludwig von Ungarn zu einem Erbvereinungsvertrag.⁵⁾ Am 10. Februar 1364

Erbvereinungsvertrag

¹⁾ Kinf., Akademische Vorlesungen über die Geschichte Tirols, S. 532—534.

²⁾ Huber, l. c. p. 68—87.

³⁾ Riezler, l. c. III, p. 70—74. — Huber, l. c. p. 89 f.

⁴⁾ Böhmer-Huber, Regesta imp., p. 325.

⁵⁾ Den Huber mit Recht Rudolfs bedeutendsten staatsmännischen Gedanken nennt.

wurde er zu Brünn zwischen dem luxemburgischen, habsburgischen und ungarischen Königshause abgeschlossen, wobei den Unterthanen ihre herkömmlichen Rechte zugesichert wurden. Karl bewog nicht nur die Reichsfürsten, sondern auch die böhmischen Landesherren zur Anerkennung dieses Vertrages. Der Vortheil des Vertrages schien damals aller Wahrscheinlichkeit nach dem luxemburgischen Hause zuzufallen. Dafs Habsburg, welches auf drei männliche Sprösslinge beschränkt war, denen kein langes Leben beschieden schien, allein Vortheil aus dem Vertrage ziehen würde, ahnte wohl damals niemand.

Von hoher Wichtigkeit war ein Vertrag vom 6. Juni 1364, wonach

Görz.

Graf Albrecht IV. von Görz alle seine Besitzungen an Österreich vermachte, wenn er ohne Söhne und Töchter mit Tod abgehe. Im gleichen Jahre, am 18. November 1364, bestimmte Rudolf als österreichisches Hausgesetz die Untheilbarkeit des österreichischen Staates und Hauschages und dafs stets der Älteste die größte Herrschaft und oberste Gewalt habe, Vorgeher, Besorger und Verweiser aller andern, also der Vertreter des herzoglichen Hauses nach innen und außen sein, und dabei natürlich auch die beste Kost und den größten Hof haben solle.

Österreichisches Hausgesetz.

Bauten.

Auch in andern Dingen wetteiferte Rudolf mit Kaiser Karl IV. Jener hatte Böhmen mit Bauten verschönert: wir erinnern nur an die Burg Karlstein, nach dem Ideal des Graltempels im „Parcival“ entworfen, an die 1344 begonnene Domkirche zu St. Veit in Prag. Rudolf IV. legte am 7. April 1359 den Grund zum Stephansdom, den nach dem ursprünglichen Plane zwei Riesenthürme schmücken sollten.¹⁾ Karl IV. wollte Prag zum Mittelpunkt des geistigen Lebens machen, Rudolf einen Gegenpol in Wien stiften. Am 12. März 1365²⁾ gründete er eine Universität zu Wien mit vier Facultäten und vier Nationen, seit 1384 die österreichische, die rheinische, ungarische und sächsische; zur rheinischen wurden nicht bloß Bayern und Schwaben, Franken und Hessen, sondern auch die Franzosen und Spanier; zur ungarischen nicht bloß die Ungarn, sondern auch die Böhmen, Mährer, Slaven und Griechen; zur sächsischen nicht bloß die Nord- und Nordwestdeutschen, sondern auch die Biesländer, Scandinavier, Dänen, Schotten und Irländer gezählt. Jede Nation sollte einen Procurator, und die vier Procuratoren zusammen den Rector wählen. Bei Stimmengleichheit sollte der Propst zu Sanct Stephan, dessen Collegiatstift Rudolf am 16. März 1365 gründete, entscheiden. Für die Studierenden und Professoren wurde aufs glänzendste gesorgt, wie überhaupt der ganze Entwurf zur Wiener Universität von einem festenen Hochsinn zeugt.³⁾

Universität Wien.

Papst Urban V. gab am 18. Juni 1365 seine Zustimmung, versagte aber aus Rücksicht für Karl IV. und dessen Lieblingsstiftung, die Universität Prag,

¹⁾ Ein Baumeister aus Klosterneuburg entwarf den Plan, in anderthalb Jahrhunderten erhielt er seine jetzige Gestalt. Vergl. Weiß, Geschichte der Stadt Wien, I, S. 472—486.

²⁾ Denifle, Die Universitäten des Mittelalters bis 1400, S. 604 ff. Berlin 1885.

³⁾ Alschbach, Geschichte der Wiener Universität im ersten Jahrhundert ihres Bestehens, S. 1—64. Wien 1865.

die theologische Facultät, welche erst 1384 zugestanden wurde. Ohne Zweifel hätte Rudolf IV. bei längerem Leben die Kaiserkrone erlangt und Wien zum Mittelpunkt des Reiches gemacht, hätte nicht zu Mailand, wohin er wegen eines Krieges gegen Franz von Carrara reiste, ein tödliches Fieber am 27. Juli 1365 im sechs- und zwanzigsten Lebensjahre allen seinen großen Entwürfen ein Ende geboten. Sein Bruder Albrecht III. mit dem Poppe folgte ihm nach, 1365—1395.

Tod
Rudolfs
des
Stifters.

Der Tod Rudolfs IV. befreite den Kaiser Karl IV. von einem gefährlichen Rivalen seines Hauses, das er in nicht geringerem Maße zu mehrern verstand als jener das Haus Habsburg. Karl suchte vorzugsweise die Fürsten für seine Zwecke zu gewinnen und erwies ihnen Gunst. Die Burggrafen von Nürnberg erhielten 1363 alle Rechte von Reichsfürsten,¹⁾ in gleicher Weise 1361 der Graf von Wirttemberg das Jus de non evocando und die Untheilbarkeit seiner Lande;²⁾ die Markgrafen von Baden 1362 das Recht, ihre Gebiete zu einer Markgraffschaft zu vereinigen. Die Gunst der Fürsten sollte ihm zur Durchführung seiner eigenen Pläne verhelfen — zur Erweiterung des luxemburgischen Gebietes. Verlobungen, Heiraten, große Geldsummen wurden hiefür angewendet. Im Jahre 1353 kaufte Karl den größten Theil der Oberpfalz, 1368 gewann er Schweidnitz und Jauer durch die im Jahre 1353 erfolgte Vermählung mit Anna, der Nichte und Erbin des kinderlosen Herzogs Bolko. Im Jahre 1374 verlobte er seinen Sohn Sigismund mit Maria, der Erbin von Polen und Ungarn;³⁾ im Jahre 1357 vermachte ihm die Witwe seines Bruders Wenzel Brabant;⁴⁾ ferner bewog er durch Geld und Vergünstigungen eine Menge Herren durch ganz Deutschland, sich als Vasallen der Krone Böhmen zu bekennen: ganz Deutschland war von Karls Besitzungen wie von Inseln durchzogen.

Politik
Karl's
IV.
gegen
die
Fürsten

Umsoweniger war Karl IV. den aufstrebenden Städten gewogen: die Goldene Bulle verbot ihre Einigungen und das Pfahlbürgerthum; Karl verlegte öfters Reichsstädte, begünstigte die Fürsten im Streite mit ihnen und in ihren eigenen Verfassungskämpfen die alten Geschlechter gegenüber den Zünften. Dagegen traten die Städte, wo sie konnten, dem Kaiser entgegen, so Lübeck 1374 seinem Wunsche, sich an die Spitze der Hanse zu stellen, so der schwäbische Städtebund seinem Wunsche, Wenzel als seinen Nachfolger anerkannt zu sehen.

und
Städte

Auch in seiner äußeren Politik zeigte sich Karl mehr als gewandten Unterhändler, denn als Krieger, oder gar als Eroberer. Weit entfernt, die schweren Unglücksfälle, die damals Frankreich an den Rand des Abgrundes brachten, zum Nutzen des Reiches auszubenten, vermittelte der Kaiser den Frieden zwischen Frankreich und England. —

Frank-
reich.

1) Böhmer-Huber, l. c. p. 318.

2) Ibid. p. 307. — Stälin, l. c. III, p. 279.

3) Huber, Geschichte Oesterreichs, II, S. 258.

4) Werunsky, l. c. III, p. 177 f.

Frankreich und England. — Schlacht bei Poitiers.

Philippe
de
Valois.

Philipp VI., genannt von Valois, hinterließ bei seinem Tode, am 22. August 1350, Frankreich in einem sehr gedrückten Zustande. „Das Glück“, sagt Mezerau, „schien stets geneigt, Philipps Pläne zu durchkreuzen, die schwächsten Plätze uneinnehmbar zu machen, wenn er sie belagerte, und die stärksten Festungen schwach, wenn er sie vertheidigte. Weder seine Jugend noch sein hoher Muth nützten ihm zu etwas. Dieselben Heerführer, die sich im Kampfe gegen ihn ausgezeichnet hatten, hörten auf zu siegen, wenn es galt, ihn zu vertheidigen. Seine geheimsten Pläne wurden schon in ihrer Geburt entdeckt, die Pläne seiner Feinde aber wurden offenkundig erst, wenn sie gelungen waren. Wenn Philipp kämpfen wollte, hatten die Seinen keine Lust, und wenn er nicht wollte, stürzten sie sich zur Unzeit in die Schlacht. Mit einem Worte, zu Land und zu Meer hatte dieser König das Glück gegen sich, ob er nun selbst befehligte oder seine Stellvertreter; wenige der Seinen liebten ihn, die Mehrzahl verrieth ihn.“ Der Krieg, die Pest verheerten nicht bloß Frankreich, sondern auch Waldbrände, giftige Insecten. Doch ertrug das Volk alle Plagen einige Zeit hindurch mit leichtsinniger Heiterkeit. „Es ist doch seltsam“, meint der alte Mezerau, „daß weder der Krieg noch die Pest unsere Nation je zu bessern vermochten. Tänze, Festzüge, Spiele, Turniere dauerten fort, die Franzosen tanzten sozusagen auf den Leichen der Ihrigen. Sie schienen in dem Brande ihrer Häuser, in dem Tode ihrer Freunde einen Genuß zu finden.“

Französi-
sche
Zu-
stände.Jean
II.
le bon.

Philipps Sohn, Johann II., genannt der Gute (1350—1364), war 31 Jahre alt, als er die Regierung antrat. Für den Ernst der Lage hatte Johann keinen Sinn und keine einzige der Eigenschaften, die zur Rettung Frankreichs nöthig waren. Er war stolz, prunksüchtig, verschwenderisch; immer heiter in Abenteuern zu leben, wie König Johann von Böhmen, das war sein höchster Wunsch.¹⁾

Ordre
de
l'étoile.
Order
of the
garter.

Die erste Maßregel des Königs war Verschlechterung der Münzen, um sich aus der Geldnoth zu helfen;²⁾ die zweite, daß er auf bloßen Verdacht eines Verrathes hin den Connetable Raoul, Grafen von Gu, in seiner Wohnung in Paris überfallen und ohne eine Spur einer gerichtlichen Verhandlung sogleich enthaupten ließ.³⁾ Das hieß handeln wie ein Türke, dennoch wollte Johann das Musterbild eines Ritters sein; er stiftete 1351 den Ritterorden vom Stern,⁴⁾ im Gegensatz zum Hosenbandorden, den Eduard III. um 1349 zur Erinnerung an die Schlacht bei Crecy gestiftet hatte.⁵⁾

¹⁾ Sismondi, Histoire des Français, X, chap. 7.

²⁾ Auf mehreren dieser Münzen war Eduard III. als Drache hingestellt, den der König von Frankreich mit Füßen tritt. Leblanc, Traité des monnaies, p. 243—244.

³⁾ Matteo Villani, l. c. II, cap. 50. — Froissart, l. c. V, p. 303; éd. Kervyn.

⁴⁾ Ordre de l'étoile. Martin, l. c. V, p. 127. — Coville, l. c. p. 92, in Histoire de France, publ. par Lavisce, IV, 1.

⁵⁾ Garter. Strumpfband, soll in jener Schlacht das Lösungswort Eduards gewesen sein. Daher der Name order of the garter, französisch ordre oder chevalerie de la jarretière; die Sage, daß Eduard aus Neigung zur Gräfin von Salisbury den Orden gestiftet habe, hat kein einziges Zeugnis aus jener Zeit für sich.

Der Hofenbandorden ist jedoch heute noch in Ehren, der Sternorden dagegen kam durch die anfängliche Überzahl der Mitglieder (500) sogleich in Verfall.

Mit England war noch kein Friede geschlossen, nur die Pest verhinderte noch den Ausbruch des Krieges, der aber jeden Tag zu erwarten stand. Schutzbündnisse waren durch die Noth geboten, deshalb wurde Blanca von Bourbon an Pedro den Grausamen von Castilien vermählt und des Königs Tochter Johanna an Karl den Bösen, König von Navarra und Herrn von Breux, Besitzer mehrerer Gebiete in der Normandie und Isle de France. Von der Härte, mit welcher Karl einen Aufstand in Navarra erdrückt, hatte er den Beinamen der Böse bekommen, war aber ein Mann von Geist und Muth, berecht und gewandt, die Herzen zu gewinnen. Wie sehr gebot die Klugheit, diesen Mann durch Wohlthaten zu fesseln, den nur das salische Gesetz von der Thronfolge ausschloß, und der als Enkel Ludwigs X. nähere Ansprüche an die französische Krone hatte als Eduard III. von England! Johann II. mußte jedoch den ehrgeizigen Navarresen weder unschädlich zu machen, noch für sich zu gewinnen, reizte ihn vielmehr dadurch, daß er die von demselben mit Recht in Anspruch genommene Grafschaft Angoulême an den Connetable la Cerda verlieh. Da ließ Karl aus Haß den la Cerda 1354 im Bett ermorden und rüstete sich zum Widerstand gegen den König. Johann II. dachte nur an Rache, allein viele Große erklärten sich für Karl, und die Gefahr, daß er zu den Engländern übergehe, war so dringend, daß Johann den Mörder zu Gnaden aufnehmen und seine Forderungen zugestehen mußte.¹⁾

Charles
le mau-
vais.

Der Friede war nur trügerisch, und Karl der Böse glaubte, der Ver-
söhnung nicht trauen zu dürfen und näherte sich den Engländern. Das trug
mit dazu bei, daß der Friede, den der Papst dahin vermitteln wollte, daß
Eduard auf die französische Krone und diese auf Guyenne und die andern
Besitzungen der Plantagenets auf dem Festlande verzichte, scheitern mußte.
1355 begann der schwarze Prinz den Kampf von Bordeaux aus, und
Eduard III. in Artois und der Picardie; der Navarrese sollte seine Krieger
zu den Engländern stoßen lassen.

Krieg
in
Sicht.

Der
schwarze
Prinz.

Die Mittel Frankreichs waren erschöpft, die Stimme der Nation drängte
zur Ausöhnung mit Navarra; sie fand zu Balognes am 10. September 1355
statt.²⁾ Aber auch so war die Noth in Frankreich entsetzlich und die Ver-
heerungen, die der schwarze Prinz im Südwesten des Reiches anstellte,
zwangen Johann II. zur Einberufung der Stände. Die Vertreter der Langue
d'oïl versammelten sich am 2. December 1355 in Paris. Alle drei Stände
erklärten, daß sie bereit seien, mit dem König zu leben und zu sterben, Gut
und Blut für ihn zu opfern, forderten aber gemeinsame Berathung, die denn
auch gestattet wurde. Der dritte Stand ward dadurch nicht bloß den beiden
andern gleichgestellt, sondern alle drei nahmen auch der Krone gegenüber eine
Haltung ein, wie das Parlament in England.

États
géné-
raux de
1355.

¹⁾ Martin, l. c. V, p. 130—133.

²⁾ Ibid. p. 135; Coville, l. c. p. 95.

Die
Neun

Die Stände bewilligten das Geld für 30.000 Lanzen oder hommes d'armes — von denen jeder über vier Streiter zu befehlen hätte, also den Sold für 150.000 Mann auf ein ganzes Jahr, und alles, was für die Bedürfnisse des Königs und seines Hofes nöthig war. Allein die Stände wahrten sich das Recht über die Einnahme und Verwendung dieser Gelder;¹⁾ nur ihre Bevollmächtigten durften den Anführern die Summen auszahlen. Neun Generalintendanten, drei vom Adel, drei vom Clerus, drei vom Bürgerstande, wurden zur Durchführung dieses Beschlusses als eine Art Landesausschuß aufgestellt und sie hatten das Recht, alle Bürger und alle Mannen des Königs zur Hülfeleistung aufzufordern. Als die Stände am 1. März 1356 wieder zusammenkamen, wurde offenkundig, daß die Art der Steuern dem Gesamtwohl nicht entspreche. Die Salzsteuer wie die Warensteuer wurden aufgehoben und dafür eine Einkommensteuer eingeführt. Auch ward der König gezwungen, das schlechte Geld einzuziehen und gute Münzen zu schlagen.

be-
schränkten
den
König.

Die Erwählung der Neun, meint ein französischer Geschichtschreiber, war die kühnste That in der bisherigen Politik Frankreichs.²⁾ Zum erstenmale hörte die Nation auf, im Königthum sich zu personificieren, zum erstenmale handelte sie selbständig außerhalb der königlichen Gewalt. Die Ernennung der Neun war eigentlich eine Einstellung der Königsmacht, hervorgerufen durch die Unfähigkeit eines Königs, welcher Frankreich zugrunde richtete.

Karl
der Böse
gefangen.

Die Beschlüsse der Stände wurden beifällig aufgenommen, die Gelder liefen ein. Schon glaubte der König, die Krisis sei vorüber, und gedachte Rache zu nehmen an Karl dem Bösen. Dieser hatte sich dem ältesten Sohne des Königs, Karl, dem Herzog der Normandie, genähert und war am 16. April 1356 bei ihm in Rouen zu Gast. Plötzlich erscheint der König Johann mit Bewaffneten im Saal, verbietet bei Todesstrafe sich zu rühren, geht auf den König von Navarra los und nimmt ihn mit den Worten gefangen: „Verräther, du bist nicht würdig, am Tische meines Sohnes zu sitzen“, und läßt fünf seiner Genossen, darunter den Grafen Harcourt, als Verräther am gleichen Tage enthaupten. Karl der Böse ward gefangen nach Paris gebracht und hier jeden Tag mit der Hinrichtung bedroht; seine Städte ließ der König besetzen. Bei den Ständen suchte Johann sein Verfahren damit zu entschuldigen, daß er Beweise vom Verrathe des Navarresen in den Händen habe. Philipp, der Bruder Karls des Bösen, erklärte sofort „Johann von Balois, der da sich König von Frankreich nenne“, den Krieg auf Leben und Tod. Und so brach denn der Krieg mit England von neuem mit allem Ernste aus.³⁾

Forde-
rung
Eduards
III.

Eduard III. von England kam zur Überzeugung, daß die französische Krone für ihn unerreichbar sei, und war geneigt, Frieden zu schließen,

1) Voter et recevoir l'impôt, c'est régner. Michelet, Histoire de France, III, p. 365.

2) Martin, Histoire de France, V, p. 137 – 141.

3) Froissart, l. c. I, 2, chap. 13–21; éd. Kervyn, V, p. 354 f., 360 f.

wenn ihm die Länder, welche er einst in seinem und seiner Gattin Namen von Frankreich zu Lehen trug, als Eigenthum überlassen würden. Dessen weigerte sich König Johann und so begann Ende 1355 der Krieg von neuem. Der schwarze Prinz zog von Bordeaux gegen die Pyrenäen, alles verheerend, in sieben Wochen wurden 500 Städte und Dörfer in Asche gelegt. Im Januar 1356 suchte König Eduard von Calais aus in das Innere von Frankreich vorzudringen, ward aber durch die Nachricht von einem Einfall der Schotten in England zur Rückkehr bestimmt und trieb bald die Schotten bis nach Edinburg zurück. Der schwarze Prinz dagegen zog im Juli 1356 mit 12.000 Mann die Garonne hinauf und wandte sich dann alles verheerend gegen die Loire, um sich jenseits derselben mit den Feinden Johanns zu vereinigen. Schon war er bei Poitiers, als ihm die Nachricht zukam, die Franzosen ständen in entsetzlicher Menge ganz in der Nähe — und so war es. Während die Engländer nur bei 12.000 Mann stark waren, suchten ihnen die Franzosen mit wenigstens fünffacher Übermacht — die Blüte des französischen Adels war um den König, der 60.000 Mann Reiterei gezählt haben soll — den Rückzug abzuschneiden. Um König Johann waren 4 Söhne, 7 Herzoge, 25 Grafen und 150 Bannerherren mit fliegenden Bannern — ein glänzender Anblick. Ohne zu erschrecken, erkannte Eduard die volle Gefahr der Lage.¹⁾

Der schwarze Prinz.

Schlacht bei Poitiers oder Mauthaus.

„Gott stehe uns bei,“ rief er, „uns bleibt nichts übrig, als tapfer zu sechten!“ Der schwarze Prinz nahm eine vortreffliche Stellung auf einer kleinen, mit Weingärten und Hecken geschützten Anhöhe. In Form eines Rechens stellte er entlang der schmalen langen Gassen, welche zu ihm führten, seine Bogenschützen auf. Hinter diesem Wege standen seine Geharnischten alle zu Fuß. So trefflich auch die Aufstellung, so waren die Engländer dennoch unrettbar verloren, wenn die Franzosen sie mit ihrer Überzahl einfach einschlossen und aushungerten. Das fühlte auch der schwarze Prinz und erbot sich deshalb, alle Beute, alle Gefangenen, alle Eroberungen zurückzugeben und sieben Jahre hindurch nicht mehr gegen Frankreich zu sechten, als der Gesandte des Papstes, Talleyrand Perigord, um das Blutvergießen zu verhindern, unermüdlich zwischen beiden Heeren hin- und herritt und mit aufgehobenen Händen um den Frieden bat.²⁾ Johann aber verlangte, daß der Prinz sich mit hundert Rittern zu Gefangenen geben sollte. Das war gegen die Ehre und wurde von den Engländern verworfen. Der schwarze Prinz befestigte seine Stellung, vertiefte die Gräben, warf unvermerkt eine kleine Abtheilung von Schützen und Rittern in einen Hinterhalt, so daß sie dem Feinde in die linke Seite fallen konnten, und ermunterte die Seinen mit den Worten zum Widerstand: „Wir sind zwar nur eine kleine Schar gegen die große Überzahl der Feinde, aber erschrecket deshalb nicht, denn die Tapferkeit und der Sieg ist nicht da, wo die Masse des Volkes ist, sondern wo Gott sie zutheilt. Wenn er uns den Sieg zuwendet, so erlangen wir glänzenderen Ruhm, wie noch nie errungen wurde; sterben wir, so lebt noch mein Vater und meine

Schlachtenordnung.

Verhandlungen.

¹⁾ Martin, l. c. V, p. 149.

²⁾ Froissart, l. c. I, 2, chap. 32—34; éd. Kervyn, V, p. 413 f., 419 f.

Schwäger, es leben eure Freunde und Verwandten, um euren Tod zu rächen. So kämpfet denn heute wacker, wie auch ich mich ritterlich zeigen werde.“¹⁾

Unbesonnenheit
der
Franzosen.

Zum Glück für die Engländer war König Johann nur ein tapferer Ritter, aber kein Feldherr. In der Schlacht, die den 19. September 1356 am Morgen begann und bis zum Abend dauerte, griff er den Stier bei den Hörnern an, und wollte den Hohlweg durch 300 ausgewählte Ritter erstürmen lassen.

Allein die langen Pfeile der englischen Bogenschützen trafen so sicher und mit solcher Gewalt, daß die Schar der Eindringenden bald stockte und die wenigen, welche bis zu den englischen Geharnischten durchdrangen, erschlagen wurden. Das erste Treffen der Franzosen erschrak, zumal die Engländer im Hinterhalte sich zu regen anfingen. Und bald fieng auch das zweite Treffen an zu wanken. Jetzt gab der schwarze Prinz, als ihn Ritter Chandos ermahnte: „Vorwärts, Sire, der Tag ist Euer, frisch gegen den König, daß wir die Schlacht entscheiden!“ den Befehl zum Vorrücken, und „im Namen Gottes und des heiligen Georg“ gieng seine ganze Schlachtlinie zum Angriff vor.²⁾ Großer Schrecken kam über die Franzosen, die sich noch truppweise entgegenwarfen. Auch das zweite Treffen löste sich und die drei königlichen Prinzen flohen vom Schlachtfeld. Die Tapfersten, nicht gesinnt, zu fliehen, sondern lieber zu sterben, schlossen sich dem Könige an, der, ein guter Ritter, vom Pferde stieg, und, eine Streitart in der Hand, die Spitze der dritten Abtheilung zum Angriff aufforderte. Da entstand ein schreckliches Gemetzel. Von beiden Seiten wurden die trefflichsten Thaten der Ritterschaft vollbracht. Allein der Kern der Franzosen sank vor den Pfeilen und Streitärten in den Staub: 6000, darunter 700 Geharnischte, fielen und doppelt so viel Leute wurden gefangen genommen als es Sieger waren. Mit zwei Wunden im Angesichte kämpfte Johann noch immer im ärgsten Gedränge und erst als er sah, daß aller Widerstand nichts mehr half, rief er nach dem Prinzen von Wales, um sich ihm zu ergeben.³⁾

Ihre
Niederlage.

In seinem sechzehnten Jahre hatte der schwarze Prinz in der Schlacht bei Crech den König von Böhmen vor sich fallen und den König von Frankreich vor sich fliehen gesehen. Jetzt gab sich der König von Frankreich mit seinem Sohne ihm, dem Sechszundzwanzigjährigen, gefangen. Welche Verlockung zur Eitelkeit! Allein der Sieger zeigte eine wunderbare Selbstbeherrschung und suchte durch Bescheidenheit und Artigkeit sowie durch das Lob, König Johann habe an diesem Tage den Preis und die Krone des Ritterthums gewonnen, den unglücklichen Gegner zu trösten. — Froissart erzählt:⁴⁾ „Als sie Johann vor den Prinzen führten, neigte sich dieser als vor einem Könige und behandelte ihn königlich. Hernach gab er ein Gastmahl ihm und seinem Prinzen und den Edlen und hohen Gefangenen allen. Und dabei wartete der Prinz selber allen auf, ganz ehrfürchtig vor einem so hohen Herrn, und pries sie alle wegen ihrer Tapferkeit, zumeist aber den König, und senkte sein Knie vor ihm, bethuernd, daß er den Preis des Heldenthums vor allen verdiene.“ — Die Beute der Engländer war so reich, daß sie die meisten Gefangenen gegen Versprechen eines Lösegeldes auf Ehrentwort entließen. Und der Schreck über die Niederlage war

Der
König
gefangen.

Bescheidenheit
des
Siegers.

¹⁾ Froissart, l. c. I, 2, chap. 32—34; éd. Kervyn, V, p. 436.

²⁾ Ibid. chap. 34—40. Dit messire Chandos au prince: Sire, Sire, chevauchez avant, la journée est votre. Dieu sera huy en votre main; éd. Kervyn, V, p. 440, 447.

³⁾ Froissart, l. c. I, 2, chap. 41—44; éd. Kervyn, V, p. 453 f.

⁴⁾ Ibid. chap. 49; éd. Kervyn, V, p. 460 f.

bei den Franzosen so gewaltig, daß das kleine Häuflein der Sieger — ein Drittel der Engländer war in der Schlacht gefallen — unbelästigt nach Bordeaux zurückkehren konnte.¹⁾ Der Jubel in England war ebenso groß als die Trauer in Frankreich. Dort hieß es: „Gott habe deutlich gezeigt, daß das gute Recht auf Seite Eduards ist“; hier bereiteten die Niederlage des Adels und die Gefangennahme des Königs große Erschütterungen vor. Ein zweijähriger Waffenstillstand ward am 23. März 1357 geschlossen. Der Sieger zog am 24. Mai 1357 in London ein, auf einem kleinen Pferde hinter dem Könige von Frankreich reitend, welcher zum Zeichen seiner Königswürde auf einem großen Schimmel saß, mit lautem Jubel begrüßt. Man wetteiferte in zartem Mitgeföhle gegen den französischen König und seinen Sohn: sie wohnten mit ihrem Hofe im Schlosse Windsor und konnten im Parke jagen. —

Versassungskrisen in Frankreich.

Die Niederlage minderte das Ansehen des Adels und hob dagegen das Ansehen des dritten Standes. „Da seht ihr diese Edelleute, die gern Gold und Perlen auf den Hüften tragen und unser Geld verschleudern, aber die Engländer nicht zu besiegen verstehen!“ rief man den flüchtigen Edelleuten zu. Als der Kronprinz, Karl von der Normandie, als Flüchtling in Paris eintraf und als ältester Sohn und Stellvertreter des Königs sogleich die Zügel der Regierung in die Hände nahm, so fühlte er wohl, daß die Macht des Königthums und des Adels gebrochen sei, und daß zur Rettung des Reiches und zur Befreiung des Königs nur die Stände helfen könnten, und berief darum die Stände des nördlichen Frankreich nach Paris, die des südlichen Frankreich nach Toulouse.

800 Abgeordnete, die Hälfte aus dem Bürgerstande, kamen im October 1356 in Paris zusammen, welches sich damals mit aller Entschlossenheit zur Vertheidigung gegen England rüstete. Der Bürgerstand war jedoch nicht bloß an Zahl der Mitglieder, sondern auch an Geist und Thatkraft den beiden andern Ständen überlegen und war entschlossen, gemäß dem Ernste der Lage zu handeln. Gereizt durch den schimpflichen Ausgang der Schlacht von Poitiers verlangte er Rechenschaft über die Verwendung der Gelder und eine gründliche Abstellung der bestehenden Mißbräuche. Sein Sprecher war Marcel, Vorstand der Kaufleute in Paris, und Robert Lecocq, Bischof von Laon, der Sprecher des Clerus, kannte so gut wie Marcel die Leiden des Volkes und deren Ursachen und war gleich ernstlich entschlossen, ihre Heilung zu bewirken. Der Angriff richtete sich zunächst gegen die Umgebung des Königs, die zu all den Mißgriffen gerathen habe: diese unfähigen und eigensüchtigen Günstlinge mußten durch Rätthe ersetzt werden, welche die Stände gewählt hätten; alle Schenkungen an sie mußten widerrufen, einer ständischen Com-

Folgen
der
Nieder-
lage.

Die
Stände.

Marcel
und
Lecocq.

Forde-
rungen
der
Stände.

¹⁾ Froissart, l. c. I, 2, chap. 50—51; éd. Kervyn, V, p. 464 f.

mission die Aufsicht über die Reichsangelegenheiten übertragen werden, dann wolle man Geld zur Fortsetzung des Krieges bewilligen. Mit andern Worten: weil die Dynastie sich zur Regierung unfähig zeigte, so nahmen die Stände die ganze Verwaltung in die Hand. Zugleich verlangten sie, daß der König von Navarra in Freiheit gesetzt werde, und trugen ihre Forderungen mit großem Ernste dem Kronprinzen vor.¹⁾

nicht
bewilligt.
Der Kronprinz war nicht wenig betroffen über die Forderungen, über die er nachdenken wolle. Am andern Tage ließ er den Ständen sagen, er habe von seinem Vater, dem Könige, und von seinem Oheim, dem Kaiser Karl IV., Nachrichten erhalten, welche eine Verschiebung der Schlusssitzung rathlich machten; er werde nach Lothringen zum Kaiser reisen, der sich für die Befreiung seines Vaters verwenden wolle; die Abgeordneten sollen jetzt nach Hause gehen, wenn er zurückkomme, werde er sie schon wieder einberufen. Vergebens protestierten die Abgeordneten gegen diese Vertagung und gaben den Wünschen des Landes den kräftigsten Ausdruck. Der Kronprinz verreise, Frankreich blieb ohne Reform, aber auch die Regierung ohne Geld. Die Stände von Languedoc sprachen ähnliche Wünsche für Reformen aus, wenn auch nicht mit gleichen Drohungen.²⁾

Die
Stände
vertagt.
Der Kronprinz suchte sich zu helfen, indem er sich an einzelne Städte und Körperschaften des Landes wandte und sie um Geld und Hilfe gegen die Stadt Paris ersuchte. Doch hatte er wenig Erfolg. Auch die Vermittlung des Kaisers erreichte ihr Ziel nicht. Die Friedens-Unterhandlungen, die Karl IV. in Metz eröffnete, zerschlugen sich. In Paris aber stieg die Unzufriedenheit auf den höchsten Grad, als von neuem leichtes Geld ausgemünzt wurde. Als der Kronprinz im Januar 1357 nach Paris zurückkam und die Ausgabe solcher um die Hälfte leichter Münzen von neuem anordnete, ließ Marcel die Bürger von Paris unter die Waffen treten. Dies erschreckte den Kronprinzen derart, daß er sogleich die leichte Münze zurückzog und Marcel Bürgschaften ausstellte, daß die Stände sich versammeln könnten, wann sie wollten, und daß er die sieben Räthe, gegen welche die Stände seien, preisgebe: sie möchten sie nehmen und nach Recht mit ihnen verfahren. So hatte demnach die Bürgerschaft von Paris dadurch, daß sie unter die Waffen trat, das erreicht, was die Bitten der Stände nie hatten erlangen können.³⁾

Leichte
Münze.
Übrigens drängte die allgemeine Noth zu einer Entscheidung. Das Geld wurde selten. Die Adelligen, welche in der Schlacht bei Poitiers gefangen wurden, mußten ausgelöst werden; ihre Hörigen wurden deshalb bis aufs Blut gepeinigt. Söldnerbanden, Compagnien genannt, zogen auf eigene Rechnung verheerend, plündernd, mordend, brennend und fegend durch das Land.

Paris
im
Auf-
stand.
Die Stände versammelten sich wieder am 5. Februar 1357 in Paris. Zwar konnten aus vielen Gegenden Frankreichs wegen des innern Krieges keine Abgeordneten eintreffen, was aber an Zahl abgieng, ward durch

¹⁾ Martin, Histoire de France, V, p. 156—165.

²⁾ Coville, l. c. p. 112—117. — Martin, l. c. V, p. 165—167.

³⁾ Martin, l. c. V, p. 167—170.

die Entschlossenheit der Anwesenden ersetzt. In feierlicher Sitzung mußte der Kronprinz die Klagen und Forderungen der Stände anhören. Ihr Sprecher, der Bischof Lecocq, schilderte in kräftigen Zügen das Elend des Volkes, dem die Regierung kein Versprechen halte, dessen Steuern sie verschleudere, dem sie keine Sicherheit im Handel und Wandel gewähre, dessen ganzen Besitzstand sie durch falsches Geld in Frage stelle, dem sie durch Blünderung den letzten Rest seiner Habe entziehe. Schließlich versprach er im Namen der Stände das nöthige Geld zur Erhaltung des Hofes, zur Aufbringung eines Heeres von 160.000 Mann gegen die Engländer unter der Bedingung, daß die verlangten Verbesserungen eingeführt und daß einer Commission von sechsunddreißig Ständemitgliedern — zwölf aus dem Clerus, zwölf aus dem Adel, zwölf aus dem Bürgerstand — die Ausbezahlung dieser Gelder, die Überwachung der Münze und die Durchführung der Reformen überlassen, und daß die Stände in Zukunft jedes Jahr Montag nach Quasimodo und auch zweimal sonst, wenn sie es für nöthig hielten, versammelt würden. Widerstand war unmöglich. Der Kronprinz, obschon insgeheim entschlossen, später alles für ungültig zu erklären, genehmigte alle Forderungen, und erließ demgemäß die nöthigen Verordnungen. Die Sechsunddreißig traten sogleich zusammen und blieben in Thätigkeit, als die Stände sich vertrugen.

Die Stände von 1357.

Commission des trentesix.

Versammlung Karls V.

Die königlichen Räte und Beamten wurden größtentheils von ihnen abgesetzt. Zwar erklärte der gefangene König von Bordeaux aus alles für ungültig, was die Stände seinem Sohne abgedrungen hätten, allein der Sohn mußte das Verbot seines Vaters wieder für ungültig erklären. Solches that Karl in Paris, in den Landschaften dagegen ließ er das Volk gegen die Stände aufregen und der Wirrwar ward dadurch größer im Lande als je. Die von den Ständen ausgeschriebenen Steuern giengen darum nicht ein. Die Macht der Sechsunddreißig zerbröckelte, sie selber verloren die Sicherheit. Bald waren die verjagten und verhaßten Räte wieder in der Nähe des Kronprinzen.

Wirrwar in Frankreich.

Doch zwang die Geldnoth wieder zur Berufung der Stände auf den 7. November 1357. Die Lage der Dinge trieb Marcel und seine Gefinnungs- genossen zu den verwegensten Schritten: sie waren entschlossen, die Krone den Valois zu entreißen und einem Seitenzweige des königlichen Hauses zu verleihen.

Wieder die Stände.

Sie setzten in der Nacht vom 8. auf den 9. November Karl von Navarra in Freiheit. Am 29. November traf er unter dem Jubel des Volkes in Paris ein und schilderte in beredten Worten seine Mißhandlungen während der Gefangenschaft und wie er mit dem Volke leben und sterben wolle.¹⁾ Der Kronprinz mußte den Ständen versprechen, daß er gegen Karl von Navarra gerecht sein, ihn entschädigen, ihm seine Städte und Schlösser zurückgeben wolle. In Rouen wurden die Leichname derer, die bei seiner Gefangennahme hingerichtet worden, vom Galgen herabgenommen und als Märtyrer für das Recht feierlich

Befreiung Karls des Bösen.

¹⁾ Martin, l. c. V, p. 177—179.

Chape-
ron
rouge
et bleu.

bestattet. Und als Karl von Navarra glaubte, der Kronprinz halte sein Wort nicht, begann er offenen Krieg gegen ihn. Zudem hausten zwischen der Seine und Loire die Söldnerbanden. Paris mußte an seine Vertheidigung denken. Marcel gab den Seinigen als Erkennungszeichen Mützen halb blau, halb roth, mit den Farben der Stadt Paris. Um das Volk in Paris zu gewinnen und Marcel seine Macht zu rauben, wandte sich der Kronprinz an das Volk: auch er wolle mit den Parisern leben und sterben; wenn er Bewaffnete um sich sammle, so sei es nicht, um zu plündern, sondern um gegen die Feinde zu ziehen; schon lange wäre er gegen die Banden ausgezogen, allein diejenigen, welche sich der Regierung bemächtigt hätten, ließen ihm keinen Heller Geld. Aber der Tag, wo sie über die Verwendung der öffentlichen Gelder Rechenschaft ablegen müßten, werde schon kommen. Marcel wehrte diesen Streich ab, wies nach, daß die Stände nichts von den eingegangenen Steuern entwendet, daß aber auf Befehl des Kronprinzen seine Ritter Geld weggenommen hätten. „Marcel ist ein guter und weiser Mann,“ rief die Masse, „wir halten ihn gegen jeden aufrecht!“¹⁾

So kam man unter stetem Parteihader, während die Verheerung fort-dauerte, in das Jahr 1358. Die Rätthe des Kronprinzen schienen am Unglück des Volkes Freude zu haben. Da faßten Marcel und seine Vertrauten den für sie so unheilvollen Beschluß, der Verführung des Regenten durch seine Rätthe mit Gewalt ein Ende zu machen.

Mord
der
Rätthe.

Règne
de
Marcel.

Am 22. Februar ließ Marcel die Sturmlocke läuten, die Bürger unter die Waffen treten und zog dann mit dreitausend gegen den Palast und forderte streng vom Kronprinzen, er solle sich endlich einmal mit der Vertheidigung des Königreichs abgeben. Als dieser antwortete, das sei Sache derer, welche die Steuern in ihren Sack steckten, so gab es harte Worte, und rief endlich Marcel: „Wohlan, Sire! Was jetzt geschieht, muß von rechtswegen geschehen!“ und wandte sich dann an seine Mützenträger mit den Worten: „Vollzieht schnell euren Auftrag!“²⁾ Diese zogen ihre Schwerter und hieben die Rätthe und Officiere des Kronprinzen vor seinen Augen zusammen. Erschrocken bat der Kronprinz Marcel um sein Leben. „Sire, Sie haben nichts zu fürchten!“ entgegnete dieser, indem er ihm seine Mütze auf das Haupt setzte und sich selbst mit dem Barett des Kronprinzen bedeckte. Vom Stadthaus herab erklärte dann Marcel dem Volke: was geschehen, sei mit Recht geschehen, denn die Ermordeten seien Frevler. Und die Menge antwortete: „Wir nehmen die That auf uns und stehen dafür ein!“ Auch der Kronprinz mußte das Vorgefallene gutheißen und Karl von Navarra eine Jahresrente und Verzeihung bewilligen.³⁾ Und, um jeden Widerruf von Seite des Königs Johann unschädlich zu machen, wurde der Kronprinz, weil er das einundzwanzigste Lebensjahr erreicht habe, am 14. März zum Regenten des Königreichs erklärt. Zugleich erließ Marcel Sendschreiben an die Städte — und Amiens, Rouen, Beauvais, Laon, Senlis und andere Städte billigten das Geschehene und nahmen die blaurothe Mütze als Parteizeichen an.

Städte-
bund.

Doch war Marcel schon längst auf abschüssiger Bahn, und seinem flugen Feinde gegenüber mußte ihn die geringste Blöße zu Boden werfen. Im

¹⁾ Martin, l. c. V, p. 179–184.

²⁾ Ibid. p. 183–186.

³⁾ Secousse, Histoire de Charles le mauvais, I, p. 163 ff.

März 1358 ließ er den Regenten aus Paris hinaus, freilich in Begleitung von einigen seiner Partei, um die Provinzialstände abzuhalten. In der Champagne erklärten sich die Adelligen gegen die Pariser und boten dem Regenten Gut und Blut zum Kampfe an. Marcel rief sogleich Paris unter die Waffen und suchte für die demokratische Bewegung in Frankreich den Beistand des gleichfalls demokratischen Flandern zu gewinnen. Dem Regenten schrieb er, wie das Volk ihm Ehre und Huld nur schulde, wenn er Frankreich schütze und regiere, sonst aber nicht, und forderte ihn auf, in seine gute Stadt Paris zurückzukehren. Allein der Regent entfaltete große Thätigkeit in den einzelnen Landschaften und wußte zuletzt auch die allgemeinen Stände, die er auf den 1. Mai nach Compiègne berief, zum Theil für sich zu gewinnen. Den Abgesandten der Universität von Paris bot er die Verzeihung der Stadt nur an, wenn ihm die Urheber des Mordes seiner Rätthe ausgeliefert würden. Schon schien es zum Kampfe zwischen dem Regenten und der Stadt Paris zu kommen, als auf einmal, beiden Gegnern unerwartet, der Kriegsschrei von einer dritten Partei ausgestoßen wurde. Die unterste Classe der Nation stürzte sich auf den Kampfplatz. Ein Bauernaufstand der fürchterlichsten Art brach aus.¹⁾ —

Der
Regent
gegen
Paris.

Die Jacquerie.²⁾

An diesem Aufstand war die Unerträglichkeit der Lage der Bauern schuld. Waren die Lasten, welche die Ritter ihnen auferlegten, ohnehin schon schwer zu tragen, so sollten sie nach der Niederlage von Poitiers auch noch das Lösegeld für die gefangenen Herren aufbringen und doch wurden sie durch diese Herren nicht gegen die Söldnerbanden geschützt, welche ihre Vorräthe verzehrten, ihre Hütten verbrannten, ihre Weiber schändeten, sie selber erschlugen, während die Herren ruhig auf ihren Schlössern saßen und sich noch lustig machten über Jacques Bonhomme, der einen geduldigen Rücken habe und alles ertragen könne.³⁾ In der Verzweiflung giengen die Bauern schnell zur Wuth über ihre Herren und zum Morde derselben über, selbst die Kinder wurden nicht geschont.

Jacques
rie.

Froissart schildert die Entstehung dieses Aufstandes, von dem er Augenzeuge war, in seiner anschaulichen Weise also:⁴⁾ „Damals entstand in einigen Gegenden Frankreichs eine fürchterliche Plage. Es rottete sich nämlich in der Gegend von Beauvais das Landvolk zusammen, erst waren ihrer nicht mehr als etwa hundert, die sprachen: alle Adelligen im Reiche, Ritter wie Knappen, schän-

Der
Bauern
aufstand
nach
Froissart.

¹⁾ Martin, l. c. V, p. 187—198.

²⁾ S. Luce, Histoire de la Jacquerie, 2. éd. 1895.

³⁾ Sprichwort war bei den Vornehmen: „Oignez vilain, il vous poindra; poignez vilain, il vous oindra.“

⁴⁾ Froissart, l. c. I, 2, chap. 65—68; éd. Kervyn, VI, p. 44 ff.

deten und verriethen das Land, und es wäre wohlgethan, sie alle zu vertilgen! und ein jeder rief: Recht so! recht so! ein Schurke wer anders spricht! Darauf zogen sie miteinander ohne weiteren Plan und ohne andere Waffen, außer mit beschlagenen Stöcken und Messern, wider das Haus eines Ritters, der in der Nähe wohnte, brachen ein, erschlugen den Ritter sammt Weib und Kind und verbrannten sein Haus. Sodann zogen sie gegen andere Schlösser und trieben da noch ärgeren Greuel. Und es wuchs ihre Zahl, sowie sie weiter zogen; denn überall schloß sich das gemeine Volk an, so daß ihrer bald an sechstausend waren. Da flohen denn die Ritter und Knappen, und brachten ihre Frauen und Jungfrauen und Kinder so weit weg, als sie konnten, in Sicherheit, und ließen ihre Häuser mit Hab und Gut dem schändlichen Volke zum Plündern und Verwüsten.¹⁾

„Diese fielen dann wie tolle Hunde darüber her, und wen sie noch fanden, zumal von Frauen und Jungfrauen, mit denen verführen sie ganz schandbarlich, ohne Gnade und Erbarmen. Gewiß ist zwischen Saracenen und Christen nirgend solche Gewaltthat verübt, noch so viel Übles und Schändliches geleistet worden, so daß man sich's in der Welt gar nicht denken, noch vorstellen kann. Und wer es am ärgsten trieb, der galt am meisten bei ihnen und war ihr Haupt. Einmal tödteten sie einen Ritter und steckten ihn an einen Bratspieß und brieten ihn im Angesicht seiner Frau und Kinder; und hernach wollten sie diese gar zwingen, von dem Fleische zu essen, und brachten sie jämmerlich zu Tode. Und sie wählten den allerschändlichsten Kerl unter ihnen zum Könige und nannten ihn Jakob den Tölpel²⁾ (Jacques Bonhomme). So trieb nun das abscheuliche Volk sein Wesen und verwüstete Hunderte von Schlössern und Burgen in der Gegend von Beauvais und Amiens, zwischen Paris, Reims und Soissons, Laon und Ham. Wer flüchten konnte, alle Frauen und Jungfrauen, selbst die Herzogin von Orleans und des Dauphins Gemahlin, flohen, um der Schande und Qual und dem Tode zu entinnen, nach Meaux. Die Ritter aber sammelten sich und hielten ihre Freunde in Brabant, Hennegau und Flandern um Hilfe, und es kamen deren eine Menge von allen Seiten. Dann zogen sie gegen das Volk und wo sie nur auf sie trafen, da hieben sie sie ohne Erbarmen zusammen und hiengen sie an den Bäumen auf, wie es der König von Navarra an einem Tage mit dreitausend machte. Ihre Zahl war aber damals schon so groß, daß es ihrer wohl hunderttausend waren, die waren aber nicht alle beisammen. Und wenn man sie fragte, warum sie so verführen, sagten sie, sie wüßten's nicht, aber wenn sie die andern es so machen sähen, machten sie es ebenso, und meinten, so müßten alle Adelligen auf dem Erdboden vertilgt werden, denn es brauche deren keine zu geben.“

Städter
und
Bauern.

Wenn sich die Bürger mit den Bauern verbanden, so wurde das ganze Staatsgebäude Frankreichs erschüttert. Marcel suchte auch die Bewegung zu mäßigen und zu beherrschen und sandte den Jacques 300 Pariser zuhülfe. Als aber die Bauern auf das Verbot, bei Todesstrafe die Frauen und Kinder der Edelleute nicht zu tödten, nicht zu plündern und Häuser anzuzünden,

¹⁾ Vergl. den Aufsatz von Aug. Thierry: „Histoire véritable de Jacques Bonhomme d'après les documents authentiques.“ *Études hist.*, 5. éd., p. 242—250.

²⁾ Michelet, *Histoire de France*, III, p. 407: „On appelait par dérision le paysan Jacques Bonhomme, comme nous appelons Jean-jean nos conscrits.“

nicht hören wollten, trennten sich die Pariser wieder von ihnen und boten den bedrängten Edelleuten eine Zuflucht. Indes kam die Sache der Jacquerie bei Meaux schnell zum Entscheid.

Froissart erzählt weiter: „Um diese Zeit kehrte der Graf von Foix nebst seinem Vetter, dem Captal von Buch,¹⁾ von einem Kreuzzug von Preußen zurück, und sie hörten unterwegs, als sie an die Grenze von Frankreich kamen, von der greulichen Plage, so über die Edelleute in Frankreich gekommen war. Da ritten sie, so schnell sie nur konnten, nach Chalons in Champagne und hörten daselbst, daß die Herzogin von Orleans und des Dauphin Gemahlin nebst mehr als dreihundert edlen Frauen nach Meaux geflüchtet und dort in großer Angst waren vor dem rasenden Volke. Und es entschlossen sich die zwei Ritter, wiewohl sie nur ein Fähnlein von vierzig Lanzen bei sich hatten, den Frauen zum Schutze dahinzueilen. Als sie dort ankamen, waren die Damen sehr erfreut, denn ihre Noth war groß. Von nah und fern war das schändliche Volk zusammengeströmt, und auch der Pöbel aus Paris war dabei, und waren ihrer bei neuntausend ganz nahe bei der Stadt, und ihre Anzahl wuchs noch täglich. Dazu wollten die Einwohner der Stadt ihnen den Eingang nicht wehren, sondern öffneten die Thore. Nun drangen sie ein und füllten bereits alle Straßen bis zum Markte, wo sich die edlen Frauen befanden. Und da wären diese verloren gewesen, wenn nicht die zwei Ritter gewesen wären. Der Markt ist von der Marne umflossen und befestigt und die Zugänge waren verwahrt, so daß das Gefindel nicht geradezu eindringen konnte. Als aber die Frauen die große Menge heranstürmen sahen, befiel sie entsetzlicher Schrecken. Doch die Ritter besetzten mit ihren Leuten den Eingang; dann, nachdem sie sich geordnet, öffneten sie die Pforte und drangen vor unter dem Banner des Grafen von Foix und Herzogs von Orleans, der auch dabei war, und mit der Fahne des Captal, in völliger Rüstung mit dem Degen in der Faust. Wie nun das Gefindel, das ohne Ordnung und schlecht bewehrt war, die geschlossene Schar ausrücken sah, wichen sie, so groß auch ihre Anzahl war; und als vollends die Vordersten von den Lanzen und Schwertern der Verfolger getroffen sanken, da stürzten sie in wilder Flucht einer über den andern. Jetzt drangen aber die Gewaffneten in das Gewühl ein, und hieben sie wie das Vieh zusammen, und trieben sie bald aus der Stadt. Und sie verfolgten sie noch so lange, bis sie müde waren, und hieben nieder, wen sie trafen, oder sprengten sie in den Fluß, so daß in allem über siebentausend umkamen. Hernach zündeten sie die Stadt an und verbrannten sie, weil sie das Gefindel eingelassen hatte. Seit dieser Niederlage sammelte sich das Volk nicht mehr in Massen, die Ritter aber und Edelleute vereinigten sich immer mehr und rotteten die Reste aus ohne Gnade und Erbarmen.“²⁾ —

Ramp
bei
Meaux

Nieder-
lage der
Bauern

1) Captal, d. h. Feldhauptmann, eine erblich gewordene Würde.

2) Chateaubriand, *Études hist.*, IV, p. 170, citiert ein altes Couplet:

„Jacques Bonhomme,
Cessez, cessez, gens d'armes et piétons,
De pillar et manger le Bonhomme,
Qui de longtemps Jacques Bonhomme
Se nomme.“

Der Friede von Brétigny.

Ver-
heerung
Frank-
reichs.

So war also diese große Bewegung unterdrückt, aber auch drei Provinzen: Isle de France, Picardie, Champagne, so gründlich verheert, daß ein Zeitgenosse sagt, die Engländer, die doch Feinde des Reiches seien, hätten Frankreich nicht so schaden können, wie sein Adel es im Innern zugrunde richtete. Die Niederlage der Bauern schwächte auch die Sache der Bürger; denn der Adel stand jetzt in Waffen zusammen und fühlte seine Macht.

Um ein Streitheer ihm entgegenstellen zu können, wandte sich Marcel an Karl von Navarra, welcher auch am 14. Juni 1358 nach Paris kam und zu dem Volke von seiner großen Liebe zur Hauptstadt sprach.

Capita-
nat von
Paris.

Der Staat, hieß es nun, war schlecht regiert und ist es noch, und bedarf eines Hauptes, das ihn besser leitet, und ein tüchtigeres könne man nicht finden, als den König von Navarra. So ward denn Karl der Böse zum Hauptmann der Stadt Paris ernannt, und die mit Paris verbündeten Städte stimmten bei, zumal er schwor, sie gesetzlich zu regieren und bis auf den Tod zu verteidigen. Allein die Hoffnung auf Karl war eitel, denn viele vom Adel fielen von ihm ab, weil sie nicht gegen die gemeinsame Sache ihres Standes kämpfen wollten. Und jetzt wurde Karl selber schwankend und begann mit dem Regenten zu unterhandeln, und wurde deshalb von den Parisern seiner Würde entsetzt.¹⁾

Paris
belagert.

Es blieb kein anderes Mittel für Marcel in dieser Noth, als sich mit den großen Söldnerbanden in Verbindung zu setzen. Und mit Schrecken sahen die Pariser diese greuelhaften Verheerer in ihrer Stadt. Das Ansehen Marcells begann darob zu sinken. Bald lagerte das Heer des Regenten vor Paris. Blutige Gefechte fanden statt und die Ereignisse nahmen einen raschen Verlauf. Die Pariser mußten mit dem Regenten unterhandeln. Ein letzter Versuch Marcells, dem Könige von Navarra die Stadt zu überliefern, scheiterte. Schon hatte der Regent eine Partei in der Stadt selber und von ihrem Führer Maillart wurde Marcel am 31. Juli 1358 im Gefechte getödtet. Und jetzt opferte man die hervorragenden Männer seiner Partei. Am 4. August zog der Regent unter allgemeinem Jubel wieder in Paris ein. So endete Marcel und das bürgerliche Regiment im damaligen Frankreich.²⁾

Marcells
Ende.Der
Regent
in
Paris.

Amnestie.

Doch bewies der Regent Mäßigung in seiner Rache. Alle wurden amnestiert, diejenigen ausgenommen, welche Marcel beim Morde der königlichen Rätthe geholfen hatten. Besseres Geld wurde ausgemünzt. Der Regent suchte alle Classen der Gesellschaft zu gewinnen. Freilich war die Noth groß, denn der König von Navarra verhiess damals Eduard III. Beistand zur Eroberung Frankreichs gegen Überlassung einiger Provinzen, und die Söldnerbanden hausten wieder entsetzlicher als je. „Man sah damals“, sagt ein Zeitgenosse, „keine Getreidefelder, keine Weinreben, keine Gemüsegärten, nur noch Brennesseln und Disteln. Man sah nur noch einstürzende Kirchen und von Brand geschwärzte Ruinen. Und wenn der sonst so angenehme Ton einer Glocke noch erschallte, so war es nur, um Sturm zu läuten. Die schönsten und reichsten Abteien waren zerstört oder von Soldaten besetzt.“ Am ärgsten jedoch lastete das Elend auf dem gemeinen Mann.

¹⁾ Martin, l. c. V, p. 200 ff.

²⁾ Froissart, l. c. I, 2, chap. 73; éd. Kervyn, VI, p. 75 f. — Cont. G. de Nangis, l. c. p. 118—120. Von Marcel rührt das „Hôtel-de-ville“ her.

In dieser Noth der Trübsal leuchtete auf einmal wie ein Hoffnungsstrahl die Kunde vom Abschlusse des Friedens mit England. Der gefangene König hatte am 24. März 1359 zu London wirklich Frieden geschlossen. Aber welch einen demüthigenden Frieden! Mit einem Federstrich trat König Johann den ganzen Westen und Süden Frankreichs an England ab, alle Häfen der ganzen Küste entlang, und versprach noch obendrein drei Millionen Thaler Lösegeld. Diesmal lernte der Regent begreifen, wie nützlich die allgemeinen Stände seien: er legte ihnen die Ehre und Verantwortlichkeit einer abschlägigen Antwort auf. Die Stände erklärten sich dann auch mit Staunen und Unwillen gegen den Vertrag: es sei besser, der König Johann sterbe in England, als daß man das edle Frankreich derart verstümmle.¹⁾

So begann nun der Krieg mit England von neuem. Aber, wie Krieg mit England führen, da man sich nicht einmal der Söldnerbanden erwehren konnte! Karl schloß im August 1359 Frieden mit dem Könige von Navarra, welcher erklärte, er werde nie Krieg führen gegen sein Vaterland, denn er sei ein guter Franzose; er sei zufrieden mit dem Lande, das er früher besessen. Man sah eine Eingebung des Heiligen Geistes in diesem Entschlusse, zu dem vielleicht Secoq trieb, der nach Marcells Tod in Paris nicht mehr sicher war, nach Navarra floh und dort als Bischof von Calahorra seine stürmische Laufbahn endigte. Eduard III. aber landete am 28. October 1359 in Calais mit einer furchtbaren Armee, um Frankreich den Todesstoß zu geben, und zog durch das Gebiet von Artois, Cambrai, gerade vor die Krönungsstadt Rheims.²⁾ Der Regent konnte ihm nicht entgegenreten und mußte froh sein, wenn er in Paris nicht angegriffen wurde. Doch Rheims widerstand unerwartet. Mangel und Hunger an Nahrungsmitteln zwangen Eduard III. am 11. Januar 1360 die Belagerung aufzuheben, um in dem minder verheerten Burgund Winterquartiere und Nahrung zu suchen. Der Herzog von Burgund mußte einen Waffenstillstand von Eduard III. erkaufen. Im April standen die Engländer in der Nähe von Paris, auf das sie aber keinen Sturmversuch wagten. Mangel trieb auf beiden Seiten zur Unterhandlung. Die Zustände waren entsetzlich: von Paris bis Compiègne war das Land menschenleer. Aber auch die Engländer litten schwer unter der allgemeinen Noth. Der Papst bat Eduard III., Frieden zu schließen.³⁾

Und so kam am 8. Mai 1360 der große Friede zu Bretigny zustande, freilich noch unter harten Bedingungen für Frankreich. Eduard III. verzichtet auf seine Ansprüche an den Thron Frankreichs, erhält aber dafür als freies Eigenthum und ohne irgend einen Lehensverband zur französischen Krone für ewige Zeiten: Gascogne, Guyenne, ganz Poitou mit den dazugehörigen Grafschaften, desgleichen die Städte Calais und Guines; hingegen verzichtet er auf alle Ansprüche an die Normandie, Bretagne, Flandern,

¹⁾ Pauli, Geschichte von England, IV, S. 447. — Martin, l. c. V, p. 220 f. — Coville, l. c. p. 150.

²⁾ Froissart, l. c. I, 2, chap. 85—117; éd. Kervyn, VI, p. 216—236.

³⁾ Cont. G. de Nangis, l. c. p. 125—127. — Pauli, l. c. V, p. 448 f.

Maine, Anjou und Touraine. Johann wird frei gegen Erlegung von drei Millionen Goldstücken, die in sechs gleichen Jahrestermen erlegt werden sollen. Seine Söhne nebst andern Großen bleiben dafür als Geiseln in Haft. England liefert alle eroberten Festungen in Frankreich aus und gibt alle Verbindungen mit Flandern auf, Frankreich hingegen verzichtet auf seinen Bund mit Schottland. Der Papst gab zum Frieden seine Zustimmung.

Die Boten des Friedens wurden in Paris mit Glockengeläute, mit Blumen und Kränzen, mit Geschenken empfangen, denn die Erschöpfung Frankreichs hatte den höchsten Grad erreicht. Zur Aufbringung des ersten Lösungsgeldes half zum Glück Galeazzo Visconti, er zahlte für die Verbindung seines Sohnes mit Isabella, der Tochter des Königs Johann, 600.000 Goldstücke. „Der König von Frankreich“, sagt Villani, „verkaufte sein Fleisch und Blut.“¹⁾ Johann hatte übrigens Töchter genug, nicht weniger als elf.

Am 13. December 1360 zog König Johann wieder in seine Hauptstadt Paris ein, doch führte er eigentlich nicht mehr die Regierung, sondern sein Sohn Karl. Als einer der königlichen Prinzen der Gefangenschaft in England müde, heimlich nach Paris entflohen, wurde König Johann durch diese Treulosigkeit aufs schmerzlichste ergriffen: „Wenn Lieb' und Treue auf Erden verschwunden sind, sollen sie wenigstens im Herzen und Munde der Könige noch eine Wohnstätte finden!“ rief er, und gieng im Januar 1363, trotz aller Vorstellungen seiner Rätthe, in die Gefangenschaft zurück, wo er festlich empfangen und glänzend bewirtet wurde, aber schon am 8. April 1364 starb.

Ein wichtiger Act aus der letzten Zeit seines Lebens war die Gründung einer neuen burgundischen Seitenlinie des königlichen Hauses. Die Pest nämlich, welche in Folge des allgemeinen Elendes in Frankreich wieder ausbrach, raffte 1361 die altburgundische, seit 1031 bestehende Seitenlinie hinweg. König Johann nahm sogleich Besitz von Burgund, erklärte es für untrennbar von der französischen Krone. Desungeachtet ernannte er am 6. September 1363 seinen Lieblingssohn, Philipp den Kühnen, weil er in der Schlacht bei Poitiers, obschon schwer verwundet, doch furchtlos und unerschütterlich ihm treu beigestanden, zum Herzog von Burgund und ersten Pair Frankreichs. So arm und zerrüttet damals Frankreich auch war, so trug sich Johann doch immer noch mit dem Gedanken eines Kreuzzuges.²⁾ —

Karl V. der Weise. — Du Guesclin.

Nicht so krieglustig, aber weit klüger als Staatsmann war sein Sohn und Nachfolger Karl V., siebenundzwanzig Jahre alt, als er am 19. Mai 1364 in Rheims gekrönt wurde. Der lange Kampf mit den Parteien während

¹⁾ Matteo Villani, Cronica, IX, cap. 103.

²⁾ Martin, l. c. V, p. 238. — Froissart, l. c. I, 2, chap. 123—140; éd. Kervyn, VI, p. 370 f.

der Gefangenschaft seines Vaters hatte ihn in kalter Überlegung der Verhältnisse geübt. Infolge einer Krankheit oder Vergiftung — man schrieb diese Karl dem Bösen von Navarra zu — stets geschwächt, blaß und unfähig, eine schwere Last in der rechten Hand zu tragen, konnte Karl V. nie der Held des Schlachtfeldes oder der Turniere werden. Dagegen hatte er Liebe zur Wissenschaft und Kunst. Er studierte Theologie, Astronomie und Alchemie; Bibel und Livius waren seine Lieblingsbücher; er berief die größten Gelehrten an seinen Hof und sammelte einen ansehnlichen Bücherschatz und legte so den Grund zur königlichen Bibliothek; er ließ die Bibel und Augustinus ins Französische übersetzen. Diese gelehrten Kenntnisse und seine kluge Rücksicht auf die Interessen der verschiedenen Stände verschafften Karl den Beinamen des Weisen. Unter seiner friedlichen Regierung hat sich Frankreich allmählich wieder erholt und aus der Ohnmacht zur Stärke und zum Selbstgefühl erhoben. Für die nöthigen Kriege fand Karl einen Feldherrn, einen Arm, der seine Gedanken ausführte, in du Guesclin.

Frank-
reich
reich
erholt
sich.

Die Jugendgeschichte dieses Lieblingshelden der Franzosen, dieses tapfern, klugen und doch gutmüthigen Feldherrn, hat merkwürdige Seiten. Bertrand du Guesclin ist ein Bretoner aus der Gegend von Rennes. Sein Vater war von gutem Adel, aber wenig bemittelt, seine Mutter schön und stolz auf ihre Geburt. Da nun der kleine Bertrand von Kindesbeinen an häßlich war, seine Züge Plumpheit und sein Benehmen eine gewisse Roheit und Wildheit zeigten, so mochten ihn seine Eltern nicht leiden, versprachen sich nur Schande von ihm, setzten ihn zurück, so daß er nicht einmal mit ihnen und den übrigen Geschwistern am gleichen Tische essen durfte. Das machte hinwieder den Knaben finster und stolz — wie sein Biograph erzählt.¹⁾ Als Bertrand neun Jahre alt war, zeigte er ein so streitsüchtiges Temperament, daß er mit aller Welt in Fehde lag.²⁾ Oft stahl er sich aus dem Hause und sammelte alle Knaben seines Alters um sich zum Balgen; er nahm es mit jedem auf, der sich ihm stellte, band sogar mit mehreren zugleich an und doch blieb er immer Sieger, so daß sein Name gefürchtet wurde in der ganzen Gegend. Dabei stritt er so hartnäckig, daß er manchmal mit blutendem Mund und Nase und mit zerrissenen Kleidern den Platz verließ; denn das achtete er nicht im mindesten, um nur nicht den Sieg zu verlieren. Wann er nun so mit Beulen oder blauen Malen entstellt nach Hause kam, machte ihm seine Mutter die bittersten Vorwürfe, daß er sich mit den gemeinen Jungen abgebe und gar nichts auf seinen Adel halte. Aber gegen solche Vorstellungen blieb Bertrand ganz taub. Man mochte ihn hüten, wie man wollte; ehe man sich's versah, war er draußen im Felde bei seinen Bauernjungen und spielte Soldaten; er theilte sie in zwei Parteien, stellte sich an die Spitze der einen, und immer war es die seinige, die gewann. Da ihm nun sein Vater diese Streitlust gar nicht abgewöhnen konnte, so sperrte er ihn, um ihn Gehorsam zu lehren, in eine Kammer ganz ein. Nachdem er so vier Monate in Gefangen-

Du
Gues-
clin.

Jugend.

Streit-
lust,

ein-
gesperrt.

1) Mémoires sur du Guesclin, bei Petitot, Collect. des mém., IV.

2) Von dem Buche: „La vie du vaillant Bertrand du Guesclin, publiée par Charrière“, 1839, bemerkt Henri Martin mit Recht: „c'est la dernière des Chansons de gestes“, l. c. V, p. 243.

enschaft gewesen, entwichte er eines Tages, als ihm eine Magd das Essen brachte, aus der Thür, schloß das Mädchen an seinerstatt ein und lief über Hals und Kopf ins Freie; dort spannte er ein Pferd seines Vaters vom Pfluge, stieg darauf und sprengte, so sehr der Knecht ihm zurief und nachlief, ohne Sattel und Zaum im Galopp von dannen nach Rennes zu einer Tante. Ihr Gemahl meinte, man müsse den unbändigen Trieb nur regeln und mäßigen, dann werde der Kaufbold gewiß ein tüchtiger Soldat und vielleicht einmal ein großer Feldherr werden; er war daher gar nicht abgeneigt, ihn bei sich zu behalten. Nun ließ ihn der Oheim nach Herzenslust reiten, ritt öfters selber mit ihm, und zwar recht weit und anhaltend, um ihn an die Anstrengung zu gewöhnen; da übertraf er denn all seine Erwartungen, denn er hielt Strapazen aus, die für sein Alter ganz unglaublich waren. Überhaupt zeigte er eine erstaunliche Lust an allen Waffenübungen und lernte alles dergartige über die Maßen schnell.

Nach einiger Zeit fand du Guesclin eine Gelegenheit, sein Kampfgeschick zu zeigen. Eines Sonntags war zu Rennes ein öffentlicher Wettkampf im Ringen angesetzt. Bertrand, der damals etwa sechzehn Jahre alt war, brannte vor Begierde, den Preis zu erringen. So sehr ihn seine Tante hütete, stellte er sich doch auf den Platz und forderte jeden heraus. Da war ein besonders rüstiger Bursche, der schon zwölf seiner Kameraden zu Boden geworfen hatte: mit diesem wünschte er sich zu messen. Sie rangen hartnäckig und lang, bis endlich Bertrand die Oberhand gewann und den Preis davontrug, nämlich einen mit Federn geschmückten Hut mit silbernen Treffen. Als er nach Hause kam, hörte er die verdiente Strafpredigt seiner Tante an und suchte sie auf alle Weise zu besänftigen. Bald hernach versöhnte ihn sein Oheim wieder mit seinen Eltern, und er erhielt von seinem Vater einen kleinen Klepper, worauf er weit und breit herumritt und alle Turniere in der Bretagne besuchte. Wie brannte er vor Verlangen, selbst theilzunehmen an dem Wappenspiel! Aber er war noch zu jung und zu schlecht beritten. So mußte er sich denn begnügen, zuzusehen: wenn er aber nach Hause kam, so wußte er alle Kämpfe und die kleinsten Vorfälle auf ein Härlein genau wieder zu erzählen. Da urtheilten alle, die ihn hörten, er werde einmal als Ritter einen großen Ruf erlangen: dabei hatten sie auch Gelegenheit, seine Herzensgüte zu bewundern. Als er das gehörige Alter hatte und an den öffentlichen Ritterspielen theilnehmen wollte, lachten ihn die Damen aus, weil er so häßlich war und ein so schlechtes Pferd hatte, und spotteten, er sehe mehr wie ein Ochsentreiber aus, als wie ein Edelmann, und sein Pferd habe er wohl von einem Müller geliehen. Bertrand, der das alles anhörte, ärgerte sich sehr und verzweifelte, je die Gunst der Damen zu gewinnen. Doch bat er einen Vetter, ihm Ross und Rüstung zu leihen, und da ihm dieser den Gefallen that, erschien er unerkannt vor den Schranken. Einer der tüchtigsten Ritter war der erste, der es mit ihm aufnahm. Die Bahn ward geöffnet, und Bertrand traf seinen Gegner so geschickt und mit solcher Kraft gerade wider den Helm, daß dieser weit davonslog, Ross und Ritter stürzten und das erstere todt, der letztere ohnmächtig auf dem Platze blieb. Jetzt ritt Bertrands Vater herzu, die Schande des Ritters zu rächen; aber Bertrand, der ihn am Wappen kannte, senkte ehrfurchtsvoll die Lanze. Jedermann wunderte sich über diesen Mangel an Muth, wie man es auslegte. Aber der unbekannte Ritter bewies sogleich das Gegentheil und traf seinen zweiten Gegner eben so wohl am Helme, daß derselbe weit wegslog und alle Zuschauer klatschten. Nachdem Bertrand fünfzehn Gegner in den Sand geworfen hatte, verlangte die Menge, den Helden kennen

zu lernen. Jetzt öffnete Bertrand sein Visier zur großen Freude seines Vaters, der ihm von nun an kein Bedürfnis eines Ritters versagte, sowie seiner Mutter und Tante, die ebenfalls unter den Zuschauerinnen waren.

So die Art, wie du Guesclin bekannt wurde; bald galt er für die beste Lanze und den vollendetsten Feldherrn, und Karl V. war so glücklich, diesen Mann für seine Dienste zu gewinnen, der unter rauen Formen und gemeinen Zügen einen feinen überlegenen und kühnen Geist und ein biederer patriotisches Herz verbarg. So sehr er aber auch die Turniere liebte und die Geseze der Ehre achtete, wo es seine Person galt, so war du Guesclin als Feldherr nur auf Erfolg bedacht und wußte den Fuchs mit dem Löwen zu verbinden: stolz und unerbittlich gegen die Feinde seines Vaterlandes, hatte er ein Herz für die Armen. Seinem Könige schickte er als Geschenk zur Krönung die Nachricht vom Siege bei Cocherel, den er über das Heer Karls von Navarra, unter dem Captal von Buch, einem gefeierten Krieger, am 16. Mai 1364 erfochten, und bei dem der Captal gefangen und über seine englischen im Kampfe so tüchtigen und für unüberwindlich geltenden Banden zum erstenmal wieder von den Franzosen ein Sieg errungen wurde. Du Guesclin wurde Marschall der Normandie und Graf von Longueville.¹⁾

Sieg
bet
CochereL.

Nun galt es, Frankreich von den Söldnerbanden zu säubern. Ein Theil derselben fand Beschäftigung in dem Kampfe, der in der Bretagne zwischen den Häusern Blois und Montfort über das Herzogthum ausbrach und über den der Friede von Bretigny nichts bestimmt hatte. Karl V. sandte du Guesclin mit 1000 Lanzen, um Karl von Blois zu unterstützen; der schwarze Prinz dagegen sandte den gefürchteten Johann Chandos der Partei Montfort zuhülfe. Bei Aurai kam es am 29. September 1364 zur Entscheidung; mit gleicher Tapferkeit ward auf beiden Seiten gestritten, aber du Guesclins Anordnungen wurden nicht befolgt und so die Seinen geschlagen, er selber gefangen; Karl von Blois war unter den Gefallenen. Damit war der Streit zu Ende. Karls Witwe erhielt eine Entschädigung, Johann von Montfort hingegen huldigte als Herzog der Bretagne dem Könige von Frankreich.²⁾

Bre-
tagne.

Raum war du Guesclin ausgelöst, so suchte er Frankreich von den Söldnerbanden³⁾ zu befreien; sie zu vernichten war unmöglich, sie alle in des Königs Sold zu nehmen, überstieg die Kräfte des Schazes. Um sie aus dem Lande zu bringen, hatte man mit Ludwig von Ungarn, mit dem Könige von Cypern unterhandelt. Aber die Banden wollten nicht gegen die Türken

¹⁾ Froissart, l. c. I, 2, chap. 166—173; éd. Kervyn, VI, p. 411—427. — Martin, l. c. V, p. 243—248.

²⁾ Froissart, l. c. I, 2, chap. 97—98; éd. Kervyn, VII, p. 25—72. — Coville, l. c. p. 175 f.

³⁾ Sie heißen compaignies, les pillards, les brigands, les tard-venus.

Fort-
schaffung
der Com-
pagnien. kämpfen, nicht in den Orient ziehen, es gefiel ihnen in Frankreich. Da ge-
lang es du Guesclin, sie zu einem Zuge nach Spanien zu verleiten.

„Hier führt ihr ein Räuberleben, folgt mir,“ sagte er zu ihnen, „es gilt einen reichen König zu verjagen, der sich mit den Mauren verbunden hat und ein halber Heide ist, und einen alten Kameraden, eine gute Lanze, an seiner Stelle auf den Thron zu setzen. Kameraden, gebt Gott die Ehre und laßt den Teufel!“ — „Meßsire Bertrand“, riefen die Wildlinge, „ist ein Vater der Soldaten, wir wollen ihm folgen!“ — Und sie zogen mit ihm aus Frankreich fort, zur Freude Karls V., der da meinte, du Guesclin habe mehr für ihn gethan, als wenn er ihm eine Provinz erobert hätte; er hatte ihm in der That mit der Abführung der Söldner Frankreich wieder erobert. — Gehen wir jetzt mit du Guesclin nach Spanien! —

Spanien.

Ara-
gonien.

Wir verließen Castilien unter Ferdinand IV. (1295—1312), Aragonien unter Jayme. — Jayme oder Jakob II. (1291—1327) überließ Sicilien an seinen jüngeren Bruder Friedrich, dessen Nachkommen diese Insel bis 1401 besaßen, vereinte dagegen Sardinien mit Aragonien. Jakob II. war zwar schon im Jahre 1297 von Bonifaz VIII. mit Sardinien und Corsica belehnt worden.¹⁾ Allein bezüglich Corsicas blieb diese Belehnung für Aragonien stets ohne praktische Folge. Aber auch auf Sardinien behaupteten sich die Pisaner zunächst als die herrschende Vormacht. Erst im Jahre 1321 bat der mit der Herrschaft der Pisaner unzufriedene Adel von Sardinien um Hilfe, und mit Einwilligung der Stände sandte Jakob 1323 seinen Sohn Alfonso mit einer Flotte. Die Pisaner wurden geschlagen und zuerst im Jahre 1324 genöthigt, sich mit Schloß und Stadt Cagliari als Lehnen der aragonischen Krone zu begnügen; als aber 1325 mehrere Dynasten der Insel im Einvernehmen mit Genua und Pisa von neuem sich gegen die aragonische Herrschaft erhoben, wurden die Pisaner wiederum geschlagen und verloren die Insel vollständig.

Folter.

Merkwürdig ist ein Beschluß der aragonischen Stände vom Jahre 1325: die Folter dürfe nicht mehr angewendet werden, denn sie sei nur imstande, einen Schuldigen, der stark genug sei, um ihre Qualen auszuhalten, als unschuldig hinzustellen und einen Unschuldigen, der aber schwach sei, als schuldig erscheinen zu lassen. Auf einem Reichstage zu Tarragona (1319) wurden die Reiche Aragonien, Valencia und Catalonien für unzertrennlich erklärt.

Alfonso
IV.

Jakobs II. erstgeborener Sohn Jakob entsagte 1319 der Krone infolge eines Gelübdes; es folgte also dem Vater der zweite Sohn Alfonso IV. (1327—1336), der 1330 in einen Streit mit Genua gerieth, welchen 1332

¹⁾ Vergl. Bd. V, S. 810 dieses Werkes. 5. Aufl.

der Papst vergebens zu vermitteln trachtete,¹⁾ und 1331 in einen Streit mit seinen Ständen, da er zu Gunsten seines Sohnes Ferdinand aus zweiter Ehe mit Eleonore von Castilien das Reichsgesetz übertreten und einen Theil von Valencia ihm überweisen wollte.²⁾ Die Stände und das Recht der Untheilbarkeit des Reiches siegten und Alfonso IV. mußte seiner erstaunten Gemahlin erklären: „Der König von Castilien gebietet über Unterthanen, der König von Aragonien über freie Staatsbürger.“

Raum war Alfonso IV. todt, so nahm sein Sohn aus der ersten Ehe, Don Pedro IV. (1336—1387), der Stiefmutter die Güter weg, welche sein Vater ihr angewiesen, unter dem Vorwande, der König dürfe das Reich nicht zerstückeln. Castilien sandte Eleonore Hilfe, und erst 1338 vermochte der Papst Benedict XII. den Streit beizulegen.

Pedro
IV.

Charakter und Gesinnung Pedros IV. zeigte sich gleich bei der Krönung: der Erzbischof von Zaragoza wollte den König krönen, die Großen waren dagegen, und Don Pedro setzte sich selber die Krone auf, um zu zeigen, daß er sie nicht von der Kirche habe. Bald lag Pedro IV. im Streit mit seinem Lehensmanne König Jakob II. von den Balearen. Wir haben gesehen³⁾ wie die Balearen erobert und als ein Lehen der Krone von Aragon im Jahre 1276 an Jakob, den jüngeren Bruder des Königs Pedro III., übertragen, im Jahre 1285 aber wegen Verrathes von Alfonso III. wieder eingezogen worden waren. Erst 1297 war Jakob II. von Aragon, gelegentlich seiner Anwesenheit in Rom, zur Wiederbelehnung des vertriebenen Jakob mit den Balearen zu bewegen. Auf diesen Jakob I. folgte sein Sohn Sancho (1311—1324), dann dessen Neffe Jakob II. (1324—1343), mit welchem Pedro IV. im Jahre 1337 in Streit gerieth. Erst im Jahre 1339 empfieng Don Pedro die Huldigung für die Balearen und huldigte selber persönlich dem Papste in Avignon für Sardinien. Die Ausöhnung mit Jakob II. von den Balearen war aber nicht aufrichtig, und schon 1343 nahm ihm Pedro IV. seine Inseln und vereinte sie mit der Krone Aragon. Bei einem neuen Versuche, sein Königreich wieder zu gewinnen, fand der unglückliche Jakob von den Balearen seinen Tod im Kampf am 25. October 1349. Sein Sohn Jakob III. aber wurde im gleichen Jahre gefangen, entkam jedoch wieder und endete nach vergeblichen Anstrengungen um sein Erbe kinderlos, im Jahre 1375. — 1350 wurde die christliche Zeitrechnung statt der bisher üblichen Ara der Cäsaren in Aragonien eingeführt. Wegen der peinlichen Strenge, mit welcher er auf Etikette hielt, heißt Don Pedro IV. bei den Spaniern der Ceremoniöse; sie nannten ihn übrigens auch wegen seiner Heimtücke, Verstellung, Grausamkeit, mit denen er Muth,

¹⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1332, n. 21.

²⁾ Mariana, Historia de rebus Hispania, lib. XVI, cap. 3.

³⁾ Vergl. Vb. V, S. 785, 790, 803, 806 dieses Werkes. 5. Aufl.

Einsicht, Thatkraft und Standhaftigkeit verband, den Tiberius von Spanien. — Soviel von Aragonien zu dieser Zeit.

Castilien.

Ferdinand IV.

Castilien litt unter den Königen Ferdinand IV. und Alfonso XI. an Parteikämpfen, beide Könige wuchsen unter ihnen auf. Ferdinands IV. (1295—1312) Jugend¹⁾ war stürmisch bewegt, und sein früher Tod ist vielleicht dem Hass seiner Feinde zuzuschreiben. Er heißt bei den Spaniern „der vor Gericht Geladene“, weil zwei Edelleute, die er in der Aufwallung des Zornes von einem Felsen stürzen ließ, ihn bei ihrer Hinrichtung binnen einunddreißig Tagen vor das Gericht Gottes luden. Ferdinand IV. starb schon am 7. September 1312; er war ebenso jähzornig, gewaltthätig und rachsüchtig, als Philipp der Schöne von Frankreich.

Alfonso XI.

Alfonso XI. (1312—1350) war erst ein Jahr alt, als sein Vater Ferdinand IV. starb, und alsbald stritten sich die Großen um die Regentschaft. 1313 ward diese unter Don Pedro, den Oheim, und Don Juan, den Großoheim des Königs getheilt; jener sollte im Süden und Osten, dieser im Norden und Westen regieren; Maria, des Königs Großmutter, die Erziehung desselben leiten. Alle Großen, alle Verwandten wollten aber Antheil an der Macht. Die Folge davon waren Anarchie, Rechtlosigkeit, ein Kampf aller gegen alle.

Anarchie.

Ein Zeitgenosse sagt: „Ricos und Edelleute lebten vom Diebstahl und Raub im Lande und die Vormünder des Königs unterstützten sie darin, um sich einen Anhang zu machen. Denn wenn einer dieser Ricos einem der Vormünder auf sagte, so verheerte ihm dieser alsbald seine Städte und verfolgte seine Vasallen; blieb er ihm aber anhänglich, so war ihm alles erlaubt. Die Städte, welche Vormündern gehorchten und mächtiger waren, bedrückten die andern, um sich Mittel zu verschaffen, ihrer Herren ledig zu werden und sich an ihren Feinden zu rächen. Die Städte, welche die Vormünder nicht anerkennen wollten, zogen die Einkünfte des Königs ein und hielten Kriegsvolk, um den armen Mann zu drücken und ihn ohne Erbarmen zu besteuern. Daher kam es, daß in diesen Städten und aus solchen Ursachen öfters die Handwerker aufstanden und unter dem Rufe „Gemeinde!“ diejenigen erschlugen, welche sie unterdrückten und beraubten. In keinem Theile des Landes erhielt man Recht, wie es im Gesetze stand. Auch wagte sich niemand auf die Straße ohne gute Wehr oder nur unter vielen Gefellen zur Vertheidigung gegen die Räuber. In nicht wohlummauerten Orten wohnte niemand und in geschlossenen Orten lebten die meisten nur von Diebstahl und Raub, wozu sich sowohl Handwerker wie Edelleute hergaben; und so groß war überall im Lande das Elend, daß sich niemand entsetzte, wenn er auf der Landstraße Leichen fand. Auch legten die Vormünder jeden Tag neue Steuern auf und übermäßige Abgaben, wodurch die guten Städte der Ricos verödeten.“ —

¹⁾ Schirrmacher, Geschichte von Spanien, V, S. 74—143.

Granada.

Natürlich benützten die Mauren des Südens diese Wirren, um im Trüben zu fischen. Wir verließen ¹⁾ das Königreich Granada unter Ibn Al-Ahmar II. (Mohammed II.) aus dem Hause Nasr und sahen seine und des Afrikaners Abu Jakub Anstrengungen gegen Sancho IV. (gestorben 1295). Seitdem nahm er 1298 den Christen Nuejada, Alcabbat, und kaufte von Abu Jakub Algesiras, und der Afrikaner mischte sich nicht mehr in die Angelegenheiten von Andalus.²⁾ „König Mohammed“, sagt ein maurischer Geschichtschreiber, „zog Nutzen aus der Verwirrung und dem Bürgerkrieg in Castilien und dem Geldmangel, der dort herrschte.“ Zum Glück für die Christen starb dieser fähige Herrscher schon im Jahre 1302.

Sein Sohn und Nachfolger Abu Abdallah Mohammed (III.) (1302—1309) war nicht minder fähig, thatkräftig und eifrig das Reich zu erweitern.³⁾

Er war nach den Worten eines maurischen Geschichtschreibers „ebenso schön von Körper, als reich an Geist, ein Freund der Gelehrten, ein vortrefflicher Dichter, ein gewandter Redner, ungemein leutselig und in der Regierung so thätig, daß er ganze Nächte durchwachte, um die Angelegenheiten zu beenden, mit denen am Tage war angefangen worden. Keiner seiner Minister konnte so lange bei ihm aushalten, als er arbeitete, sie mußten sich daher in den Stunden der Nacht ablösen.“

Sogleich, im Jahre 1302, ward mit Aragonien Friede geschlossen und Castilien der Krieg erklärt. Die Stadt Almandhar ward im ersten Feldzug erobert. Die Beute und der den Christen auferlegte Tribut lieferte Mittel, die Stadt Granada zu verschönern: eine Hauptmoschee, ein großes öffentliches Bad zu erbauen. Gegen Abu Jakub, den Herrscher von Nordafrika, wurde, damit er das Anwachsen des Reiches Granada nicht störe, rücksichtsvoll verfahren. Als Abu Jakub von einer erbeuteten christlichen Schönheit hörte, die der König im Triumphe in Granada aufgeführt, bat er um dieselbe und erhielt sie, ob schon Abu Abdallah Mohammed selber sie liebte. Dafür aber ergriff der Granadiner eine passende Gelegenheit, um sich im Jahre 1306 der wichtigen Stadt Ceuta zu bemächtigen, was dem Herrn von Nordafrika nicht gleichgiltig sein konnte. Übrigens erlag Abu Jakub schon 1307 dem Dolche eines Meuchelmörders. Sein Enkel und Nachfolger Abu Thabet schloß dafür mit Jakob II. von Aragon einen Bund gegen Granada zur Wiedergewinnung Ceutas. Dieser Bund wurde auch von Abu Thabets Bruder und Nachfolger, Abu Nebiah, im Jahre 1308 gepflegt und durch den Beitritt Ferdinands IV. von Castilien erweitert. Schon da-

¹⁾ Vergl. Bd. V, S. 778—782 dieses Werkes. 5. Aufl.

²⁾ Conde, Geschichte der Herrschaft der Mauren in Spanien, III, S. 84—90.

³⁾ Ibid. p. 90 ff. — Schirmacher, l. c. V, p. 124 f.

Gra-
nada.Moham-
med II.Moham-
med III.Gra-
nada.

mals war es abgesehen auf Eroberung und Theilung Granadas.¹⁾ Doch hatte der König von Granada auch gegen ehrgeizige Große zu kämpfen und das Volk seiner Hauptstadt war neuerungsfüchtig und unbändig.

Naßr
Abu'l
Dschu-
suf.

Der eigene Bruder Naßr Abu'l Dschufusch regte die Granadiner gegen ihn auf und zwang ihn, 1309 die Krone niederzulegen: „Während das zügellose Volk plünderte, raubte, zerstörte, was sich vorfand, umringten die Häupter des Aufstandes den König Mohammed und verkündeten ihm den Willen des souveränen Volkes, daß er entweder der Krone entsagen oder den Kopf verlieren müsse, indem das Volk seinen Bruder Naßr zum Könige ausrufe.“²⁾ — Mohammed III. legte die Krone am Abend des 30. März 1309 nieder und lebte in einer Provinzstadt bis 1314. Um das Volk zu gewinnen, begann Naßr sogleich Krieg gegen die Christen, welche im August Gibraltar eroberten und nebenbei Almeria und Algesiras belagerten. Naßr selbst erlitt schwere Verluste am 23. August 1309 gegen den Aragonesen Jakob II. bei Almeria. Nun wußte aber Naßr mit großem Geschick Castilien und Aragon zu billigem Frieden, den Abu Rebiah gar zum Freundschaftsbunde zu bewegen.³⁾ So befähigt, thatkräftig aber auch Naßr war, so unterlag er doch bald der Bewegung, die der ehrgeizige Bali von Malaga gegen ihn zustande brachte. Dieser zog, nachdem er die Granadiner aufgehetzt hatte, mit einem Heere vor die Hauptstadt und zwang Naßr, im Februar 1314, gegen Abtretung von Cadix auf die Krone zu verzichten.⁴⁾ — „Naßr“, meint ein maurischer Geschichtschreiber, „hatte jetzt die Eitelkeit des menschlichen Glanzes, menschlicher Würden und Ehren kennen gelernt und erfuhr im eigenen Unglück die Bitterkeit des Loses, welches er seinem armen Bruder Mohammed früher bereitet hatte.“

Ismaïl.

Abul Walid Ibn Abul Said (1314—1325), wie der neue Herrscher meist genannt wird, während er sonst Ismaïl heißt, zeigte sich sehr eifrig im Glauben, um Beifall zu gewinnen. Ein maurischer Geschichtschreiber sagt von ihm: „Als einmal in seiner Gegenwart von den Grundsätzen und der Wahrheit der Religion hin- und hergesprochen wurde, erhob er sich, der Spitzfindigkeit der disputierenden Alfasis und Alimin (Doctoren und Vorstände des Gebetes) überdrüssig, und sprach: Ich kenne und verstehe keine anderen Grundsätze, ich verlange keine weitere Auslegung, als den festen, im Herzen gegründeten Glauben an den allmächtigen Allah, und meine Beweisgründe liegen hier“, wobei er den Griff des Schwertes faßte. Er befolgte sehr genau die Vorschriften des Gesetzes, stellte den Mißbrauch ab, der sich gegen das Verbot des Weines eingeschlichen hatte, und befahl den Juden, an ihren Kleidern ein Abzeichen zu tragen, daß man sie von den Muselmännern unterscheiden könnte; auch legte er ihnen eine gewisse Abgabe für ihre Wohnungen und Bäder auf, wofür sie vorher nichts bezahlen durften.“⁵⁾

Juden.

Krieg
mit
Castilien.

Kampf gegen die Christen war mit dem Eifer für Religion innig verbunden. Ismaïl begann sogleich den Krieg gegen Castilien, wurde aber 1316 bei Alcoy am Flußchen Fortuna geschlagen. Desgleichen miß-

¹⁾ Schirrmacher, l. c. V, p. 125—130.

²⁾ Conde, l. c. III, p. 96 f. — Schirrmacher, l. c. V, p. 130 f.

³⁾ Schirrmacher, l. c. V, p. 132—135.

⁴⁾ Ibid. p. 135 f., 147 f.

⁵⁾ Conde, l. c. III, p. 113.

lang im Jahre 1317 der Plan, Gibraltar, „den Schlüssel zum Königreich Andalus“, den Christen zu entreißen und dadurch zugleich den Africanern, welche um 1309 wieder in den Besitz von Ceuta gekommen waren, die von hier aus so bequeme Überfahrt nach Spanien schwieriger zu machen. Dagegen war er 1319 glücklich in einer Schlacht am Xenil bei Granada. Die beiden Vormünder des Königs Alfons XI. von Castilien fielen und die Christen mußten um einen Waffenstillstand auf drei Jahre bitten. Im Jahre 1324 begann der Krieg von neuem und eroberte Ismail namentlich mit Geschütz die Stadt Baeza.

Baeza
belagert.

„Von seinem befestigten Hauptlager aus machte er heftige Angriffe gegen den Platz, beschoss ihn mit Maschinen und Kunstwerken bei Tag und Nacht, warf mit diesen Instrumenten ganze Feuerkugeln unter fürchterlichem Donner in die Stadt, daß man glaubte, es entladen sich Gewitter ihrer Blitzstrahlen. Schrecklich war der Schaden und die Verwüstung, welche diese Maschinen an den Mauern und Thürmen verursachten.“¹⁾ 1325 erstürmte Ismail die Festung Martos, wurde aber am 18. Juli, drei Tage nach seiner siegreichen Rückkehr, in Granada von einem vornehmen jungen Mauren erdolcht, weil er diesem eine leidenschaftlich geliebte, mit eigener Lebensgefahr den Soldaten entrissene, schöne Christin wegnahm und in seinen Harem that.²⁾

Kanonen.

Sein Sohn und Nachfolger Abu Abdallah Mohammed IV. (1325—1333) war erst elf Jahre alt. Doch zeigte er bald die nöthigen Herrschereigenschaften. Der maurische Geschichtschreiber gibt uns in seiner Schilderung eine Art Königsideal.

Mohammed IV.

„Mohammed war schön von Körper und besaß einen durchdringenden Verstand. Dabei war er leutselig im Umgang, ließ aber, seiner Jugend ungeachtet, einen gewissen Ernst durchblicken; Beredsamkeit, außerordentliche Freigebigkeit und Brachtiliebe, wie eine besondere Neigung zu ritterlichen Unterhaltungen aller Art, als Kampfspiele zu Ross, Lanzenwerfen, Lanzenbrechen und Turnieren, gewährten ihm bei einem kräftigen Körper das größte Vergnügen, und es gab keinen, der dem ritterlich gewandten König Mohammed gleichgekommen wäre; sein Anstand bei dergleichen Waffenübungen war bewunderungswürdig. Auch die Jagd gehörte zu seinen Vergnügungen, und für die Pferde war er leidenschaftlich, er bemühte sich jederzeit, die Abstammung des Geschlechtes oder sozusagen das Familienregister edler Pferde zu erfahren; daher gab es für ihn kein kostbareres Geschenk als ein Pferd, und er selbst unterhielt eine Menge dieser Thiere, um an die Ritter seiner Umgebung Belohnungen auszuthellen, wenn sie sich in ritterlichen Übungen oder im Kriege ausgezeichnet hatten. Überdies war König Mohammed ein großer Verehrer der Gelehrten und aller guten Köpfe, und liebte das Lesen schön geschriebener Gedichte oder feurig vorgetragener Erzählungen von Liebesabenteuern und ritterlichen Begebenheiten.“³⁾

Im Kampfe gegen die Christen war jedoch der neue König nicht immer glücklich. Einer seiner Feldherren, Othman Ibn=Abi=I=Ola stiftete Othman.

¹⁾ Conde, l. c. III, p. 118.

²⁾ Ibid. p. 119—123.

³⁾ Ibid. p. 126.

Ende 1326 eine Aufstand an und rief die Christen zuhülfe. Dagegen suchte aber jetzt Mohammed IV. Hilfe beim Sultan von Marokko, Abu Said, dem Oheim und Nachfolger des im November 1310 gestorbenen Abu Rebiah. In der That griff Abu Said zu in der Hoffnung, bei dieser Gelegenheit auf spanischem Boden festen Fuß fassen zu können. Doch wurde die vereinte afrikanisch-granadinische Flotte vom Admiral Alfonso XI. im Jahre 1327 vollständig geschlagen und von Alfonso XI. selbst Olvera nebst andern Castellen erobert. Im Laufe des Jahres 1328 verstärkte sich Mohammed IV. dadurch, daß er den tüchtigen Othman wieder für sich gewann; Alfonso XI. aber fand einen Bundesgenossen in Alfonso IV. von Aragon, dem er anfangs 1329 seine Schwester Leonore vermählte. Trotz dieser beiderseitigen Stärkung verging das Jahr 1329 ohne große That. Mohammed IV. gewann zwar durch Verrath das castilische Priego, verlor aber zugleich Algejiras an seinen zweifelhaften Waffenfreund Abu Said. Im nächsten Jahre verlor Mohammed auch Priego wieder an Alfonso XI., der nun auch Teba und Cadete eroberte. Von 1330 bis 1332 war ein von gelegentlichen Feindseligkeiten unterbrochener Waffenstillstand, während dessen die Lage Granadas sich derart verschlimmerte, daß Mohammed IV. im Jahre 1332 persönlich sich zu Abu'l-Hassan, dem Sohne und Nachfolger des 1331 gestorbenen Abu Said begab, um diesen zum heiligen Krieg für den bedrohten Islam in Andalus zu bewegen. Abu'l-Hassan sagte zu, schickte seinen Sohn Abu Malik, und dieser bemächtigte sich Gibraltars im Juni 1333. Die Christen kannten die Bedeutung dieser Festung zu wohl, als daß sie nicht einen Versuch machen sollten, sie den Afrikanern wieder zu entreißen. Sie schlossen dieselbe von der Land- und Seeseite ein, und ihre Galeeren kreuzten ohne Unterlaß in der Meerenge, um den Belagerten alle Zufuhr abzuschneiden. In der Noth baten die Afrikaner die Granadiner um Hilfe. Abu Abdallah Mohammed IV. brach sogleich auf, schlug die Christen und entsetzte die Stadt. Nun ließ sich Alfonso XI. zu einer vierjährigen Waffenruhe herbei. Mohammed IV. aber wurde auf der Rückkehr wegen eines Spottes von den nachgierigen Afrikanern ermordet, 1333.¹⁾

Abul-Ha-
dschadsch
Zuñuf I.
Das Heer rief seinen Bruder Abul Hadschadsch Zuñuf I. (1333 bis 1354) zum Könige aus, der im Einvernehmen mit Abu'l-Hassan den Waffenstillstand auf vier Jahre bestätigte, doch so, daß Granada keinen Tribut mehr an Castilien zu zahlen haben sollte. Die Ruhe benützte er zu Reformen im Innern. Weise Gesetze wurden erlassen, das Gerichtsverfahren vereinfacht, die Schreibereien in der Verwaltung verkürzt. „Um die vorzüglichsten Dienste der öffentlichen Beamten und der an den Grenzen befehligenen Feldherren nach Würde zu schätzen und zu belohnen, stiftete König Zuñuf neue Auszeichnungen; auch ließ er Zunftregeln für die Gewerbe und Handwerke aufsetzen und Abhand-

¹⁾ Conde, l. c. III, p. 127—136. — Schirmacher, l. c. V, p. 168 f., 176—179, 183—188.

lungen über Strategie, über die Kunst, den Krieg zu führen, und andere Gegenstände schreiben.“ Granada wurde durch herrliche Bauten verschönert, die Alhama entstand; desgleichen ward Malaga mit einem hohen Alcazar ausgestattet. —

Alfonso XI. von Castilien. — Der Sieg am Rio Salado.

Die Neigungen des Mauren waren friedlich, aber die Christen zwangen ihn zum Krieg. Alfonso XI. von Castilien hatte 1324 sein vierzehntes Jahr erreicht und den Cortes in Valladolid erklärt, daß er jetzt selber regieren wolle. Und er verstand zu regieren und eine Partei durch die andere im Zaume zu halten und durch Strenge und Milde, zur rechten Zeit angewendet, die königliche Macht wieder zu kräftigen. Wenn er aber den unruhigen und streitsüchtigen Adel seines Landes von Verschwörungen gegen den Thron abhalten wollte, mußte er ihn in einem Kriege nach außen beschäftigen.¹⁾ Und da riefen die bedrängten Mauren den König Abu'l-Hassan von Marokko zuhülfe und so kam es 1340 zur großen Schlacht am Salado.

Abu'l-Hassan, der im Jahre 1337 über seinen alten Gegner Abu Taschin in Tlemsan gesiegt hatte, war jetzt Gebieter über sämtliche Stämme der Meriniden und Sejjamiden und über die Küstenländer, und gedachte wie der Almohade Jakub Jusuf ganz Spanien zu erobern.²⁾ — Ein spanischer Chronist erzählt: „Abu'l-Hassan, König von Marokko, war mächtig vor allen andern Fürsten in Afrika; ihm gehorchten die Länder und Völker der ganzen Nordküste nach Abend hin, und seine Flotte beherrschte das Meer. Da er nun sah, wie er so mächtig und reich war, und die Flotte des Königs von Castilien, Alfonso XI., besiegt hatte, so entschloß er sich, über das Meer zu setzen und das Land der Christen in Spanien zu erobern, auf daß sie dem Geseze des Mohammed gehorchten. Also ließ er eine Menge Getreide und Lebensmittel aufbringen, und viel Waffen und Pferde, und ließ seine Ritter sich rüsten. Sodann schickte er Briefe an alle Fürsten und Völker, die Gott in seine Gewalt gegeben hatte, und befahl, daß sie in Masse herbeikämen, mit ihm übers Meer zu setzen, und versprach ihnen viel Geld und Gut und große Reichthümer im Lande der Christen, wenn sie es eroberten. Und es sammelten sich um ihn viele Völker; mit denen setzte er über ohne Widerstand und schlug sein Lager nahe bei der Stadt Algesiras und Gibraltar auf. Dazu kam noch der König Jusuf von Granada mit einer Flotte und einem Heere. Hernach schickte er alle Schiffe bis auf zwölf zurück und rückte vor die Stadt Tarifa und belagerte sie von allen Seiten. Und er ließ das Sturmzeug herbeibringen, daraus schossen die Mauren sehr eifrig bei Tag und bei Nacht und setzten der Stadt heftig zu, daß sie keine Stunde Ruhe hatte.“

So groß die Noth, so eifrig war Alfonso XI. zur Abhilfe: er sandte eine Flotte, um den Belagerten Lebensmittel zu bringen; er wandte sich an den

¹⁾ Nunnez de Villasan, Cronica del muy esclarecido principe rey Don Alonso el unzeno. Medina del Campo 1514. — Mariana, Hist. Espanna, lib. XV. — Zurita, Annales de Aragon, II, lib. VII.

²⁾ Schirmacher, Geschichte von Spanien, V, S. 195.

Kreuz-
zug.

Papst und dieser ließ einen Kreuzzug predigen und Ablass verkünden für alle, die auf drei Monate an dem Zuge theilnahmen, oder mit Hab und Gut so viel aufwenden konnten, denselben zu fördern; er berief die Cortes seines Reiches und diese bewilligten, daß man mit dem Aufgebote aller Mittel der bedrängten Stadt zuhülfe komme; er bat Pedro IV. von Aragon und Alfonso IV. von Portugal, zuhülfe zu kommen. In Sevilla trafen die vereinigten Streitkräfte zusammen, von Castilien allein 8000 Reiter und 12.000 Fußgänger.

Man nahm das Kreuz wie zum heiligen Krieg, beichtete und bekam Ablass und legte ab allen Hader und Groll und brach dann in wehevoller Stimmung auf gegen Tarifa und nahm feste Stellung, nur durch den Fluß Salado von den Feinden getrennt.

Schlacht
am
Salado
30. Oct.
1340.

Von diesem Flußchen bekam denn auch die Schlacht den Namen: sie heißt bei den Spaniern die Schlacht am Rio Salado, bei den Mauren von Wadacelito. Der König von Castilien stand dem Könige von Marokko, der König von Portugal dem von Granada gegenüber. Beim Übergang über den Fluß kam es am 30. October 1340 zur Entscheidung, die nach zweifeltem Widerstande zu Gunsten der Christen ausfiel. Der Sieg war glänzend,¹⁾ die Beute so groß, daß das Gold um ein Sechstel des Wertes fiel; drei Stunden im Umkreise soll die Erde mit Leichen bedeckt gewesen sein, wenn auch nicht nach der großsprecherischen Aussage der spanischen Chronisten 200.000 Ungläubige in der Schlacht getödtet worden sind und nur 20 Christen. Daß auch unter den letzteren sehr viele gefallen sind, geht daraus hervor, daß der König Alfonso die Schlacht schon für verloren hielt und mit dem Rufe: „Vorwärts! Dieser Tag wird mir meine Vasallen und mich meinen Vasallen bewähren!“ in das dichteste Schlachtgewühl stürzte, um den Tod zu suchen. Der Erzbischof von Toledo aber fiel seinem Pferde in die Zügel und rief: „Herr, bleibet und setzet nicht des Landes Heil auf das Spiel! Der Sieg ist bereits unser und, so Gott will, wird er uns bleiben!“

Die maurischen Könige flohen: der eine nach Afrika, der andere nach Granada. Bald darauf wurden auch ihre Flotten von der christlichen Flotte geschlagen. An Papst Benedict XII. wurden Ehrengaben gesendet: das von ihm geweihte Panier, das Ross, das der Sieger in der Schlacht geritten, vierundzwanzig reich aufgeäumte, mit Säbeln und Schilden behängte und mit Kostbarkeiten beladene Pferde. Benedict stimmte bei Empfang des Paniers den Hymnus an: „Vexilla regis prodeunt, fulget crucis Mysterium!“ und Tausende stimmten ein. Im Festgottesdienste verglich der Papst den König mit David. — Tarifa war nicht bloß gerettet, auch Algesiras fiel im Jahre 1344 den Christen in die Hände.

¹⁾ Die Gesamtzahl der Mauren belief sich an 700.000 Mann zu Fuß und 53.000 Reiter. Das Flußchen Salado ist unweit Algesiras. Schirrmacher, l. c. V, p. 210.

Ein Versuch der Granadiner, die bedrängte Festung zu entsetzen, schlug fehl. Auf ein Hilfsgeſuch gab der König von Marokko den Rath, mit Castilien Frieden zu schließen.¹⁾

Bei Algeſiras wurden Kanonen gebraucht. Bei der Belagerung Tarifa's bemerkt ein Maure,²⁾ die Stadt ſei mit Donnermaſchinen beſchoſſen worden, welche große eiſerne Kugeln ſchleuderten, die an den Thürmen und Mauern großen Schaden anrichteten.

König Zuſuf I. von Granada³⁾ ſuchte jetzt durch weiſe Einrichtungen die Kraft ſeines Volkes zu heben, durch Förderung der Bildung, Religioſität, des Rechtes und einfacher Sitten. Er beſahl, in allen Orten Schulen zu errichten, worin ein gleichförmiger und einfacher Unterricht ertheilt werde. Er beſahl, Reden, Vorleſungen und Gebete in den Moſcheen zu halten, wenn auch nur zwölf Einwohner darin zuſammen ſeien. Er ließ bei allen Meiereien, wo ſich über zwölf Häuser fanden, eine Moſchee erbauen.

„In den Moſcheen ſollten die jungen Männer hinter den alten, und die Weiber hinter den jungen Männern, jedoch abgeſondert von allen Männern, ihren Platz haben, beim Weggehen aus der Moſchee ſollten Männer und Jünglinge ſich ruhig verhalten, biß ſie würden vernommen haben, daß die Weiber fort ſind. Jungfrauen aber durften keine Moſchee betreten, wo kein abgeſonderter Platz vorhanden war, und wo es deren gab, mußten ſie ſich ganz verhüllen und anſtändig benehmen.“ Sodann beſahl der König, daß an dem Tage Giuma⁴⁾ jeder Muſelmann ſeine beſten Kleider anlegen ſoll, um auch im reinen Äußeren jene Reinlichkeit zu offenbaren, die er in ſeinem Herzen zu bewahren ſchuldig ſei; daß das Geſchäft derſelben an dieſem Tage darin beſtehe, Arme zu beſuchen und ihren Übeln abzuhelfen, mit weiſen Männern umzugehen, und beim Verkehr unter ſich Gegenſtände der Sanftmuth und Tugend zum Stoffe des Geſprächs zu wählen.⁵⁾

¹⁾ Conde, l. c. III, p. 147. — Schirmacher, l. c. V, p. 236.

²⁾ Conde, l. c. III, p. 137—144.

³⁾ Reihenfolge der mauriſchen Könige von Granada, nach Müller, l. c. II, p. 665:

	Im Jahre Chriſti		Im Jahre Chriſti
Mohammed Ibn Maſmar I. ſtarb . . .	1272	Abu Abdallah Zuſuf II., ſtarb . . .	1395
Abu Abdallah Mohammed II. . . .	1302	Mohammed VII.	?
Abu Abdallah Mohammed III., ent-		Zuſuf III.	1423?
thront 1309, ſtarb	1314	Mohammed VIII., abgeſetzt	1423?
Maſr, abgeſetzt 1314, ſtarb	1322	Mohammed Zaquir IX., ermordet .	1428
Abul Walid Iſmail, ſtarb	1325	Mohammed VIII., neuerdings abgeſetzt	1432
Abu Abdallah Mohammed IV. . . .	1333	Zuſuf IV. Abu Maſmar, entthront	1432
Abul Haſchadſch Zuſuf I.	1354	Mohammed VIII., ſtarb	1445
Abu Abdallah Mohammed V., ent-		Mohammed X., flüchtig	1454
thront (von)	1359	Saad	?
Iſmail II., der Krone beraubt . . .	1360	Abul-Hasan Ali	1482
Abu Abdallah Mohammed VI. . . .	1362	Mohammed XI. Boabbil und Moham-	
Abu Abdallah Mohammed V., zum		med XII. El-Sagal, mit welchen	
zweitenmale, ſtarb	1391	die Maurenheerſchaft endet . .	1492

⁴⁾ Giuma = Freitag.

⁵⁾ Conde, l. c. III, p. 148 f.

Bitt-
gänge.

Merkwürdig und vielleicht in Nachahmung der Christen ist die Verordnung dieses maurischen Herrschers, bei großer Dürre und Mangel an Wasser solle die Bevölkerung Umgänge auf den Feldern halten, und dort voll Ergebung und Demuth an verschiedenen Stellen um Verzeihung aller Sünden bitten, und mit tiefgerührtem Herzen folgende Worte sprechen: „O Herr und barmherziger Allah! du hast uns aus nichts erschaffen und kennst unsere Irthümer. Um deiner Barmherzigkeit willen, o Herr! sieh nicht auf unsere Fehler, sondern nur auf deine große Barmherzigkeit und Gnade, denn du bedarfst unserer Dienste nicht. Herr, übe Barmherzigkeit an den unschuldigen Geschöpfen, an den bewußtlosen Thieren, an den Vögeln des Himmels, welche nicht finden, was sie verzehren sollen! Herr! sieh an die Erde, so du erschaffen, wie ihre Gräser und Pflanzen dahin welken, aus Mangel an Wasser! Herr! Allah! schließe uns auf deine Himmel, laß sie uns wiederkehren deine Gewässer, wiederkehren deine Lüfte, und schicke uns wieder deine göttlichen Gnaden, damit sie erfrischen, bethauen und aufs neue beleben die erstorbene Erde und ihre Kräuter, daß sie Erhaltung geben deinen Geschöpfen, und die Ungläubigen nicht sagen können, daß du deine Gläubigen nicht hörst, um der Barmherzigkeit willen und göttlicher Gnade; denn du bist mitleidig über alle Maßen. Herr, dich beten wir an, an dich glauben wir, von dir hoffen wir Vergebung unserer Irthümer und Beistand in unsern Nothen.“¹⁾

Mensch-
liche
Kriegs-
führung.

Nicht minder edel ist die Anordnung über die bei Begräbnissen abzuhalten Gebete. Von einem schönen, rein menschlichen Gefühle zeigen die Verordnungen über Sammlung und Vertheilung der Almosen, über die Art der Kriegsführung; es ward verboten in Feindes Land Kinder, Weiber, kraftlose Greise, Kranke und Mönche zu tödten. Einen bedeutenden Fortschritt im gesellschaftlichen Leben beweist das Gesetz, daß ein Todesurtheil nicht vollzogen werden dürfe, wenn die Verbrecher und deren Mitschuldige die That nicht eingestanden hatten, oder wenn nicht vier Augenzeugen gegen sie Zeugnis ablegen konnten. Streng sind die Verordnungen zum Schutze des Eigenthums.²⁾

Ende
Alfonso
XI.

Während König Iuſuf im Interesse seiner Reformen allen Ernstes nur die Fortdauer des Friedens wünschte, brannte Alfonso XI. vor Begierde nach neuen Kämpfen; seine bisherigen Erfolge hatten ihn zum Plane er-muthigt, die Mauren ganz aus Spanien zu vertreiben. Durch den zehn-jährigen Waffenstillstand war er aber vorläufig bis 1354 gebunden, und er war auch gesonnen, sein Wort dem Könige Iuſuf I. von Granada sowie Abu'l-Hasſan von Marokko gegenüber zu halten. Mit Freuden aber begrüßte er die Nachricht, daß Abu'l-Hasſan einer Rebellion im Jahre 1348 unterlegen und auf Tunis beschränkt worden sei. Den im eigentlichen Marokko herrschenden Rebellen gegenüber hielt sich Alfonso XI. nicht für gebunden und daher bereitete er sich zum Kampfe um den Besitz der Marokkaner in Spanien. Im Jahre 1350 gedachte er Gibraltar den Ungläubigen zu entreißen. Schon glaubten die Christen sich dieses Bollwerkes sicher, als der schwarze Tod am 27. März 1350 den König dahinraffte, der erst achtunddreißig Jahre

¹⁾ Conde, l. c. III, p. 150—151.

²⁾ Ibid. p. 151—155.

zählte. So groß war der Schrecken vor seinem Namen, daß die Mauren den Leichenzug nicht zu stören wagten, obschon die Pest im Heere gewaltig aufgeräumt hatte.¹⁾

Stolze Hoffnungen wurden mit diesem Könige begraben, denn nicht bloß zu Lande, sondern auch zur See errangen die Castilier unter diesem Herrscher die größten Erfolge; er hatte auch die unbändigen Großen niederzuhalten gewußt und der Krone wieder Ansehen verschafft. — Zur Zeit Alfonsos XI. wurde endlich auch der Streit zwischen der regierenden Linie des Hauses Castilien und der Seitenlinie de la Cerda²⁾ ausgeglichen. Schon im Jahre 1331 unterwarf sich Alfonso de la Cerda zu Burguillos dem Könige Alfonso XI. mit ehrlichem Verzicht auf alle Kronansprüche, wofür er mit reichen Gütern bedacht wurde.³⁾ Im Jahre 1344 aber sollte dieser Verzicht noch mehr belohnt werden, indem die canarischen Inseln mit Zustimmung Alfonsos XI. vom Papst Clemens VI. an Ludwig de la Cerda, den Sohn des Alfonsos de la Cerda, verliehen, und so die alten Ansprüche dieser Linie an Castilien ausgeglichen wurden.⁴⁾ Ungefähr um die gleiche Zeit erhielt Alfonso von Eduard III. von England ein dem Ansehen nach unbedeutendes Geschenk, welches aber eine Quelle des Reichthums für Spanien wurde, nämlich eine kleine Herde englischer Zuchtschafe, und bald konnte Spanien mit England in der Ausfuhr seiner Wolle wetteifern.

Die
Canari-
en.

Der Tod des Helden⁵⁾ verschaffte nicht bloß den Mauren Ruhe, sondern erschütterte auch Castilien auf viele Jahre. —

Pedro I. von Castilien, der Graufame (1350—1369), im Kampf um Selbständigkeit.

Alfonso hinterließ nämlich nur einen rechtmäßigen, dagegen acht unehe-liche Söhne. Königin war dem Namen nach Donna Maria, die Tochter Alfonsos IV. oder des Tapferen von Portugal; Königin in Wahrheit war Donna Leonor de Guzman, eine Frau von ebenso großer Schönheit als Kraft des Geistes und Charakters, die mit dem Könige öffentlich lebte und nach den Worten eines Chronisten „die Hand den Großen zum Kusse hinreichte, als ob sie die Herrin von Castilien wäre“, während die rechtmäßige Königin, sobald sie im Jahre 1334 dem Lande einen Thronfolger gegeben hatte, vom Könige vernachlässigt wurde. Don Pedro, der rechtmäßige

Don
Pedro I

¹⁾ Schirmacher, l. c. V, p. 239 f., 245.

²⁾ Vergl. Bd. V, S. 779 f., 782, 784, 790 dieses Werkes. 5. Aufl.

³⁾ Schirmacher, l. c. V, p. 179.

⁴⁾ Raynaldus, l. c. ad an. 1344, n. 39—50.

⁵⁾ Alfons XI. gilt auch als Verfasser und Veranlasser verschiedener Werke, einer Chronik seines Urgroßvaters, „Cronica del Don Alfonso el Onceno“, Madrid 1787, eines Buches „Über die Jagd“, „Über die Archive des Adels von Castilien“.

Thronfolger, damals fünfzehn Jahre alt, hatte seine Zeit in Sevilla zugebracht und in der Stille zubringen und die Demüthigungen seiner Mutter mitansehen müssen, während die Söhne der Kebsle an der Seite des Vaters zu Felde zogen, Ruhm erwarben, zu hohen Ehren und Reichthum gelangten. Heinrich, der älteste der Bastarde, geboren 1334, war Graf von Trastámara, sein Zwillingbruder Fadrique (Friedrich) war Großmeister vom San-Jago-Orden. Haß und Eifersucht waren die Gefühle, in denen Don Pedros Jugend sich verzehrte, und sie gaben dieser willensstarken Natur eine unglückselige Richtung für das ganze Leben.¹⁾

Verfolgung der Bastarde. Der Tod des Königs machte auf einmal alles anders. Pedro ward zum Könige ausgerufen, die Bastarde flohen, Donna Leonor wurde gefangen gesetzt, dem Haße der Königin geopfert und im geheimen hingerichtet. Don Pedro mußte nichts davon; er brachte seine Zeit mit der Jagd zu. Der Portugiese Albuquerque. Albuquerque, bisher der Erzieher des Kronprinzen, Großkanzler und erster Minister, hatte im Einvernehmen mit Donna Maria die Hinrichtung angeordnet: er war es, der regierte — ein thatkräftiger und strenger Mann; er schlug den Versuch der Bastarde und ihres Anhangs zu einer Schilderhebung nieder, zwang Heinrich und Fadrique, dem Könige zu huldigen, und drückte die Partei der Laras, welche nach der Gewalt trachteten, nieder. Unversöhnlich opferte er seine Gegner, auch bis auf die letzten Sprossen sie durch Gewalt oder Arglist zu vernichten bestrebt. Unter diesem fürchterlichen Manne wurde Don Pedro in die Anfänge der Kunst zu regieren eingeweiht.²⁾

Maria de Padilla. Albuquerque leitete den König bis 1353; er stürzte beim Versuche, sich unentbehrlich zu machen. Als Don Pedro Unabhängigkeitsgelüste zu äußern anfieng, suchte er ihn durch Erweckung einer Leidenschaft davon abzulenken und brachte eine heitere, geistreiche Schöne, Donna Maria de Padilla, in die Nähe des Jünglings: sie sollte Pedro nach seinen Winken leiten. Donna Maria wollte aber mehr sein als Buhlerin; insgeheim mit dem Könige vermählt, zeigte sie bald, daß sie Geist zu herrschen habe, und reizte den Mann, den sie liebte, sich von dem lästigen Vormunde zu befreien und selbst die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen; sie war es auch, die Pedro zur Aussöhnung mit seinen Stiefbrüdern trieb. Albuquerque hatte dabei im Einverständniß mit der Königin-Witwe die Verbindung Don Pedros mit einer französischen Prinzessin, mit Blanca von Bourbon, der Nichte König Johanns, betrieben, die ein Bild der Schönheit, Anmuth und Tugend war. Blanca kam mit glänzendem Gefolge nach Castilien, die Königin-Mutter gieng ihr bis Valladolid entgegen, aber nicht der Bräutigam — er blieb bei der Padilla, bis Albuquerque, von einer Reise nach Portugal zurückkehrend, ihn mit ernstern Worten an die Schmach mahnte, die er sich, die er Frankreich anthue. Endlich gieng der König zu seiner Braut, aber kaum war sie ihm vermählt, so würdigte er sie keines weiteren Blickes: er verließ seine Gemahlin nach kurzem Aufenthalt in Valladolid, wies ihr in der Nähe einen Wohnort an und — sah sie seitdem nie

¹⁾ Lopez de Ayala, Cronica del rey Don Pedro, Cronica del rey Don Enrique II., con las encomiendas de Zurita y las notas de Don Eugenio de Flaguno Amirola, Madrid 1779. — Prosper Mérimée, Histoire de Don Pedre. Übersetzt Leipzig 1864. — Schirrmacher, l. c. V, p. 241—502.

²⁾ Prosper Mérimée, l. c. chap. 3—4.

wieder. Der grollende Minister Albuquerque wurde in Ungnade entlassen, die Königin-Mutter erhielt den Befehl, sich nach Portugal zu ihrem Vater zu begeben. Und wie seiner rechtmäßigen Gemahlin, so that der König bald darauf der schönen Donna Juana de Castro; er warb um ihre Liebe, bot ihr Hand und Krone an, erklärte, die Ehe mit Blanca sei nichtig; es fanden sich zwei charakterlose Prälaten, die durch Drohungen eingeschüchtert dies bestätigten, nämlich die Bischöfe von Salamanca und Avila. Die Ehe wurde 1354 in der Kirche eingesegnet; aber kaum im Besitze der neuen Gemahlin, verließ er sie schon wieder am Tage nach der Hochzeit und ließ ihr ein Landgut für ihre verlorene Ehre anbieten — all das nur, um in einem Liebeszwiste der Padilla zu zeigen, daß er auch eine andere lieben könne. Bald waren die Padillas wieder mächtiger als je.¹⁾

Pedros Regierung ist ein steter Krieg, bald gegen Aragonien, bald gegen unbändige Vasallen. Namentlich im Kampfe gegen seine Großen hat Pedro seine fürchterliche Thatkraft, seine schreckliche Unbekümmertheit um Recht, Billigkeit und Herkommen bewiesen. Alles schien ihm erlaubt, wenn es galt, einen Großen zu fällen, dessen Macht ihm furchtbar, dessen Gesinnung ihm verdächtig war.

Zuerst erhoben sich seine Brüder im Bunde mit dem greisen Albuquerque gegen ihn; der Plan war, ihn zu entthronen und den Infanten Pedro von Portugal an seiner Stelle zum Könige von Castilien auszurufen. Die eigene Mutter trat dem Bunde bei, viele Große, viele Städte schlossen sich an, besonders Toledo. Als Pedro die ganze Größe des Plans seiner Gegner und der Gefahr für sich erkannte, gab er Befehl, die Königin Blanca nach der Burg von Toledo zu bringen. Der Anblick der schönen unglücklichen Frau, die keine Klage vernehmen ließ, deren Thränen, Sanftmuth und Frömmigkeit aber umso beredter sprachen, rührten das Volk von Toledo. Bald war die Königin im Schlosse nicht Gefangene, sondern Herrscherin, und die Toledaner setzten sich mit den Aufständischen in Verbindung, welche fortan den Namen der Königin auf ihr Banner schrieben, um das Volk zum Kampfe gegen den König fortzureißen. Vergebens berief sich Pedro auf einen vor kurzem geschlossenen Vertrag, um den König von Aragonien zur Hülfeleistung zu bewegen; vergebens ließ er Albuquerque durch dessen Arzt vergiften:²⁾ auch der Todte wurde ihm schädlich und seine Leiche von den Mannen auf einer Bahre mit auf den Zügen fortgetragen. Der Abfall der Städte, der Großen nahm zu. Der Kreis seiner Getreuen wurde immer enger; wie ein wildes Thier ward der König zuletzt im Netze der Liga gefangen und mußte sich nach Toro begeben, um dort mit seinen Gegnern zu verhandeln.³⁾ Hier mußte Pedro im Jahre 1354 seine Feinde, seine bitter gehassten Brüder zu Gnaden aufnehmen — er that es, wenn ihm auch dabei Thränen aus den Augen stürzten. Seine bisherigen Diener wurden gefangen gesetzt und von den Siegern die Kämmerer des Königs und die Großbeamten seines Reiches ernannt. Don Pedro selber war ein Gefangener, niemand durfte zu ihm ohne Erlaubnis seiner Gegner.

¹⁾ Prosper Mérimée, l. c. chap. 6—7.

²⁾ Dagegen Schirrmacher, l. c. V, p. 312.

³⁾ Prosper Mérimée, l. c. chap. 8.

wieder
frei.

Don Pedro ertrug sein Unglück mit Ruhe und Stolz, bis die Sieger uneins wurden, und die Eifersucht, mit der sie die Stellen unter sich vertheilten, ihnen die Städte abwendig machte. Die Städte fühlten bald, daß sie aus der Macht eines tyrannischen Königs in die vieler habgieriger Herren übergegangen waren. Don Pedro entkam während eines dichten Nebels aus Toro. Von Segovia aus forderte er dann seine Mutter zur Herausgabe seiner Kanzlei und der Reichssiegel auf, die er in ihre Hände habe niederlegen müssen, sonst besitze er Silber und Eisen, um sich neue machen zu lassen. Die Mutter gab im ersten Schrecken nach, der Bund löste sich auf, viele Große suchten auf gute Bedingungen hin sich mit dem Könige zu vertragen: er konnte anfangs 1355 die Abgeordneten des Adels und des Volkes nach Burgos berufen. Diese bewilligten ihm Unterstützung an Mannschaft und Geld um diejenigen, welche den Frieden des Reiches gestört und sich an der Freiheit des Fürsten vergrißen hätten, zum Gehorsam zu zwingen.¹⁾

Charakter
Don
Pedros.

So war Don Pedro Sieger. „Das Unglück“, sagt sein begabter Biograph,²⁾ „reißt die Menschen vor der Zeit. Die Gefangenschaft in Toro wog in Pedro ganze Jahre von Erfahrungen auf. Selbst von seiner Mutter verrathen, wurde er jetzt argwöhnisch und mißtrauisch gegen alle seine Verwandten. Aus seinem Gefängnisse brachte er die Gefühle des Hasses und der Verachtung gegen den Adel mit, welcher, nachdem er ihn besiegt hatte, sich niedrigerweise die Früchte des Sieges ablaufen ließ. Aber er hatte die Macht seiner Gegner kennen gelernt und alle Waffen waren ihm zu ihrer Bekämpfung recht. Hinterlist und Eibbrüchigkeit erschienen ihm als gerechte Wiedervergeltung. Bis dahin war er heftig und ungestüm gewesen, jetzt lernte er seine Züge zu beherrschen und Vergessenheit angethaner Beleidigungen zu heucheln, bis er sich rächen konnte. Früher wollte er ebenso ehrlich und gerecht sein, jetzt glaubte er sich gegen große Verbrecher alles erlauben zu dürfen. Eine innige Überzeugung von der Gerechtigkeit ihrer Sache macht die Menschen gleichgiltig bei der Wahl der Mittel zu ihrer Durchführung. Der König lernte bald die Billigkeit hassen. Sein Aufwachsen in Mitte des Bürgerkrieges hatte ihn gegen den Anblick des Schmerzes verhärtet. Wenn man nur ihm gehorchte und ihn fürchtete, lag ihm wenig daran, die Liebe der Menschen zu erwerben, die er verachtete. Die Macht der großen Vasallen zu vernichten, seine Autorität über den Trümmern der Feudalthrannei aufzubauen, das war das Ziel, welches er sich von jetzt an vorsezte und mit unbeugsamer Hartnäckigkeit verfolgte.“

Im Mai 1355 kam der König wieder in den Besitz von Toledo, doch die Königin Blanca mochte er nicht sehen und ließ sie nach dem Schlosse Siguenza abführen, obschon er dem Papste, welcher mit dem Banne drohte, meldete, er behandle seine Gemahlin mit allen Ehren. Am 5. Januar 1356 war er auch wieder Herr von Toro. Seine Mutter mußte die Stadt übergeben, an

¹⁾ Schirrmacher, l. c. V, p. 320—322.

²⁾ Prosper Mérimée, l. c. chap. 9.

ihren Mannen ward blutige Rache genommen, sie selber mit spöttischer Ehrerbietigkeit behandelt. Don Fadrique wurde begnadigt, Don Heinrich begab sich nach Frankreich, um dort als fahrender Kriegshauptmann sein Brot zu verdienen. Bald war Castilien ruhig, der Adel demüthig. Ein Jude Samuel Levi, den er zum Leiter seiner Finanzen machte, wußte solche Ordnung in die Steuern zu bringen, daß Pedro bald auch der reichste Fürst von Spanien war: er fühlte sich jetzt so sicher, daß er seine Geliebte Maria de Padilla förmlich als Königin behandeln ließ.¹⁾

Pedros
Rache.

Pedros I. von Castilien Stellung zu Pedro IV. von Aragon und zu Pedro I. von Portugal.

Und nun erhob Peter der Grausame den Krieg gegen Aragonien (1356). Haß wegen Vertragsbruchs war der eigentliche Grund. Er beschuldigte Pedro IV. von Aragonien (Don Pedro IV. el ceromoniado)²⁾ (1336 bis 1387) der hinterlistigsten Pläne. Eine Beschimpfung der castilischen Flagge gab den Anlaß, sowie die abschlägige Antwort auf seine Forderung, daß ihm die nach Aragonien geflüchteten Castilianer ausgeliefert würden. Der Aragonese berief dagegen Heinrich von Trastamara aus Frankreich, einen Mann von rastloser Thätigkeit im Kriege und im Frieden,³⁾ in seinen Dienst, der ihm Lehenshuldigung als seinem natürlichen Herrn leistete, und mit vielen Schlössern beschenkt wurde. Die Grenzgebiete beider Reiche wurden entseßlich verheert. Endlich trieb der Legat des Papstes zum Waffenstillstande, vom 13. Mai 1357 bis September 1358, der aber nicht zum Frieden führen wollte. Vielmehr war Pedro IV. im Jahre 1358 eifrig daran, eine starke Coalition gegen Pedro I. zusammenzubringen. Indes räumte Don Pedro I. unerbittlich seine Gegner aus dem Wege, darunter drei seiner Stiefbrüder, in denen er nur Todfeinde sah. Zuerst wurde Don Fadrique, der des Einverständnisses mit Don Pedro IV. beschuldigt wurde, ermordet, obschon Großmeister von San Jago. Er war gewarnt von der Padilla; er kam aber doch nach Sevilla auf die Burg und wurde hier, am 29. Mai 1358, auf Befehl und vor den Augen des Königs im Hofe erschlagen; dann begab sich der König von der Leiche seines Bruders hinweg zu Eische.⁴⁾

Krieg
mit Ara-
gonien
1356
bis 1358.

Ermor-
dung
Fad-
riques

In ähnlicher Weise, mit nicht geringerer Treulosigkeit, schaffte Don Pedro sich zu Bilbao den Infanten von Aragon, Don Juan, vom Hals. Dieser Don Juan war einst theilhaftig an jener Verschwörung, welche die Gefangenschaft Pedros I. in Toro zur Folge hatte. Für seinen Übertritt zu Pedro I. wurde ihm von diesem die Herrschaft über Biscaya zugesprochen. Nach der Ermordung Don Fadrriques nun begab sich Pedro I. mit Don Juan nach Biscaya, scheinbar zur Erfüllung des Versprechens, in Wirklichkeit um ihn zu vernichten. Pedro I. forderte unter der Eiche von Guernica, wie er es dem Infanten versprochen,

und
Don
Juan's.

¹⁾ Prosper Mérimée, l. c. chap. 9. — Schirrmacher, l. c. V, p. 323—337.

²⁾ Er nannte sich: „Wir Pedro (Nos En pere), durch die Gnade Gottes König von Aragon, von Valencia, Majorca, von Sardinien und Corsica, Graf von Barcelona, Roussillon und der Cerdagna.“ Vergl. Gams, Kirchengeschichte Spaniens, III, 1, S. 286.

³⁾ Prosper Mérimée, l. c. chap. 10. — Mariana, Hist. de la Espannas. lib. XVII, 1.

⁴⁾ Schirrmacher, l. c. V, p. 337—355.

die Stände von Biscaya auf, Don Juan als ihren Herrn anzuerkennen. Da erhob sich der Ruf: „Niemals wird Biscaya einen andern Herrn anerkennen, als den König von Castilien!“ Das schmeichelte Pedro. Der Infant merkte, daß er getäuscht sei, wurde aber durch das Versprechen beschwichtigt, in Bilboa würden sich die Biscayer schon zur Huldigung für ihn bewegen lassen. Allein in Bilbao ward Don Juan im Palaste, am 12. Juni 1358, mit einem Kolben zu Boden geschlagen, dann sein Leichnam mit dem Rufe: „Das ist der, welcher mit Unrecht danach trachtete, euer Herr zu sein!“ unter das Volk geworfen.¹⁾

Seefrieg.

Der Streit mit Aragonien erneuerte sich. Der König von Castilien ward vom Könige von Aragonien zum Zweikampfe herausgefordert. Der Krieg war jedoch von 1358 bis 1359 insbesondere Krieg zur See. Umsonst mahnte ein päpstlicher Gesandter: der Heilige Vater betrachte den König von Castilien als den Schild der gesammten Christenheit und es jammere ihn, zu sehen, wie er seine Waffen gegen einen katholischen Fürsten wende, anstatt seinen glorreichen Vorfahren, welche so tapfer gegen die Feinde des Glaubens stritten, nachzueifern. Die Forderungen, welche Don Pedro stellte, konnte der Aragonese nicht annehmen: nicht einmal ein Waffenstillstand von einem Jahre konnte erzielt werden.

Seeschlacht
bei Barcelona.

Kanonen.

Pedro dürstete nach Blut. Er ließ Geiseln, die sich in seiner Hand befanden, Eleonore, die verwitwete Königin von Aragon, die Schwester seines Vaters, erdrosseln. Kein Castilianer wagte Hand an die Schwester des großen Alfonso XI. zu legen — afrikanische Sklaven mußten ihr den Tod geben. Donna Juana de Lara, die Gemahlin seines Stiefbruders Tello, wurde in Sevilla vergiftet. Bei Barcelona kam es am 10. Juni 1359 zur Seeschlacht, bei welcher schon Kanonen mit einiger Genauigkeit angewendet wurden, die Castilianer mußten sich jedoch zurückziehen. Auch in einem Gefechte zu Lande bei Araviana am 22. September hatte Don Pedro kein Glück, sein treuester Anhänger Hinestroja fiel, von seinen Untergebenen verlassen. Pedro sah darin eine Verschwörung des ganzen Adels zu Gunsten seiner Stiefbrüder und ließ darum die zwei jüngsten dieser Brüder, Don Juan, der neunzehn Jahre alt, und Don Pero, der vierzehn Jahre alt war, in seinem Schlosse Carmona hinrichten.²⁾

Mord
der
Brüder.Don
Enri-
que.

Diese Maßregeln verbreiteten Entsetzen und nützten nur seinem ältesten Bruder, Heinrich von Trastamara, der als der Vertheidiger seiner Familie und der Freiheiten des Landes erschien und die Hoffnung aller Gegner des tyrannischen Königs wurde.

Der König von Aragon, Don Pedro IV., unterstützte Heinrich anfangs nicht hinlänglich. Don Pedro I., überall Verrath witternd, ließ Köpfe genug in Castilien abschlagen. Ein Priester warnte ihn auf Grund einer Erscheinung, die ihm geworden: wenn er sich nicht bessere, so werde ihn sein Bruder Heinrich mit eigener Hand tödten. Pedro aber hielt den Geistlichen für einen heimlichen

¹⁾ Mariana, l. c. lib. XVII, 2. — Prosper Mérimée, l. c. chap. 11. — Schirmacher, l. c. V, p. 320, 356 f.

²⁾ Mariana, l. c. lib. XVII, 3. — Prosper Mérimée, l. c. chap. 12 u. 13.

Abgesandten seines Feindes und ließ ihn vor seinem Lager lebendig verbrennen. Bei Najera siegte er indes am 1. Mai 1360 mit 15.000 Mann über ein 3000 Mann starkes Heer seines Bruders Heinrich, und um dieselbe Zeit nahm sein Hauptmann Borzo an der afrikanischen Küste vier aragonische Schiffe weg.¹⁾

Pedros I. Stellung gestaltete sich nach diesen Erfolgen umso günstiger, als er schon seit 1358 ein Schutz- und Trugbündnis mit dem Könige Pedro I. von Portugal geschlossen hatte und dasselbe nach der Schlacht bei Najera erneuerte und erweiterte.²⁾ Drei Könige mit dem Namen Pedro herrschten damals auf der Halbinsel: Pedro I. der Grausame von Castilien (1350—1369), Pedro IV. von Aragonien (1336—1387) und Pedro I. von Portugal (1357—1367). Auch der Portugiese kämpfte gegen den Adel seines Landes und gieng nie aus ohne eine Peitsche in seinem Gürtel und ohne einige Henker in seinem Gefolge; auch er verstand unter Gerechtigkeit Niedermachung seines Adels, Hinrichtung aller derer, die im Verdacht standen einer Verbindung mit seinen Gegnern oder die je einen seiner Befehle schnell zu vollziehen gesäumt hatten.³⁾ Nur trat der Portugiese offener auf als der Castilier, der mit tiefster Heuchelei seine Opfer sicher zu machen und dann plötzlich zu vernichten wußte.

Die
drei
Peder.

So ernannte Pedro I. von Castilien gerade zu dieser Zeit einen Edelmann, Gutier Fernandez, zu seinem Unterhändler mit dem päpstlichen Legaten. Raum war er aber am 7. September 1360 zur Stelle gekommen, so wurde er mit Söldnern umstellt und ihm bedeutet, daß er sich zum Tode vorbereiten müsse. Mit Mühe erhielt er die Erlaubnis, noch vor der Enthauptung einen Brief an den König zu schreiben; er betheuerte darin seine Tugend und Unschuld, nur seinem Freimuth schreibe er sein Schicksal zu, und schloß mit den Worten: „Dieses ist mein letzter Rath: Wisset, wenn Ihr nicht das Schwert in die Scheide steckt, und nicht aufhört, Köpfe, wie meiner ist, fallen zu lassen, so werdet Ihr Euer Königreich verlieren und Eurer Person Gefahr zuziehen. Denkt an mich; ein treuer Diener beschwört Euch in einer Stunde, wo er nur die Wahrheit sagen darf.“ — Vier Tage darauf wurde der Jude Samuel Levi, bisher der Finanzminister des Königs, plötzlich gefangen gesetzt sammt all seinen Verwandten und so schrecklich gefoltert, daß er unter den Qualen den Geist aufgab. Seine Schätze und die seiner Verwandten zog der König ein. Der Jude hatte ihm als Blutegel gedient; jetzt, da er sich vollgesogen hatte, streute er Salz auf ihn.⁴⁾

Pedros
Arglist.

Beide Pedros, der von Portugal wie der von Castilien, haben den Beinamen „der Grausame“ erhalten und verdient; beide verstanden und verbanden sich, wie gesagt, aufs neue im Jahre 1360, so daß Pedro von Castilien mit erhöhtem Muthe im Januar 1361 den Kampf gegen Aragon eröffnen konnte. Doch kam es diesmal zu keinen bedeutenden Kriegseignissen,

¹⁾ Mariana, l. c. lib. XVII, 5. — Prosper Mérimée, l. c. chap. 13. — Schirmacher, l. c. V, p. 374—378.

²⁾ Schirmacher, l. c. V, p. 382.

³⁾ Die Geschichte von Portugal wird im Bd. VII dieses Werkes im Zusammenhang mit den großen Entdeckungen erzählt werden.

⁴⁾ Prosper Mérimée, l. c. chap. 13. — Schirmacher, l. c. V, p. 382—388.

weil der schlaue Aragonier den damaligen Usurpator Mohammed VI. von Granada durch ein Bündniß dem Castilier in den Rücken hegte. Pedro I. von Castilien mußte nun die Hände frei haben gegen Granada, seinen abtrünnigen Vasallen, und daher gelang es dem päpstlichen Legaten, zwischen Castilien und Aragon den Frieden von Calatayud am 13. Mai 1361 zustande zu bringen.¹⁾

Sicher nur mit Widerwillen hat der Castilier diesen Frieden unterzeichnet, er rechnete auf eine baldige Gelegenheit, seinen Gegner Pedro IV. neuerdings zu demüthigen. Vorläufig aber ergoß sich die Schale seines Grammes über Mohammed von Granada.

Pedro I. von Castilien und das Königreich Granada.

Zuñuf I. König Zuñuf I. von Granada war nämlich 1354 in der Moschee von einem Rasenden ermordet worden und ihm sein Sohn Abu Abdallah Mohammed V. in der Regierung gefolgt, ein befähigter, gebildeter, namentlich aber wohlwollender Mann, dem die Drangsale und Bekümmernisse seiner Unterthanen zu Herzen giengen, und der besonders übertriebenem Luxus steuern wollte, dadurch aber bei den schlechten, verdorbenen Höflingen sich verhaßt machte, während das gesammte Volk mit Ehrfurcht und Liebe zu ihm aufblickte. Dennoch erlag er schon 1359 einer Volksbewegung, an welcher seine Stiefmutter, die Sultanin-Witwe, am meisten schuld war, weil sie ihren Lieblingssohn Ismail auf den Thron bringen wollte.

Abu Salim. Die Bewegung brach in einer Nacht plötzlich aus: der Bezier wurde ermordet, dem Könige gelang es mit Mühe, verkleidet aus dem Palaste nach Cadix zu entfliehen. Ismail II. wurde als König von Granada ausgerufen und meldete schriftlich dem Könige von Castilien seine Thronbesteigung und bat ihn, als seinen obersten Lehensherrn, um seine Anerkennung. Pedro I., damals noch im Kriege mit Aragon, konnte in diese Verhältnisse nicht eingreifen. Darum suchte Mohammed V. Hilfe in Fez. Der König Abu Salim nahm ihn hier am 27. November 1359 großmüthig auf, ohne aber sogleich die gewünschte Kriegshilfe zu leisten; man wartete das Eingreifen Pedros I. von Castilien ab. Während dieses Zuwartens wurde Ismail II. von Abu Abdallah, einem Verwandten, der am meisten zu seiner Erhebung beigetragen und die Würde eines Beziers von ihm erhalten, aber bei dem weichlichen und weibischen Wesen Ismails die Hoffnung gefaßt hatte, selber auf den Thron zu gelangen, am 20. Juni 1360 entthront. Ismail flüchtete in den Alcazar, der aber in die Hände der Gegner fiel, und wurde auf dem Wege ins Gefängnis, zu dem ihn die Sieger verurtheilten, in Stücke gehauen. Abu Abdallah wurde von dem entzögerten Heere als Mohammed VI. zum Könige ausgerufen und suchte dessen Häupter durch Vertheilung des Schatzes an sich zu ketten, versäumte aber Don Pedro I. sofort zu huldigen, vielmehr verband er sich sogleich mit Don Pedro IV. von

¹⁾ Schirrmacher, l. c. V, p. 382, 388 ff.

Aragon. Daher erhielt Mohammed V. von Pedro I., der jetzt mit Aragon Frieden geschlossen hatte, die Hilfe zugesagt. Er kehrte nun mit Hilfstruppen Abu Salims im August 1361 nach Spanien zurück, zog nach Ronda, das sich für ihn erklärt hatte, und ein castilisches Heer vereinte sich auch mit dem seinigen im September 1361. Sechsmal brachen die Verbündeten bis anfangs April 1362 ins Gebiet von Granada ein und nahmen eine große Zahl von festen Plätzen, wovon aber diejenigen, welche durch bloß castilische Streitkräfte gewonnen wurden ins Eigenthum Pedros I. übergingen.¹⁾

Mohammed V.

Mohammeds VI. Herrschaft gerieth ins Schwanken.²⁾ Zwar hatte er sich mit dem Könige von Aragonien verbündet, doch von dieser Seite keine Hilfe erhalten. Zwar hatte er anfangs 1362 in einem blutigen Streifzuge die Grenztruppen bei Cadix aufs Haupt geschlagen und viele Gefangene im Triumphe nach Cadix gebracht, doch kam ihm dieser Sieg theuer zu stehen, denn Pedro unternahm darauf im Februar und März einen verheerenden und erfolgreichen Rachezug. Die Granadiner murrten über Mohammeds VI. Ehrgeiz, der ein Gewitter über ihr Land herbeigezogen habe.

Da beschloß Mohammed VI. plötzlich dem Grundsatz gemäß: „Küsse die Hand, welche du nicht abschneiden kannst“, Don Pedro durch vollständige Unterwerfung zu versöhnen. Unter den gefangenen Christen befand sich der Großmeister von Calatrava, der Bruder der Geliebten Don Pedros, ein Padilla. Mohammed VI. gab ihm und den andern Gefangenen nicht bloß die Freiheit, sondern auch kostbare Geschenke und bat um seine Fürsprache beim Könige. Der Großmeister rieth dem Mauren, das beste Mittel, Don Pedros Gnade zu erlangen, sei schleunige und unbedingte Unterwerfung. Da brach Mohammed VI. in der Stille mit all seinen Schätzen und 500 Begleitern nach Sevilla auf. „Er meinte, zweckmäßig zu handeln,“ sagt ein maurischer Geschichtschreiber, „wer aber Hilfe sucht, ohne sich an Gott zu halten, wird nicht wohl fahren. Ein solcher ist wie die Spinne, die sich ihre Wohnung selber baut; aber wie zart sind die Wohnungen solcher Spinnen!“³⁾ — Vor Don Pedro und seinen glänzenden Hof trat nun Mohammed VI., damit jener als Oberlebensherr für ihn gegen Mohammed V. entscheide, der die Mauren mit Füßen getreten habe. Wenn aber Pedro gegen Mohammed VI. entscheide, so möge er diesem und seinem Gefolge Erlaubnis ertheilen, sich über das Meer nach Afrika zu begeben und dort als Privatleute zu leben. Don Pedro antwortete ernst, Mohammed VI. habe weise gehandelt, ihm die Entscheidung anheim zu geben, und wies ihm und den Seinen Wohnung in Sevilla an.⁴⁾ Nach wenigen Tagen wurde er mit seinem Gefolge verhaftet und ihnen alle Kostbarkeiten entziffen. Mohammed VI. wurde am 27. April 1362 in einem purpurnen Kleide mit Spott auf einen Esel gesetzt und mit sieben- unddreißig seiner Emire auf ein offenes Feld vor die Stadt geführt, jeder einzeln an einen Pfahl gebunden, und ein Herold rief: „Seht hier die Gerechtigkeit, die unser König an Verräthern gegen ihren Herrn zu üben befiehlt!“ — Don Pedro

Mohammed VI. in Sevilla.

¹⁾ Schirmacher, l. c. V, p. 378—380, 392—395.

²⁾ Mohammed V. bemerkte bald, daß er durch diesen Bund mit dem Fremden beim eigenen Volk nur Abneigung gegen sich erwecke: „Nicht um aller Reichthümer, nicht um aller Macht der Erde willen, mochte er seinen unglücklichen Muselmännern so großen Schaden zufügen“, und bat deshalb im März 1362 Don Pedro, sein Heer zurückzuführen. Mohammed selbst kehrte nach Ronda zurück. — Conde, l. c. III, p. 169.

³⁾ Conde, l. c. III, p. 171.

⁴⁾ Prosper Mérimée, l. c. chap. 15. — Schirmacher, l. c. V, p. 397 f. Mohammed VI. wurde von den Spaniern Vermejo genannt.

Mohammed VI. soll den ersten Wurfspieß auf Mohammed VI. geschleudert haben, mit dem Rufe: „Hier ist der Bohn für den schlechten Vertrag, den ich deinetwegen mit dem Könige von Aragon habe schließen müssen, hier für die Burg Ariza, die ich durch dich verloren habe!“ Der verwundete Maure rief: „Gering ist deine Ritterlichkeit!“ und endete mit den übrigen bald unter den Wurfspießern der Castilianer. Der Maure hatte durch offenes Vertrauen seinen Zorn zu entwaffnen getrachtet, Don Pedro aber meinte, er habe kein sicheres Geleit gehabt und habe als Verräther an seinem Herrn den Tod verdient. Mohammed V. jedoch zog schon am 6. April wieder als König in Granada ein und bewies sich Pedro I. immer dankbar.¹⁾

Pedro I. von Castilien im Kampf gegen die Prätendenten.

So war Peter der Grausame! Im Sommer 1361 hatte er seiner Gemahlin Blanca von Bourbon im Schlosse von Medina Sidonia Gift reichen lassen,²⁾ — sie starb fünfundzwanzigjährig, zehn davon hatte sie ohne irgend eine Verschuldung als Gefangene zugebracht. Ihre Nebenbuhlerin, Maria de Padilla, überlebte sie nicht lange. Das Schicksal der unglücklichen Königin erweckte die tiefste Theilnahme; — sie zu schwächen, erklärte Don Pedro vor den Cortes in Sevilla, im Jahre 1362: Blanca sei nie seine Gemahlin gewesen und habe es auch nie sein können; denn er habe sich vor der Ankunft der Prinzessin heimlich mit Maria von Padilla vermählt; nur wegen der inneren Unruhen habe er dies nicht bekannt gemacht und sich den Schein einer Ehe mit Blanca gefallen lassen. Zeugen traten auf, welche der Trauung mit der Padilla beigewohnt haben wollten. Die Cortes erklärten darauf ihre Kinder für legitim und ihren zwei Jahre alten Sohn Alfonso für den Thronfolger. Und der Erzbischof von Toledo ließ sich herab, das Benehmen Don Pedros zu rechtfertigen! — so sehr waren die Cortes durch den Tyrannen eingeschüchtert.³⁾

Als aber der Thronfolger Alfonso schon am 18. October 1362 starb, besetzte sich Pedro I., seinen Töchtern von der Padilla, namens Beatrig, Constantia und Isabella, die Thronfolge zu sichern gegen die Ansprüche seiner Stiefbrüder Sancho, Heinrich von Trastámara und Tello, sowie gegen den Infanten Ferdinand von Aragon, der als Sohn der Eleonore von Castilien den Töchtern der Padilla und den illegitimen Stiefbrüdern Pedros I. gegenüber den Vortheil einer zweifellos legitimen Zugehörigkeit zum Hause Castilien besaß. Aus Haß gegen alle diese Prätendenten machte Pedro I. schon am 18. November 1362 sein Testament, worin Beatrig als Erbin erklärt und zugleich bestimmt wurde, daß sie ihren damaligen Verlobten, Infanten Ferdinand von Portugal, heiraten

¹⁾ Schirmacher, l. c. V, p. 396—398.

²⁾ Prosper Mérimée, l. c. chap. 15. — Schirmacher, l. c. V, p. 400 f., glaubt nicht an Vergiftung, sondern denkt an den damals in Andalusien wüthenden schwarzen Tod.

³⁾ Mariana, l. c. XVII, 4—5. — Prosper Mérimée, l. c. chap. 16. — Schirmacher, l. c. V, p. 402—404.

und mit diesem gemeinsam Castilien und Portugal regieren sollte. Für den Fall, daß diese Verlobung gelöst werde, sollte Beatriz in der Wahl eines Gatten frei sein, doch dürfe weder sie noch eine ihrer Schwestern sich mit einem Stiefbruder Pedros I. oder mit dem Infanten Ferdinand von Aragon vermählen; die Dabwiderhandelnde treffe der väterliche Fluch. Sollte Beatriz ohne legitime Leibeserben sterben, so treten ihre jüngern Schwestern unter den gleichen Bedingungen an ihre Stelle. Um jedem Streite vorzubeugen, den andern Thronprätendenten jede Aussicht zu nehmen, traf Pedro I. in diesem Testamente auch bezüglich einer etwaigen Vormundschaft die genauesten Bestimmungen. — Im Frühjahr 1363 wurde dieses Testament auch von den Cortes beschworen.¹⁾

Die
Thron-
präten-
dent.

Indessen war aber der zwischen Castilien und Aragon geschlossene Friede von Calatayud schon gebrochen. Von welcher Seite der erste Schritt geschah, läßt sich nicht ermitteln; ganz schuldlos war wohl der Aragonier so wenig wie der Castilianer. Pedro I. hatte sich ja nur widerwillig zu diesem Frieden entschlossen und wartete, seitdem er die Hände frei hatte, sicher nur auf einen Schein von Berechtigung zum Angriffe gegen Aragonien. Pedro IV. von Aragonien aber gab Anlaß zur Besorgnis durch seine Beziehungen zu Heinrich von Trastamara, dem gefährlichsten Feind Pedros I.

Heinrich
von Tra-
stamara

Dieser Heinrich hatte zwar, den Bestimmungen von Calatayud entsprechend, im Sommer 1361 Aragonien verlassen; er trieb sich seither als Söldnerhäuptling im südlichen Frankreich herum, verband sich mit den dortigen Söldnerbanden zu gemeinsamem Kriege gegen Pedro I. von Castilien und schloß am 18. August mit Johann von Frankreich einen Vertrag, wonach er gegen eine Rente von 10.000 Livres sich verpflichtete, die räuberischen Söldnerbanden aus Frankreich wegzuführen. Pedro IV. von Aragon mußte von diesen Plänen ebensogut wissen als Pedro I. von Castilien, der schon voll Mißtrauen gegen die Aragonier im Frühjahr 1362 nach Aragonien kam, um hier mit Pedro IV. die Verlobung seines Sohnes Alfonso mit der aragonischen Infantin Leonor ins reine zu bringen und um Vortehrungen zu treffen, gegen den bereits bekannten Plan Heinrichs von Trastamara, durch Aragon nach Castilien einzudringen. Bevor aber Pedro I. nach Aragonien kam, war Pedro IV., bereits im April, abgereist nach Perpignan, also eine Gegend, wo der gefährliche Heinrich sich eben herumtrieb. Dadurch mußte Pedro I. in seinem Verdachte bestärkt und zu Gegenmaßregeln bewogen werden.²⁾

und die
Söldner-
banden.

Pedro I. verband sich nun mit Karl dem Bösen von Navarra und Eduard III. von England. Pedro I. und Karl der Böse begannen sofort den Kampf, eroberten eine Reihe aragonischer Grenzcastelle, und am 11. Juni begann Pedro I. die Belagerung von Calatayud, das sich ihm am 29. August ergab, nachdem die ganze Umgegend sich schon hatte ergeben müssen. Hierauf ließ Pedro I. die Waffen ruhen, um im Frühjahr 1363 seine Eroberungen fortzusetzen. Wieder gewann er eine große Anzahl von Castellen, besonders Borja am 31. März und in der Umgegend von Valencia,

Erfolge
Pedros I.

¹⁾ Schirmacher, l. c. V, p. 404–406.

²⁾ Ibid. p. 408–414.

das er auch seit 21. Mai belagerte. — Jetzt erst trat ihm Pedro IV. entgegen, der in der Zwischenzeit sich meist in Frankreich aufgehalten und endlich am 27. März 1363 zu Monzon mit Heinrich von Trastamara einen Bund geschlossen hatte zur Eroberung Castiliens, wobei aber der sechste Theil des eroberten Gebietes dem Aragonier zufallen sollte. Statt des Kampfes eröffnete man jetzt Friedensverhandlungen, in deren Verlaufe Pedro I. von seinem Gegner die Ermordung der beiden Prätendenten Heinrich von Trastamara und des Infanten Ferdinand von Aragon verlangte. In der That wurde letzterer am 16. Juli 1363 auf Befehl Pedros IV. getödtet. Dagegen konnte Heinrich von Trastamara nicht beseitigt werden, da er seiner Söldner sicher und mit denselben dem Könige von Aragon unentbehrlich war. Daher ward zwischen beiden am 6. October 1363 eine neue Vereinigung unter gegenseitiger Geiselfstellung geschlossen. Nachdem auch Karl der Böse im August schon zu Pedro IV. übergetreten war, hatte dieser das augenscheinliche Übergewicht. Allein Mißtrauen und Saumseligkeit der Verbündeten war schuld, daß Pedro I. durch die Jahre 1364 und 1365 noch im Vortheile war. Ja er verstand es in hohem Grade, auch den Papst Urban V. für sich einzunehmen, während gleichzeitig Pedro IV. wegen seiner Säumigkeit in der Erfüllung seiner aus dem Besitze Sardinien's sich ergebenden Lehenspflichten, mit Bann und Interdict bedroht wurde. Als endlich im August 1365 Pedro IV. dem Papste gegenüber guten Willen zeigte, seiner Verpflichtung nachzukommen, war dieser aufs eifrigste bestrebt, zwischen beiden Pedros Frieden zu stiften und deren Streitkräfte zum Kampfe gegen die Mauren zu vereinigen. Dieser letzteren Idee sollten nach dem Wunsche des Papstes auch die großen Söldnerbanden, die noch immer Frankreich und auch das Gebiet von Avignon verheerten, dienstbar gemacht werden. In dieser Hoffnung schloß er bald darauf mit Karl V. von Frankreich und Pedro IV. von Aragon einen Vertrag, wonach jeder von ihnen 100.000 Goldgulden beisteuern sollte, damit Bertrand du Guesclin die Söldnerbanden vereinigen und nach Spanien abführen könne.¹⁾

Über 12.000 Schwerbewaffnete, im ganzen wohl 30.000 Söldner, brachte du Guesclin zusammen,²⁾ Franzosen, Bretonen, selbst Engländer, sehr viele mit Schuppenpanzern und Wämfern von gestickter Leinwand zugleich bedeckt. Die furchtbare Kunst der englischen Bogenschützen, deren Pfeil jeden Harnisch durchbohrte, so daß man von ihnen sagte: sie haben so und so viele Feinde im Köcher, statt: sie haben so und so viele Pfeile im Köcher, weil jeder Pfeil sicher einen Feind tödtete — hatte in Frankreich zur doppelten Bedeckung mit Schuppen und Kettenpanzern geführt. Den Spaniern waren diese Söldner in Bewaffnung überlegen, denn jene pflegten in den Scharmüßelkriegen mit den Mauren nur leicht sich zu decken.

¹⁾ Schirmacher, l. c. V, p. 409—446.

²⁾ Froissart, l. c. I, 2, chap. 198—199; éd. Kervyn, VII, p. 80 u. 497 f.

Präten-
dentens-
morb.

Urban V.
für
Frieden.

Du
Guesclin
nach
Spanien.

Die
große
Com-
pagnie.

Der Zug setzte sich 1365 in Bewegung; er kam Mitte November an Avignon vorüber, und der Papst mußte, um die Stadt vor Plünderung zu retten, die versprochene Summe sogleich anweisen. Am 1. Januar 1366 zogen die Söldner in Barcelona ein, von Pedro IV. festlich empfangen. Obwohl Pedro IV. die 100.000 Goldgulden sofort erlegte und bald noch 10.000 dazu gab, waren die Wildlinge doch von Plünderung und Gewaltthätigkeit nicht abzuhalten. Es galt, sie rasch zu einem richtigen Feldzuge zu verwenden. Da aber die bis in den Februar dauernde Friedensvermittlung des Papstes bei Pedro IV. nichts fruchtete, so blieb es also beim Kriegszustand zwischen den beiden Pedros und die Söldnerbanden wurden nicht gegen die Mauren von Granada, sondern gegen Pedro I. verwendet, was ja von vornherein in der Absicht Pedros IV. lag.

Pedro I. von Castilien sammelte sein Heer bei Burgos, um hier die Savine, die von den Pyrenäen her gegen ihn sich wälzte und durch Unzufriedene immer mehr sich vergrößerte, zu bestehen. Die Gefahr lehrte ihn keine Klugheit. Seine Cassen waren gefüllt und doch zeigte er sich geiziger als je. Feinde hatte er überall und doch benahm er sich stolzer und schroffer als je, obwohl der Feind zu übermächtig und die Aussicht auf Sieg fast ausgeschloffen war. Mitte März standen die Gegner schon auf castilischem Boden. Da verließ in Borja die Besatzung die Festung und gieng in Calahorra der Bischof mit den Vornehmen zu Don Heinrich über. „Seid König!“ rief du Guesclin, indem er Heinrich eine Krone überreichte. „Euer Feind Don Pedro weigert sich des Kampfes und erkennt dadurch selber an, daß der Thron Castiliens erledigt ist!“ Und die anwesenden Spanier riefen: „Castilien, Castilien für König Heinrich!“¹⁾ —

Pedros I. von Castilien Sturz, Wiedererhebung und Tod.

Der Vormarsch war von da ein wahrer Triumphzug: die Städte schickten Heinrich die Schlüssel entgegen, die Adeligen und Bürger wetteiferten, die Hand des neuen Königs zu küssen. Don Pedro wagte keine Schlacht, Verwirrung herrschte an seinem Hof; vergebens forderten ihn die Bewohner von Burgos auf, bei ihnen zu bleiben. König Pedro I. verließ noch im März 1366 Burgos, von maurischen Reitern gedeckt, und zog nach Toledo, wo auf seinen Befehl auch die Besatzungen der nicht haltbaren Grenzcastelle sich einfanden. Burgos ergab sich sogleich an Heinrich, als dieser die alten Freiheiten aufrecht zu halten schwor. Feierlich wurde der neue König hier am Ostertage, den 18. April 1366, gekrönt, verschwenderisch theilte er Ehren, Ämter und Schätze aus, du Guesclin bekam die Grafschaft Trastamara, Sir Calverly, der Engländer, erhielt die Grafschaft Carrion. Castilische Ricoshombres und fremde Hauptleute bekamen die sonst nur auf Mitglieder der königlichen Familie beschränkten Titel Graf und Marquis. Dann gieng der Marsch gegen Toledo, von wo Peter der Grausame, ohne jede Hoffnung sich Gehorsam zu verschaffen, nach Sevilla geflohen war.²⁾ Mit Jubel nahmen

¹⁾ Froissart, l. c. I, 2, chap. 198; éd. Kervyn, VII, p. 89 ff. — Prosper Mérimée, l. c. chap. 19.

²⁾ Schirrmacher, l. c. V, p. 450—454.

Abel und Geistlichkeit in Toledo Heinrich auf, welcher den dort verhassten und Peter anhänglichen Juden den Sold für die französischen Abenteurer auferlegte. Auch in Sevilla hielt Don Pedro sich nicht sicher, im Volke verbreitete sich die Nachricht, er habe dem Könige von Granada versprochen, den christlichen Glauben abzuschwören, und gedenke, wie einst Graf Julian, Religion und Vaterland zugleich zu verrathen. Schon wollte das Volk den Alcazar stürmen, als Peter gegen Portugal entfloh. Allein auch hier sollte er keine Hilfe finden. Seine Tochter Beatriz, mit dem Erbprinzen von Portugal verlobt, wurde ihm hier mit der Bemerkung zurückgeschickt, der Infant Don Ferdinand wolle sie nicht heiraten; der König aber ließ ihm sagen, daß er ihn weder empfangen, noch ihm eine Zuflucht gewähren könne. Mit Mühe erlangte Pedro I. sicheres Geleit durch die portugiesische Grenzprovinz und nur gegen hohen Lohn. Mit 290 Reitern stahl er sich nach Galicien durch, wo aber nur wenige Städte sich entschlossen zeigten, ihn als ihren legitimen König zu vertheidigen.¹⁾ Es blieb Don Pedro zuletzt nichts übrig, als Flucht nach den englischen Besitzungen im südlichen Frankreich, und von Corunna schiffte er sich nach Bayonne ein.²⁾

Peters
Flucht.

Heinrich
König.

Heinrich zog indes unter dem Jubel des Volkes in Sevilla ein. Der Schatzmeister Martin Yañes, welcher die Schätze Don Pedros hätte flüchten sollen, gerieth in die Gewalt des genuesischen Admirals Boccanegra, und dieser lieferte sie jetzt an Heinrich aus, 36 Centner Goldes und eine Menge Edelsteine. Der König von Granada schloß Frieden mit Heinrich. Dieser war jetzt seines Thrones so sicher, daß er den größten Theil seiner Söldner reich beschenkt entließ, nur du Guesclin mit 1500 Lanzen und Calverly behielt er bei sich. Die große Compagnie kehrte unter steten Kämpfen mit Castiliern und Aragonesen über die Pyrenäen zurück und hauste in Frankreich bald wieder wie früher. Du Guesclin, bisher als Feldherr, wurde jetzt als Diplomat von Heinrich verwendet, um Peter IV. von Aragonien, der die sofortige Auslieferung des ihm zufallenden Antheiles vom eroberten Castilien forderte, zur Geduld zu bewegen, um Karl V. von Frankreich aufzufordern, einen Angriff von Seite Englands zu verhindern.³⁾

Der
schwarze
Prinz.

In der That drohte dem neuen Könige Gefahr von den Engländern. Der Prinz von Wales, genannt der schwarze Prinz, hatte Don Pedro I. als König und Verbündeten empfangen und ihm sogleich seinen und seines Vaters Schutz verheißen; denn die Erhebung Heinrichs auf den Thron von Castilien war ja ein Werk der verhassten Franzosen, denen Eduard III. keinen

¹⁾ Während des Aufenthaltes Pedros I. in San Jago da Compostella geschah es, daß am 19. Juli 1366 vor seinen Augen der dortige Erzbischof Suero und der Domdechant ermordet wurden. Pedro I. selbst eignete sich die Schätze des erzbischöflichen Palastes an und nahm sie mit nach Bayonne. Daß Pedro I. den Mord gewollt, ja befohlen habe, sagen Pedro I. Gegner, während sein neuester Vertheidiger Schirmmacher von der ganzen Sache gar nichts sagt.

²⁾ Prosper Mérimée, l. c. chap. 19. — Schirmmacher, l. c. V, p. 454 f.

³⁾ Prosper Mérimée, l. c. chap. 20. — Schirmmacher, l. c. V, p. 454 f., 462.

Einfluß in Spanien gelten lassen wollte. Don Pedro versprach, die Kosten eines Zuges zu seiner Wiederherstellung zu decken und einige wichtige Häfen von Biscaya abzutreten; seine Töchter sollten mit englischen Prinzen vermählt werden. Der Vertrag ward am 23. September 1366 zu Libourne abgeschlossen. Karl dem Bösen von Navarra, der treulos immer mit zwei Parteien unterhandelte und sich zuletzt immer für die entschied, welche siegte oder die größten Vortheile gewährte, wurden für Gestattung des Durchzugs durch sein Land die Provinzen Guispucoa und ganz Alava, Logroño, Navarrete, Fitero, Trevino, Calahorra und Alfaro versprochen. Der schwarze Prinz schickte sein Silbergeschirr in die Münze, um Mittel zum Zuge zu gewinnen. Der Ruhm neuer Siege und großer Thaten lockte ihn, doch wollte er keinen Tyrannen auf einen Thron befördern und nahm Pedro das Wort ab, mild gegen seine Unterthanen zu sein: „Behandelt Eure Lehnleute gelinde; so lange Ihr Euch ihre Liebe nicht erworben habt, ist Eure Krone nie sicher!“ Don Pedro versprach in der Noth alles, was man von ihm verlangte.¹⁾

Vertrag
mit
Pedro
zu Li-
bourne.

Heinrich sah voll Sorge dem herannahenden Gewitter entgegen: er kannte die Treulosigkeit des Königs von Navarra, die Habgucht Pedros IV. von Aragonien, welcher jetzt schon die Übergabe der versprochenen Städte verlangte, obgleich Heinrich, ehe sein Thron besetzt war, den Nationalstolz schonen mußte. Heinrich that alles, um in Spanien selber die Mittel des Widerstandes zu bereiten. Von Natur leutselig und höflich, wußte er die Liebe seiner Unterthanen zu gewinnen, klug den stolzen Adel zu befriedigen. Die Stände bewilligten ihm noch im Jahre 1366 zu Burgos die nöthigen Steuern. So sah er jetzt gefasster der kommenden Gefahr entgegen.

Heinrich
rüstet.

Noch im Januar 1367 brach der schwarze Prinz von Bordeaux auf mit so viel Söldnern,²⁾ als er aufbringen konnte, und es strömten, nach Froissart, deren eine große Menge zusammen, „denn der Prinz war ein sehr mächtiger Herr und Pedro bezahlte guten Sold von den Schätzen und dem Golde, das er mitgebracht hatte.“³⁾ — Der Marsch gieng im Februar durch die berühmten Pässe von Roncevalles. König Karl von Navarra machte den Verräther, und ungehindert kam das Heer durch Navarra. Alle Anhänger Don Pedros erhoben jetzt ihr Haupt.⁴⁾ Heinrich ward vom schwarzen Prinzen durch einen Herold aufgefordert, seinen Ansprüchen auf die castilische Krone zu entsagen, er, der Prinz, stehe ihm für Begnadigung und schöne Stellung im Reiche Pedros! Heinrich antwortete: „Pedro hat so regiert, daß alle Leute, welche es wissen und verstehen, sich wunderten, daß man so lange Zeit seine Regierung geduldet hat. Bei den Gotthen, von denen wir stammen, war solches der Brauch: sie riefen den zum Könige aus, welcher ihnen am würdigsten schien, sie zu beherrschen.“

Die Eng-
länder in
Spanien.

¹⁾ Rymer, Foedera, p. 801. — Prosper Mérimée, l. c. chap. 20. — Schirrmacher, l. c. V, p. 457—461.

²⁾ Froissart, l. c. I, 2, chap. 201—203; éd. Kervyn, VII, p. 147 ff. Froissart nennt den König stets Dan Pierre.

³⁾ Prosper Mérimée, l. c. chap. 21.

⁴⁾ Der ganze Feldzug ist in lateinischen Distichen beschrieben von Walthar von Peterborough, bei Wright, Political poems and songs relating to English history. London 1859, I, p. 99—122. Du Guesclin wird darin Cleykyn genannt.

Die Wahl aller hat Uns nun das Königreich gegeben und die Ehre befiehlt Uns, es zu vertheidigen.“¹⁾

Zweite
Schlacht
bei
Najera,
3. April
1367.

So kam es denn zur Entscheidung durch das Schwert. Bei Najera oder Navarrète wurde am 3. April 1367 geschlagen. Da aber Heinrich den englischen Truppen zum großen Theile ungeschulte Spanier entgegenstellen mußte, so rieth du Guesclin, der Schlacht auszuweichen und den kleinen Krieg zu führen. Allein Heinrich fürchtete den Abfall der Seinen, wenn er keinen Muth zeige. Und so lieferte er die Schlacht, die trotz seiner und du Guesclins heldenmüthiger Tapferkeit verloren gieng. Du Guesclin wurde mit vielen Großen gefangen, Heinrich entfloß durch Aragonien nach Frankreich.²⁾ Unter den Gefangenen war auch Lopez de Ayala, der die Geschichte Don Enriques beschrieb und in dieser Schlacht sein Banner getragen hat.³⁾

Peter
unflug.

„Ist der Bastard todt oder gefangen?“ fragte am Abend der schwarze Prinz. Als man ihm bloß sagen konnte, man habe seine Spur verloren, rief er: „Dann ist so gut als nichts gethan!“⁴⁾ Und mit Recht; denn Don Pedro hatte in der Verbannung nichts gelernt und nichts vergessen: er wollte die gefangenen Ritter sogleich enthaupten lassen, weil sie einst von ihm abgefallen. Der schwarze Prinz rettete sie und sagte dem Könige geradezu, wenn er seine alten Irrthümer nicht ablege, so werde er sich gewiß zugrunde richten. Voll Zorn trennten sich beide Fürsten schon auf dem Schlachtfelde, die Mißstimmung wuchs dann mit jedem Tage: Eduard wollte in allem zurathe gezogen sein, und Pedro verlangte selbständig zu regieren. Eduard klagte über Vertragsbruch und Pedro über allzu hohen Preis der Hilfe. Bald erklärte der König dem Prinzen, er brauche das englische Heer nicht, welches nach Guyenne zurückkehren möge. Der Prinz verlangte Bezahlung und Auslieferung der Häfen Biscayas. Einstweilen blieben Pedros Töchter Geiseln der Engländer. Bald zeigte sich's, daß der König nicht zahlen könne. Enttäuscht und mit angegriffener Gesundheit kehrte der schwarze Prinz, wahrscheinlich im August, nach Aquitanien zurück.⁵⁾

Rückkehr
des
schwarzen
Prinzen.

Don
Pedro
unver-
besserlich.

Don Pedro I. aber bewährte die Unbeugsamkeit seines Charakters allenthalben: er wußte sich weder beliebt, noch durch Sammlung eines Heeres fürchtbar, sondern nur durch Grausamkeit verhaßt zu machen; er nahm Rache nicht bloß an den Rebellen, sondern auch an ihren Verwandten. Kein Haupt war vor ihm sicher. Die Zahl der Unzufriedenen wuchs mit jedem Tage, und bald ergingen in der Stille an Heinrich Aufforderungen, baldigst zu erscheinen und den verhassten Tyrannen zu stürzen.⁶⁾

Heinrich hatte beim Bruder des Königs Karl V. von Frankreich, beim Herzog von Anjou, damals Statthalter in Languedoc, freundliche

¹⁾ Froissart, l. c. I, 2. chap. 222—230; éd. Kervyn, VII, p. 159 f., 186 ff. — Prosper Mérimée, l. c. chap. 21.

²⁾ Froissart, l. c. I, 2. chap. 231—234; éd. Kervyn, VII, p. 200 ff.

³⁾ Tichnor, Geschichte der schönen Literatur in Spanien, I, S. 84—86. — Cronica del Rei Don Pedro p. Lopez de Ayala.

⁴⁾ E lo Bort es mort o près? — Non ay res fait. — Schirrmacher, l. c. V, p. 477.

⁵⁾ Froissart, l. c. I, 2. chap. 236—239, 241—242; éd. Kervyn, VII, p. 224 f., 236 ff., 239 f. — Schirrmacher, l. c. V, p. 477—482.

⁶⁾ Prosper Mérimée, l. c. chap. 22. — Schirrmacher, l. c. V, p. 484.

Aufnahme und Unterstützung gefunden. Auch der König von Frankreich unterstützte ihn, freilich insgeheim; denn er wollte Spanien dem Einfluß Englands entziehen und wagte doch noch nicht, offen mit England zu brechen. Täglich bekam Heinrich Botschaften aus Castilien, wie einzelne Anhänger für ihn rüsteten und wie der schwarze Prinz gewiß nie mehr Pedro unterstützen würde. Es erschienen viele bei Najera gefangene Franzosen und Castilier bei Heinrich, voll Verlangen, ihren Verlust wieder gut zu machen und Rache zu nehmen. Da der Waffenstillstand mit England zu Ende gieng, so gab der König von Frankreich reichlich Geld zum Zuge nach Castilien. Mitte August 1367 brach Heinrich auf mit nur 400 Lanzen, aber ausgewählten Kriegern zum Zug nach Castilien durch Aragon, obwohl Pedro IV., durch die erwähnte Säumigkeit Heinrichs in Ausführung der Vertragspunkte gereizt, mit Pedro I. Waffenstillstand und mit England Freundschaft geschlossen hatte.¹⁾

Zwar sollte der König von Aragonien jeden Versuch, durch sein Land zu gehen, mit Gewalt hemmen; allein Volk und Adel waren für das Unternehmen, und so gelangte Heinrich glücklich auf das rechte Ufer des Ebro. Hier warf er sich nieder, machte ein Kreuz in den Sand, küßte es und rief: „Bei diesem Kreuze, dem Bilde unserer Erlösung, schwöre ich, lebendig Castilien nicht mehr zu verlassen. In Castilien erwarte ich den Tod oder das Schicksal, das der Himmel mir aufspart!“²⁾ Calahorra erhob sich sogleich für ihn, 6000 Anhänger stießen dort zu ihm. Jetzt wuchs Heinrichs Macht mit jedem Tage. Vom Volke überall mit Freudenbezeugungen empfangen, zog er bald in Burgos ein. Der Aufstand verbreitete sich mit unglaublicher Schnelligkeit durch die Provinzen, und bald hielt sich Pedro in Sevilla nicht mehr für sicher: all seine Zeit und Mittel verwendete er auf die Befestigung von Tarmona. Mohammed V., der König von Granada, sandte ihm ein Heer, um Cordova wieder zu erobern, und Pedro gedachte durch ein Strafbeispiel an dieser Stadt die Rebellen für immer zu schrecken. Allein der Sturm auf Cordova mißlang, selbst die Frauen setzten sich dort zur Wehr. „Allah will uns die heilige Stadt nicht zurückgeben!“ riefen die Mauren und zogen entmuthigt heim. Nur Toledo hielt sich für Pedro; Heinrich, der es seit 30. April 1368 belagerte, vermochte nicht, es einzunehmen, obschon er durch Freundlichkeit und Schmiegsamkeit jeden Tag die Zahl seiner Anhänger mehrte. Auch die Städte im Norden Castiliens, die für Don Pedro waren, kamen jetzt in Noth und fragten bei ihrem Könige an, ob sie, um nicht sich Heinrich unterwerfen zu müssen, sich dem Könige von Navarra übergeben dürften. Da gab Pedro doch eine hochherzige Antwort: Lieber sollten sie sich Don Heinrich als dem Könige von Navarra unterwerfen; denn vor allem komme es jetzt darauf an, daß die Krone Castiliens ungeschmälert bleibe.³⁾

Der innere Krieg kam zum Entscheid, als Karl von Frankreich offen für Heinrich auftrat, mit ihm am 20. November 1368 ein Schutz- und Trugbündnis schloß und ihm du Guesclin mit einem Heere schickte.

¹⁾ Schirmacher, l. c. V, p. 478, 483, 486. — Prosper Mérimée, l. c. chap. 21.

²⁾ Prosper Mérimée, l. c. chap. 23. — Schirmacher, l. c. V, p. 486.

³⁾ Schirmacher, l. c. V, p. 486–489.

Du
Gues-
clin

Du Guesclin war seit der Schlacht von Najera der Gefangene des schwarzen Prinzen und wäre es wahrscheinlich noch lange geblieben, denn die Engländer mochten bei einem nahe bevorstehenden Kriege mit Frankreich ihm nicht den tüchtigsten Feldherrn freigeben, hätte nicht du Guesclin klug an den Stolz des Prinzen appelliert und sich eines Tages in einem Gespräche mit ihm den geehrtesten Ritter genannt, und auf des Prinzen Befremden, wie und warum, geantwortet: „Man sagt in Frankreich, daß Ihr mich so sehr fürchtet, daß Ihr nicht wagt, mich aus der Gefangenschaft freizulassen.“ — Da rief der Prinz stolz und für seinen guten Namen besorgt: „Messire Bertrand! Glaubt Ihr, daß wir Euch wegen Eurer Ritterlichkeit fürchten? Setzt Euer Lösegeld selber fest, und wenn es ein Strohhalme ist, will ich damit zufrieden sein!“ — Bertrand ließ sich das nicht zweimal sagen: „Obgleich ich ein ganz armer Ritter bin, so werde ich doch in den Säckeln meiner Freunde 100.000 Goldgulden finden und gute Bürgen haben.“¹⁾ — Und nun erbieten sich selbst englische Edelleute, Bertrand große Summen vorzuschießen, und eine Menge französischer Edelknechte kamen nach Bordeaux mit den Siegeln ihrer Herren, damit Bertrand für sie mit denselben die Summen selber bestimmen sollte, für die sie ihre Ehre verpfändeten. Der König jedoch erklärte, daß er allein die Zahlung des Lösegeldes übernehme, und sandte dem Feldherrn, den ganz Frankreich loskaufen wollte, überdies noch 30.000 Goldstücke, damit er sich eine Ausrüstung besorge. Bertrand konnte noch gefangene Freunde loskaufen und brach mit 600 Lanzen nach Spanien auf und stieß zu Heinrich vor Toledo. Die Hungersnoth begann schon in der Stadt sich vielfach fühlbar zu machen, und die Vertheidiger sandten an Pedro I. um schleunige Hilfe. Don Pedro säumte nicht, mit einem Heere zum Entsatz aufzubrechen.

frei,

nach
Spanien.

Heinrich aber beschloß, um nicht zwischen zwei Feinde in die Mitte genommen zu werden, Don Pedro nicht vor Toledo zu erwarten, sondern ihm entgegenzuziehen, — und er zog so schnell, daß es ihm gelang, jenen zu überraschen.

Pedro I. lagerte bei Montiel ohne Kunde vom Feinde, seine Leute hatten sich in die Dörfer der Umgegend größtentheils zerstreut. Auf einmal, am 14. März 1369, war du Guesclin mit Heinrich zur Stelle, Pedros I. Wache wurde gesprengt, seine Mauren niedergehauen; er selber rettete sich mit Mühe in das Schloß, das von Heinrich sorgfältig Tag und Nacht bewacht wurde und in welchem der Mangel an Lebensmitteln bald zu Unterhandlungen zwang. Pedro I. ließ du Guesclin sechs Städte als Eigenthum für sich und seine Nachfolger und dazu noch eine große Summe Geldes versprechen, wenn er ihm sein Leben und sein Reich rette. Du Guesclin theilte solchen Antrag seinen Freunden mit und diese erklärten: ein Versuch zum Verrath ermächtigt zum Verrath. König Heinrich, dem du Guesclin jetzt den Antrag offenbarte, versprach ihm das Doppelte, wenn er Pedro I. in seine Gewalt bringe. Du Guesclin äußerte sich dem Unterhändler gegenüber in einer Weise, daß Pedro I. glaubte, auf seinen Verrath rechnen zu können, und in der Nacht vom 22. zum 23. März 1369 kam Pedro I. ver-

Treffen
bei
Montiel.

¹⁾ Froissart, l. c. I, 2, chap. 243; éd. Kervyn, V, p. 245.

kleidet zu den Belagerern. Er wurde in ein Zelt geführt, wo er seinen Bruder Don Heinrich traf. Wie sich die Brüder sehen, stürzen sie im Borne aufeinander, ringen einige Zeit miteinander, und fallen dann auf ein Feldbett. Don Pedro kommt oben zu liegen und sucht nach dem Dolche des Bruders, um ihm denselben ins Herz zu stoßen. Ein Aragoneser packt aber Don Pedro beim Bein und wendet ihn um, so daß Don Heinrich oben zu liegen kommt, welcher seinen Dolch aufrafft und seinem Bruder ins Herz stößt.

So endete Don Pedro, „der Tiger von Castilien“, fünfunddreißig Jahre alt, ein Fürst, dem es weder an Geist, noch an Muth, noch an Thakraft fehlte, der vielleicht statt eines Tyrannen und Ungeheuers ein großer Herrscher geworden wäre, wenn er eine glücklichere Jugend, eine bessere Erziehung genossen hätte. Von der Strenge, mit der er Recht sprach, hat er beim spanischen Volke den Namen Don Pedro der Richter (El Justiceiro).¹⁾

Don
Pedros
Tod.

Heinrich II. (genannt der Hochherzige, aber auch der Bastard) ward nun sofort im ganzen Reiche als König anerkannt, trotz der Anstrengung der Könige von Portugal, Aragon und Navarra, welche Ansprüche auf die Krone machten. Auch der Herzog von Lancaster und der Graf von Cambridge, die Söhne Eduards III., sprachen im Namen ihrer Gemahlinnen Constanze und Isabella, der Töchter Peters des Grausamen, die Krone an, der Herzog von Lancaster nahm sogar den Titel eines Königs von Castilien an. Die Kriegsführung seiner Gegner war jedoch schlaff, und so siegte Heinrich über alle seine Nebenbuhler und behauptete die Krone bis zu seinem Tode. Heinrich starb 1379, von seinem Volke bedauert, dessen Herz er durch seine Deutseligkeit, seinen Edelmuth, seine ritterliche Tapferkeit und die Sorge für dessen Bedürfnisse gewonnen hatte. Pedro von Aragonien nahm er alle von ihm besetzten Landstriche von Castilien wieder ab und sicherte endlich den Frieden durch Vermählung seines Sohnes und Nachfolgers Johann I. (1379 bis 1390) mit Eleonore, der Tochter Pedros IV. von Aragonien. Für die Hilfe, welche ihm Karl V. von Frankreich geleistet, zeigte er sich dankbar in dem Kriege, den Karl gegen England führte.²⁾

Heinrich
II.
1369
bis 1379.

Damit kehren wir wieder zur Betrachtung der Geschichte Englands und Frankreichs zurück. —

Ende des schwarzen Prinzen und Eduards III.

Krank und arm an Geld war der schwarze Prinz³⁾ aus Spanien zurückgekehrt. Aquitanien sollte ihm jetzt seine Ausgaben ersetzen. Eine Steuer ward nach der andern aufgelegt, schlechtes Geld ausgegeben zu einer Zeit, wo in

¹⁾ Mariana, l. c. XVII, 13. — Prosper Mérimée, l. c. chap. 23.

²⁾ Mariana, l. c. XVII, 14—19.

³⁾ The history of Edward, Prince of Wales, commonly called the black Prince by Bicknell. London 1777.

Frankreich das Münzwesen wieder in Ordnung kam. Klagen wurden laut, die Gasconner erklärten, unter Frankreich seien sie nie so behandelt worden, fanden aber bei dem durch sein Leiden verbitterten schwarzen Prinzen kein Gehör. Dazu kam der Gegensatz des Charakters: die Bewohner des Südens waren beweglich, reizbar, die Engländer hochfahrend, schweigsam und unverträglich.¹⁾ Die Erbitterung stieg so hoch, daß viele Herren, Capitel und Städte in der Gascogne und von Guyenne sich am 30. Juni 1368 klagend an den König von Frankreich wandten, als ihren Oberherrn, der auf die Rechte seiner Krone und auf die Oberherrschaft über ihr Land nie hätte verzichten können.

Wie willkommen war diese Klage für Karl V.! Er gab den Gesandten nicht bloß schöne Versprechen, sondern auch glänzende Geschenke, bewirtete sie mehrere Monate hindurch, gewann sie ganz für sich, und sie gewannen wieder andere, und die Bewegung stieg im Süden, und die englische Herrschaft ward unterhöhlt.²⁾ Von seinen Siegen und seinem Ruhme geblendet, verachtete der schwarze Prinz alle üblen Anzeichen, bis er auf einmal im Januar 1369 die Vorladung vor den Pairshof von Paris erhielt. Zwar hatte im Frieden von Bretigny Karl auf die Oberherrschaft über die englischen Besitzungen verzichtet und England dafür auf seine Ansprüche an die französische Krone, allein Karl V. erklärte, die Bedingungen des Verzichts seien nicht eingehalten worden und darum lade er den schwarzen Prinzen vor, um sich über die Beschwerden seiner Unterthanen zu verantworten. — „Ich werde kommen,“ erwiderte der schwarze Prinz, „aber mit 60.000 Mann und die Sturmhaube auf dem Kopfe; es wird 100.000 Menschen das Leben kosten.“³⁾ Doch es war eine leere Drohung, denn der Sieger in so vielen Schlachten war nur noch ein Schatten seiner selbst. Im ersten Aufflammen seines Zornes ließ er die Boten, die ihn vorgeladen, ins Gefängnis werfen; der eine von ihnen starb darin.

Diese Mißhandlung war in der Gascogne das Zeichen zum Aufstand. Karl V. mischte sich jedoch noch nicht in den Krieg, errang aber einen diplomatischen Sieg über England, indem er die Vermählung seines Bruders, des Herzogs Philipp von Burgund, mit Margareta, der Erbtöchter Ludwigs von Flandern, von Nevers und Rethel und Erben von Artois und der Franche-Comté am 12. April 1369 zustande brachte und so die Größe des Hauses Burgund begründete. Erst als er sich hinlänglich gerüstet wußte, sandte Karl V. dem Könige von England die förmliche Kriegserklärung, und zwar durch einen einfachen Küchenjungen, weil der schwarze Prinz seine vornehmen Sendboten mißhandelt habe.⁴⁾

¹⁾ Trefflich schildert Froissart den Gegensatz der Volkscharaktere, I, 2, S. 245 u. 252 ff.; éd. Kervyn, VII, p. 252 f., 274 f.

²⁾ Froissart, l. c. I, 2, chap. 252—253; éd. Kervyn, VII, p. 274 ff.

³⁾ „Nous irons, mais ce sera le bassin en la tête et soixante mille hommes en nostre compagnie . . . Il en coutera cent mille vies.“ Froissart, l. c. I, 2, chap. 254 f.; éd. Kervyn, VII, p. 287 ff. — Coville, l. c. p. 228 f.

⁴⁾ Martin, l. c. V, p. 268—271.

Naui-
tanien
wieder zu
Frank-
reich.

Karl V.
und der
schwarze
Prinz.

Burgund
in Flan-
dern.

Eduard III., klüger als sein Sohn, ließ den Überbringer der Kriegserklärung mit heiler Haut wieder abziehen, am 29. April 1369. Karl wollte mit seinem Volke gehen und legte darum im Mai 1369 den versammelten Ständen in Paris die Streitfrage vor: habe er unrecht gethan, so sollen sie es sagen, noch könne er's bessern. Und die Stände erklärten, der König habe gut gehandelt, der Krieg sei gerecht. Und er war auch glücklich, weil mit Überlegung geführt: die Engländer verloren in kurzer Zeit fast all ihre Besitzungen in Frankreich, und Eduard III. hatte Grund genug zu klagen: noch nie habe ein König von Frankreich weniger die Waffen geführt und ihm doch mehr zu thun gemacht, als Karl V.¹⁾ Dieser verbot den Seinen, sich in große Schlachten einzulassen, bewehrte aber seine Städte gut, in welche sich die Bevölkerung beim Annahen der Engländer flüchtete, und in kleinen Treffen durch Abschneiden der Lebensmittel, Vernichtung kleiner Abtheilungen, brachte er den Engländern größeren Schaden bei, als durch eine siegreiche Hauptschlacht. Auch gewann Karl V. den Clerus des Südens für sich, und dessen Wort wirkte mehr als das Schwert. Den Städten, die sich ihm unterwarfen, gewährleistete der König ihre alten Vorrechte und verlieh ihnen neue, und so entfremdete er mehr als sechzig Städte und Burgen der englischen Herrschaft.

États
géné-
raux de
1369.

Hoch flammte der Zorn Eduards III. auf, und mit ihm erhob sich sein Volk, welches die Siege seines Königs mit Stolz erfüllt hatten. Die Besitzungen auf dem Festlande galten den Engländern jetzt nicht mehr als bloße Besitzungen ihres Herrscherhauses, sondern als Besitzungen der englischen Nation. Sachsen und Normannen verschmolzen unter Eduard III. derart zu einem Volke, daß im Jahre 1361 die französische Sprache als Geschäftssprache in England abgeschafft wurde. Lebte ja unter diesem Könige der erste bedeutende Dichter, Chaucer (1328—1400), welcher die neue Mischsprache durch seine genialen Schöpfungen adelte.

Das
englische
Volk.

Die
englische
Sprache

Chaucer.

Das Parlament bewilligte dem Könige alle Mittel und gab ihm den Rath, wieder den Titel eines Königs von Frankreich anzunehmen. Eduard verhiess auch all seinen Hauptleuten die Besitzungen als Lehen, die sie in Frankreich erobern würden. Mit Schottland schloß er Frieden, mit Karl dem Bösen unterhandelte er um ein Bündnis, Flandern konnte er nicht mehr gewinnen, aber Geldern und Sülich versprochen ihm Hilfe.

„König
von
Frank-
reich.“

Doch all das nützte wenig! Die Franzosen gewannen Bonthieu, Abbeville öffnete ihnen die Thore, Aquitanien schüttelte freiwillig das Joch der Engländer ab. Der Bruder des schwarzen Prinzen, der Herzog von Lancaster, landete 1369 in Calais und verwüstete die Picardie. Der Herzog von Burgund zog ihm mit einem Heere entgegen, durfte aber sich in keine Schlacht einlassen, denn Karl V. wollte, daß seine Franzosen siegen lernten, ohne zu kämpfen. Chandos, die Blume der englischen Ritterschaft, fiel in einem Gefechte 1369, der einzige Engländer, den die Aquitanier liebten. 1370 währte der kleine Krieg fort und wurde du Guesclin aus Spanien zurückberufen.

Lancaster.

Krieg
zwischen
England
und
Frank-
reich.

¹⁾ Qu'il n'y eut onc Roy, qui si peu s'armast, e qui tant luy donnast d'affaires.

Du
Gues-
clin.

Er verband sich sogleich mit dem Herzog von Anjou und drang siegreich im Süden vor bis auf wenige Stunden von Bordeaux. Um sich nicht in dieser Stadt einschließen zu lassen und dem allgemein werdenden Abfall durch ein Strafbeispiel zu steuern, sammelte der schwarze Prinz seine Ritter und zog vor Limoges. Nach einmonatlicher Belagerung fiel die Stadt. Der schwarze Prinz hatte gedroht, alles über die Klinge springen zu lassen. Männer, Weiber, Kinder lagen auf den Knien, als der Sieger in einer Sänfte in die Stadt einzog (denn der schwarze Prinz konnte nicht mehr zu Pferde sitzen); aber erbarmungslos wurden 3000 jedes Alters und Geschlechtes niedergehauen, dagegen schenkte er 80 französischen Rittern das Leben, deren verzweifeltstem Widerstand gegen überlegene Macht er einige Zeit mit Vergnügen zusehen hatte. So besetzte dieser Held im Zorne ob dem Widerstande seinen Ruhm. „Über 3000 Männer, Weiber und Kinder wurden geschlachtet“, so erzählt Froissart. „Keiner war, der nicht über diesen Anblick weinen mußte. Gott hat ihre Seelen, denn sie waren Märtyrer.“¹⁾

Limoges.

Ende
des
schwarzen
Prinzen.

Das war die letzte Waffenthat Eduards, Prinzen von Wales; sonst im Glück so hochherzig, war er jetzt in der Krankheit und im Zorne ein Barbar. Die Ärzte rathen ihm zur Rückkehr in die Heimat, dort starb er am 8. Juni 1376 im sechsundvierzigsten Jahre seines Alters, „der Hector der Christenheit“, wie ihn ein Zeitgenosse nennt.²⁾

Robert
Knolles.

Du
Gues-
clin wird
Conne-
table.

Der beste englische Heerführer war jetzt Robert Knolles, der mit 35.000 Mann die Picardie, die Champagne verwüstete und bis vor Paris kam. Der König berief du Guesclin und ernannte ihn am 2. October 1370 zum Connetable. Bertrand fürchtete den Meid, lehnte ab, denn er sei ein armer Mann und von niederer Herkunft gegenüber so großen Herren, denen er fortan befehlen sollte. „Diese Entschuldigung hilft Euch nicht, Messir Bertrand,“ entgegnete der König, „denn ich habe weder Bruder, Vetter, Nessen, noch Grafen und Baron in meinem Königreiche, der Euch nicht gern gehorchte, und wollte es einer nicht, so hätte er meinen Zorn zu fürchten.“³⁾ — Bertrand nahm die Stelle an und brach sogleich mit Olivier de Clisson, einem Bretonen, bisher seinem Gegner, mit dem er aber Waffenbrüderschaft schloß, zur Verfolgung der Engländer auf, hieb eine Abtheilung derselben in Stücke und stürzte sich dann auf die andere wie der Blitz. Auch den König von Navarra brachte du Guesclin wieder auf die Seite Frankreichs, dagegen trat die Bretagne zu England über.⁴⁾

Sieg der
castilisch-
französi-
schen
Flotte.

Friedensunterhandlungen waren umsonst, 1372 brach der Krieg mit neuer Blut aus. Der Herzog von Lancaster, Eduards dritter Sohn, von seinem Geburtsorte Gent meist Johann von Gaunt genannt, landete in Calais, Pembroke schiffte mit einem Heere nach Aquitanien. Allein letzterer stieß auf einmal bei Rochelle⁵⁾ auf eine castilisch-französische Flotte, denn Heinrich II. vergalt jetzt geleistete Dienste, und die Engländer wurden am 22. Juni geschlagen. Auch zu Lande waren die Franzosen glücklich, Poitiers gieng am 7. August

¹⁾ Froissart, l. c. I, 2, chap. 317, p. 620; éd. Kervyn, VIII, p. 38 ff.

²⁾ The black prince hieß er von seinem schwarzen Helm.

³⁾ Froissart, l. c. I, 2, chap. 318; éd. Kervyn, VIII, p. 44 ff.

⁴⁾ Martin, l. c. V, p. 283—285.

⁵⁾ Froissart, l. c. I, 2, chap. 323—343; éd. Kervyn, VIII, p. 123 ff.

zu ihnen über. Bald wurde ein bedeutender Gegner, der Captal von Buch, gefangen. La Rochelle ergab sich am 15. August den Franzosen.¹⁾ Die Nachricht erschütterte Eduard III. gewaltig: er schrieb, er wolle nach Frankreich ziehen und England nie mehr sehen, bis er alles erobert, was er verloren, oder alles noch verloren habe, was ihm geblieben sei. Viele Schiffe und Mannen wurden versammelt, allein diesmal kämpften die Elemente für Frankreich. Der König schiffte sich ein, konnte aber durch die Winde verhindert nicht landen und mußte umkehren. Fortan hieß es nicht mehr, der Papst sei für die Franzosen, aber Gott für die Engländer. Auch die Hoffnungen auf den Herzog von Bretagne erwiesen sich als eitel, denn du Guesclin gewann so viele vom bretonischen Adel, daß diese ihrem Herzoge mit der Verjagung drohten, wenn er für die Engländer Partei ergreife. 1373 landete der Herzog von Lancaster wieder in Calais und drang sogleich, alles verheerend, durch Artois vor, überschritt die Somme, die Dise, die Aisne, die Marne, die Aube, die obere Seine und gieng von der Champagne nach Burgund und über die Loire nach Guyenne. Den Franzosen erlaubte ihr König keine Hauptschlacht, sie hielten sich aber beständig an den Flanken des Feindes, der zuletzt durch Mangel an Lebensmitteln in solche Noth und Unordnung gerieth, daß nur 6000 von den mindestens 13.000 Mann noch Bordeaux erreichten, die andern unterlagen unterwegs dem Schwerte, dem Hunger, den Krankheiten.²⁾

Eduard
III.

Bre-
tagne.

Jetzt waren Eduards III. Kräfte erschöpft, er nahm die Vermittlung Papst Gregors XI. umso lieber an, als in dem letzten Jahre vierzig Städte und Schlösser in Aquitanien zu Frankreich übergegangen waren. Doch da war schwer ein Friede zustande zu bringen, wo der eine nicht aufgeben wollte, was er verloren hatte, und der andere unzufrieden war mit dem, was er gewonnen hatte. Es kam daher nur zu einem Waffenstillstand auf ein Jahr (Juni 1375 bis Juni 1376), der dann auf ein weiteres Jahr verlängert wurde. Karl V. setzte auf den damaligen Zustand Englands die Hoffnung, daß er auch die letzten Plätze der Engländer, Bayonne, Bordeaux und Calais, zu Frankreich schlagen könne.

Waffen-
stillstand.

Es gährte in England, und große Erschütterungen standen bevor. Dem schwarzen Prinzen folgte schon im Jahre 1377 sein Vater Eduard III. Der Sieger von Crecy sah nach fünfzigjähriger Regierung sich um die Frucht seiner Siege, um die Liebe seines Volkes gebracht — letzteres nicht ohne seine eigene Schuld. Der König, der in seinen früheren Jahren so gewaltige Fähigkeiten gezeigt hatte, die Tapferkeit eines Helden, das Talent eines Feldherrn, die Majestät eines Königs, den Edelmuth eines Ritters, den alles ob seiner Schönheit, Gewandtheit und Freundlichkeit, seinem Zartgefühl pries, war in seinen späteren Jahren kaum noch der Schatten seiner selbst. Das Glück hatte ihn verdorben, die Sinnlichkeit nahm ihm den Hochsinn.

Verfall
Eduards
III.

Die unwürdige Hingebung an Alice Perrers, eine Hofdame der im Jahre 1369 verstorbenen Königin Philippine, und die Anmaßung und Eingriffe

¹⁾ Martin, l. c. V, p. 285—289. — Pauli, l. c. IV, p. 475. — Nach Coville, l. c. p. 289, ergab sich La Rochelle erst am 18. September.

²⁾ Milites famosos et nobiles, delicatos quondam et divites... ostiatim mendicando panem petere, nec erat, qui eis daret. Wals. 187. — Martin, l. c. V, p. 294 ff.

dieser Buhlerin in die Rechtspflege und Regierung nahmen dem Könige, der einst der Abgott der Engländer gewesen, die Weihe des Ruhms und die Liebe des Volkes. Das Parlament von 1376 verwies sie vom Hofe, obchon der König erklärte, er könne nicht ohne sie leben. Eduard III. verbrachte die letzten Monate auf dem Landgute Sheene, dem heutigen Richmond an der Themse, in düsterer Einsamkeit; die Buhlerin riß dem Sterbenden den königlichen Ring vom Finger und machte sich mit den Schätzen davon, die Diener plünderten den Palast. Nur ein armer Priester leistete ihm Beistand, gab dem Könige ein Crucifix in die sein Tob. Hände, das er weinend küßte. Eduard III. starb am 21. Juni 1377. —

Richard II. von England im Aufstand der Bollarden. — Wiclif.

Richard II. Eduards Nachfolger war Richard II. (1377—1399), der Sohn des schwarzen Prinzen, noch nicht elf Jahre alt. Seine Regierung war stürmisch, nicht bloß weil Eduard III. die Kräfte Englands übermäßig angestrengt, den Staat verschuldet¹⁾ und im Kriege mit einem Feinde zurückgelassen hatte, dessen Selbstvertrauen mit jedem Tage wuchs, sondern weil der neue König noch ein Kind war und also alle Schwankungen einer Parteiregierung zu bestehen waren — und weil auch neue Anschauungen sich Bahn brachen und an den Grundsäulen der Verfassung rüttelten. Im Jahre 1381 begann ein Bauern- aufstand in England. Volksaufstand, ähnlich der Jacquerie, nicht bloß waren die Verbindungen zwischen Frankreich und England lebhaft und theilten sich Gedanken und Stimmungen leicht mit, sondern die Last der letzten Kriege drückte am meisten auf die niederen Classen. Überhaupt war in der normännischen Zeit das Verhältnis der niederen Classen härter.²⁾

In England, erzählt Froissart,³⁾ wie in manchen andern Ländern, war es herkömmlich, daß die Adelligen große Vorrechte über die Bauern hatten, und waren ihnen diese gleichsam leibeigen; sie mußten ihnen das Feld bestellen, die Früchte ernten und in die Scheuern bringen, dreschen und schwingen, Gras mähen, Holz machen, und all dergleichen Frohnden verrichten. Solcher Leibeigenen gab es in England eine ungeheure Menge, mehr als sonst irgendwo, und am meisten in den Grafschaften Kent, Essex und Bedford. Diese Leute fiengen zur Zeit des Königs Richard II. an aufrührerisch zu werden, und klagten, daß sie so arg gedrückt würden. „Im Anfang der Welt,“ sagten sie, „habe es gar keine Herren, noch Knechte gegeben, sondern es seien alle Menschen, einer wie der andere, nach dem Bilde Gottes geschaffen worden; sie aber würden gehalten, wie das Vieh. Das könnten sie nicht mehr aushalten, und wenn sie für ihre Herren arbeiteten, wollten sie dafür bezahlt sein.“ Auf solche Gedanken hatte sie ein Priester der Gegend gebracht, mit Namen John Ball. Derselbe pflegte sonntags, wenn

¹⁾ Die vielen Kriege Eduards und das durch sie veranlaßte Geldbedürfnis wirkte auf die weitere Ausbildung der Verfassung. Binnen fünfzig Jahren mußte siebzimal das Parlament einberufen werden.

²⁾ Pauli, Geschichte von England, IV, S. 505—524.

³⁾ Froissart, l. c. II, chap. 106, p. 150 ff., in der Ausgabe von Buchon; éd. Kervyn, IX, p. 386 ff.

die Leute aus der Kirche kamen, sie um sich zu sammeln auf einem Gottesacker oder bei einem Kloster und also zu predigen: „Ihr lieben Leute, es steht nicht gut um uns in England und wird auch nicht besser werden, bis daß alle Güter gemeinschaftlich sind, und wir sind alle einerlei, keine Herren und keine Knechte. Für was sind denn die, so sich unsere Herren nennen, mehr als wir? Womit haben wir's verdient, daß wir ihre Knechte sind? Stammen wir nicht alle miteinander von Adam und Eva ab? Als Adam hatte und Eva spann, wo war denn da ein Edelmann?¹⁾ Jene kleiden sich in Sammet und Seide und köstliches Pelzwerk, wir in grobes Tuch; sie leben von Weißbrot, Wein und Confect, wir von Schwarzbrot und Wasser; sie machen sich gute Tage in ihren schönen Häusern, und wir schwitzen und arbeiten trotz Wind und Wetter im freien Felde; und durch unserer Hände Arbeit, durch unsern Schweiß bekommen sie das Geld für ihren Staat und ihre Herrlichkeiten. Sind wir ihnen nicht gleich zu Dienst und Willen, so bekommen wir gar Schläge als Sklaven. Wir haben so einen Herrn und König, der ist noch jung und wird uns anhören und Recht schaffen: wir wollen hin und uns beklagen über die Sklaverei, und ihm erklären, daß wir uns selbst Recht schaffen werden, wenn er nicht hilft. Wenn wir alle in Massen hingehen, so wird er gewiß uns helfen.“

hebt die Bauern.

Solcherlei Reden führte John Ball sonntags auf den Dorfschaften, und das Volk lobte ihn darüber, und sie steckten die Köpfe zusammen und sprachen: „Er hat recht!“²⁾ Der Erzbischof von Canterbury — er hieß Simon Sudbury — ließ den Priester verhaften und steckte ihn ein paar Monate ins Gefängnis; als er ihn aber wieder frei ließ, fieng John Ball das alte Spiel von neuem an. Durch seine Reden und sein Treiben ward auch das gemeine Volk in London aufrührerisch und den Reichen und Adelligen auffässig und fieng an, über das schlechte Regiment zu klagen. Und sie ließen denen in den Grasschaften sagen, sie möchten nur keck nach London kommen, in Masse alles Volk zusammen, die Thore der Stadt würden ihnen offen stehen, und sie wollten schon miteinander den König dazu bringen, daß es keine Sklaven mehr gebe in ganz England.

Ball.

Auf diese Einladung kamen im Frühjahr 1381 aus den Dorfschaften wohl 100.000 Bauern gegen London, und an ihrer Spitze waren drei Anführer, Walthar der Dachdecker (Walt-Thler), John Ball und noch ein Priester, Jakob Straw (Stroh) mit Namen. Diese drei waren ihre Häupter, der mächtigste von ihnen aber war Walthar, ein schlechter bössartiger Mensch. Aber wohl drei Viertel von den Leuten wußten gar nicht, was sie wollten und suchten, sondern sie folgten einer dem andern blindlings, wie das Vieh. Als sie daher zogen, schrien sie, wohin sie kamen: „Der König! der König!“ Die Edelleute aber geriethen überall in Furcht und Schrecken: und das wohl mit Recht. Die Mutter des Königs, welche eben von Canterbury nach London fuhr, gerieth mitten unter sie, und sie thaten ihr nichts zu leide. Als sie nach Canterbury kamen, meinte John Ball den Erzbischof zu treffen; aber der war zu London beim Könige. Sie drangen in die Abtei St. Thomas, wo derselbe wohnte, und plünderten und verwüsteten alles. Alles Volk von Canterbury zog mit ihnen, und so auf dem ganzen Wege bis London, und sie zerstörten die Häuser und Besizungen der Advocaten und königlichen Richter und des Erzbischofs ohne

Walt-Thler.

In Canterbury.

¹⁾ Whan Adam delfe and Eve span, who was than there a gentleman.

²⁾ Il dit voir (statt vrai). Froissart, l. c. II, chap. 106; ed. Kervyn,

alle Schonung.¹⁾ Zu Rochester stürmten sie das Schloß, nahmen den Commandanten John Meuton²⁾ gefangen und zwangen ihn wider Willen, an die Spitze zu treten; denn sie wollten ihn umbringen, wenn er es nicht thäte. So machten sie's auch in den übrigen Grafschaften und in der weiten Umgebung von London. Vier Meilen von da machten sie Halt auf einer Anhöhe, die man „die schwarze Heide“ nennt, und schickten den Ritter Meuton ab an den König, und ließen ihm sagen, er möge zu ihnen kommen zu einer Unterredung mit ihnen; denn alles, was sie thäten, geschähe nicht wider ihn, sondern für ihn.³⁾

Der Ansturm war so gewaltig, daß dem Könige und seinem Hofe und den Bischöfen keine andere Zuflucht blieb als der Tower. Von dort aus ließ Richard II. den Aufständischen sagen, er werde sie am andern Morgen an den Ufern der Themse um ihr Begehren fragen. Als die königliche Barke am andern Morgen dem Ufer nahte, entstand ein so höllisches Geschrei und eine so wilde Bewegung unter den Aufständischen, daß der König nicht zu landen wagte. „Hier bin ich, was ist euer Begehren?“ rief der König. — „Komm nur ans Land, dann wollen wir dir sagen und zeigen, was Noth thut!“ riefen die Bauern. — „Ihr seid gar nicht in einer Verfassung, daß der König mit euch sprechen könnte“⁴⁾ entgegnete Graf Salisbury. Der König kehrte in den Tower zurück, die Aufständischen aber stürzten sich auf London, plünderten die Vorstädte, befreiten die Gefangenen. Die Thore der eigentlichen Altstadt waren geschlossen, aber Gesinnungsgegnossen darin erzwangen die Öffnung und plünderten die Paläste des Königs und seiner Großen und verheerten alles mit Feuer und Flammen. Wat-Tyler ließ einem reichen Bürger, bei dem er einst in Dienst gestanden war, den Kopf abschlagen. Am Abende wollten sie den Tower mit Sturm nehmen. Der König stand ab von dem Plane, bei Nacht über die Aufständischen herzufallen; er suchte sie durch Nachgiebigkeit zu gewinnen und sicherte ihnen eine Verhandlung auf einer großen Wiese nahe bei der Stadt zu. Viele zogen ab, viele blieben, um in der Stadt zu plündern. Kaum hatte am andern Morgen der König mit seinen Großen den Tower verlassen, als eine Abtheilung der Aufständischen unter den oben genannten drei Anführern in die Festung stürmte und den Erzbischof von Canterbury nebst andern Großen niederhieb.⁵⁾

Indessen bewährte Richard II. einen für seine Jugend ungewöhnlichen Muth. Er trat mitten unter das aufrührerische Volk auf der großen Wiese und sprach: „Ihr guten Leute! ich bin euer König und Herr, was begehrt ihr?“ — Sie erwiderten:⁶⁾ „Wir wollen frei sein, wir und unsere Erben und Güter, und wollen keine Sklaven und Leibeigenen mehr sein!“ — „Das sei euch gewährt!“ rief der König, „geht nur wieder heim, und laßt zwei Bevollmächtigte von jedem Orte da, denen laß ich alsbald Urkunden darüber mit meinem großen Siegel ausstellen.“ — Diese Worte beruhigten das Volk und ein großer Theil zog ab, als der König dreißig Schreiber kommen und Urkunden für die Freilassung ausstellen ließ. Mein John Ball, Wat-Tyler und Jakob Straw

¹⁾ Froissart, l. c. II. chap. 107—108; éd. Kervyn, IX, p. 390—393.

²⁾ Walsingham, Historia anglicana ad an. 1381; ed. Riley, I, p. 463 f., nennt ihn Meuton.

³⁾ Froissart, l. c. II. chap. 109; éd. Kervyn, IX, p. 393 ff.

⁴⁾ Ibid. chap. 110; éd. Kervyn, IX, p. 398 f.

⁵⁾ Ibid. chap. 111—112; éd. Kervyn, IX, p. 399—403.

⁶⁾ „Nous voulons, que tu nous affranchisses à tous les jours du monde, nous, nos hoirs et nos terres, et que nous ne soyons jamais nommés serfs ni tenus!“ — Froissart, l. c. II, chap. 113; éd. Kervyn, IX, p. 405.

blieben mit etwa 30.000 von dem Gefindel, denn ihnen war es um ganz andere Dinge zu thun. Am andern Morgen, den 15. Juli 1381, versammelten sie sich auf einem großen Platze zur Berathung, als der König mit etwa sechzig Begleitern zu Pferd in die Nähe kam. Da kam Wat-Tyler zu den Seinen: „Seht da den König; ich will hin und mit ihm sprechen; verhaltet euch ruhig, bis ich euch ein Zeichen gebe; dann kommt alle herbei und tödtet die Begleiter des Königs, ihm selbst aber thut kein Leid. Wenn wir ihn in unserer Gewalt haben, sind wir die Herren von ganz England!“ Damit ritt er auf den König zu und stieg an frech mit ihm zu sprechen und mit dem Messer zu spielen. Indes kam der Bürgermeister von London, Walworth, mit einigen Geharnischten und versetzte Walther mit den Worten: „Bursche, wie magst du so frech sein, also mit dem Könige zu reden!“ einen Stich in die Kehle, daß er vom Pferde stürzte. Nun that der König einen sehr kühnen Schritt: er ritt ganz allein unter die empörten Rotten, die sich schon zum Kampfe rüsteten, und rief: „Ihr habt keinen andern Feldherrn als mich; ich bin euer König, verhaltet euch ruhig!“ Da schämten sich die meisten und fiengen an abzugeben. Indes hatte die Nachricht, daß der König in Gefahr sei, bei 8000 Bürger um London versammelt. Sie wollten augenblicklich das Volk angreifen und zusammenhauen, aber der König litt es nicht, schickte den Abziehenden dagegen Boten nach, und ließ zuerst seine Banner zurückfordern, dann die Freibriefe. Einige übergaben sie, andere nicht. Daraus ließ der König jedem Fremden befehlen, noch am gleichen Tage bei Todesstrafe London zu verlassen. Und John Ball und Jakob Straw wurden muthlos, suchten ein Versteck, wurden aber entdeckt und hingerichtet.¹⁾

Wat-
Tyler
und
Richard
II.

Der
Bord-
mayor.

John
Ball
und
Straw.

So endete resultatlos wie in Frankreich der Aufstand der niederen Classen. Der König berief auf November 1381 ein Parlament und erklärte hier, es sei sein Wunsch, auf dem Wege der Gesetzgebung die Hörigkeit des niederen Volkes abzuschaffen. Einstimmig erwiderten beide Häuser, das werde niemals mit ihrer Gutheißung geschehen. Die Reichsstände benutzten den Aufstand nur, um den Steuerdruck zu rügen und dem Könige zu bedeuten, er habe nichts als durch ihre Bewilligung; sie verlangten sogar, die Hörigen sollten ihre Kinder nicht mehr in die Schule schicken dürfen, um sie zu Geistlichen heranzubilden zu lassen. Denn wenn in der christlichen Lehre überhaupt der Keim liegt zu freiheitlicher Gestaltung des Staatswesens, so sprachen die Geistlichen, die aus dem Stande der Hörigen hervorgegangen waren, aus Mitgefühl für ihre Standesgenossen diese Tendenz gewiß entschiedener aus, als solche, die aus dem Adel hervorgegangen waren und von Jugend auf die harte Behandlung der niederen Classen als etwas Naturgegebenes angesehen hatten. Und so siegte auch in England wie in Frankreich der Adel, weil kein Monarch da war, der die Bewegung zum Vortheile der Krone wie der niederen Classen auszunützen verstand.

Ende des
Auf-
standes.

Der Zeitgenosse Froissart schildert das Ende dieser Bewegung in seiner anschaulichen Weise mit den Worten: „Nach einiger Zeit zog der König aus mit

¹⁾ Froissart, l. c. II, chap. 113—115; éd. Kervyn, IX, p. 409—417. — Die Formel der königlichen Briefe bei Walsingham, auch abgedruckt bei Duchon, l. c. II, p. 159.

500 Reitern und Bogenschützen, zuerst in die Grafschaft Kent, wo der Unfug angefangen hatte, dann in die andern Gegenden von Stadt zu Stadt und von Ort zu Ort. Und überall, wo er hinkam, stellte er den Leuten vor, wie Unrecht sie gethan hätten, sich zu empören, und befahl die Anstifter und Räbelsführer auszuliefern, sonst würden sie alle als Verräther behandelt; da gehorchten sie und lieferten die Schuldigen aus. Diese wurden sogleich aufgeknüpft, den übrigen verziehen; die Freibriefe mußten sie aber auch herausgeben und sie wurden vor ihren Augen zerrissen. Auf diese Art wurden über 1500 Empörer hingerichtet.“¹⁾

Der Bauernaufstand in Frankreich war ein wilder Ausschrei der mißhandelten Menschennatur, der Aufstand in England war von einem Prediger angeregt. Dieser Prediger war ohne Zweifel ein Lollarde,²⁾ ein Schüler Wiclifs. Dieser Lehrer an der Universität Oxford spielte nicht bloß in der englischen Geschichte zur Zeit Eduards III. eine Rolle, sondern sein System hatte auch für das Festland in den zwei nächsten Jahrhunderten eine gewaltige Bedeutung.

Lollar-
den.

Wiclif.

Wiclif,³⁾ geboren 1324 oder 1330 (im Dorfe Wiclif?) bei Richmond in der Grafschaft York, bezog (im Jahre 1340?) die Universität Oxford, wo er mit großem Eifer das Studium der Heiligen Schrift, der Theologie, Philosophie, des englischen Rechtes betrieb und bald in den Ruf eines gewandten Dialectikers und sittenstrengen Mannes kam.⁴⁾ Deshalb ernannte ihn 1365 der Erzbischof von Canterbury zum Vorstand der Canterburhalle, nachdem er früher in Merton's College gelehrt und nach und nach in der Stille sein System ausgebildet hatte. Schon im nächsten Jahre entzog ihm aber der folgende Erzbischof diese Stelle, was vom Papste im Jahre 1370 auch für recht erklärt wurde. Die öffentliche Aufmerksamkeit erregte Wiclif zuerst durch sein Auftreten für die englische Regierung in ihrem Streite mit dem Papste. Seit Johann ohne Land zahlte nämlich England an den römischen Stuhl einen Lehenszins von tausend Mark. Eduard III. war wegen seiner Kriege mit Frankreich in steter Geldverlegenheit und wandte sich, als Urban V. im Jahre 1365 den Rückstand von dreiunddreißig Jahren her forderte, um Hilfe an das Parlament: dieses verwarf im Jahre 1366 die Rechtmäßigkeit der Forderung des Papstes, denn König Johann habe ohne Zustimmung des Parlaments nicht Reich und Krone an den Papst verschenken können. Überhaupt war die Stimmung in England gegen den heiligen Stuhl damals gereizt: das war Folge des Aufenthaltes der Päpste in Avignon, sie standen unter französischem Schutze, und England war mit Frankreich im Kriege. „Der Papst ist für die Franzosen, aber Jesus Christus für die Engländer“, hieß es nach den großen Siegen von Crecy und Poitiers. Diese Stim-

Peter's-
pfennig.

England
gegen
Rom.

¹⁾ Froissart, l. c. III, chap. 115, 118; éd. Kervyn, IX, p. 422 ff.

²⁾ Lollen heißt Todtenlieder singen. Lollarde = Frömmeler.

³⁾ Bechler, Joh. Wiclif und die Vorgeschichte der Reformation. Leipzig 1878. — Poserth, Hus und Wiclif, Prag 1884, und Studien zur Kirchenpolitik Englands im 14. Jahrhundert, in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften, Bd. 136. Wien 1897. — Hefele-Knöpfler, l. c. VI, p. 944 ff. — Über die Schriften Wiclifs, die gelegentlich seiner fünfshundertjährigen Feier erschienen, s. u. Hus. Die Orthographie des Namens schwankt zwischen Wiclif, Whiclif und Whcliffe.

⁴⁾ Damals soll er im Eifer gegen die Mißstände in der Kirche die Schrift über die letzten Zeiten der Kirche verfaßt haben — „The last age of the church.“ Dublin 1841 — in der er den Ideen des Joachim von Floris sich anschließt.

mung herrschte schon länger und fand im Jahre 1364 in einem Parlamentsbeschlusse ihren vollen Ausdruck, welcher alles, was frühere Parlamente gegen die Annaten und Provisionen beschlossen hatten, in einem zusammenfaßte. Es ist das Statut wegen Provisionen und Prämunire. Im Jahre 1376 klagte das Parlament vor dem Könige: durch die in der Sündenstadt Avignon getriebene Simonie verliere England die Stiftungen seiner frommen Vorfahren, die Freiheit der Wahlen sei aufgehoben, jährlich giengen mehr als 20.000 Mark aus dem Lande in die Cassen des Papstes. Wiclif schalt damals in einer Predigt den Papst, „den hochmüthigen weltlichen Priester von Rom, den verdammtesten Gelderpresser und Beutelschneider“. — In gleicher Weise hatte er bisher die Bettelmönche angegriffen und die Grundsätze der Fraticellen verkündet: jeder Geistliche sei verpflichtet, dem Erlöser so an Armut wie an Tugend nachzueifern; begüterte Geistliche (das heißt solche, welche Pfründen besitzen) seien vollgestopft mit dem Salge weltlicher Güter und folglich Heuchler und Antichristen, Verräther an Gott, und verwirkten deshalb ihre Pfründen.¹⁾ Mit andern Worten: voll Schmerz über die Weltlichung der Kirche, aber ohne den rechten Weg zum Ziele zu kennen, wollte Wiclif wie die Fraticellen das einfache Leben des Urchristenthums wiederherstellen: er selber gieng barfuß und trug eine Kutte von grobem Tuche, predigte eifrig und sandte seine Schüler — die armen Priester — als wandernde Prediger²⁾ unter das Volk im Lande umher; sie bekamen beim Volke vom dumpfen Tone ihres Gesanges den Namen Lollarden.³⁾ Für sie fertigte er eine Bibelübersetzung, aber es war nicht die erste in England — zeigen ja schon die Überreste der angelsächsischen Literatur, daß mehrere Bibelübersetzungen für das Volk in jener Zeit bestanden.⁴⁾

Praemunire.

Wiclif gegen die Mönche.

Lollarden.

Bibelübersetzung.

Wiclif wurde vom Bischof von London, Wilhelm Courtnay, im Februar 1377 zur Verantwortung vor die Convocation in der Pauluskirche vorgeladen. Er kam, um die Wahrheit seiner Behauptungen zu vertheidigen — mit bewaffneter Begleitung. Früher schon hatte er durch sein Auftreten gegen den Papst des Königs Bruder, den Herzog von Lancaster, gewonnen. Dieser kam jetzt mit dem Großmarschall Heinrich Percy an Wiclifs Seite, um seinen Gegnern Furcht einzujagen, verlangte sogleich einen Stuhl für Wiclif und drohte dem Bischof, ihn an den Haaren aus der Kirche zu ziehen, als dieser erklärte, es sei nicht gebräuchlich, daß der Beklagte sich ohne Erlaubnis der Richter in ihrer Gegenwart niedersehe. Darauf löste sich die Versammlung auf, das Volk aber erhob sich zur Vertheidigung seines Bischofs und stürmte des Herzogs Palast. Wiclif kam mit einem Verweis davon.

Wiclif vor Gericht.

Von Papst Gregor XI. kamen aber im Mai 1377 Klagen an die Universität Oxford,⁵⁾ daß sie das Unkraut sorglos habe aufkommen lassen, und

¹⁾ Der Dieblingssatz von Wiclif, daß die weltliche Gewalt das Recht habe, dem Clerus seine zeitlichen Güter wegen Mißbrauchs wieder zu entziehen, könnte angenehm in das Ohr gewisser Herren, gerade wie später im Zeitalter der Reformation in Deutschland.

²⁾ In Talaren von grobem röhlichen Zeug.

³⁾ Walsingham, *Historia anglicana*; ed. Henry Thomas Riley, I, p. 346—364; II, p. 50 ff. London 1863. — *Fasciculi zizaniorum Magistri Joannis Wyclif cum tritico* ed. Shirley, London 1858, in den „*Memorials and chronicles*“. — Jäger, *John Wycliffe*. Halle 1854. — Vaughan, *The life and opinions of John Wyclif*. London 1828.

⁴⁾ Diese Übersetzung erschien vollständig gedruckt in Oxford 1850. Wiclif erklärte die Bibel für die einzige Quelle des christlichen Glaubens.

⁵⁾ Walsingham, I. c. I, p. 346 ff.

Mahnungen an die Bischöfe, Wiclif über das Verbreiten der von der Kirche längst verworfenen Lehrsätze des Marsilius von Padua und Johann von Sandun zu vernehmen. Doch bald darauf, am 21. Juni, starb Eduard III., und der Herzog von Lancaster gewann bei der Unmündigkeit Richards II. die Gewalt. Dieser und die Königin-Mutter bewirkten, daß Wiclif anfangs 1378 nicht in der Paulskirche zu London, sondern in der Kapelle des erzbischöflichen Landhauses zu Lambeth eine „Erklärung“ abzugeben hatte. Diesmal waren die Bürger von London gleich stürmisch für ihn, und die Bischöfe begnügten sich, eine Erläuterung seiner Lehrsätze von Wiclif zu übernehmen, da sich der Papst das Endurtheil vorbehalten habe. So kühn er auch früher erklärt hatte, daß er für seine Lehre sein Leben hingeben wolle, so wenig Freimuth und Offenheit zeigte diese Erläuterung: sie deutete mit sophistischen Künsten alles Gefährliche an seinen Lehrsätzen weg; den gefährlichen Satz zum Beispiel: das Eigenthumsrecht, überhaupt jede Würde, sei in der göttlichen Gnade begründet, denn Gott könne niemand für immer eine weltliche Herrschaft verleihen, suchte er ungefährlich zu machen, indem er „für immer“ als „in alle Ewigkeit“ deutete. Auch diesmal kam Wiclif mit der Weisung davon, er solle aufhören in einer Sprache zu lehren, die Unwissende zu verführen und zu verwirren geeignet sei.

Wiclif feierte seine Rettung als einen Triumph und war von da an noch viel eifriger im Verbreiten seiner Lehre. Indes erfolgte der große Aufstand von 1381. Kaum war er niedergeschlagen, so kam es an die Urheber. Der Bischof Courtnay war nach der Ermordung des Primas auf den Stuhl von Canterbury gelangt. Einer seiner ersten Schritte war die Abhaltung einer Synode zu London im Mai 1382 und die Verurtheilung der Lehren der Reiseprediger, zehn ihrer Lehrsätze wurden als keßerisch, vierzehn als irrig und gefährlich bezeichnet. Unter den keßerischen die Sätze: Ein mit einer Todsünde behafteter Bischof oder Priester kann kein Sacrament spenden; wahre Reue macht die äußere Beichte entbehrlich; es ist nicht aus dem Evangelium erweisbar, daß Christus die heilige Messe eingesetzt hat; nach Urban VI. soll man keinen mehr als Papst anerkennen, sondern wie die Griechen nach eigenen Gesetzen leben. Unter den irrigen und gefährlichen die Sätze: Niemand, der in der Todsünde ist, kann eine bürgerliche oder kirchliche Herrschaft üben; ein Priester oder Diacon kann auch ohne besondere Genehmigung des Papstes oder Bischofs predigen; die weltlichen Herren können den unverbeßerlichen Clerikern die Güter, das Volk ihnen den Zehnten entziehen.¹⁾ Ein königlicher Erlass befahl solche Reiseprediger einzuferkern, Wiclif vom Lehramte abzusehen, all seine Bücher mit Beschlag zu belegen. Eine Bitte an Lancaster um Schutz war vergebens. Lancaster hatte es gern gesehen, daß Wiclif dem Papste gegenüber die Rechte der Krone hervorhob, einen Angriff auf das Dogma hingegen wollte er nicht unterstützen. Wiclif mußte die Universität verlassen; er zog sich in die Rectorei Lutterworth zurück, wo er am 31. December 1384 an einem Schlagfluß starb.²⁾

Verur-
theilung
der Bol-
larden.

Wiclifs
Ab-
sehung,

seine
Lehre.

Den Kern seiner Lehre — einen rohen, trostlosen Pantheismus³⁾ — gibt die in Lutterworth verfaßte Schrift „Trialogus“. Alle Natur ist Gott, jedes Wesen ist Gott, sind Hauptsätze; was der Idee nach in Gott ist, ist

¹⁾ Hefele, Conciliengeschichte, VI, S. 954—956. Zweite Auflage von Knöppler.

²⁾ Walsingham, Historia anglicana, II, p. 119. — Hefele-Knöppler, l. c. VI, p. 964.

³⁾ Staudenmaier, Philosophie des Christenthums, S. 667—682.

Gott selbst, die Idee ist Gott (es ist dies nur eine Wiederholung der Lehresätze des David von Dinanto; die Behauptung: Gott kann nicht mehr schaffen, als er wirklich geschaffen hat, ist nur die Wiederholung eines Satzes von Abälard). Alles Schaffen ist nur ein Emanieren: alles, was ist und geschieht, ist und geschieht mit Nothwendigkeit, selbst das Böse, denn es ist von Gott gewollt; der göttliche Wille bestimmt mit derselben Nothwendigkeit, mit der er selbst bestimmt ist. Gott will die Sünde, damit Gutes daraus entstehe. Einige sind von Ewigkeit zur Seligkeit, andere zur Verdammnis bestimmt; der Glaube an Freiheit ist die Täuschung eines Kindes, denn alles geschieht mit Nothwendigkeit. Die Kirche besteht aus den zur Seligkeit Prädestinierten (damit verliert die Kirche den Charakter einer Heilsanstalt, das Priesterthum seinen höheren Charakter, es kann nur noch als Predigerstand gerechtfertigt werden). Christus ist die Menschheit, und die Menschheit der ganze Christus. Christus ist nur die pantheistische Formel dafür, daß Gott und die Menschheit eins sind. Damit nicht im Widerspruch ist Wiclifs Glauben an eine Seelenwanderung und an die Macht des Teufels, von dem nach seiner Vorstellung alle Religionen, alle Universitäten eingeführt sind. Mit dem Satze, die Lehre von der Transsubstantiation sei die ärgste Ketzerei, die je in der Kirche aufgekommen, greift Wiclif den Angelpunkt des katholischen Glaubens an; mit seinem Eifer, die Urkirche herzustellen, tritt er gegen die ganze historische Entwicklung der Kirche auf; mit dem Satze, daß man nur im Stande der Gnade ein Amt begleiten dürfe, ist der Brand der Revolution, der Umsturz in das ganze Staatsgebäude geschleudert.

Wiclifs Lehre sollte bald im fernen Böhmen noch viel gewaltigere Erschütterungen hervorrufen als in England. Den Anlaß dazu gab, daß im Januar 1382 Anna, König Wenzels Schwester, mit Richard II. vermählt wurde, mit ihr kamen böhmische Edelleute, durch welche hinwieder Wiclifs Ideen und Bücher in Böhmen verbreitet wurden. Einfluß auf Böhmen.

Der Herzog von Lancaster, welcher Wiclif anfangs beschützt hatte, stand im Verdachte, durch den Bauernaufruhr Richards Entthronung bezweckt zu haben, um die Krone sich selbst aufs Haupt zu setzen, und der König sah ihn darum 1386 gern aus dem Lande scheiden, um einen Zug nach Castilien zu unternehmen; als Gemahl einer Tochter Peters des Grausamen gedachte der Herzog Castiliens Krone für sich zu erwerben. — Lancaster.

Richard II. und seine Barone. — Die Appellanten.

Richard II. kam in seinem ganzen Leben nie recht zur männlichen Festigkeit und Entschlossenheit; seine Züge waren schön, aber weibisch, seine Geberden hastig; daß er so früh zur Regierung kam, war sein Unglück. Die stolzen Oheime huldigten nicht gern einem Knaben und hinwieder war der Richards Unbestand.

König empört über den hochfahrenden Geist seiner Verwandten, den er auf jede Weise zu brechen suchte. Im Streben, seine königliche Gewalt zur Geltung zu bringen, überschritt Richard II. die Schranken der Verfassung, „ein zorniger und unbeständiger Mann, der ganz von seiner Rathgebung abhieng“.

Glo-
cester.
Lancaster war ihm jetzt nicht mehr gefährlich, dagegen Eduards III. jüngster Sohn Thomas, Herzog von Gloucester, welcher der Mittelpunkt der unzufriedenen Aristokratie wurde. Ihr Groll galt namentlich den Günstlingen des Königs, „welche die Staatseinkünfte für sich verwendeten: das Volk verarmte durch unaufhörliche Besteuerung, der Bauer verlasse in Verzweiflung Haus und Hof, der Adel bekomme seine Zinsen nicht bezahlt“. — Am 1. October 1386 trat ein Parlament zusammen; statt sich aber mit der Frage zu beschäftigen, ob der König, um sein Recht an die französische Krone durchzusetzen, ein Heer nach Frankreich führen solle, brachten Lords und Gemeine eine Reihe von Klagen gegen die verhassten Minister vor, die in Anklagezustand versetzt wurden. Der König mußte seinen Kanzler de la Pole, Grafen von Suffolk, opfern, der zum Verluste einer großen Summe und zum Gefängnisse, solange es dem Könige gefalle, verurtheilt wurde.

Anklage
der
Minister.

Reichs-
rath von
1386.

Die Nachgiebigkeit des Königs ermuthigte die ihm feindselige Partei zu noch weiteren Schritten, zur Forderung eines beständigen Reichsrathes, welcher nach bester Überzeugung die Abschaffung der unzähligen Mißbräuche durchführen sollte. In der ersten Aufwallung königlichen Selbstgefühls erklärte Richard, er werde nie in eine solche Maßregel willigen. Man las ihm nun das Statut vor, durch welches Eduard II. des Thrones entsetzt wurde; man sprach von der Gefahr seines Lebens, wenn er auf seiner Weigerung beharre. Und Richard gab zuletzt, wenn auch widerstrebend, nach, und elf Beamte sammt den drei ersten Ministern wurden ermächtigt, dem Benehmen aller Beamten des Reiches nachzuforschen, die Rechnungen der Schatzkammer zu untersuchen, den Klagen des Volkes abzuhelpen, alle Mißbräuche abzustellen. Da Gloucester der Leiter dieses Reichsrathes war, so war die Regierung eigentlich von Richard an ihn übergegangen; zwar protestierte der König gegen alle Acte dieses Parlaments, die den Vorrechten des Königs zuwider liefen, allein der Reichsrath trat in Kraft, wenn er auch keine Verräthereien entdeckte und keine Mißbräuche abstellte. Nur ein Sieg, den Graf Arundel im Frühjahr 1387 über die französische Flotte errang, gab dieser Regierung einigen Glanz.

Richard
wehrt
sich.

Dem Könige war seine Lage unerträglich; er suchte seine Bande zu sprengen, er machte im Jahre 1387 Reisen durch das Land, schmeichelte dem Adel und den Städten. In Nottingham legte er mehreren Richtern die Frage vor, was Gesetz des Landes sei; sie erklärten: der Reichsrath beschränke die Ausübung der königlichen Gewalt, und diejenigen, welche ihm die Einwilligung dazu abgezwungen oder angerathen hätten, seien Verräther und des Todes schuldig; der König könne das Parlament auflösen, weder Lords noch Gemeine dürften ohne Erlaubnis des Königs dessen Beamte und Richter anklagen. Richard hatte Ge-

heimhaltung dieser Fragen und Antworten verlangt, sie wurden aber Gloucester hinterbracht. Entschlossen, sich der königlichen Gewalt wieder vollkommen zu bemächtigen und seine Gegner zu strafen, kehrte Richard am 10. November wieder in die Hauptstadt zurück, die ihn mit Jubel empfing.¹⁾

Allein schon am folgenden Morgen stand Gloucester mit 40.000 Mann in der Nähe der Hauptstadt. Mit ihm waren die Grafen von Arundel, Nottingham, Derby und Warwick. Diese fünf Großen, die Appellanten genannt, klagten am 15. November fünf Günstlinge des Königs in feierlicher Sitzung an, nämlich den Erzbischof von York, den Grafen von Suffolk, den Herzog von Irland, den Richter Tresilian und den Ritter Brembre. Richard verwies die Entscheidung an das nächste Parlament, half aber den Angeklagten nach Kräften zur Flucht. Der Erzbischof verbarg sich, de Vere, der Herzog von Irland, pflanzte in Nordwales das königliche Banner auf, wurde aber von Gloucester am 20. December geschlagen, und floh in die Niederlande, wo er 1392 starb. Schon wollte Gloucester Richard absetzen und die Krone in eigene Obhut nehmen, aber Derby und Nottingham widerstanden, obgleich sie entschlossen waren, die Günstlinge des Königs bis in den Tod zu verfolgen. Nach ihrer Rückkehr nach London wurden elf Vertraute des Königs ins Gefängnis gesetzt, selbst sein Beichtvater von ihm getrennt. Im Parlament von 1388 wurde die Anklage gegen die Günstlinge des Königs als begründet erkannt. Zwei derselben, der Richter Tresilian und der Ritter Brembre, wurden gehängt. Dasselbe Los traf zwei von den Richtern, welche der König befragt hatte; die übrigen Angeklagten waren entflohen und wurden in contumaciam zum Tode verurtheilt. Gloucesters Rachedurst war noch nicht befriedigt. Vier Ritter, die ältesten Freunde des Königs, wurden als Mitschuldige angeklagt. Der König gab sich alle Mühe, sie zu retten, insbesondere Simon Burley, der ihn erzogen hatte und den er wie seinen Vater verehrte. Kniend bat die Königin unter Thränen Gloucester um sein Leben — umsonst. Burley wurde ohne Genehmigung des Königs am 12. Mai enthauptet. Alle Böhmen, die im Gefolge der Königin waren, mußten das Land verlassen. Das sind die Thaten des unbarmherzigen Parlaments. Als es nach 121 Tagen seine Sitzungen am 3. Juni 1388 schloß, mußte der König noch einmal den Krönungsseid erneuern, und alle schwuren, nie zu dulden, daß ein Urtheil dieses Parlamentes umgestoßen werde; Gloucester regierte.²⁾

Die
Appel-
lanten

liegen.

Das
unbarm-
herzige
Parla-
ment.

Macht
Glo-
cester's.

Aber schon nach einem Jahre verstand Richard durch eine Überraschung dieses Regiment zu stürzen. Am 3. Mai 1389 trat Richard mit der naiven Frage an Gloucester in den Rath: „Oheim, wie alt bin ich?“ — „Zweiundzwanzig Jahre.“ — „Wohlan, so bin ich sicher alt genug, um meine Geschäfte selbst zu besorgen. Ich habe länger unter Vormundschaft gestanden, als irgend ein Mündel in meinen Reichen. Ich danke euch für eure bisherigen Dienste, Mylords, begehre sie aber ferner nicht mehr.“ Die Erstaunten mußten die Zeichen ihrer Würde abgeben, andere traten an ihre Stelle. Richard erklärte dem Volke, er habe die Regierung selbst übernommen, und Gloucester zog sich grollend auf seine Güter zurück. Und der König regierte

¹⁾ Pauli, Geschichte von England, IV, S. 570—573.

²⁾ Ibid. p. 573—584.

Richard
wieder
Herr.

in der That einige Jahre hindurch glücklich, und zwischen ihm und seinem Volke herrschte ungestörte Eintracht. Bald fühlte Richard wieder sich stark genug, selbst Gloucester in den Rath aufzunehmen, seinen Oheim Johann von Lancaster ernannte er zum Herzog von Aquitanien, mit Frankreich und Schottland schloß er am 18. Juni 1389 einen Waffenstillstand auf drei Jahre und im Jahre 1394 auf weitere vier Jahre.¹⁾

Irland.

Die Zeit der Ruhe benützte Richard II. vor allem dazu, einen alten Streit mit der Curie zu Gunsten der Krone zu entscheiden. Es handelte sich um die Provisionen, das heißt um das von den Päpsten beanspruchte Recht der Verleihung von Pfründen, auch Bisthümern und Abteien, wenn deren letzte Inhaber während ihrer Anwesenheit an der päpstlichen Curie starben, oder wenn der Streit um dieselben vor den päpstlichen Stuhl gebracht worden war. Gegen diesen päpstlichen Anspruch erhob sich in allen Ländern wiederholt Widerspruch. In England endete der Streit infolge der Einmüthigkeit von König und Parlament im Jahre 1393 damit, daß höhere Kirchenämter nur mit Zustimmung des Königs besetzt werden durften.²⁾ — Im Jahre 1394 unternahm Richard einen Zug nach Irland, welches ehemals 30.000 Mark getragen hatte, allein jetzt nicht einmal die Kosten der Verwaltung mehr deckte. Dort hatten die Eingebornen von Eduard II. an das englische Gebiet mehr und mehr eingeschränkt, die O'Neals, die O'Connors und O'Brians hatten wieder Eroberungen gemacht. Sie wären der Engländer vollkommen mächtig gewesen, wären sie einig gewesen. Allein die Iren wütheten gegen ihre eigenen Landsleute viel ärger als gegen die Engländer. Unter den Engländern in Irland war aber Streit zwischen den Anglo-Iren und den National-Engländern. Jene waren die Nachkommen der ersten Eroberer, die vielfach die Sprache, Tracht, Sitten und Gesetze der Eingebornen angenommen hatten, frei vom Lehenszins und allein berechtigt sein wollten, fort zu erobern; diese waren in England geboren und von dem Könige zur Bedienstung nach Irland geschickt. Die englische Regierung suchte namentlich unter Eduard III. beide Classen wieder miteinander zu verschmelzen, um dadurch Iren und Engländer gründlich voneinander zu sondern; darum erließ 1342 das Statut von Kilkenny, welches Heiraten, Kinderpflege, Gevatterschaften mit Irländern als Hochverrath bezeichnete, und jeden Engländer, der einen irischen Namen oder irische Sprache und Tracht annehme, mit Gefängnis und Verlust des Vermögens bedrohte. Richard II. landete im October 1394 mit einem zahlreichen Heere, fünfundsiebzig Häuptlinge des Nordens leisteten ihm Hulldigung und versprachen Frieden und Tribut. Vier irische Könige, O'Neal, O'Connor, O'Brian und Mac Murchad, empfingen 1395 in Dublin den Ritterschlag und englische Staatskleider. Auch die unzufriedenen Engländer wurden zum Gehorsam gezwungen, und alles gethan, um beide Rassen miteinander zu versöhnen.³⁾

Statut
von Kil-
kenny.

¹⁾ Pauli, l. c. IV, p. 584—588, 599.

²⁾ Lingard, Geschichte von England, IV, p. 262—268. — Pauli, l. c. IV, p. 591—593.

³⁾ Lingard, l. c. IV, p. 268—273. — Pauli, l. c. IV, p. 393—396. — Froissart, l. c. IV, chap. 42; éd. Kervyn, XV, p. 168 ff., schildert bei diesem Anlaß sehr anschaulich den Unterschied zwischen irischer und englischer Tracht, Sitte und Bildung.

Eduard III. war stark durch seine Siege über Frankreich, Richard II. wollte Frieden und eine Familienverbindung mit Frankreich, um an ihr einen Rückhalt gegen seine meuterischen Großen zu haben. Darum schloß er nach dem am 7. Juni 1394 erfolgten Tode seiner ersten Gemahlin, der Schwester König Wenzels, der guten Königin Anna, wie das englische Volk sie nannte, ein Verlöbniß mit der erst achtjährigen Isabella, der Tochter Karls VI. von Frankreich. Am 7. Januar 1397 wurde die junge Königin in Westminster gekrönt. Die Mitgift betrug 800.000 Goldgulden, dafür verzichtete Isabella förmlich auf alle Ansprüche an die französische Krone. Zu gleicher Zeit ward der Waffenstillstand zwischen beiden Reichen auf fünf- undzwanzig Jahre verlängert und auf ihre beiderseitigen Bundesgenossen ausgedehnt.

Königin
Anna.
Isabella.

Waffen=
stillstand
mit
Frank=
reich.

Diese Verbindung war Richards Unglück, nicht bloß weil die über-
sprudelnde Manneskraft und Kriegeslust der eigenen Nation sich jetzt nicht in
einem beliebten Kriege gegen Frankreich austoben konnte und darum natur-
gemäß gegen sich selber und gegen den Thron wenden mußte, sondern weil
ihn diese Vermählung auch in ein falsches Gefühl der Sicherheit wiegte. König
Richard II. barg unter einem freundlichen, fast frauenhaften Antlitz ein un-
versöhnliches Gefühl des Hasses gegen die Großen, die ihn einst gedemüthigt,
und bewies auch eine Falschheit und Arglist, welche niemand dem lebens-
lustigen Jüngling zugetraut hätte: er vergaß seine Freunde nicht, verzieh
aber auch seinen Feinden nie.

Falsche
Sicher=
heit.

Seinem ehemaligen Weichtvater hatte er ein Bisthum verliehen. Die Richter,
die noch lebten, setzte er in ihre Stellung wieder ein. Die Leiche de Vere's ließ
er aus Löwen abholen und konnte sich nicht enthalten, den Sarg öffnen zu
lassen, um das Antlitz des geliebten Freundes nochmals zu sehen. Gloucester
aber, der, um volksbeliebt zu bleiben, der Verbindung mit einer französischen
Prinzessin sich widersetzt hatte und noch immer die Haupttriebfeder einer jeden
Intrigue war, der in des Königs Rath kam, wann es ihm beliebte, und wieder
ausbrach, wann er wollte, und sich überhaupt hochmüthig benahm, ließ Richard
bei einem Besuche auf dessen Schlosse am 12. Juli 1397 plötzlich verhaften und
übers Meer ins feste Schloß nach Calais bringen. In gleicher Weise wurde der
Graf von Warwick, als er arglos am Hofe erschien, plötzlich verhaftet; dem
Volke ward angezeigt, beide seien gefangen gesetzt, nicht wegen der Ereignisse
von 1387 und 1388, sondern wegen eines Vergehens in neuester Zeit. Ebenso
ward Richard, Graf von Arundel, gefangen, nach der Insel Wight gebracht
und mit ihnen verfahren, wie sie mit den Günstlingen des Königs einst ge-
than hatten.

Rache
an Glo=
cester.

Warwick.

Arundel.

Vor das Parlament, welches im September 1397 zusammenkam, trat der
König mit der Forderung einer Ungültigkeitserklärung des Statuts von 1386,
weil es ihm durch Drohung und Gewalt entrißen worden sei; die königliche
Macht sei untheilbar, jeder, der in Zukunft eine solche Bestallung auswirke, und
kraft derselben handle, sei als Verräther zu bestrafen; Verräther seien Gloucester,
Warwick, Arundel und dessen Bruder, der Erzbischof von Canterbury, denn er

sei den dreien bei ihrem Verrathe behilflich gewesen, alle vier hätten sich zur Absetzung des Königs verschworen. Unter dem Voritze Johanns von Lancaster wurde Arundel am 21. September zum Tode verurtheilt und am gleichen Tage enthauptet, Gloucester aber von Calais herüber beschieden, bald darauf jedoch gemeldet, er sei im Gefängnis gestorben. Froissart erzählt: ¹⁾ „Vier Männer kamen in sein Gefängnis, warfen dem Herzog plötzlich ein Handtuch um den Hals und schnürten es so fest, daß er zu Boden fiel. So erwürgten sie ihn vollends und schlossen ihm die Augen. Und als er todt war, zogen sie ihn aus, trugen ihn in sein Bett und legten ihn nackt zwischen die Linnen, dann giengen sie von der Kammer in die Halle und verkündeten laut: der Herzog von Gloucester sei am Schläge gestorben.“ Der Erzbischof von Canterbury ward zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt, desgleichen Warwick. Bei Gloucesters Verurtheilung waren zwei Neffen als Ankläger thätig und zwei Brüder, Lancaster und York, als Richter, und zwei einstige Genossen, Lancasters Sohn, der Graf von Derby, und der Graf von Nottingham, gaben zum Verfahren ihre Zustimmung. Der erstere wurde dafür zum Herzog von Hereford, der zweite zum Grafen von Norfolk erhoben. ²⁾

Tod Gloucesters.

Derby und Norfolk.

König Richard hatte sich gerächt, aber gerade dieser Sieg war eine Niederlage. Sein Benehmen war gegen die Gesetze des Landes, die Amnestie, die er früher ertheilt, hatte er jetzt zurückgenommen. Wer stand den andern, die an der Bewegung von 1386 und 1387 sich theiligt hatten, dafür, daß nicht auch gegen sie der König auf Rachepläne im Herzen sinne und sie zur gelegenen Zeit seinem Hasse opfere! Einem Fürsten, der seine Absichten so schlau und so lange zu verbergen und sie dann so schnell auszuführen wußte, ließ sich alles zutrauen.

Angst vor Richard.

Norfolk.

Hereford.

Diese Furcht sprach denn auch bald darauf Norfolk dem Herzog Heinrich von Hereford, dem Sohne Lancasters, aus: man werde auch sie verderben, obichon man ihnen Verzeihung zugesagt; Richard breche alle seine Eide. Dieses Gespräch ward dem Könige angezeigt, Hereford gestand es zu, Norfolk nannte ihn dafür einen Lügner und falschen Verräther. Die Sache kam vors Parlament 1398, ein Zweikampf zwischen beiden sollte die Wahrheit zutage bringen. Schon standen am 16. September 1398 beide Gegner in Waffen auf dem Kampfplatze zu Coventry, als der König den Kampf verwehrte, den er unter Blutsverwandten nicht gestatten dürfe. Und nach zweistündiger Berathung ergieng gegen beide das Urtheil: um dem Reiche Ruhe und Frieden zu bewahren, müsse Lancaster, Herzog von Hereford, auf zehn Jahre und Norfolk auf Lebenszeit in die Verbannung. Norfolk starb auf der Rückkehr von Jerusalem in Venedig, Hereford begab sich nach Paris. Als er aus London fortritt, „begleiteten ihn über 40.000 Menschen mit Weinen und Klagen, und mancher sagte zum andern: seht wie ihm das Volk anhängt; wenn jetzt einer gegen den König einen Aufruhr machen wollte, dem würde es glücken, aber es ist noch nicht Zeit.“ ³⁾ —

¹⁾ Froissart, l. c.; éd. Kervyn, XVI, p. 74 ff.

²⁾ Lingard, l. c. IV, p. 281—288. — Pauli, l. c. IV, p. 602—612.

³⁾ Lingard, l. c. IV, p. 291—299. — Pauli, l. c. IV, p. 612—620.

Richards II. Sturz.

Jetzt fühlte sich Richard vollkommen frei und erhob sich über die Herrschaft des Gesetzes. Die Schwelgerei am Hofe stieg über alles Maß und erregte Erbitterung. Sein Leichtsinns riß ihn zu despotischen Handlungen fort: er verschaffte sich Geld durch Zwangsanleihen, nöthigte die Richter, nach seinem Willen die Gesetze auszulegen, verkaufte die früher ertheilte Begnadigung noch einmal und erklärte auf einmal siebzehn Grafschaften außer dem Gesetze, weil sie für die Bewegung von 1386 und 1387 Partei ergriffen hätten. So untergrub Richard den Thron selber.

Froissart erzählt:¹⁾ „Es begannen die Menschen sich widereinander zu erheben, die Wege wurden unsicher und die Gerichtshöfe waren geschlossen; der Kaufmann konnte seine Waren nicht mehr versenden, der Landmann seine Vorräthe nicht bergen, ohne daß sie geplündert und geraubt wurden, und es war niemand, der zum Rechte verhalf.“ Da fiengen die armen Leute an, zu klagen, und sagten: „Wie ist es doch so schlimm worden seit dem Tode unseres guten Königs Eduard! Da war Gerechtigkeit und Sicherheit im Lande und es wagte keiner, nur ein Huhn zu stehlen. Unser König taugt nicht, so kann es nicht bleiben.“ Solche Klagen erhoben sich in verschiedenen Theilen des Landes, und die Reichen flohen nach London, um sicher zu sein. Die Bürger Londons sind reich und mächtig, und das ganze Land richtet sich nach ihnen. Diese nun überlegten, wie dem Übel abzuhelpen sei. Und sie gedachten an ihr Verfahren gegen Eduard II. Also beschloßen sie, den Grafen von Derby aus Frankreich zu rufen und ihm die Regierung zu übergeben, damit es besser werde im Lande.

Auf Derby oder, wie er damals hieß, auf den Herzog von Hereford, hatte gerade Richard II. die Aufmerksamkeit gelenkt durch ein schreiendes Unrecht und ihm die allgemeine Theilnahme zugewendet: ehe er und Norfolk in die Verbannung giengen, wurden nämlich beiden durch Patent Anwälte zugesichert, um während ihrer Abwesenheit Erbschaften antreten zu können. Als aber drei Monate darauf Heinrichs Vater, der Herzog von Lancaster, am 3. Februar 1399 starb, erklärte Richard, die Verbannung mache wie jede Ahtserklärung Heinrich erbunfähig; er schickte seine Beamten in dessen Ländereien, ließ alle Einkünfte für sich erheben und vertheilte die Güter unter seine Richter. Das ward als schreiendes Unrecht im ganzen Lande angesehen.²⁾

Noch weiter: Heinrich wollte sich damals mit einer Tochter des Herzogs von Berry vermählen, und diese Heirat wäre ein Pfand des Friedens für Frankreich und England gewesen, allein König Richard II. hintertrieb die Vermählung und machte so Heinrich zum Abgott des Volkes; denn „der verhasste König habe ihn nicht bloß mit Unrecht verbannt, sondern schmälere ihn auch fortwährend an Gut und Ehre.“³⁾

1) Froissart, l. c. IV, chap. 64—65; éd. Kervyn, XVI, p. 156 ff.

2) Pauli, l. c. IV, p. 622.

3) Froissart; éd. Kervyn, XVI, p. 141—151.

Richard
als
Selbst-
herrscher

Unzu-
frieden-
heit im
Lande.

Heinrich
Derby.

Richards
Unrecht.

Unter diesen Umständen vernahm Heinrich in Paris den Antrag aus London und gab nach einigem Bedenken Zusage, nahm unter dem Vorwande, seinen Oheim, den Herzog von Bretagne, zu besuchen, Abschied vom französischen Hofe, vertraute sich in Nantes dem Herzoge, der ihm Beistand an Schiffen und Kriegsleuten versprach, und harrte dort nur auf passende Zeit und günstigen Wind.¹⁾

Richard
nach
Irland.

Die günstige Zeit kam bald; denn Richard verließ Ende Mai 1399 England, um einen Zug gegen aufständische Iren zu unternehmen, ohne Rücksicht auf Kunde von angesponnenen Verschwörungen. Was half es ihm, daß einige kleine Häuptlinge barfuß und mit Stricken um den Hals seine Gnade anflehten! Während er in Dublin seine Kräfte zu einem Zuge in das Innere sammelte, gieng ihm England verloren! Denn Heinrich von Hereford landete auf die Kunde von seiner Abreise anfangs Juli 1399 mit 100 Bewaffneten in Ravenspur an der Ostküste von Yorkshire und pflanzte seine Fahne als Herzog von Lancaster auf: seine alleinige Absicht sei, die seinem Vater gehörigen Besitzungen und Würden wieder zu erhalten.²⁾

Heinrich
landet,

in
London.

Wie ein Schneeball zur Lawine anschwillt, so wuchs Heinrichs Heer an: bald stand er an der Spitze von 30.000 Mann, nirgends ward Widerstand geleistet; als er London nahte, strömte ihm die ganze Bevölkerung entgegen und unter unermesslichem Jubelruf zog er an der Seite des Bürgermeisters mit entblößtem Haupte, nach allen Seiten hin grüßend und schmeichelnd, in die Hauptstadt ein. Und die Londoner, so erzählt Froissart, machten einen Vertrag mit dem Grafen, darin sie ihn wie seinen Erben als ihren Herrn und König erkannten, ihm huldigten und versprachen, ihm zur Huldigung im ganzen Lande zu verhelfen und ihn nicht zu verlassen, bis alles vollendet wäre. Darauf gieng's rasch gegen Westen. Oheim York, dem der König für seine Abwesenheit die Regierung anvertraut hatte, erklärte sich in Berckley für Heinrich, dessen Heer jetzt 100.000 Mann zählte und Bristol besetzte, und von da nach Chester aufbrach, um Wales zu bewachen.³⁾

Richards
Rückkehr.

Alles war gegen Richard, auch das Wetter! Stürme verhinderten die Fahrt nach Irland, und drei Wochen waren die Verschworenen schon in England, ehe der König von einem Aufstand etwas erfuhr. Es war schon zu spät. Es stand schlimm um seine Sache: Ritter und Reislige liefen ihm davon.

Richard II. sandte Salisbury voran, daß er ein Heer um die königliche Standarte sammle, und 30.000 Mann waren bald beisammen. Allein, da der König so lange nicht ankam, kehrten auch diese in ihre Heimat zurück. Als Richard landete, fand er kein Heer; als Franciscaner verkleidet, floh er nach der Festung Conway. Den Plan, nach Bordeaux zu fliehen, rieth die Umgebung dem Könige ab. Heinrich fürchtete diese Flucht, es lag ihm alles daran, sich der Person des Königs zu versichern, und dem Grafen Northumberland gelang

¹⁾ Pauli, l. c. IV, p. 624 f.

²⁾ Lingard, l. c. IV, p. 302—303. — Pauli, l. c. III, p. 622—626.

³⁾ Froissart, l. c. IV, chap. 73; éd. Kervyn, XVI, p. 167 ff.

es, Richard zu betrügen. Er kam den 18. August nach Conway, um zu unterhandeln, und sagte dem Könige in Heinrichs Namen: Heinrich wolle nur sein Erbe und die Stelle eines Großrichters und von Richard das Versprechen, daß er nach den Gesetzen regiere, und daß gewisse Große vom Morde Glocesters sich reinigen müßten. Wenn der König in diese Punkte willige, so wolle der Herzog nach Flint kommen, den König kniend um Vergebung bitten und ihn dann nach London begleiten. Richard stimmte zu, erklärte aber insgeheim seinen Freunden, er werde bei Gelegenheit schon Rache an seinen Feinden nehmen. Northumberland schwor dem Könige auf eine Hostie, daß man ihm all diese Bedingungen halten werde, „und wurde gleich Judas meineidig am Leibe seines Herrn“. ¹⁾

Ber-
hand-
lungen
in
Conway.

Denn es war alles nur Trug, um Richard II. aus dem festen Conway herauszulocken, wo er leicht zur See entfliehen konnte. Kaum hatte der König die Festung verlassen, so war er von Truppen umgeben, die ihm jede Flucht abschnitten. „Möge der Gott,“ rief er zu Northumberland, „auf den Ihr Eure Hand legtet, es Euch und Euren Mitschuldigen in Eurer letzten Stunde vergelten! Wir sind verrathen, aber auch unser Heiland wurde verkauft und seinen Feinden in die Hände geliefert.“ In Flint brachte der König eine traurige Nacht zu. „Thor, der ich war!“ rief er aus, „dreimal rettete ich diesem Heinrich von Lancaster das Leben, einmal als ihn sein eigener Vater wegen Verrätherei und Schändlichkeit hinrichten lassen wollte!“ — Am 19. August 1399 ward der König im Mönchsgewand vor Heinrich geführt, der, in vollständiger Rüstung, obschon ohne Helm, noch sein Knie vor ihm beugte. „Mylord, Euer Volk be-
klagt sich,“ sprach der Sieger, „Ihr hättet es seit zweiundzwanzig Jahren hart regiert. Ich bin gekommen, um Euch besser regieren zu helfen.“ — Der König antwortete: „Beter Beter, wie es Euch gefällt.“ Von Chester aus mußte der König auf den 30. September 1399 ein Parlament ausschreiben; dann gieng's gegen London. Während Heinrich unter dem Jubelruf: „Heil dem Eroberer Englands!“ in die Hauptstadt einzog, hörte der König, der auf einem kleinen Rößlein durch Westminster nach dem Tower ritt, nur Beschimpfungen. ²⁾

Richard
gefangen,

vor
Heinrich,

Am Vorabend der Eröffnung des Parlaments verlangte eine Abordnung der Großen von ihm die Unterschrift zu einer Erklärung, worin er sich als der Regierung unfähig und der Absetzung würdig bekenne. Schwerlich hat Richard freiwillig unterzeichnet und gewiß nicht erklärt, wie die Sieger nachher aussprenkten, wenn er einen Nachfolger zu ernennen hätte, so würde er nur seinen Better Heinrich von Lancaster wählen. Dem Parlament ward eine Entsagung des Königs, worin er alle seine Unterthanen des Eides der Treue gegen ihn entband, verlesen. ³⁾ Aber damit nicht zufrieden, legten Richards Feinde auch eine Anklageacte vor: er habe den Krönungseid gebrochen, despotisch regiert und demnach sein Recht an den Thron verwirkt. Der Bischof von Carlisle, Thomas Merks, vertheidigte den König muthvoll gegen alle

Richard
bankt ab.

Richard
an-
geklagt,

¹⁾ Singard, l. c. IV, p. 307. — Pauli, l. c. IV, p. 631.

²⁾ Pauli, l. c. IV, p. 632—634.

³⁾ Er gestand darin, se fuisse et insufficientem penitus et inutilem ac propter sua demerita notoria non immerito deponendum. — Pauli, l. c. IV, p. 636 f.

abgesetzt. dreißig Anklagepunkte, wurde aber alsbald verhaftet und ins Gefängnis geführt. Jetzt erklärte das Parlament am 30. September 1399, der König verdiene die Absetzung.

An die Stelle des einen Königs mußte sogleich ein anderer treten. Das nächste Recht hatten die Nachkommen Lionels, des zweiten Sohnes Eduards III. Allein Heinrich von Lancaster trat vor; machte das Zeichen des Kreuzes auf Stirn und Brust und forderte im Namen des dreieinigen Gottes Reich und Krone von England, da er von Heinrich III. in gerader Linie abstamme (der junge Graf von March hatte aber nähere Rechte, über die jedoch Heinrich listig schwieg), und da ihm Gott und seine Verwandten und Freunde zum Reiche geholfen hätten, welches durch schlechte Regierung dem Untergang nahe war. Und beide Häuser erkannten ihn am 30. September 1399 einstimmig als König an, und der Erzbischof von Canterbury führte ihn auf den Thron. Am 6. October schrieb der neue König, genannt Heinrich Bolingbroke, ein Parlament aus, welches die meisten Verfügungen Richards II. widerrief und Heinrichs ältesten Sohn, Heinrich, zum Prinzen von Wales, Herzog von Gugenne, Lancaster und Cornwall und Grafen von Chester und zum Thronerben ernannte.

Am 1. October 1399 erfuhr Richard im Gefängnis das Vorgegangene. „Ich hoffe, mein Better wird mir ein gnädiger Herr sein!“ rief er. Im Januar 1400 erscholl jedoch in England schon die Kunde, Richard sei im Schloß Pontre-fact gestorben, dahin hatte man ihn auf Befehl des Parlamentes unter Obhut vertrauter Männer gebracht. Sein Tod war ein gewaltsamer. Befreiungsversuche wurden eingeleitet von Frankreich aus, und da ward der Gefangene eine Gefahr für Heinrich IV. Nach der einen Nachricht gab man ihm keine Lebensmittel und litt der Arme fünfzehn Tage, nach der andern wurde er mit einer Art erschlagen, nachdem er sich noch muthiger gegen seine Mörder um sein Leben gewehrt hatte, als um seine Krone. Richard war dreißig Jahre alt und hinterließ keine Nachkommen. Sein Unglück war, daß er sich schwach zeigte, wo er fest, und hochmüthig, wo er geschmeidig sein sollte, daß er zauderte, wo er rasch handeln, und sich überstürzte, wo er bedächtig sein sollte, und daß er Strenge und Grausamkeit bewies, wo nur Mäßigung am Platze war.¹⁾ — Sein Nachfolger

Heinrich IV. (1399—1413), genannt Bolingbroke,

Heinrich IV. war freilich ein ganz anderer Mann, ebenso klug und vorsichtig, als thatkräftig und kühn in Gewaltstreichen, die er mit der Nothwendigkeit, für das Wohl des Reiches zu sorgen, zu decken wußte und wobei er zugleich populäre Grundsätze zu befolgen und die Autorität des Parlamentes hoch zu halten schien. Er erfuhr jedoch schnell, daß es leichter sei, eine Krone zu erringen,

¹⁾ Vergl. das Zeugenverhör über Richards Ende in der Ausgabe des Froissart von Buchon, l. c. III, p. 367—369; éd. Kervyn, XVI, p. 385 ff.

Stammtafel der Könige von England, von Eduard III. bis Heinrich VII.

Eduard III., † 1377,

Gemahlin: Philippine, † 1369

Eduard, Prinz v. Wales, der „schwarze Prinz“, † 1376, Gem.: Johanna, Gräfin von Kent	Lionel, Herzog v. Clarence, † 1368, Gem.: Elisabeth v. Burg., † 1368	Sohn, Herzog v. Lancaster, † 1399, Gem.: Blanca, Erbin des Herzogs Heinrich von Lancaster, † 1369	Edmund, Herzog von York, † 1402, Gem.: Isabella, Tochter Peters v. Castilien, † 1394	Thomas von Woodstock, Herzog von Gloucester, † 1397.
Richard II., † 1400, 1. Gem.: Anna, † 1394; 2. Gem.: Isabella, † 1409.	Philipppe, Gem.: Edmund Mortimer, Graf von March, † 1382	Philipppe, Königin von Portugal. Gem.: Marie Bohun, † 1394	Edward, Herzog von York. Gem.: Anna, Tochter des Grafen Roger von March	Richard, Graf von Cambridge, † 1414, Gem.: Anna, Tochter des Grafen Roger von March
Roger, Graf von March, † 1399, Gem.: Eleonore von Holland, † 1405	Heinrich V., † 1422, Gem.: Katharina von Frankreich, † 1437 — 2. Gem. Katharina: Owen Tudor, † 1461	Thomas, Herzog von Clarence, † 1421.	Johann, Herzog von Bedford, † 1435.	Richard, Herzog von York, † 1460, Gem.: Isabella Nevil, † 1495
Edmund, Roger, Graf von March, † 1424.	Heinrich VI., † 1471, Gem.: Margareta von Anjou, † 1482	Edmund, Graf von Richmond, † 1456, Gem.: Margareta, Tochter des Herzogs von Comerjet	Eduard IV., † 1483, Gem.: Elisabeth von Woodville, † 1492	Richard III., Herzog von Clarence, † 1478. Gem.: Anna Nevil, † 1485
	Eduard, † 1471, Gem.: Anna Nevil.	Heinrich VII., — verm. mit Elisabeth, † 1509. † 1503.	Eduard V., † 1483.	Eduard, Prinz von Wales, † 1484.

als zu behaupten, denn er hatte in einestfort mit Empörungen zu kämpfen; und daß eine Krone, an der Blut haften, ihrem Besitzer keine Freude, sondern nur Kummer und Besorgnisse bereite. Gewissensbisse und Sorgen brachen früh seine Lebenskraft; zuerst litt er an einem Aussage, den seine Gegner für eine Strafe Gottes erklärten, dann an epileptischen Anfällen, welche ihn in den Zustand eines Scheintodten versetzten, und der sonst so lebenslustige Heinrich von Bolingbroke glich in seinem sechsundvierzigsten Jahre schon vollständig einem Greise.

De haereticis comburendo.

Richards Schwäche hatte das Treiben der Lollarden-Prediger gefördert, Heinrich IV. sicherte dagegen dem Clerus seinen Schutz zu und wurde kräftig von ihm unterstützt. Der Erzbischof von Canterbury setzte dem Parlamente auseinander, wie Gott einen klugen und verständigen Mann England, diesem Winkel des Reichthums, gesandt habe, um es vor dem Untergange, der ihm durch das Treiben von Kindern und Weibern drohte, zu erretten. Das Eifern der Sectierer gegen jeden weltlichen Besitz der Kirche bedrohte schließlich die Sicherheit jedes Eigenthums. Pairs und Gemeinde verlangten von der Krone Schutz und im Januar 1400 erging ein Statut, daß die Lollarden auf erhöhtem Platze vor allem Volke verbrannt werden sollten.¹⁾

Aufstand der Lords.

Unter den Aufständen ist der erste der einiger früheren Verbündeten oder appellierenden Lords, die in ihrer Erwartung von Belohnungen getäuscht waren. Auf den 6. Januar 1400 luden sie den König zu einem Turnier nach Oxford ein, um ihn bei dieser Gelegenheit gefangen zu nehmen und Richard auszurufen und zu befreien. Erst am 4. Januar wurde Heinrich das Unternehmen entdeckt; er erklärte die Verschworenen für Verräther und ließ sie sogleich verfolgen; sie wurden auf der Flucht gefangen und enthauptet. Diese Verschwörung soll namentlich Richards Tod herbeigeführt haben.²⁾

Schottl. Land.

Wahrscheinlich um den Thatendrang der Engländer abzuleiten, begann Heinrich einen Krieg gegen die Schotten, welche die Ladung, ihr König solle dem englischen huldigen, stolz zurückwiesen. Er kam bis vor Edinburgh, mußte aber ohne weiteren Erfolg umkehren. Der Mißerfolg ermutigte die Anhänger Richards. Es gieng das Gerücht, der König lebe noch, und zwar am schottischen Hofe, und werde an der Spitze eines schottischen Heeres zurückkehren, und so währte der Grenzkrieg gegen Schottland fort. Auf schottischer Seite zeichnete sich Graf Douglas aus, auf englischer der Sohn des Grafen von Northumberland, Heinrich Percy, genannt Heißsporn (Hotspur), er schlug am 14. September 1402 bei Homildonhill die Schotten aufs Haupt.

Percy Heißsporn.

Der selbe Percy suchte aber 1403 Heinrich zu stürzen. Verdrossen über die Undankbarkeit des Königs, der den von den Walisern gefangenen Grafen von der March, den Schwager Heinrich Percys, nicht auszulösen gestattete, verbündete sich Percy mit den Walisern und dem Grafen von der March und

¹⁾ Lingard, l. c. IV, p. 378—379. — Pauli, l. c. V, p. 51—53.

²⁾ Pauli, l. c. V, p. 3—13.

den Schotten: Richard II. solle, wenn er noch lebe, wieder auf den Thron gesetzt, sei er aber todt, Edmund von der March als König und Glendower als Fürst von Wales anerkannt werden. Sie warfen Heinrich in ihrer Proclamation Wortbruch vor: sie hätten ihn nur unterstützt gegen Richard, weil er ihnen geschworen, er verlange bloß die Güter seines Vaters, weil er geschworen, Richard alle königlichen Vorrechte zu lassen, und ihn dann dennoch fünfzehn Tage lang ohne Speise und Trank gelassen, so daß er sterben mußte. Der König trat den Aufständischen schnell mit einem Heer entgegen, bei Shrewsbury kam es am 21. Juli 1403 zu einer der blutigsten Schlachten auf englischem Boden. Jede Partei führte ungefähr 14.000 Krieger in den Kampf. Percy und Douglas, die gefeiertsten Ritter jener Zeit,¹⁾ gedachten durch einen tollkühnen Angriff auf den König selbst diesen zu fällen und so den Sieg zu erringen; wie Rasende stürzten sie sich mit dreißig Begleitern auf die königliche Leibwache, zersprengten sie, warfen das königliche Banner zu Boden, verwundeten den Kronprinzen, und tödteten zwei Ritter, die Rüstungen wie der König trugen, — aber nicht den König, welcher seine Rüstung vertauscht hatte und auf einem andern Theil des Schlachtfeldes kämpfte. Die durchbrochene Linie zog sich hinter den Tapferen wieder zusammen, und im Versuche, zu den Seinigen sich durchzuschlagen, wurde Douglas gefangen und Percy durch einen Pfeil getödtet. Nach dem Tode der Häupter löste sich das Heer der Aufständischen in Flucht auf.²⁾

Schlacht
bei
Shrews-
bury.

Percys Vater, der Graf von Northumberland, der sich Heinrich IV. ergab, erhielt bei dem Parlamente 1404 Verzeihung. Auf diesem Parlamente verlangten die Gemeinen jeweils Bescheid auf ihre Eingaben, ehe sie zur Steuerbewilligung schritten. Im Einvernehmen mit den Lords erklärte jedoch der König, er könne das entgegengesetzte Herkommen nicht ändern. Dagegen wurde zugestanden, daß zwei vom Parlament bestellte Kriegsschatzmeister die Verwendung der für die Vertheidigung des Reiches bestimmten Gelder überwachten. — Unterdessen war schon Ende 1403 ein falscher Richard in Schottland aufgetreten, ein ihm ähnlich sehender, ehemaliger Küchenjunge, namens Trumpington. Viele ließen sich betrügen. Doch wurde Heinrich noch 1404 Herr dieser Bewegung. Im Jahre 1405 brach aber ein Aufstand in Yorkshire aus zu Gunsten des Grafen von March, für den sich auch der Erzbischof Scrope von York thätig zeigte. Allein die Mannen der Verschworenen wurden zerstreut, Scrope und Thomas Mowbray wurden gefangen. Der Oberrichter Gascoigne sollte beide als Hochverräther zum Tod verurtheilen: er weigerte sich dessen, denn das Gesetz gebe ihm keine Gewalt über das Leben eines Prälaten, und über den Grafen könnten nur die Pairs richten. Ein anderer Richter war bereitwilliger und sein Urtheil wurde ohne Aufschub vollzogen am 8 Juni 1405. Scrope starb mit dem Muth eines Märtyrers. Er hielt Edmund Grafen von March für den rechtmäßigen König.³⁾

Falscher
Richard.

Auf-
stand in
York-
shire.

Viel gefährlicher war ein Aufstand in Wales.⁴⁾ Owen Glendower, ein Abkömmling des letzten eingebornen Fürsten von Wales, früher der Rechtskenntnis beflissen, nahm 1400 den Titel und die Herrschaft eines Fürsten von

Wales.

Owen
Glendower.

¹⁾ Shakespeare sagt darum in seinem Heinrich IV. (Act I, 5):

„Der Douglas und der Heißhorn miteinander,
Sie bieten einer Welt in Waffen Troß.“

²⁾ Pauli, l. c. V, p. 22—28.

³⁾ Lingard, l. c. IV, p. 341—344. — Pauli, l. c. V, p. 29—38.

⁴⁾ Pauli, l. c. V, p. 15—19.

Wales an, als er mit einer gegründeten Beschwerde gegen die Raubsucht der Engländer am Hof des neuen Königs kein Recht finden konnte. Noch einmal loberte der Geist der Freiheit in Wales auf: von Oxford und Cambridge flohen die jungen Waliser in die Heimat; die Bauern verließen den Pflug, um für die Rechte ihrer Nation zu kämpfen. Die Warden feuerten zum Kampfe an.¹⁾

Dreimal führte Heinrich ein mächtiges Heer nach Wales und dreimal kehrte er sieglos und ruhmlos zurück. Owen zog sich in die Einöden und Schluchten zurück, und ließ die Engländer mit dem Wetter und Hunger kämpfen. Auch die Anstrengungen des Kronprinzen waren anfangs erfolglos, erst 1405 errang er einen Sieg zu Grosmont. Indes hatte aber Owen mit Karl VI. von Frankreich ein Bündnis geschlossen und landeten französische Hilfstruppen. Erst nach Verlauf von vier Jahren gelang es dem jungen Heinrich, Südwales ganz zu unterwerfen; in Nordwales, in den Wildnissen des Snowdon hielt sich Owen noch bis in die nächste Regierung hinein.

Heinrichs
feind-
selige
teiten
Frank-
reichs.

In gleicher Weise waren die Verhältnisse zum Ausland getrübt. Isabella, die jugendliche Witwe Richards II., mußte am 1. August 1401 mit ihrer Aussteuer nach Frankreich zurückgesendet werden und nach ihrer Rückkehr zeigte der französische Hof offen seine feindselige Gesinnung, gestattete den Unterthanen ungestraft, Heinrich zu beschimpfen und an der englischen Küste zu plündern.

Ein Graf Walram von Luxemburg und Ligny kündigte Heinrich, der seinen König gemordet und entthront, Fehde an. Der Herzog Ludwig von Orleans forderte ihn als Rebellen, Thronräuber und Mörder seines Königs zum Zweikampf heraus, nannte ihn bloß Harry Lancaster und stellte die Frage: „Was ist aus meinem Neffen Richard geworden? wo lebt er noch, wo ist sein Leib?“ Heinrich IV. rächte sich an den Franzosen dadurch, daß er den inneren Parteikampf in Frankreich schürte.

Heinrichs
Mon-
mouth.

Aber nicht bloß Aufstände im Innern, Haß und Verachtung von Seite fremder Fürsten, machten Heinrichs Tage sorgenvoll, sondern auch das Benehmen seines ältesten Sohnes Heinrich, von seinem Geburtsort genannt von Monmouth.²⁾

Shakespeare hat in seiner herrlichen Weise die Jugendstreiche des genialen Jünglings geschildert und alle Nachrichten aus alter Zeit bestätigen die Echtheit seiner Darstellung, nur Falstaff ist eine Fiction des Dichters. Der Kronprinz schien nur für Vergnügen Sinn zu haben und nur den Lastern und Thorheiten der Jugend nachzujagen; zwar bewies er in der Schlacht Umsicht und Muth, aber sonst schien der Jüngling seiner Würde und seines Berufs nimmer eingedenk. Man warnte den König vor seinem ehrgeizigen und sittenlosen Treiben,

¹⁾ Das beweist die Verordnung, alle Minstrels, Warden und Reimer und andere walisische Vagabunden festzuhalten: que les ministrels, bardes, rymours et autres vagabundez Galeys ne soient desormes soeffrez de surcharger le pais.

²⁾ Pauli, I. c. V, p. 67 ff.

doch durch die Verirrungen blitzten hin und wieder Züge eines höheren Sinnes. Der Prinz verlangte gezückten Schwertes eines Tages vom Richter Gascoigne die Freilassung eines Gefangenen, welcher der Genosse von seinen lieberlichen Streichen war. Der Richter befahl dem Kronprinzen kaltblütig, sogleich sich ins Gefängnis zu begeben, und dieser war so klug, zu gehorchen. „Glücklich der Monarch,“ rief der König, „der einen so gewissenhaften, entschlossenen Richter hat und einen Sohn, der dem Gesetze sich so willig unterwirft.“ — Im Laufe seiner letzten Krankheit war der König stets von Gewissensbissen und von Furcht geplagt, man möchte ihm die Krone entreißen, — sie lag deshalb immer neben seinem Bette. Der junge Heinrich setzte sie eines Tages auf, während der Vater schlief, der Vater erwachte darüber und rief ihm zu: „Ach, Sohn, wie wirst du die Krone zu wahren vermögen, auf welche dir kein Recht zusteht.“ — „Mit dem Schwert hast du sie gewonnen,“ entgegnete der Jüngling, „mit dem Schwerte will ich sie wahren!“ — „Woher denn,“ schloß der Vater, „thu, wie es dir am besten dünkt. Ich stelle den Ausgang Gott anheim, und hoffe, er werde sich meiner Seele erbarmen!“ Der König starb am 20. März 1413,¹⁾ erst sieben- undvierzig Jahre alt. In seinen letzten Jahren trug er sich noch mit dem Plan eines Kreuzzugs, wahrscheinlich vom Gewissen gedrängt, den Königsmord zu sühnen.

Tob
Heinric
IV.

Unter Heinrich IV. nahm das Ansehen des Parlaments, insbesondere des Hauses der Gemeinen zu, denn als Thronräuber mußte der König der Stimmung des Volkes nachgeben. Die Regierung mußte Freiheit der Wahlen gestatten, Befreiung der Mitglieder beider Häuser von Verhaftung, Freiheit der Rede, oft einen strengen Tadel ihrer Maßregeln anhören. Die Geldnoth des Königs bei den vielen Aufständen befestigte und erweiterte die neu erworbenen Rechte der Gemeinen; wenn er Geld forderte, verlangten sie zuerst Abstellung ihrer Beschwerden. Sie gewannen das Recht zu bestimmen, wozu das von ihnen bewilligte Geld verwendet werden sollte, und dem König zur freien Verfügung nur eine gewisse Summe zu überlassen. Auch sprachen sie nicht ohne Erfolg das Recht an, alles in Untersuchung zu ziehen, was auf Verarmung der Krone oder Vermehrung der Lasten des Volkes abziele. —

Steige
de Be
deutur
des
Unter
hauses

Frankreich. — Ende Karls V. und Ausbruch des Vormundschaftsstreites.

Während in England unter Richard II. und Heinrich IV. die Kron- gewalt im Innern und die Stärke der Regierung nach außen sank, stieg sie in Frankreich unter der klugen Regierung Karls V., der während des Waffen- stillstandes vom Juni 1375 bis Juni 1377 zu neuem Kampfe sich vorbereitete. Kaum war der Waffenstillstand abgelaufen, als eben Eduard III. ins Grab gesunken war, segelte eine französisch-castilianische Flotte gegen England und verheerte die Küsten von Rye, Lewes, Folkestone, Portsmouth und in einer zweiten Expedition landeten die Franzosen am 21. August 1377 auf Wight,

Karl V.

¹⁾ Pauli, l. c. V, p. 71—75.

um diese Insel sowie die ganze Umgegend mit Raub, Brand und Todschlag heimzuzufuchen. Wenn auch Karl V. durch diese Unternehmungen sein eigentliches Ziel, die Eroberung von Calais, nicht erreichte, so ward doch die Schwäche Englands damit klar bewiesen, und im Süden fielen 134 Plätze in die Hände der Franzosen. Nun wandte sich Karl V. gegen Karl den Bösen von Navarra, der mit England verbündet war; jetzt, im Jahre 1378, verlor „der Böse“ alle Besitzungen auf französischem Boden und im Jahre 1379 mußte er eine Reihe von Festungen an Heinrich von Castilien, den Verbündeten Karls V., Cherbourg aber an den eigenen Verbündeten, England, abgeben.¹⁾

Karl V. gedachte, zuletzt auch die Bretagne einzuziehen; er ergriff den nächsten Anlaß, wo Johann IV. von der Bretagne, dieser mächtige und stets zur Empörung geneigte Vasall, sich seiner Ansicht nicht fügen wollte, indem er nämlich Urban VI. statt Clemens VII. als wahren Papst anerkannte, um ihn als widerspenstig zu verurtheilen und das Herzogthum 1378 mit der Krone Frankreichs zu vereinigen.

Doch stieß er bei den Bretonen auf einen Widerstand, wie er ihn nicht erwartet hatte: die Bretagne hatte noch zu viel nationalen Geist und es bedurfte noch Jahrhunderte, bis sie vollständig im französischen Leben aufgieng. Die Ritter besetzten ihre Schlösser und die Bauern verkauften, was sie hatten, um sich zum Krieg zu rüsten. Man fürchtete, besteuert zu werden wie im übrigen Frankreich, und es half nichts, als der König der Bretagne alle ihre alten Freiheiten und Vorrechte bestätigte. Bald war der Herzog an der Spitze einer gewaltigen Armee, alle Bretonen verließen das Heer des Königs, um in ihrer Heimat zu kämpfen.

Du Guesclin, der als Feldherr in einer peinlichen Lage war, einmal, weil ihm seine Soldaten zum Heer des Gegners entliefen, und dann weil das ganze Unternehmen seiner Stimmung als Breitone zuwider war. Und jetzt äußerte auch der König einen ihn beleidigenden Verdacht. Da sandte du Guesclin sein Schwert als Connetable an Karl V. zurück, indem er erklärte, er werde sich an den Hof von Castilien zurückziehen, wo man besser seine Verdienste zu würdigen wisse. Karl V. fühlte jetzt, daß mit du Guesclin auch das Glück ihn verlasse, und suchte, seinen Fehler sogleich wieder gutzumachen. Du Guesclin versöhnte sich wieder mit dem König und zog an der Spitze eines Heeres nach dem Süden, wo die Engländer sich wieder zeigten. Hier starb der Held am 13. Juli 1380 bei der Belagerung des Schlosses Randon. Am Tage nach seinem Tod legten die Belagerten die Schlüssel zu den Füßen der Leiche des Helden. Die letzte Mahnung des Sterbenden an seine Krieger war: „Bergeßet nie, was ich euch wohl tausendmal schon gesagt habe, daß ihr, wo ihr auch Krieg führen möget, die Geistlichen, die Frauen, die Kinder, das arme Volk nie als Feinde behandeln dürft.“ Die Trauer um den wackern Helden war in Frankreich allgemein, Karl V. ließ der Leiche königliche Ehren erweisen und sie in der Kirche von St. Denys, der Grabstätte der Herrscher Frankreichs, zur Seite der Gruft bestatten, die er für sich selbst hatte bauen lassen.

¹⁾ Pauli, l. c. IV, p. 508 f. — Coville, l. c. p. 245 f. — Martin, l. c. V, p. 315 f.

Karl V. überlebte seinen Liebling nur zwei Monate, er starb im vier- undvierzigsten Jahr seines Alters, im siebzehnten seiner Regierung, 16. September 1380, mit dem Ruhm, sein Reich, das er in einem verzweifeltsten Zustande angetreten hatte, durch seine Weisheit gerettet und wiederum stark gemacht, und von seinem Cabinet aus die sieggewohnten englischen Heere geschlagen zu haben. Von der Sparsamkeit in seinem Haushalt zeigt, daß er trotz der vielen Kriege zwölf Millionen Goldstücke im Schatze hinterließ. Seine letzten Maßregeln bezweckten den Streit mit der Bretagne, die daran war, aus einem Bollwerk Frankreichs ein Vorposten Englands zu werden, beizulegen. Sterbend empfahl er seinen Brüdern seinen Sohn: „Er ist noch ein Kind und von leichtem Sinne und bedarf gar sehr der Führung.“ Sein letzter Befehl war eine Zurücknahme verhaßter Steuergesetze.

Die Regierung seines Sohnes Karls VI., genannt der Vielgeliebte,¹⁾ ist von langer Dauer (1380—1422),²⁾ aber eine Zeit großen Unglückes für Frankreich: einmal wegen der Herrschsucht der königlichen Verwandten während der anfänglichen Minderjährigkeit und späteren Geisteskrankheit des Königs, dann wegen der demokratischen Bewegung und endlich, weil die Regierung von England, um sich aus inneren Verlegenheiten zu helfen, wieder eine erobernde Politik gegen Frankreich einschlug.

Raum war Karl V. todt, so stritten die Verwandten um die Regentschaft und Vormundschaft. Obschon der König bestimmt hatte, daß der Bruder seiner Gemahlin, Ludwig von Bourbon, und sein jüngerer Bruder, Philipp der Kühne von Burgund, die Vormundschaft, und sein ältester Bruder, Ludwig

1) „Histoire de Charles VI par les ordres des abbez de St. Denys“ ist Hauptquelle für seine Geschichte. Einen Auszug daraus fertigte Jean Juvenal des Ursins.

2) Stammtafel der Valois und Bourbons:

Johann II., der Gute (le bon), 1350—1364

Ludwig von Bourbon.	Karl V. (le sage), 1364—1380, Gem.: Johanna von Bourbon		Ludwig von Anjou, † 1394.	Johann von Berry, † 1416.	Philipp der Kühne von Burgund, † 1404
					Johann ohne Furcht, † 1419
	Karl VI. (le bien-aimé), 1380—1422		Ludwig Herzog von Orleans, † 1407		Philipp der Gute, † 1467
Ludwig, † 1415.	Johann, † 1417.	Katharina, Gemahl: Heinrich V., König von England.	Karl VII. (le victo- rieux), 1422—1461		Karl der Kühne, † 1477.
			Ludwig XI., 1461—1483	Karl, Gem.: von Armagnac	Der Bastard Orleans (Dunois).
			Karl VIII., 1483—1498.	Ludwig XII. (le père du peuple), 1498—1515.	

von Anjou, die Regentschaft übernehmen sollte, so verlangte letzterer Regentschaft und Vormundschaft zugleich, bis der junge König,¹⁾ der damals zwölf Jahre alt war, vierzehn Jahre alt sei, und ließ sich nur durch Schenkung alles vorrätigen Geldes und des königlichen Silbergeschirrs von der Forderung abbringen. Selbst bei der Krönung in Rheims 1380 schien es im Bankettsaal zum Kampf zu kommen: der Herzog von Anjou und der Herzog von Burgund verlangten beide den ersten Sitz, jener als der älteste Oheim des Königs, dieser als der älteste Pair von Frankreich. Ludwig von Anjou brauchte Geld und viel Geld, denn er wollte gerade ausziehen, um das Königreich Neapel zu erobern, das ihm die Königin Johanna in ihrem Testament am 29. Juni 1380 vermacht hatte.

Wenn aber der Schatz des Reiches in die Hand eines Großen kam, welche Aussichten hatten dann die Steuertragenden! Darum große Bewegung in Paris, obschon die Hauptstadt den jungen König im Festschmuck empfing. „Wann werden wir endlich Ruhe haben“, hieß es, „vor der Habgier unserer Herren, die sich mästen mit unsern Ersparnissen! Wenn sie uns an einem öffentlichen Ort neben sich sehen, so fragen sie zornig, wie die Erde es wagen könne, sich mit dem Himmel zu vermengen! Wir haben genug geduldet, greifen wir zu den Waffen, lieber Tod als längere Schmach!“ — In Waffen zog die Bürgerschaft zu Hof und der Kanzler mußte die Abschaffung der verhassten Steuern verkünden und erklären, daß die Könige nur Macht haben durch die Zustimmung ihrer Völker. Im ersten Schrecken mußte diese Regierung auch in die Vertreibung der Juden willigen, deren Häuser geplündert deren Schuldbriefe verbrannt wurden. Dann theilten die Großen Frankreich eigentlich unter sich. Der Herzog von Anjou gedachte, sobald der Sturm sich etwas gelegt habe, alle Bewilligungen wieder zurückzunehmen. Und es war ein Glück für Frankreich, daß die inneren Wirren nicht von den Engländern benutzt werden konnten, und daß die Bretagne sich gern wieder mit Frankreich versöhnte. Johann von Montfort, Herzog von der Bretagne, rief bei der Nachricht vom Tod des Königs: „Mancher hat den Vater gehaßt, der den Sohn liebt“ und anerkannte die Oberhoheit Frankreichs 1381 und ward dafür wieder zu Gnaden angenommen. —

Demokratische Bewegung in Frankreich und Flandern. — Philipp von Artevelde.

Die demokratische Richtung, welche damals West-Europa erschütterte, griff auch in die Verhältnisse Frankreichs ein. Den Anlaß gaben die Steuern und die Bewegung in Flandern. In letzterem Land war eine wahre Überfülle von Leben, Kraft und Reichthum. In Gent allein zählt ein Chronist jener Zeit im Verlauf von zehn Monaten 1400 Morde auf, meist durch das Parteileben veranlaßt, welches Ludwig III. Maleanus, der Graf von

¹⁾ „Histoire de Charles VI roy de France et des choses mémorables advenues durant 42 années de son règne depuis 1380 jusques à 1422“, par Jean Juvenal des Ursins, Archevêque de Rheims, in der „Nouvelle collection des mémoires“ par Michaud et Poujoulat, vol. II, p. 333–569. — Mémoires de Pierre de Fenin, ibid. p. 574–628, besonders wichtig für die Zeit von 1407 bis 1427. Der Verfasser, ein Picarde, war Stallmeister Karls VI.

Flandern noch förderte, nur um eine Partei durch die andere beherrschen zu können, und da oder dort Gelegenheit zu bekommen, seinen durch stete Verschwendung geleerten Schatz wieder zu füllen. Dabei haben sich aber die Parteiverhältnisse gänzlich verschoben. Während einst Graf Ludwig II. einer Vereinigung der Landbevölkerung mit dem städtischen Bürgerthum gegenüberstand, hatte jetzt Ludwig III. nebst dem Adel auch noch die Reichen aus dem Bürgerstand und das Landvolk für sich. Gegen ihn standen jetzt hauptsächlich die von den „fürchterlichen Webern“ geleiteten niederen Zünfte und das städtische Proletariat. Dieser Wechsel in der Parteistellung trat ein infolge der emsigen Fürsorge Ludwigs III. für die Begründung und Entwicklung einer ländlichen Tuchweberei im Gegensatz zur städtischen. Dadurch erwarb sich der Graf neben einer Fülle neuer Steuern auch die Anhänglichkeit des Landvolkes, aber auch den Haß der in ihrem Monopole bedrohten städtischen Handwerker, und zwar wieder am stärksten in Gent.¹⁾

Dieser Haß kam zum Ausbruche im Jahre 1379, als Graf Ludwig III. von den Gentern eine besondere Steuer verlangte zur Abhaltung eines glänzenden Turniers. Als Gent die Forderung zurückwies, wandte sich der Graf an Brügge und erlangte hier das Gewünschte gegen die Erlaubnis, einen Canal aus der Ys über Brügge zum Meere anzulegen. Dadurch wäre aber Gent in seinen Interessen schwer geschädigt worden, insbesondere die dortigen Flussschiffer, die denn auch sofort in Bewegung geriethen. Ein gewisser Johann Voens stellte sich an die Spitze der Aufständischen, denen alsbald auch die Zünfte sich anschlossen und welche die weiße Mütze, das Parteizeichen aus der Zeit des Jakob von Artevelde, wieder annahmen. Damit brach ein Krieg in Flandern aus. Ein Schloß nach dem andern ward dem Grafen zerstört; Ypern schloß sich den Gentern an, und Brügge, welches anfangs zum Grafen hielt, öffnete bald den Weißmützen die Thore. Zwar starb Voens 1379 nach seinem siegreichen Einzug in Dam an Gift, allein einer seiner thätigsten Mitarbeiter, Jan van den Boische, führte, obschon wenig gebildet, nach ihm die Partei mit festem Geschick und wunderbarer Ausdauer. Und doch hatte er nicht bloß die Regierung, sondern auch die alten Geschlechter in den Städten zu bekämpfen! Am 1. December 1379 ward ein Waffenstillstand geschlossen, der aber nur kurz dauerte, denn kaum hatte der Graf von Flandern durch diesen Waffenstillstand das von den Gentern bedrängte Dudenarde gerettet, als er, wo er konnte, an Anhängern der Volkspartei Rache nahm und den ganzen Adel der Niederlande zu den Waffen rief und bei Frankreich um Hilfe bat. Gent entschloß sich jedoch zu einem Kampf auf Leben und Tod, obschon Ypern dem Grafen sich unterwerfen mußte und Brügge Ende Mai 1380 vom Grafen durch schöne Versprechungen wieder gewonnen wurde, ferner auch Westflandern zu dem Grafen hielt, welcher, wo er als Sieger einzog, überall die Häupter seiner Gegner hinrichten ließ. Umso eifriger hielten Brüssel, Lüttich und die Städte Hollands und Seelands zu Gent. Der Bund zählte 80.000 Waffenfähige. Im September 1380 begann der Krieg mit allem Ernst. Ludwig III. griff Gent selber an; vergeblich. Mitte November mußte er unverrichteter Dinge abziehen. Auch im nächsten Jahre, 1381, ver-

Wechsel
der
Partei-
stellungJan
van den
Boische.

Gent.

¹⁾ Wenzelburger, l. c. I, p. 258 ff. — Pirenne, l. c. II, p. 224—237.

mochte er gegen die Stadt nichts Entscheidendes auszurichten. Nach einem Unfall, welcher die Genter bei Revolte am 13. Mai betraf, ließ der Graf viele Gefangenen hinrichten und verbrennen, wofür die Genter alle Gefangenen der Gegenpartei enthaupten ließen.¹⁾

Im Jahre 1382 begann der Krieg von neuem. Es war ein Krieg nicht wie unter Christen, sondern wie unter zwei feindseligen Rassen, von denen die eine die andere vollkommen zu vernichten trachtete. Doch je größer die Noth, umso entschlossener der Widerstand der Genter. Der Graf umschloß die Stadt zum drittenmale, schnitt ihr die Zufuhr von allen Seiten ab; der Handel lag danieder, Tausende von Bürgern waren schon gefallen, Hungersnoth drohte. Da hieß es: wenn wir Jakob von Artevelde wieder hätten, dann hätten wir Frieden, wie wir wollten, und auf Jan van den Boshes Betreiben wählte man am 24. Januar 1382 Jakobs Sohn Philipp von Artevelde unter dem Namen eines Ruwaert von Flandern zum Dictator.²⁾

Philipp
von
Arte-
velde.

Ruwaert.

Und der alte Artevelde stand wirklich in seinem Sohn neu auf, der ihm an Vaterlandsliebe, an Ehrgeiz, an Geschick die Zügel des Staates zu führen, wenn auch nicht an Schönheit der Gestalt, gleichsam und bisher durch das Schicksal des Vaters gewarnt und von der Mutter gehütet in der Stille gelebt hatte. Philipp sandte zwölf Unterhändler wegen eines Friedens an den Grafen; als diese jedoch 1382 dahin abschlossen, daß Gent Frieden haben solle, nur sollten 200 Bürger nach der Auswahl des Grafen ihm überlassen werden, d. h. ihre Köpfe fallen, so wurden die Abgesandten in Gent hingerichtet und Philipp gedachte von da an den Krieg gegen den Feind aufs äußerste zu führen. Jetzt gab er Gesetze: der Arme wie der Reiche hatten Stimme in der Volksversammlung, in welcher die Regierung jeden Monat Rechenschaft ablegte; Zwiste wurden beigelegt oder vertagt; jeder Bürger mußte die weiße Mütze tragen, auf der die Worte standen: „God helpt my“. Für Bewaffnung, für Lebensmittel ward bestens gesorgt.³⁾

Die
Weiß-
kappen.

Paris.

Verstärkung durch Gleichgesinnte stand in Aussicht: die Pariser traten durch Boten mit den Gentern in Verbindung. Als die Regierung von den Pariser im Januar 1382 eine Steuer von Lebensmitteln erheben wollte, brach ein Aufstand aus,⁴⁾ die Steuererheber wurden selbst an den Altären, wohin sie sich flüchteten, erschlagen. Die Normannen in Rouen wählten einen Bürger zum König, als sie eine neue Steuer erlegen sollten.⁵⁾ In Paris mußte die Regierung am 10. Mai nachgeben, Rouen aber war schon im März bezwungen worden.

Rouen.

¹⁾ Pirenne, l. c. II, p. 293–243. — Martin, l. c. V, p. 356–362.

²⁾ Pirenne, l. c. II, p. 243. — Martin, l. c. V, p. 364 f.

³⁾ Froissart, l. c. II, chap. 121–127, 148–150; éd. Kervyn, IX, p. 440 ff., 566 f. — Martin, l. c. V, p. 364 f.

⁴⁾ Von den Streithämmern, mit denen die Steuereinnahmer (collecteurs) erschlagen wurden, heißt der Aufstand la révolte des maillotins. Vergl. Froissart, l. c. II, chap. 125, 151; éd. Kervyn, IX, p. 445–449, 567–573.

⁵⁾ Coville, l. c. p. 273.

Unter solchen Umständen schwand den Gentern wieder alle Hoffnung auf Hilfe von Seite der französischen Volksbewegung. Die Gefahr für Gent wuchs noch mehr, als Ludwig von Anjou, der bisherige Regent in Frankreich, schon im Mai 1382 die Regentschaft aufgab, um die Provence zu besetzen und den Kampf um Neapel gegen Karl den Kleinen von Durazzo aufzunehmen. Sein Bruder Philipp der Kühne von Burgund führte nun in Frankreich die Regentschaft und hatte als Schwiegersohn und Erbe des Grafen von Flandern das größte Interesse an der Niederwerfung der Genter.

In Gent stieg die Noth an Lebensmitteln aufs höchste. Philipp von Artevelde erbot sich, mit den Häuptern seiner Partei in die Verbannung zu gehen, wenn der Graf dann die Stadt in Gnaden annehme und keinen der Bürger am Leben strafe. Der Graf antwortete jedoch, er gebe Gent nur dann den Frieden, wenn alle vom fünfzehnten bis zum sechzigsten Jahre barfuß, im Hemd, den Strick um den Hals, zu ihm kämen, daß er sie nach seinem Gutdünken begnadigen oder tödten könne. Als Artevelde diese Bedingungen der Volksversammlung mittheilte und erklärte: nur Hungertod oder ein verzweifelter Kampf oder eine Ergebung in die Schmach sei noch möglich, verlangte das Volk den Kampf. 5000 auserlesene Männer weiheten sich dem Tod und zogen gegen das Heer des Grafen am 1. Mai 1382 aus. Am 2. Mai kam es bei Beverhout zur Schlacht. Die Genter erkämpften einen glänzenden Sieg, beinahe wäre der Graf selber gefangen worden. Brügge ward genommen, viele andere Gemeinden unterwarfen sich jetzt und sandten Geiseln der Treue.¹⁾

Noth
in
Gent.Schlacht
bei
Bever-
hout.

Wie ein Befreier zog Artevelde in Gent wieder ein und der Jubel des Sieges fand einen Widerhall beim Volk von Rouen und Paris. Artevelde übte fortan unbestrittene Herrschaft, ließ Münzen schlagen mit der Devise: „Libera Gandavorum Respublica regente Artevelde“. In Flandern war alles voll Jubel. Dem Grafen Ludwig blieben nur Lille, Douai und Dudenarde, welches die Genter im ersten Siegesrausch zu bewältigen versäumten.

Triumph
Arte-
veldes.

Mit Jorn und Schrecken vernahm der Adel Frankreichs die Nachricht vom Siege der Genter. „Läßt man solches Gefindel zur Gewalt kommen, so ist's bald aus mit allem Ritterthum, allem Adel, allem Christenthum“;²⁾ so mahnte der Graf von Flandern seinen Schwiegersohn, den Herzog von Burgund, und dieser bewog seine Brüder und den Adel von Frankreich auf einer Versammlung in Compiègne zum Krieg, welcher zugleich eine Art Kreuzzug zu Gunsten des Avignoner Papstes Clemens VII. sein sollte gegen die dem römischen Papste Urban VI. anhängliche flandrische Bevölkerung. Der junge Karl VI. nahm die Drifflamme in Saint-Denis und zog im October 1382 mit einem gewaltigen Heere gegen Flandern, ungefähr 10.000 Lanzen, den Troß und das Geschütz nicht miteingerechnet.³⁾

Karl VI.
gegen
Flandern.

¹⁾ Martin, l. c. V, p. 372 ff.

²⁾ Froissart, l. c. X, p. 63; éd. Kervyn.

³⁾ Pirenne, l. c. II, p. 247 f. — Martin, l. c. p. 375 ff.

Der Adel Flanderns vereinigte sich mit ihm, die Lys ward glücklich überschritten, bei Comines kam es zum ersten Zusammenstoß: er verlief unglücklich für die Genter, doch war er nicht entscheidend, und die Pariser rüsteten schon, um das Schloß Vincennes und selbst den Louvre bis auf den Grund zu zerstören, wenn die Genter siegten. Mehr als 30.000 Mann standen unter den Waffen und in ähnlicher Weise wartete man nur in Rheims, in Chalons, in Orleans, in Rouen auf einen Sieg der Genter, um über die Herren herzufallen. Die Nachricht von diesen Bewegungen zwang das königliche Heer zu fliehen. Aber auch die Gegner fühlten die ganze Bedeutung einer Entscheidung, und Artevelde sagte am Abend vor der Schlacht zu seinen Officieren: „Siegen wir morgen, so gebt niemandem Gnade außer dem Könige, denn er ist noch ein Kind, und weiß noch nicht, was er thut und wohin man ihn führt. Wir werden ihn nach Gent bringen und flämisch reden lehren; aber alle andern, Herzoge, Grafen, Ritter, schlägt todt — die Gemeinden Frankreichs sind froh, wenn keiner mehr zurückkommt.“¹⁾

Schlacht
bei
Roosbeke.

Bei Roosbeke kam es am 27. November 1382 zur Schlacht. Sie gieng für die Genter verloren durch ihre Kampflust, welche Artevelde zwang, seine günstige Stellung zu verlassen, und durch eine falsche Aufstellung, indem die Genter in einem großen Viereck auf die Franzosen losgiengen, die erste Abtheilung zwar durchbrachen, aber von den Flügeln in den Seiten und im Rücken gefaßt, in Verwirrung gebracht und verhindert wurden, ihre Stärke zu entfalten. Ein Theil trat den andern nieder und ein entsetzliches Schlachten begann. Kein Genter floh, keiner wurde verschont, 25.000 Todte bedeckten die Walstatt, unter ihnen Artevelde, dessen Leiche Karl VI. zuerst mit Füßen trat, dann an einen Baum hängen ließ.

Tod
Arte-
veldes.

Wären die Sieger gleich auf Gent losgezogen, sie hätten keinen Widerstand gefunden, denn im ersten Schrecken über die Niederlage vergaß man sogar drei Tage die Thore zu schließen. Bald aber verstand Peter van den Boscche seinen Landsleuten solchen Römermuth in das Herz zu gießen, daß, als Karl VI. das Angebot, direct unter Frankreich zu kommen, aber nicht mehr unter dem Grafen von Flandern zu stehen, zurückwies, alle Unterhandlung aufgegeben und zum verzweifeltsten Widerstande gerüstet wurde. Indes kam schlechtes Wetter und verhinderte die Jahreszeit einen Angriff auf Gent. Dagegen unterwarf sich Brügge freiwillig. Der König befahl dann die Heimkehr. In Courtray ließ Karl VI. ein fürchterliches Andenken zurück: als er hörte, daß dort noch 500 Paar vergoldete Sporen als Siegeszeichen über die Franzosen in der Schlacht bei Courtray in einer Kirche aufbewahrt seien, ließ er den Ort in Flammen aufgehen und alle Bewohner, die nicht entflohen waren, Männer, Weiber, Kinder erwürgen und in die Sklaverei abführen.²⁾

Gent.

Paris
gedemü-
thigt.

Bei Roosbeke waren auch die Pariser geschlagen worden, obschon sie nicht dort kämpften. Ein Allianzvertrag zwischen Paris und Gent war gefunden worden und die Großen glühten nach Rache an der Hauptstadt. Als

¹⁾ Froissart, l. c. chap. 191—198; éd. Kervyn, X, p. 119—154.

²⁾ Ibid. II, chap. 199—202; éd. Kervyn, X, p. 175—188.

Karl VI. am 11. Januar 1383 in Paris einzog, empfingen ihn mehr denn 20.000 Bürger in Waffen, bloß um ihre Macht zu zeigen. Dies schlug ihnen aber übel aus: sie hatten zu wenig und zuviel gethan. Man hieß sie auseinander gehen — und sie verließen die Reihen. Dann wurden die Stadttore niedergerissen, das königliche Heer zog in voller Kampfbereitschaft ein und stellte sich so auf den öffentlichen Plätzen auf. Den Bürgern wurde die Ablieferung der Waffen bei Todesstrafe anbefohlen, sofort wurden 300 der angesehensten Bürger verhaftet. Nun begannen die Hinrichtungen. Jeden Tag sah man Leute hängen, enthaupten und in die Seine werfen.¹⁾ Unter den Opfern war auch der berühmte königliche Rath Jean Desmarests, den man auf dem Schafott vergebens mahnte, er solle um Begnadigung bitten. „Ich bitte den König nicht um Gnade. Hätte er das nöthige Alter und den nöthigen Verstand, so wäre ich nicht hier, denn ich habe seinem Vater, seinem Großvater und Urgroßvater treu gedient, ich bitte nur Gott um Gnade.“ — Mit diesen Worten starb Desmarests im Februar 1383, ein Opfer des Hasses der Oheime des Königs, deren Raubsucht er früher in Schranken gehalten hatte.

Schre-
dens-
tage.Des-
marests.

Paris verlor seine Zünfte, seine selbstgewählten Behörden, seine militärische Organisation, alle seine municipalen Freiheiten aus alter und neuer Zeit, und am 1. März mußte die ganze Bürgerschaft auf den Knien vor dem Könige liegen und lange um Erbarmung bitten, bis dieser endlich seine Gnade dahin gewährte, daß die Todesstrafe, der die meisten verfallen seien, in eine Geldstrafe umgewandelt werde. Und in der That wurden nahezu eine Million Goldstücke von Paris erhoben, welche die Fürsten und Heerführer unter sich vertheilten. Die meisten alten städtischen Familien waren zugrunde gerichtet. In ähnlicher Weise verfuhr man auch mit anderen Städten des Nordens und so kläglich endete der erste Aufschwung des französischen Bürgerthums. Die Krone schrieb jetzt Steuern aus, wie es ihr beliebte, und in ähnlicher Weise wurde auch der Süden in Frankreich ausgefogen.

Unter-
drückung
des
Bürger-
thums.

Alles beugte seinen Nacken unter dem Joch. Nur Gent zeigte beharrlichen Troß und verstärkte sich durch Flüchtlinge von allen Seiten her, denen es das Bürgerrecht ertheilte. Da erbat der Graf von Flandern von neuem Frankreichs Hilfe, zumal ein kleines Heer von Engländern in Flandern gelandet war, dem man freilich keine Heldenthaten, wohl aber Raub und Plünderung nachreden konnte. Im Spätjahr 1383 unternahm Karl VI. an der Spitze von 16.000 Lanzen von neuem einen Zug nach Flandern: zwar zwangen die Franzosen die Engländer zur Übergabe einiger Plätze, allein sie wagten nicht, Gent zu belagern. Der ganze Streit nahm auf einmal durch den am 9. Januar 1384 erfolgten Tod des Grafen Ludwig III. von Flandern,

Gents
Müß-
bauer.Zweiter
Zug
Karl's
gegen
Gent.

¹⁾ Froissart, l. c. II, chap. 205; éd. Kervyn, X, p. 191 ff. Eingehend der Anonymus von St. Denys. „Histoire de Charles VI écrite par les ordres des abbés de St. Denys.“ Vergl. Buchon, l. c. II, p. 24—25.

dem der Herzog von Berry im Streite einen Dolchstich gegeben haben soll, eine neue Wendung.¹⁾

Burgund.

Seine Erbtöchter Margareta war an Philipp von Burgund, den Kühnen, vermählt und brachte so an diesen Prinzen die Grafschaften Flandern, Artois, Burgund, Nevers und Rethel, und der Burgunder war jetzt einer der mächtigsten Fürsten Europas, obschon er keine Krone trug. Zudem stand die Erwerbung Brabants in Aussicht, da dessen Herzogin Johanna die Tante seiner Gemahlin und für seine Vergrößerung eifrig war. Sie war es, die am 12. April 1385 eine Vermählung seines Sohnes Johann von Nevers mit Margareta, der Tochter des Herzogs Albrecht von Bayern, damals Herrn von Hennegau, Holland und Seeland, zustande brachte und am 15. Juli darauf eine Verbindung zwischen Karl VI. und der schönen Isabella (Isabeau), der Tochter des Herzogs Stephan III. von Bayern, einleitete. In Amiens auf einer Wallfahrt kam diese dem jungen Könige zu Gesicht, der sie, wie Froissart erzählt, lange starr ansah, „wobei Wohlgefallen und Liebe in sein Herz sich schlichen, daß er auf die Frage seines Ministers, ob diese Schönheit nicht in Frankreich bleiben solle, sogleich mit ja und mit dem Befehl antwortete, man solle schnell alle Anstalten zur Hochzeit treffen“, und vier Tage nachher ward sie ihm in Amiens angetraut und diese Verbindung trug noch dazu bei, den Einfluß des Herzogs von Burgund auf die französische Regierung zu erhöhen.²⁾

Isabeau und Karl VI.

Der ältere Bruder, Ludwig von Anjou, war nicht so glücklich, er scheiterte in seinem Unternehmen auf das Königreich Neapel und starb 1384 am Fieber. Karl von Durazzo gedachte jetzt sogar die Provence sich zu unterwerfen, und die allgemeine Mißstimmung führte zu Bewegungen im Süden, ähnlich den früheren im Norden, und ihre Unterdrückung durch Gewalt gab den Siegern solche Zuversicht, daß nicht bloß die Auflagen verdoppelt, sondern auch 1385 das alte gute Geld eingezogen und neues schlechtes dafür ausgegeben wurde.³⁾

Der französische Süden.

Im gleichen Jahre begann der Krieg wieder in Flandern und wurden zugleich 1000 Mann nach Schottland gesendet und die Engländer auch im Süden Frankreichs angegriffen. Zu einer großen Schlacht in Flandern kam es nicht mehr. Der Todesmuth der Genter machte Eindruck. Der Herzog Philipp von Burgund kam zur richtigen Einsicht, daß er mit Gewalt nichts mehr ausrichten und nur sein Land selber zerstören könne. Er that den Aufständischen kund: das Vergangene solle vergessen sein, er wolle alle Rechte und Freiheiten Gents und der andern Städte Flanderns bestätigen, wenn man ihn als Herrn anerkennen und den Bund mit England aufgeben wolle, und so kam denn am 18. December 1385 der Friede wieder zustande.⁴⁾

Friede mit Gent.

Rüstung gegen England.

Der Plan zu einem Zuge nach England hatte die französischen Großen zum Frieden mit Gent geneigter gemacht. In der That wurde 1386 großartig gerüstet, doch kam es zu nichts. Der Herzog von Berry

¹⁾ Froissart, l. c. II, chap. 217; éd. Kervyn, X, p. 205—275; — Pirenne, l. c. II, p. 249 ff.

²⁾ Froissart, l. c. II, chap. 229, 231; éd. Kervyn, X, p. 344—352. — Riezler, l. c. III, p. 128; Pirenne, l. c. II, p. 255.

³⁾ Martin, l. c. V, p. 401.

⁴⁾ Pirenne, l. c. II, p. 250 f. — Martin, l. c. V, p. 402—404.

zögerte mit seiner Ankunft und indes verstrich die günstige Zeit. Die Rüstungen hatten ungeheure Summen verschlungen, die sich sammelnden Soldaten hausten im eigenen Lande so arg als Feinde — und Froissart bezeichnet die Stimmung des gemeinen Volkes mit den Worten: „Die armen Leute fluchten zwischen den Zähnen: geht nur nach England, damit keiner wieder zurück kommt.“

Ein Hauptfeind der Valois starb um jene Zeit, am 1. Januar 1387, nämlich Karl der Böse, eines ganz eigenthümlichen Todes. Die Ärzte hatten ihm gegen das Frösteln Umschläge von in Brantwein getauchten Tüchern verordnet; ein Diener nahte dem Kranken unvorsichtigerweise mit einem Lichte und Karl der Böse verbrannte. Der gleiche Tag ist in der französischen Rechtsgeschichte merkwürdig, weil an ihm der letzte gerichtliche Zweikampf stattfand:¹⁾ der Angeklagte erlag und wurde getödtet und später kam seine Unschuld zu Tage.

Tod
Karl's
des
Bösen.

Duel
judi-
ciaire.

In das Jahr 1388 fällt ein ruhmloser Zug gegen Geldern, der ebenso wie der Krieg gegen Gent nur den Interessen des Herzogs von Burgund auf Kosten Frankreichs dienen sollte. Wilhelm III. von Geldern (1372—1402) war nämlich, wohl von England aufgestachelt, mit der französischenfreundlichen Herzogin Johanna von Brabant, wegen alter Forderungen in Streit gerathen. Als Johanna sich an Karl VI. von Frankreich um Vermittlung wandte, schickte Wilhelm III. diesem am 10. Juli 1387 einen beleidigenden Fehdebrief. Am französischen Hofe war man vielfach der Meinung, man solle diese Tollheit des kleinen und weit entlegenen Fürsten gar nicht beachten. Philipp von Burgund aber, der in Brabant sein künftiges Erbe sah, drängte zum Zuge gegen Wilhelm III., und zwar, um Brabant zu schonen, durch deutsches Gebiet. Kaiser Wenzel stimmte zu, und so zog denn eine französische Armee von 100.000 Mann im August und September durch denn Ardenner Wald und Luxemburg gegen Geldern, gerieth aber bald durch Nahrungsmangel wie durch die Angriffe des ebenso kühnen als klugen Wilhelm III. in solche Verlegenheit, daß Karl VI. froh war, als Wilhelm III. am 12. October 1388 die beleidigenden Ausdrücke im Fehdebriefe zurücknahm und zu einem Frieden mit Brabant sich bequeme. Auf dem Rückzuge erlitten die Franzosen große Verluste.²⁾ — Der Unwille darüber im Heere war groß wie im Volke und wandte sich insbesondere gegen die Herzoge von Burgund und Berry, welche dazu gerathen hatten. Plötzlich erklärte der König in Rheims, er sei jetzt zwanzig Jahre alt und könne selber regieren, und entließ Burgund und Berry. Mit ihnen kamen eine Menge ihrer Anhänger aus ihren Stellen.³⁾ Zu gleicher Zeit wurde eine verhaßte Steuer aufgehoben. —

Karl VI.
gegen
Geldern.

Burgund
entlassen.

¹⁾ Art de vérifier les dates, I, p. 605.

²⁾ Schaudel, Campagne de Charles VI en 1388 contre le duché de Geldre, Montmédy 1900.

³⁾ Martin, l. c. V, p. 415—418.

Karl VI. — Die Herzoge von Burgund und Orleans.

Die Freude darüber war groß. Man versprach sich vom jungen Könige, dessen männliche Schönheit, Leutseligkeit, ritterliches Wesen alle entzückte, eine Zukunft voll Glück. Aber wie wurden diese schönen Hoffnungen getäuscht! Karl war gutmüthig, allein ohne allen Sinn für ernste Beschäftigung. Es fehlte ihm nicht bloß die Einsicht, sondern auch die Ausdauer und das Pflichtgefühl seines Vaters. Karl VI. hatte viele Ritterromane gelesen und jagte einem Ideal von Ritterthum nach, das ihn und seinen Hof nur zu Verschwendung und Ausschweifungen verleitete. „Wo sein Vater hundert Thaler gab,“ sagt ein Zeitgenosse, „gab Karl tausend.“ Im vierzehnten Jahre schon Sieger in der Schlacht bei Roosebeke — sehnte er sich nun immer nach der Aufregung des Krieges. Wie viele Turniere mußten nicht veranstaltet werden, um ihn den Krieg vergessen zu lassen! Feste folgten auf Feste und verschlangen die Arbeit des armen Volkes. Ein dreitägiges Fest im Kloster Saint-Denis schildert der Mönch desselben mit blutendem Herzen wegen der Summen, die es verschlang, wegen der Dinge, die da vorgingen, ein wahres Bacchanale.¹⁾ Dann wieder ein Fest in Paris, da die schöne Isabeau ihren Einzug hielt, dem Karl verkleidet unter dem Volke zusah. Dann Feste in den Provinzen, die Karl bereiste. Eine Sittenlosigkeit ohnegleichen wurde am Hofe herrschend und Karl vergeudete nicht nur die Mittel seines Landes, sondern auch seine eigene Nervenkraft, und endete im Wahnsinn.

Im Jahre 1392 wurde Karl VI. fieberkrank; kaum genesen, wollte er gegen den Herzog der Bretagne ziehen, welcher einen Mordversuch gegen den Connetable Clisson unterstützt hatte und den zu ihm geflüchteten Verbrecher nicht ausliefern wollte. Der König kam den 5. August bis in die Nähe von Mans. Es war ein heißer Tag. Plötzlich sprang im Walde ein halb nackter, geistesverförter Mensch auf ihn los mit den Worten: „Kehre um, denn du bist verrathen!“ Diese Worte machten einen tiefen Eindruck. Als einer seiner Pagen neben ihm die Lanze auf den Helm seines Nebenmannes fallen ließ, zog der König auf einmal sein Schwert mit den Worten: „Verrath, Verrath!“ und tödtete vier und verwundete mehrere aus seiner Umgebung, bis alle, auf die er losritt, vor ihm flohen und er selber müde wurde. Man entwaffnete ihn nun: zwei Tage war er wie leblos; als er wieder zu sich kam, bereute er das Geschehene bitter, kam aber niemals wieder zum vollen Gebrauche seiner Vernunft.²⁾ Man that den Kranken zur Heilung in ein anmuthiges Schloß, mußte aber über die Regentschaft eine Bestimmung treffen.

Bei dem allgemein verbreiteten Glauben, der jüngere Bruder des Königs, der Herzog von Orleans, habe durch Zauberei Karl VI. in

¹⁾ Damals legte Orleans durch seine Prahlerei, wie sehr er der Herzogin von Burgund gefallen, den Grund zum Hasse Burgunds gegen ihn. Michelet, Histoire de France, IV, p. 46.

²⁾ Histoire de Charles VI bei Michaud, l. c. II, p. 388 ff.

den Zustand des Wahnsinns gebracht, glückte es dem Herzog von Burgund, die Regentschaft zu erlangen, bis der König wieder hergestellt sei: die Gemahlin des Herzogs von Burgund hingegen mußte stets um die Königin sein, damit niemand ihrer sich zu politischen Zwecken bemächtigen könne. Natürlich war das erste, daß Burgund seine Anhänger an die wichtigsten Stellen brachte und alle verstieß, die ihm zuwider waren — auch Elisson verlor seine Stelle als Connetable. Indes genas der König wieder durch die Pflege eines geschickten Arztes, der ihm jedoch ernste Geschäfte verbot und vernünftige Zerstreuungen anrieth. Aber bald fieng das lockere Leben am Hofe wieder an und ein Fest jagte das andere.¹⁾

Burgund
regiert.Karl
wieder
geheilt.

Bei einer Maskerade am 29. Januar 1393 führte der König als Häuptling verkleidet vier Wilde an Ketten vor sich her. Es war verboten, mit Fackeln diesen Masken zu nahen; im Rausche aber nahte der Herzog von Orleans einem dieser Wilden, dessen Kleid augenblicklich Feuer fieng, welches auch die Kleidung der andern ergriff. Da sie in Ketten waren, konnten sie in der Verwirrung nicht schnell getrennt werden. Der eine wurde sogleich von den Flammen verzehrt, die drei andern starben bald darauf in Folge der Brandwunden. Den König hatte die Herzogin von Berry erkannt und durch schnelle Umhüllung mit Tüchern gerettet. Der gräßliche Anblick erschütterte den König: er sah in dem Tod seiner Freunde eine Strafe für sich wegen seines Müßigganges und seiner Genusssucht. Er pilgerte zu verschiedenen heiligen Stätten, um vom Himmel Segen zu erflehen; er gab sich wieder mit der Regierung ab und erließ einige vortreffliche Verordnungen — aber Mitte Juni ward seine Seele wieder vom Schatten des Wahnsinnes umnachtet; er erkannte Frau und Kinder, ja sich selbst nicht mehr; er tobte, wenn man ihn König nannte, wenn er die Vögel bemerkte: er heiße Georges, sein Wappen sei ein von einem Schwerte durchbohrter Löwe.²⁾ Nur die Gemahlin des Herzogs von Orleans, die hochbegabte und edle Valentia Visconti, vermochte ihn zu beruhigen, sie, die er seine theure Schwester nannte, hatte Macht über ihn. Beide waren unglücklich: er wahnsinnig und sie von ihrem Gatten verlassen.³⁾ — Um den Kranken zu unterhalten, soll man damals die Spielkarten erfunden haben. Wie der König in diesen Bildern Vinderung suchte, so bald auch das Volk.⁴⁾

Karl
wieder
wahn-
sinnig.Spiel-
karten.

Diesmal dauerte die Geisteskrankheit des Königs sieben Monate und von da an wurde er nie mehr ganz geheilt. Mehr als einmal schien Karl VI. der Heilung nahe, faßte die heiligsten Vorsätze, durch eine würdige Regierung alles wieder gut zu machen, jammerte dann wieder, wenn er die Annäherung der Krankheit fühlte, und versiel dann wieder in Wahnsinn. Das Volk zeigte die rührendste Theilnahme an dem Leiden des Königs, eilte in die Kirche, um

Neuer
Anfall.

¹⁾ Martin, l. c. V, p. 436—438.

²⁾ Chronica Caroli VI. par un Religieux de Saint-Denis, livre XV.

³⁾ Martin, l. c. V, p. 438 ff.

⁴⁾ Man streitet über die Erfindung, dann ob Karten zuerst in Spanien, ob in der Provence, ob in Deutschland gebraucht wurden. Abel Rémusat behauptet, die ältesten Spielkarten glichen den sinesischen, sie waren sehr theuer, weil gemalt. — Der Herzog von Mailand zahlte 1430 für ein Kartenspiel 1500 Goldstücke. 1441 klagten die venetianischen Kartenmaler schon, daß man Karten drucke.

die Heilung „des Vielgeliebten“ vom Himmel zu erleben. Die Unbesonnenheit des Herzogs von Orleans bei der Maskerade, welche die neue Erkrankung des Königs veranlaßt hatte, ward als absichtliche Bosheit gedeutet, um den König wieder krank zu machen und an seiner Stelle zur Regierung zu gelangen. Weil Karl VI. von Zeit zu Zeit wieder helle Augenblicke hatte, so wurde keine durchgreifende Verfügung wegen einer Stellvertretung getroffen, und so ward das Königreich der Schauplatz des Kampfes der Parteien um die höchste Gewalt, während dessen er einmal 1405 mehrere Monate hindurch so vernachlässigt wurde, daß man seine Kleider, seine Wäsche nicht wechselte, daß man ihn rohen Wächtern überließ. Weil während eines wechselnden Ringens der Parteien um die Gewalt gefaßt, sind die Beschlüsse der französischen Regierung in dieser Zeit in stetem Widerspruch miteinander. Man glaubte, das Unglück des Königs rühre daher, daß Frankreich, statt für Frieden, für den Krieg gewirkt habe. Friede wurde jetzt die Losung, Friede mit England, Friede zwischen Rom und Avignon. So wollte es der König.

Partei-
wesen.

Eifer
für
Frieden.

Im Jahre 1394 wurden die Juden aus Frankreich verwiesen, 1395 wurde mit England ein Waffenstillstand bis 1426 verabredet und des Königs Tochter Isabella an Richard II. von England vermählt. 1396 nahm Frankreich die Republik Genua in seinen Schutz und bestellte den Dogen Antonio Adorno zum Stellvertreter des Königs. Im gleichen Jahre fand eine Art Kreuzzug statt, aber nicht mehr ins Heilige Land, sondern an die Donau, wo jetzt der Türke hauste; hier fiel die Blüte des französischen Adels in der Schlacht bei Nikopolis.¹⁾ Eine andere Unglücksbotschaft kam 1399 aus England, der Schwiegersohn Karls VI., Richard II., war entthront.

Genua.

Auf den Frieden mit England war nicht mehr zu bauen, aber auch der Friede im eigenen Lande gieng zu Ende. 1404 starb der Herzog von Burgund und folgte ihm sein Sohn Johann, ob der Tapferkeit, die er bei Nikopolis bewies, der Furchtlose genannt, ein Mann von hochstrebendem Ehrgeiz. Wie war ihm der Zorn des Volkes über die Vertraulichkeiten des Herzogs von Orleans mit der Königin Isabeau, während der König vernachlässigt wurde, und die Erbitterung über die Art, wie beide Staatsgelder verschleuderten, willkommen! Orleans und Burgund wurden sogleich Todfeinde: Orleans jagte dem Genuße nach, Burgund suchte nur Ehre und Macht. Kaum hatte er die Huldigung in seinen Ländern empfangen, so eilte der Burgunder nach Paris und sprach sich im Staatsrathe laut gegen eine allgemeine Steuer aus, die Orleans hatte einführen wollen, und als die Steuer dennoch beschlossen und erhoben wurde, verließ Johann im März 1405 trotzig und mit Drohungen Paris und gewann dadurch die Liebe des Volkes.

Jean
sans
peur.

Zweist mit
Orleans.

Die Stimmung der Pariser war so erbittert, daß damals ein Prediger, ein Augustiner, die anwesende Königin als Dame Venus²⁾ anzureden wagte,

¹⁾ Vergl. S. 499 f. dieses Bandes.

²⁾ Dame Venus. Martin, l. c. V, p. 474.

die stets vom Rausche und Wohlleben begleitet sei. Wirklich war die Sittenlosigkeit in höheren Kreisen damals erschrecklich und mit den Sitten versank auch der gute Geschmack. Der König bekam damals wieder lichte Augenblicke, hörte von der Predigt, ließ den kühnen Redner kommen, vernahm in seinen Worten eine Stimme des Himmels und wollte dem Übel steuern, fiel aber gleich darauf wieder in seinen Wahnsinn zurück. Die damaligen Zustände mag der Umstand charakterisieren, daß ein heftiges Gewitter den Herzog von Orleans derart erschreckte, daß er laut gelobte, jetzt seine Schulden zu bezahlen. Mehr als 800 Gläubiger meldeten sich, sie wurden aber mit Hohn fortgejagt, denn der Schrecken war in dessen verfloren — und doch hatte der Herzog vor kurzem aus dem Staatsschatze mit Gewalt nicht weniger als 800.000 Goldstücke weggenommen. Sorgenvoll fragte das Volk, wo all das Geld hinkomme, und erzählte sich, daß der Herzog mit der Königin schwelge und diese ihrem Bruder, Ludwig von Bayern, täglich Gold und Kostbarkeiten ins Ausland schicke. Das Volk erwartete seine Rettung vom Herzog von Burgund, dessen Tochter Maria mit dem Dauphin und dessen Sohn Philipp mit einer Tochter des Königs verlobt war. Die Nachricht, daß Orleans die Ehe seiner Tochter mit dem Dauphin Ludwig, Herzog von Guhenne, rückgängig zu machen suche, bewog Johann von Burgund wirklich zum Zuge nach Paris — er kam mit Bewaffneten. Orleans und die Königin, einen Aufstand in Paris befürchtend, waren nach Corbeil entflohen und hatten befohlen, ihnen den Dauphin, welcher damals zehn Jahre alt war, mit seinen Brüdern und den Kindern des Herzogs von Burgund als Geiseln nachzusenden. Burgund brach sogleich von Paris auf und es gelang ihm noch, die Kinder abzufangen und am 25. August 1405 in die Hauptstadt zurückzubringen. Der Dauphin klagte, man habe ihn seit Monaten hungern lassen. Den König Karl traf man in schmutzigen Kleidern, die von Ungeziefer wimmelten.

Sitten-
losigkeit
in?
Frank-
reich.

Ber-
schwen-
bung.

Orleans
flieht.

Jetzt verlangte Burgund feierlich, Abstellung der Mißbräuche, die Einberufung der Stände, und der Staatsrath und die Vertreter der Stadt Paris stimmten ihm bei, und seine Volksbeliebtheit stieg auf den höchsten Grad, als er die Bürger aufforderte, die Festungswerke von Paris wieder herzustellen und wieder in Waffen zu treten.¹⁾ Binnen acht Tagen war Paris wieder befestigt und starrte von Waffen und wurde der Kernpunkt der burgundischen Macht, während in Melun Orleans seine Anhänger sammelte. Schon schien es zwischen beiden zu einer entscheidenden Schlacht zu kommen, als geschickte Vermittler eine Sühne zwischen den beiden Gegnern zustande brachten, welche doch vor dem Bürgerkriege noch eine Scheu hatten. Am 16. October 1405 schworen sich beide auf das heilige Abendmahl, gute Freunde gegeneinander zu sein, und gaben sich den Bruderkuß und zogen mit der Königin und allen königlichen Prinzen in Paris ein und nahmen wieder Sitz im Staatsrath.

Paris
für Bur-
gund.

Aus-
söhnung.

Aber diese Versöhnung war nur Täuschung. Als am 23. November 1407 der Herzog von Orleans abends bei der Königin war, wurde ihm gemeldet, der König verlange ihn sogleich zu sprechen. Nur von wenigen Dienern begleitet, brach er auf, sang unterwegs, als er plötzlich von achtzehn in einem Hinterhalt

¹⁾ Juvenal des Ursins, Histoire de Charles VI bei Michaud, l. c. II, p. 432. — Martin, l. c. V, p. 476 f.

lauernden Mördern angegriffen wurde. „Ich bin ja der Herzog von Orleans!“ rief er, indem er das Schwert zog. — „Ja, dem wollen wir gerade an den Leib!“ riefen die Mörder, indem sie ihn nieder Schlugen und seine Leiche gräßlich verstümmelten. Die Thäter entkamen. Der Mord brachte Bestürzung über die ganze königliche Familie: man wußte nicht, wem man ihn zuschreiben sollte. Man dachte anfangs an einen Herrn von Canni, dessen Gattin der Herzog verführt hatte. Burgund schien nieder gebeugt von Schmerz und rief: „Nie ist ein gottloserer, verruchterer Mord in diesem Reiche vollführt worden!“ Vielleicht bereute er in diesem Augenblicke den Mord. Bald aber kam die schreckliche Wahrheit zu Tage. Die Untersuchung deckte Fäden auf, die bis in den Palast des Herzogs von Burgund führten. Da gestand Burgund dem Herzog von Berry, dem Leiter der Untersuchung, unter Thränen: er habe auf Anstiften des Teufels seinen Vetter umbringen lassen. Jetzt begann der Herzog von Berry zu weinen: „Heute verliere ich zwei Nissen“; Burgund aber verließ sogleich Paris, aus Furcht verhaftet zu werden, und um sich im Norden zum Kriege zu rüsten. Der Stolz stieg wieder in ihm auf, seine Seele verhärtete sich und er rühmte sich dieser That.¹⁾

Mit dem Morde des Herzogs von Orleans beginnt eine Zeit des inneren Kampfes und großer Verwirrung in Frankreich. Die Eignisucht siegte über das Recht, das Verbrechen blieb in Ehren, wenn es sich furchtbar zu machen wußte.

Das Volk in Paris nahm mit Jubel die Nachricht vom Tode des verhassten Orleans auf und verzieh sogleich dem Mörder. Ja, Burgunds Beliebtheit stieg noch²⁾ und vergebens flehte die Witwe um Recht, um Rache.³⁾ Der Mörder berief nach Lille seine Barone, er habe nur seine Pflicht gethan und den König und das Reich gerettet, kehrte sogar im Triumphe nach Paris zurück, während Valentina mit ihren Kindern nach Blois fliehen mußte. Bald bot der König Burgund Straßlosigkeit für seine Person, wenn er die Mörder ausliefere: doch Burgund schlug dies stolz ab, weigerte sich, den König um Verzeihung zu bitten, und stand schnell an der Spitze von 800 Geharnischten vor den Thoren der überraschten Hauptstadt. Die Pariser riefen ihm jubelnd „Weihnachten, Weihnachten!“ zu,⁴⁾ wie wenn er der König wäre, als er mit glänzendem Gefolge im Februar 1408 in die Stadt einrückte. Ja, er war so keck, die Großen, die Bürger, die Universität zu einer Versammlung zu berufen, vor welcher er seine That rechtfertigen wolle.

Am 8. März 1408 fand diese Versammlung unter dem Voritze des Dauphin statt, denn der König war wieder in Wahnsinn verfallen. Für den Herzog von Burgund ergriff der berühmte Lehrer der Theologie, Petit, ein Franciscaner, das Wort und führte in einem langen gelehrten Vortrage nach allen Regeln der damaligen Wissenschaft den Satz durch: es sei einem jeden nach dem natürlichen und geoffenbarten Gesetze gestattet, einen treulosen Verräther oder gottlosen

¹⁾ Juvenal des Ursins, l. c. II, p. 445. — Martin, l. c. V, p. 482 — 485. — Coville, l. c. p. 331 f.

²⁾ So berichtet Monstrelet, der übrigens auf Seite Burgunds steht.

³⁾ Vox sanguinis fratris tui clamat ad me de terra, war der Text, über den der Advocat sprach.

⁴⁾ Noël, Noël, au bon due!

Thyranen zu tödten oder tödten zu lassen, und nicht bloß erlaubt, sondern auch verdienstlich und ehrenvoll: der Herzog von Orleans sei ein Tyrann und ein Majestätsverbrecher gewesen, denn er habe dem Könige und dessen Kindern mit Tränken, Zauberei, Gift und Dolch nachgestellt, um sich die Krone zu verschaffen; er habe mit den Feinden des Reiches verrätherische Bündnisse geschlossen, das Volk durch unerträgliche Abgaben gedrückt und durch Söldlinge mißhandelt. Der Herzog von Burgund verdiene deshalb für seine That den Dank der Nation. Stellen der Bibel wie Stellen aus Philosophen, aus Thomas von Aquin wie aus Boccaccio, wurden gleichmäßig zur Durchführung des tödlichen Satzes vom Tyrannenmorde verwendet, aus letzterem namentlich der Satz: „Der Gewalt-herr ist der Feind des Gemeinwesens, gegen ihn kann ich Waffen, Verschwörung, Späher, List und Hinterhalt gebrauchen, denn Tyrannenmord ist ein heiliges und nothwendiges Werk und das liebeichste Opfer.“¹⁾ Die Versammlung schien durch Stillschweigen die Lehre zu billigen, denn niemand wagte zu widersprechen. Die Königin und die Prinzen flohen nach Melun und nahmen den Dauphin mit sich. Allein die Prinzen waren ohnmächtig im Augenblicke. Burgund war Herr der Lage. Der König mußte die Königin zur Rückkehr auffordern und eine Urkunde ausstellen, daß er kein Mißfallen mehr gegen Burgund hege und ihm den Mord des Herzogs von Orleans verziehen habe.²⁾ Burgund hatte also die Gegenpartei vollständig zurückgebrängt.

Doch die Gegner sehnten sich nur nach einem Anlaß, um ihr Schweigen zu brechen. Diesen gab die Stadt Bütlich, die sich gegen ihren Bischof, Johann von Bayern,³⁾ empörte, weil er, mehr ein Söldnerhauptling als Bischof, nur Geld aus der Stadt zu pressen und ihre Freiheiten aufzuheben trachte. Die Bürger jagten ihren Bischof im Jahre 1406 aus der Stadt und wählten an seiner Stelle Thierri (Theodor) von Perweß. Der Streit wurde umso verwickelter, als der Papst in Rom den alten und der Papst in Avignon den neuen Bischof anerkannten. Johann von Burgund sah in dem Aufstand der Bütlicher gegen ihren Bischof eine Empörung der Fünfte gegen den Adel und seine Herrschaft überhaupt und zog im Juli 1408 nach dem Norden.

Raum hatte er sich entfernt, so kamen die Großen, welche eine Berührung mit dem Mörder des Herzogs von Orleans bisher vermieden hatten, mit der Königin nach der Hauptstadt zurück. Den Bürgern ward streng verboten, sich in den Streit der hohen Herren zu mischen. Am 11. September war ein Staatsrath unter dem Voritze des Dauphin. Ein Benedictiner Cerisi widerlegte hier ausführlich den Vortrag des Johann Petit: Orleans sei kein Tyrann gewesen, habe dem Könige nicht durch Zauberei nach dem Leben getrachtet, denn Zauberei sei nur eine Lüge und bringe keine Wirkung hervor; der Satz, daß

¹⁾ Monstrelet, Chroniques, I, chap. 39. Jean Petit dankte Burgund ein Stipendium.

²⁾ Savoir faisons, que nous avons osté et oston toute desplaisance, que nous pourrions avoir eue envers lui.

³⁾ Dieser „Bischof“, ein Bruder des Grafen Wilhelm VI. von Hennegau, war 1389 im Alter von 17 Jahren auf den Stuhl von Bütlich erhoben worden ohne Priester zu sein und hat auch in der Folgezeit der Weiße sich widersetzt. Martin, l. c. V, p. 491. — Wenzelburger, l. c. I, p. 277.

Burgund
verur-
theilt.

Tyrannenmord erlaubt sei, sei aufrührerisch, verabscheuenswerth und bringe das Leben aller Prinzen in Gefahr. Die Herzogin von Orleans und ihre Söhne in Trauergewand forderten Strafe für den Mord. Ihr Anwalt verlangte, daß der Herzog von Burgund ins Louvre gebracht werde und sie auf den Knien um Verzeihung bitte, daß sein Palast in Paris niedergerissen und ein steinernes Kreuz auf seine Stelle gesetzt werde, daß er selber eine Million Goldstücke zu frommen Zwecken zahle, daß er auf zwanzig Jahre vom Festlande verbannt werde und nach seiner Rückkehr der Herzogin und den Söhnen Orleans sich nur auf hundert Stunden weit nähern dürfe. Die Verzeihungsacte für Burgund wurden für ungiltig erklärt und Große an den Herzog abgesandt, damit er von seinem Zuge gegen Lüttich abstehe und sogleich in Paris zur Vertheidigung erscheine.¹⁾

Schlacht
bei
Dhée.

Burgund stand vom Kriege gegen Lüttich deshalb nicht ab. Statt sich auf die Vertheidigung zu beschränken, zogen ihm die Bürger dieser reichen Stadt zur Schlacht entgegen, wurden jedoch bei Dhée in der Ebene von Ruffion am 23. September 1408 von ihm aufs Haupt geschlagen, die „Todten lagen zu hohen Haufen wie die Garben zur Zeit der Ernte“. 20.000 sollen gefallen sein; Burgund hatte verboten, Quartier zu geben, da 10.000 Mann aus Tongern anrückten und er den mit der Reiterei und dem panischen Schrecken, den sie durch einen Seitenangriff auf die Lütticher hervorbrachte, leicht errungenen Sieg zu verlieren fürchtete. Perweiß fiel sammt seinem alten Vater in der Schlacht, eine große Menge Bürger, selbst Geistliche und Frauen, wurden auf Befehl der Sieger in der Maas ertränkt. Die Freiheitsbriefe wurden zerrissen, die Zünfte aufgelöst und an Stelle der freien Wahlbehörden traten bischöfliche Beamte, die der Bischof nach Belieben auch vom Auslande berufen konnte. Vier Städte verloren ihre Mauern; die Truppen von Hennegau und Burgund erhielten freien Durchzug und deren Fürsten eine Kriegsentschädigung von 220.000 Goldstücken.²⁾ Bei Dhée war natürlich auch die Partei Orleans geschlagen.

Valen-
tina
Visconti.
Dunois.

Den Prinzen entsank jetzt der Muth, die Pariser jubelten aber über den Sieg Burgunds, von dem sie Aufhebung alles Abgabendrucks erwarteten. Valentina von Orleans zog sich mit ihren Söhnen nach Blois zurück, wo sie am 4. December 1408 starb — ein edles Weib, welches auch dem unehelichen Sohn ihres Mannes, dem später so berühmten Bastard Dunois, mütterliche Liebe zuwendete, nur beklagend, daß ihr so vieles entrisSEN und daß keiner ihrer Söhne so viel Sicherheit und Kraft habe wie er, um den Vater würdig zu vertreten und zu rächen! Der kranke König ward vor der Rückkehr Burgunds von den Prinzen und der Königin nach Tours geführt. Burgund aber zog am 24. November wie ein König in Paris ein. Doch hatte er zu einem letzten entscheidenden Schlag nicht Kühnheit genug und bot die Hand zur Versöhnung.

¹⁾ Martin, l. c. V, p. 492—494.

²⁾ Barante, Histoire des ducs de Bourgogne, III, p. 211—212. — Martin, Histoire de France, V, p. 494—495. — Pirenne, l. c. II, p. 325 f.

In Chartres fand am 9. März 1409 der Ausgleich statt.¹⁾ Aus-
söhnung
zu Char-
tres. Burgund kniete hier in der Kirche vor dem Könige nieder und bat, daß er den Zorn über den Mord des Herzogs von Orleans, den er übrigens nur für das Wohl des Reiches und der Person des Königs angeordnet habe, aus dem Herzen entferne. „Ich thue es um Gottes Willen und aus Liebe zu Euch, schöner Vetter, und verzeihe Euch alles“, antwortete der König. Dann bat Burgund die weinenden Söhne des Ermordeten, Haß und Rache zu vergessen und in Zukunft seine guten Freunde zu sein. Lange wollten sie nicht antworten, endlich sicherten sie ihm auf Befehl des Königs, dem sie gehorchen mußten, ihr Wohlwollen zu. Und beide Parteien schworen dann auf ein Messbuch ganze und feste Freundschaft. Eine Verbindung zwischen dem zweiten Sohne des Ermordeten und einer Tochter des Mörders, die ihrem Bräutigam 4000 Francs Jahreseinkommen und 150.000 Francs auf einmal zubringen sollte, ward noch verabredet.²⁾

Doch auch dieser Friede war nur ein geflickter, nur ein Aufschub des Bürgerkriegs! Die Vortheile desselben jedoch zunächst alle für Burgund, welcher bald im Staatsrathe die Oberhand gewann und seine Beliebtheit bei den Parisern zum höchsten Grade steigerte, als er ihnen die freie Wahl ihrer Behörden und das Recht, als Bürgerwehr sich wieder zu organisieren, erwarb. Selbst mehrere Prinzen der Gegenpartei wurden vom Burgunder jezt gewonnen.

Dieser hielt es nicht unter seiner Würde, da er das Volk durch neue Steuern nicht von sich abwendig machen durfte und dennoch Geld brauchte, um seine Anhänger zu belohnen, einen Mann als Verbrecher aufs Schafott zu schicken, bloß weil er reich und früher ein Anhänger des Herzogs von Orleans war. Es war dies der Großhofmeister Johann Montagu, bisher an der Spitze des Justiz-
mord. Finanzwesens: er wurde ganz unerwartet wegen eigennütziger Verwaltung der Finanzen und als Urheber der Krankheit des Königs angeklagt, der Proceß mit Hast betrieben, das nöthige Geständnis ihm durch die Folter abgepreßt und er am 17. October 1409 zum Tode geführt.³⁾ Natürlich wurden seine Güter eingezogen; die Königin ward durch einen Antheil an der Beute gewonnen. Dann ward zu Weihnachten beschlossen, daß der Dauphin, wenn die Königin verhindert wäre, den Vorsitz im Staatsrathe führen und sich dabei durch den Burgund
regiert. Rath des Herzogs von Burgund leiten lassen solle.⁴⁾

So hatte denn Burgund die höchste Gewalt eigentlich in seiner Hand. Dies trieb aber die Herzoge von Berry, Bourbon, Bretagne, Orleans zu einem Gegenbund, der in Gien am 15. April 1410 abgeschlossen wurde Bund
zu Gien.

¹⁾ Juvenal des Ursins, *Histoire de Charles VI* bei Michaud, I. c. II, p. 449 f. — Martin, I. c. V, p. 497—499.

²⁾ Michelet bemerkt mit Recht: „Comme dot c'était beaucoup, mais comme prix du sang —, combien peu!“ *Histoire de France*, IV, p. 185.

³⁾ Martin, I. c. V, p. 504 f. — Montaigne hatte die Aussöhnung in Chartres vermittelt und beide Parteien haßten ihn darum.

⁴⁾ Martin, I. c. V, p. 507.

Armagnac.

und dessen eigentliche Seele der ehrgeizige, thatkräftige, unerschrockene und erbarmungslose Graf Bernhard von Armagnac war, der Schwiegervater des Herzogs Karl von Orleans. Der Bund wurde geschlossen gegen alle, den König ausgenommen, für dessen Dienst und zu gegenseitiger Unterstützung man 9400 Mann unter Waffen halten wollte, und am 2. September erließen die verbündeten Prinzen eine Erklärung an den König, die Universität und die vornehmsten Städte, daß sie sich vereinigt haben um dem Könige wieder zu der ihm gebührenden Ehre und Machtvollkommenheit zu verhelfen gegen alle, welche das Gegentheil anstreben.¹⁾ Von Armagnac bekamen die Krieger der Partei Orleans fortan den Namen Armagnaken oder Bandés von der weißen Armbinde, während das Parteizeichen der Burgunder die blaue Mütze mit einem rothen Andreaskreuz war. Und jetzt brachten diese beiden Parteien in ihrem Streben nach Herrschaft und Rache Mord, Brand, Raub und sittliche Verwirrung über Frankreich.

Parteilampf.

Im Westen und Süden war die Partei der Armagnaken, im Norden und Osten die der Burgunder überwiegend. Scharen von Fremden strömten in das Land, um ihr Glück zu suchen, während Frankreich in Blut und Thränen schwamm. Anfangs hatte Burgund das Übergewicht, wagte aber den entscheidenden Schlag nicht: das böse Gewissen lähmte die Thatkraft dieser stolzen Seele.

Die Universität zu Paris.

Die Universität zu Paris machte, um die Leiden des Bürgerkrieges ferne zu halten, dem Könige den Vorschlag, die aufeinander eifersüchtigen Großen beider Parteien von der Regierung auszuschließen und einen Staatsrath von achtbaren, keiner Parteinahme für Burgund oder Orleans verdächtigen Männern zu bilden. Merkwürdigerweise wurde der Vorschlag am 2. November 1410 von beiden Parteien angenommen.²⁾

Der neue Staatsrath.

Die Großen zogen sich vom Hofe zurück, sandten ihre Truppen fort, ein neuer Staatsrath ward gebildet aus Prälaten und weltlichen Herren. Allein viele von diesen hielten insgeheim doch zu Burgund oder wurden von ihm nachträglich gewonnen. Die Großen waren also nicht mehr im Staatsrath, aber ihre Werkzeuge, und so war also die gute Absicht der Universität bald vereitelt und 1411 begann der Bürgerkrieg dennoch: die Partei Orleans erklärte am 14. Juli den Vertrag von Chartres für nichtig und verlangte, was man auch dem Ärmsten nicht verweigern könne, Rache für den Mord des Herzogs Ludwig von Orleans, und erklärte Burgund offen den Krieg. Die Feindseligkeiten begannen auf der Stelle.

Bürgerkrieg.

Der Krieg wurde erbarmungslos geführt. Die Bauern wurden erwürgt, die Weiber geschändet. Das Gerücht, daß die Königin und der Herzog von Berry die Hauptstadt selber den Armagnaken in die Hände spielen wollten,

¹⁾ Juvenal des Ursins, Histoire de Charles VI bei Michaud, l. c. II, p. 452—454.

²⁾ Der Vertrag hat vom Orte, wo er abgeschlossen wurde, den Namen Paix de Bicêtre.

brachte Paris in wilde Bewegung. Die Bürgerschaft erhob sich, aber nicht mehr unter den Führern aus den höheren Classen, wie einst unter Marcel; jetzt spielen auf einmal eine große Rolle die drei Söhne des Fleischers Legois, dann der Chirurg Johann von Trohes, der Henker Capeluche und der Thierabhäuter (Abdecker oder Schinder) Cabochie, von welchem diese Partei den Namen Cabochiens erhielt. Sie wählten unter den Fleischhauern und Abdeckern von Paris 500 der stärksten und entschlossensten Männer aus, mit denen sie die Gegenpartei in Schrecken hielten. Der Chirurg Johann von Trohes war der Redner derselben. Jeder, der für einen Armagnaken oder einen Anhänger dieser Partei galt, wurde niedergehauen oder eingesperrt. Viele Bürger, viele Großen flohen aus Paris. Der König mußte am 28. August den Herzog von Burgund einladen, in die Hauptstadt zu kommen. Die Bauern in der Umgegend wurden aufgefordert, über die Armagnaken herzufallen. Bald war der Burgunder mit großer bewaffneter Macht zur Hand, nahm den Gegnern Ham an der Somme weg, worauf eine Reihe kleinerer Plätze aus Schrecken sich ergaben. — Bei Montdidier kamen die Gegner einander zu Gesicht. Sicher hätte der Burgunder mit seinem vielen Geschütze den Sieg davongetragen; allein wieder zögerte er, und als er dann angreifen wollte, war die Dienstzeit seiner flamländischen Krieger abgelaufen und konnte er diese durch keine Bitten von der Rückkehr in die Heimat abhalten, ja mußte er dieselben noch mit seiner übrigen Macht decken.

Die Armagnaken gedachten jetzt, Paris zu besetzen und zu plündern: ihr Annahen erhöhte aber nur die wilde Thatkraft der Cabochiens. Man kämpfte um Saint-Cloud, um Saint-Denis. Der König mußte gegen Orleans und gegen alle ihre Anhänger die Acht aussprechen und am 14. October sie der Majestätsbeleidigung schuldig erklären und für immer aus dem Königreich verbannen. Am 23. October 1411 traf Johann von Burgund selber in Paris ein, wo er, wie ein König empfangen, mit Hilfe der Pariser am 9. November Saint-Cloud den Gegnern entriß; 1200 Edelleute wurden dabei zusammengehauen. Im ersten Schrecken zogen die Armagnaken sich bis Orleans zurück. Die Freude und der Stolz der Pariser waren grenzenlos. Nicht bloß dem Könige, auch den Bildern der heiligen Jungfrau wurde die Mühe mit dem Andreaskreuz aufgesetzt und viele Priester wandten beim Segen nicht mehr die gewöhnliche Kreuzesform an, sondern die des Andreaskreuzes. Auch die Erbitterung gegen besiegte Feinde hielt sich nicht mehr in Schranken. Viele Gefangene wurden in Paris enthauptet, andere zu Tode gehungert und ihre Leichen auf den Schindanger geworfen.

Die Erbitterung trieb die Gegner zum Reichsverrath. Am 18. Mai 1412 schlossen die Herzoge von Berry, Orleans und Bourbon mit Heinrich IV. von England einen Vertrag zu Bourges, worin sie ihm das Herzogthum Aquitanien und noch zwanzig Festungen erobern zu helfen versprachen und ihre und ihrer Vasallen Töchter nach seinem Willen zu verheiraten gelobten, ihm als ihrem Oberlebensherrn Treue verhiessen, wenn er sie dagegen mit 1000 Reitern und 3000 Bogenschützen unterstütze.¹⁾

Durch einen aufgefangenen Brief kam man in Paris zur Kenntniss dieses schmachvollen Vertrages, der gegen die Reichsverräther den leidenschaft-

¹⁾ Martin, l. c. V, p. 523. — Pauli, l. c. V, p. 48. — Coville, l. c. p. 338.

lichsten Haß entzündete. Weinend bat der arme Karl VI. seinen Staatsrath um Hilfe, der mit einem Schrei nach Rache antwortete. Der König nahm selber die Drifflamme in Saint-Denis und zog mit dem Herzoge von Burgund gegen Bourges, das nach längerer Belagerung sich ergeben mußte. Jedoch der Dauphin erklärte, von den Gegnern gewonnen, sich wider den Krieg mit seinen Blutsverwandten — und so mußte der Herzog von Burgund sich am 14. Juli 1412 vor Bourges zu einem Vergleiche bequemen: die Prinzen schworen, einander gute Freunde sein zu wollen, die einen gaben ihren Bund mit England auf, die andern versprachen, die eingezogenen Güter und Einkünfte ihrer Gegner zurückzustellen. Bei Lebensstrafe ward verboten, jemanden Burgunder oder Armagnak zu nennen. Allgemein, von allen Prinzen bezeichnet wurde dieser Friede am 22. August zu Auxerre.¹⁾

Neuer
Vergleich

ohne
Kraft.

Aber auch diese Sühne hatte keine Kraft, obchon sich die Herzoge von Orleans und Burgund zusammen auf einem Pferde dem Volke zeigten. Der Herzog von Orleans wagte nicht nach Paris zu kommen. Im königlichen Rath hatte Burgund das Übergewicht und verhinderte unter allerhand Vorwänden die Zurückgabe der eingezogenen Güter. Mit England, dessen Armee von 9000 Mann unter Herzog von Clarence unterdessen schon bei Cap la Hague gelandet und durch Maine und Touraine an die Loire vorgebrungen war, drohte ein Krieg, welchen Clarence nur gegen Zahlung von 210.000 Goldstücken aufzugeben versprach.²⁾ Das Geld dazu fehlte aber in den Cassen des Staates.

Reichs-
stände.

Da beschloß der Staatsrath in der höchsten Noth, auf den 30. Januar 1413 die Reichsstände einzuberufen. Sie kamen in Paris zusammen nach dreißigjähriger Unterbrechung. Allein die Bürger und Bauern erklärten, daß sie keine neuen Steuern aufzubringen vermöchten; andere mahnten an die Betrügereien der Finanzbeamten, denen man nur das zu nehmen brauche, was sie dem Staate abgestohlen hätten, um alle Ausfälle zu decken. Viele baten den König, sich doch des armen Volkes zu erbarmen und es nicht durch neue unerschwingliche Lasten vollständig zugrunde zu richten.

Der
Dauphin.

Von Burgund geleitet, gab der Staatsrath den Klagen der Stände Recht: Finanzbeamte wurden gefangen gesetzt und ihres Vermögens beraubt. Burgund wurde beliebter als je und er bedurfte der guten Gefinnung der großen Masse; denn sein Schwiegersohn, der Dauphin, machte Miene, sich seiner Leitung zu entziehen. Leichtfinnig und genussüchtig ohne Maß, brachte dieser unwürdige Erbe der Krone Ludwigs des Heiligen seine Nächte in Gemeinschaft mit lockeren Gesellen in schlechten Häusern zu und fieng an, auf den Rath derer zu hören, die da meinten, er solle die Zügel in die Hände nehmen, sich der Gewalt Burgunds entziehen und mit den Orleans halten. In der That traf der Dauphin Anstalten zur Flucht.

¹⁾ Martin, l. c. V, p. 525 f. — Coville, l. c. p. 338.

²⁾ Pauli, l. c. V, p. 49.

Da erhoben sich aber die Pariser. Die Menge zog am 29. April in Waffen vor den Palast des Prinzen und verlangte drohend, mit ihm zu reden. Der Prinz mußte an das Fenster kommen und anhören, wie Johann von Trohes ihm seine liederlichen Streiche vorhielt und ihn vor den schlechten Rätthen warnte, die ihn zu Auschweifungen verführten, wodurch er nur die unglückliche Krankheit seines Vaters sich ebenfalls zuziehen werde. „Wer sind denn die Verräther?“ fragte der Kanzler des Prinzen. — Johann von Trohes überreichte ihm eine Liste mit fünfzig Namen und obenan stand der Name des Kanzlers. Der Prinz weinte vor Zorn und Scham, während die Masse seinen Palast erstürmte, die ihr Verdächtigen ins Gefängnis warf oder sie auf dem Wege in Stücke riß. — Johann von Trohes beherrschte jetzt an der Spitze der Cabochiens die Stadt und gab seinen Anhängern als Zeichen gleicher Bestrebung der Genter weiße Mütze. Eine Gesandtschaft der Genter wurde auf Kosten der Stadt Paris glänzend bewirtet, und Genter und Pariser schworen sich Bund und Freundschaft. Selbst der König und die Prinzen mußten die weiße Mütze tragen — die Sieger von Roosebeke trugen das Abzeichen der Besiegten, und die Städte nahmen es an als Zeichen ihrer Anhänglichkeit an Paris.

Le cha-
peron
blanc.

Gent.

Jean de Trohes erwirkte auch, daß eine Ordonnanz Reformen in der ganzen Staatsverwaltung verhiess; ihre 258 Artikel enthalten große und weise Grundsätze; der bessere Geist Frankreichs sprach sich darin aus¹⁾ und sie fand allgemeinen Beifall. Allein zu ihrer Durchführung hätte es eines gesunden Herrschers und einer ruhigen Zeit bedurft.

La
grande
ordon-
nance
de 1413

Doch der Sturm des Bürgerkrieges raste von neuem durch Frankreich, weil Bernhard von Armagnac um den Frieden von Bourges sich überhaupt nicht kümmerte und seine reichsverrätherischen Beziehungen zu England fortsetzte. Die Nachricht aber, daß auch die Prinzen von Orleans an der Voire neuerdings rüsteten, versetzte die Cabochiens vollends in Wuth. Alles mußte zum Kriege steuern, auch Kirchen und Genossenschaften; wer widersprach, wanderte ins Gefängnis oder aufs Blutgerüst. Gerson fand nur im Dachwerk der Kathedrale Sicherheit. Und während die Häupter seiner Freunde abgeschlagen wurden, tanzte und trank der Dauphin mit Freudenmädchen.

Doch war das Treiben der Cabochiens zu arg, als daß es nicht Widerstand finden sollte. Die Handwerker wurden müde, in einemfort die Waffen zu tragen, und die Gebildeten waren der Pöbeltyrannie satt. Die besseren und mittleren Bürger traten in Waffen gegen die Friedensstörer zusammen, und der Herzog von Burgund fühlte, wie ihm die Bewegung über den Kopf zu wachsen drohte. Er knüpfte daher mit den Prinzen Verhandlungen an. Die Cabochiens konnten nicht hindern, daß zwischen beiden Parteien mit Einschluss der Armagnaken zu Pontoise am 31. Juli 1413 ein Vergleich zustande kam und von den Parisern angenommen wurde; ihre Häupter mußten flüchten. Der Umschlag nahm nun aber bald einen drohenden Charakter an, auch gegen Johann von Burgund; er verließ daher Paris am 23. August, die Orleans aber zogen Orleans mit großer Macht ein und die große Reform-Ordonnanz ward wieder für un-

Die Ca-
bochiens.

Orleans.

¹⁾ Martin, Histoire de France, V, p. 535—538.

giltig erklärt, dergleichen alle Erlasse gegen die Armagnaken; dagegen wurden angesehenen Männer der Burgunderpartei hingerichtet, 300 verbannt, der Vergleich von Pontoise mit Füßen getreten. Johann ohne Furcht rüstete hingegen in Flandern, zumal ihn der Dauphin bitten ließ, doch ja bald mit großer Macht nach Paris zu kommen; denn die Mutter und die Oheime waren ihm jetzt lästig, wie einst der Schwiegervater, weil sie ihn mahnten, nicht gar so offen sein liederliches Leben zu treiben. Burgund erklärte nun auch — Januar 1314 — er müsse nach Paris, um den Kronprinzen aus der Gefangenschaft der Armagnaken zu befreien. Am 9. Februar stand sein Heer in Schlachtordnung vor der Hauptstadt, allein der Graf von Armagnac wußte eine Erhebung der niederen Classen zu Gunsten des Burgunders zu verhüten und dieser mußte sich nach dem Norden zurückziehen. Die Armagnaken zogen ihm nach, und der König mußte mit ihnen gegen den Burgunder das Schwert führen und die Drifflamme aus Soissons. Saint-Denis mitnehmen. Soissons ward am 21. Mai mit Sturm genommen und gegen jedes Geschlecht und Alter gleich grausam gewüthet. Die Picardie unterwarf sich, der jüngere Bruder des Burgunders gieng zum Könige über. Allein der König versiel wieder in seinen Wahnsinn und der Dauphin war des Krieges müde.

Paix d'Arras 1414 In Arras kam es wieder zu einem Vergleich am 4. September 1414;¹⁾ der Burgunder bat den Dauphin um Verzeihung und versprach, auf seinem Gebiete niemanden zu dulden, gegen den der König einen Groll hege; dafür wurde er zu Gnaden angenommen und der Erlass, welcher seine Anhänger für Majestätsverbrecher erklärte, widerrufen.

ohne Wirkung. Natürlich gab auch dieser Friede dem armen Frankreich die Ruhe nicht, weil er keinen Entscheid brachte. Keine Partei vermochte die andere zu unterwerfen, beide rieben im steten Kampfe die Kräfte Frankreichs auf und vernichteten das Ansehen der Krone. Als die Pariser den Herzog von Berry fragten, wie es zu diesem Frieden gekommen sei, antwortete dieser: „Das geht euch gar nichts an, ihr habt euch nie in die Angelegenheiten von uns Prinzen zu mengen; wir streiten miteinander, wenn es uns gefällt, und schließen Frieden, wenn es uns genehm ist.“²⁾ Der Burgunder, gleich unfähig, seinen Ehrgeiz oder Frankreich zu beherrschen, hielt die Bedingungen des Vertrages von Arras nicht ein; die Sieger aber hatten nichts Eiligeres zu thun, als die Vorschrift Karls V. zu widerrufen, welche bei Festen statt der Glücksspiele Übungen im Bogen- und Armbrustschießen dem Volke gestattete. Und doch wäre Waffentüchtigkeit des gesamten Volkes nie nöthiger gewesen als jetzt, wo ein kühner Feind die Wirren in Frankreich zur Eroberung desselben zu benutzen beschloß. Dieser Feind war König Heinrich V. von England. —

¹⁾ Martin, l. c. V, p. 547.

²⁾ Monstrelet, Chroniques, chap. 134.

Heinrich V., 1413—1422. — Die Schlacht bei Azincourt.

„Der lustige Heinz“ war nach dem Tode des Vaters auf einmal wie umgewandelt; kaum war der König verschieden, so begab er sich in sein Zimmer, brachte den Tag in Einsamkeit und Gebet zu, und eilte dann zu einem Beichtvater, der ihn in dem Entschluß bestärkte, durch eine vortreffliche Regierung das Ärgernis seiner Jugend gut zu machen.¹⁾ Am nächsten Tage verkündete er den Krönungsfrieden seinen Unterthanen; bei der Krönung schien er die ganze Größe seiner Aufgabe durchzufühlen, so ernst, so fromm zeigte er sich; beim üppigen Krönungsmahle kostete er weder Speise noch Trank, überhaupt zeigte er ein gesetztes Wesen, das einem Mönche Ehre gemacht hätte.²⁾ Die Genossen seiner schlechten Streiche wurden fern gehalten, tüchtige Männer in die Nähe gezogen, Härten der vorigen Regierung gemildert und ganz gut gemacht. Eine weise Regierung war mehr als nötig; denn ein Aufstand der Hollarden drohte, sie priesen, 100.000 Mann ins Feld stellen zu können; ihr Haupt, Johann Oldcastle, war früher einer der vertrauten Gesellschafter Heinrichs, der ihn jetzt mit apostolischem Eifer von der Irreligion abzubringen suchte — doch vergebens. Oldcastle kam in den Tower, fand aber Mittel, zu entfliehen und seine Anhänger zu versammeln. Doch der Versuch, den König zu überfallen, mißlang; ihre Haufen wurden gesprengt, und es ward nichts aus ihrem Plan, den König und die Lords umzubringen, die Kirchengüter einzuziehen, die geistlichen Orden aufzuheben und aus England eine Republik unter Sir John Oldcastle zu machen.

Regierungsantritt.

Aufstand der Hollarden.

Raum war die Ruhe hergestellt, so folgte Heinrich V. seinem Drange nach Ruhm und Eroberung. Die Wirren in Frankreich, besonders der verrätherische Anschluß des Herzogs von Burgund an England, ermuthigten ihn. Im Juni 1414 forderte er als Erbe von Philipps IV. Tochter Isabella die Krone von Frankreich sammt allem, was davon abhänge. Als jedoch die französische Regierung dies Begehren gar nicht beachtete, milderte Heinrich seine Forderung dahin: Karl VI. solle die Normandie, Maine, Touraine, Anjou, Aquitanien, wie es im Frieden von Bretigny abgegrenzt worden ist, ferner die Hälfte der Provence, den Rückstand vom Lösegeld König Johanns mit 1,600.000 Kronen (écus) und seine Tochter Katharina mit einer Aussteuer von 2,000.000 Kronen ihm geben. Frankreich bot dagegen Aquitanien und Katharina mit 850.000 Kronen an, Heinrich aber verlangte im April 1415 vom Parlamente Mittel, um sein Recht mit den Waffen in der Hand zu behaupten. Die Nation stimmte zu und was sie an Mitteln nicht gewährte, suchte Heinrich durch Verpfändung seiner Juwelen und Anleihen zu decken. Als er gerüstet war, brach er am 28. Juli 1415 die Unterhandlungen ab. So heiß war sein Durst nach Heldenruhm, daß er mit nur 6000 Rittern,

Forderung an Frankreich.

Zug nach Frankreich.

¹⁾ Titi Livii Forojuliensis Vita Henrici V: „Praeteritos errores confessus vitam et mores penitus emendavit, ita ut post patris obitum nullus lasciviae locus in eo usquam fuerit inventus.“

²⁾ Walsingham, Historia Anglicana, II, p. 290, in Scriptores rerum Britannicarum, tom. 28: „Repente mutatus est in virum alterum ... Cujus mores et gestus omni conditioni, tam religiosorum quam laicorum, in exemplo fuere.“

24.000 Bogenschützen und 1000 Schanzgräbern am 14. August 1415 auf einer Flotte mit 1500 Segeln die Landung bei Harfleur wagte.

Harfleur. Bald waren die Mauern durch das Geschütz¹⁾ erschüttert, und nach muthvollem Widerstand mußte die Stadt am 22. September sich ergeben. Der Sieger ging zunächst barfuß in die Kirche, um ein Dankgebet zu halten, dann erklärte er, nachdem er den Dauphin feierlich zum Zweikampfe als Gottesgericht über die Krone Frankreichs herausgefordert hatte, daß er wie sein Urgroßvater Eduard III. auf Gott vertrauend auf Calais losgehen wolle. Heinrich V. hatte durch Tod oder Krankheit die Hälfte seiner Mannschaft verloren; desungeachtet wollte er mit diesem Erfolge sich nicht zufrieden geben, sondern sprach den verwegenen Entschluß aus, durch die feindlichen Provinzen Normandie, Picardie und Artois nach Calais zu marschieren. — Das Wagnestück war kühn, doch der Heldenmuth besonnen und die Kriegszucht streng. Aber schon war der französische Heerbann den Engländern auf den Fersen, mit jedem Tage wurde die Gefahr für diese größer; mit Mühe kamen sie über die Somme, am 24. October 1415 stand am Flusse Canche ein Heer von wenigstens 50.000 Mann, darunter 14.000 Ritter ihnen gegenüber.²⁾ Furchtlos beschloß Heinrich standzuhalten; er nahm Stellung in der Nähe des Dorfes Azincourt, und sein Heer rüstete sich auf den nächsten Morgen, den 25. October 1415, zur Schlacht. Der erste, der dem Könige die Nachricht von der Nähe des mehr denn dreifach überlegenen Feindes brachte, war ein Waliser, namens Cham: „Es sind Leute genug, um gefangen, getödtet zu werden oder zu fliehen.“ Der Engländer Hungerford dagegen meinte: „Es wäre gut gewesen, 10.000 Bogenschützen mehr nachkommen zu lassen, es gibt deren genug in England, denen nichts lieber gewesen wäre.“ Der König aber antwortete ernst: „Im Namen Gottes, ich wünsche keinen Mann mehr. Die Anzahl, die wir jetzt haben, hat Er gewollt. Die Franzosen setzen ihre Zuversicht auf die Menge, ich aber auf den, welcher dem Makkabäer Judas so oft siegen half.“ — Die Franzosen waren ihres Sieges gewiß und freuten sich auf den Kampf, und würfelten beim Wein über die Engländer, die morgen ihre Gefangenen wären. Die Engländer hingegen machten ihr Testament, beichteten und bereiteten sich auf den Tod vor.

Der König aber ordnete in der Frühe sein Heer in drei Treffen und zwei Flügel, die Bogenschützen voran. Heinrich V. musterte dann sein Heer nach dem allgemeinen Frühgebet und der Messe; ein Priester hob die Hostie in die Höhe, alle knieten nieder, der König voran, und jeder nahm Erde in den Mund, zum Zeichen seines Verlangens nach dem Sacramente und seiner Unwürdigkeit, es zu empfangen. Dann ritt Heinrich, eine goldene Krone auf dem Helm, langsam entlang den Reihen und warf ihnen ermuthigende Worte zu, wie: „Denkt, daß ihr aus M-England seid. Ich habe eine gute Sache, ich streite nur für mein Recht. Wahret eure Ehre und die Ehre meiner Krone. Die Franzosen haben gesagt, sie wollen allen Bogenschützen drei Finger abschneiden.“ Die Stimmung war entschlossen und kampfsfreudig. Nicht so bei den Franzosen. Der Morgen war feucht und kalt. Viele waren die ganze Nacht auf dem Ross geblieben, um die prachtvolle Rüstung nicht zu beschmutzen. Ein Franzose bemerkte: „Selbst die Rosse waren traurig,

1) Die Geschützmeister waren Deutsche. Pauli, l. c. V, p. 107, Anm. 1.

2) Desèbre de Saint-Remy, ein Edelmann aus der Picardie, der zu Burgund hielt, schildert den Marsch. — Pauli, l. c. V, p. 115. — Martin, l. c. VI, p. 14 f. — Coville, l. c. p. 368.

keines wieherte.“ Darauf ward das Zeichen zum Angriff gegeben mit dem Ruf: „Now strike!“ (= jetzt schlag darauf), und die Bogenschützen rannten mit Geschrei gegen den Feind. Die Engländer standen vier, die Franzosen dreißig Mann tief — und doch wagten die Engländer den Angriff. Die Bogenschützen trugen neben Bogen und Stoß die Streitart und das Schwert und einen an beiden Enden zugespitzten Stock, den sie als Vertheidigungswaffe gegen die überlegene französische Reiterei schief in die Erde pflanzten; sie sprangen nun vor, schossen ihre drei Schuh langen, sicher treffenden Pfeile auf die französischen Linien ab und zogen sich dann schleunig hinter ihre Pfähle zurück. Die Wirkung dieses Verfahrens war furchtbar, eine Menge Franzosen wurden kampfunfähig, ehe sie nur die englischen Linien erreichten; von ihrer ersten Abtheilung, welche die englische Linie zu durchbrechen suchte, kamen nur siebenundzwanzig zum Handgemenge, die meisten flohen und brachten das zweite Treffen im Unordnung. Als die Engländer diese Verwirrung sahen, warfen sie Bogen und Pfeil weg, griffen zu Schwert und Streitart und durchbrachen auch das zweite Treffen der Franzosen; denn hinter den Bogenschützen folgte der König mit seinen Gewappneten in raschem Andrang. Der Herzog von Brabant wollte den Stoß brechen, allein er ward augenblicklich nebst der Mehrzahl seiner Leute zusammengehauen. Achtzehn Ritter hatten sich verschworen, König Heinrich zu tödten: ein Streich mit einem Streitkolben machte ihn auch auf die Knie sinken, allein seine Leibwache hieb schnell alle achtzehn zusammen. Die Engländer hieben so hitzig alles nieder, was ihnen entgegentrat, daß der Herzog von Alençon, der Ergebung anbot, erschlagen wurde, ehe Heinrich ihn retten konnte. Als der Nachtrab der Franzosen sah, wie die beiden ersten Treffen erlagen, als zugleich aus einem Hinterhalt eine Schar Engländer hervorbrach, floh er mit Ausnahme einiger Anführer. In diesem Augenblicke ward Heinrich verkündet, daß die Franzosen im Rücken angegriffen und schon das Gepäck genommen hätten, — es waren aber nur 600 Bauern mit einigen Rittern über die Pferde hinterm Heer hergefallen. In Furcht, von zwei Seiten gefaßt zu werden, weil er die Franzosen vor sich wieder truppweise sich sammeln sah, gab Heinrich den Befehl, bei Strafe des Stranges solle jeder Engländer seine Gefangenen tödten; er wurde leider von vielen befolgt und ein entsetzliches Blutbad begann. Wirklich erneuerten einige Führer des dritten Treffens den Kampf, fanden aber nur ehrenvollen Tod oder Gefangenschaft. Als die Franzosen die Walstatt geräumt hatten, ritt Heinrich mit dem französischen Kampfrichter über das Leichensfeld; über 10.000 Franzosen lagen unter den Todten, darunter 8000 Ritter und Knappen, über 100 Bannerherren, 7 Grafen und die Herzoge von Brabant, Bar und Alençon, während die Sieger nur 1600 Mann verloren hatten, darunter den Herzog von York. „Nicht unsere Arme, sondern Gottes Allmacht hat diese Niederlage vollbracht!“ rief Heinrich, „um die Sünden der Franzosen zu strafen. Saget, wem schreibt ihr den Preis zu?“ — „Dem König von England“, sprach der französische Waffenherold. „Wie nennt man jenes Schloß?“ fragte Heinrich weiter. — „Azincourt.“ — „So werde danach“, sagte der König, „die Schlacht benannt für ewige Zeiten.“¹⁾

Eine schrecklichere Niederlage war noch nie über den französischen Adel gekommen. Unter den 10.000 Todten waren 8000 Edelleute. Stolz sagte der Sieger zum gefangenen Herzog von Orleans: „Nie waren ein ungeordneteres und wollüstigeres Leben, nie mehr Sünden und Laster in Frankreich im Schwang,

Niederlage der Franzosen.

Mord der Gefangenen.

¹⁾ Pauff, I. c. V, p. 115—124.

so daß es Mitleid und Schrecken erregt, nur davon zu hören, und es ist kein Wunder, daß es dadurch Gott erzürnt hat.“¹⁾ In London erklärte der Sieger: „Nicht ihm, sondern Gott gebüre einzig der Ruhm des Sieges, welcher die Franzosen für ihre Sünden bestraft habe; denn sie hielten keinem Menschen ihr gegebenes Wort, weder in der Ehe, noch sonst wo. Sie verheerten und schändeten die Kirchen, mißshandelten gottgeweihte Jungfrauen, beraubten und wütheten unvernünftig gegen ihr eigenes Volk, darum konnte es ihnen nicht gut gehen!“ Das Urtheil Heinrichs V. über das damalige Frankreich ist streng und — gerecht. Und streng war auch die Behandlung der Gefangenen, nicht mehr mild wie unter Eduard III. Karl von Orleans blieb zum Beispiel viele Jahre im Schlosse Pomfretz, ward erst freigelassen, als er keine Aussicht mehr auf die französische Krone hatte: er tröstete sich mit seinen Liedern, die ihn zum Vöranger des fünfzehnten Jahrhunderts stempeln.²⁾ Heinrich beschloß, in seine Heimat zurückzukehren, und führte seine Gefangenen zuerst in Calais, dann in London auf, wo er vom freudetrunkenen Volke mit unermesslichem Jubel begrüßt wurde. Wie hob sich jetzt das englische Nationalgefühl!

Die Franzosen dagegen lernten nichts aus ihrer Niederlage. Zwar waren fast alle Häupter der Partei Orleans gefallen oder gefangen, allein Frankreich pflückte vom Baume des Unglücks nicht einmal die traurige Frucht, daß jetzt die Partei Orleans erlag und die Partei Burgund zum Siege kam; denn die Seele der Partei Orleans, der Graf Bernhard von Armagnac, hatte der Schlacht nicht beigewohnt und wurde jetzt zum Connetable ernannt, und Burgund besaß nicht Raschheit und Kühnheit genug, das Unglück seiner Gegner auszubeuten. Auch Burgund war nicht in der Schlacht; bessere Gesinnung hatte sein Sohn, Philipp der Gute, welcher später sagte: „Es ist mir ewig leid, daß ich nicht bei Azincourt war, um dort zu sterben oder zu siegen.“³⁾

Burgund kam zwar mit 10.000 Reitern von Dijon nach Paris. Der neue Dauphin — Johann, denn der bisherige, Karl, starb am 10. December 1415, achtzehn Jahre alt, in Folge seiner Ausschweifungen — hieng an Burgund, allein dieser unterhandelte so lange, bis am 29. December Armagnac in Paris eintraf, die Zügel sogleich kräftig in die Hand nahm und Burgund melden ließ, er solle seine Beute verabschieden, sich zurückziehen oder er werde ihn als Reichsfeind behandeln. Und Burgund, der zwei Monate in Vagny gezögert, kehrte im Februar 1416 langsam nach Flandern zurück. Das Volk nannte ihn von da an nicht mehr Johann ohne Furcht, sondern Johann Langsam, „der zu nichts kommt“.⁴⁾ Armagnac, zum Oberaufseher über die Finanzen und Festungen des Reiches ernannt, räumte jetzt gewaltig auf unter den Anhängern Burgunds in Paris, viele wurden verbannt, andere verschwanden. Bei Strafe des Galgens ward das Baden in der Seine verboten, damit die Badenden die Leichen der insgeheim Ertränkten nicht entdeckten. Die Zunft der Fleischer ward aufgehoben. Die nationale Partei setzte jetzt noch ihre einzige Hoffnung auf das Concil von Constanz und den deutschen König Sigismund.

1) Lefèvre de Saint-Remy, l. c. VIII, p. 17.

2) Michelet, Histoire de France, vol. IV, p. 322—325.

3) Lefèvre de Saint-Remy, l. c. VII, p. 506.

4) Jean de Lagny, qui n'a hâte.

Karl
von
Orleans.

Arma-
gnac.

Bur-
gund.

Dauphin
Karl.

Johann
Lang-
sam.

Ver-
folgung
der Bur-
gunder.

Um seine Verwaltung durch einen Sieg zu rechtfertigen, belagerte Armagnac Harfleur und glaubte sich schon des Erfolges sicher, allein die französische Flotte Harfleur ward von der englischen zerstreut und das Belagerungsheer von dem Herzog von Bedford zurückgeworfen, im August 1416.¹⁾

Im Winter 1416 fanden Friedensverhandlungen statt. Die gefangenen Prinzen in England boten Heinrich V. die Wiederherstellung des großen Friedens von Bretigny und sogar Anerkennung Heinrichs V. als Königs von Frankreich, wenn Karls VI. Rath jenen Frieden verwerfe. So gebrochen war der Geist dieser Prinzen durch das Unglück und durch Ausschweifungen! Heinrich V. hätte gern vom Burgunder ein gleiches Angebot angenommen, doch dieser wollte sein Vaterland beherrschen, aber nicht verkaufen. Die Lage verschärfte sich bald, als auch der zweite Dauphin, Johann, am 5. April 1417 starb.

Jetzt ward der dritte Sohn des verrückten Königs, der spätere Karl VII., damals Herzog von Touraine und vierzehn Jahre alt, als Thronfolger anerkannt. Der Dauphin Johann hatte an seinem Schwiegervater, dem Grafen von Hennequay, und durch diesen an Johann von Burgund gegangen, und darum sprach man davon, daß ihn Armagnac habe vergiften lassen. Dem neuen Dauphin hatte seine Umgebung den Haß gegen die Burgunder eingegossen; nur der Einfluß seiner Mutter stand Bernhard von Armagnac noch entgegen, darum mußte Isabeau noch geopfert werden, und es war nicht schwer, dem König, als er einmal wieder einen lichten Augenblick hatte, die Überzeugung von Isabeaus Untreue beizubringen. Fortgerissen von Zorn ritt der König nach Vincennes, wo Isabeau damals hauste, und den ersten ihrer Liebhaber, den er dort traf, ließ er festnehmen, foltern und nach erlangtem Geständnis in einem ledernen Sack²⁾ in die Seine werfen. Die Königin aber wurde nach Tours verwiesen und dort in einer Art anständiger Haft gehalten, in der sie jedoch von niemandem, wer es auch sein mochte, ohne Genehmigung des Königs einen Brief oder einen Besuch annehmen durfte. Der Dauphin Karl bemächtigte sich aller Schätze seiner Mutter, welche die ebenso habgüchtige als ausschweifende Frau zusammengeschart und an verschiedenen Orten verborgen hatte. Von da an hegte Isabeau einen unversöhnlichen Haß gegen ihren Sohn, zumal dieser ganz nur dachte und handelte, wie es ihr Todfeind Armagnac wollte. Dieser überbot alles an Rücksichtslosigkeit, nahm die Schätze der Kirchen, ließ sogar den Sarg Ludwigs des Heiligen einschmelzen und jagte die angesehensten Männer aus Paris fort, wenn sie von einer Unterhandlung mit Burgund sprachen.

Da erhob sich Burgund, erließ am 24. April 1417 ein Manifest gegen die Leute niederen Standes, die jetzt Frankreich mißhandelten, warf ihnen die Vergiftung der beiden Dauphins vor, drohte mit Feuer und Schwert, um die Schuldigen zu verfolgen, welche die getreuen Unterthanen mit Steuern unterdrückten. Der Aufruf hatte Erfolg. Rouen stand auf, desgleichen die Städte der Picardie. Burgund lagerte in kurzer Zeit mit einem Heere vor Paris. Jedoch seine Hoffnung, daß die Pariser ihm die Thore öffnen würden, schlug fehl. Zwar

1) Martin, l. c. VI, p. 22—26. — Pauli, l. c. V, p. 127—135.

2) Welcher die Aufschrift hatte: „Laissez passer la justice du Roy.“

mangelte es den Pariser an gutem Willen nicht, allein Armagnac hielt durch seine Schreckensherrschaft jede Bewegung nieder; dagegen fielen die umliegenden Städte eine nach der andern in Johannis Gewalt, und jetzt wandte sich insgeheim Befreit
Isabeau, Isabeau an Burgund, daß er sie aus Tours befreie: es gelang am 2. November 1417 und beide sind fortan innige Verbündete. Jetzt erließ Isabeau Schreiben an alle Städte: daß der Vorsitz im Großen Rath und die Leitung der Regierung während der Krankheit des Königs ihr gebüre und daß sie den Herzog von Burgund zu ihrem Stellvertreter ernenne, und sofort beriefen beide ein Parlament nach Amiens gegen das Parlament, welches in Paris von Anmaßern der königlichen Gewalt unterdrückt sei. Beide beriefen ferner einen Staatsrath, welcher den in Paris für ungiltig erklärte.¹⁾

Spaltung in
Frankreich. So theilte sich jetzt Frankreich in zwei Regierungen und zwei Heerlager. Armagnac legte schwere Steuern auf, da wo man seinem Gebote gehorchte; Burgund schrieb keine Steuern aus, verhalf sich aber zum nöthigen Gelde damit, daß er das Vermögen von Anhängern der Gegenpartei einzog. Der Krieg, den beide miteinander führten, nahm schnell einen wilden Charakter an. Man vergaß jedes Gebot der Menschlichkeit und, um das Unglück voll zu machen, war der König von England am 1. August 1417 in der Normandie gelandet, nahm eine Stadt nach der andern und behandelte alle, die ihm Widerstand leisteten, mit großer Strenge als Widerspenstige gegen seine rechtmäßige Herrschaft. Die Sache Frankreichs war schon so verzweifelt, daß der Herzog der Bretagne am 16. November mit Heinrich V. einen Waffenstillstand für die Bretagne, Anjou und Maine abschloß, statt sogleich mit seinen Kriegen gegen die Feinde Frankreichs aufzubrechen. Nicht nur Frankreich im großen und ganzen, sondern jede Stadt, jede Familie spaltete sich in Burgunder und Armagnaken. Der Vater gegen den Sohn, der Bruder rüstete gegen den Bruder.²⁾

Burgunder. Im Mai 1418 brachte der Papst Friedensverhandlungen zwischen beiden Parteien zustande: Burgund machte nur billige Forderungen, Armagnac aber wies jeden Vergleich zurück. Jetzt war das Maß voll: eine unsäglich Wuth ergriff namentlich die Pariser über diesen Teufel Armagnac, welcher, um am Ruder zu bleiben, unbarmherzig alles zugrunde richtete. Ein Jüngling, Perrinet le Clerc, stahl seinem Vater, einem reichen Kaufmanne, in der Nacht vom 29. zum 30. Mai 1418 die Schlüssel zum Thore Saint-Germain, öffnete dasselbe mit einigen Freunden einer Abtheilung Burgunder, die in der Stille in die Stadt rückten und die Öffnung der andern Thore erzwangen. Da erhoben sich die Bürger unter dem Rufe: „Friede! Friede! es lebe Burgund!“ und bemächtigten sich des Königs, der mit ihnen durch die Stadt reiten mußte, um ihrer Unternehmung den Schein der Rechtmäßigkeit zu geben. Die Armagnaken waren überrascht, ihr Anführer verkleidete und verbarg sich, wurde aber schon am andern Tage aufgefunden. Nirgends gelang es der Partei, sich zu sammeln, nur dem Aufstand
in Paris. Prévôt Tanneui-Duchatel glückte es, die Fahne der Partei, nämlich den Armagnacs
Ende.

Tanneui-Duchatel.

¹⁾ Martin, l. c. VI, p. 27—31.

²⁾ Pauli, l. c. V, p. 143 ff. — Martin, l. c. VI, p. 32—34.

Dauphin, zu retten; er weckte ihn schnell, wickelte ihn in die Bettlucher und trug ihn in die Bastille, die er zu vertheidigen entschlossen war und von wo aus er am 1. Juni auf die noch nicht zahlreichen Burgunder, die noch keine Verstärkung hatten an sich ziehen können, einen Ausfall machte. Schon fiengen seine Wildlinge in mehreren Straßen zu plündern an, als die Bürger den Burgundern zuhülfe kamen, und die Armagnaken mit großem Verluste in ihre Festung zurückwarfen. Tannegui entfloß in der Nacht mit dem Dauphin nach Melun; die Pariser aber, von neuem gereizt, tödteten jeden Armagnaken, den sie in einem Verstecke trafen.

Am 12. Juni 1418 fand aber ein Ausbruch des Hasses und der Leidenschaften statt, der an die Septembermorde der Revolution und an den Ausspruch Voltaires erinnert, es liege ein Zug vom Tiger im französischen Charakter. Die Gefängnisse wurden erstürmt und alle, die man darin fand, niedergemacht, darunter auch Bernhard von Armagnac. Wo die Gefangenen Widerstand leisteten, wurde Feuer angewendet, an einigen Orten die Unglücklichen von der Höhe des Thurmes heruntergestürzt und unten mit Lanzen aufgefangen. Dreißig Stunden dauerten diese Schreckensscenen, 1600 Personen wurden ein Opfer der Volkswuth, darunter fünf Bischöfe, zwei Präsidenten und viele Mitglieder vom Parlamente. Selbst Frauen und Kinder wurden erwürgt und — wie später in den Septembertagen — wagte auch niemand, die Wuth des Volkes zu beschwichtigen und, statt abzuwehren, riefen die furchtsamen Beamten: „Brav gehandelt, ihr Leute!“ Man durfte von jemand nur sagen: „Das ist ein Armagnac“, so wurde er erschlagen („Véoz-là un Armagnac!“). Die Leichen wurden des Begräbnisses für unwürdig erachtet und als Fraß für Vögel und Hunde und Wölfe auf das Feld geworfen.¹⁾

Schreckenszeit.

Am 14. Juli zogen die Königin und der Herzog von Burgund wie im Triumph in Paris ein. Der König, der bereits ganz unfähig geworden war, unterschrieb jeden Erlass, den man ihm vorlegte. Alle alten Behörden wurden ab-, neue eingesetzt, alle Erlasse Armagnacs widerrufen. Mit Burgund kam aber weder Ruhe und Frieden, noch Wohlstand in die hungernde Stadt zurück. Es war schwer, die erregten Leidenschaften wieder zu beschwichtigen. Lebensmittel fehlten, die Umgegend war verheert oder im Besitze der Armagnaken, an der unteren Seine standen die Engländer.

Burgunds Säumnist.

Hunger noth.

Am 21. August machte der Zorn des Volkes sich in einem neuen Sturm auf die Gefängnisse Luft. Ein Hentzer Capeluche führte das Volk zum Angriff: ungefähr 300 Opfer fielen. Nicht einmal die Rede Burgunds vermochte die Rasenden vom Morden abzuhalten: er mußte selber in die Proceßierung, das heißt in die Hinrichtung einiger Zwanzig einwilligen und konnte nur dadurch die Ruhe wieder herstellen, daß er ungefähr 6000 der ärgsten Wildlinge zur Belagerung von Montlheri absandte. Kaum hatten sie die Stadt verlassen, so ließ er den Anstifter Capeluche zum Tode verurtheilen, weil er eine schuldlose Frau ermordet habe. Capeluche zeigte mit aller Ruhe dem Knechte noch, wie er es machen müsse, um ihm den Hals kunstgerecht abzuschneiden.²⁾

Aufstand.

Capeluche.

¹⁾ Martin, l. c. VI, p. 36—41. — Coville, l. c. p. 377.

²⁾ Martin, l. c. V, p. 42—48.

Die Armagnaken erholten sich.

Mit Paris fielen eine Menge fester Orte in die Hände Burgunds, aber wieder ließ er es an der Thatkraft fehlen, welche den Sieg schnell ausbeutet, und so gelang es den Armagnaken, deren Leiter jetzt Tannegui war, sich vom ersten Schrecken zu erholen und ihre Kräfte zu sammeln. Wie Armagnac war auch Tannegui gegen jeden Vergleich und steigerte den Haß des Dauphins gegen Mutter und Burgund, obschon diese mehrmals ihm alles Billige anboten. Der Prinz nahm am 21. September 1418 den Titel eines Generalstatthalters des Königreichs an und berief ein Parlament nach Poitiers.

Rouen

Paris vernahm umso schmerzlicher diese Nachricht, als es gerade damals von einer verheerenden Seuche heimgesucht war, die 100.000 Menschen weggerafft haben soll. Kein großes Heer trat den Engländern entgegen, Heinrich nahm Festung auf Festung in der Normandie und begann Rouen zu umschließen. Diese Hauptstadt der Normandie leistete den muthigsten Widerstand vom 30. Juli 1418 bis zum 19. Januar 1419. Das Geschick spielte beim Angriff wie bei der Vertheidigung eine große Rolle, doch bezwang Heinrich die Stadt mehr durch Hunger als durch offenen Kampf: er umgab sie mit Linien, Berhauen, Thürmen, sperrte die Zufuhr auf der Seine ab. Die Belagerten verzehrten zuerst das Fleisch ihrer Pferde, dann Gras und Gewürm: mehrere Tausende erlagen dem Hunger und den Krankheiten. Die Erinnerung an Kollo, und daß Heinrich von den alten Normannen abstamme, war erloschen: die Normandie war eifrig französisch, obschon die Regierung nichts für die Provinz that. Einem greisen Priester gelang es, sich durch das Lager der Engländer zu schleichen und nach Paris das Hilfsgebet der Bedrängten zu bringen: „Wir haben so viel für euch geduldet, ihr müßt uns helfen, sonst werden wir den Engländern unterthan und dann eure gefährlichsten Feinde und werden euch und euer Geschlecht vernichten.“ Der Herzog von Burgund versprach Hilfe, hielt aber sein Wort nicht und zuletzt siegte die Verzweiflung. Die Stadt ergab sich am 19. Januar 1419, und mit Rouen nahm jetzt die ganze Normandie das rothe Kreuz der Engländer an.¹⁾

ergibt sich 1419.

Berhandlung in Meulan.

Heinrich V. unterhandelte daneben mit den Burgundern und Armagnaken, schloß mit beiden einen Waffenstillstand auf einige Wochen, um sein Heer rasten zu lassen und seine Eroberungen zu befestigen. Und wie nöthig wäre doch Frankreich eine Vereinigung gewesen! Allein beide Parteien schlossen lieber mit dem Feinde Frieden als unter sich. Am 29. Mai kamen Isabeau und der Burgunder mit Heinrich V. in Meulan zusammen, um über den Frieden zu unterhandeln. Isabeau brachte ihre Tochter Katharina mit, die jung, schön und anmuthsvoll war und auf Heinrich einen tiefen Eindruck machte. „Heinrich“, sagt ein Zeitgenosse, „wünschte Katharina auf der Stelle zur Frau, dennoch blieb er hart und stolz wie ein Löwe.“ — Er verlangte nicht bloß den Besitz der Normandie, sondern auch Aquitanien, Anjou, dann Touraine, Maine, und zwar nicht als Lehen, sondern als volles Eigenthum, und dazu die Oberhoheit über die Bretagne — und endlich Katharina.²⁾ Die

¹⁾ Pauli, l. c. V, p. 150—156.

²⁾ Ibid. p. 157—160. — Martin, l. c. VI, p. 53.

bisherigen Erfolge hatten Heinrichs Seele einen hohen Schwung gegeben: er gedachte nach der Eroberung von Frankreich seinen Bruder Bedford auf den Thron von Neapel zu bringen, selber aber das Heilige Land zu gewinnen.

Heinrichs V. Forderungen waren Burgund und der Königin zu hoch. Die Friedensverhandlungen endeten mit Beleidigungen zwischen dem Herzog und dem Könige, und die Noth trieb jetzt Burgund und den Dauphin, sich zu vertragen. Am 11. Juli 1419 kamen beide in Pouilli le Fort zusammen. Burgund beugte das Knie, der Dauphin hob ihn auf und küßte ihn: „Schöner Vetter! in Zukunft will ich, was Ihr wollt!“ — Beide schworen sich bei ihrer Hoffnung auf eine ewige Seligkeit Frieden und Freundschaft und gegen den gemeinsamen Widerstand gegen die Engländer! — Das arme Frankreich feierte Freudenfeste bei dieser Nachricht, und der König befahl Burgund und dem Dauphin, theilzunehmen an seinem Rath.

Burgund
und der
Dauphin.

Aber beide Parlamente vereinigten sich doch nicht, und der Dauphin blieb noch immer fern vom Hofe, denn Tannegui und die andern Häupter der Armagnaken fürchteten die Versöhnung, weil sie ihrer Machtsstellung das Ende bereiten mußte; — sie waren es, die jetzt eine Verschwörung gegen den Herzog von Burgund ins Werk setzten, und auf eine neue Zusammenkunft des Dauphins mit dem Herzog drangen.

Diese Besprechung fand statt am 10. September 1419 auf der Brücke bei Montereau an der Yonne. Burgund wurde vergebens gewarnt; er meinte, wenn er auch sterben müßte, so wäre er dann ein Märtyrer für den für Frankreich so nothwendigen Frieden, das durch neugegründeten Argwohn nicht in neue bürgerliche Zwietracht gestürzt werden dürfe. Auf der Brücke waren drei Schlagbäume errichtet. Der Herzog gieng mit zwölf Begleitern durch die beiden ersten, die sogleich hinter ihm geschlossen wurden. Da erschien der Dauphin. Burgund beugte das Knie und sprach, er sei bereit, Gut und Blut für das Reich und dessen künftigen König hinzugeben. „Schöner Vetter,“ antwortete der Dauphin, „Euer Wort ist sehr gut! steht auf und bedeckt Euch!“ Eben wollte der Herzog aufstehen, als Tannegui ihm mit einer Streitart ins Gesicht schlug; die Begleiter des Dauphins vollendeten mit ihren unter den Kleidern verborgenen Waffen den Mord. Von den Begleitern Burgunds entkam nur einer, welcher über den Schlagbaum sprang, die andern wurden erschlagen oder gefangen.¹⁾

Mord
Burgunds.

Burgund
getödtet.

Es war ein schändlicher Meuchelmord, obschon nur eine Wiedervergeltung für den Mord Ludwigs von Orleans und nur eine Anwendung des Satzes, welchen Jean Petit einst vertheidigte, daß man einen Tyrannen, dem man auf gesetzlichem Wege nicht beikommen könne, durch Mord aus dem Wege räumen dürfe. Die That ward von der öffentlichen Meinung dem Dauphin zur Last gelegt, obschon derselbe stets behauptete, sie sei ohne sein Wissen und Wollen von seiner Umgebung vollbracht worden. Auch von den Häuptern der Armagnaken sprachen einige nur mit Entsetzen von der verbrecherischen That. Übrigens nahm der Dauphin

Folgen
der
Unthat.

¹⁾ Martin, l. c. VI, p. 54—59. — Walsingham, l. c. II, p. 330, ed. Riley.

in einem Ausschreiben insofern den Mord auf sich, als er erklärte, der Herzog sei wegen hochmüthiger Reden niedergehauen worden.

Ein Schrei des Abscheues über den Mord, nach Rache an den Mördern, hallte durch Frankreich. Isabeau ließ der Witwe und Philipp, dem Sohne des Ermordeten, melden, sie sei einverstanden mit allen Schritten, die sie zur Strafe für die That einschlagen würden. Der zweiundzwanzigjährige Philipp, sonst der Gute genannt, athmete auch nur Krieg und Rache, war zu allem entschlossen, wenn er nur den Dauphin zugrunde richten könnte. Die Armagnaken hatten aber durch diesen Mord nur Heinrich V. in die Hände gearbeitet. Philipp schloß, von Haß geleitet, jetzt, im December 1419, einen Vertrag, in welchem er nicht bloß den Dauphin, sondern Frankreich opferte; er anerkannte Heinrich V. als den Erben der französischen Krone nach dem Tode Karls VI., und zwar sollte er sogleich sich mit Katharina vermählen und die Regierung des Landes übernehmen. Beide verpflichteten sich, die im Besitze des Dauphins befindlichen Provinzen gemeinsam zu erobern, nur sollten die alten Rechte und Freiheiten erhalten bleiben. Am 21. Mai 1420 ward dieser Vertrag auch von Karl VI. in Troyes beschworen. Selbst Paris jubelte, so stark war dort der Haß gegen den Dauphin; dieser aber zog sich jetzt hinter die Loire zurück.¹⁾

Am 2. Juni 1420 ward Katharina in Troyes mit Heinrich getraut. Am 1. December zogen beide in Paris ein, alle Straßen waren geschmückt, Paris huldigte dem Fremden: es war nicht mehr das Herz und der Kopf des eigentlichen Frankreich. Am 23. desselben Monats war große Sitzung des Parlaments. Burgund forderte Bestrafung der Mörder, und der Dauphin ward mit ihnen in die Acht gethan. Am 24. Februar 1421 wurde Katharina in London gekrönt. Heinrich ward von den Engländern wie ein Engel Gottes empfangen, der Stolz der Nation schwoh hoch an. Sein Zug durch die einzelnen Städte war ein fortwährender Triumph. Selbst die bei Azincourt gefangenen französischen Prinzen, wie der Herzog von Orleans und Bourbon, anerkannten den Vertrag von Troyes.²⁾

Im Juni 1421 kehrte Heinrich V. wieder nach Frankreich zurück, das nach dem Vertrag von Troyes mit England nach dem Tode Karls VI. fortan ein Reich bilden sollte. Üble Nachrichten trieben ihn zur Eile: sein Bruder Clarence war nämlich mit 1200 Engländern von einer Abtheilung Franzosen unter La Fayette und von schottischen Hilfstruppen unter Buchan bei Baugé erschlagen worden, als er am 23. März unbesonnen einer überlegenen Macht gegenübertrat. Durch irgend einen glänzenden Erfolg wollte Heinrich V. diese Scharte ausweizen. Er trieb die Armagnaken und sonstigen Anhänger des Dauphins Karl vor sich her über Beauvais, Dreux, Chartres und Orleans, und kam zu kurzem Besuch nach Paris am 4. Juli und machte sich anfangs October an die Belagerung von Meaux, das aber erst nach hartnäckigem Kampfe im Mai 1422 völlig bezwungen wurde. Ganz Frankreich nördlich von der Loire huldigte jetzt Heinrich, dessen

¹⁾ Martin, l. c. VI, p. 66 f.

²⁾ Pauli, l. c. V, p. 163 ff. — Martin, l. c. VI, p. 75. — Walsingham, l. c. II, p. 331—335.

Philippe
le bon.

Vertrag
zu
Troyes.

Katharina
und
Heinrich.

Kreuzen
bei
Baugé.

Glück vollständig schien, als ihm seine Gemahlin am 6. December 1421 einen Sohn, Heinrich VI., gebär.¹⁾

Allein die Tage des Siegers von Azincourt waren gezählt. Heinrich V. erkrankte an Dysenterie und bald schwand jede Hoffnung auf Genesung. Er ertrug sein Los mit Fassung, so schwer es ihm auch sein mochte, von der Bahn des Sieges und des Ruhmes abzutreten. In Sorge um das Schicksal seines Kindes übertrug der König seinem Oheim Warwick die Erziehung des Prinzen, beschwor er seinen Bruder Bedford, den er, falls der Herzog von Burgund die Regentschaft über Frankreich ausschlage, zum Regenten über Frankreich ernannte, und seinen Bruder Gloucester, den er zu seinem Stellvertreter in England bestimmte, stets ein gutes Verhalten mit Burgund zu pflegen, nie mit Karl von Valois unter andern Bedingungen Frieden zu schließen, als daß die Normandie ganz als freies Eigenthum an England komme, nie die gefangenen französischen Prinzen, namentlich den Herzog von Orleans, freizugeben. „Wie lange habe ich noch zu leben?“ fragte er dann seine Ärzte. „Zwei Stunden, Sire“, antworteten diese. Nun beichtete der König und ließ die Sterbegebete lesen, betheuerte, daß alle Prälaten Englands ihre Zustimmung zum Kriege gegen Frankreich gegeben hätten, und daß es seine Absicht gewesen wäre, Jerusalem vom Joche der Saracenen zu befreien. Wenige Augenblicke darauf verschied Heinrich V., 31. August 1422, im vierunddreißigsten Jahre seines Alters — einer der glücklichsten englischen Könige, in der Vollkraft seines Lebens, auf der Höhe seines Ruhmes, unbefiegt, von England angebetet, von den Franzosen geachtet wegen seiner unerbittlichen Gerechtigkeitspflege, wenn sie ihn auch wegen seiner Härte und seines stolzen Gebarens gegen sie, die er als ein verkommenes Volk betrachtete, nicht liebten.²⁾

Kurz nach Heinrich starb Karl VI. am 21. October 1422. Der junge Heinrich Lancaster ward als Heinrich VI., König von England und Frankreich nördlich von der Loire, ausgerufen. Bedford übernahm die Regentschaft, da Burgund sie zurückwies. Karl VII. empfing in der Auvergne die Nachricht vom Tod seines Vaters und vergoß viele Thränen, während ihn seine Großen als König Karl VII. von Frankreich ausriefen. Vom Parlamentsbeschlusse, der ihn ächtete, berief er sich auf Gott und sein Schwert.

Die fünfundsünfzig Jahre der Regierung Karls VI. haben in der französischen Regierung den Namen des Grabes der guten Sitten. Gegen Ende seiner Regierung hörte alle Arbeit auf, ließen die Bauern Weib und Kinder im Stich mit dem Ruf der Verzweiflung: „Man kann uns höchstens hängen oder todt schlagen, wir ständen besser unter den Saracenen als unter dieser Regierung.“ Die Wälder wimmelten von Flüchtlingen und Räubern.

¹⁾ Martin, l. c. VI, p. 76–82.

²⁾ Ibid. VI, p. 82–84. — Pausi, l. c. V, p. 172–174.

Ende
Heinrichs
V.

Letzte
An-
ordnung.

Rechtfertigung.

Charakter.

Tod
Karls
VI.

Karl
VII.

Le tom-
beau
des
mœurs.

Charles
le bien-
aimé.

Und dennoch heißt Karl der Vielgeliebte, weil das Volk an sein gutes Herz glaubte und daß nur seine Krankheit der Anlaß zu all dem Unglück sei. —

Avignon und Rom. — Caterina von Siena.

Nach dem Tode Clemens VI., der am 19. Juni 1348 Stadt und Gebiet Avignon um 80.000 Goldstücke von der Königin Johanna von Neapel kaufte, erfolgte schnell eine neue Wahl — weil die Cardinäle die Einmischung des Königs von Frankreich fürchteten, der schon auf der Reise nach Avignon begriffen war; — sie fiel auf einen Franzosen aus dem Dorfe Mont bei Veyssac in der Diocese Limoges, Etienne Aubert, von niederer Herkunft, früher Lehrer des Rechtes in Toulouse und damals Cardinalbischof von Ostia. Innocenz VI., wie er sich nannte, war streng und gerecht, einfach, sparsam, verwies den Cardinälen den Luxus, suspendierte eine Menge von Reservationen und Commenden, war gegen die Häufung mehrerer Beneficien in einer Hand, hielt genau darauf, daß die Würdenträger ihres Amtes walteten und am Orte ihres Berufes lebten, und handelte nach dem Grundsatz, die kirchlichen Würden seien nach Verdienst und nicht nach vornehmer Geburt zu vertheilen. In den europäischen Fragen trat Innocenz VI. als Vermittler des Friedens auf, in Italien gelang es ihm, den Kirchenstaat, der fast ganz in kleine unabhängige Herrschaften aufgetheilt war, wieder herzustellen.¹⁾

Inno-
cenz VI.,
1352
bis 1362.

Zustände
Italiens.

Das damalige Italien wird nicht mit Unrecht mit dem alten Griechenland verglichen, zumal auch die Natur beide Länder mit ungefähr gleichen Gaben ausstattete: Florenz wird mit Athen, Venedig mit Sparta, Genua mit Syrakus, Lucca mit seinem Castruccio wird mit Theben und seinem Epaminondas, Pisa und Siena mit Megara und Korinth, die fruchtbare Lombardei mit den Colonien in Kleinasien, Neapels Politik mit der von Makedonien und der Kaiser mit dem Könige von Persien verglichen. Wie im alten Griechenland wimmelte es in Italien von kleinen Gemeinden und Tyrannen, welche die Freiheit in denselben unterdrückten: so walteten die Visconti in Mailand, die Gonzaga in Mantua und Reggio, die Este in Ferrara und Modena, die de la Scala in Verona und Modena, die Carrara zu Padua, die Beccaria zu Pavia. Nach außen suchten diese Fürsten ihre Herrschaften auszudehnen, während sie im Innern mit steten Verschwörungen, oft in der eigenen Familie, zu kämpfen hatten. So war Italien in steter Bewegung. Auch im Kirchenstaat hatten sich solche kleine Tyrannen aufgethan: mit dem Auftrag, diese zu unterwerfen und den Städten die ihnen von der Kirche so lange gesicherte Freiheit und republikanische Verfassung wieder zu erteilen, ward im Jahre 1353 ein Cardinal Albornoz betraut.

¹⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1352, n. 25—30. — Christophe, Geschichte des Papstthums während des 14. Jahrhunderts. Deutsch von Ritter, II, S. 168 bis 172. — Papencordt, Cola di Rienzo und seine Zeit. — Werunsky, Italienische Politik Papst Innocenz' VI. und König Karls IV. Wien 1878. — Hefele-Knöppler, Conciliengeschichte, VI, S. 697—704. — Pastor, Geschichte der Päpste, I, S. 77—79.

Agghinus Alvarez Carillo d'Albornoz stammte aus dem Geschlecht der alten Könige von Leon, hatte in Toulouse mit glänzendem Erfolg die Rechte studirt und unter dem großen Alfonso XI. ruhmvoll die Feldzüge gegen die Mauren mitgemacht und Siz im Staatsrath eingenommen: zum Sieg am Salado hat sein weiser Rath nicht minder verholfen, als sein tapferer Arm. Dies hinderte ihn nicht, Geistlicher zu werden und 1337 den Stuhl von Toledo zu besteigen. Ob seines Freimuthes von Pedro dem Grausamen gehaßt, flüchtete sich Albornoz nach Avignon, wo ihn Clemens VI. 1350 zum Cardinal ernannte.¹⁾ Innocenz VI. hätte für die schwere Aufgabe, der Kirche die ent-rissenen Besitzungen wieder zu gewinnen, Anmaßer zu stürzen, Gebeugte zu erheben, die Zwietracht zu stillen, die guten Sitten, die Ehre des Priestertums wieder herzustellen, Bündnisse gegen die Kirche zu lösen, keine bessere Wahl treffen können. Der Papst konnte seinem Abgesandten nur Empfehlungsbriefe, keinen Schatz, keine Armee mitgeben — und doch hat Albornoz seine Aufgabe auf dem glatten Boden Italiens in fünfzehn Jahren mit der Kunst eines Staatsmannes und Feldherrn gelöst.

Während der Amtswaltung des Albornoz kam Karl IV. wegen der Kaiserkrönung nach Italien, nur mit einem Gefolge, wie er es dem Papste verheißten, nicht an der Spitze eines großen Heeres, wie frühere Kaiser, weshalb Villani spöttisch bemerkt, Karl sei im Geleit seiner wehrlosen Ritter auf Postpferden mehr wie ein Krämer gekommen, der zur Messe eilt.²⁾ Es war eben gegen Karls Natur, revolutionär und mit den Waffen in der Hand aufzutreten, wo er durch Unterhandlungen und auf dem Weg der Verträge zum Ziele zu gelangen hoffte. Übrigens gelang es ihm, von allen Parteien, von Welfen und Gibellinen, als Kaiser anerkannt zu werden. Am 14. October 1354 traf er mit 300 Reitern in Udine ein, am 10. November ward er in Mantua als Herr empfangen.³⁾ Dort vermittelte er eine Waffenruhe zwischen dem Venetianerbund und den Viscontis. Der Erzbischof und Fürst von Mailand, Giovanni Visconti, war 1354 gestorben und hatte die Herrschaft den drei Söhnen seines

¹⁾ Christoph, l. c. II, p. 175 ff. Seine Thaten beschrieb Sepulveda: De bello administrato in Italia per annos XV et confecto ab Aegidio Albornotio. Bolognae 1623, fol.

²⁾ Matteo Villani. l. c. IV, cap. 38 ff. — Werunschy, Geschichte Kaiser Karls IV., Bd. II, S. 540. Innsbruck 1878. — Pastor bemerkt l. c. S. 78: „Das neue Kaiserthum war zu ohnmächtig, als daß es selbst in gewöhnlichen Zeiten hätte genügen können. Man wollte es für das Papstthum möglichst unschädlich machen. Diesem Gedanken, der auf der Furcht vor einer Wiederkehr der Zeiten Friedrichs II. und Ludwigs des Bayern beruhte, wurde alles übrige geopfert. Es waren verhängnisvolle Fehler. Innocenz VI. war bei allen sonst vortrefflichen Eigenschaften kein Politiker.“

³⁾ Nach Mantua lud Karl IV. den Petrarca ein, der ihn schon 1351 von Padua aus in beredten Worten aufgefördert hatte, in Rom die Kaiserkrone zu holen und das alte Imperium wieder aufzurichten. Karl war aber eine nüchtern und realistisch angelegte Natur, und der Dichter verrechnete sich in ihm wie in dem Schwärmer Cola Rienzi und glaubte, den Herrscher für seine Ideen gewonnen zu haben, während dieser nur mit dem geistig bedeutendsten Manne seiner Zeit in Berührung kommen und diese Ruhmespause für sich gewinnen wollte. Karl war trotz aller Mahnungen des Dichters weit davon entfernt, gemäß der Idee des Kaiserthums, in die Angelegenheiten Italiens tief eingreifen zu wollen, er suchte nur, die Reste kaiserlicher Autorität noch nutzbar zu machen, und ließ sich in diesem Sinne von den Visconti für die Ertheilung des Reichsvicariates über Mailand und Genua 200.000 Goldgulden auszahlen. (Sidel, Das Vicariat der Visconti. Sitzungsberichte der Wiener Akademie. Bd. XXX.) Zehn Tage war Petrarca der Gast Karls IV. in Mantua. Der schlaue Staatsmann mußte den eifeln Dichter mit Schmeicheleien und Hoffnungen zu betäuben. Vergl. Koerting, Petrarcas Leben und Werke, S. 326—329.

Bruders Stefano hinterlassen. Die drei Brüder theilten sich in die Staaten, die Landesherrlichkeit und Stadt Mailand und Genua sollten aber gemeinsam bleiben: Matteo bekam Piacenza, Parma, Bologna, Lodi, Bobbio, sein Name, weil er der älteste war, sollte bei allen Erlassen obenan stehen; Bernabo bekam Cremona, Crema, Bergamo, Brescia und die Leitung des Kriegswesens; Galeazzo, der jüngste, übernahm die innere Verwaltung und Como, Novara, Vercelli, Asti, Tortona, Alessandria. Für ihre Ernennung zu seinen Vicaren boten sie Karl IV. Unterwerfung und ansehnliche Steuerzahlungen. Am 6. Januar 1355 wurde Karl in der Ambrosiuskirche zu Mailand mit der eisernen Krone gekrönt.¹⁾ Von Mailand gieng der Zug nach Pisa, und Florenz rüstete anfangs bestürzt zum Widerstand. In Pisa, wo er vom 18. Januar bis 22. März weilte, und sein Gefolge aus Deutschland bis auf 4000 Reiter stieg, setzte Karl IV. die republikanischen Behörden wieder in ihre Stellen ein und empfing die Gesandten von Florenz, Siena, selbst von Florenz. Diese Stadt, bisher das Haupt der Welfenpartei, zahlte 100.000 Goldstücke und anerkannte Karls Oberhoheit, dagegen hob er alle Strafurtheile gegen die Republik auf, genehmigte ihre Verfassung und Gesetze und gewährte dem vom Volk gewählten Gonfaloniere und den Prioren der Künste für immer den Titel Reichsstatthalter. Am 2. April stand Karl IV. vor Rom, das er an diesem und den folgenden Tagen als Pilgrim verkleidet sogleich besichtigte; am Ostersonntag den 5. April 1355 hielt er seinen feierlichen Einzug und wurde in der St.-Peterskirche gekrönt. Der Cardinalbischof von Ostia vollzog die Salbung, der Präfect von Rom setzte Karl die Krone aufs Haupt, dann der Kaiser der Kaiserin. Dann verließ Karl seinem Versprechen gemäß noch an demselben Abend die Stadt;²⁾ als Schutzherr der Kirche überließ er Albornoz zum Kampf gegen die Aufständischen 500 Reisige. In Pisa rief der Kaiser den Florentiner Zanobi di Strata als Dichter aus und setzte ihm die Vorbeerkrone aufs Haupt.³⁾ Ein Aufstand dieser Stadt am 20. Mai brachte ihn auf Augenblicke in Lebensgefahr und verleitete ihm den längeren Aufenthalt in Italien; er ließ seine Freunde fallen und rettete sie nicht und zog ehrenlos, man möchte sagen ehrlos, in Eile durch die Lombardei heimwärts. Jedes Stadthor war geschlossen, auf jeder Mauer waren Bogenschützen, um den zudringlichen Geldbettler abzuwehren. Welch ein Unterschied zwischen dem Enkel und dem von Dante verherrlichten Heinrich VII.! — Am 3. Juli 1355 war Karl schon wieder in Augsburg.⁴⁾

Kreuz-
zug.

Innocenz VI. beschäftigte sich nicht wenig mit dem Plane zu einem neuen Kreuzzuge. Den Gedanken dazu regte in ihm ein hochbefähigter Carmeliter, Peter Thomas,⁵⁾ an, ein Mann von wunderbarer Beredsamkeit, welcher in Constantinopel mit größtem Erfolg für die Vereinigung beider Kirchen gepredigt und den Kaiser so sehr überzeugt hatte, daß dieser seinen Anschluß an die römische Kirche offen aussprach. Doch der Tod machte allen Plänen des edlen Innocenz VI. am 12. September 1362 ein Ende. Sein Name ist auch bei neueren protestantischen Geschichtschreibern gepriesen.

¹⁾ Werunsky, l. c. II, p. 540—547.

²⁾ Seine Enttäuschung über dieses schwachmüthige Auftreten des Kaisers in Rom spricht Petrarca in bitteren Worten aus: Vita solitaria, II, 4, 3.

³⁾ Matteo Villani, l. c. V, cap. 26.

⁴⁾ Böhmer-Huber, Regesta, p. 175.

⁵⁾ Hefele-Knöpfler, Conciliengeschichte, VI, S. 704, 709 f.

Albornoz wäre wahrscheinlich gewählt worden, wäre er damals nicht in Italien gewesen. Diesmal traf die Wahl den Abt von St. Victor, Wilhelm Grimoard, einen Benedictiner. Die Wahl kam allen so unerwartet, daß Petrarca an Urban V.¹⁾ — so nannte sich der neue Papst — schreiben konnte: „Heiliger Vater, seid überzeugt, kein einziger Cardinal hat früher je daran gedacht, Euch zum Papst zu wählen. Gott allein hat Euch gewählt, indem er Euren Namen in ihren Mund legte.“ — Der neue Papst war ein Mann von hoher Einsicht und doch bescheiden, fest und doch mild, unbeugsam in dem, was er für Recht hielt, und doch liebenswürdig gegen alle, die ihm nahe kamen. Den Plan zu einem Kreuzzug griff Urban V. sogleich auf, zumal Peter I. von Lusignan, der König von Cypern, 1363 nach Avignon kam und seine Bereitwilligkeit erklärte, gegen die Feinde Gottes zu ziehen. Der Papst predigte selber das Kreuz, und die anwesenden Könige von Frankreich und Dänemark schworen, sich dem Zuge anzuschließen. Der König von Frankreich ward zum Führer des Zuges, Cardinal Talleyrand zum Legaten dabei ernannt, der König von Cypern sollte die Vorbereitungen dazu treffen. Der Krieg, den Albornoz gegen Bernabo Visconti zu führen hatte, war ein Hemmnis für den Kreuzzug: doch Peter Thomas entwickelte dem Visconti gegenüber eine so hinreißende Beredsamkeit, daß dieser sich für überwunden erklärte und 1364 Frieden schloß. Dennoch kam der Kreuzzug als großes europäisches Unternehmen nicht zustande, denn der König von Frankreich und Talleyrand starben schnell hinweg, ein Aufstand in Kreta nahm die Kräfte Venedigs in Anspruch. Viele Kreuzfahrer gaben das Unternehmen auf, als der Zug zur bestimmten Zeit nicht abgieng. Nur mit einem kleinen Häuflein unternahmen der König von Cypern und Peter Thomas einen Zug gegen Aegypten, und im ersten Anlauf ward Alexandria erstürmt am 4. October 1365.²⁾ Jetzt galt es, die Stadt gegen die heranziehenden Mameluken zu vertheidigen. Zum Entschluß aber, sich in die Festung einzuschließen und sich belagern zu lassen, konnte die Beredsamkeit des Peter Thomas die Kreuzfahrer nicht bewegen, damit war das Unternehmen gescheitert. Peter Thomas starb aus Gram darüber 1366. Der König von Cypern landete noch an den Küsten Syriens, allein an einen großen Erfolg war nicht mehr zu denken.

Oft ist eine Zeit groß, aber sie findet für ihre Fragen keine Helden, oft scheitert ein Held, weil er keine Theilnahme findet bei den Zeitgenossen. Welchen Namen hätte Peter I. von Cypern, 1359—1369, wenn er im Zeitalter des Gottfried von Bouillon gelebt und am ersten Kreuzzug theilgenommen hätte! Im vierzehnten Jahrhundert verlobete sein Heldenfeuer ohne Erfolg. Kaum hatte

¹⁾ Christophhe, l. c. II, p. 251 ff. — Magnan, Histoire d'Urban V. Paris 1863. — Hefele-Kenöpfler, l. c. VI, p. 708 ff.

²⁾ Die arabischen Berichte über diesen Zug bei Weil, Abbasidenkalifat in Aegypten, I, S. 511—512.

Urban
V.

plant
einen
Kreuz-
zug

Peter
von Lus-
ignan.

Kreuzzug
gegen
Aegypten

Peter I.
von
Cypern

dieser kühnste aller Lusignane nach dem Tode seines Vaters Hugo IV. (1324 bis 1359) den Thron bestiegen, als er seinem Drange nach großen Thaten und Heldenruhm folgte. Schon 1359 entriß er den Türken Adalia (das alte Attalia in Pamphylien), den reichsten Handelsplatz an der Südküste Kleinasiens, und 1360 nahm er Besitz von der Festung Gorigos (dem alten Korikos), dessen Bewohner ihn mit Jubel empfiengen, da ihr Fürst sie gegen die Türken nicht zu schützen vermochte. — Diese Eroberung brachte alle Emire Kleinasiens in Aufregung. Peter behauptete Adalia und zwang die Emire, ihm Tribut zu zahlen. Dann unternahm er seine Reise nach Europa, um zu einem allgemeinen Kreuzzuge anzuregen. Man empfing ihn allenthalben glänzend, gab ihm zu Ehren Turniere — aber die Zeiten hatten sich geändert, die Christenheit des Abendlandes stürzte sich nicht mehr nach Asien, um das heilige Grab zu erobern. Selbst der Plan auf Alexandria wäre nicht gelungen, hätte ihn Peter I. nicht bis auf den letzten Augenblick geheim gehalten. Die Raubgier seiner Untergebenen zwang ihn, Alexandria drei Tage, nachdem er es eingenommen, wieder zu verlassen. Erbittert, aber nicht entmutigt, kehrte Peter I. nach Cypern zurück und verdoppelte seine Rüstungen, schlug 1367 einen furchtbaren Angriff der Türken auf Gorigos ab, nahm Tripolis, Tortosa, Laodicäa, Valenia, erstürmte Lajazzo in Armenien, begab sich dann 1367 nach Europa, um das Abendland für einen Zug in den Osten zu entflammen. Vergebens! Da trieben ihn die Nachrichten, daß seine Gattin ihm untreu geworden und die Armenier ihn zum König erkoren, nach dem Osten zurück. Der Freispruch des Pairshofes, vor dem er Eleonore von Aragonien der Untreue angeklagt hatte, machte ihn wie rasend. Er verfolgte fortan den Adel seines Landes, welchem überdies seine kühnen Feldzüge lästig waren und der ihn aus dem Weg zu räumen beschloß. Am 17. Januar 1369 ward er von Verschworenen unter dem Hohnruf erdolcht: „Begib dich nun wieder auf deine großen Züge nach Frankreich, Syrien und Armenien!“¹⁾

Eine Reimchronik mit meist genauen Angaben über diesen Zug wie über Peters I. ganzes Leben, in 8887 Versen,²⁾ schrieb ein Zeitgenosse, Wilhelm Machault aus der Champagne: seine Nachrichten hat er von Peter selber und von Theilnehmern am Zuge erhalten. Diese Reimchronik ist das letzte Werk dieses als Musiker und Dichter gefeierten Mannes. Machault war Kammerdiener Philipps des Schönen, dann dreißig Jahre der Vertraute des Böhmenkönigs Johann auf seinen vielen Reisen, dann im Dienste Karls V. Geboren 1284 starb er 1377 im Besitz eines Canonicats an der Domkirche zu Rheims.

Auch in seinem Bestreben, den Frieden überall unter den christlichen Völkern zu vermitteln, war der Papst nicht glücklich. Umso mehr hatte er

¹⁾ Aus dem classischen Werke von Mas Latrie, *Histoire de l'île de Chypre sous le règne des princes de la maison de Lusignan*, gab Herquet in seiner *Charlotte von Lusignan* einen brauchbaren Auszug. — In treffenden Zügen sind die einzelnen Herrscher geschildert in Schlumberger, *Numismatique de l'Orient latin*, p. 144 bis 213. Paris 1878.

²⁾ Mas Latrie gab sie zum erstenmale vollständig für die gelehrte Gesellschaft heraus, welche in verdienstlicher Weise eine Menge bisher meist unbekannter Werke über das Zeitalter der Kreuzzüge zu veröffentlichen begonnen hat: *La prise d'Alexandrie ou Chronique du roi Pierre I. de Lusignan*, par Guillaume Machault, publiée pour la première fois par la Société de l'Orient latin par M. L. de Mas Latrie. Genève 1877.

Erfolg in seinem Walten innerhalb der Kirche. Urban V. war streng gegen Geistliche, deren Sitten das Heiligthum schändeten; er jagte alle Müßiggänger aus Avignon fort und zwang die Würdenträger, Residenz zu halten, durchrief unerbittlich die Pläne derer, die mehrere Würden in einer Hand zu halten gedachten. „Vortrefflich“, schrieb ihm Petrarca, „handelst Du hier, Heiliger Vater; wie wäre es, wenn die Matrosen die Ruder und Segel im Stich ließen und müßig um das Steuerruder herum ständen, um mit ihrem Geschwäg die Piloten zu hindern. Ist es nicht schändlich, wenn Leute ohne Verdienst mit Reichthümern sich stopfen, während die armen Priester, die mehr wert sind als sie, vor Hunger sterben?“ — Der Papst setzte das Wiederaufleben der alten Strenge bei den Orden durch; in allen Provinzen hatte er seine Kundschafter, die ihn über das sittliche Leben, die wissenschaftliche Bildung kirchlicher Personen in Kenntniss erhielten; Heuchler wurden unerbittlich entlarvt, nur das Verdienst sollte Anspruch auf kirchliche Würden haben.

In Übereinstimmung mit Kaiser Karl IV. beschloß der Papst, den Sitz des heiligen Stuhles von Avignon wieder nach Rom zu verlegen. Im Mai 1365 kam nämlich Karl IV. nach Avignon; die Verlegung des päpstlichen Stuhles nach Rom war der Hauptgegenstand der Besprechung zwischen beiden Herrschern.¹⁾

Noch verdient bemerkt zu werden, daß während dieser Reise der Kaiser in Arles, um die Erinnerung an das Königreich Arrelat, und daß es eigentlich ein Lehen des Reiches sei, wieder aufzuwecken, sich vom dortigen Bischof am 4. Juni 1365 mit großer Feierlichkeit zum König von Arrelat krönen ließ; leider hinderte dies Karl nicht, bald darauf dem Herzog Ludwig von Anjou all seine Ansprüche auf Arrelat bei einem Feste zum Geschenk zu machen.²⁾

Kaiser und Papst mußten wegen Rom irgend eine Bestimmung treffen, denn es war der Herd steter Unruhen. Nach dem Fall Rienzis leitete Albornoz einige Zeit die Stadt mit Umsicht und Kraft; mit Ausnahme der vom trogigen Francesco Ordelaffi behaupteten Plätze Forli, Forlimpopoli, Cesena, Imola und Britenoro hatte Albornoz bis anfangs 1357 den ganzen Kirchenstaat wieder zur Anerkennung des päpstlichen Oberherrn gebracht. Freilich hatte er die bisherigen Gewalthaber in den verschiedenen Gebieten als päpstliche Vicare im Besitze der Macht belassen. Als Albornoz in der zweiten Hälfte 1357 nach Avignon zurückberufen wurde, bestimmte er den Papst Innocenz VI. dazu, durch den neuen Legaten, Abt Arduin von Clugny, in Rom anstatt der bisherigen zwei Senatoren aus dem römischen Adel nur mehr einen Senator aus fremder Familie einsetzen zu lassen. Dies geschah zur Freude des römischen Volkes schon im Herbst 1358. Der fremde Senator

¹⁾ Christophhe, l. c. II, p. 276—297. — Raynaldus, Annales ad an. 1365, n. 1 und 2. — Hefele, Conciliengeschichte, IV, S. 710.

²⁾ Böhmer-Huber, Regesta, p. 339. — Werunszky, l. c. III, p. 315, 327.

bedurfte aber in noch höherem Grade, als der frühere einheimische Doppelsenat eines ortskundigen Staatsrathes, und des Rechtes, diesen zu wählen, bemächtigte sich während der Abwesenheit des Albornoz das römische Volk. Dieses wählte sieben Männer der Volkspartei, welche als *Reformatori della repubblica Romana* alsbald die eigentlichen Regenten der römischen Gemeinde waren. Albornoz, der Ende 1358 wiederkam, konnte die Sachlage nicht mehr wesentlich ändern; er gestand dem Volke die Septembirn zu und rettete dem Papst die Wahl des Senators. Sein nächstes Ziel war ja doch, alle Theile des Kirchenstaates zur formellen Wiederanerkennung des päpstlichen Oberherrn zu gewinnen. In der That brachte er den Francesco Ordelaffi am 4. Juli 1359 und Bologna im März 1360 zur Huldigung und damit war der ganze Kirchenstaat wieder gewonnen.¹⁾

Dieser Gewinn wurde aber vergällt durch einen hartnäckigen Streit mit Bernabo Visconti von Mailand, der auf Grund eines durch den Gang der Ereignisse mindestens zweifelhaft gewordenen Vertrags vom 20. December 1357 die Stelle eines päpstlichen Vicars in Bologna beanspruchte, während Albornoz diese Würde dem bisherigen Signore Bolognas, Giovanni d'Uleggio, zugesichert hatte. Der Streit zog weite Kreise: der Kaiser Karl IV. sowie Herzog Rudolf IV. von Österreich, insbesondere aber Ludwig der Große von Ungarn traten gegen Bernabo für Innocenz VI. in die Schranken. Bernabos Hartnäckigkeit war aber auch ein Haupthindernis für den Kreuzzug in den Orient, den schon Innocenz VI. und mit erneutem Eifer Urban V. plante. Weil Bann und Interdict den Hartnäckigen nicht beugten, so schritt Urban V. zum Äußersten und verkündete im Frühjahr 1363 im Einvernehmen mit Johann von Frankreich und Peter I. von Cypern den Kreuzzug gegen Bernabo selbst. Auf das hin bequimte sich Bernabo zu ersten Verhandlungen; im August wurde Waffenstillstand und am 13. März 1364 der definitive Friede geschlossen, wonach Bernabo gegen 500.000 Goldgulden allen Ansprüchen auf Stadt, District und Grafschaft Bologna entsagte.²⁾

Der Streit mit Bernabo wirkte aber auch zurück auf Rom, indem er Albornoz hinderte, hier in gewünschter Weise einzugreifen. Die fremden Senatoren waren der mächtig anwachsenden demokratischen Strömung nicht gewachsen. Auch Prinz Hugo von Cypern, der Nefte des Königs Peter von Cypern, war als päpstlicher Senator von März bis October 1361 dieser Strömung gegenüber ohnmächtig, und sein Nachfolger Lazarus de Cancellariis wurde gar vertrieben. Ein Demagog, der Schuhmacher Lello Pocatota, beherrschte im Verein mit den sieben Reformatoren die Stadt und alle Adelligen wurden vertrieben. Die Unsicherheit ward aber bald so groß, daß das Volk schon 1362 sich an den Papst Innocenz VI. wandte. Die Verfassung vom Jahre 1357 wurde wieder hergestellt und auch von Urban V. anerkannt. Auf das lebhafteste wurde aber jetzt auch von den Römern im

¹⁾ Gregorovius, l. c. VI, p. 375—383.

²⁾ Werunsky, Geschichte Karls IV., Bd. III, S. 242—298.

Frühjahr 1363 der Wunsch nach der Rückkehr des Papstes nach Rom ausgesprochen.¹⁾

Urban V. war auch überzeugt, daß nur seine Rückkehr dauernde Ordnung in der Ewigen Stadt bewirken könne, daß nur Rom der würdige Sitz des Papstes sei. In der That waren die Folgen des Aufenthaltes in Avignon für das Papstthum verhängnisvoll und sogar der Vertheidiger der Päpste in Avignon, der gelehrte und geistreiche Christoph, muß zugeben, daß trotz alles königlichen Glanzes,²⁾ mit dem es sich umgab, das Papstthum in Avignon doch als eine gedemüthigte Macht erschien, welcher eine höhere Gewalt Schutz und Obdach gab: die Päpste waren Franzosen, die Cardinäle waren meist Franzosen, das Leben war französisch wie der Ort, und so verlor das Papstthum den ökumenischen Charakter und wurde national-französisch und damit verlor der heilige Stuhl an Einfluß und Achtung. Als ein Cardinal aus der Gascogne Johann XXII. rieth, den päpstlichen Stuhl von Rom nach Cahors zu versetzen, entgegnete dieser: „Dann werden meine Nachfolger Bischöfe von Cahors sein, während der Bischof, der in Rom waltet, der wahre Papst sein wird, denn Rom wird immerdar die Hauptstadt der Welt sein, wir mögen wollen oder nicht.“ Die Unabhängigkeit des Papstthums war gefährdet unter französischem Schutz: die Könige von Frankreich hatten offenbar Einfluß auf seine Beschlüsse und unter ihren Rathschlägen waren nur zu oft Drohungen versteckt. Philipp der Schöne hatte gezeigt, was ein König wagen könne, und es war ein großes Glück, daß seine Nachfolger weder seinen Geist noch seine Kühnheit besaßen, sonst wäre

Das Papstthum in Avignon

ist gefährdet.

¹⁾ Gregorovius, l. c. VI, p. 384—393. — Reumont, l. c. p. 929—937.

²⁾ In die avignonische Epoche des Papstthums fällt auch die Ausbildung der päpstlichen Krone, Tiara, zu einem System von drei Kronen, triregnum. Ursprünglich trugen die römischen Bischöfe wie alle andern eine bloße Stirnbinde, infala, die sich bald zur bekannten zweispitzigen Kopfbedeckung, mitra, entwickelte. Seit dem 11. Jahrhundert tragen aber die Päpste eine ganz eigenartige Kopfbedeckung, die Tiara. Diese hatte nach den neuesten Forschungen die Form eines zugespitzten Hutes ohne Krempe, jedoch am Rande geziert mit einem gestickten Streifen (corona, regnum oder Krone). Bald wurde die fingerhutartige und von Ausgang des 13. Jahrhunderts auch die konische Form herrschend, und zwar bis Bonifaz VIII. stets nur mit einer einfachen corona. Unter Bonifaz VIII. aber findet sich schon die zweifache corona und unter Clemens V. spricht das päpstliche Schatzverzeichnis vom Jahre 1315 schon von drei Reifen, also dem vollendeten triregnum („Corona, quae dicitur regnum sive tyara cum tribus circulis aureis et multis lapidibus pretiosis“). Doch scheint die Tiara mit einfacher corona noch immer die officiële gewesen zu sein. Nach dem Aufhören des Avignoner Papstthums erscheint die Tiara bei den römischen Päpsten regelmäßig als dreifache Krone, triregnum. — Diese neueste Darstellung der Entwicklung der Tiara (Kraus, Geschichte der christlichen Kunst, II, 1, S. 499, Freiburg i. Br. 1897) tritt den älteren Meinungen entgegen, wonach die einfache Krone schon von Nikolaus I. (858—867), die zweifache von Alexander II. (um 1065) oder Bonifaz VIII., die dreifache endlich von Johann XXII. (1316—1334) oder Urban V. (1362—1370) eingeführt worden sein soll. Vergl. Streber im Kirchenlexikon, VII, 1224. Freiburg i. Br. 1891. — Die Unhaltbarkeit dieser älteren Anschauungen hat übrigens schon Scherer, Handbuch des Kirchenrechtes, I, S. 470, Graz 1886, sehr gut bezeichnet. Vergl. auch Gefner, Die Trachten des Mittelalters, S. 88. Mannheim 1840.

das Papstthum ganz in Knechtschaft verfallen. Edlere Geister beschäftigten sich damals überall mit der Gefahr, in der die Kirche sich befand, und darum sprach auch Urban V. 1366 den festen Entschluss aus, den heiligen Stuhl wieder nach Rom zu verlegen.¹⁾ Nicht bloß Rom jubelte darüber, sondern — mit Ausnahme Vernabos von Mailand — ganz Italien, besonders aber die Seestaaten beglückwünschten und förderten diesen Voratz, und der Kaiser setzte auf einem Reichstag zu Frankfurt den Beschluss durch, mit einem Heer dem Papst voranzugehen oder nachzufolgen. In Frankreich dagegen geschah alles, den Beschluss rückgängig zu machen. Von den Reizen der Heimat gefesselt, bedrängten die Cardinäle den Papst mit ihren Klagen, Vorwürfen, Weigerungen, bis er drohte, an ihre Stellen andere Cardinäle zu ernennen. Am 30. April 1367 brach Urban von Avignon auf. In Marseille machten die Cardinäle am 19. Mai einen letzten Versuch, die Reise rückgängig zu machen — vergebens; am 9. Juni traf Urban V. in Viterbo ein, von den Gesandten zahlreicher italienischer und außeritalienischer Mächte beglückwünscht.²⁾

Petrar-
ca. „Heiliger Vater,“ schrieb damals Petrarca an Urban V., „Israel ist endlich aus Aegypten ausgewandert, das Haus Jakob steht nicht mehr in Mitte eines barbarischen Volkes. Die Engel im Himmel jubeln, und auf Erden ertönt der Widerhall ihres Freudenrufes aus dem Munde der Menschen. Gesegnet sei der Tag, an dem Du Deine Augen dem Lichte des Tages geöffnet hast, an dem Du wie ein glückbringendes Gestirn über der Welt aufgegangen bist! Jetzt erst erscheinst Du mir als der wahre Papst, als der Nachfolger Petri, als der Stellvertreter Jesu Christi. In wenig Tagen wirst Du das Unrecht von fünf Deiner Vorgänger während sechzig Jahren wieder gut gemacht haben. Stelle aber jetzt die alte Reinheit der Sitten der Kirche wieder her, damit sie, durch Deinen Eifer in ihrem Ruhme neu verjüngt, wieder wie ehemals der ganzen Menschheit ehrwürdig erscheint.“ — Merkwürdige Worte, die eine bedeutsame Wendung der Dinge und der Meinung der Menschen kundgeben.

Albornoz. In Viterbo traf der Papst mit Albornoz zusammen und verlangte von dem Manne, gegen den man ihn mißtrauisch gemacht hatte, Rechnung über Verwendung der ihm anvertrauten Gelder. Am andern Morgen fuhr ein von vier Ochsen gezogener Wagen, auf dem nichts als Schlüssel von Städten und Festungen lagen, die Albornoz zur Wiederherstellung der päpstlichen Regierung eingenommen hatte, vor die Wohnung Urbans V.: „Hier ist der Nachweis über meine Verwendung der Gelder“, sagte Albornoz. — „Ich danke Euch, Cardinal,“ antwortete der Papst, „für diese genaue Rechnung, ich weiß jetzt, was ich Euch noch schuldig bin.“ — Leider starb kurze Zeit darauf, am 24. August, der hochbegabte Albornoz zu Viterbo. Die Verordnungen, welche er zur Regierung des Kirchenstaates erlassen, waren noch Jahrhunderte lang nach ihm unter dem Namen *Constitutiones Aegidianae* in Kraft und wegen ihres gesunden und gerechten Geistes beim Volke beliebt.³⁾

¹⁾ Hefele-Knöpfler, l. c. VI, p. 710.

²⁾ Gregorovius, l. c. VI, p. 404—412. — Raynaldus, l. c. ad an. 1366, n. 26.

³⁾ „Vir indelebilis in aeternum“ nennt ihn ein Zeitgenosse. Vita I. Urbani V., ap. Muratori, Scriptores, III, 2, p. 618.

Avignon u. Rom: Urban V. zieht nach Rom, stirbt in Avignon. 687

Am 16. October 1367 zog der Papst unter dem Jubel der Bevölkerung wieder in Rom ein, der erste Papst, der die Ewige Stadt seit dreiundsechzig Jahren wieder sah. Einzug in Rom

Für Rom setzte er jetzt drei Beamte unter dem Namen Conservatoren ein, die in Verbindung mit einem vom Papste ernannten Senator die Angelegenheiten der Stadt ordnen sollten.¹⁾ Am 21. October 1368 kam Kaiser Karl IV. nach Rom, führte von der Engelsburg bis Sanct Peter den weißen Zelter, auf welchem ihm der Papst entgegengeritten war. Am 1. November wurde die Kaiserin Elisabeth, Karls vierte Gemahlin, in der Peterskirche vom Papste gekrönt. Karl blieb bis in den December in der Ewigen Stadt. Diesmal war er mit einem Heere von etwa 50.000 Mann nach Italien gezogen, nämlich zum Kriege gegen die Visconti, doch kam es nur zu größeren Gefechten und im Februar 1369 zu einem Frieden. Die Visconti versprachen dem Kaiser, so oft er in Italien sein würde, mit 1000 Mann auf eigene Kosten zu dienen, mit keinem Vasallen des Kirchenstaates sich mehr zu verbinden, die Geistlichen bei den Besitzungen, die sie vom Reiche hatten, ungestört zu lassen, den Mantuanern das Entriessene zurückzugeben; dafür wurden sie vom Kaiser als Reichsvicare zu Gnaden angenommen.²⁾ Im gleichen Jahre kam Johannes V. der Paläologe, der Kaiser von Constantinopel, nach Rom und huldigte feierlichst dem Papste als dem alleinigen Oberhaupte der wahren Kirche.³⁾ Karl IV. in Rom
Bisconti
Kaiser Johann V. in Rom

Urban V. stand auf der Höhe seines Ruhmes und seiner Erfolge — doch sank er jetzt. Heimweh erfasste ihn; schon ein Volksaufstand in Viterbo am 5. September 1367 hatte tiefen Eindruck auf ihn hervorgebracht, es wurde ihm unter den unruhigen Italienern nie recht behaglich: — in einemfort zog er von Rom nach Viterbo und von Viterbo nach Montefiascone. Im Mai 1370 erklärte er zu Montefiascone seinen Entschluß, nach Avignon zurückzukehren.⁴⁾ Rückkehr nach Avignon

Vergebens warnte ihn eine Heilige, die damals in Rom lebte, und kündete ihm schnellen Tod an, wenn er nach Avignon zurückkehre, die Schwedin Brigitta, eine Königs Tochter, die Stifterin eines Ordens, der für die nordischen Reiche höchst segensreich wirkte.⁵⁾ Brigitta

Papst Urban V. ließ sich nicht abbringen. Am 5. September 1370 schiffte er sich zu Corneto ein, am 24. September zog er wieder in Avignon ein — am 19. December 1370 war er eine Leiche. Die letzten Worte des Urban V. Tod,

¹⁾ Gregorovius, l. c. VI, p. 420 ff.

²⁾ Vita I. Urbani VI., l. c. p. 623; Vita II., l. c. p. 635.

³⁾ Gregorovius, l. c. VI, p. 433—434.

⁴⁾ Christoph, l. c. II, p. 293 f. — Raynaldus, Annales ad an. 1370, n. 18—20. — Gesele, l. c. VI, p. 711.

⁵⁾ „Vita Sanctae Brigittae“ bei Vastovius. Ihre Offenbarungen — „Revelationes“ — sind in zwei Bänden gesammelt, 1628 in Rom erschienen. — Hammerich, St. Brigitta, die nordische Prophetin und Ordensstifterin. Ein Lebens- und Zeitbild aus dem 14. Jahrhundert. Deutsche autorisierte Ausgabe von Alexander Michelsen. Gotha 1872. Eigentlich heißt sie Birgitta, die Tochter eines Birger, Landvogtes aus dem Stamme der Gothenkönige. Ihre höchste Wonne war während ihres ganzen Lebens die Betrachtung des Leidens Christi. In Jerusalem, wohin sie wallfahrte, durchschritt sie den ganzen Leidensweg unter strömenden Thränen. Sie war auch in Avignon und in Rom.

Sterbenden drückten Reue und den Entschluß aus, wieder nach Rom zu gehen, wenn ihm Gott das Leben schenke. Die Trauer der Christenheit über den Hingang dieses Papstes war tief. Er hatte viele edle Eigenschaften: Charak- ter. Gerechtigkeit war die Regel in allen seinen Handlungen, dabei war er mild, insbesondere gegen die Armen, Witwen und Waisen. Während einer Hungersnoth lebten Tausende und Tausende in Südfrankreich auf seine Kosten; mehr denn tausend Studierende an mehreren Universitäten lebten nur von seinen Geschenken. Von ihm ist auch die Verordnung, daß die Studierenden an den Hochschulen die gleiche einfache Tracht tragen müssen, damit die einen mit ihrem Reichtum nicht prunken können, die andern sich wegen ihrer Armut nicht schämen müssen. Natürlich war bei dieser Freigebigkeit die päpstliche Casse nie gefüllt. Der Papst selber lebte wie ein armer Mönch in seiner Zelle, und kein Papst war vom Nepotismus ferner als er; dabei war er ein gelehrter, geistreicher Mann, wie mehrere Werke von ihm in Prosa und Versen es bezeugen.¹⁾

Ein Neffe des Papstes Clemens VI., Peter Roger von Beaufort in Anjou, bestieg durch einstimmige Wahl am 30. December als Gregor XI. (1370—1378) jetzt den heiligen Stuhl; ein noch junger Mann, eine zarte blasse Gestalt, bescheiden, flug, freigebig, früher nur der milde Peter von Beaufort genannt, dabei einer der gründlichsten Kenner des Rechtes. Frieden zu stiften unter den christlichen Mächten Europas und die Kraft Europas zur Eroberung des Heiligen Landes zu verwenden, das war das Ziel des Papstes in der Politik nach außen; den Geist der Kirche, Sittlichkeit und wissenschaftliche Bildung zu heben, war sein Streben im Inneren der Kirche, namentlich aber den heiligen Stuhl wieder nach Rom zu verlegen. Einen Kreuzzug brachte Gregor XI. jedoch nicht zustande: zwischen England und Frankreich blieben Gründe genug des Haders. Dagegen gelang es ihm 1372, den alten Streit zwischen Sicilien und Neapel beizulegen. Sicilien blieb bei den Nachkommen Friedrichs und diese sollen jährlich an Neapel einen Lehenszins von 3000 Goldunzen, im Kriege 10 Galeeren und 100 Geharnischte stellen und seine Herrscher sich mit dem Titel eines Königs von Trinakrien begnügen.²⁾

Wunder glücklich war der Papst in der Wahl seiner Geschäftsträger in Italien, wo der italienische Nationalgeist gegen das französisch gewordene Papstthum sich erhob. „Der große Fehler, Provençalen, Fremde, welche Land und Leute nicht verstanden, fast ausschließlich mit der Regierung im Kirchenstaate zu betrauen, rächte sich jetzt furchtbar.“ Zwar waren nicht all diese fremden Vollmachtsträger gleich schuldig; der Haß der Italiener aber traf alle.³⁾

¹⁾ Christoph, l. c. II, p. 294—300.

²⁾ Ibid. p. 300—306. Vom Papst wurde dieses Abkommen am 27. August 1372, von Johanna I. aber erst am 31. März 1373 unterzeichnet. — Raynaldus, l. c. ad an. 1372, n. 24—25.

³⁾ Pastor, l. c. I, p. 82.

Niemandem kam dieser Umstand gelegener, als dem alten Gegner der päpstlichen Herrschaft, Bernabo Visconti, der schon mit Urban V. neuerdings in Streit gerathen war.¹⁾ Zwar wurde mit ihm am 6. Juni 1374 ein Waffenstillstand geschlossen, doch verband er sich schon im Jahre 1375 mit Florenz, das diesmal sich an die Spitze der Opposition gegen das Regiment der päpstlichen Vollmachtsträger stellte. Der allgemeine Aufstand brach aus Ende 1375. „Achtzig Städte, darunter Pisa, Lucca, Siena und Arezzo, fast alle Communen Toscanas, selbst die Königin Johanna I. von Neapel traten dieser nationalen Liga gegen die weltliche Gewalt des Papstes oder die ungerechten Pastoren der Kirche bei.“ Bald wehte auch über fast allen Burgen des Kirchenstaates das blutrothe Banner des Aufstandes, und am 19. März 1376 schloß sich selbst Bologna, die „Perle der Romagna“, dem Abfall vom Papste an. Außer Rom blieben nur fünf Städte dem Papste treu. Auf das hin entschloß sich der Papst zu rücksichtslosem Vorgehen; am 31. März 1376 sprach er über Florenz Bann und Interdict aus und erklärte den Besitz der Florentiner, wo immer diese sich befinden mochten, für herrenloses Gut, die Florentiner selber für vogelfrei.²⁾

führt
in
Italien

zur
natio-
nalen
Liga.

Als bald wurden die florentinischen Kaufleute in Frankreich und England geplündert und verjagt. Der Papst Gregor XI. selbst aber sandte als Werkzeuge seiner Straffentz jene entsetzlichen Söldnerbanden nach Italien, die einst unter Heinrich von Trastamara nach Castilien gezogen, dann aber wieder eine furchtbare Landplage für Frankreich gewesen waren. Die wildesten wurden gewählt, die Bretonen und Gascogner. Der Schaden der Republik stieg bald auf 3,000.000 Goldstücke. In der Noth schickten die Florentiner eine einfache Klosterfrau als Friedensvermittlerin an den Papst, eine Heilige, die, ob schon das einfache Kind eines Färbers aus Siena und wenig gebildet, doch einen großen Einfluß auf die politischen Verhältnisse Italiens in jener Zeit ausübte, und, wenn auch eine unwissende Tochter des Volkes, durch die gedankenreichen Briefe, die sie dictierte, eine classische Schriftstellerin geworden ist, bevor sie noch schreiben konnte.³⁾

Die
französi-
schen
Söldner.

Es ist dies Caterina von Siena, die Tochter des Färbers Benincasa, geboren 1347, eine Seele von engelreiner Gesinnung und dem erhabensten Schwung, ein Herz voll göttlicher Liebe, mehr als bloßes religiöses Genie.

Caterina
von
Siena.

¹⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1368 n. 1 ff. 1369 n. 7—9, 14; 1371 n. 7; 1372 n. 1.

²⁾ Ibid. ad an. 1376, n. 1 f. — Pastor, l. c. I, p. 82—84. — Gregorovius, l. c. VI, p. 489—453. — Reumont, l. c. II, p. 967—971.

³⁾ Haase, Caterina von Siena. Niccolò Tommaseo hat 1860 in Florenz ihre Briefe in vier Bänden herausgegeben: „Lettere di San Caterina da Siena ridotte a miglior lezione e in ordine nuovo disposte, con proemio e note.“ Zehn der bedeutendsten ihrer Briefe finden sich in schöner Übersetzung bei Alfred von Reumont, Briefe heiliger und gottesfürchtiger Italiener, S. 17—74. Freiburg 1877.

Be-
gabung.

Als Kind schon in Visionen sich ergehend, in welchen sie sich Christus verlohte und die Regel des heil. Dominicus sich zur Norm ihres Lebens machte, wie sie selber angibt, weder von einem Manne noch Weibe, sondern bloß von dem Bräutigam ihrer Seele belehrt, dessen Stimme sie nicht nur in ihrem Innern, sondern mit ihrem leiblichen Ohre vernommen habe, in überschwenglicher Liebe vom Gedanken an seine Leiden so ergriffen, daß sie die Zeichen der Wundmale Christi an sich trug; eine Asketin, welcher der Geruch des Fleisches schon zuwider war, und die nur von ungekochtem Kraut, Öl, Obst und Brot lebte und täglich dreimal sich den Rücken geißelte, daß das Blut herabrann, und dabei eine Heldin in der Krankenpflege, hat das schwächliche Mädchen bald den stärksten Einfluss auf das geistige Leben, nicht nur in ihrer Vaterstadt, sondern auch in ganz Italien ausgeübt. Durch ihren tiefen Blick ins eigene Innere befähigt, das Herz auch der andern zu erforschen, galt sie bei ihrer Umgebung, als lese sie allen ihre Gedanken aus der Seele, und übte sie durch ihr höheres Wesen eine unbedingte Herrschaft über alle aus, die ihr nahe kamen. Schon ihr Anblick bewog Verbrecher, ihre Sünden zu bereuen und zu beichten, und ihr Zuspruch hat Verurtheilte so gestärkt, daß sie mit Sehnsucht nach dem Tode auf das Schafott eilten. Diese Caterina ward jetzt als Friedensvermittlerin von Florenz nach Avignon gesendet.

Die Zurückführung des Papstes nach Rom und die Reformation der Kirche waren zugleich die Ziele ihres eigenen Wunsches: der Heilige Vater solle aus dem Garten der Kirche die übelriechenden Blumen, die voll sind von Unreinigkeit und Begierde, aufgeblasen von Stolz und mit Gift und Fäulnis diesen Garten füllen, ausrotten und wohlriechende Blumen an ihre Stelle setzen.

Welche Zustände müssen vielfach in der Kirche gewesen sein, wenn diese treueste Tochter derselben damals an den Papst schreiben konnte: „Die Prälaten und Pastoren der heiligen Kirche in ihrem Hochmuth, ihrer Habsucht, ihrer Unreinigkeit an Leib und Seele sind aus Seelforgern Seelenmörder geworden. Sie sehen, wie die höllischen Geister die Seelen ihrer Pflegebefohlenen wegtragen, und kümmern sich nicht darum; denn sie sind Wölfe geworden und Verkäufer der göttlichen Gnade. O, welcher Jammer ist es zu sehen, daß diejenigen, welche Vorbilder sein sollten freiwilliger Armut, in solchen Lüsten, Pracht und Eitelkeit dahinleben, mehr als wenn sie tausendmal in der Welt lebten. Ja viele Weltleute beschämen dieselben durch ein gutes und heiliges Leben.“¹⁾ Am 18. Juni 1376 kam Caterina nach Avignon und sprach da, nicht beirrt durch den Glanz der Versammlung, im Consistorium für den Frieden in einer Weise, daß Gregor XI. vertrauensvoll zu ihr sprach: „Auf daß du deutlich siehst, daß wir den Frieden wollen, legen wir ihn einfach in deine Hände, nur daß du die Ehre der Kirche wahrest.“ — Freilich warnte sie der Papst wieder: „Die Florentiner betrügen dich und mich.“

Caterina war es auch, die den Papst in seinem Entschlusse, nach Rom zurückzukehren, befestigte.

¹⁾ Lettere di San Caterina da Siena, III, p. 159. — Capececiatro, Geschichte der heil. Caterina von Siena und des Papstthums ihrer Zeit. Deutsch von Franz Konrad. Würzburg 1873.

Sie schrieb ihm 1376, er solle schleunigst nach Rom kommen, es sei die höchste Noth — und so war es auch; denn im August hatten in Rom Besprechungen stattgefunden, daß man, wenn der Papst nicht dahin zurückkehre, im Namen der Ewigen Stadt einen andern Papst wählen wolle. Die Gefahr einer Kirchenspaltung war sehr drohend, und in der That brach Papst Gregor XI. im September, unbewegt durch alle Vorstellungen, die von französischer Seite an ihn gerichtet wurden, von Avignon auf. Noch in Genua durchkreuzte Caterina alle Versuche, die gemacht wurden, um den Papst zur Umkehr zu bewegen.

Gefahr
der
Kirche.

Am 17. Januar 1377 zog Gregor XI. unter unermesslichem Jubel, die Frauen weinten vor Freude, wieder in Rom ein, das aber nicht mehr die glänzende Stadt war wie um das Jahr 1300, sondern das durch die Abwesenheit der Päpste verarmt worden war; zählte es doch damals nicht über 60.000 Einwohner und waren viele seiner Tempel und Prachtbauten ganz verfallen. Die Rückkehr des Papstes war dem Frieden in Italien günstig. Bologna unterwarf sich im Juli 1377, nur Florenz widerstand noch. Jetzt ward Caterina nach Florenz gesandt. Die Bedingungen waren billig, doch die Kriegspartei erlangte das Übergewicht über die gemäßigte. Ein Friedenscongrès der meisten italienischen Staaten kam im Frühjahr 1378 in Sarzana zustande, doch gieng er wieder auseinander, als die Nachricht vom Tode des Papstes eintraf. Immer von schwächlicher Gesundheit, erlag Gregor XI. am 27. März 1378 dem italienischen Klima. Er soll in seiner letzten Zeit zur Rückkehr nach Avignon entschlossen gewesen sein und manche meinten, Gott habe ihn so jung sterben lassen, damit er nicht mehr nach Avignon zurückkehren könne. Gregor XI. ist der letzte Papst, den Frankreich der allgemeinen Kirche gab.¹⁾ —

Gregor
XI.
nach
Rom.

Congrès
zu
Sarzana.

Gregors
XI.
Tob

Das große Schisma, 1378—1417.

Aus dreiundzwanzig Cardinälen bestand das heilige Collegium beim Tode Gregors XI.; von diesen waren sechs in Avignon zurückgeblieben und einer war beim Congrès in Sarzana; nur sechzehn (elf Franzosen, vier Italiener und ein Spanier) waren in Rom anwesend, und diese hatten also den Papst zu wählen. Doch konnten sie sich lange nicht einigen. Die sieben Cardinäle aus der Provence wollten einen Provençal, der sie nach Avignon zurückführe; die vier Nordfranzosen meinten, die Welt möge keine Limousiner mehr; die vier Italiener und der Spanier konnten den Entscheid geben, wenn sie der einen oder der andern Partei beitraten; denn Gregor XI. hatte wie in Vorahnung, daß die Römer einen Zwang bei der Wahl ausüben würden, noch einen Wahlerlass kurz vor seinem Ende veröffentlicht, wonach absolute Majorität statt des bisher üblichen Zweidrittels der Stimmen gültig sei

Papst-
wahl.

¹⁾ Christoph, l. c. III, p. 300—342. — Pastor, l. c. I, p. 94.

und die Wahlversammlung sowohl in als außerhalb der Stadt gehalten werden könne.

Die
Römer.

Raum war der Papst begraben, so erklärte auch eine Abordnung der Stadt Rom den Cardinälen: Rom habe durch die Abwesenheit der Päpste unsäglich gelitten, seine Paläste, seine Kirchen, seine Klöster seien in Verfall, der Kirchenstaat in Auflösung; um dem für alle Zukunft vorzubeugen, müsse der Papst in Rom bleiben und darum ein Römer oder wenigstens ein Italiener gewählt werden. Die Cardinäle gaben feste Antwort: die Wahl müsse frei sein, und keine Nation dürfe ausgeschlossen werden, und die Behörden mußten schwören, für die Sicherheit der Wahl zu sorgen. Desungeachtet stand jedoch, als die Cardinäle sich zur Wahl in den Vatican begaben, der Petersplatz voll von Bewaffneten, welche den Wählern zuschrien: „Wir wollen einen Römer zum Papste oder wenigstens einen Italiener!“¹⁾ Dasselbe riefen viele Römer, als sie in den Vatican eindringen, und die Cardinäle kamen in solche Angst wegen des Aufruhrs, da man ihnen sagte, sie würden in Stücke gehauen werden, wenn sie dem Wunsche des Volkes nicht genügten, daß sie, statt muthig von der Wahl abzustehen, weil sie nicht mehr frei sei, dem Volke zu erklären beschlossen, daß man seinen Wünschen Rechnung tragen werde. Draußen verlangte aber das Volk augenblickliche Wahl, und in der Angst, von ihm erschlagen zu werden, beschlossen die Wähler, den alten Cardinal Tebaldeschi für den erwählten Papst auszugeben und ihn in die päpstlichen Gewänder zu hüllen und auf Petri Stuhl zu setzen. Das Volk war über die Wahl entzückt, küßte dem Greis Hände und Füße, bis dieser, den Gichtschmerzen quälten, ungeduldig ausrief: „Ich bin ja nicht der Papst, der Erzbischof von Bari ist gewählt!“ In der That hatten sich in einer Besprechung vierzehn Stimmen auf diesen Mann vereint, der zwar kein Cardinal, aber doch ein Italiener war, jedoch als Unterthan der Königin Johanna für einen halben Franzosen galt.

Urban
VI.,

Der Erwählte nannte sich Urban VI. Alle in Rom anwesenden Cardinäle waren auch bei der Krönung am Ostertag, erklärten die Wahl in Schreiben an ihre Collegen und an die Fürsten als frei und einmüthig geschehen, behandelten Urban VI. drei Monate hindurch als den wahren Papst, erbaten und erhielten kirchliche Gnaden von ihm und ließen seine geistlichen und weltlichen Regierungsacte gelten. Der Gewählte war ein gründlicher Kenner des Rechtes, dabei fromm, einfach und streng in seinem Leben, ein leidenschaftlicher Freund der Gerechtigkeit und Feind alles Würdenverkaufes und alles Brunkes, zugleich entschieden, in Rom zu bleiben.²⁾

¹⁾ Romano lo volemo o al manco Italiano.

²⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1378. n. 1 ff. — Christophé, l. c. III, p. 1 bis 49. — Gesele=Knöpfler, l. c. VI, p. 727—776. — Lindner, Die Wahl Urbans VI., in Sybels historischer Zeitschrift, Bd. 28.

Hierin hatten sich mehrere Wähler getäuscht, und die schroffe Art, mit welcher der Papst ein einfaches strenges Leben von den Cardinälen verlangte, und die barische Weise, mit der er die Söhne vornehmer Familien behandelte, brachte jetzt erst mehrere Wähler auf den Gedanken, die Wahl für erzwungen zu erklären. Urban VI. war rücksichtslos: bei den Osterfeierlichkeiten sagte er mit Heftigkeit zu mehreren Bischöfen: „Ihr seid alle eidbrüchig, da ihr, statt an, eurem Bischofsitze, in Rom euch aufhaltet.“ — Als Verführung zum Verrath an der Kirche verbot Urban VI. die Jahresgehälter, welche mehrere Cardinäle von auswärtigen Fürsten bezogen. Bei einer Predigt über den Text: „Ich bin der gute Hirt“ sprach der Papst aufs heftigste gegen die Sitten der Cardinäle.

seine
Schroff-
heit.

Dieser Eifer war im Grunde gut, aber in der Art, wie er sich äußerte, unklug. Wenn es mit der Kirche besser werden sollte, mußte allerdings mit der Reform oben und unten begonnen werden, aber kluger Sinn ist ebenso nöthig zum Verbessern der Zustände, als ein reiner und feuriger Wille. Voll Haß über ihre Demüthigung zogen sich die Cardinäle vor dem Papste nach Anagni zurück. Dunkle Gerüchte verbreiteten sich: Urban VI. sei nicht rechtmäßiger Papst, weil seine Wahl erzwungen. Am 9. August erließen die dreizehn zu Anagni versammelten Cardinäle einen Hirtenbrief an alle Gläubigen gegen Bartholomäus von Bari, welcher durch eine erzwungene Wahl als Eindringling auf den apostolischen Stuhl gekommen, dem man aber als Antichrist und Störefried der gesammten Christenheit den Gehorsam versagen müsse.¹⁾ Die drei italienischen Cardinäle — Tebaldeschi starb nämlich am 7. September — wurden von den Franzosen dadurch gegen Urban gewonnen, daß man jedem einzelnen insgeheim versprach, ihn zum Papste zu wählen, und so fand wirklich in Fondi am 21. September 1378 von fünfzehn Cardinälen eine neue Wahl statt: sie fiel auf den Cardinal Robert, Grafen von Genf, den Führer der französischen Partei, der sich Clemens VII. nannte.²⁾

Born
der Car-
dinäle.

Ein
Gegen-
papist.

Clemens
VII.

So entstand denn in der Kirche ein Schisma, welches vierzig Jahre dauerte und unsägliche Mißstände in seinem Gefolge hatte, in jeden Staat, in jeden Ort, in jede Universität, in jede Familie Zwietracht brachte und die Gewissen schwer beirrte. Ein Papst sprach über den andern als Antichrist den Bann aus, und je nach ihrem Vortheil anerkannten einzelne Fürsten bald diesen, bald jenen als Papst. Urban VI. ward anerkannt vom größten Theile des Reiches, von Böhmen, Ungarn, England; Clemens VII. von Frankreich, Spanien, Schottland, Sicilien und Cypern. Das Urtheil, wer der rechte Papst sei, war darum so schwierig, weil der Gegenpapist nicht durch weltliche Macht gehoben, sondern vom hohen Clerus selber gewählt, weil Urbans VI. Wahl unter so eigenthümlichen Verhältnissen erfolgt und nicht

Schisma.

¹⁾ Declaratio Cardinalium adversus Bartholomaeum archiepiscopum Barensem, bei Christoph, l. c. III, p. 354—360.

²⁾ Hefele-Knöpfler, l. c. VI, p. 776—791. — Pastor, l. c. I, p. 98—102.

schwer anzufechten war. Zu jedem Papste hielten sich Persönlichkeiten, die als Heilige allgemeine Verehrung genossen; Caterina von Siena und Brigitta von Schweden waren für Urban VI.; der heil. Vincenz von Ferreri und der selige Petrus von Luxemburg hielten zu Clemens VII. Je nach ihrem Vortheile schlossen sich die Fürsten dem einen oder dem andern Papste an, Europa war durchrissen von zwei Obedienzen. Wie es zwei Päpste gab, so gab es bald in den Diöcesen zwei Bischöfe, die einander bekämpften, in den Abteien Äbte und Gegenäbte. Die Verwirrung war unsäglich.

Caterina Caterina von Siena sah in Urban VI. den wahren Papst. Sie hatte kurz vorher in Florenz für die Sache der Kirche beinahe ihr Leben verloren. Ihr Eifer gegen diejenige Partei in Florenz, die einer Versöhnung mit der Kirche entgegen war, hatte einen wilden Pöbelaufstand hervorgerufen, in welchem die Führer der Welfischen Partei nur durch Flucht vor dem Tode sich retten konnten, und es auf das Leben Caterinas selber abgesehen war. Das Volk ⁱⁿrief: „Fangen und verbrennen wir dieses schändliche Weib!“ Die Ruhe und Seelenheiterkeit jedoch, mit der die heilige nach dem Märtyrertode sich sehnende Jungfrau der mit Schwertern und Knütteln auf sie eindringenden Rote entgegentrat, machte die Rasenden bestürzt und entwaffnete sie. Die gute Partei kam endlich doch zum Siege und ein günstiger Friede wurde abgeschlossen. — ^{in Gefahr,} Caterina eilte in ihre stille Heimat. Allein Urban VI. rief sie nach Rom: das ^{in Rom.} Mädchen war ihm eine Stütze gegen Clemens VII. Im Consistorium zu Rom sprach sie in einer Weise für das Recht Urbans VI. und wie man in der Gefahr der Kirche der göttlichen Vorsehung vertrauen sollte, daß der Papst entzückt ausrief: „Seht, meine Brüder, dieses Weib beschämt uns, indem sie uns ermuntert! Was soll der Statthalter Christi fürchten, wenn auch die ganze Welt gegen ihn aufstünde!“ Und doch hatte die Jungfrau ein feines Gefühl für das, was Urban VI. bei all seinem Eifer für Sittenverbesserung gebrach. Noch vor dem Bruch schrieb sie ihm: „Gerechtigkeit ohne Barmherzigkeit ist mehr Ungerechtigkeit als Gerechtigkeit. — Thut Eure Sache mit Maß; denn das Maßlose verdirbt viel mehr, als daß es baut, und thut es mit Wohlwollen und ruhigem Herzen. Ermäßigt ein wenig um des Gekreuzigten willen diese wilden Bewegungen, welche die Natur Euch bringt. Gebt der Natur einen Stoß mit der heiligen Tugend!“¹⁾ — und fortan blieb Caterina in Rom für Urbans Recht thätig, namentlich in Sendschreiben an Kaiser und Könige, denn die einfache Färberstochter von Siena war eine europäische Autorität geworden,²⁾ bis sie unter

¹⁾ Lettere di San Caterina da Siena, IV, p. 163.

²⁾ Über den Wert ihrer Briefe sagt Reumont (l. c. p. 321): „Demüthig und hochherzig, besonnen und kühn, schwärmerisch und in der Wirklichkeit fußend, beschaulich und schaffend thätig, innerlich und keinen Kampf scheuend, standhaft in der Färsprache und von unerschrockenem Freimuth in der Anklage, mit dem klaren Bewußtsein der Nothwendigkeit der Reform der Kirche, gegenüber der in Avignon mehr noch als in Rom ihr vor Augen getretenen Verweltlichung der höchsten Stände des Clerus, aber mit dem unverrückten Festhalten an der kirchlichen Einheit, vor Päpsten und Königen wie vor dem Volke, die unermüdete Verkünderin des Evangeliums der Liebe und Gnade Christi — so war die Färberstochter von Siena, welcher Rom und Italien, das Papstthum und die Christenheit so viel verdanken. In einer Zeit, in welcher die Vulgärsprache schon bedroht war, dem Einfluß der Gelehrten zu verfallen, die sich in immer steigendem Maße bemühten, ein Zwittergeschöpf ohne Lebenskraft und Wahrheit aus ihr zu machen, fand die Tochter des Volkes in dieser Sprache Accente, die den studierten lateinischen Episteln ihrer humanistischen

Worten einer glühenden Sehnsucht nach der Vereinigung mit Gott am 29. April 1380 in ihrem dreiunddreißigsten Lebensjahre ihre edle gott-trunkene Seele aufhauchte. Ihr Landsmann Aeneas Silvius hat sie, als Papst Pius II., achtzig Jahre später in die Zahl der Heiligen aufgenommen.

Beide Päpste sprachen nicht bloß den Bann gegeneinander aus, sondern begannen auch Krieg mit Waffen gegeneinander, jeder warb Söldner. Urban VI. predigte einen Kreuzzug gegen Clemens VII. und ertheilte den Kämpfern alle Rechte der alten Kreuzfahrer, und Clemens VII. warb sogleich eine Compagnie Bretonen, welche die Römer schlugen und sich beinahe Roms bemächtigten. In Rom dagegen wurden Franzosen, ob sie Geistliche oder Weltliche waren, vom erbitterten Volke ermordet. Auch Urban VI. warb Compagnien, welche am 29. April 1379 bei Marino die Truppen Clemens' VII. aufs Haupt schlugen. Urban, dem sich am gleichen Tage auch die Engelsburg ergab, kam jetzt wieder in den Besitz des Vaticanus und der Peterskirche. Clemens VII. floh auf das Gebiet der Königin Johanna, die ihm ihren Schutz gewährte und ihn am 10. Mai mit allem Glanze in Neapel empfing. Ein Aufstand des Volkes jedoch, welches Urban VI. hoch leben ließ und Clemens VII. den Tod schwor, erschreckte letzteren so sehr, daß er am 22. Mai sich in Eile nach Frankreich einschiffte. Am 10. Juni 1379 traf Clemens VII. in Marseille ein. Bald sah Avignon den Papst wieder in seinen Mauern und nahm ihn natürlich mit größtem Jubel auf. Der ehrgeizige, verschwenderische, leichtfertige Clemens VII. gewann wieder Vertrauen zu seiner Sache, Frankreich schloß sich ihm eifrig an; das französische Papstthum war wieder hergestellt, die Spaltung der Kirche tiefbegründet. Ganz Europa theilte sich in zwei Obedienzen.¹⁾

Krieg
der
Päpste

Clemens
VII.
in
Avignon.

Die ersten Schläge der neuen Bewegung trafen die Königin von Neapel. Urban VI. betrachtete sich als den wahren Papst und den eigentlichen Herrn des Königreichs und sprach demnach über Johanna I., die dem Gegenpapst Schutz gewährt und die gegen ihren Oberherren sich empört habe, Bann und Absetzung aus.²⁾ Zuerst bot er Ludwig von Ungarn das Königreich an, der aber für sich ablehnte und dafür Karl den Kleinen von Durazzo empfahl und unterstützte. Karl stand gerade in der Mark Treviso an der Spitze eines ungarischen Heeres gegen Venedig zu Felde. Zwischen Ludwig und Urban wurde die nöthige Vereinbarung getroffen. Der Papst vermittelte den Frieden zwischen Ungarn und Venedig (1380), und Karl konnte jetzt ein Heer zur Durchführung seiner Ansprüche in Neapel überlassen werden. Karl der Kleine verstand sich nicht nur auf den Krieg, sondern auch auf die Politik; er wußte

Krieg
in
Neapel.

Karl
von
Durazzo.

Zeitgenossen und denen der auf sie folgenden Zeiten fehlten. Die Briefe Petrarca's, der ihr um sechs Jahre im Tode vorausgieng, sind ein glänzendes Denkmal der politischen und socialen Geschichte des Jahrhunderts. Die Briefe Caterinas von Siena sind das unvergängliche Monument des echten italienischen Volksgeistes des Mittelalters in seiner höchsten Läuterung, seiner Kraft und Innigkeit, seines Glaubens und seiner Liebe."

¹⁾ Muratori, Annali d'Italia, 1379—1380.

²⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1379, n. 31; 1380, n. 2.

Bug
wider
Jo-
hanna.

zu schmeicheln, zu überreden und seine eigenen Pläne geschickt zu verbergen, zu versprechen und nicht zu halten. Im August brach er mit 9000 Ungarn von Verona gegen den Süden auf, allenthalben Verstärkung gewinnend. In Rom wurde er am 1. Juni 1381 von Urban feierlich als König von Sicilien und Jerusalem gekrönt, mit der Würde eines Senators bekleidet und mit 80.000 Goldstücken beschenkt, die der Papst durch Verkauf von Kostbarkeiten aufgebracht hatte. Dafür versprach Karl der Kleine, dem Papste gehorham und treu zu sein, dessen Neffen Franz Butillo zum Herzog von Durazzo und zum Fürsten von Capua und Amalfi zu erheben.¹⁾

Jo-
hannas
Testa-
ment.

Um den drohenden Schlag abzuwehren und Hilfe zu gewinnen, ernannte die kinderlose Johanna durch Testament vom 29. Juni 1380 den Herzog Ludwig von Anjou, den Bruder Karls V., zu ihrem Sohne und Nachfolger sowohl in dem Königreiche beider Sicilien als in der Provence²⁾ und forderte ihn auf, schleunig mit einem Heere zu kommen und Besitz von ihrem Königreiche zu ergreifen. Clemens VII. bestätigte diese Schenkung, Ludwig von Anjou nahm sie an, und so ward der Streit zwischen beiden Päpsten zunächst in dem Königreiche Neapel ausgekämpft. Otto von Braunschweig, der Gemahl Johanna's, übernahm die Vertheidigung ihres Königreichs.

Neapel
erobert.

Karl von Durazzo war jedoch schneller als Ludwig von Anjou bei der Hand, da letzterer durch die Vormundschaft über Karl VI. zurückgehalten wurde. Im Frühjahr 1381 stand er bei San Germano. Otto von Braunschweig, ein tapferer Soldat, wollte ihm hier eine Schlacht liefern, mußte sich aber vor seinem überlegenen Heere zurückziehen. Viele Große verließen ihn jetzt. Bei Carbonaro kam es wieder zu keiner Schlacht. Der Abfall auf der Seite Ottos wurde immer reizender, und auf einmal standen die Ungarn, vom Volke eingelassen, in Neapel und belagerten Johanna im Castel del Ovo. Johanna konnte sich nicht halten: am 20. August mußte sie versprechen, die Festung zu überliefern, wenn bis zum 24. Otto dieselbe nicht entsetze. Otto griff seine Gegner am 24. August bei Sant' Eramo mit tollkühner Tapferkeit an, nur wenige folgten ihm aber in das Schlachtgewühl, und er wurde gefangen. Johanna ergab sich jetzt am 25. August an Karl und mit ihr das Königreich. „Bisher“, sagte sie zum Sieger, „habe ich dich wie meinen Sohn betrachtet, jetzt bist du mein Herr, und ich empfehle dir meinen Gemahl.“ — „Königin,“ antwortete Karl freundlich, „ich liebte Euch bisher wie meine Mutter und werde Euch diese Liebe auch in Zukunft beweisen. Seid ohne Sorge um Euren Gemahl und bleibt in diesem Schlosse, nicht als Gefangene, sondern als Königin!“ So sprach Karl, handelte aber ganz anders. Bald ließ er die Gefangene in das Schloß Muro bringen und Otto in das Schloß Altamura. Am 22. Mai 1382 war Johanna gerade im Gebete versunken als ihr vier Meuchelmörder eine Schale Gift brachten, mit dem Befehl, zu trinken oder durch das Schwert zu sterben.³⁾

Johanna
gefangen.

¹⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1381, n. 1—24. — Christophe, l. c. III, p. 39—49. — Szalay, l. c. II, p. 307—311. — Geleke-Knöpfner, l. c. VI, p. 799 f.

²⁾ Juvenal des Ursins zu den Jahren 1381 und 1382.

³⁾ Christophe, l. c. III, p. 49. — Theodoricus de Niem, De Schismate, I. 25. Dietrich Niem aus dem Städtgen Niem bei Paderborn war Secretär Gregors XI., stand dann auf Seite Urbans, kam mit Johann XXIII. nach Constanx, wo er 1417 starb, ein eifriger Reformfreund.

Johanna ergab sich in ihr Schicksal und verschlang das Gift; da es aber nicht sogleich wirkte, wurde sie erdrosselt. Viele sahen darin Vergeltung für den Mord ihres ersten Gemahls.

er-
mordet.

Die Nachrichten aus Neapel trieben Clemens VII. und Ludwig von Anjou zu raschem Handeln. Ludwig verkaufte Clemens VII. Frankreich und der Papst dem Prinzen die Kirche und den Kirchenstaat. Ludwig von Anjou erhielt den Zehnten von allem Kirchenvermögen Frankreichs, Benevent, Ancona und Neapel, aus dem größten Theile des Kirchenstaates sollte für ihn ein Königreich Adria zurecht gemacht werden: der Papst behielt sich nur einen Lehenszins von 40.000 Goldstücken, die Stadt Rom, die Campagna und die Sabina vor — es war Hochverrath an der Kirche.¹⁾

Ludwig
von
Anjou,
und
Clemen-
s VII.

Wie wir oben sahen, nahm Ludwig von Anjou noch den Schatz weg, den der sparsame und weise Karl V. gesammelt hatte, und zog mit einem glänzenden ausgestatteten Heere, worunter 30.000 Reiter, im Januar 1382 von Saint-Denis ab. Mit unerhörten Ehren ward er am 22. Februar von Clemens VII. in Avignon empfangen: er wohnte im Palaste des Papstes, schwor ihm den Eid der Treue und wurde von ihm feierlich zum Könige von Sicilien, Neapel und Jerusalem gekrönt und zum Feldherrn der römischen Kirche ernannt. Avignon schwamm in Freude, aber die Stände der Provence wollten von Ludwig von Anjou nichts wissen, und er mühte sich vergebens bis Ende Mai mit Bekämpfung einzelner Festungen und Städte ab. Neapel lag ihm im Sinne und darum gab er jetzt den Kampf gegen die aufständischen Provençalien auf und zog über die Dauphiné und Piemont in die Ebene Lombardiens. Bernabo Visconti empfing ihn glänzend, vermählte eine seiner Töchter an einen seiner Söhne; der Marsch gieng von da über Ancona, entlang dem Adriatischen Meere gegen die Grenze Neapels. Am 15. Juli zog Ludwig in Aquila ein, am 8. October lagerte er in der Nähe von Neapel, während seine Flotte bei Castellamare eine Abtheilung Franzosen ans Land setzte.²⁾

Anjou
nach
Neapel.

Die Pro-
vence.

Bisher war der ganze Zug ein müheloser Triumph. Aber Karl von Durazzo war kein schwacher Gegner wie Johanna und Ludwig von Anjou kein Feldherr, sondern nur ein tapferer Soldat. Der kluge Karl ließ sich auf keine Hauptschlacht ein, in der sein Heer vor der stürmischen Tapferkeit der Franzosen sicher erlegen, wenn er nicht geflohen wäre; er verwüstete bloß vor den Heranziehenden das Land, vernichtete die Lebensmittel und nahm immer schwer anzugreifende Stellungen ein — er rechnete sicher. Ludwig verlor sein Heer ohne eine Schlacht, seine tapfersten Soldaten starben wie Mücken weg; sein bester Rathgeber, der Graf von Savoyen, erlag einer ansteckenden Krankheit am 23. März 1383, und Kummer und Krankheiten stürzten Ludwig von Anjou selber am 30. September 1384 ins Grab. Der Rest seines einst so glänzenden Heeres zerfiel nach allen Winden. Auf die Nachricht davon kehrte Enguerrand de Coucy mit 15.000 Mann, mit denen er Ludwig nachrücken sollte, aus Toscana nach Frankreich zurück.³⁾

Die Fran-
zosen
scheitern

Ludwig
Tod.

¹⁾ Der Wortlaut des Vertrages im Belegstück 4 des III. Bandes von Christophe.

²⁾ Muratori, Annali d'Italia, 1382, — Reumont, l. c. II, p. 1055. — Hefele-Knöpfler, l. c. VI, p. 801 f.

³⁾ Hefele-Knöpfler, l. c. VI, p. 802.

Indessen war aber der Papst schon mit seinem Schützlinge zerfallen. Karl besaß jetzt zwar das Königreich, allein er wollte dem Papste sein Versprechen nicht halten und Buttillo nicht zum Fürsten machen. Da beschloß Urban VI., selber nach Neapel zu gehen, gegen den Widerspruch seiner Cardinäle, sechs davon weigerten sich auch, ihn zu begleiten, und erst in Ferentino kamen sie zu ihm, als er ihre Weigerung wie Rebellion zu behandeln drohte. In Aversa traf Urban VI. im October 1383 mit Karl zusammen und ward nach glänzendem Empfange ins Schloß geleitet, hier aber auf einmal als Gefangener behandelt und erst nach langen Verhandlungen freigelassen. In Neapel trafen beide wieder zusammen: Karl gelobte hier, sein Versprechen zu halten, wurde aber desselben durch Buttillo selber entledigt, der eine Nonne entführte und darum nicht zum Fürsten ernannt werden konnte, nur das Schloß Nocera ward ihm überlassen.¹⁾ Am 26. Mai 1384 verließ Urban VI. scheinbar in gutem Einvernehmen mit Karl III. Neapel, aber nicht um nach Rom zu gehen, sondern um in dem Schlosse Nocera seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Karl muß dem Papste gefährliche Pläne zugetraut haben, denn es begann bald ein stiller Krieg zwischen beiden. Der König verleitete einige Cardinäle zu einer Verschwörung gegen den Papst; sie vereinbarten sich: wenn ein Papst die Kirche ganz nach seinem Kopfe leiten wolle, ohne die Cardinäle zu befragen, derart, daß der Kirchenstaat dadurch gefährdet würde, so könnten und müßten die Cardinäle einen solchen Papst in Obhut stellen. Natürlich war damit Urban VI. gemeint, welchem nach einigen Angaben die Verschworenen sogar an das Leben gehen wollten. Der Papst kam jedoch hinter das Geheimniß. Im Januar 1385 wurden die Verschworenen verhaftet; peinlich befragt, gestand einer von ihnen die ganze Verschwörung ein.²⁾

Ein Mann wie Urban war scharfsinnig genug, einen höheren Anstifter der ganzen Verschwörung zu errathen, und kühn genug, diesem zu Leibe zu gehen und nicht bloß auf die kleinen Werkzeuge loszuschlagen. Noch in Nocera klagte Urban VI. feierlich in langer Rede über den Untank Karls des Kleinen und seiner Gemahlin Margareta und schleuderte gegen sie als hartnäckige Feinde den Bannstrahl, verfluchte sie und ihre Nachkommen bis ins vierte Glied und erklärte alle Ansprüche an Sicilien, Neapel und Jerusalem für verwirkt. Karl der Kleine antwortete in gleich schroffer Weise, indem er alle Geistlichen in Neapel, die den Bannspruch anerkannten, ins Meer werfen ließ und den Papst selber in Nocera belagerte. Unererschüttert hielt Urban VI. alle Schrecken des Krieges aus, bis er am 6. Juli 1385 durch genuesische und andere italienische Streitkräfte befreit wurde. Er erreichte das Meer und kam auf genuesischen Schiffen am 23. September 1385 nach Genua. So ernst auch seine Lage war, so wies er doch das Angebot Johann Galeazzos, der durch Mord seines Oheims Herr der ganzen Lombardei geworden war und Großes versprach, wenn der Papst ihm den Königstitel verleihe, schroff zurück, damit es nicht scheine, als billige er das Verbrechen.

¹⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1383, n. 3–4. — Christoph, l. c. III, p. 58–61. — Theodoricus de Niem, De schismate, I, 23–34.

²⁾ Hefele-Nöpfler, l. c. VI, p. 804 f. — Gregorovius, l. c. VI, p. 506 f.

Visconti anerkannte jetzt den Gegenpapst, und Clemens VII. hatte dadurch auch in Italien einen Fuß. Karl der Kleine aber fand bald darauf ein feines Undankes gegen die Anjous in Ungarn und seiner Verstellung würdiges Ende in Ofen.¹⁾ —

Das große Schisma. — Tod Karls IV. — Die Könige Sigismund und Wenzel.

Die Beilegung der Kirchenspaltung wäre zunächst Sache ihres Schutzherrn, des römischen Kaisers Karl IV. gewesen, allein dieser starb am 29. November 1378 zu Prag. Die Nachricht von dem Ausbruche des Schismas hatte seine letzten Tage verbittert. Seine letzten Erlässe predigten Anhänglichkeit an Urban VI. und mahnten die Fürsten Europas, keinen Gegenpapst zu dulden.²⁾ Karl IV. hätte, in seiner praktischen Art Staatsgeschäfte abzuwickeln, sicher die Kirche schnell wieder zur Einigung gebracht. Sein Sohn Wenzel aber besaß hiezu weder das nöthige Geschick, noch die nöthige Ausdauer, und so spielte Frankreich und die Universität zu Paris statt Deutschlands und des Kaisers die erste Rolle in der Schlichtung der Frage, wie die Kirche wieder zur Einheit zurückzuführen und an Haupt und Gliedern zu verbessern sei.

Tod
Karls
IV.

Aus Karls Leben sei noch bemerkt, daß auch er einmal, so sehr sonst Eintracht mit der Kirche bei ihm Grundsatz der Politik war, nämlich auf dem Reichstage zu Mainz im April 1359, gegen den Papst loszog, weil er so viel Geld von der Geistlichkeit fordere und nicht darauf denke, ihre Sitten zu verbessern, und den Satz hinwarf, wenn die Ermahnungen der Bischöfe nichts fruchteten, so wolle er den weltlichen Fürsten Befehl geben, die Einkünfte der Prälaten einzuziehen, bis der Papst weitere Verfügung über diese bisher übel angewandten geistlichen Güter treffe.³⁾ Das Wort fiel auf einen fruchtbaren Boden, denn der Haß wegen der großen Besitzungen der Kirche war allgemein, bald mußte der Kaiser den weltlichen Herren und den Obrigkeiten der Städte jeden Angriff auf die Freiheit und den Besitz der Kirche bei Strafe des Ehrverlustes verbieten. Innocenz VI. lobte den Kaiser wegen seines Eifers für die Reform, meinte aber doch dabei, er möge die Ausführung derselben dem Papste überlassen.⁴⁾

Kirchen-
reform.

Karls Hauptbestreben war in der letzten Zeit, seinem Sohne Wenzel die Nachfolge im Reiche zu sichern. Für diesen Plan durchriß er das Lieblingswerk seines Lebens, die Goldene Bulle. Sie mußte nichts von der Wahl eines römischen Königs noch bei Lebzeiten des Kaisers, — Karl aber spendete Geld,

Karl
und die
Goldene
Bulle.

¹⁾ Christoph, l. c. III, p. 69–73.

²⁾ Hefele-Knöpfler, l. c. VI, p. 790–792.

³⁾ Werunsfy, l. c. III, p. 211 f. — Hefele-Knöpfler, l. c. VI, p. 703.

⁴⁾ Böhmer-Huber, Regesta, p. 510. — Raynaldus, Annales ad an. 1359, n. 11 ff.

Rechte, Ehren, um von den Fürsten die Wahl seines Sohnes 1376 zu erlangen.¹⁾ Die Goldene Bulle wußte nichts davon, daß die Zustimmung des Papstes zur Gültigkeit der Wahl eines römischen Königs nöthig sei, — aber Karl hielt die Wahl nicht für gesichert, bis Urban VI. sie bestätigte.

Wenzel. Karl war in seiner Politik nur Verstand, in der Familie aber, wie es scheint, nur Herz, und seine übermäßige Liebe zu seinen Kindern hat nicht wenig dazu beigetragen, die Größe seines Hauses zu untergraben. Welche Freude für ihn, als der fünfzehnjährige Sohn Wenzel am 6. Juli 1376 in Aachen seinen Umzug als römischer König hielt und der andere Sohn, der neunjährige Sigismund, ihm dabei als Markgraf von Brandenburg das Schwert vortrug! Karls übermäßige Liebe zu Wenzel ist großentheils schuld an der schlechten Regierung dieses seines Lieblinges. Wenzel, geboren am 26. Februar 1361, war ein kräftiger, reichbegabter Knabe, aus dem unter strenger Zucht ein ausgezeichnete Herrscher hätte herangebildet werden können. Allein Karl hatte keine Ruhe, bis sein Söhnlein schon im zweiten Jahre zum Markgrafen von Brandenburg ernannt und zum König von Böhmen gekrönt war, am 15. Juni 1363. Vergebens warnte der Erzbischof von Prag vor der Krönung eines Kindes, denn die Krönung gebe nicht bloß Rechte, sondern lege auch Pflichten auf und, während ein Knabe nur unter ernster Zucht gedeihe, könne man einem gekrönten Kinde keinen Zwang mehr an-
zu früh
gekrönt. thun. Das Kind nahm schon Antheil am Staatsrath, der Ernst der Geschäfte hauchte den Blütenstaub von seiner Seele weg. Als Wenzel später wirklich regieren sollte, war er schon blasiert, hatte er die Geschäfte schon satt. Was half es da, daß Karl ihm die besten Lehrer gehalten und ihn mit allem, was man in jener Zeit für wissenswert hielt, früh vollgestopft hatte: — die Charakterbildung fehlte. Durch die königlichen Ehren früh aufgebläht, folgte Wenzel seinen Gelüsten. So untergrub Karl das Werk seines Lebens selber.

Die
Luxemburg. Karl IV. rechnete auf die Einigkeit in seiner Familie, die Knaben waren aber so erzogen, daß einer den andern immer zu stürzen bedacht war. Seinem Sohne Wenzel überließ Karl das Königreich Böhmen mit Schlesiens, Bauen und die Lausitz, mit Ausnahme von Görlitz; ferner die luxemburgischen Besitzungen in Bayern, Franken und Sachsen und die Oberhoheit über alle Länder der böhmischen Krone. Dem zweiten Sohne Sigismund gab er die Mark Brandenburg und durch die Verlobung mit Maria, der Tochter Ludwigs des Großen, die Aussicht auf die Nachfolge in Ungarn und Polen; dem dritten Sohne Johann, genannt von Görlitz, überließ Karl einen Theil der Lausitz, als Fürstenthum Görlitz; seinem Bruder Johann Heinrich hatte er längst als ein Lehen der Krone Böhmens die Markgrafschaft Mähren abgetreten: diesem folgten im Jahre 1375 seine Söhne Jost und Prokop. Der jüngste Bruder Karls, Wenzel, besaß das eigentliche Luxemburg.

¹⁾ Palacky, l. c. II, 2, p. 386 ff. — Droysen, Preussische Politik, I, S. 192 ff.

Eine folgerichtige Politik hat Karl in Angelegenheiten Deutschlands nicht innegehalten. Böhmen war sein Lieblingsland. Aus seiner Stellung als König suchte er nur Vortheile für sein Haus¹⁾ zu ziehen, weshalb Kaiser Maximilian I. über ihn sagen konnte: eine größere Pest sei niemals über Deutschland gekommen als Karl IV. Dies zeigt namentlich sein Benehmen gegen das aufstrebende Bürgerthum, dessen Kraft Karl für den dauernden Vortheil der Krone nicht auszubeuten wußte und das er in einemfort den Fürsten opferte.

Reiche Lebenskraft war in den Reichsstädten in Schwaben. Ihre Freiheit war aber immer bedroht durch den zugreifenden Landvogt für Niederschwaben,²⁾ den Grafen Eberhard den Greiner (1344—1392) (Zänker) oder Kaufsch-
Eberhard der Greiner.
bart von Württemberg. Daher schlossen am 10. August 1349 neuerdings fünf-

1) Stammtafel des Hauses der Luxemburger:
Kaiser Heinrich VII., 1308—1313

Johann, König von Böhmen, 1310—1346,

1. Gem.: Elisabeth, Tochter Wenzels II., † 1330; — 2. Gem.: Beatriz von Bourbon

Karl IV., 1340—1378,	Johann Heinrich, Markgraf von Mähren, 1375	Anna, 1338, Gem.: Otto von Österreich.	Wenzel, † 1333, Herzog von Luxemburg.
1. Gem.: Blanca von Valois, 1333—1348;			
2. Gem.: Anna von der Pfalz, 1349—1352;	Jost Procop († 1411), († 1405), Markgrafen von Mähren.		
3. Gem.: Anna v. Schweidnitz, 1353—1364;			
4. Gem.: Anna von Pommern- Stettin, 1365—1393			

Margareta, geb. 1335, Gem.: Ludwig der Große von Ungarn und Polen, 1338—1349.	Katharina, geb. 1342, Gem.: Rudolf der Stifter, 1357—1365.	Elisabeth, geb. 1358, Gem.: Albrecht von Österreich, 1366, † 1373.	Anna, geb. 1366, Gem.: Richard II. von England 1381, † 1396, Tochter Karl IV. mit Anna v. Schweidnitz.
---	--	--	---

Töchter Karls IV. aus erster Ehe mit Blanca von Valois.

Die Söhne Karls IV. sind:

Wenzel I. als römischer König, 1376—1419, der IV. als Böhmenkönig, 1363, geb. 1361, 1. Gem.: Johanna v. Bayern, 1376—1386; 2. Gem.: Sophia von Bayern, 1389—1425.	Sigismund, geb. 1368, König von Ungarn 1387, römischer König 1411, Kaiser 1433, † 1437, 1. Gem.: Maria von Ungarn, 2. Gem.: Barbara von Cilli Elisabeth, geb. 1409, † 1442, Gem.: König Albrecht II., † 1439.	Johann, Herzog von Görlich, geb. 1376, † 1396 Elisabeth, † 1451, verm. 1409 an Anton, Herzog von Brabant und Burgund († 1415); wieder verm. an Johann, Herzog von Bayern und Grafen zu Holland (1421).
---	--	---

2) Ludwig der Bayer hatte zum Dank für die Hilfe wider die Habsburger 1330 dem Grafen Ulrich III. von Württemberg († 1344) die Landvogtei Niederschwaben ertheilt, und dessen Sohn Eberhard der Greiner (Zänker) suchte diese Stellung zur Ausbreitung der Landeshoheit über die schwäbischen Reichsstädte zu benutzen. Stälin, Württembergische Geschichte, III, S. 182, 251 f., 257—274, 299—326, 713.

Städte=
bund. undzwanzig Städte, nämlich Augsburg, Ulm, Nördlingen, Donauwörth, Constanz, St. Gallen, Überlingen, Lindau, Ravensburg, Biberach, Memmingen, Reutlingen, Kaufbeuren, Leutkirch, Wangen, Buchhorn, Pfullendorf, Buchau, Reutlingen, Heilbronn, Hall, Gmünd, Weil, Wimpfen und Weinsberg zum Schutze ihrer Rechte und Freiheiten einen Bund, und schroff standen sich dieser Bund und der Würtemberger gegenüber, jeder bereit, zur Förderung seiner eigenen Standesinteressen loszuschlagen.

Da legte sich aber Karl IV. ins Mittel, da ihm das Erstarken des demokratischen Geistes im aufstrebenden Bürgerthum ein Dorn im Auge war. Auf dem Reichstage zu Nürnberg, im Mai 1350, sprach er die Auflösung des schwäbischen Städtebundes aus und errichtete dafür einen aus Herren und Dagegen
Land=
friedens=
bund. Städten zu bildenden Landfriedensbund. Da aber die Herren fast ausnahmslos auf ihrem Sonderstandpunkte verharrten, so wirkte diese Verordnung zunächst nur lähmend auf die Städte. Auch der zu gleicher Zeit verkündete Landfriede war sehr zweifelhaft, und es bedurfte scharfer Worte von Seite Karls IV. bis Eberhard von Württemberg im September 1353 den dreijährigen Landfrieden beschwor. Die Goldene Bulle vom Jahre 1356 erneuerte das Verbot der einseitigen Städtevereinigungen und begünstigte die Bildung von Landfriedens-Bündnissen zwischen Städten und Herren. Die Städte zeigten sich fügsam, und neunundzwanzig schwäbische Städte beschworen die Verlängerung des Landfriedens bis April 1358 und im Jahre 1359 wieder bis November 1361. Die beiden Grafen von Württemberg aber, Eberhard und Ulrich IV., schlossen sich diesem Landfrieden nicht an, weil sie durch die Städte ihr ehrgeiziges Streben durchkreuzt sahen. Ihr Ziel war nämlich die Umwandlung der Landvogtei in Landeshoheit. Zu dem Zweck hatten sie ja dem Kaiser bedeutende Summen vorgestreckt gegen Verpfändung schwäbischer Reichsstädte: diese Pfandstädte sollten sich in landesfürstliche Städte verwandeln. Um dem zu entgehen, erlegten die Städte im Januar 1359 die Pfandsumme aus eigenen Mitteln. Dafür aber verbanden sich die Grafen von Württemberg mit Rudolf IV., dem Stifter, von Österreich, der gerade damals durch seine unerhörten Privilegienansprüche dem Kaiser Die
Grafen
von
Würt=
berg troßen, arge Verlegenheiten bereitete, und aus demselben Grunde widersprachen sie auch dem Landfrieden vom Jahre 1359. Das und mancherlei Klagen der Städte über die Würtemberger veranlaßte den Kaiser, auf dem Reichstag zu Nürnberg im Juli 1360 gegen die trozigen Grafen den Reichskrieg erklären zu lassen. In diesem Kampfe thaten sich besonders die Städter hervor; die Grafen mußten sich demüthigen und verloren die Landvogtei. Doch schon im nächsten Jahre 1361 wußten die schlaunen Würtemberger den Kaiser völlig für sich einzunehmen; sie erklärten sich für Vasallen der böhmischen Krone und wurden mit Beweisen kaiserlicher Huld überhäuft. Im Jahre 1371 war Eberhard auch wieder im Besitze der niederschwäbischen Landvogtei, sein Verhältnis zu den Städten aber war gleich geblieben: frostig und feindselig. Die Städte kommen
wieder
zu
Gnaden.

wußten sehr wohl, wessen sie sich von Seite Eberhards zu versehen hatten und handelten danach, zum Beispiel in der Ebersteiner Fehde. Ebersteiner Fehde.

Als nämlich Eberhard im Frühjahr 1367 mit seiner Familie in Wildbad sich befand, wurde er vom Grafen von Eberstein, einem seiner vielen Feinde unter dem schwäbischen Adel, überfallen und entging nur mit Noth der Gefangenschaft. Kaiser Karl IV. nahm sich seines beleidigten Freundes an und bot den schwäbischen Landfrieden auf gegen den Ebersteiner und dessen Anhang. Die Städte folgten zwar dem Aufgebot, doch zeigten sie durch ihre Lässigkeit offen ihren Widerwillen. Dafür sah Eberhard wieder mit scheelen Augen auf den neuen Landfriedensbund, welchen einunddreißig Städte unter Vermittlung Karls IV. am 6. September 1370 auf fünf Jahre abschlossen und zu dessen Hauptmann Graf Ulrich der Ältere von Helfenstein, ein alter Rivale Eberhards, bestellt wurde. Dieser Landfriedensbund war ebenso sehr gegen den stets zugreifenden Ehrgeiz des um diese Zeit wieder als Landvogt eingesetzten Eberhard gerichtet als gegen die raubrittermäßigen Verbindungen des niederen Adels, besonders der Schlegler oder Martinsvögel, welche ihre Unabhängigkeit gegen den hohen Adel behaupten, ihrer Dürftigkeit aber durch Raub an den Städten abhelfen wollten. Adelsbündnisse.

Die gemeinsame Gefahr hätte Städter und Landvogt einigen sollen, allein bei Eberhard überwog der Haß gegen die Städter, und als diese Anfangs 1372 sich wegen Sicherung gegen die Ritterschaft an den Landvogt wandten, wurden sie barsch zurückgewiesen. Als kurz darauf, im Februar, ihr Hauptmann Ulrich von Helfenstein von einigen Adelligen gefangen genommen wurde, stand es bei den Städten fest, daß Eberhard der Urheber dieser Gewaltthat sei; sie griffen zu den Waffen, wurden aber von Eberhard am 7. April bei Altheim geschlagen. Der Kaiser vermittelte den Frieden zu Ulm am 18. August 1372, nachdem er schon im Juni alle ritterschaftlichen Vereinigungen verboten hatte. Die kaiserliche Vermittlung kam aber den Städten theuer zu stehen. Denn um die zur Erwerbung Brandenburgs nöthigen Geldmittel zu bekommen, trat Karl IV. schon 1372 an die schwäbischen und elsässischen Reichsstädte mit harten Forderungen heran, und ersteren wurden durch den Landvogt wenigstens 200.000 Goldgulden abgedrungen. Dabei waren sie auch noch in steter Gefahr, von dem stets geldbedürftigen Kaiser auch noch verpfändet zu werden. Diese Gefahr wurde besonders lebhaft, als Karl IV. im Jahre 1376 die Wahl seines Sohnes Wenzel zum römischen König durchsetzen wollte und dazu wieder großer Summen bedurfte. Unter diesen Umständen schlossen vierzehn schwäbische Städte am 4. Juli 1376 neuerdings und gegen den Wortlaut der Goldenen Bulle einen Bund zur Wahrung ihrer Rechte und Freiheiten und erklärten dem Kaiser im August zu Nürnberg, die Wahl Wenzels nur gegen Gewährung ihrer Wünsche anerkennen zu wollen. Der Kaiser aber wies alle Bedingungen zurück und forderte die Auflösung des Bundes, der dagegen durch Beitritt neuer Mitglieder sich verstärkte. Jetzt bekam Eberhard den Auftrag, den Widerstand Städter und Landvogt.
Bebrückung und Gefährdung der Städte.

der Städte zu brechen; Karl selber belagerte die Stadt Ulm im October 1376. Die Bürger wehrten sich aber mannhaft, Ulm ward nicht bezwungen und bei Reutlingen errangen die Städter im Mai 1377 über Eberhards Sohn Ulrich einen glänzenden Sieg. Graf Eberhard zerschchnitt das Tischtuch, als sein heimkehrender Sohn sich mit ihm zum Essen setzen wollte.¹⁾ Nun glaubte Karl die Kraft der Städte doch beachten zu müssen: er befreite noch im Mai die schwäbischen Städte von der über sie verhängten Reichsacht und gestattete ihnen den bewaffneten Bund; er entzog dem Grafen von Württemberg die Landvogtei wieder, die er dem Herzog Friedrich von Bayern ertheilte, und vermittelte den Frieden von Nürnberg am 30. August 1378.

Fassen wir von Karls IV. Söhnen zuerst Sigismund und dann Wenzel ins Auge! —

Sigismund, König in Ungarn.

Als Ludwig der Große starb, war seine Tochter Maria erst zwölf, ihr Bräutigam Sigismund erst vierzehn Jahre alt.²⁾ Die Großen setzten desungeachtet Maria am 17. September 1382 die Krone auf, nannten sie ihren König,³⁾ Sigismund erhielt den Titel Landesvormund. Aber weder Maria noch Sigismund führten die Regierung, sondern nach Ludwigs letztem Willen die Königin-Witwe Elisabeth.

Diese war klug, thatkräftig, aber auch herrschsüchtig, zur Verstellung geneigt, nicht in offener, sondern in arglistiger Durchführung ihrer Pläne sah sie den Genuß der Regierung. Mit Rath und That stand ihr der treue Palatin Nikolaus Garay zur Seite: Ludwig hatte ihn aus niederem Stande zu hohem Range erhoben, seine Anhänglichkeit an das Königshaus war unerschütterlich. Die Großen aber haßten den Emporkömmling, der jeden Widerstand streng und grausam niederzuwerfen gewohnt war. Bald erhoben sich einzelne Magnaten gegen die Regierung des allmächtigen Günstlings. In Kroatien traten Johann Horvath und dessen Bruder Paul, Bischof von Ugram, an die Spitze der Unzufriedenen, obschon sie selbst erst unter Ludwig zu Ehren und Reichthum gelangt waren.

Im Jahre 1384 sandten die Auführer an Karl den Kleinen von Neapel, den Neffen jenes Karl von Durazzo, den Ludwig auf einem Zuge gegen Neapel in Aversa hatte hinrichten lassen, und forderten ihn auf, die Krone Ungarns

¹⁾ Stälin, l. c. III, p. 320—322.

²⁾ Horvath, Geschichte Ungarns, I, S. 233 ff. — Szalay, Geschichte Ungarns, II, S. 321 ff. — Eszday, l. c. I, p. 372. — Böhmner-Huber, Regesta, p. 376.

³⁾ Coronata fuit in regem — heißt es bei Schwandtner, l. c. III, p. 18. — Szalay bemerkt l. c. II, p. 321: „Unsere tapferen Ahnen meinten, den Nachtheilen einer Frauenregierung dadurch abzuheffen, daß sie Maria nicht als Königin, sondern als König krönten“. — Laurentius de Monacis, ihr Zeitgenosse, sagt:

„Hanc regem appellant animis concordibus omnes
Regnicolae, illustant hoc regis nomine sexum.“

sich auf das Haupt zu setzen. Karl der Kleine war von Ludwig erzogen, von ihm auf den Thron von Neapel erhoben worden und hatte ihm, als er Ungarn verließ, eidlich gelobt, nie eine seiner Töchter in ihrem Erbe zu beunruhigen: dennoch nahm er jetzt den Antrag an, obgleich seine Gemahlin ihm den Untergang weissagte, und erschien im September 1385 in Agram, wo ihm der kroatische Adel seine Huldigung darbrachte.¹⁾

Karl
der
Kleine.

Jetzt erst, da die Gefahr groß war, ließ Elisabeth Sigismund mit Maria trauen. Bisher hatte der Luxemburger gar keinen Antheil an der Regierung Ungarns gehabt, war Elisabeth sogar schuld daran, daß er die Aussicht auf Polen verlor, gedachte sie sogar, ihre Tochter Maria an Ludwig, Herzog von Orleans, Bruder Karls VI. von Frankreich, zu vermählen. Empört über diese Behandlung, hatte Sigismund Ungarn verlassen und sich in Polen, Brandenburg, Böhmen umgetrieben. Jetzt aber galt er als Rettungsanker: einmal würden die mit dem Weiberregimente unzufriedenen Ungarn lieber einem Fürsten gehorchen, und dann würde die ganze Macht des Hauses Luxemburg für den Besitz Ungarns eintreten. Darum ward jetzt Sigismund im November 1385 mit Maria vermählt, von den Großen als Regni Hungariae tutor,²⁾ von Elisabeth als Rex begrüßt und eilte von den Festlichkeiten weg nach Böhmen, um ein Heer gegen die Rebellen und gegen Karl von Neapel ins Feld zu führen.

Sigis-
mund.

Während aber die Kriegsrüstungen des Luxemburgers lange Zeit in Anspruch nahmen, drang Karl von Agram rasch gegen Ofen vor. Auf die Anfrage Elisabeths nach der Ursache seiner Ankunft antwortete er: Ludwigs Wohlthaten werde er nimmer vergessen; er sei gekommen, um die Wirren in Ungarn und den Streit der Königin mit ihrem Volke zu schlichten. Die Königin hatte kein Heer, sie nahm zur List und Verstellung ihre Zuflucht und erwartete Rettung von der Zeit und von der Ankunft Sigismunds. Sie that, als habe sie kein Mißtrauen in Karls Absichten, sie fuhr ihm entgegen zu freundlichem Empfang, lud ihn ein, in der Königsburg zu Ofen zu wohnen. Karl vergalt List mit List, lehnte die Einladung höflich ab; als er aber das Volk sich günstig gestimmt wußte und die Großen ihm in Menge zuströmten, ließ er sich von seinen Anhängern in stürmischer Versammlung zu Ofen zum Reichsverweser Ungarns ernennen und bald darauf erbitten, König von Ungarn zu werden.³⁾

Karl
in
Ungarn

Ein einziger Greis hatte den Muth, der Versammlung den Rechtsbruch, die Undankbarkeit und Treulosigkeit vorzuwerfen und als ihre Folgen die Schrecken des Bürgerkrieges vorzustellen; doch seine Worte verhallten fruchtlos. Eine Abordnung der Großen forderte Maria auf, zu Gunsten Karls der Krone zu entsagen. Sie willigte ein, nur verlangte sie sicheres Geleit, um zu ihrem Gemahle nach Böhmen reisen zu können. Es war ihr erst damit, nicht aber ihrer Mutter, als diese, nach schwerem, innerem Kampfe, ihrer Miene wieder Meisterin,

Maria
muß der
Krone
entsagen.

¹⁾ Szalay, l. c. II, p. 325—329. — Eszday, l. c. I, p. 374 f.

²⁾ Verhag des Reiches.

³⁾ Fejér, Codex diplom., X, p. 276. — Szalay, l. c. II, p. 330 f.

freundlich zu Karl sagte: „Mein Sohn, ergreife du die Zügel, dir fällt das Scepter zu! Frauen vermögen die stolzen Ungarn nicht zu zügeln!“ — Karl ließ durch das ganze Reich verkünden: die Königin, der Regierungslast sich nicht gewachsen fühlend, habe die Krone freiwillig in seine Hände niedergelegt. Damit aller Welt dies kund werde, mußten beide der Krönung in Stuhlweissenburg am 31. December 1385 beistehen. Aber hier vermochten sich die Frauen nicht mehr zu beherrschen: sie sanken laut schluchzend vor dem Marmorbilde des Großen Ludwig nieder, und Mitleid und das Gefühl, daß sie Unrecht thue, ergriff die Menge, und der Zorn war nur dumpf und freudelos, als der Erzbischof von Gran mit der Krone in der Hand die Anwesenden fragte: „Wollt ihr diesen Karl zum König?“ Kein Festjubiläum erscholl wie sonst, und düstere Anzeichen ließen das Volk sich unter der neuen Regierung kein Glück weisagen, wohl aber Elisabeth Hoffnung auf einen Umschlag fassen. Sie schrak vor keinem Mittel zurück, um Rache zu üben. Mit Nikolaus Forgach, Obermundschenck der Königin, ein starker Mann, nahm die That auf sich. Karl hatte die Königinnen, um sich den Anschein der Milde zu geben und sie zugleich besser bewachen zu können, mit sich in die Königsburg nach Ofen genommen. Elisabeth verlangte den König am 7. Februar 1386 zu sprechen, weil wichtige Brieffschaften von Sigismund eingetroffen seien. Karl kam sogleich: das Gespräch war freundlich. Da kamen Garay und Forgach und andere unter dem Vorwande, sich von der Königin zu verabschieden. Auf ein Zeichen Garays zog Forgach einen unter seinem Kleide versteckten ungarischen Weilstock (Gyssa) hervor und führte auf das Haupt des arglosen Königs schnelle schwere Hiebe. Die italienische Wache floh erschrocken aus dem Palaste und in der Nacht aus der Stadt. Karl schleppte sich mit Mühe in seine Wohnung. Niemand erhob sich für ihn: in der Nacht ward er nach Bischofsgrad abgeführt und dort im Gefängnis, als seine Wunden zu heilen schienen, am 24. Februar 1386 erdrosselt oder durch Gift getödtet.

So endete Karl der Kleine, von den Italienern Carlo de la pace genannt, Karl III. unter den Königen Neapels, Karl II. unter den Königen Ungarns, im vierzigsten Jahre seines Alters, sonst als Freund der Dichtkunst und der Geschichte gelobt. Er hatte Johanna I. von Neapel entthront, gefangen gesetzt und, als Mannschaft zu ihrer Befreiung herannahte, am 22. Mai 1382, erdrosseln lassen. Jetzt hatte ihn, wie zur Wiedervergeltung, gleichfalls ein gewaltsamer Tod ereilt.

Doch mit Karl war in Ungarn nicht seine Partei vernichtet: zwar mordete das Volk in Ofen, sobald durch die Straßen ausgerufen wurde, daß die Königin Maria wieder regiere, wen es von seinen Italienern noch in den Häusern traf; allein in Kroatien sammelten die Horvathy ein neues Heer. Und es war das Unglück Elisabeths und Garays, daß sie diese Bewegung unterschätzten.

Ja, Elisabeth war so siegesgewiss, fühlte sich im Besitze der Macht so sicher, daß sie von Sigismund nichts mehr wissen wollte, weil er Ländereien in Ungarn an seinen Vetter verpfändet habe. Auch Maria liebte Sigismund nicht, durch seine Verschwendung und seine Ausschweifung verletzt. Sigismund hatte

Karls
Krönung.

Elisabeths
Arglist.

Karls
Ende.

Maria
wieder
Königin.

jedoch, um seine Rechte in Ungarn geltend zu machen, die Mark Brandenburg mit allen dazugehörigen Landschaften an seinen Bruder Wenzel abgetreten, am 13. November 1385, wofür denn auch Wenzel im April 1386 mit einem ansehnlichen Heere mit Sigismund bis Raab kam. Nur die Noth trieb Elisabeth, Wenzels Vermittlung anzusprechen, die denn am 12. Mai auch dahin ausfiel, daß alle Schulden, die Sigismund aus Veranlassung des gegenwärtigen Krieges gemacht habe, von der ungarischen Regierung übernommen werden müßten; Elisabeth sollte sich mit einem Leibgeding begnügen und Maria regieren und Sigismund als ihr Gemahl mit ihr leben.¹⁾ Elisabeth kümmerte sich nicht um diesen Ausspruch, doch blieb sie nicht mehr lange ein Hindernis für Sigismunds Pläne. Garay glaubte nämlich, daß die Gegenwart der beiden Königinnen in Kroatien das beste Mittel sei, den Aufstand zu dämpfen und beredete sie zu einer Reise nach Kroatien. Die Aufständischen hatten jedoch geschworen, die Ermordung König Karls zu rächen, und überfielen am 25. Juli 1386 die Königinnen, die ohne Bedeckung einer bewaffneten Schar reisten, bei Diakovar in einem Hinterhalt. Ein verzweifelter Kampf entspann sich. Blasius Forgach ward vor den Augen der Königinnen enthauptet, Garay, der lange heldenmüthig ihren Wagen vertheidigte, von hinten zu Boden gerissen und ihm gleichfalls der Kopf abgeschlagen. Die wehrlosen Frauen wurden aus dem Wagen gerissen und unter Todesdrohungen in das Bergschloß Novigrad geschleppt. Die Häupter des Forgach und Garay wurden an Margareta, die Witwe Karls, zum Zeichen, daß er gerächt sei, nach Neapel geschickt und sein Söhnlein Ladislaus zur Übernahme der Krone Ungarns erbeten. Die Witwe forderte die Auslieferung der gefangenen Königinnen, um Rache an ihnen zu üben, und sie wäre erfolgt, hätte nicht Venedig es verhindert. Die Vereinigung von Neapel und Ungarn zu verhindern, trat der Doge jetzt für die Rechte der gefangenen Maria auf und ließ Novigrad mit allen Mitteln belagern. Die Verschwörer in der Festung drohten mit Erhängung der beiden Königinnen, wenn der Angriff nicht aufhöre, und erdroffelten wirklich Elisabeth vor den Augen ihrer Tochter.

Mark Brandenburg.

König Wenzel vermittelt.

Elisabeth und Maria gefangen.

Novigrad.

Venedig

Ende Elisabeths.

In Ungarn war indes keine Regierung. Die Großen versammelten sich in Ofen, wo Sigismunds Anhänger den Beschluß durchsetzten, daß er zur Hilfe gerufen und zum Reichshauptmann ernannt werde (*Regni Hungariae Capitaneus*). Alles stand auf dem Spiele, und Sigismund kam denn auch schnell mit einem Heere nach Ofen. Die Lage war ernst. Kroatien war im Aufstand, desgleichen Bosnien; die Moldau und Walachei wollten sich von Ungarn losreißen, Polen hatte soeben, im Februar, Galizien besetzt;²⁾ ja Ungarn stand sogar in Gefahr, unter Polen zu kommen; da riefen die Großen Sigismund zum Könige aus.³⁾ Am 31. März 1387 ward er mit großer Feierlichkeit in Stuhlweißenburg gekrönt.

Sigismund König von Ungarn.

¹⁾ Pelzel, Lebensgeschichte des Königs Wenzeslaus. Urkundenbuch. I.

²⁾ Von da an blieb Galizien bei Polen bis zur ersten Theilung Polens, welche im Jahre 1772 stattfand.

³⁾ Sigismund beruft sich daher in seinen Urkunden auf seine Erwählung, und der Doge Steno redete ihn 1412 mit den Worten an: „Regnum tuum, quod non jure hereditario, sed electionis scrutinio ad te delatum est, nobis adiuvantibus creatum.“ Aber man hätte ihn nicht gewählt, wäre nicht Maria seine Gemahlin gewesen. Szalay, Geschichte Ungarns, II, S. 388.

Die erste Sorge des neuen Königs war, seine gefangene und in Lebensgefahr schwebende Gemahlin zu befreien. Horvathy wurde in einer blutigen Schlacht geschlagen, die Verschworenen gaben die Königin frei gegen das Versprechen ungehinderten Abzugs nach Bosnien. Am 4. Juli 1387 traf die vielgeprüfte Maria mit Sigismund in Ugram zusammen. Sie nannte ihren Gemahl auf einem Reichstage in Ofen König; die oberste Anführung im Kriege blieb ihm vorbehalten, obgleich Maria eigentlich regierende Königin war und Sigismund nur Mitregent. Doch wurde das Verhältnis zwischen Maria und dem leichtfertigen Sigismund erst innig, als jene die Verschwörung einiger Großen, welche die Vernachlässigung der Königin an ihrem Gemahle rächen wollten, Sigismund selber entdeckte und ihn so rettete.

Maria
frei.

Maria
und
Sigis-
mund.

Sigis-
munds
Kriege.

Sigismunds Regierung in Ungarn war ein steter Kampf gegen Aufständische, gegen den Fürsten von der Moldau, der schon im Jahre 1387, und den Wojwoden der Walachei, der sich im Jahre 1389 von Ungarn lossagte und dem Polenkönige Wladislaw Jagello sich anschloß, ferner gegen Twarcko I., König von Bosnien, und gegen die Horvathys, welche noch immer einige Burgen in Kroatien behaupteten und von Twarcko I. unterstützt wurden, und endlich gegen die neapolitanische Partei und die Türken.

Moldau und Walachei blieben trotz wiederholten Eingreifens Sigismunds doch für die ungarische Krone verloren. — In Bosnien hatte sich nach dem Tode Ludwigs des Großen Twarcko I. erst im Jahre 1385 nach Abtretung Cattaros zur Parteinahme für Maria entschlossen.¹⁾ Doch schon 1387 war Twarcko wieder ein offener Gegner Marias und machte sich daran, Kroatien und Dalmatien an sich zu reißen, und er erreichte sein Ziel im Juli 1390,²⁾ nur Zara blieb dem Könige Sigismund treu. Twarcko I. starb zum Glück schon im März 1391, und dessen Bruder und Nachfolger Dabitscha (1391—1395) huldigte dem Ungarnkönige im Jahre 1394, so daß Kroatien und Dalmatien wieder ungarisch, Sigismund aber zum Nachfolger Dabitschas in Bosnien erklärt wurde.³⁾ — Dobor, die Hauptburg der Horvathy, wurde im Jahre 1393 erstürmt,⁴⁾ Johannes Horvathy ward später gefangen, zu Fünfkirchen an den Schweif eines wilden Rosses gebunden, durch die Straßen der Stadt geschleift, dann mit glühenden Zangen gezwickt und geviertheilt. — Wie schwankend aber Sigismunds Herrschaft noch war, zeigt, daß damals (1393) zweiunddreißig Männer von edler Abstammung unter einem kühnen Anführer, Stephan Ronth, in den Wäldern von Sirmien, dem königlichen Ansehen lange zu trotzen vermochten; nur durch Wortbruch gelang es dem Georg Bajdash, sie in Sigismunds Gewalt zu bekommen. In Ofen vor ihn geführt, verweigerten die zweiunddreißig Flüchtlinge ihm jedes Zeichen der Anerkennung, und in der ersten Aufwallung des Zornes ließ Sigismund alle ohne jede rechtliche Form enthaupten. Alle starben furchtlos, Ronth empfing zuletzt den Todesstreich, rückwärts gelehnt, um ihm entgegenzusehen. Als dessen Edelknabe Esoka über den Tod des Herrn bitterlich weinte, wollte ihn Sigismund damit trösten, daß er an ihm einen besseren

Ungari-
sche Bu-
stände.

1) Plaić-Bojnić, Geschichte Bosniens, S. 206—212. Leipzig 1885.

2) Ibid. p. 240—248.

3) Ibid. p. 248—267.

4) Esudah, l. c. I, p. 381.

Herrn haben werde. Doch der Kleine entgegnete: „Ich will nie einem böhmischen Schwein dienen“, und starb muthig wie sein Herr.

So nahm Sigismund Rache für die Gefangenschaft Marias, deren Leiden ihre Gesundheit in der Blüte ihres Alters untergraben hatten. Sie starb fünfundzwanzig Jahre alt, kinderlos, am 17. Mai 1395 — und mit ihr endete die Herrschaft der Anjou in Ungarn.¹⁾

Marias
Tod.

Zwar sprach Hedwig, Marias Schwester, die schöne und tugendreiche Königin von Polen, Ungarn als Erbe an, und ihr Gemahl Jagello wollte sogleich mit einem Heere in Ungarn einbrechen: allein die Magyaren wollten nicht polnisch werden, und der Primas Johannes Kanizsay wirkte mit Waffen und Überredung so erfolgreich für Sigismund, daß Jagello und Hedwig nicht bloß sich zurückzogen, sondern auch auf die Krone Ungarns verzichteten.

Hedwig
und
Jagello.

Die Hinrichtung jener zweiunddreißig Flüchtlinge ohne verfassungsmäßigen Rechtspruch und weiter der Umstand, daß Sigismund ohne Einwilligung der Großen anfangs 1396 seinen Bruder Wenzel in einem Erbvertrage zu seinem Nachfolger in Ungarn erklärte und so in Ungarn die Wahlfreiheit gefährdete, regte die Ungarn von neuem gegen ihn auf.²⁾ — Der drohenden Gefahr suchte Sigismund zu begegnen durch Ablenkung der kampflustigen Kräfte zum bekannten Kreuzzuge, der im Unglücke bei Nikopolis 1397 endete, worauf die Gegner in Ungarn zu Gunsten des Ladislaus von Neapel sich neuerdings regten. Klug und energisch griff diesmal Sigismund ein: das Haupt der Gegner, Stephan Laczfi, wurde hingerichtet, die Mehrzahl der Ungarn aber durch die zeitgemäßen Beschlüsse des Reichstages von Temesvar im September 1397 gewonnen. Beschlossen wurde hier neue Rüstung gegen die Türken, alljährliche Einberufung einer Reichsversammlung beim Könige oder Palatin und Fernhaltung der Fremden von Ämtern und Würden.³⁾

Sigis-
mund

unglück-
lich bei
Niko-
polis,

greift
durch,

Vier Jahre war nun Ruhe in Ungarn. Im Jahre 1401 aber erregte die fortgesetzte Begünstigung der Ausländer und besonders die Nachricht, daß Sigismund in einem Erbvertrage über Ungarn zu Gunsten Joſts von Mähren verfügt habe, einen neuen Sturm. Sigismund wurde von den Magnaten am 28. April 1401 in Ofen gefangen genommen und auf eine feste Burg gebracht. Jetzt begannen aber die Magnaten zu hadern: die einen riefen Wladislaw Jagello herbei, andere Ladislaus von Neapel, eine dritte Partei war für den Habsburger Wilhelm von der Leopoldinischen Linie, einstigen Verlobten Hedwigs, und zum Überflusse rückte auch Joſt von Mähren ungerufen mit Kriegsvolk heran. Ungarn stand vor einem entsetzlichen Wirrwarr, was die Magnaten bewog, am 27. October Sigismund wieder auf den Thron zurückzuführen gegen Zusicherung allgemeiner Amnestie. Als aber Sigismund am 16. August 1402 mit den österreichischen

gefangen
in
Ofen

und
wieder
an-
erkannt.

¹⁾ Sieh Stammtafel der Arpaden auf der nächsten Seite.

²⁾ Thuróczi, I. c. IV, 7. — Pelzel, I. c. Urkundenbuch, CXXIV.

³⁾ Huber, Geschichte Österreichs, II, S. 354—360. — Szalay, I. c. II, p. 355 bis 367. — Eszabay, I. c. I, p. 388 f.

Habsburgern einen Erbvertrag schloß und von den ungarischen Ständen am 14. September die Zustimmung zur Nachfolge seines „gesetzlichen Erben“ Albrecht IV.

Zur Geschichte Ungarns und wie die Anjou auf diesen Thron gelangten (vergl. S. 180 ff., 475 ff. dieses Bandes), folge hier noch die Stammtafel der Arpaden:

Almos,

beim Auszug von den sieben Häuptern zum Anführer gewählt

1. Arpad

führt 889 die hundertacht Geschlechter über Munkacs ins Land, † 907

2. Boltan, 907—946

3. Latsch, 946—972

4. Geisa I. (972—997), Gemahlin: Sarolta			Michael	
5. Stephan der Heilige, 997—1038, getauft 995, gekrönt 1000 Emmerich der Heilige, † 1030.	6. Gisela, verm. mit Otto von Burgund 6. Peter, 1038—1041, 1044—1046.	Sarolta, verm. mit 7. Samuel Abä, aus dem Stamme Eb, 1041—1044.	Bazul, gebendet 1038.	Ladislaus d. Kahle, † 1038 8. Andreas I., der Katholische, 1046—1061 10. Salomo, 1063—1074.
11. Geisa II., Herzog 1064, König 1074—1077	12. Ladislaus I., der Heilige, 1077—1095, Kroatien 1089.	Lambert Almos Constantin, Ungarn als Herzogthum 1102, gebendet 1113, † 1129		
13. Koloman Königsves, 1095—1114, erobert Dalmatien und Rama	15. Bela II., der Blinde, 1131—1141			
14. Stephan II., 1114—1131.	Sophia Saul, König 1117.	Boris (Bartholomäus), 1132—1133.		
16. Geisa III., 1141—1161	18. Stephan IV., 1162, † 1164.	17. Ladislaus II., 1161—1162, Herzog zu Rama 1138.		
19. Stephan III., gekrönt 1162, † 1173.	20. Bela III. (Alexius), 1174—1196, Dalmatien an Byzanz 1173, wieder erobert 1180			
21. Emmerich, 1196—1204, unterwirft Serbien und Bulgarien	23. Andreas II., der Hierosolymitaner, König von Galicz 1188, Herzog von Kroatien, Dalmatien und Rama, 1196—1198, Regent Ungarns 1204, König 1205—1235			
22. Ladislaus III., das Kind, geb. 1199, gekrönt 1204, † 1205.				
24. Bela IV., 1235—1270, Steiermark 1251—1260	Koloman, Fürst von Galicz 1214, Herzog von Kroatien 1223.	Elisabeth, die Heilige.	Stephan Posthumus, geb. in Efte, Podestà in Ravenna, Gem.: Thomasina Morosini	
25. Stephan V., 1270—1272, zwingt die Bulgaren zu Tribut	Kunigunde, die Heilige.	Margareta, die Heilige.	27. Andreas, der Venetianer, 1290—1301.	
26. Ladislaus IV., der Kumane, 1272—1290, Gem.: Isabella, Tochter Karls I. von Anjou.	Maria, Gem. Karls II. von Neapel Karl Martel, 1290—1295.			

von Österreich erwirkte, begann die neapolitanische Partei, von Papst Bonifaz IX. gefördert, wieder ihre Agitation, und nach kurzer Zeit war Dalmatien, Kroatien und ein Theil Ungarns von ihr gewonnen. Ja, am 5. August 1403 wurde Ladislaus von Neapel in Zara von Johann Kanizsah, Erzbischof von Gran, zum König gekrönt. Die Partei Sigismunds aber, geführt vom Palatin Nikolaus Garay und von Stibor, Wojwoden von Siebenbürgen, gewann bald die Oberhand, und schon im November 1403 kehrte Ladislaus nach Neapel zurück, nachdem er außer Dalmatien alles verloren hatte.¹⁾

Ladislaus von Neapel

Rasch stieg nun das Ansehen Sigismunds in Ungarn zu nicht geringem Theile infolge seines milden Auftretens und einer Reihe wohlberechneter Gesetze. Vor allem führte er durch Decret von Preszburg, 6. April 1404, das *placetum regium* ein, wonach eine päpstliche Verordnung erst nach königlicher Genehmigung gelten sollte. Auf dem Reichstage zu Ofen im April 1405 wurden die königlichen Freistädte, deren Zahl bedeutend vermehrt wurde, unter die Landstände, als vierter Stand eingereiht und zugleich deren innere Organisation fester ausgestaltet. Im August desselben Jahres erhielten endlich auch die Bauern das Recht, vom herrschaftlichen Gerichte an das Comitatsgericht zu appellieren.²⁾

Sigismunds Gesetzgebung

Unterdes hatte Sigismund auch begonnen, die Autorität der Stephanskrone bei den südlichen Nebenkändern wieder herzustellen. Es gelang ihm dies nur bei Bosnien, denn die Moldau blieb im Lebensverhältnisse zu Polen, die Walachei, Bulgarien und Serbien waren seit der Niederlage bei Koffowo der türkischen Oberhoheit verfallen. In Bosnien dagegen hätte Sigismund vertragsmäßig dem im Jahre 1395 verstorbenen Dabitscha nachfolgen sollen. Allein die dortigen Großen waren dagegen und riefen die Königin-Witwe Helena als vormundschaftliche Regentin für ihren unmündigen Sohn Twariko II. aus. Die ungarische Oberhoheit war damit wieder beseitigt und blieb es auch, als Ditoja im Jahre 1398 mit Verdrängung Helenas sich des Thrones bemächtigte. Geleitet von dem mächtigen Wojwoden Hervoja stellte sich Ditoja auf Seite des Präidenten Ladislaus von Neapel in der Hoffnung, von diesem dann wieder in den Besitz von Kroatien und Dalmatien gesetzt zu werden. Die Niederlage des Ladislaus im Jahre 1403 und feindliche Bewegungen in Bosnien selbst bewogen Ditoja im Jahre 1404 dem Könige Sigismund zu huldigen, und dieser brachte es durch wiederholte Feldzüge in den folgenden Jahren dahin, daß im Jahre 1410 alle bosnischen Widersacher niedergeworfen waren, Bosnien selbst aber zerstückelt, zum Theil unter directe ungarische Verwaltung gestellt, zum Theil als ungarisches Lehen vergeben wurde. Die Erfolge Sigismunds in Bosnien bewirkten, daß um die Wende von 1408 auf 1409 auch Sebenico, Rona und Trau, wichtige Bollwerke des Ladislaus von Neapel, dem Ungarerkönige huldigten.³⁾ Von weiteren Unternehmungen gegen Südosten wurde Sigismund abgehalten durch seine Verwicklung in die Angelegenheiten des Westens.

und Erwerbung Bosniens.

¹⁾ Huber, l. c. II, p. 360—368. — Szalagh, l. c. II, p. 371—384. — Ujdaah, l. c. I, p. 390—392.

²⁾ Ujdaah, l. c. I, p. 392 f.

³⁾ Huber, l. c. II, p. 368, 368, 369—371.

Wenzel und der große Städtebund.

Wenzels
Charakter.

Also der siebzehnjährige Wenzel waltete seit 1378 als König über Böhmen und Deutschland. Wenzel war gebildet, mit Witz und Verstand begabt, wohlmeinend und rechtliebend, aber ohne Selbstbeherrschung und Ausdauer, namentlich schnell entmuthigt, wenn ein erster Anlauf mißlang, launenhaft, weil früh an Macht gewöhnt, geneigt, seinem Gelüste zu folgen und rücksichtslos durchzugreifen, besonders im ersten Ungestüm seiner Jugend.¹⁾ Die „Limburger Chronik“ bemerkt zum Jahre 1376: „Und Wenzeslaus römischer König zu Beheim legte sich wunderlich an. Denn er ritt des nachts in der Stadt zu Prag allein selbst drit oder selbst ander um also, und schlug sich mit den huten, als ein ander hut, und trieb also viel umglimpf und hüberey, daß alle Welt Ihn begunt zu hassen.“²⁾ Dennoch werden die ersten zehn Jahre von Wenzels Regierung über Böhmen gerühmt, denn ungetrübte Ruhe, allgemeiner Wohlstand, Ordnung in den Finanzen herrschte, Gerechtigkeit wurde schnell und kräftig gehandhabt; nur ist zu bemerken, daß die tüchtigen Rätthe seines Vaters im Anfange noch lebten und die Regierung leiteten.

Wenzel selber vergnügte sich meist mit der Jagd; für große Jagdhunde hatte er eine solche Vorliebe, daß er sie sogar in der Nacht in seinem Zimmer behielt, was zur Folge hatte, daß seine erste Gemahlin, Johanna von Bayern, (1386) als sie in der Nacht aufstand, von ihnen zerrissen wurde.

Die
Kirche
in
Deutsch-
land.

Als deutscher König hatte Wenzel große Aufgaben zu lösen und bewies auch anfangs den aufrichtigen Willen, die Kirchenspaltung zu unterdrücken und den Frieden in Deutschland herzustellen. Der König sprach auch sogleich auf das entschiedenste seine Anhänglichkeit für Urban VI. aus und brach sogar mit seinem Verwandten, dem Könige von Frankreich, weil dieser den Gegenpapst stützte. Der Streit der Gegenpäpste wirkte auflösend in Deutschland, und Einheit der kirchlichen Leitung wurde mit jedem Jahre nöthiger, zumal bisher verborgen gehaltene, der Kirche feindselige Anschauungen jetzt offen aufzutreten wagten, wie die oben citierte Bemerkung der „Limburger Chronik“ zum Jahre 1389 beweist.³⁾

Fürsten
und
Städte.

Namentlich aber erforderte der Streit der Fürsten und Städte im südlichen Deutschland das Einschreiten des Königs. Siegten die Fürsten, so wurde Deutschland in lauter kleine Staaten zerrissen — und erlag das aufstrebende Bürgerthum;⁴⁾ siegten die Städte und schloß sich ihnen der König an, so war die demokratische Richtung durch ganz Deutschland Meister

¹⁾ Lindner, Geschichte des deutschen Reiches vom Ende des 14. Jahrhunderts, I, 2, S. 170—177. Braunschweig 1880.

²⁾ Palacky, I. c. III, 1, p. 12 ff.

³⁾ Vergl. S. 252 f. dieses Bandes.

⁴⁾ Über das allmähliche Emporkommen des Städtewesens vergl. Arnold, Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte, 2 Bände. Hamburg 1854.

über die aristokratische, und wäre Deutschland nach und nach ein einheitlicher Staat auf bürgerlicher Grundlage geworden. Zum Schutze wider Vergewaltigung durch Fürsten und Herren hatten vierzehn schwäbische Gemeinden, nämlich Ulm, Constanz, Rottweil, Weil, Reutlingen, St. Gallen, Überlingen, Memmingen, Vöhringen, Ravensburg, Lindau, Kempten, Kaufbeuren und Esslingen, 1376 den sogenannten Großen Bund geschlossen, worin sie sich gelobten, sich nie vom Reiche trennen zu lassen, Streitigkeiten unter sich nach Minne und Recht zu schließen, gegen alle ungesetzliche Gewalt, von wannen sie auch kommen möchte, einander beizustehen. Dieser Bund hat sich, wie wir gesehen haben, behauptet gegen den wilden Grafen Eberhard von Württemberg und hat dem Kaiser Karl IV. die Bestätigung abgerungen. Dieser Bund erweiterte sich derart, daß er 1377 schon 27, seit 4. Juli 1379 aber 32 Städte und mehrere benachbarte Fürsten umfaßte.

Der große Bund der Städte.

Wenn Wenzel dem Bunde sich anschloß, wenn er seine Kräfte einigte, leitete, beflügelte, so mußte er siegen — und Wenzel hatte auch etwas in seinem Wesen, was ihn zu den Städten hinzog, ganz im Gegensatze zu seinem Vater, welcher den Fürsten die Städte opferte, und wurde die ganze Zeit seiner Regierung, wie von einem Gespenste, von dem Gedanken verfolgt, die Fürsten möchten ihn eines Tages absetzen.

Und in der That zeigten sich die Fürsten gleich im Anfange wenig rücksichtsvoll gegen die Mahnung ihres Königs. Zum Reichstage nach Nürnberg, den er wenige Wochen nach dem Tode seines Vaters ausschrieb, erschienen so wenige Fürsten, daß er eine neue Versammlung nach Frankfurt ansagen mußte. Hier wurde denn auch im Februar 1379 beschlossen, ganz Deutschland müsse den Landfrieden wahren und mit dem Könige wie ein Mann bei Papst Urban VI. beharren. Stolz wurde den Abgesandten Frankreichs, die für Clemens VII. sprechen wollten, bedeutet, der römische König und künftige Kaiser sei der alleinige Schutzbvogt der Kirche.¹⁾ —

Die Fürsten.

Landfrieden.

Leopold III. von Österreich und die Eidgenossen.

Eine der ersten Regierungshandlungen Wenzels, und zwar auf dem Reichstage zu Frankfurt, war am 25. Februar 1379 die Ernennung des Herzogs Leopold III. von Österreich zum Landvogt in Ober- und Niederösterreich, wahrscheinlich um denselben aus seinen Beziehungen zu Clemens VII. herauszureißen und zugleich Habsburg dem aufstrebenden Haus Württemberg entgegenzustellen.²⁾

Leopold III. von Österreich.

Dieser Herzog Leopold war der jüngere unter den noch übrigen zwei Brüdern Rudolfs des Stifter, denn Friedrich (III.) war 1362 auf der Jagd

¹⁾ Palacky, l. c. III, 1, p. 15 ff.

²⁾ Ibid. p. 20—22. — Stälin, l. c. III, p. 328.

gestorben, aber auch der, welcher am meisten von Rudolfs hochstrebendem Geiste besaß, von seinem Eifer, die Ehre Habsburgs zu erhöhen. Der ältere Albrecht III., genannt mit dem Poppe, hatte mehr friedliche und gelehrte Neigungen. Während aber Rudolf IV. mehr Mann der Staatskunst war, zeigte sich Leopold als Kriegerheld immer gerüstet und zum Kampfe entschlossen: selten ließ er ein Jahr ohne Fehde verstreichen. Er war ein guter Feldherr und ein tapferer Soldat, ein ritterlicher Charakter, und ein Kreuzzug, den er 1372 gegen die heidnischen Preußen¹⁾ unternahm, gab ihm den Glanz eines Helden, der für das Christenthum kämpfte; dabei war er jedoch nicht geneigt, bloß mit Ruhm sich zu begnügen, er verlangte Theilung der österreichischen Lande, und zwar nahm er diejenigen Gebiete, von welchen aus am leichtesten Eroberungen gemacht werden konnten. In der Länderteilung von 1379 erhielt Albrecht III. für sich nur Ober- und Unterösterreich, Stadt Steyer, Hallstadt und das Fichtlerland, an Leopold III. aber trat er die Steiermark mit Wiener-Neustadt ab, Kärnten, Krain, die Windische Mark sammt Portenau, Istrien, Feltre, Cividale, Tirol, die Grafschaften Habsburg, Pfirt, Kyburg, die Markgrafschaft zu Burgau, die Landgrafschaft im Elsaß, Stadt und Herrschaft Freiburg, und was beide Herzoge gemeinschaftlich in Schwaben, im Breisgau, Elsaß besaßen: Freiburg nämlich hatte sich schon 1368 unter Österreichs Herrschaft begeben. Triest hatte im Kriege mit Benedig 1369 die Herzoge von Österreich zu Herren gewählt und ward 1382 von Leopold bleibend erworben. Valsugana war 1373 an die Habsburger abgetreten worden. Leopold III. war mit einer Visconti vermählt, sein Sohn Wilhelm mit der Tochter Ludwigs von Ungarn und Polen verlobt, also die Macht des Hauses war in stetem Zunehmen begriffen.

In Schwaben insbesondere wollte Leopold ein einheitliches abgerundetes Fürstenthum begründen, darum kaufte er schon 1375 die Grafschaft Felskirch mit Dornbirn, Höchst, Fussen und dem inneren Bregenzer Wald um 30.000 Goldgulden. Im gleichen Jahre erwarb er Haigerloch sammt Gebiet als Pfand und im Jahre 1381 kaufte er um 66.000 Goldgulden die ganze Grafschaft Hohenberg zu beiden Seiten des oberen Neckar. Wie willkommen mußte ihm bei seinen Plänen die Ernennung zum Landvogt von Schwaben sein! Dennoch mußte er diese Stelle niederlegen, da die Städte ihn nicht anerkannten, weil sie ihn fürchteten — und auch die schwäbischen Adligen fürchteten ihn.

Diese adeligen Herren aber gedachten nicht bloß den Herzog, sondern auch die Städte um ihre Macht zu bringen. Rheinauf und rheinab trat der Adel in Bündnisse zusammen: es gab einen Löwenbund, einen Bund vom Falken, vom Panther, vom Horn, von St. Georg, von St. Wilhelm, und fühlten die Städte überall sich angegriffen und bedrängt; sie merkten, daß es auf einen allgemeinen Schlag gegen die Stadtfreiheit abgesehen sei. Aber die Gefahr brachte ihnen Verstärkung: Mainz, Straßburg, Speier, Worms, Frankfurt, Hagenau, Weißenburg und Pfeddersheim traten dem Großen Bunde

1) Nicht im Jahre 1370; nach Egger, Geschichte Leopolds III., S. 18. Innsbruck 1869.

bei, welcher nach dem am 2. September 1381 erfolgten Anschluß Regensburgs schon 42 Städte zählte. Gewisse Spuren deuten auf Unterhandlungen zum Anschlusse der Hanse hin, und dann wäre der Erfolg auch ohne den König sicher gewesen; allein sie scheiterten, wahrscheinlich am Gegensatz der demokratischen Verfassung, die in den Städten des Südens, und der Geschlechterherrschaft, die in den Städten des Nordens waltete.¹⁾

Um Weihnachten 1381 war allgemeiner Krieg im Süden zwischen den Städten und den Ritterbünden. Am 9. April 1382 vermittelte Leopold III. von Österreich zwischen vierunddreißig Gemeinden und den Adelsgesellschaften und Württemberg Frieden und Bündnis, jedoch nur bis zum 6. Januar 1384. Bald gelang es den Feinden der Städte, den König Wenzel auf ihre Seite zu bringen. In Nürnberg wurde im März 1383 ein Landfrieden auf zwölf Jahre verordnet, welcher alle Bündnisse, also auch die Städtebündnisse, verbot. — Es war ein Schlag gegen die Städte, die sich demnach auch weigerten, demselben beizutreten, vielmehr durch den Beitritt von Windsheim und Weißenburg (im Nordgau), Eichstätt und Hohenlohe im Jahre 1383 und durch Beitritt Basels am 1. Januar 1384 sich verstärkten.²⁾

Städte
und
Ritter
1381
bis 1383.

Nun erließ Wenzel am 26. Juli 1384 die Heidelberger Stallung: die Herren versprachen hier ihre Vasallen von Schädigung der Städte abzuhalten; die Städte, deren Bündnis wieder anerkannt wurde, gaben das Pfahlbürgerthum auf. Beide Parteien sollten in Handhabung des Landfriedens sich beistehen.³⁾

Heidel-
berger
Stallung.

Der Friede war jedoch nur scheinbar, und die alten Gegensätze traten bald nur umso schroffer sich gegenüber, und beide Theile, Herren wie Städte, sahen in dem Streite, der zwischen Habsburg und den Eidgenossen ausbrach, einen willkommenen Anlaß zur endlichen Entscheidung der Frage durch das Schwert.

Wir sahen,⁴⁾ wie der Bund der Eidgenossen immer mehr sich ausdehnte. Luzern trat bei, 1353 schloß Bern ein ewiges Bündnis mit den drei Ländern Schwyz, Uri und Unterwalden. Zürich war 1351 beigetreten; 1352 wurden Glarus und Zug dazu genöthigt. Mit dem Jahre 1353 war also der Bund unter den acht alten Orten geschlossen. Es war das Streben nach weiterer Ausdehnung, das immer mehr um sich griff, nicht, wie der Geschichtschreiber der Eidgenossen behauptet, eine unvermeidliche Wirkung der wiederholten Angriffe von Seite Österreichs, sondern das demokratische Princip griff um sich, bis es entweder seine Gegner besiegte oder im Kampfe seine Kräfte erschöpfte. Geleugnet darf aber nicht werden, daß der Widerstand Habsburgs dem Bunde Festigkeit gab.

Die Eid-
genossen.

Bund der
acht alten
Orte.

¹⁾ Hagen, l. c. I, p. 310. — Stälin, l. c. III, 1, p. 335.

²⁾ Stälin, l. c. III, p. 336—338.

³⁾ Datt, De pace publica, p. 55 ff. Ulmae 1698. — Stälin, l. c. III, p. 328 ff. — Drobjen, l. c. I, p. 203—205.

⁴⁾ Vergl. S. 139 ff., 421 f. dieses Bandes.

Der Geschichtschreiber ist darum im Recht, wenn er sagt:¹⁾ „Ohne denselben hätte der Bund der drei Länder und selbst der Vierwaldstätter Bund das Schicksal so vieler anderer Bünde im deutschen Reiche gehabt, welche spurlos verschwanden. Noch fand aber nicht die leiseste Ahnung einer möglichen Trennung vom Reiche statt, und in den Bundesbriefen werden immer die Pflichten gegen Kaiser und Reich vorbehalten. Es dauerte nun 128 Jahre, bis die Zahl der wirklichen Orte der Eidgenossenschaft vermehrt wurde, obgleich in der Zwischenzeit von mehreren Orten verschiedene, zum Theile ewige Bündnisse mit andern geschlossen wurden. Bei dem Bunde der acht Orte machten eigentlich die drei Waldstätte Uri, Schwyz und Unterwalden den Mittelpunkt aus; sie allein waren mit jedem der fünf übrigen Orte unmittelbar verbündet. Es bestand kein Bündnis der Glarner mit Luzern, kein unmittelbarer Bundesvertrag der Züricher und Luzerner mit Bern, keine Verpflichtung der Berner gegen Glarus und Zug. Seine Kraft erhielt das Bündnis durch die Gefahren, welche die Freiheiten und Rechte aller Bundesgenossen bedrohten. Die Behauptung derselben war der einzige gemeinschaftliche Zweck der alten Eidgenossen; sonst blieb jeder Canton unabhängig für sich und richtete seine innere Verfassung, seine Gesetze, Sitze und Rechte nach eigenem, durch nichts beschränktem Gutdünken ein. Dieser Bund blieb so lange in seiner Blüte, bis seine Gestaltung den Forderungen der Zeit nicht mehr entsprach, oder richtiger noch, bis seine belebende Seele, der Geist der Freiheit und aufopfernden Vaterlandsliebe, so sehr von den Eidgenossen gewichen war, daß viele zwar frei für sich, aber gebietende Herrscher ihrer Unterthanen sein wollten; daß andere lieber ein allgemeines Unglück durch die Gewalt der Fremden, als ungleich getheilte Rechte sahen; noch andere sich nicht entschließen konnten, ihren Arm zur Vertheidigung bedrängter Eidsgenossen zu erheben, solange sie noch die betrügerische Hoffnung nährten, bei dem Untergange der übrigen selbst in ungestörter Ruhe fortdauern zu können.“

Die acht
Orte.

Zürichs
Separat-
friede.

Im Jahre 1355 schloß Zürich unter Vermittlung des Kaisers am 23. Juli zu Regensburg einen Separatfrieden mit Österreich, nach welchem der Bund der vier Waldstätte (nämlich Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern) und Zürichs anerkannt wurde, Glarus und Zug aber wieder österreichisch und von der Eidgenossenschaft gänzlich losgetrennt sein sollte. Luzern wurde zwar bei der Eidgenossenschaft belassen, doch sollte es die bisher schuldigen Abgaben an Österreich leisten. Zugleich verpflichtete sich Zürich, zur Durchführung dieser Bestimmungen Waffenhilfe zu leisten, selbst gegen ihre Schweizer Bundesgenossen. Letztere nun, die Eidgenossen, fanden es in überwiegender Mehrheit für gut, sich in einen Krieg für den Anschluß von Zug und Glarus nicht einzulassen, sondern die Sachlage anzuerkennen. Schwyz allein protestierte entschieden und wartete auf eine passende Gelegenheit, um die früheren Bundesverhältnisse wieder herzustellen. Solange aber das Haus Habsburg den Kaiser entschieden für sich hatte, war keine Aussicht auf Erfolg. Als aber Rudolf IV. durch seine Privilegien-Angelegenheit mit Karl IV. in Hader kam, brachen die Schwyzler in Zug ein und erneuerten mit demselben den

Protest
der
Schwyz-
zer.

¹⁾ Wögelin-Escher, Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, I, S. 225 f. Zürich 1860.

Bundeseid vom Jahre 1352.¹⁾ Das Verhältnis zwischen dem Hause Habsburg und den Eidgenossen war nun wieder ein strittiges und bei den vielfachen Verwickelungen der Habsburger blieb es auch strittig, bis es endlich den Zürichern gelang, am 7. März 1368 einen Ausgleich zu vermitteln, wonach Österreich die altherkömmlichen Abgaben aus Zug beziehen und den dortigen Landammann ernennen sollte. Doch sollte letzterer stets ein Schwyzer sein.²⁾ Dieser Ausgleich, der nach dem österreichischerseits thätigen Vermittler, dem Grafen Peter von Thorberg, auch Thorberger Friede genannt wird, war aber nur ein Waffenstillstand, der von Zeit zu Zeit erneuert wurde, officiell zwar bis 1385 dauerte, aber doch auch von Kriegslärm unterbrochen wurde, insbesondere im Jahre 1382 durch die sogenannte Kyburger Fehde.

Thor-
bergischer
Friede

Ein Vasall Leopolds III., der Graf von Kyburg, überfiel im Jahre 1382 nächstlicher Weise die Stadt Solothurn. Sie gehörte nicht zum Schweizerbund, aber die Eidgenossen nahmen sich ihrer an. Der Angriff wurde zurückgeschlagen. Auf eine Anfrage der Eidgenossen, erklärte Leopold, daß sein Vasall, der Graf von Kyburg, die Fehde, die er angefangen hatte, auch ausfechten möge. Thatsächlich wurde der Kyburger zu wenig unterstützt und mußte sich am 7. April 1384 zu einem demüthigenden Frieden verstehen. Die Schweizer aber glaubten während der Fehde bemerkt zu haben, daß Leopold III. doch nicht unparteiisch gewesen sei, und sannten auf ersten Kampf gegen ihn. Daher schlossen Zürich, Zug, Luzern, Bern und Solothurn am 21. Februar 1385 zu Constanz mit dem schwäbischen und mit dem rheinischen Städtebund (zusammen 51 Städte) ein neunjähriges Bündnis, das ganz deutlich gegen Leopold gerichtet war. Als nun auch König Wenzel offen gegen Leopold III. auftrat, demselben am 17. August 1385 die Landvogtei in Schwaben wieder nahm und selber die Reichsstädte gegen den Herzog als einen Anhänger des Gegenpapstes Clemens VII. bezte, glaubten die Schweizer den Zeitpunkt gekommen. Zürich und Luzern schlugen los im December 1385, und letzteres eroberte Rothenburg und annectierte Sempach und Entlibuch.³⁾

ge-
brochen.

Schwei-
zer und
Städte-
bund.

Die Eidgenossen also eröffneten die Thätlichkeiten und griffen an wider die Bestimmungen des Thorbergischen Friedens, und als Herzog Leopold ins Aargau kam, schwor er, „den trotzigen Bund der Schweizer, den Urheber so vieler ungerechter Kriege, mit Gottes Hilfe zu trennen“. ⁴⁾ Der ganze Adel

¹⁾ Die Zeit dieses Gewaltstreiches läßt sich nicht genau bestimmen; jedenfalls während der Regierung Herzogs Rudolf IV., also zwischen 1358 und 1365. Vergl. Wyß im Anzeiger für Schweizer Geschichte, S. 53 ff. Jahrgang 1866.

²⁾ Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg, IV, Regesta, n. 846. — Huber, Geschichte Österreichs, II, S. 309.

³⁾ Huber, l. c. II, p. 311. — Stälin, l. c. III, p. 328, 338 f. — Bögelin-Escher, l. c. I, p. 251—255. — Lindner, Geschichte des deutschen Reiches vom Ende des 14. Jahrhunderts bis zur Reformation, I, 1, S. 275—280. Braunschweig 1875.

⁴⁾ Johannes von Müller sagt: „Sowohl Leopold III. als seine Gegner hatten, jeder in seinem Sinne, recht und niemand hatte unrecht. Die Streitfrage war auf jenem Punkt angelangt, wo nur noch das Schwert entscheiden kann.“ Pusikan, Die Schlacht bei Sempach, S. 21. Zürich 1886.

Süddeutschlands trat dem Herzoge in seinem Kampfe wider den Bund bei, welcher in wenig Tagen von 167 geistlichen und weltlichen Herren Fehdebrieße bekam.¹⁾

Schlacht
bei
Sempach. Am 9. Juli 1386 kam es bei Sempach zur Entscheidung, sie fiel gegen Oesterreich und die Aristokratie Süddeutschlands aus. Es war ein Sieg des Fußvolkes über die Ritterschaft.

Nähere Nachricht gibt das Halbsutter'sche Siegeslied.²⁾ Danach herrschte unter dem Adel große Siegeszuversicht,³⁾ waren aber die Schwyzler genau davon unterrichtet, daß ein Scheinangriff gegen Zürich nur die Hilfsmannschaft der Waldstätte beschäftigen, der Herzog aber mit seinem Gewalthaufen gegen Sursee ziehen, Sempach züchtigen und Luzern⁴⁾ überrumpeln wolle. 4000 Ritter waren um den Herzog, darunter auch die Markgrafen von Baden, die Grafen von Württemberg. Die Eidgenossen hielten bei Sempach auf einer Hügelreihe, die sich bis an den See hin erstreckt, den Rücken hatten sie durch einen Wald gedeckt: so sahen sie die fröhliche Schar der Ritter in glänzender Rüstung heranziehen, die da jubelten, jetzt wollten sie die Schweizer bezwingen und ihnen einmal einen Herrn geben. Vor allem glänzte Leopold III., damals siebenunddreißig Jahre alt, voll Heldenfeuer, im Stolz auf so manchen Sieg. Als ihn die Seinen mahnten, sich zu schonen, rief der Held amuthig: „Soll denn Leopold von weitem zusehen, wie seine Ritter für ihn streiten? Hier in meinem Lande, für mein Volk, mit euch will ich siegen oder sterben!“ Es war der heißeste Tag des Jahres, mittags den 9. Juli. Die Sonne blizte auf die Harnische nieder. Als des Herzogs Mannen aus dem Walde auf die Heide herauskamen, sahen sie unerwartet die Schweizer etwa 500 Schritte vor sich im Walde und durch eine Leze (Schanzwerk) gedeckt. Hasenburger rieth, durch hinhalten des Gefechts Zeit zu gewinnen, bis Verstärkung eintreffe. Dachsenstein rieth zu

Leopold
III.

¹⁾ Daß Tyrannenlaune Leopold III. gegen die Schweizer getrieben und deren Haß ihn gefällt habe, ist Täuschung: der Schweizer Geschichtschreiber Puzikan sagt l. c. p. 15: „Leopolds edles Herz liebte alle, die durch Tugend und Rittermuth glänzten, darum hieng der schwäbische und rheinische Adel an ihm. Auch die Bürger seiner Städte waren ihm innig ergeben. Muthig, sanft, wohlthätig und hohen Sinnes, wollte er niemand schaden und jedermann nutzen. In keiner Chronik der alten Eidgenossen, ebensowenig in einer Darstellung der neuen findet sich eine Schmähung gegen Leopold. Eine Nachricht besagt, der Bauer, welcher dem niedergeworfenen Fürsten den Todesstreich versetzte, sei dafür in Bern öffentlich hingerichtet worden; sie muß falsch sein; wie konnte sie aber unter die Leute kommen, wenn nicht der Herzog in allgemeiner Verehrung stand?“

²⁾ Bei Eschudi. Wackernagel nennt es das Halbsutterische Lied; Johannes von Müller nahm es zur Grundlage seiner Darstellung. Wir stehen hier nur auf dem Boden der Sage. Vom kritischen Standpunkte aus hat Dr. Lorenz — „Leopold III. und die Schweizerbünde.“ Wien 1860 — die Selbstaufopferung Winkelfrieds wie die einzelnen Züge vom Tode Leopolds angegriffen, hingegen mit Verufung auf die „Aargauer Chronik“ Dr. Rauchenstein, Professor in Aarau — „Winkelfrieds That ist keine Fabel.“ Aarau 1861 — die Echtheit der alten Darstellung festzuhalten gesucht.

³⁾ Der größere Theil der Streiter bestand aus Rittersn und Bürgern der heutigen Schweiz; treue Anhänglichkeit an die milden Habsburger war der allgemeine Grundzug aargauischer und thurgauischer Städte, und bis auf einige vom Feind selbst bedrohte, wie Baden und Winterthur, schickten alle vom Rhein herauf bis Bremgarten eine größere Kriegerzahl als verlangt werden konnte. Puzikan, l. c. p. 23.

⁴⁾ Luzern war der rechte Angriffspunkt! Hier liefen alle gegen Leopold geschürzten Knoten von weit über den Grenzen der Schweiz zusammen. Hier war „die Seele, der Kopf und Arm der Eidgenossenschaft zu treffen“.

raschem Angriff. Während die Schweizer niederknieten, um fünf Vaterunser und ein Ave Maria zu beten, gab Herzog Leopold den jungen Edelknechten, welche vor ihm knieten und des Ritterschlags begehrten, durch das Schwerten des Schwertes und die Mahnung: „Seid echte Ritter“, die Schwertleite. Sich zu bewähren, stürzten die Jünglinge kampffreudig auf den Berghau los. Im Nu waren sie innerhalb der Schanze und hieben alles vor sich nieder. Jetzt führte Gundoldingen, der Schultheiß von Luzern, seine Mannschaft aus dem Walde heraus; nun wurde der Kampf allgemein und wogte unentschieden hin und her. Gundoldingen sank, zum Tode getroffen, zusammen, neben ihm sanken über hundert Eidgenossen todt oder sterbend zu Boden. So rückte man vor gegen die Stellung der Eidgenossen, welche nur 1400 Mann stark, ungeharnischt, vielfach schlecht oder ungleich bewaffnet gewesen sein sollen; viele hatten statt des Schildes nur ein kleines Brett auf den Arm gebunden. Solange die Ritter zu Pferde saßen, griffen die Eidgenossen nicht an, und hinwieder konnte Leopold seine Ritter nicht an die Eidgenossen in ihrer gedeckten Stellung bringen. Da befahl er seinen Rittern abzusitzen und im enggeschlossenen, langen und tiefen Viereck gleichsam wie eine eiserne wandelnde Mauer auf den Feind loszugehen. Viele vom Adel hatten Schnabelschuhe und mußten erst die Spitzen abhauen, um im Fußkampf nicht gehindert zu sein. Ein junger Reinach schnitt sich dabei in den Fuß, wurde weggetragen und so allein gerettet, denn alle von seinem Geschlechte fielen. Jetzt rückten auch die Eidgenossen von der Höhe herab und rannten — die Sonne stand hoch am Himmel und der Tag war schwül — im Sturm Laufe gegen Leopolds Ritter, um seine Reihen zu durchbrechen — umsonst! Die Vordersten fielen. Der Lanzenwald war nicht zu durchbrechen.

Schon drohte Überflügelung und ein Angriff im Rücken und damit Vernichtung der Eidgenossenschaft für immer¹⁾ — da rief Arnold Struthan von Winkelried: „Brüder, ich will euch eine Gasse machen, sorgt für Weib und Kinder!“ umschlang mit seinen gewaltigen Armen etliche Spieße, drückte sie im Fall mit sich zu Boden und machte so durch freiwilligen Tod den Seinen Bahn. Über seine Leiche drangen die Schweizer in die Lücke ein. Die Ritter in ihren schweren Rüstungen konnten sich jetzt gegen die leichtbewaffneten Eidgenossen nicht verteidigen und wurden wehrlos erschlagen oder erstickten in der Hitze des Tages. Das Banner Österreichs sank. Ulrich von Arburg hob es wieder hoch empor, wurde aber zum Tode getroffen und schrie mit letzter Lebenskraft: „Retta, retta Österreich!“ Leopold drang herbei und nahm das blutgefärbte Banner aus der Hand des Sterbenden und hielt es hoch über den Kämpfenden. Die Getreuen mahnten ihn, sich zu retten. Mit den Worten: „Besser mit Ehre sterben als mit Schande leben und nicht mehr vor edlen Frauen bestehen!“

¹⁾ Über Winkelried's That, die in neuerer Zeit bestritten wurde, sagt der jüngste Darsteller der Schlacht, Pusikan, l. c. p. 58: „Schon lagen die Leichen von sechzig der mannlichsten Eidgenossen vor der Eisenfront und noch mehr wälzten sich in ihrem Blute. In diesem Augenblicke setzte Erni Winkelried aus Unterwalden, glühend vor Kampfesmuth und Vaterlandsliebe, alles daran, den Sieg zu vollenden; er soll den umstehenden Landsleuten zugerufen haben: 'Ich will euch eine Gasse machen!' Dann griff der Starke, ohne des augenblicklichen Todes zu achten, so viel Speere, als er erfassen konnte und warf sich schwergetroffen im Sinken auf dieselben. Um theuren Preis war der Einbruch erstritten, nun aber drangen die Rächer blühschnell ins Innere, die langen Speere waren jetzt ganz unbrauchbar, das geprenzte Viereck klappte nach allen Seiten, den gewaltigen Hieben widerstand kein Kriegshelm, kein Panzer und unter dem Dröhnen des Stiers von Uri sank die Blüte deutscher Ritterschaft.“ — H. v. Liebenau, A. v. Winkelried, seine Zeit, seine That. — Th. v. Liebenau, Die Schlacht bei Sempach. Luzern 1886.

Gundol-
dingen.Um-
schlag.Winkel-
ried.Leopolds
Tod.

Martin
Mal-
terer.

warf er den gekrönten Helm ab, um frei zu athmen und dreinzuschlagen, und stürzte sich ins dichteste Kampfgewühl, suchte und fand den Tod. Die Blume der Ritterschaft sank in die Blumen, erschlagen um das Seine, auf dem Seinen, von den Seinen. Martin Malterer, der Bannerträger der Stadt Freiburg, sah die Leiche, stürzte sich auf sie, damit sie von den Feinden nicht zertreten werde, und ward auf seinem Herrn erschlagen. Als die Ritter den Fürsten nicht mehr sahen, wurden sie von Schrecken ergriffen und schrien nach den Pferden, sahen aber statt ihrer nur den aufwirbelnden Staub, denn die Tröskubben waren mit ihnen entflohen. Jetzt blieb ihnen nichts mehr übrig, als ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. 676 Fürsten, Grafen, Ritter und Herren wurden erschlagen, 350 Bürger, 2000 Fußknechte.¹⁾ Die Herzoglichen wurden in die erste Stellung zurückgeworfen; vor Schützen, welche hier aufgestellt und durch einen Graben und eine Leke gedeckt waren, machte die Sturmcolonne der Sieger Halt. „Gott ist zu Gericht geseßen über den muthwilligen Troß der Herren vom Adel“, hieß es unter dem Volke. Die Eidgenossen sollen nur 200 Tödté gehabt haben. Patriotisch war der Rath, den der Schultheiß von Luzern vor seinem Sterben noch gab: „Saget unsern Mitbürgern, sie sollen keinen Schultheißen länger als ein Jahr im Amte lassen, das rathe ihnen Gundoldingen und wünsche ihnen glückliche Regierung und Sieg.“

Waffen-
stillstand.

Das war die Schlacht bei Sempach, welche die Freiheit der Schweiz gesichert hat. Die Eidgenossen mußten den Sieg auszunützen, brachen Burgen, nahmen Ortschaften weg. Die oberdeutschen Städte vermittelten am 12. October 1386 ein Abkommen zwischen den Siegern und den Söhnen des erschlagenen Leopold.

Die Städte hatten 1385 mit den Schweizern einen Bund geschlossen, worin sie sich verpflichteten, ihnen unter allen Umständen zu helfen, weil sie wohl sahen, daß der Untergang der Eidgenossenschaft den Fall der Stadtfreiheit nach sich ziehe. Der Herzog soll seinen Streit mit den Schweizern dem Städtebund zur Schlichtung übertragen, die Schweizer sich eine Entscheidung verbeten

¹⁾ Rossmann und Enns, Geschichte der Stadt Breisach, S. 222—225. Freiburg 1851. Über die Zahl der Gefallenen im Heere des Herzogs herrscht der größte Zwiespalt; nach Hagens „Chronik“ waren es 120, nach der „Constanzer Chronik“ 154, nach der „Salzburger Chronik“ 180, nach der „Meller“ 184, nach Königshoven 400, nach Schilling 520, nach Tschudi 600 und 4000 des andern Kriegsvolkes. — Der Verlust war bedeutend durch die hohe Stellung mehrerer Gefallenen: ein Nachkomme Leopolds trägt heute die Kaiserkrone von Oesterreich. Ein Nachkomme des Otto von Hochberg ist jetzt Großherzog von Baden. Ein Nachkomme des Grafen Hans ist jetzt Fürst zu Fürstenberg. Das im Verlag von Hofer und Burger in Zürich erschienene und glänzend ausgestattete Werk theilt die Wappen der in der Schlacht Gefallenen mit. Viele Familien bestehen nicht mehr, andere blühen heute noch, so die Mülinen und Hallwyl, die Truchseße von Waldburg; die Reichenberg haben jetzt den Beinamen Rothen-Löwen (drei schwarze Löwen hatten die Staufer); die Rageneck, welche für die gute Sache Leopolds gestritten, blühen heute als Reichsgrafen in Freiburg im Breisgau. Ihr Stammchloß stand bei Kolmar. Zwei dieses Geschlechtes stritten bei Murten gegen Karl den Kühnen, einer büßte 1499 in der Schlacht bei Dornach als Vertheidiger des Stadtbanners von Straßburg sein Leben ein.

Leopolds Leiche mußte viel wandern, sie fand ihre erste Ruhestätte in Königsfelden und nach Aufhebung dieses Klosters in St. Blasien im Schwarzwald, und als auch dieses Kloster aufgelassen wurde, in St. Paul in Nürnten. Bei der letzten Ausbesserung der Gruft fand man noch die Spuren der Schwerthiebe am Schädel und neben der Leiche sein in der Schlacht zerbrochenes Schwert.

und auf die Drohung der Städte, dann könnten sie ihnen nicht helfen, stolz erwidert haben: „Thut, was ihr wollt, wir können uns schon allein wehren!“ — Dies der Grund, warum wir den Städtebund nicht an der Seite der Eidgenossen bei Sempach finden.

Der anderthalbjährige Waffenstillstand, den die Städte jetzt vermittelten, heißt in der Schweizergeschichte nur der böse Friede — wegen der mancherlei Untreue, die man während desselben gegeneinander verübte, und weil man die Zeit des Stillstandes nur zu neuen Rüstungen benützte. Der Haß gegen Österreich war so groß, daß man damals in der Schweiz keine Pfauen halten durfte, denn die Pfauenfeder war das Feldzeichen der Herzoge; „Pfauenschwanz“ (Anhänger Österreichs) war der ärgste Schimpfname.

Der Krieg kam zu neuem Ausbruch 1388. Nach der Sempacher Schlacht hatte sich nämlich auch Glarus wieder der Eidgenossenschaft angeschlossen, und das Städtchen Wesen war am 17. August 1386 von den Eidgenossen erobert und mit großer Milde behandelt worden. Die Bewohner aber hiengen an Österreich und ermordeten im Einvernehmen und mit Hilfe der in der Nähe stehenden Österreicher in der Nacht des 22. Februar 1388 die eidgenössische Besatzung. Die Österreicher zogen sich jetzt an den Grenzen von Glarus zusammen, drangen siegreich vor, verloren aber durch eigene Unvorsichtigkeit am 9. April 1388 bei Näfels die Schlacht.¹⁾ 183 vom Adel, 2500 im ganzen fielen; eine Menge ertrank auf der Flucht, weil die Brücke bei Wesen unter den andringenden Rittern brach, in dem See.

Der Krieg dauerte einige Zeit mit Raub und Brand fort, bis es im April 1389 zu einem Frieden mit den Herzogen kam. Was die Schweizer in der That besaßen, wurde ihnen jetzt rechtlich zugestanden und Verzicht geleistet auf die Vogtei in Luzern, Glarus und Zug; dagegen wurde die Rückgabe von Wesen ausbedungen; „kein Theil sollte dem Feinde des andern Durchpaß oder Lebensmittel geben und die Schweizer keinem herzoglichen Unterthan Bürger- oder Landrecht, wenn er sich nicht haushäblich bei ihnen niederlasse“. 1394 wurde der Friede auf zwanzig und 1412 auf fünfzig weitere Jahre verlängert. Habsburg verlor im Westen, es sollte bald dafür im Osten glänzendere Eroberungen machen.²⁾

Der ewige Bund, den jetzt Habsburg unumwunden anerkannte, gedieh aber nicht bloß durch das Schwert, durch Zugriffigkeit, wo es galt, Land und Leute zu gewinnen, sondern auch bei aller Freiheit der einzelnen Cantone, durch ernste Sitte und strenges Gesetz: davon zeugt der am 10. Juli 1393 von allen Eidgenossen beschlossene Sempacherbrief,³⁾ das erste Kriegsgesetz: danach sollen die Eidgenossen friedlich beisammen wohnen, Handel und

¹⁾ Johannes von Müller, Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft, II, Cap. 6, S. 506 f. — Bögelin-Escher, l. c. I, p. 266 ff.

²⁾ Johannes von Müller, l. c. II, Cap. 6, p. 516—526. — Bögelin-Escher, l. c. I, p. 270 f.

³⁾ Bögelin-Escher, l. c. I, p. 273.

Wandel unter ihnen frei sein, „niemand soll muthwillig Fehde erheben; so aber Krieg entstanden ist, sollen alle Eidgenossen in all ihren Gefahren mannhaft und redlich beisammen bleiben. Wer im Gefechte weicht oder sonst das Kriegsgeßetz verlegt, soll von seiner Obrigkeit an Leib und Gut bestraft werden. Verwundete, wenn sie nicht mehr fechten können, sollen dennoch nicht weichen, sondern bei den andern ausharren bis nach der Noth. Den Feind soll man schädigen, bis er gänzlich geschlagen ist, und niemand Beute machen, bis die Hauptleute die Plünderung erlauben, und jeder das Erbeutete dem Hauptmann einliefern, welcher dann gleichmäßig unter allen Kämpfern theilen wird. Klöster, Kirchen und das wehrlose Geschlecht sollen vor aller Gewaltthat gesichert sein.“ Die Obrigkeiten hielten scharf auf ehrbare Sitte. So gedieh der Bund. —

Der Städtekrieg von 1388.

Bei Sempach siegten auch die Städte, obßhon sie nicht mitgekämpft hatten. Dennoch wurde der Sieg nicht schnell, wie in der Schweiz, ausgebeutet. Der Grund liegt wahrscheinlich darin, daß zwei Parteien sich in den Städten gegenüberstanden: eine, welche den Frieden mit den Fürsten anstrebte, und eine andere, welche auf schnelles Vosschlagen drang. Die Fürsten benutzten dieses Zaudern der Städte, durch die Fehme wußten sie manchen zu entfernen, der ihnen gefährlich war.

Wenzel
und die
Städte.

Am 20. März 1387 aber schloß Wenzel mit den Städten zu Nürnberg ein Bündniß, worin er versprach, ihren Bund nie abzuthun oder zu widerrufen, vielmehr sie bei allen ihren Freiheiten zu schützen und sie gegen jedermann zu vertheidigen, der sie daran irren wolle. Die Städte dagegen gelobten, Wenzel treu anzuhängen und ihm gegen jedermann behilflich zu sein, der ihn vom Reich verdrängen wolle.¹⁾ Mit andern Worten: Wenzel fürchtete Abseßung durch die Fürsten und suchte Hilfe bei den Städten, und unter den Fürsten mußten ihm die Wittelsbacher als die gefährlichsten erschienen sein, denn die Städte begannen sogleich den Kampf gegen dieselben. Ihr Bundesgenosse war dabei der von den Bayern vielfach gekränkte Erzbischof Pilgrim von Salzburg.²⁾

Städte-
krieg
1388.

Und nun begann der große Städtekrieg von 1388. Er ward mit gewaltigen Mitteln geführt: die Städte des südlichen Deutschland hielten zusammen. Anfangs kamen die Herzoge von Bayern in großen Nachtheil, obßhon sie Pilgrim 1387 verrätherisch gefangen genommen und dadurch sich wenigstens den Rücken gedeckt hatten. Eine Menge Schlösser wurden gebrochen.

¹⁾ Stälin, l. c. III, p. 341. — Hagen, l. c. I, p. 322. — Pelzel, l. c. V p. 187. — Lindner, l. c. I, 1, p. 366, 370.

²⁾ Lindner, l. c. I, 1, p. 376 f.; I, 2, p. 3 f.

Das Schicksal der Herzoge von Bayern machte auch dem Grafen von Württemberg, dem Pfalzgrafen, dem Markgrafen von Baden Sorge. Um Zeit zu gewinnen, bot man Unterhandlungen an. Die Städte ließen sich darauf ein und sandten ihre Boten nach Nürnberg. Nach allen Seiten hin warben indes die Fürsten um Hilfe, den Städten hingegen entgieng die verheißene Unterstützung von Seite Wenzels. Unruhen in Böhmen, Streitigkeiten unter den Luxemburgern selber waren daran schuld.

Der hohe Adel von Böhmen war nämlich mit Wenzel unzufrieden, weil neben den üblichen Ämtern, welche aus den hohen Geschlechtern besetzt wurden, eine Art Cabinetsregierung von Günstlingen des Königs aus niederem Adel bestand, wenn es auch Männer von Geist und Thatkraft waren. Wenzel wollte selber regieren, gegen seine Willkür jedoch sollte keine Schranke gelten. Nun brachen Unruhen in Böhmen aus, deren Dämpfung Wenzels Kraft in Anspruch nahm.¹⁾

Dazu kam die Nothlage Sigismunds in Ungarn,²⁾ welche die Mittel der Luxemburger aufzehrte und den Ehrgeiz des Markgrafen Jost von Mähren steigerte. Jost war der gelehrteste, aber auch ehrgeizigste, ränkevollste der Luxemburger und trachtete damals schon, seinen Vetter Wenzel nicht bloß aus Böhmen, sondern auch vom deutschen Throne zu verdrängen. Sigismund mußte in seiner Geldnoth am 22. Mai 1388 die Mark Brandenburg an Jost gegen 565.263 Goldgulden verpfänden, und nicht bloß das, um dieselbe Zeit trat Wenzel auch das Herzogthum Luxemburg an Jost ab. Wenzel jedoch hätte nach dem Kriegsplan Bayern von Osten angreifen sollen, so aber entgieng den Städten in dem entscheidenden Augenblicke seine Hilfe. Dazu schaden den Städten eine Menge Verräthereien: viele von den Geschlechtern fürchteten den Sieg der Demokratie, viele ihrer Feldherren waren vom Adel und hielten es in ihrem Herzen mit ihren Standesgenossen.³⁾ Nur Verrath rettete das bayerische Heer bei Kaufbeuren vor Umschließung und Vernichtung.

Jetzt fielen die Städter über Eberhard von Württemberg her, weil er seinen Sohn Ulrich den Herzogen gegen die Städter zuhülfe geschickt hatte. Bei Döffingen kam es Sonntag den 23. August 1388 zur Entscheidung. Graf Ulrich, um die Niederlage bei Reutlingen zu rächen, stieg vom Pferde und stürmte gegen den Feind, fand jedoch alsbald den Tod. „Erschrecket nicht,“ rief der Vater, „er ist ein Mann wie ein anderer! stehet tapfer, sehet, wie die Feinde fliehen!“⁴⁾ — Das war aber für den Anführer der Söldner der Stadt Nürnberg, den insgeheim bestochenen Grafen von Henneberg, das verabredete Zeichen: er kehrte um mit den Seinen, und seinem Beispiele folgten die rheinischen Söldner. So wendete sich die Schlacht, so verzweifelt sich auch die Bürger wehrten. Ihr Oberfeldherr, der Bürgermeister Konrad Besserer von Ulm, sank zum Tode getroffen, und in dem Augenblicke kamen neue Scharen den Fürsten zuhülfe unter Ritter Wolf von Wunnenstein, welcher, ob schon ein persönlicher Feind Eberhards, doch an diesem Tage ihm beistand, um seiner Standespflicht als Ritter zu genügen. Denn kaum war der Sieg errungen, so

Die
Luxemburger.

Jost von
Mähren.

Schlacht
bei Döf-
fingen.

1) Palacky, l. c. III, 1, p. 48.

2) Vergl. S. 704—711 dieses Bandes.

3) Arnold, Verfassung der deutschen Freistädte, II, S. 338—341.

4) Stälin, l. c. III, p. 345 ff.

wies er den Dank des Grafen mit den Worten zurück: „Gute Nacht, es steht in alten Rechten“ und trieb auf dem Heimwege Eberhards Bauern das Vieh weg, worüber dieser sich mit den Worten tröstete: „Das alte Wölklein hat einmal wieder Kuhfleisch geholt.“ Übrigens war der Sieg Eberhards bedeutend, die Macht des Bundes in Schwaben war gebrochen. Gegen 1000 Bürger und 600 Ritter bedeckten die Walfstatt. Zwar war Eberhards eigener Sohn gefallen, aber er bekam bald die Nachricht von der Geburt eines Urenkels: „Sei es Gott gelobt, der Fink hat wieder Samen!“ rief er. Es war den Städten nicht mehr möglich, die Macht Württembergs zu brechen; doch verzagten sie nicht gänzlich, wenn auch der Ruf ihrer Unüberwindlichkeit dahin war. Dagegen stiegen die Hoffnungen der Fürsten! Doch vermochten sie Windsheim, welches sie belagerten, nicht zu erobern, so wenig als Rotenburg und Weissenburg. Schwerer wog für die Fürsten, daß Wenzel den Städten abwendig gemacht wurde. Die bayerischen Fürsten gaben ihm die Tochter des Herzogs Johann von München, die schöne und gutmüthige Sophia, zur Frau, und Wenzel befahl am 18. October 1388 den rheinischen Städten, von der Befehdung des Pfalzgrafen Ruprecht I., und am 2. November dem Erzbischof von Salzburg, von der Befehdung des Herzogs von Bayern abzustehen.¹⁾

Württemberg.
berg.

Adolf
von
Mainz.

Am 30. October 1388 schlossen dagegen die rheinischen Städte Mainz, Worms und Speier ein Bündnis mit dem Erzbischof Adolf von Mainz zum gegenseitigen Schutz und Trutz, selbst gegen den König. Eine neue Königswahl war bei diesem Bündnisse in Aussicht genommen, wahrscheinlich die des Grafen Ruprecht von Nassau. Die Städte versprachen, denjenigen als König anzuerkennen, welchen der Erzbischof mit zwei andern Kurfürsten wählen würde.²⁾

Und Adolf versprach, bei dem neuen König dahin zu wirken, daß er den Städten ihre Freiheit nicht nur bestätige, sondern auch beträchtlich erweitere. Erzbischof Adolf war selber ein Graf von Nassau, gedachte also seinem Hause die deutsche Krone wieder zuzuwenden, vielleicht zugleich eine Art Primatstellung in der Kirche zu erringen, denn er war damals mit dem Papste im Streite, weil er sein früheres Bisthum Speier, auch nachdem er Erzbischof von Mainz geworden war, nicht aufgeben wollte. Der Pfalzgraf am Rhein war jetzt der Fürst, gegen den die Städte ihre Macht aufboten. Allein das Heer der Städte wurde bei Worms am 6. November 1388 vom Pfalzgrafen Ruprecht I. geschlagen, die Straßburger wurden von dem Markgrafen von Baden besiegt. Welche rohe Verbitterung schon herrschte, zeigt der Vorfall nach der Schlacht bei Worms. 400 Städter wurden getödtet, 300 gefangen, 60 zum Feuertode in einem glühenden Kalkofen von dem Sieger mit den Worten verurtheilt: „Ihr habt mich bei Nacht und Nebel diebisch gefengt, so will ich euch jetzt bei schönem, lichten Tag öffentlich in Rauch schicken!“ Die Niederlage bei Worms war so bedeutsam wie die bei Döffingen. Der Erzbischof von Mainz zog sich jetzt von den Städten zurück, suchte nur noch zu vermitteln. Die Frankfurter wurden am 14. Mai 1389 wiederum vom Pfalzgrafen bei Eschborn aufs Haupt geschlagen. Auch hier soll Verrath im Spiele gewesen sein.³⁾

Schlacht
bei
Worms.

¹⁾ Hagen, l. c. I, p. 340 f.

²⁾ Ibid. p. 342. — Lindner, l. c. I, 2, p. 52—54.

³⁾ Hagen, l. c. I, p. 342—346. — Souhaye, Geschichte der deutschen Monarchie, III, S. 393 f. — Lindner, l. c. I, 2, p. 44 f.

Mit den hochfliegenden Plänen der Städte war es jetzt aus: zwar war ihre Macht nicht gänzlich gebrochen, aber die Einheit, der Schwung des Handelns hörte auf, kein großer Führer stand an ihrer Spitze, die Spießbürgerei, die Kirchthurmspolitik begann. Die „Limburger Chronik“ sagt in ihrer einfachen Weise: „Also ward der Bund umbgeworffen, als ein Gebund Strohe. Man soll wissen, daß die vorgenannte Stett den vorgenannten Bund mit grosser Weißheit und mit Herrlichkeit angehaben hatten, umb nutz und herrlichkeit der Statt und des Lands, und nam ein böß end.“ Ruhig mußten die Städte das Todesurtheil hinnehmen, das König Wenzel in Eger am 2. Mai 1389 über ihre Bündnisse aussprach: „Ab sin soll der gemeine Bund der gemeinen Städte, ab sin soll die Einigung zwischen den Kurfürsten, Fürsten und Herren. Die Städte sollen sich an niemand anders halten, als an den König und das deutsche Reich und den gemeinen Landfrieden. Ab sin sollen gänzlich alle Pfahlbürger. Die Städte, welche sich diesem Befehl nicht fügen wollen, sollen von den Fürsten dazu gezwungen werden.“¹⁾ Um den am 5. Mai verkündeten Landfrieden aufrecht zu erhalten, sollten in Bayern, in Franken, in Schwaben und am Rhein je neun Richter thätig sein, vier davon sollten die Städte, vier die Fürsten und den neunten der König stellen. Das ist der Egerer Landfrieden. Dem Anscheine nach gab er den Städten gleiche Rechte wie den Fürsten, in Wahrheit aber waren die Städte den Fürsten geopfert und mußten nachher mit großen Geldsummen und Verlust ihrer Freiheit den Frieden von den einzelnen Fürsten erkaufen.²⁾ Das Fürstenthum war jetzt fester begründet als je, die Einigung der Nation mehr erschwert als bisher. Entmuthigung riß ein unter den Städten, nur sieben blieben dem Beschlusse treu, den Egerer Landfrieden nicht anzuerkennen: Überlingen, Constanz, Ravensburg, Lindau, Isni, Buchhorn und St. Gallen. Große Opfer waren nutzlos gebracht worden — im Elsass allein waren gegen zweihundert Dörfer verbrannt. Natürlich sank alle Achtung vor König Wenzel, der die Städte zuerst ermuthigt und dann im Stich gelassen hatte. Die „Speierer Chronik“ bemerkt zum Jahre 1389: „Gott gebe dem heiligen Reich und der heiligen Christenheit eines Tages ein recht Haupt.“ —

Folgen
der
Nieder-
lage.

Egerer
Land-
frieden.

Sieg der
Fürsten.

¹⁾ Datt, De pace publica, p. 61 ff.

²⁾ Arnold, l. c. p. 340 bemerkt gut: „Drei Tage, nachdem er den großen Städtebund, der durch seine Vermittlung ins Leben gerufen war, aufgegeben, errichtete er einen neuen Landfrieden, hielt aber nur solchen Städten den Eintritt offen, die sich zuvor mit den Fürsten und Herren vertragen hatten; er machte also die Städte gegenüber den Fürsten wehrlos, während er den Bund der Fürsten gegen die Städte bestätigte.“ Vergl. Palacky, l. c. III, 1, p. 52. — Pelzel, Lebensgeschichte Königs Wenceslaus, I, S. 211 ff.

König Wenzels Mißregierung.

In der That war König Wenzel schon ein haltloser Mann geworden, ein Spielball der Parteien.¹⁾ Wenn ihm sein Gefühl in lichten Stunden sagte, daß er seiner Aufgabe nicht genüge, so ward er doch von den Fürsten selber wieder von dem Gedanken, die Krone niederzulegen, abgebracht. Je älter er wurde, umsomehr ließ er sich vom Aufwallen seines Zühornes fortreißen und suchte seinen Unmuth wieder im Wein zu ertränken. Im Jahre 1393 ließ er im Streite mit dem Erzbischof von Prag dessen Generalvicar Johann von Pomuk, der dem Erzbischof besonders muthig zur Seite stand und aus dem keine Qual der Folter ein dem Könige willkommenes Geständnis erpressen konnte, da er kaum noch mit dem Leben davon kommen konnte, bei Einbruch der Nacht, die Hände auf den Rücken und die Füße an den Kopf gebunden, mit einem Knebel im Munde, auf die Prager Brücke führen und in die Moldau stürzen. Und als er dann bei abgekühltem Blute den Mord bereute, sagte er zu einem seiner Getreuen: „Geh hin zum Bischof und sag' ihm, er solle unbesorgt zu mir zurückkehren, denn ich bereue sehr, was ich gethan, und will ihm dafür Genugthuung geben. Ich will selbst auf den Knien vor ihm abbitten, aber absolvieren muß er mich, sonst gerathe ich in Verzweiflung und haufe dann noch ärger als zuvor!“

Johann
von
Pomuk.

Von diesem Generalvicar ist ein anderer Johann von Pomuk zu unterscheiden, welcher als Märtyrer für die Bewahrung des Beichtgeheimnisses 1383 auf ähnliche Weise in der Moldau sein Ende fand. Von ihm berichtet Ebdorfer, dreimal Rector an der Wiener Universität und Abgeordneter beim Concil zu Basel: „Auch den Beichtvater seiner Gemahlin, Johannes, Magister der Theologie, ließ er in der Moldau ertränken, sowohl weil er gesagt, nur derjenige sei des königlichen Namens würdig, der gut regiert, als weil er das Beichtiegel zu verrathen sich geweigert habe.“ In einer Unterweisung für König Podiebrad von Paul Zidek heißt es: „Wenzel hatte einen bösen Verdacht gegen seine Gemahlin und als diese dem Dechanten von Allerheiligen, dem Magister Johannes, gebeichtet hatte, kam Wenzel zu ihm, auf daß er ihm sage, wem sie beiwohne, und als der Dechant nichts sagen wollte, befahl er, ihn zu ertränken.“ Es geschah am 16. Mai 1383. Als der Fluß sank, wurde die Leiche gefunden. Das Grab des Heiligen mit seinen Inschriften bietet das beste Zeugnis für die Existenz des Heiligen.²⁾

¹⁾ Lindner, Geschichte des deutschen Reiches vom Ende des 14. Jahrhunderts bis zur Reformation, I, 2, S. 170–177, 469–472.

²⁾ Die reiche Literatur über den Heiligen und die ganze Streitfrage über die beiden Johanne von Pomuk ist angeführt in der „Innsbrucker Zeitschrift für Theologie“, VII, S. 52–122, 1883, und in dem „Kirchenlexikon“ von Weger und Welte, 2. Auflage von Faulen, VI, 1726–1742, von P. Schmude, S. J. – Hefele-Knöpfler, I. c. VI, p. 816, hält es für „historisch sicherer“, nur einen Johann von Pomuk, und zwar den sicher beglaubigten vom Jahre 1393 anzunehmen, das in den Acten des Canonisationsprocesses befindliche Jahr 1383 dagegen als einen historischen Irrthum zu betrachten.

Dieses Verfahren machte einen tiefen Eindruck auf das Volk. Der unzufriedene Adel beutete diese Stimmung aus, ein Heinrich von Rosenberg stellte sich an die Spitze der Mißvergnügten, deren Bunde selbst die nächsten Verwandten des Königs, Jost und Sigismund, beitraten.¹⁾ Man verlangte eine Reform des Hofes und der Regierung: Wenzel solle nicht in einemfort in Böhmen liegen bleiben, sondern nach Deutschland vorgehen, wo man über seine Unthätigkeit und lange Abwesenheit sehr ungehalten war, Wenzel solle ferner in Rom sich die Kaiserkrone holen. Jost gedachte indessen die Regierung Böhmens zu führen. Als Vorwand zum Bündnis, das eigentlich gegen Wenzels Günstlinge gerichtet war, wurde der Eifer für das allgemeine Wohl, für Recht und Gerechtigkeit im Lande ausgegeben. Die erste Thätlichkeit fand statt am 8. Mai 1394: während Wenzel auf einem Königshof bei Beraun weilte, kam Jost mit vielen Baronen zu ihm. Rosenberg klagte über die Mißregierung, und Wenzel entgegnete zornig, er habe immer gut regiert und werde diese Vermessenheit zu strafen wissen. Die Barone aber erklärten dem Könige, sie hielten es für ihre Pflicht, nicht mehr von seiner Seite zu weichen und mit ihm fortan Freude und Leid zu theilen und in Prag nach alter Sitte das gemeine Beste zu schaffen, mit andern Worten, Wenzel war ein Gefangener, seine Günstlinge mußten fliehen. So brachten ihn die Barone, gleich als wären sie ein Ehrengelitte, nach Prag. Nach ihrem Willen mußte Wenzel jetzt die Stände einberufen und den ehrgeizigen Markgrafen Jost, der am Besitze von Mähren, Brandenburg und Luxemburg noch nicht genug hatte, zum Starosta oder Landeshauptmann oder Verweser von Böhmen ernennen.

Die Katastrophe schien gelungen. Allein Wenzel fand Mittel, sich mit seinem jüngsten Bruder, Johann von Görlich, ins Einvernehmen zu setzen und ihm seinen geheimen Schatz zur Verfügung zu stellen, und dieser rief nun alle Getreuen des Landes zur Befreiung des Königs auf und stand am 20. Juni schon mit einem Heere vor Prag. Die Barone aber flohen am 22. Juni in der Nacht mit dem Könige und brachten ihn, stets von den Mannen Johanns verfolgt, von Schloß zu Schloß, zuletzt nach dem Schlosse Wildberg in Österreich. Jetzt aber zündete die Nachricht, daß der König gefangen sei, in Deutschland. Die Fürsten traten in Frankfurt zusammen. Man drohte dem böhmischen Herrenbund mit Krieg, wenn er den König nicht sogleich freigebe. Dies wirkte: Wenzel wurde frei am 2. August 1394. Freilich mußte der König vorher den Herren förmlich Amnestie gewähren und versprechen, Böhmen nach dem alten Rechte zu regieren.²⁾

Von dieser Gefangenschaft an nahm seine Trunksucht überhand; man sprach von Gift, das man ihm beigebracht und das ihn mit einem ewigen Durste quäle, während in Wahrheit der Unmuth über sich und andere Wenzel zum Becher und zur immer weiteren Selbstentwürdigung trieb.

¹⁾ Palacký, l. c. III, 1, p. 66 ff. — Lindner, l. c. I, 2, p. 185—228.

²⁾ Palacký, l. c. III, 1, p. 79—81.

Herren-
bund.

Wenzel
ge-
fangen.

wieder
frei.

Johann
von
Görlic.

Wenzel beeilte sich nicht, sein Versprechen zu erfüllen. Er haßte eben die Barone unverföhnlich, ließ am 9. Juni 1395 zwei von ihnen sammt Jost einmal in Karlstein unvermuthet verhaften, überschüttete sie mit Vorwürfen und Drohungen und gab sie erst aus Furcht vor den Baronen wahrscheinlich Ende Juni wieder frei.¹⁾ Die Barone scharten sich nun wieder um Jost und verbanden sich auch mit den Herzogen von Österreich zu gemeinsamem Kampfe gegen Wenzel. Johann von Görlic hatte seine schwere Noth, und die Haltlosigkeit Wenzels nöthigte ihn, sich am 15. Juli auch dem Herrenbunde anzuschließen. Natürlich fiel er bei Wenzel in Ungnade; gekränkt kehrte er anfangs 1396 in sein Land zurück, wo er am 1. März 1396 in seinem sechsundzwanzigsten Jahre auffallend schnell hinwegstarb.²⁾ Seine Besitzungen fielen, da er nur eine Tochter hinterließ, an Wenzel zurück.

Sigis-
mund
Reichs-
vicar.

Wenzel näherte sich jetzt seinem Bruder Sigismund, und dieser kam auch, aber gleichfalls mit der Mahnung, er solle Deutschland nicht vernachlässigen und in Rom die Kaiserkrone sich holen. Wenzel suchte ihn zu gewinnen, ernannte ihn am 17. März 1396 zum Vicar und Stellvertreter im gesammten römischen Reiche und zum Schiedsrichter in den zwischen ihm und den Baronen streitigen Punkten. Sigismund ordnete aber durch Schiedspruch am 2. April 1396 die Verhältnisse zu Gunsten des Herrenbundes und kehrte wieder nach Ungarn zurück,³⁾ um den Zug gegen die Türken anzutreten, der bei Nikopolis eine so traurige Wendung nahm und Sigismund lange von Böhmen ferne hielt.

Mord
der
Günst-
linge.

Kaum hatte Sigismund Böhmen verlassen, als schon wieder neue Unruhen ausbrachen, die im Februar 1397 durch einen Frieden zwischen Wenzel und Jost unterbrochen wurden. Wenzels Günstlinge aber erregten bald neuen Streit. Wahrscheinlich auf Veranlassung der Mitglieder seines Hauses erfolgte jetzt ein Schlag gegen seine Günstlinge. Am 11. Juni 1397 wurden des Königs Rätthe, weil wichtige Nachrichten aus Deutschland eingetroffen seien, nach Karlstein zusammenberufen; nichts Böses ahnend, kamen sie. Vier, die man am meisten haßte, berief der Obersthofmeister in ein Nebenzimmer und fuhr sie hier mit den Worten an: „Ihr seid es, die Tag und Nacht unserem Könige rathen, daß er nicht nach Deutschland soll, und ihn dadurch vom römischen Reiche bringt!“ und stieß dem ersten das Schwert durch den Leib; die drei andern wurden auf der Stelle niedergehauen. Nach vollbrachter That giengen der Herzog mit seinen Helfern zum Könige, knieten vor ihm nieder, gaben ihm Beweise von den hochverrätherischen Plänen der Hingerichteten, welchen sie rein aus Treue und Anhänglichkeit für seine Person den Tod gegeben hätten, und Wenzel war charakterlos genug oder wurde durch Drohungen dahin gebracht, daß er in einem eigenen Manifest die Mörder belobte und die Ermordeten für Verräther erklärte.⁴⁾

Wenzel
in
Deutsch-
land.

In der That zog Wenzel 1397 sich aufrassend nach Deutschland vor. Und es war hohe Zeit; denn die Unzufriedenheit über den König war all-

¹⁾ Lindner, l. c. I, 2, p. 212 f.

²⁾ Palacky, l. c. III, p. 91—93. — Lindner, l. c. I, 2, p. 215—221.

³⁾ Palacky, l. c. III, 1, p. 94—96. — Pelzel, l. c. II, p. 26, Urk. B.

⁴⁾ Palacky, l. c. III, p. 101—103. — Lindner, l. c. I, 2, p. 368 f. — Huber, l. c. II, p. 382 f.

gemein, und der Pfalzgraf Ruprecht II. (1390—1398) dachte schon, an die deutsche Krone zu gelangen, und der Erzbischof von Mainz, Johann von Nassau, hatte ihm schon 1396 zugesichert, daß er ihm zu allen Ehren und Würden behilflich sein wolle,¹⁾ und auf das gleiche Ziel arbeiteten die Florentiner los, gegen Wenzel gereizt, weil er ihren Todfeind, Johann Galeazzo Visconti, am 11. Mai 1395 um die Summe von wenigstens 100.000 Goldgulden zum Herzoge von Mailand erhoben und als Lehensmann des heiligen römischen Reiches allen übrigen Reichsfürsten gleichgestellt hatte.

Johann Galeazzo übte, seit er seinen Oheim Bernabo Visconti 1385 vergiftet hatte, in Mailand alle obrigkeitliche Gewalt allein aus, ein unternehmender, kluger, in seinen Mitteln rücksichtsloser Herrscher; seinen Unterthanen legte er drückende Steuern auf; galt es Hebung seiner Macht, Kunst und Wissenschaft, Industrie, so gab er mit vollen Händen — der Dom von Mailand, die Karthause bei Pavia sind Zeugen seines fürstlichen Sinnes. Ein tüchtiger Soldat, eroberte er am 18. October 1387 Verona, bald darauf Vicenza, und im Mai 1388 Padua, Feltre und Belluno, machte die kleinen Fürsten Oberitaliens zu seinen Vasallen und schien schon Venedig und Florenz zu bedrohen. Zu seiner Macht suchte er einen Titel, und Wenzel, welcher gerade Geld benötigte, ernannte am 11. Mai 1395 Johann Galeazzo zum Herzog von Mailand und stellte ihn als Lehensmann des Reiches allen übrigen Reichsfürsten in allem gleich und verlieh ihm am 13. October 1396 die Reichsgrafschaft Pavia — ohne die Reichsfürsten darüber zu befragen und ihre Einwilligung zu erlangen, wie er nach der herkömmlichen Anschauung bei einer wichtigen Veränderung im Besistande des Reiches verpflichtet war.²⁾

Doch ist zu beachten, daß eine wesentliche Änderung des Verhältnisses zwischen Deutschland und den im Besitze vollkommen sicheren Viscontis durch die Ertheilung des herzoglichen Titels gar nicht stattfand. Wohl aber hätte das neue Herzogthum damals für einen klugen und thatkräftigen König auf dem deutschen Thron von großem Wert sein können als fester Stützpunkt für den Römerzug und als Bollwerk gegen den Einfluß Frankreichs, der sich in Neapel wie in Genua ganz bedenklich geltend zu machen suchte. In Neapel wußte freilich Ladislaus, der Sohn Karls des Kleinen, dem Franzosen Ludwig von Anjou die Stange zu halten und diesen endlich 1400 völlig zu verdrängen. Genua aber ward 1396 von den Franzosen besetzt.

Ein großer Fortschritt Frankreichs im Wettkampfe mit Deutschland, dessen Königshaus kurz vorher auch in den Niederlanden dem französischen Einflusse erlegen war! Am 28. Januar 1390 hatte ja Johanna von Brabant und Limburg, allen berechtigten Ansprüchen der Luxemburger zum Trotz, alle ihre Lande dem Herzog Philipp dem Kühnen von Burgund als Eigenthum zugesprochen und sich selbst nur den Nießbrauch vorbehalten.³⁾ Frankreich rückte auf Kosten des Reiches vor, und Wenzel that nichts dagegen. —

¹⁾ Vergl. Franz Löhner, Das Rechtsverfahren bei König Wenzels Absetzung. Münchener historisches Taschenbuch, S. 1—24. 1865.

²⁾ Lindner, l. c. I, 2, p. 309 ff., 326—335.

³⁾ Pirenne, l. c. II, p. 257 f.

Galeazzo
Visconti.

Fort-
schritt
Frank-
reichs.

Wenzel und Karl VI. gegen das Schisma.

Wenzel suchte jetzt durch entscheidende Thaten der Unzufriedenheit zu steuern: er verkündete bei einem Reichstage zu Nürnberg im September 1397¹⁾ den Landfrieden, er nahm mehrere Raubschlösser weg, er war als Richter eifrig. Von Nürnberg begab sich Wenzel nach Luxemburg und von da nach Rheims. Hier wollte er mit dem Könige von Frankreich über Beilegung des Schismas berathen.

Die deutschen Fürsten: sie fürchteten die Arglist der Franzosen, die Schwäche Wenzels, die Minderung der Ehre des Reiches. Dem deutschen Könige gezieme es, in der Kirche Ordnung zu schaffen, die Franzosen hätten das Schisma angestiftet, sie wollten jetzt das Kaiserthum zu sich hinüberziehen, sie rißen in Italien ein Stück nach dem andern vom Reiche ab; einem deutschen Könige gezieme es nicht, an einen fremden Hof zu gehen. Kraftvoll solle Wenzel den Franzosen entgegentreten und sagen: „Ihr und die ganze Welt sollt wissen, daß ich nicht weiter die Rechte des Reiches vernachlässigen will, wie ich bisher that! Wenn ich mich bisher als ein Kind zeigte, so will ich mich jetzt als einen Mann bezeigen.“²⁾ Wenzel gieng aber dennoch: am 23. März 1398 hielt er seinen Einzug in Rheims. Was die Fürsten fürchteten, geschah: Wenzel machte sich lächerlich. Als ihn die französischen Großen zur Tafel abholen wollten, fanden sie ihn, vom Wein überwältigt, schon in Schlaf versunken. Weiter gieng Wenzel auf die französischen Pläne ein und versprach, Bonifaz IX. zur Verzichtleistung zu bewegen; ferner verhiess er, Elisabeth, die Tochter seines Bruders Johann, damals die Erbin aller Besitzungen der Luxemburger, denn alle waren bis dahin, außer Johann, kinderlos, an den Prinzen von Orleans zu vermählen; also die Kronen von Ungarn und Böhmen einem Franzosen zu verschaffen.³⁾

Die kirchlichen Verhältnisse jedoch, in welche Wenzel gemeinsam mit dem Könige von Frankreich einzugreifen versprach, hatten sich also gestaltet. Urban VI. verließ im December 1386 Genua, angeblich um wieder nach Neapel zu ziehen.⁴⁾ Dort hatte die Nachricht vom Tode Karls des Kleinen die Partei der Anjou neu ermuntert. Thomas von Sanseverino rief den neunjährigen Ludwig II. von Anjou zum Könige aus, sich selber als dessen Stellvertreter, und erhob die Fahne der Empörung gegen Margareta und ihren Sohn Ladislaus; die Stadt Neapel jedoch bat Urban VI., die Regierung in seine eigenen Hände zu nehmen. Sanseverino nahm im Bunde mit Otto von Braunschweig im Juni 1387 Neapel ein, Margareta

1) Lindner, l. c. I, 2, p. 378 ff.

2) Ibid. p. 387 f.

3) So berichtet der Mönch von Saint-Denis, eine gute Quelle. *Chronique du Religieux de Saint-Denis*, II, p. 568. Paris 1840.

4) Christoph, l. c. III, p. 71—84. — Reumont, l. c. II, p. 1060.

flüchtete nach Gaëta. Der Papst soll entschlossen gewesen sein, Neapel ganz an sich zu ziehen, er sammelte Mannschaft, starb aber schon am 15. October 1389¹⁾ in Rom, von niemand betrauert, unglücklich und das Unglück der Kirche, weil er Stolz mit Würde, Unbarmherzigkeit mit Gerechtigkeit, Verwegenheit mit Muth und Verdacht mit Vorsicht verwechselte, sonst ein Mann von engelhafter Reinheit der Sitten.

Der Gegenpapst zu Avignon stand gerade damals auf der Höhe seiner Erfolge. Karl VI. und der ganze französische Hof beugten damals das Knie vor Clemens VII. und versprachen ihm die kräftigste Unterstützung, während der Papst dafür am 1. November den jungen Ludwig von Anjou zum Könige von Jerusalem, Neapel und Sicilien krönte. Avignon schwamm in Festlichkeiten; als die Nachricht vom Tode Urbans VI. eintraf, wiegte man sich sogar in der Hoffnung, daß seine Cardinäle sich Clemens VII. anschließen würden.

Doch Urban VI. hatte in Bonifaz IX. (Pietro Tomacelli) schon am 2. November 1389 einen Nachfolger erhalten. Der etwa vierzig Jahre alte Papst,²⁾ früher — weil in Neapel geboren — meist nur der Cardinal von Neapel genannt, war in seinem liebenswürdigen Wesen gerade der Gegensatz zum strengen, schroffen Urban VI.; nicht gelehrt wie jener, war Bonifaz IX. reich von Natur begabt und bewies, obgleich noch jung, doch schon die Klugheit und Würde eines Greises, nur zeigte er für seine vielen armen habgütigen Verwandten eine allzugroße Schwäche. Bonifaz IX. empfing von Margareta die Huldigung und ließ den jungen Ladislaus im Mai 1390 zum Könige von Jerusalem, Neapel und Sicilien krönen. So standen sich also zwei Anjous in Neapel im Namen zweier Päpste im Kampfe gegenüber. 1390 traf auch Ludwig II. mit achtzehn Kriegsschiffen in Neapel ein, doch machte er wenig Fortschritte und stand an Einsicht und Thatkraft hinter Ladislaus zurück. Bonifaz IX. hatte die Barone des Kirchenstaates und den meuterischen Geist der Römer zu bekämpfen; er zwang sie zum Gehorsam und übte unbestritten in den letzten Jahren, freilich mit eiserner Hand, die Herrschaft. Zur Sicherung seiner Herrschaft ließ er die Engelsburg wieder herstellen. Die Geldnoth der ersten Zeit trieb zu heillosem Unterverkauf.

Ähnlich gieng es in Avignon zu, und ein französischer Geschichtschreiber sagt nicht mit Unrecht: „Das Papstthum, das einst so ruhmvoll und glänzend herrschte, fiel schnell in Verachtung und Knechtschaft; die Päpste, welche einst die Großen des Jahrhunderts beschützten, suchten jetzt selber bei diesen gebrechlichen und hochmüthig gewordenen Großen eine Stütze. Clemens VII., als Cardinal so stolz, mußte den französischen Prinzen in einemfort schmeicheln und still die Beleidigungen der Höflinge, über die er nicht klagen durfte, hinabschlucken, mußte nachgeben vor Drohungen, nachgiebig sein vor Umständen, mußte sich verstellen, heucheln, dem einen dies, dem andern jenes versprechen, um mit der Zeit alle zu gewinnen.“³⁾ Das Kirchenvermögen wurde zu Gunsten

¹⁾ Christoph, l. c. III, p. 85–89. — Reumont, l. c. II, p. 1065. — Giesel Anöppler, l. c. VI, p. 806 f.

²⁾ Gesele-Anöppler, l. c. VI, p. 812 f. — Reumont, l. c. II, p. 1070.

³⁾ Christoph, l. c. III, p. 96–97. — Schwab, Gerson, S. 131 ff.

Clemens
VII.

Bonifaz
IX.

Die
Anjous.

Folgen
des
Schis-
mas

der Laien erschöpft; der Gottesdienst ward vernachlässigt, die Schulen versanken, die Religion verlor an Achtung.

Die
Univer-
sität
Paris.

Während alles unter dem Druck der politischen Verhältnisse sich beugte, erhob die Universität von Paris ihre vielgeltende Stimme in dieser Hauptangelegenheit Europas; sie war es, welche die Folgen des Schismas schwer fühlte und den Eifer für Beseitigung desselben am meisten wachhielt.

Gerson.

Schon 1381 forderte sie den König auf, ein allgemeines Concil zu veranlassen: ihr Sprecher, Meister Johann Ronce, ward auf Befehl des Herzogs von Anjou ins Gefängnis geworfen, aber, als ganz Paris darüber in Bewegung kam, wieder freigelassen. Am Epiphaniestage 1391 mahnte Gerson im Namen der Universität den König in feierlicher Rede an Karl den Großen, an den heiligen Ludwig, die lieber tausend Tode gestorben wären, als daß sie die Kirche in solcher Verwirrung gelassen hätten. Als Peter, der fromme Prior der Karthause zu Asti, freimüthig Bonifaz IX. die Folgen des Schismas schilderte, sandte ihn dieser im Jahre 1392 mit einem Schreiben an den König von Frankreich: er wisse, welche Theilnahme der König für das Elend der Kirche habe; nie habe ja die Kirche etwas Großes unternommen ohne das französische Königshaus, nie Frankreich ohne die Kirche. Sein Erscheinen erweckte in Paris einen wunderbaren Eifer für Beseitigung des Schismas, obchon ihn der Hof nur mit allgemeinen Bertröstungen heimsandte: öffentliche Gebete wurden veranstaltet, man drängte sich in die Kirchen. Selbst Clemens VII. mußte Gebete für die Einheit der Kirche veranstalten, die er doch so leicht dadurch bewerkstelligen konnte, daß er einfach abdankte. Auch Bonifaz IX. hatte das gleiche Mittel in der Hand, er meinte aber: „Meine Wahl ist gesetzlich, und Clemens VII. ist nichts als ein Gegenpapst, den man fortjagen muß.“

Cle-
manges.

Im Jahre 1394 machte die Universität drei Vorschläge, um das Schisma zu beseitigen: 1. vollkommene Verzichtleistung beider Päpste (Cessio); 2. ein Compromiß für einige von beiden Theilen zu wählende Männer; 3. die Entscheidung durch ein allgemeines Concil. In schönstem Latein faßte der wegen seiner Kenntniß der Classiker als ein neuer Cicero, wie wegen seines edlen Sinnes gefeierte Rector der Universität, Nikolaus de Clemanges,¹⁾ die Adresse der Universität an den König ab.²⁾

Tob
Clemens
VII.

Alle Intriguen, die ihrer Annahme sich entgegenstellten, schwanden vor der Drohung, die Universität werde die Vorlesungen einstellen: vergebens wirkte der Cardinal Peter de Luna im Einvernehmen mit dem Herzog von Berry ihr entgegen. Die Adresse wurde auch Clemens VII. überreicht, er schalt sie als voll giftiger Verleumdung; der Ärger darüber beschleunigte seinen Tod, er starb am 16. September 1394. Die Adresse lobte den freiwilligen Rücktritt beider Päpste als den einfachsten und den sichersten Weg. Hinsichtlich des Schiedsgerichtes, das über beide Päpste richten sollte, erklärte sie, nicht der Papst, sondern einer, an dessen Recht man zweifle, müsse sich ihm unterwerfen. Das Concil müsse nicht bloß aus Bischöfen, sondern auch aus Doctoren der Theologie und der

¹⁾ Geboren zu Clemanges bei Châlons 1360.

²⁾ Bulaeus, l. c. IV, p. 686 ff. — Hefele-Knöpfler, l. c. VI, p. 823 ff

Rechte beider Obedienzen bestehen; der gänzliche Verfall des kirchlichen Lebens mache ohnedies ein Concil nöthig.

Raum war in Paris die Nachricht vom Tode des Papstes eingetroffen, als der König den Cardinälen in Avignon schrieb, sich bis auf weiteres einer neuen Wahl zu enthalten. Die Universität aber bat den König, eine Versammlung von Prälaten, Baronen, Professoren und angesehenen Bürgern zu veranstalten und in ganz Frankreich Predigten und Bittgänge um Herstellung der Einheit der Kirche halten zu lassen. Der König bewilligte es.¹⁾

Die
Univer-
sität
Paris.

Die Universität setzte sich in dieser Frage mit andern Universitäten Europas in Verbindung, sie schrieb auch an die Cardinäle, diese Gelegenheit, wie keine andere mehr kommen werde, nicht zu versäumen; der Heilige Geist stehe vor der Thür des Collegiums und klopfе an. Einundzwanzig Cardinäle waren in Avignon: einige wollten, man solle gar nicht wählen, die Mehrzahl, man solle den Papst in Rom wählen und so dem Schisma auf die allereinfachste Weise ein Ende machen. Andere drangen auf Wahl, achtzehn unterzeichneten einen eidlischen Revers, daß sie alles, was in ihrer Macht liege, zur Beseitigung der Spaltung thun würden. Man schritt am 28. September ins Conclave. Ein Cardinal, der viele Stimmen auf sich vereinigte, erklärte, er würde nicht verzichten; Peter von Luna jedoch, er wäre ebenso bereit, das Papstthum niederzulegen, als seine Cappa auszuziehen; darum erhielt er die meisten Stimmen und nannte sich Benedict XIII.²⁾

Neu-
wahl.

Benedict XIII. stammte aus einer vornehmen aragonischen Familie, war früher ein gefeierter Lehrer des Kirchenrechts in Montpellier, dann Cardinal und Legat an mehreren Höfen, geschäftsgewandt, der Staatsverhältnisse kundig wie wenige, scharfsinnig, von fleckenlosem Rufe, beredt und von gewinnendem Wesen. Ob es ihm mit der Versicherung, daß er zum Frommen der Kirche gern die päpstliche Würde niederlege, Ernst war, oder ob der Besitz der Macht erst seine gute Gesinnung umwandelte —, gewiß, kaum war er Papst, so that er mit seltener Schlaueit und Zähigkeit alles, um sich zu behaupten, unbekümmert um das Wohl der Kirche und die Mahnung der edelsten Geister seiner Zeit.

Benedict
XIII.

Wie schlaue schrieb er Karl VI. über seine Bereitwilligkeit, zur Beilegung des Schismas Opfer zu bringen: lieber möchte er in der Wüste sterben, als Anlaß zur Spaltung sein! Wie freute sich selbst die Universität zu Paris über diesen Mann des Segens (Benedictus), der gewiß unvergängliche Ehren gewinnen werde, nur dürfe er nicht zögern, sonst würde alles rückgängig! Am Lichtmess 1395 versammelten sich die Prälaten Frankreichs in Paris. Die freiwillige Verzichtleistung beider Päpste ward als der würdigste und einfachste Weg zur Einheit empfohlen. Als aber dieser Beschluß nach Avignon kam, zeigte sich bald, daß Benedict XIII. anders sprach, als er dachte: den Weg der Ver-

Ennoble
in
Paris.

¹⁾ Hefele-Knöppler, l. c. VI, p. 826 ff.

²⁾ Christophe, l. c. III, p. 108—109. — Ego si eligerer, statim ea celeritate et facilitate papatum abdicarem, qua cappam exuere possem. Vergl. Hefele-Knöppler, l. c. VI, p. 827 f.

Die
Univerfi-
tät.

zichtleistung lehnte er ab; denn er sei uncanonisch; damit man aber nicht sage, er halte aus Ehrgeiz an seiner Würde fest, so schlage er eine Zusammenkunft mit seinem Gegner vor, unter dem Schutze des Königs von Frankreich. Dagegen gaben die Cardinäle die Versicherung, die Verzichtleistung sei der beste Weg. Wie ward die Universität enttäuscht! Sie machte jetzt am 30. August beim Könige den Antrag, er solle die Verleihung von Beneficien und die Erhebung kirchlicher Abgaben durch den Papst beseitigen und sich mit den Monarchen Europas ins Einvernehmen setzen, um beide Päpste zur Abdankung zu zwingen.¹⁾

Pierre
d'Allilh.

Es giengen rasch Gesandtschaften ab. Doch Benedict XIII. war auch thätig! Er wußte das nationale Gefühl gegen die Franzosen zu erregen: dem Könige von Aragonien meldete er, ihm, einem Aragonesen, habe Gott die Ehre vorbehalten, das Schisma zu lösen; den König von Castilien machte er mißtrauisch gegen das einseitige Vorgehen Frankreichs, an andern Höfen erregte er den Verdacht, die Franzosen wollten nur wieder einen französischen Papst haben; in Böhmen erhielt den Gesandten von Paris nicht einmal Audienz. Die Universität Toulouse wurde für Benedict gewonnen, die Universität Oxford verlangte ein allgemeines Concil. Seinen einflußreichsten Gegnern in Paris suchte Benedict XIII. durch Gnaden den Mund zu stopfen:²⁾ Nikolaus von Clemanges ernannte er zu seinem Secretär, Pierre d'Allilh,³⁾ den gewandten Dialectiker und Kanzler der Universität zu Paris, ernannte er 1395 zum Erzbischof von Bay.

Allein an d'Allilh's Stelle wurde jetzt ein Mann Kanzler, der mit seltener Geisteskraft und Seelenhoheit den Gedanken verfolgte, die Einheit der Kirche herzustellen, das Papstthum durch den Episkopat, den Episkopat durch das Doctorat und das Priestertum zu beschränken, allen Classen ihre freie Bewegung zu sichern und so die Verfassung der Kirche in neuem Glanze herzustellen, die wahre Lehre der Kirche gegenüber der Irrlehre in neuer Kraft auszusprechen und die erschütterte Gesellschaft durch die Verurtheilung der Lehren des Umsturzes auf neuen Grundlagen zu kräftigen, mit einem Wort, durch eine wahre Reform die Revolution zu vermeiden.

Gerson.

Geboren 1363 zu Gerson in der Diöcese Rheims, hatte Jean Chailier zu Rheims seine Studien begonnen, dann zu Paris unter d'Allilh und Clemanges vollendet. Der Sohn bemittelter und für ihren Stand gebildeter Landleute, hat er für seine Mutter, die er eine zweite Monica nennt, und für seine elf Geschwister sein ganzes Leben hindurch eine innige Liebe bewahrt, wie überhaupt bei diesem Manne Herz und Kopf, Geist und Charakter gleichmäßig ausgebildet waren, und diese Harmonie des Wesens seinem Auftreten etwas Unwiderstehliches gab.⁴⁾ Was halfen dem Scharfsinne und der Ausdauer eines solchen Mannes gegenüber die Listen eines Ehrgeizigen! Benedict XIII. knüpfte Verbindungen in Rom an, um einen neuen Auflauf hervorzurufen und den Gegenpapst in seine Gewalt zu bekommen. Er suchte den König Martin von Aragonien an sich zu fesseln und empfing ihn in Avignon im März 1397 mit ausgesuchten

¹⁾ Schwab, l. c. p. 134—135. — Hefele-Knöppler, l. c. VI, p. 829—844.

²⁾ Schwab, l. c. p. 138—139.

³⁾ Geboren 1350 zu Compiègne.

⁴⁾ Schwab, l. c. p. 54—91.

Ehren, ernannte ihn zum Könige von Corsica und Sardinien, verlieh ihm die goldene Rose.¹⁾ All das war umsonst, seinem Schicksale konnte Benedict XIII. doch nicht entgehen.

Wenn auch die Spitze der Kirche krankhaft war, der Geist Christi lebte im ganzen Organismus. Übrigens lag es in der Natur der Dinge, daß Frankreich nicht einseitig vorangehen durfte. Die deutsche Nation hatte zu lang die erste Rolle unter den christlichen Völkern gespielt, als daß man nicht mit ihrem Haupte, wenn auch im Augenblicke arge Vorwürfe auf ihm lasteten, sich hätte ins Einvernehmen setzen müssen. Darum fand im März 1398 die oben erwähnte Zusammenkunft Karls VI. mit Wenzel in Rheims statt. —

Absetzung König Wenzels.

Aber mit seiner Reise nach Rheims hatte Wenzel sich bittere Feinde Wenzel. erweckt. Der Papst Bonifaz IX., den er nöthigenfalls zu opfern versprach, konnte ihm nur Feind sein, wenn er auch damals, wahrscheinlich in der Hoffnung, ihn aus französischer Verwicklung herauszureißen, ihn zur Romfahrt aufforderte und ihn mahnte, er möge wenigstens Sigismund nach Italien senden, damit dieser die nöthigen Maßregeln mit ihm verabrede. Wenzel kam nicht nach Rom.

Eine Krankheit war schuld daran, dann 1399 neue unruhige Bewegungen des Herrenbundes und innerer Krieg in Böhmen. Diesmal galt es Prokop, welchen Wenzel 1397 mit der obersten Gewalt an seiner statt betraut hatte. Selbst Joß und Sigismund traten im Januar 1400 diesem Bunde bei. Prokop fiel, Wenzel hatte den Muth nicht, sich seiner offen anzunehmen. 1400 finden wir aber die Luxemburger außer Prokop wieder für den Augenblick scheinbar einig. Sophia wurde, am 15. März 1400, als Königin in Prag gekrönt und von den Luxemburgern beschlossen, Wenzel solle sich alsbald mit. ansehnlicher Macht nach Deutschland begeben.²⁾

Der Grund war der am 1. Februar 1400 gefaßte Beschluß der Reichsfürsten, einen neuen König zu wählen, und zwar nur aus einem der Häuser Bayern, Sachsen, Meissen, Hessen, Nürnberg oder Württemberg. In der That war nicht allein Wenzel im Besitz der deutschen Krone bedroht, sondern sie schien für das ganze Haus Luxemburg verloren zu gehen. Unzufriedenheit mit Wenzel.

In Marburg hatten schon am 2. Juni 1399 vier Kurfürsten sich Bund zu Marburg. verbunden gegen Wenzel, zum Schutze des römischen Papstes, des Reiches und der Kurfürsten; denn Deutschland hatte den Papst in Rom anerkannt, Wenzel aber durch die Berufung der Cardinäle beider Parteien nach Prag dessen Recht-

¹⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1397, n. 6.

²⁾ Palacky, l. c. III, 1, p. 101—121, 127—132. — Lindner, l. c. I, 2, p. 400—403, 427.

mäßigkeit in Frage gestellt. Das Bündnis, welches Wenzel mit Frankreich geschlossen ohne Zustimmung der Kurfürsten, galt diesen als Bedrohung für sie, wie für das Reich; überhaupt galten alle Luxemburger als den Franzosen so innig verbündet, daß die Fürsten keinen aus diesem Hause mehr zum Könige haben wollten.¹⁾ Den Verbündeten von Marburg, nämlich den Kurfürsten von Mainz, Köln, Pfalz und Sachsen, trat am 15. September 1399 zu Mainz der Kurfürst von Trier bei. Viele andere Fürsten stimmten zu. Wenzel sollte gestürzt werden, über die Wahl eines Nachfolgers war man aber noch nicht einig. Die Fürsten schrieben hiezu einen Reichstag nach Frankfurt aus, Wenzel dagegen einen Reichstag nach Nürnberg. Nürnberg ward nicht besucht, dagegen Frankfurt. Dort wurde Ende Mai 1400 offen vor aller Welt über Wenzels Absetzung verhandelt. Umsonst war die Einsprache von Wenzels Gesandten; denn er selbst hatte weder Lust noch Kraft, sich aufzuraffen und durch persönliches Erscheinen seine Anhänger zu stärken und seine Gegner einzuschüchtern. Doch konnte man sich über einen Nachfolger nicht einigen; die Norddeutschen brachen vom Reichstage auf, als Friedrich von Braunschweig nicht gewählt wurde, — er fiel bald darauf in einer Fehde.²⁾

Neue
Königs-
wahl.

Wenzel
abgesetzt,

Gründe,
warum.

Die Kurfürsten luden jetzt Wenzel am 10. August zur Verantwortung nach Lahnstein, und als Wenzel natürlich nicht Folge leistete, sprachen sie am 20. August 1400 zu Kenze die Absetzung über ihn aus und wählten den Pfalzgrafen Ruprecht III. zum Könige. Als Gründe der Absetzung wurden angegeben, daß Wenzel zwanzig Jahre hindurch gar nichts gethan habe, der Kirche zum Frieden zu verhelfen; er habe ferner das Reich schändlich entgliedert und entgliedern lassen, nämlich Mailand und das Land Lombardien, das dem heiligen Reiche gehörte und wovon es großen Nutzen hatte, dem Visconti zum erblichen Herzogthum gegeben; außerdem habe er viele Städte und Lande im deutschen und welschen Gebiete dem Reiche entfremdet (darunter war Genua gemeint und Brabant und Limburg, welche Johanna einem französischen Prinzen verschrieben hatte); Wenzel habe Blankette ausgestellt, die mißbraucht werden konnten. Durch seine Unthätigkeit sei Raub, Mord und Brand in deutschen Landen entstanden, so daß jeder Mann seinen Muthwillen mit den andern treiben konnte und noch treibe. Das Recht sei unter seiner Regierung nicht gestärkt, das Unrecht nicht gekränkt worden; Wenzel selber habe viele persönliche Grausamkeiten begangen, darum sei er als unnützer, versäumlischer und unachtbarer Entgliederer und unwürdiger Handhaber des deutschen Reiches abzusetzen.³⁾

Wenzel
schwankt.

Wenzel erfuhr am 30. August was geschehen; er schäumte in Wuth auf, er schwor bei St. Wenzel, er werde Ruprecht todtschlagen oder dieser müsse ihn todtschlagen; er wandte sich an den König von Frankreich um Hilfe. Auch Josf schwor, die That zu rächen oder kein Haar mehr im Barte zu behalten. Die

¹⁾ Löffler, Das Rechtsverfahren bei König Wenzels Absetzung, S. 51—58.

²⁾ Palacky, l. c. III, 1, p. 119 ff. Ulrici Obrecht, Acta depositionis Wenceslai et electionis Ruperti regum Romanorum, ed. Fischer, Francof. 1754.

³⁾ Das Urtheil nebst der Motivierung bei Löffler, l. c. p. 61—76.

Städte wurden gemahnt, in der Treue gegen den König zu beharren; doch regte sich keine, denn Wenzel hatte sie seinerzeit bitter in ihren Hoffnungen auf Unterstützung betrogen. Die Luxemburger schienen übrigens einig.¹⁾ Dennoch geschah nichts Entscheidendes, denn Wenzel sank nach kurzem Aufwallen wieder ins Trinken und in die Schwäche zurück. Mit seinem Bruder und seinem Vetter wurde er bei der Zusammenkunft in Rutenberg, Mitte October 1400, nicht einig um den Lohn, den sie sich im voraus für ihre Hilfe ausbedungen, und im Unmuth darüber, daß er Sigismund für einen Zug nach Deutschland Schlesien und die Lausitz abtreten und die Nachfolge in Böhmen zusichern sollte, ritt Wenzel, ohne Abschied zu nehmen, zornig davon und versuhr jetzt, wo er noch Gehorsam fand, in Böhmen, willkürlicher als je. Bald stand der Herrenbund wieder gegen ihn zu Felde und sogar in Verbindung mit dem Gegenkönig Ruprecht, in dessen Dienste sich — wer sollte es glauben — auch Markgraf Ruprecht. Prokop begab; so sehr war Selbstsucht der Grundzug der Luxemburger. Ruprechts Sohn Ludwig fiel im Frühling 1401 in Böhmen ein, aber ohne großen Erfolg, denn der gemeine Mann blieb doch Wenzel getreu. Die Unterhandlungen zwischen beiden Königen — Wenzel bot Ruprecht den Titel eines römischen Königs an, wenn dagegen Ruprecht ihn als römischen Kaiser anerkenne — zerschlugen sich wieder. So st sann darauf, Wenzel vollends auch vom böhmischen Throne zu stürzen, und dieser kam so sehr ins Gedränge, daß er in Einsetzung eines Regentschaftsrathes willigen mußte.²⁾

Sigismund hatte an diesen Wirren keinen Antheil mehr, denn er war damals ein Gefangener der Ungarn. Unzufrieden mit seinem Walten zogen am 28. April 1401 die Großen bewaffnet in die Burg zu Ofen, und forderten, daß der König vor ihnen erscheine. Sigismund kam — sie warfen ihm ihre Beschwerden vor und wollten Hand an ihn legen. Doch Freunde des Königs legten sich ins Mittel und anstatt ihn zu tödten, nahmen die Großen Sigismund nur gefangen. Zuerst saß er in Wischegrad, dann auf Schloss Siklos.³⁾

Die Schwierigkeiten, einen andern auf den Thron zu bringen und ihn darauf zu erhalten — denn es gab eine neapolitanische, eine polnische, eine österreichische Partei in Ungarn — und endlich der Eifer seiner Anhänger, namentlich des Hermann von Cilly, dessen Tochter Barbara Sigismund später zum Dank auch heiratete, erlösten den König nach mehreren Monaten aus der Haft, nachdem er geschworen, in Zukunft gesetlich zu regieren, das Vergangene zu vergessen und wegen seiner Behandlung sich an niemand zu rächen. Jetzt erst, im Januar 1402, konnte Sigismund seinem bedrängten Bruder Wenzel zuhülfe kommen.⁴⁾

Wenzel ernannte am 4. Februar 1402 Sigismund zum deutschen Reichs= vicar, zu seinem Stellvertreter in Böhmen, Sigismund dagegen sollte ihn zur Kaiserkrönung nach Rom führen. Zur Romfahrt ward Wenzel namentlich

¹⁾ Palacky, l. c. III, 1, p. 121 ff.

²⁾ Ibid, p. 126—132.

³⁾ Szalay, l. c. II, p. 371 f.

⁴⁾ Fejér, Codex diplomaticus, X, 4, p. 104—124.

Ruprecht in Italien. von Johann Galeazzo Visconti aufgefordert. Ruprecht nämlich hatte im Herbst 1401 einen Zug nach Italien unternommen, wozu ihm die Florentiner 200.000 Ducaten Hilfselder versprochen, war aber bei Brescia am 21. October 1401 von einem überlegenen mailändischen Heere völlig geschlagen worden und weilte jetzt in Padua, aber ohne weiter vordringen zu können. Galeazzo ermutigte die Luxemburger zu einer Romfahrt, deren Gelingen den Gegner in der öffentlichen Meinung vernichten mußte.¹⁾

Wenzel gefangen, entkommt. Schon war alles gerüstet, als der eigensinnige Wenzel sich den Maßregeln Sigismunds widersetzte und von diesem am 6. März 1402 in Prag gefangen genommen wurde. Das Volk war für Wenzel, und ein neuer Bürgerkrieg begann in Böhmen. Wie gerne hörte Ruprecht von diesem Ereignis, das ihm den Vorwand gab, Italien mit Ehren zu verlassen, um sich an der böhmischen Grenze aufzustellen und Wenzel zur Abankung zu zwingen! Sigismund aber unterdrückte allen Widerstand in Böhmen schnell mit bewaffneter Hand und führte dann seinen gefangenen Bruder zur Kaiserkrönung nach dem Süden, „ein jetzt willenloses, unbehilfliches, altes Kind, um es zum Herrn der Christenheit krönen zu lassen.“²⁾ So kam er bis Wien, als die Nachricht eintraf, Galeazzo, der allein den Zug nach Rom decken konnte, sei am 3. September 1402 in Mailand gestorben. Jetzt verband sich Sigismund mit Albrecht IV. von Österreich, erneuerte am 16. August 1402³⁾ die alte Erbvereinigung zwischen Habsburg und Luxemburg, wofür der Herzog den König Wenzel zu bewachen versprach. Wenzel blieb jetzt Gefangener in Wien, Prokop⁴⁾ in Pressburg, bis es Wenzel gelang, am 11. November 1403 verkleidet aus Wien zu entkommen. Am linken Ufer der Donau erwartete ihn Johann von Liechtenstein, der Besitzer von Nikolsburg, mit fünfzig Schützen. In Mähren sammelten sich seine Anhänger um ihn, führten ihn nach Böhmen, wo sich Sigismund durch Erpressungen verhaßt gemacht hatte. Von neuem entbrannte jetzt der Kampf. Wenzel erklärte alles, was während seiner Gefangenschaft geschehen, für ungiltig. Zu Weihnachten 1403 war der König wieder in Prag.⁵⁾ —

König Ruprecht 1400—1410.

Sigismunds Krieg mit Wenzel. Ein Krieg zwischen beiden Brüdern erfolgte nach Wenzels Rückkehr. Wenzel verbündete sich mit seinem Vetter Jost, mit dem Könige von Polen, er gewann viele vom Herrenbund, obschon er seit seiner Gefangenschaft gegen

¹⁾ Chmel, Regesta Ruperti, p. 54—57. Francof. 1854. — Donnemüller, Der Römerzug Ruprechts von der Pfalz und dessen Verhältnis zu Österreich, 1880.

²⁾ Palacky, l. c. III, 1, p. 135—145.

³⁾ Huber, l. c. II, p. 393.

⁴⁾ Prokop machte seinem Unmuth über die Ungarn, welche ihn gefangen hielten, in holperigen Versen Luft, die Palacky, l. c. III, 1, p. 145 bekannt machte, die aber für seine hohe Bildung des Dichters zeugen:

„Ungarones sunt barones!
Non barones, sed latrones,
Quorum Satan erit comes
Et demundat eos omnes!“

⁵⁾ Palacky, l. c. III, 1, p. 151—153. — Pelzel, l. c. II, p. 484.

die Barone Böhmens eine unbefiegliche Abneigung gefaßt hatte. Sigismund dagegen, nachdem er den Verdacht gegen die Herzoge Österreichs, als ob sie Wenzel absichtlich hätten entweichen lassen, und seinen Zorn, in welchem er ihnen sogar den Krieg angekündigt, niedergekämpft hatte, schloß im April 1404 in Pressburg einen neuen Bund mit den Habsburgern.

So kam es zunächst in Mähren zum Krieg: sechs Wochen lang boten beide umsonst alles auf, um das feste Znaim, welches zwei treue Anhänger Wenzels, der Dürrenteufel und der Falke, vertheidigten, zu bezwingen. Die Belagerten machten glückliche Ausfälle und wußten sogar nach einer unverbürgten Angabe, dem Herzoge Albrecht IV. und dem Könige Sigismund Gift beizubringen. Beide erkrankten, Albrecht erlag am 14. September 1404, siebenundzwanzig Jahre alt, Sigismund wurde von einem guten Arzte durch eine seltsame Curmethode gerettet: „Derselbe hieng den König auf mit den Füßen, daß ihm die Brust auf einem Rissen auf die Erden rurte, das werte wol vierundzwanzig stund. — Do sprach der Arzt: solte die Gift unten ausgegangen seyn, die Natur kunt es nit erliten haben.“ — Das Heer gieng auseinander, der Feldzug hatte ein Ende. Als Prokop 1405 kinderlos starb, verließ Wenzel dem Vetter Joß gegen Zusicherung treuen Beistandes dessen Besitzungen insgesammt.¹⁾

Für Österreich kamen trübe Jahre: Hungersnoth, die üblichen Wirren bei der Regierung eines Minderjährigen — Albrecht V. (1404—1439) zählte erst siebeneneinhalb Jahre —, Krankheiten, das Elend des Volkes stieg aufs höchste. Dazu kam eine schreckliche Verwilderung der Sitten,²⁾ ein Räuberwesen, gegen das auch die Aufstellung eines Greinemeisters³⁾ nicht helfen wollte: nämlich die Regierung sandte mit einer starken Kriegsschar einen Beamten von Ort zu Ort; jedermann mußte diesem nun die Namen, den Aufenthalt der Räuber und Helfershelfer leise ins Ohr raunen und auf diese Angaben hin wurden die Bezeichneten ergriffen und sogleich aufgehangen, oder wenn man ihn rücksichtsvoll behandeln wollte, nach Wien geführt und in der Donau ertränkt. Herzog Wilhelm, der Bruder Albrechts IV., führte 1404—1406 die Vormundschaft und Alleinregierung: er näherte sich Wenzel und kam dadurch in Streit mit Sigismund. Schon drohte ein Krieg. Wilhelm schickte Ende Mai 1406 eine Gesandtschaft, um den Zorn des Königs von Ungarn zu beschwichtigen, sie ward aber in Pressburg kalt empfangen. Zuletzt drohte Sigismund. Da trat der Hauptmann vom Lande ob der Enns, Reinprecht von Walsee, muthig vor und sprach: „Glaubet ja nicht, daß der Herzog Frieden will, weil er keinen Krieg führen kann: er will nur Unschuldige vor den Leiden des Krieges bewahren. Wollt Ihr durchaus Krieg, so höret meinen Vorschlag! Ich werde ein ganzes Jahr hindurch auf meine Kosten tausend wohlbewaffnete Reiter unterhalten, und ich hoffe, daß viele von meinen Mitgesandten, die reicher und mächtiger sind als ich, ein Gleiches thun.“ — Dem Könige gefiel das freie Wort

Sigismund vergiftet

Österreich.

Verwilderung.

Geraun.

Reinprecht von Walsee.

Albrecht V.

¹⁾ Palacký, l. c. III, 1, p. 200—209. — Kurz, Österreich unter Albrecht IV., Bd. I, S. 155. Linz 1830.

²⁾ Über die Zustände jener Zeit vergl. Kurz, l. c. p. 123—160, 241—394 und den ganzen II. Band.

³⁾ Über das Geraun, von raunen (ins Ohr), Geruni bei Jsidor von Sevilla erklärt in Susurratio, sagt die „Zweittler Chronik“: anno 1403 facta est susurratio, ein gerewn, in Austria. Vergl. Kurz, l. c. I, p. 44—54, 128—137.

dieses tapferen Mannes, zumal ein muthwilliger Krieg gegen das deutsche Land ihm den Weg zum deutschen Throne versperrt hätte. Der Friede ward abgeschlossen. Wilhelms baldiger Tod am 15. Juli 1406 hob jedes Bedenken des Königs. Die Herzoge Ernst und Leopold IV. beanspruchten jetzt beide die Vormundschaft. Ernst wohnte in Graz, Friedrich nahm seinen Sitz in Tirol, damit war aber die Ruhe in Österreich noch keineswegs hergestellt. Am 17. December 1406 mußte Leopold IV. dem Joist von Mähren 23.000 Ducaten entrichten, damit Österreich Ruhe bekam vor den Räubern, welche in dessen Dienst standen. Zwischen Ernst und Leopold brachen im Jahre 1407 Streitigkeiten aus, und beide Parteien wütheten gegeneinander, Brand und Verheerung bedeckten das ganze Land. Erst am 13. März 1409 vermochte Sigismund den Frieden dahin zu vermitteln, daß beide Herzoge Vormünder seien und Österreich ob und unter der Enns beiden huldigen solle.¹⁾

Wirren
in
Deutsch-
land.

Und wie im deutschen Südosten steter Krieg war, so auch im Südwesten. H. Schreiber sagt:²⁾ „Ein eigener, trüber Zug geht durch das ganze, zumal deutsche, Mittelalter hindurch, indem es den Fremden als Elenden (Unglücklichen) bezeichnet. Wer gedächte dabei nicht schon des Sängers aus dem neunten Jahrhundert³⁾ und seiner tiefgefühlten Worte: ‚Ja, Fremde, du bist sehr drückend; sehr schwer fälltst du, ich sag’ dir’s in Wahrheit. Mit Mühseligkeit ringen, die der Heimat entbehren; ich erfuhr es selbst, nie fand ich Liebe in dir. Nichts botest du mir, als eine Stimmung zum Weinen, ein wundtes Herz und Schmerzen aller Art.‘ Dieses hatte sich nach vier Jahrhunderten noch nicht geändert. Mächtige Städte waren inzwischen emporgestiegen, mit wohlbewehrten und reichen Bürgern; aber nur innerhalb ihrer Mauern war der Fremde ein Gast, außerhalb derselben blieb er noch immer ein Elender. Dort nahm den armen oder kranken Reisenden und Pilger die von guten Leuten gestiftete Elenden-Herberge auf, wo er mindestens für den Augenblick Unterkunft und Pflege fand. Es war nach damaliger Ansicht ein Gotteshaus, das er betreten hatte, das auch der roheste Wegelagerer selten anzutasten wagte. Dennoch befanden sich — die barmherzigen Brüder und Schwestern mit ihrem Meister ausgenommen — darin zu Anfang schwerlich Bürger aus der Stadt; sie hätte bei aller Mühe solche nicht zu schützen vermocht. Denn schon der damalige offen gekündete Krieg war ein ganz anderer als der heutige; es handelte sich nicht um Bewaffnete, sondern um das Volk, etwa nur noch mit den Razzias unserer Tage vergleichbar. Jede feindliche Partei suchte der andern durch Brennen, Rauben, Morden, Fortschleppen und Schätzen ihrer Angehörigen soviel als möglich zu schaden. Ganze Dörfer, angebaute Felder, Bergwerke wurden verwüstet; gegenseitig war es aber nicht ungewöhnlich, daß man Feinde, die nicht zahlen und sich auflösen konnten, im Gefängnis verhungern ließ. — Noch gefährlicher als die offenen Fehden, wobei sich Betheiligte noch hinter die Mauern flüchten konnten, waren die geheimen Überfälle einzelner und mehrerer Wegelagerer. Und hier trägt ein Theil des damaligen deutschen Uebels schwere Schuld auf sich. Vergebens war es eine der ersten Angelegenheiten Rudolfs von Habsburg nach seiner Thronbesteigung gewesen, Raubnester in Menge zu zerstören; vergebens geschah dies auch theilweise unter seinen Nachfolgern; auch die Macht des tüchtigsten Reichshauptes genügte hiezu nicht, um wieviel weniger jene eines Königs Wenzel.“

Wegelagererei.

¹⁾ Gußer, I. c. II, p. 408—417.

²⁾ In seiner Geschichte der Stadt Freiburg, II, S. 235.

³⁾ Gemeint ist Otfried.

So viele deutsche Könige hatten die Überzeugung gehegt, daß ein Neubau der Verfassung des Reiches nöthig sei, und waren in ihren Bestrebungen gescheitert — und jetzt traten die Folgen davon, nachdem Karls IV. Weise, die Gegensätze zu verkleinern, statt zu lösen, sich gleichfalls als unkräftig erwies, offen zu Tage. Es war alles aus Rand und Band, zumal Wenzel seinen Pflichten als König nicht genügte. Die Fürsten drückten den Adel, der Adel den Bürger, der Bürger behandelte ebenso geringschätzig den Bauer. Jeder that, was er konnte, das alte Fehdewesen stand in neuer Blüte. Raub, wenn er vorher angekündet war, galt für ritterlich, Unrecht dulden für feige; sogar Köche und Schuhknechte erließen Fehdebriefe, und in solchen Umständen sollte Ruprecht helfen. Die Schwierigkeiten waren unübersteiglich, und darum das Schicksal jedes Königs, der mit Ernst an seine Arbeit gieng, ein tragisches. Der Sohn Ruprechts II. von der Pfalz kannte die ganze Größe seiner Aufgabe und hatte einen feurigen Eifer, sie zu lösen; auch an Fähigkeiten gebrach es ihm nicht, er war nicht bloß gutmüthig und fromm und gelehrt — er hatte Geist und Kraft, er war schlau und beharrlich. Von der Strenge wahrscheinlich, mit der er im Städtekrieg austrat, hatte er den Beinamen Klem — der Harte — hätte er nur mehr stahlhartes Wesen in seinem Walten als König hin und wieder bewiesen! Ruprecht wollte Ordnung schaffen, da er aber in Österreich, Böhmen, Brandenburg und Sachsen nicht anerkannt war, so konnte er nur da, wo seine Wähler walteten, den Landfrieden aufrecht erhalten, gerieth aber, weil er das Gute wollte, gerade mit diesen in Zwispalt.

Als er im Frühjahr 1405 mehrere Raubburgen in der Wetterau, Vasallen von Mainz gehörig, brach, gerieth Ruprecht mit dem Erzbischof Johann III. von Mainz in Streit, der ob diesem Undanke seines Schütlings einen unverföhnlichen Groll faßte, und alles in Bewegung setzte, um den Mann wieder zu stürzen, welchen er auf den deutschen Thron erhoben hatte. Als der König im gleichen Jahre die Reichsrechte in der Ortenau geltend machen wollte, so zerfiel er mit dem Markgrafen Bernhard von Baden, dem sich in Feindschaft gegen ihn bald der Graf Eberhard von Württemberg verband. Die Städte waren von je mißtrauisch gegen Ruprecht, Aachen hatte ihm nie seine Thore eröffnet. Am 14. September 1405 bildete Johann von Mainz mit Baden, Württemberg, der Stadt Straßburg und sieben schwäbischen Städten zu Marbach einen Bund auf fünf Jahre gegen den König.¹⁾ Ruprecht verbot jetzt Abschluß von Bündnissen aller Art ohne seine Zustimmung, die Verbündeten aber kehrten sich nicht daran; er suchte den Bund zu sprengen, es gelang nicht; er lud sie zur Angabe ihrer Beschwerden auf Reichstage ein, sie kamen nicht; zuletzt mußte er im Jahre 1407 den Bund anerkennen. Wäre Wenzel klüger gewesen, er hätte durch Anschluß an den Bund Ruprecht verdrängen können. Ruprecht fürchtete dies auch, zumal Wenzel 1405 die Absicht aussprach, ins Reich vorzukommen. Doch Wenzel sank bald wieder von seinem Vorfatze in seine Unthätigkeit und Schlemmerei zurück, und Ruprecht wußte sich mit seinen Gegnern abzufinden.²⁾ —

¹⁾ Chmel, Regesta, p. 126.

²⁾ Palacky, l. c. III, 1, p. 210–211. — Stälin, l. c. III, p. 382–386.

Appenzell. — Der Bund ob dem See und um den See.

Ubrigens war der stolze Schwung des politischen Geistes in den Städten verschwunden, nur im Süden Deutschlands zeigte sich die demokratische Richtung siegreich. Um den Bodensee bildete sich ein Bund, ähnlich dem der acht alten Orte, und im Ländchen Appenzell begann ein Kampf um Selbständigkeit, ähnlich wie ein Jahrhundert früher in der Urschweiz.

Appen-
zell.

Abt
Runo.

Das Land Appenzell (Abbatis cella) stand unter dem Abte von St. Gallen, doch hatten Kaiser und Klöster manche Freiheiten verliehen. Im Jahre 1379 ward aber Runo von Staufen Abt, ein harter und stolzer Mann, der von keiner Theilnahme des Volkes an den Wahlen der Obrigkeiten wissen wollte, das Volk durch Steuern drückte und strenge Bögte einsetzte. Jetzt errichteten die sechs Gemeinden des Landes um 1400, nämlich Appenzell, Hundwil, Urnäsen, Teufen, Trogen und Herisau, durch das Glück der Waldstätte ermuntert, insgeheim einen Bund, verjagten die Amtsleute des Klosters und giengen, als ein Ausgleich nach Wunsch nicht zustande kam, 1401 einen Bund mit der Stadt St. Gallen ein. Der Abt rief die schwäbischen Städte als Schiedsrichter an, und diese thaten den Spruch, zuerst daß die Appenzeller nur von eingeseffenen Amtsleuten regiert, dem Kloster von neuem huldigen und Dienste thun sollen, dann daß das Appenzeller-Bündnis, weil ohne Einwilligung des Abtes geschlossen, auf immer todt und nichtig sei.¹⁾

Schlacht
bei
Bögel-
insöed.

Die Appenzeller aber verwarfen diesen Ausspruch, wandten sich jetzt an die Eidgenossen, doch nur die Schwyzer nahmen sie in ihr Landrecht auf und sandten ihnen mehrere Jahre einen Landammann und, als es zum Kriege kam, 300 Freiwillige. Die schwäbischen Städte Constanz, Überlingen, Ravensburg, Lindau, Wangen, Buchhorn, Arbon, halfen nebst St. Gallen jetzt dem Abte, mit dem Kriegsvolke des Stiftes waren ihrer 5000 streitbare Männer. Auf der Höhe Bögelinsöed, nahe beim Dorfe Speicher, kam es am 15. Mai 1403 zum Kampfe. Die Appenzeller siegten, durch 300 Freiwillige aus Schwyz und 200 aus Glarus unterstützt. 300 Städter und 60 Männer des Abtes wurden erschlagen, die übrigen zersprengt. Bis an die Thore von St. Gallen wurden die Fliehenden verfolgt. Die schwäbischen Städte, auch St. Gallen, schlossen nun am 23. April 1404 Frieden mit den Appenzellern: Schaden solle gegen Schaden aufgehen, Runo aber, dessen Hoffart sie erkannten, solle von ihrem Bunde ausgeschlossen sein.²⁾

Der Abt aber gewann den Herzog Friedrich von Österreich, daß er als Haupt der Ritterschaft aufständische Bauern und Appenzell, welches eine zweite Schweiz zu werden drohe, bezwinge. Freudig griff der Adel Süddeutschlands zu den Waffen. Die Appenzeller aber gewannen 1404 im Grafen Rudolf von Werdenberg einen tüchtigen Führer. Der Sprößling eines alten mächtigen Geschlechtes, aber durch die Verwandten Friedrichs aus seinen Burgen vertrieben, war dieser in die Landsgemeinde der Appenzeller eingetreten, hatte Rüstung und Ritterzeichen abgelegt und sich in einen leinenen Kittel wie einer der Hirten gekleidet; jetzt zum Anführer erhoben, hatte er alle

¹⁾ Bögelinsöcher, l. c. I, p. 288 ff.

²⁾ Ibid. p. 290 ff. — Joh. v. Müller, l. c. II. Buch, 7. Capitel und Anmerkung.

wichtigen Punkte gut besetzt. Dessen unkundig, ließ der Herzog zwei Heersäulen ins Land einbrechen, die eine wurde jedoch am 16. Juni 1405 bei Wolfshalden, die andere am 18. Juni 1405 am Stoß bei Gais zurückgeworfen. Bei letzterem Kampfe sollen 560 Österreicher und nur 20 Appenzeller gefallen sein und ein Landmann, Ulrich Rotach, bei einer Viehhürde von zwölf Feinden umringt und nur mit einer Hellebarte bewaffnet, fünf derselben erschlagen und gegen die sieben andern sich gewehrt haben, bis die Hütte, durch die er seinen Rücken deckte, angezündet wurde und mit ihm verbrannte.¹⁾

Schlacht
am Stoß

Friedrich kehrte nach Innsbruck zurück, die Sieger aber, wieder mit St. Gallen im Bunde, griffen rasch zu, nahmen Sargans — und jetzt bildete sich ein Bund ob dem See im Gegensatz zum Bund um den See, den die schwäbischen Städte bildeten. Feldkirch trat am 15. September 1405 bei, dann Bludenz, Liechtenstein, Höchst, Sachz, Gams. Ein neuer Schweizerbund bis an die tirolischen Berge schien Bestand zu gewinnen, und die Leute vom Bregenzer Walde traten noch bei, alles Land vom Thurgau bis an die Berge Tirols. Die Bauern rings um den Bodensee und Oberrhein geriethen in Gährung.²⁾ Man versprach sich gegenseitig Hilfe, Beilegung von Zwistigkeiten durch ein Schiedsgericht, über Krieg und Frieden mit andern sollte gemeinschaftlich entschieden werden.

Bund
ob dem
See.

So war der Krieg gegen den Abt ein Krieg gegen den Adel überhaupt geworden. Allein je weiter der Bund sich ausdehnte, umso mehr Feinde erweckte er sich. Als der Bund seit October 1407 Bregenz belagerte, um den Erbfeind, den Grafen Montfort, zu demüthigen, kam es am 13. Januar 1408 zu einer für die Appenzeller unglücklichen Entscheidung. 8000 Reifige und Fußknechte stark überfiel die Ritterschaft bei dickem Nebel die Appenzeller, welche ihren Anführer, ihre Landesfahne, ihr Lagerzeug und 100 Mann verloren und damit auch die Früchte der bisherigen Siege. Die Appenzeller hatten gedroht, wenn Bregenz falle, keinen Herrn im Schwabenlande zu schonen: jetzt rief den Flüchtlingen Beringer von Landenberg nach: „Wir wollen Weib und Kind erschlagen, auf daß keine Zucht noch Samen mehr von ihnen entspringe, zum Verderbnis des Adels!“ Dazu kam es nicht, jedoch alle Länder auf dem rechten Rheinufer giengen verloren. Die Appenzeller erreichten ohne weitere Gefahr ihre heimischen Berge. König Ruprecht entschied am 4. April 1408 zwischen beiden Parteien, daß der Bund ob dem See für immer ab und todt sein solle — so kam es auch. Jeder Herr auf dem rechten Ufer des Rheins kam wieder in den Besitz der Seinen, die er aber fortan besser behandeln mußte.

Schlacht
bei
Bregenz

Die Appenzeller aber unterwarfen sich dem Abte nicht mehr, erneuerten vielmehr ihren Bund, daß sie nur ein Recht, ein Gericht, ein Banner und eine Landsgemeinde haben wollten. Die Fehde mit dem Abte

Ende des
Bundes
ob dem
See.

¹⁾ Bögelin-Escher, l. c. I, p. 293—298.

²⁾ Tschudi sagt l. c. I, p. 635: „Es war auch in denselben Tagen ein solcher Puff in die Puren, im Thurgau und anderswo, in der bösten Röchi bi dem Rhin, daß sie oll Appenzeller wolteud sin und wolt sich nun niemand gegen inen weeren.“

dauerte fort, bis die sieben Orte sie in das ewige Burg- und Landrecht aufnahmen, wogegen die Appenzeller versprechen mußten, nie ohne den Willen der Eidgenossen zu den Waffen zu greifen. Friedrich von Österreich schloß zu Baden im Margau mit den acht alten Orten und mit den Appenzellern und Solothurnern am 28. Mai 1412 einen Frieden auf fünfzig Jahre, worin er ihnen ihre dermaligen Besitzungen, Rechte und Freiheiten bestätigte.¹⁾ —

Versuche zur Beilegung des Schismas.

Bers-
gebliche
Versuche.

Und wie im Staatsleben überall Spaltung war, so in der Kirche, doch brach hier der Gedanke an die nothwendige Einigung immer mehr sich Bahn. Zuerst hatten Frankreich, England und Castilien sich verbunden, Gesandtschaften an beide Päpste zu schicken und beide zur Abdankung zu mahnen, und in der That erklärten die Gesandten der drei Staaten 1397 dem Papste, daß, sofern er nicht zur bestimmten Frist für die Einheit der Kirche durch einfache Niederlegung des Amtes gesorgt habe, die Monarchen die Sache in ihre Hand nehmen würden. Doch Benedict XIII. ließ sich nicht einschüchtern, und Bonifaz IX. gab dem Gesandten, welcher ihm nach Rom die gleiche Mahnung brachte, gleichfalls abweisende Antwort. Seit nun auch Wenzel in Rheims dem französischen Vorschlage, beide Päpste zur Abdankung zu zwingen, beige stimmt hatte, verschlimmerte sich die Stellung beider Päpste.²⁾

Bonifaz
IX.

Im Auftrage Karls VI. und Wenzels gieng 1398 Pierre d'Alilly nach Rom. Bonifaz IX. versprach auf den Rath der Cardinäle hin, er würde gerne abdanken, sobald sein Gegner dasselbe gethan habe. Allein als die Römer aus Furcht, der neuzuwählende Papst möchte seinen Wohnsitz anderswo denn in Rom aufschlagen, Bonifaz beheuerten, sie wollten Gut und Blut für ihn opfern, erklärte der Papst, er werde nie abdanken, er kümmere sich wenig um die Könige von Frankreich und Deutschland, sie sollten nur ruhig sein.³⁾

Ent-
schluß.

Pierre d'Alilly brachte Kunde davon nach Paris. Man wußte jetzt sicher, woran man mit beiden Päpsten war, welche ihrem Ehrgeize das Wohl der Kirche opferten, man wurde sich klar, daß man stärkere Mittel anwenden müsse, um zur Einheit zu gelangen. Aufkündigung des Gehorsams war jetzt das Lösungswort. Ein Nationalconcil kam den 22. Mai 1398 in Paris zusammen. Die Gesandten Castiliens und Navarras und aller Universitäten wohnten bei. Als Mittel zur Einigung ward die Abdankung anempfohlen und als Mittel, diese zu erzwingen, die Aufsagung des Gehorsams⁴⁾ und

Concil
in
Paris.

Exs-
traction
Frank-
reichs.

¹⁾ Bögelin=Gesler, l. c. I, p. 301—303.

²⁾ Gesele=Knöppler, l. c. VI, p. 847 ff.

³⁾ Christoph, l. c. III, p. 128 f. — Ehrle, über d'Alillys Reise und Mißerfolge, Archiv V, S. 470, 1889. — Tschakert, Peter von Alilly. Gotha 1877. — Gesele=Knöppler, Conciliengeschichte, VI, S. 847—851.

⁴⁾ Sustractio obedientiae. — Gesele=Knöppler, l. c. VI, p. 852.

zwar die bedingungslose. König Karl VI. erhob durch Ordonnanz vom 28. Juli 1398 diesen Beschluß zum Gesetz.¹⁾

Doch wollte man noch einen letzten Versuch bei Benedict XIII. machen, ehe man Gewalt brauchte. Zwei königliche Bevollmächtigte, Robert Cordelier und Tristan de Bosc, mußten im Namen Karls VI. und Wenzels in Avignon dem Papste erklären, es sei nöthig, daß er auf seine Würde verzichte. „Nie und nimmer,“ entgegnete Benedict XIII., „ich bin rechtmäßig gewählt und bleibe Papst, solange ich lebe.“ — Sofort verkündete des Königs Feldherr, Boucicault, daß Karl VI. allen Franzosen verbiete, fortan Benedict XIII. als Papst anzuerkennen und an seinem Hofe zu bleiben. Die meisten seiner Diener und siebzehn Cardinäle verließen ihn jetzt. Die Stadt Avignon forderte ihn auf, nachzugeben, denn seinerwegen wolle sie keine Belagerung aushalten. Die Hoffnung auf Hilfe von Seite des Königs von Aragonien erwies sich als eitel. Desungeachtet blieb Benedict XIII. zäh und fest und ließ es auf eine Belagerung ankommen; Kugeln schlugen neben ihm ein und tödteten einen Cardinal — er ließ sich nicht einschüchtern. Ein Theil der Festungswerke ward genommen, ein Hauptbollwerk stürzte unter dem feindlichen Geschütz zusammen — doch der Papst blieb muthvoll und das rettete ihn vor der Hand. Denn, daß man einen Papst so behandle, verletzte doch viele fromme Gemüther. Der Muth Benedicts gewann ihm Freunde.

Auf der andern Seite fürchtete man die weltliche Herrschaft in der Kirche. Nikolaus von Clemanges sagte, der Augenschein beweiße, daß die Verwerfung der päpstlichen Autorität der kirchlichen Freiheit den Todesstreich versetze, gute Ordnung, Gerechtigkeit und Zucht vernichte, die Simonie erwecke, den Irrthum begünstige und die Kirche unter die weltliche Gewalt bringe. Ein Brief Benedicts, worin er seine Mißhandlung, seine Noth ergreifend schilderte, soll Karl VI. erschüttert haben.²⁾ Der König Martin von Aragonien vermittelte; man erklärte Benedict XIII., wenn er verspreche abzudanken, im Falle Bonifaz sterbe oder gleichfalls seine Würde niederlege, und wenn er sich einem allgemeinen Concil, auf dem ein Papst gewählt werden solle, unterwerfe, wenn er ferner verspreche, seine Soldaten fortzuschicken und seine Residenz nicht zu verlassen, so wolle ihn der König von Frankreich wieder unter seinen Schutz nehmen und alle Gewaltsschritte gegen ihn aufgeben. Benedict war in der höchsten Noth, er nahm am 10. April 1399 die Bedingungen an³⁾ und wurde fortan in seinem Palaste bewacht und war nahezu vier Jahre ein Gefangener.

Während dieser Zeit wurde die Stimmung für Benedict mit jedem Tage günstiger, und der König berief zur Berathung über diese Frage die Prälaten seines Reiches auf den 15. Mai 1403 nach Paris. Indes war aber Benedict am 12. März aus Avignon entflohen nach dem Schlosse Reynard; viele Cardinäle schlossen sich ihm wieder an, und er nahm klugerweise nicht Rache an ihnen wegen ihres Abfalles — und die Stimmung zu seinen Gunsten war so sehr im Wachsen, daß das Nationalconcil zu Paris gegen die Ansichten der dortigen Universität sich für vorläufige Wiederanerkennung Benedicts XIII. aussprach, und die Regierung änderte am 28. Mai 1403 ihr Benehmen gegen ihn

¹⁾ Bulaeus, Hist. Univ., IV, p. 847—851. Paris. — Schwab, Gerson, S. 97—213. — Christophhe, l. c. III, p. 180 f. — Hefele-Knöpfler, l. c. VI, p. 854.

²⁾ Schwab, l. c. p. 148—169. — Bulaeus, l. c. IV, p. 873.

³⁾ Christophhe, l. c. III p. 189 ff. — Hefele-Knöpfler, l. c. VI, p. 856 f.

Benedict
XIII.
hart-
nädig.

Benedict
XIII.
ge-
fangen.

entfloh

wieder
an-
erkannt

vollkommen. Benedict XIII. fehlte aber jetzt, weil er alles, was während seiner Gefangenschaft geschehen, für ungiltig erklärte und weil bald offenbar wurde, daß es ihm mit seinem feierlichen Versprechen vom 10. April 1399 nicht ernst sei. Er überschätzte offenbar die Sicherheit seiner Stellung und bewirkte dadurch nur, daß die Stimmung ganz wieder gegen ihn umschlug.¹⁾

Bonifaz IX.

Wie Benedict XIII., so hatte sich auch Bonifaz IX. gegen die Abdankung, zu der man ihn zwingen wollte, zu wehren, — seine Lage war aber besser. An Wenzel nahm er Rache dadurch, daß er die Kurfürsten zur Wahl Ruprechts aufforderte.²⁾ Wenzel hatte sich jetzt gegen Ruprecht zu verteidigen und konnte den Papst nicht zur Abdankung zwingen. Italien hatte die Übel des Schismas noch nicht gefühlt wie Deutschland und Frankreich, und Bonifaz IX. gewann viele Italiener dadurch für sich, daß er im Bunde mit Florenz Krieg gegen Gian Galeazzo führte, der ganz Italien zu bewältigen drohte. Als der Visconti 1402 plötzlich starb, schloß Bonifaz IX. mit seinen Söhnen gegen Rückgabe Bolognas Frieden, Ende 1403. Das waren bedeutende Erfolge.

Ende Bonifaz IX.

Unter solchen Umständen kamen im Juni 1404 die Gesandten Benedict XIII. nach Rom und luden Bonifaz zu einer Zusammenkunft auf einem sicheren neutralen Boden ein, wo beide Päpste über die Einigung der Kirche sich vergleichen könnten, — sie sprachen vor dem Consistorium. Bonifaz IX. erwiderte aber kurzweg: er habe seine Macht von Gott und keineswegs die Absicht, seiner Würde zu entsagen, er sei der wahre Papst, Benedict aber ein Schismatiker, ein Ketzer und Ungläubiger. Die Aufregung zog ihm ein Fieber zu, welchem er am 1. October 1404 erlag.³⁾

Innocenz VII.

Sein Tod hätte das Werk der Einigung sehr erleichtert, wäre es Benedict XIII. mit dieser Gesandtschaft voller Ernst und nicht bloß um den Schein zu thun gewesen. So aber hatten seine Gesandten, mit welchen die römischen Cardinäle jetzt ernstlich unterhandelten, nicht für alle Fälle genügende Vollmacht, darum wurde auch auf ihre Bitte, eine neue Wahl zu verschieben, nicht gehört, zumal das Volk in Rom unruhig wurde. Von den Cardinälen legte zwar jeder den Eid ab, wenn er zum Papst gewählt würde, alles zu thun, um das Schisma beizulegen, nöthigenfalls selbst der päpstlichen Würde zu entsagen, allein sie wählten am 17. October eben doch wieder einen Papst, den Cardinal von Bologna, Gomato Meliorato de Sulmona, welcher sich Innocenz VII. nannte.⁴⁾

Diese Wahl gefiel sehr, denn Innocenz VII. war ein gelehrter, geistvoller, geschäftsgewandter Mann von fleckenlosem Ruf.⁵⁾ Kaum aber war er Papst, so täuschte er die schönen Hoffnungen, dachte nicht mehr an die Kirche, sondern nur an sich und seine Familie, die er zu erheben suchte. Die Unterhandlungen

¹⁾ Christophhe, l. c. III, p. 143—147.

²⁾ Hefele-Knöpfler, l. c. VI, p. 858 ff.

³⁾ Christophhe, l. c. III, p. 147. — Hefele-Knöpfler, l. c. VI, p. 875—876.

⁴⁾ Christophhe, l. c. III, p. 151—153.

⁵⁾ Vita Innocentii VII. bei Muratori, l. c. III, 2, p. 832 ff. — Reumont, l. c. II, p. 1113 f.

mit Benedict XIII. wies er kurzweg ab, es sei seinem Gegner doch nicht ernst, und als man von Aufhebung des Schismas in seiner Umgebung sprach, verbot er, von dieser Sache weiter zu reden. Übrigens hatte er auch zunächst nicht Zeit, sich mit dieser Frage zu befassen, denn Rom war gegen die weltliche Herrschaft des Papstes im Aufstand, welchen kein Geringerer anzuführen als Ladislaus, König von Neapel, welcher, nachdem er seinen Gegner aus dem Reiche vertrieben hatte, jetzt die Verlegenheiten des Papstes ausbeuten wollte, um Senator von Rom zu werden. Er bot sich als Vermittler zwischen dem Papste und dem Volke an, vermittelte aber so treulos, daß er eigentlich dem Papste die Herrschaft über Rom entzog und selber die Fäden der neu eingesetzten Regierung Roms in der Hand hatte und die Statthalterei über die Campagna und Ascoli erhielt. Rom kam noch nicht zur Ruhe, und der Papst beschloß, nach Viterbo zu ziehen; die Römer beschworen ihn aber wieder zu bleiben. Er blieb; doch das Verhältnis zwischen ihm und der städtischen Regierung blieb unklar und strittig. Ein neuer Aufstand brach anfangs August 1405 in Rom aus, vor dem der Papst nach Viterbo entfloh. Der Vatican wurde geplündert, Ladislaus zog am 20. August in Rom ein. Aber als er mit seinen herrschsüchtigen Plänen heraustrückte, wandten sich die Römer gegen ihn, vertrieben ihn aus der Stadt und riefen Innocenz VII. aus Viterbo zurück. Am 13. März 1406 hielt dieser seinen Einzug in Rom.¹⁾

Ladislaus von Neapel

in Rom

Auch der Gegenpapst Benedict XIII. war während dieser Zeit auf steter Wanderung. Nach Avignon mochte er nicht mehr zurück, war bald in dieser, bald in jener Stadt des Südens, oft in Marseille, und als Innocenz VII. so entschieden jeden Antrag auf Abdankung zurückwies, wollte er gerade vor aller Welt seinen Eifer für die Kirche zeigen und erklärte, er wollte selber nach Italien und sogar nach Rom reisen, um persönlich mit Innocenz zu verhandeln, denn Gesandtschaften führten doch zu nichts. Und in der That brach er im Jahre 1405 nach Genua auf und sandte von da neue Botschaft an Innocenz, der aber jeden Antrag zurückwies, weil es doch kein Ernst sei. Viele wurden getäuscht, aber nicht die Universität von Paris. Gesandte aus Castilien mahnten damals in Paris: beide Päpste sollte man zu einer Zusammenkunft zwingen und den, welcher den Antrag zurückweise, für widerspenstig erklären und sich dem andern anschließen, und wie eine spanische Gesandtschaft zu den Päpsten gieng, so wurde auch eine neue französische abgeordnet.²⁾

Benedict XIII.

Botschaft Castiliens

Um die Wirkung all dieser Vorgänge abzuschwächen und kommenden Gefahren zu begegnen, sandte Benedict XIII. um Neujahr 1406 einen Legaten nach Paris, welcher namentlich die Universität bei Hofe angriff. Dies hatte eine schroffe Antwort zur Folge: die Universität beantragte von neuem die Entziehung des Gehorsams. Im November 1406 war ein neues Nationalconcil in Paris. Beide Parteien führten ihre besten Redner ins Gesicht.³⁾ Pierre d'illy erlangte diesmal den Preis der Redekunst, — er sprach jedoch für Mäßigung und

Nationalconcil in Paris.

¹⁾ Christophhe, l. c. III, p. 155–159. — Gregorovius, l. c. VI, p. 542–555.

²⁾ Christophhe, l. c. IV, p. 160 f. — Gesele-Mnöppler, l. c. VI, p. 877–881.

³⁾ Auch der uns schon bekannte Jean Petit war darunter.

für Berufung eines allgemeinen Concils. Die Aufkündigung des Gehorsams ward beschloffen und durch ein königliches Decret vom 14. Januar 1407 angeordnet, doch nicht ausgeführt, und so war das Ganze ein Schlag ins Wasser.¹⁾

Inno-
cenz VII.

Indes starb Innocenz VII. am 6. November 1406. Die Cardinäle in Rom zögerten zu einer Neuwahl zu schreiten, endlich siegte aber die Ansicht, daß Rom nicht ohne Papst sein könne. Die Wähler schworen²⁾ jedoch vorher, daß wenn einer von ihnen gewählt würde, er frei und unbedingt auf die Würde verzichten wolle,³⁾ wenn sein Gegner dasselbe thue oder sterbe; beide Wahlcollegien sollten sich dann vereinigen und der Kirche gemeinsam einen wahren Hirten geben; der Gewählte solle sogleich nach seiner Thronbesteigung dem Gegenpapste, wie allen Fürsten, Prälaten und Universitäten der Christenheit, von diesem Eide Mittheilung machen und binnen drei Monaten mit dem Gegenpapste um den Ort einer Zusammenkunft verhandeln; auch sollen während der Zeit der Verhandlungen keine neuen Cardinäle ernannt werden.

Gregor
XII.

Es galt also jetzt nur einen Mann zu wählen, der die reine Absicht hatte, alles das auszuführen. Die Cardinäle glaubten einen solchen Mann in dem Venedigianer Angelo Corrario in ihrer Mitte zu haben und wählten ihn am 30. November 1406 zum Papste. Gregor XII. erklärte auch aufs bestimmteste sein lebhaftes Verlangen, der Spaltung ein Ende zu machen, und daß ihm hiezu kein Opfer zu groß, keine Reise zu beschwerlich wäre. Die Cardinäle waren entzückt darüber, priesen in ihrem Schreiben seine Heiligkeit, seine Wissenschaft, seine Güte, seine Klugheit, und fürchteten nur, er möchte bei seinem hohen Alter und bei seiner Körperschwäche sterben, ehe das große Werk der Einigung vollendet sei. An den Gegenpapst erließ Gregor XII. sogleich ein bewegliches Schreiben: „Sehen wir uns ans Werk, vereinigen wir uns in der gleichen Liebe und befreien wir die Kirche von dem Unglück, das sie so lange peinigt! Ich bin bereit, das Papstthum niederzulegen, wenn von Deiner Seite dasselbe geschieht.“

Gerson.

Benedict XIII. that, als wäre er entzückt, daß endlich der Mann erstanden sei, der mit ihm vereint die große Aufgabe löse, und erklärte sich zum Frommen des Friedens und des Seelenheils bereit, dem Papstthum zu entsagen, wenn sein Gegner das gleiche thue. Darob unermesslicher Jubel in Frankreich, nur wenige Mißtrauische mahnten zur Vorsicht. Der König aber schickte im März 1407 eine glänzende Gesandtschaft, worunter auch Gerson, um die Gesinnung beider Päpste näher kennen zu lernen und das Werk der Einigung zu befördern. Die Weisungen für diese Gesandten berücksichtigten alle Möglichkeiten, ihr Kern war Drohung mit Aufkündigung des Gehorsams gegen den, der nicht freiwillig niederlege.⁴⁾

¹⁾ Gesta Benedicti XIII. bei Muratori, l. c. III, 2, p. 781. — Christoph, l. c. III, p. 169—173. — Hefele-Knöpfler, l. c. VI, p. 882—885. — Schwab, l. c. p. 185 ff.

²⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1407, n. 11. — Der merkwürdige Schwur der Cardinäle, bevor sie in das Conclave traten, abgedruckt bei Christoph, l. c. III, p. 866—868, Belegstück 6.

³⁾ Ut se magis procuratorem ad deponendum pontificatum quam pontificem factum existimare posset.

⁴⁾ Christoph, l. c. III, p. 179—183. — Hefele-Knöpfler, l. c. VI, p. 888—890.

Indes waren in Marseille Bevollmächtigte Gregors XII. bei Benedict XIII. und verabredeten am 20. April 1407, daß eine Zusammenkunft beider Päpste um Michaeli 1407, spätestens um Allerheiligen stattfinden solle in Savona. Alle Maßregeln für die Sicherheit der Person beider Päpste waren auf das genaueste bestimmt.¹⁾

Vertrag
von
Mar-
seille.

Am 9. Mai hingegen traf die französische Gesandtschaft in Marseille bei Benedict XIII. ein: er erklärte, bisher habe er nicht geglaubt, daß die Abdankung das Werk der Einigung befördere, weil die Gegenpäpste nie abgedankt haben würden; jetzt aber sei endlich der rechte Mann gekommen und er sei bereit, gemeinsam mit ihm der päpstlichen Würde zu entsagen, wies aber ihr Verlangen ab, diesen seinen Entschluß auch in einer Bulle niederzulegen. „Meine Handlungen beweisen besser als meine Reden, daß ich nur die Ehre der Kirche im Auge habe.“ Nur mit Mühe setzten die ruhigeren Männer der Gesandtschaft durch, daß diese nicht sogleich Benedict den Gehorsam aufkündigte.²⁾

In Rom fanden die Gesandten Gregor XII. ganz anders, als sie erwartet hatten. Entweder war es ihm mit seiner Versicherung nie recht Ernst, oder seine Verwandten³⁾ und König Ladislaus von Neapel hatten ihn umgestimmt: die Verwandten lagen ihm immer im Ohr, daß er nichts mehr für sie thun könne, wenn er das Papstthum niederlege; der König von Neapel aber fürchtete, wenn Gregor seine Stelle niederlege, so komme ein der französischen Regierung geneigter Mann auf den päpstlichen Stuhl und werde die jüngere Linie der Anjou auf den Thron von Neapel bringen.

Gesandt-
schaft
in
Rom.

Gregor half sich zunächst mit Ausflüchten: Savona war ihm nicht der rechte Ort, dem Könige von Frankreich sei nicht recht zu trauen, die Genuesen seien seine Feinde, die Venetianer wollten ihm keine Schiffe liefern, er sei alt und gebrechlich, arm, seine Gesundheit angegriffen. Vergebens bot Frankreich sich an, alle Kosten zu decken, alle Bürgschaften für Sicherheit zu leisten. Die Gesandten drohten mit Abreise. Der Papst sagte ihnen noch einmal unter Thränen: „Ich werde für die Einheit sorgen, verlaßt mich nicht, über den Ort einer Zusammenkunft aber muß ein neuer Vertrag geschlossen werden!“ Die Gesandten wandten sich jetzt an die Cardinäle mit der Bitte: sie sollten, im Falle Gregor sterbe, keinen neuen Papst wählen, sie sollten gemäß des Eides handeln, den sie bei der Papstwahl geschworen, und sich laut abgeschlossenen Vertrages in Savona einfänden, auch wenn Gregor nicht komme. Und in der That gaben die Cardinäle zustimmende Antwort. Die Gesandten verließen jetzt Rom.⁴⁾

Gregors
XII.
Aus-
flüchte.

Benedict XIII., dem es so wenig um Abdankung zu thun war als Gregor XII., war im Herzen erfreut, als er von den Ausflüchten des Gegners hörte und wie dieser dadurch in der öffentlichen Meinung sank. Um die Stimmung wieder für sich zu gewinnen, zeigte er seltenen Eifer für die Zusammenkunft

¹⁾ Hefele-Anöppler, l. c. VI, p. 890 f.

²⁾ Ibid. p. 892—895. — Christophhe, l. c. III, p. 188—191.

³⁾ Pastor, l. c. I, p. 187.

⁴⁾ Christophhe, l. c. III, p. 193—199. — Hefele-Anöppler, l. c. VI, p. 896—901.

und Vertrauen in seinen Gegner: ein Mann von solchem Hochsinne könne sein Wort nicht brechen. „Wie alt ist Euer Herr?“ fragte er den Gesandten Gregors. — „Nahezu siebzig Jahre“, war die Antwort. „Wohlan, ich bin auch alt, wir müssen eilen, ehe wir sterben, wenn wir dies rühmliche Werk vollbringen wollen!“

Benedict
XIII.
in
Savona.

Ende September 1407 traf Benedict XIII. wirklich in Savona ein. Die öffentliche Meinung zwang jetzt auch Gregor XII., zum Schein etwas zu thun. Er brach auf von Rom, kam aber nur bis Siena: dort wolle er abdanken, doch unter der Bedingung, daß er zum Patriarchen von Constantinopel ernannt werde; dem Gegenpapste, der in Savona seiner harnte, meldete er auf einmal: der Vertrag von Marseille sei verletzt, der Marsch des Königs Ladislaus gegen Rom verstatte ihm nicht, weiter zu ziehen. Benedict ließ sich zu einem zweiten, dritten und vierten Vertrag herbei.¹⁾

Ladis-
laus in
Rom.

Dürfen wir zeitgenössischen Berichten glauben, so hatte Gregor nicht ganz unrecht, wenn er die Arglist seines Gegners, Überrumpelung und Gefangennehmung fürchtete. Auf seiner Seite war aber der Vorwand, Ladislaus hindere ihn, heuchlerisch, denn Ladislaus handelte nach geheimer Verabredung mit ihm und rückte im April 1408 mit 24.000 Mann vor Rom und zog am 25. April nach einigen Kämpfen in die Ewige Stadt ein. Der Papst soll ihm für diesen Zug das Vicariat in Rom und den Kirchenstaat versprochen haben. Gewiss ist, kaum war Ladislaus in Rom, so erklärte der Papst den Cardinälen, die ihn zur Reise nach Savona mahnten, barsch, sie sollten ihn mit diesen Räthen nicht weiter beschäftigen, er sei der einzige rechtmäßige Papst. So legte Gregor die Maske ab, bald aber auch Benedict. Als der König von Frankreich diesem meldete, er werde neutral bleiben, wenn bis Himmelfahrt die Einigung nicht erzielt sei, so nahm Benedict in seiner Antwort einen hohen Ton an und drohte dem Könige wie der Universität mit Kirchenstrafen.

Be-
schluß
gegen
beide
Päpste.

Jetzt war das Maß voll. Der König, die Großen, die Universität zeigten gleiche Entrüstung. Am 21. Mai 1408 beschloß der Staatsrath, Benedict XIII. fortan nur mehr als Schismatiker und hartnäckigen Störer des kirchlichen Friedens zu betrachten, ihn gefangen zu nehmen und in strenger Haft zu halten. Sein Schreiben ward in Stücke zerschnitten, die Boten, die es überbrachten, verhöhnt.²⁾

Die Car-
dinäle
verlassen
Gregor.

Aber auch über Gregor XII. kam jetzt das verdiente Schicksal. In Ucca kam es zwischen ihm und seinen Cardinälen am 11. Mai 1408 zu stürmischen Verhandlungen, als er entgegen dem Wahleid, eine Reihe von neuen Cardinälen ernennen wollte. Als der Papst ihre Zustimmung mit Gewalt erzwingen wollte, entflohen sie unter Verkleidung nach Pisa. Von dort appellierten sie vom schlechtunterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst, an Jesus Christus, an eine allgemeine Kirchenversammlung und an den Papst, den diese wählen werde, und setzten sich in Verbindung mit den

¹⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1407, n. 12, 23, 28. — Hefele-Knöpfler, l. c. VI, p. 903 f. — Schwab, l. c. p. 206 ff.

²⁾ Hefele-Knöpfler, l. c. VI, p. 908 f. — Christoph, l. c. III, p. 207 f.

Cardinälen Benedicts und besprachen die Einberufung eines allgemeinen Concils.¹⁾

In Livorno trafen vierzehn Cardinäle beider Collegien zusammen und schworen: für das Werk der Einigung zu arbeiten, sei es durch Abdankung der Gegenpäpste, oder durch ein allgemeines Concil; im Falle einer der Päpste sterbe, solle ihm kein Nachfolger gewählt werden. Gesandte giengen an den König von Frankreich und an die Könige und Fürsten von Deutschland und England. Auf den 25. März 1409 ward eine allgemeine Kirchenversammlung nach Pisa ausgeschrieben und beide Päpste aufgefordert, vor derselben zu erscheinen. Ein allgemeines Concil.
Via Synodi.

Um diesen Schlag abzuwehren, schrieb Gregor auf Pfingsten 1409 eine allgemeine Kirchenversammlung nach Aquileja aus, und Benedict berief eine Kirchenversammlung auf Allerheiligen 1408 nach Perpignan, wohin er sich geflüchtet hatte, ein. Viele Prälaten Spaniens, einige aus Savoyen und Frankreich, waren anwesend. Man anerkannte Benedict XIII. als den wahren Papst, war aber doch für seine Abdankung, ferner für Vergleichung mit Gregor und für Anordnungen, daß keine Neuwahl statfinde, wenn Benedict sterbe.²⁾ Concil zu Perpignan.

Übrigens hatte die Versammlung in Perpignan wenig Gewicht. Europa sprach sich im großen und ganzen für die Versammlung in Pisa aus.

England, Frankreich, Castilien, Genua, Florenz erklärten sich für die Cardinäle; Aragonien, Schottland, Ungarn, Polen, Neapel waren gegen sie. In Deutschland waren Böhmen, Österreich und überhaupt die Reichsfürsten für sie; Ruprecht und die Fürsten, die ihm noch anhiengen, blieben Gregor XII. treu. Benedict erklärte sich neutral. Ladislaus von Neapel führte die Waffen für Gregor XII. Er gedachte, sich ganz Italiens zu bemächtigen, denn Benedict und Genua hatten sich im Kampf geschwächt, der unternehmende Galeazzo Visconti von Mailand war todt, nur Florenz stand ihm noch mächtig gegenüber. Wenn es ihm gelang, der Republik einen Schlag beizubringen, so war die Kirchenversammlung in Pisa unmöglich. Die Pläne des Ladislaus giengen damals sehr hoch: „Entweder alles oder nichts!“³⁾ war sein Wahlspruch. Doch die Republik war vorsichtig und gerüstet, der Plan, sie zu überraschen, schlug fehl. Siena ließ sich nicht gegen Florenz gewinnen, alle Ränke des Königs schlugen fehl, sein Zorn war machtlos.⁴⁾ — Florenz.

Die Kirchenversammlung zu Pisa.

Und in der That, das Concil wurde in Pisa am 25. März 1409 eröffnet und von 22 oder 24 Cardinälen, 4 Patriarchen, 80 Bischöfen, Concil zu Pisa.

¹⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1408, n. 7—19. — Hefele-Knöpfler, l. c. VI, p. 906—907.

²⁾ Hefele-Knöpfler, l. c. VI, p. 910 ff., 938 f.

³⁾ Aut Caesar aut nihil.

⁴⁾ Hefele-Knöpfler, l. c. VI, p. 936, 1017. — Reumont, l. c. II, p. 1146. — Christoph, l. c. III, p. 227—231.

102 Procuratoren abwesender Bischöfe, 87 Äbten und 200 Procuratoren abwesender Äbte, 41 Prioren und den Generalen der Dominicaner, Minoriten, Karmeliter und Augustiner besucht. Außerdem erschienen der Großmeister von Rhodus, der Generalprior der Ritter vom heiligen Grab, der Generalprocurator des Deutschordens, die Deputierten der Universitäten Paris, Toulouse, Orleans, Angers, Montpellier, Bologna, Florenz, Krakau, Wien, Prag, Köln, Oxford und Cambridge, die Bevollmächtigten von über 100 Domcapiteln, mehr als 300 Doctoren der Theologie und des canonischen Rechtes, endlich Gesandte fast aller Könige, Fürsten und Republiken des Abendlandes.¹⁾ Zuerst begann das Verfahren gegen die beiden Päpste. Sie wurden von dem Concil aufgefordert, zu erscheinen, und diese Aufforderung in der nächsten Sitzung wiederholt. In der dritten Sitzung, 30. März, wurden Benedict XIII. und Gregor XII. sammt den Cardinälen, die ihnen noch anhiengen, für hartnäckig erklärt. Am 15. April erschienen die Gesandten Ruprechts und klagten, daß die Cardinäle ihn nicht zuvor von ihrem Benehmen gegen Gregor XII. verständigt, daß sie dem Gehorsam gegen ihn mit Unrecht sich entzogen, mit Unrecht ein allgemeines Concil berufen und dahin den Papst vorgeladen hätten, und daß die Versammlung nicht den Namen eines Concils verdiene.²⁾

Rup-
recht.

Gregor
XII.

Die Antwort auf diese Einwendungen sollte am 24. April erfolgen, am 21. abends verließen aber die Gesandten schon Pisa.³⁾ Gregor XII. sandte Karl von Malatesta, Herrn von Rimini, verlangte Veriagung und Verlegung des Concils. Sein Antrag ward abgelehnt. Man bot Gregor, wenn er auf das Papstthum verzichte, die Legation von Forli, von der Mark Treviso und der Mark Ancona an, und den ersten Platz, wenn er im Cardinals-Collegium bleiben wolle, und die Signoria von einigen Städten für seine Neffen. Man trug also alle billige Rücksicht. Karl Malatesta rieth Gregor zur Annahme dieser Vorschläge. Weinend antwortete der schwache Greis: „Thue ich, was man verlangt, so verrathe ich meine Verwandten und Anhänger; thue ich es nicht, so erzeuge ich Argerniß in der Kirche.“ Und seine Verwandten brachten ihn in der That von jedem Gedanken an Nachgiebigkeit ab.⁴⁾

Zimmer mehr Gesandte einzelner Fürsten und Bischöfe trafen ein, der Muth und die Zuversicht der Versammlung stieg. Die Cardinäle, die einst zu Benedict gehalten, brachen vollständig mit ihm.

Ab-
sehung
beider
Päpste.

Am 5. Juni wurden „Peter von Luna und Angelo Corrario, die sich als Päpste Benedict XIII. und Gregor XII. nannten“, für Schismaticer, Ketzer, Eidbrüchige, des Papstthums unwürdig erklärt und allen Gläubigen bei schwerer Strafe verboten, sie als Päpste zu behandeln; zugleich ward ausgesprochen, der heilige Stuhl sei erledigt.

¹⁾ Hefele-Knöppler, l. c. VI, p. 992 ff.

²⁾ Ibid. p. 997 ff.

³⁾ Über den Grund der Abreise vergl. Hefele-Knöppler, l. c. VI, p. 997—1002.

⁴⁾ Hefele-Knöppler, l. c. VI, p. 1006 ff. — Christophse, l. c. III, p. 235 bis 237.

Nun kam die Frage, wer jetzt zu wählen habe, ob das Concil oder ob die Cardinäle wählen sollten. Während diese wichtige Frage besprochen und zuletzt beschlossen wurde, die Kirchenversammlung wolle nicht in die Rechte der Cardinäle eingreifen, vielmehr solle die alte Wahlordnung bleiben, kamen Gesandte des Königs von Aragonien und Benedicts XIII. mit Vorschlägen. Man erklärte aber, es sei zu spät. Die Cardinäle schritten nun zur Wahl. Sie fiel einstimmig am 26. Juni 1409 auf Peter Philargi, welcher sich Alexander V. nannte.

Neu-
wahl.

Alexan-
der V.

Der Gewählte war aus Candia, armer Eltern Kind, hatte Vater, Mutter und Verwandte nie gekannt, hatte sein Leben mit Betteln gefristet, bis ein frommer Minorit auf den talentvollen Knaben aufmerksam wurde, ihm Unterricht gab, ihn ins Kloster nach Candia und später nach Italien brachte. Die Fortschritte waren außerordentlich. Der Orden sandte den glänzend begabten Jüngling zur Vollendung seiner Studien nach Oxford, dann nach Paris. Hier wurde er Doctor, Lehrer, Schriftsteller. Tiefe des Geistes, Schönheit der Darstellung, Glanz der Rede brachte ihn in Ruf. Gian Galeazzo lernte ihn kennen, zog ihn an seinen Hof. Bald wurde Philargi Bischof von Vicenza, dann Erzbischof von Mailand, unter Innocenz VII. Cardinal und Legat in der Lombardei und jetzt im siebzigsten Jahre Papst. Alexander V. hatte nur einen Fehler, ein Uebermaß von Seelengüte: er konnte keine Bitte abschlagen, er gab her, was er hatte, und hatte er nichts, so gab er Versprechungen. Bald war der päpstliche Schatz geleert und konnte der höchste Würdenträger der Kirche sagen: „Ich war einst ein reicher Bischof, dann ein armer Cardinal, und jetzt ein Papst, der betteln muß.“¹⁾

Übrigens erregte die Wahl dieses Papstes unermesslichen Jubel, man glaubte am langersehnten Ziele zu sein. Allein nur zu bald trat die Enttäuschung ein: man hatte die Einheit gewollt und den Zwiespalt vermehrt, statt eines Papstes hatte man jetzt drei Päpste, denn die beiden andern dankten nicht ab, Spanien und Schottland blieben Benedict XIII. anhänglich, Neapel, Ungarn, Bayern, Polen und die Königreiche des Nordens blieben Gregor XII. treu.²⁾ Man hatte die Papstwahl zu sehr beschleunigt und dabei

Jetzt
drei
Päpste.

¹⁾ Hefele = Knöpfler, l. c. VI. p. 906, 925, 934, 994, 1002, 1004, 1023, 1032—1034. — Vita Alexandri V. bei Muratori, Scriptores, III, 2, p. 842.

²⁾ Hefele = Knöpfler bemerkt (l. c. VI, p. 1042) über das Concil zu Pisa: „Die traurige Erscheinung der Trisaltigkeit hat die Synode in hohem Grade selbst verschuldet, indem sie ihre Procedur gegen die beiden Prätendenten auf eine angebliche Notorietät stützte, an die eigentlich niemand im Ernste glaubte, daß jene nämlich nicht bloß Förderer des Schismas, sondern wahrhaftige Häretiker im vollen Sinne des Wortes seien, weil sie durch ihr Benehmen den Glaubensartikel Unam sanctam catholicam et apostolicam ecclesiam angetastet und umgestoßen hätten. Mit dieser durch Consequenzenmacherei gewonnenen Operationsbasis verbanden die Pisaner noch eine krankhafte Festigkeit und Eile in Wahl der extremsten Maßnahmen, vor denen sie umsonst hätten zurückscheuen sollen, als sie sich selbst sagen mußten, daß Gregor und Benedict noch immer mächtigen Anhang hatten und eine gewaltsame Niederdrückung beider sicher nicht möglich sei. Vielleicht hätte ein etwas längeres Zuwarten und fortgesetztes freundliches Verhandeln mit beiden Prätendenten, wo diese jetzt den Ernst sahen und von ihren eigenen Cardinälen verlassen waren, besser zum Ziele geführt, als die Zerhauung des gordischen Knotens durch die beschleunigte Neuwahl.“

Fehler
des
Concils.

diese Königreiche zu sehr vernachlässigt, ihnen einfach die Einberufungsschreiben und keine Legaten gesendet, wie es die Höflichkeit erforderte, und so der Mahnung Benedicts XIII. recht gegeben: „Gebt acht, daß ihr der Einheit nicht in den Weg tretet, indem ihr sie herbeiziehen wollt.“ — Auch die andere Aufgabe, nämlich die Reform an Haupt und Gliedern, war nicht gelöst, namentlich weil man noch nicht über Umfang und Inhalt der Reform einig war. Das Concil endigte am 7. August 1409, es hatte das Mögliche gethan in einer Zeit solcher Spaltung und mit Recht sagt der große Bossuet: „Wenn das Schisma, dieses grausame Ungeheuer, welches die Kirche Gottes verheerte, auch nicht vollkommen vernichtet war, so erhielt es wenigstens einen solchen Schlag, daß seine vollständige Vernichtung vorbereitet wurde.“¹⁾ Sein ökumenischer Charakter hingegen ist bestritten, Bellarmin bezeichnet es mit den Worten: „Generale, nec approbatum, nec reprobatur.“²⁾

Eroberung
des
Kirchen-
staates.

Zum Schluß der Sitzungen drängte der Umstand, daß der Papst den Kirchenstaat nicht innehatte; derselbe war im Besiz Gregors XII. und des Königs Ladislaus, welcher das Concil in Pisa zu sprengen gedachte. Ein Heer war nöthig, um sie zu verdrängen; Florenz, Siena, Bologna und Ludwig von Anjou bildeten einen Bund. Letzterer ward feierlich von Alexander V. als König von Sicilien und Jerusalem und Gonfaloniere des heiligen Stuhles anerkannt. Im September 1409 vereinten sich die Truppen in Chiuffi und begannen den Vormarsch gegen Rom. Am 30. December kam das verbündete Heer in den Besiz der Ewigen Stadt, und in kurzer Zeit war der ganze Kirchenstaat frei, am 1. Mai 1410 huldigte ganz Rom Alexander V.³⁾ Auch die Besitzungen in Südfrankreich, wo sich ja Avignon sofort für das Concil von Pisa und für Alexander V. erklärt hatte, wurden wieder erobert. Benedict XIII. flüchtete von Perpignan nach Zaragoza, Gregor XII. nach Gaëta. Die Versammlung, welche letzterer nach Aquileja ausgeschieden hatte, begann zwar am 6. Juni 1409, wurde aber von sehr wenigen Bischöfen besucht und schon am 5. September 1409 geschlossen. Gregor XII. versprach am Schluß auch, dem Papstthum zu entsagen, wenn seine beiden Gegner dasselbe thaten, fügte aber noch einige Bedingungen hinzu, aus denen man sah, daß es ihm nicht Ernst sei.

Die
Gegen-
päpste.

Indes starb Alexander V. am 3. Mai 1410 zu Bologna, wohin ihn Balthasar Cossa im Januar zu gehen verleitet hatte. Schon am 17. Mai wurde Cossa selber zum Papst gewählt — eine unglückselige Wahl, denn Cossa, in weltlichen Dingen ein grundgescheidter Mensch, hatte keinen einzigen geistlichen Zug an sich, und seine Vergangenheit war ganz das Gegentheil von der, die ein Statthalter Christi haben soll: behaupteten doch seine Gegner, er sei in seiner Jugend Seeräuber gewesen. Habsucht und Ehrsucht schändeten ihn beide, doch war die Ehrsucht überwiegend, das Geld war ihm nur Mittel zu seinen Zwecken. Cossa stammte aus einem edlen Hause in Neapel; als er nach Bologna

Johann
XXIII.

¹⁾ Defensio Cleri gallici, II, lib. 9, cap. 11.

²⁾ Bellarmin de Conc., I, chap. 8. — Vergl. Gesele-Knöpfler, I. c. I, p. 67—68. 2. Aufl. — Pastor, I. c. I, p. 138—146.

³⁾ Gregorovius, I. c. VI, p. 580—583. — Christophé, I. c. III, p. 255—257.

auf die Universität gieng, soll er lachend seinen Genossen prophezeit haben, er suche das Papstthum. Seine Studien legte er mit Auszeichnung zurück, doch haften schwere Vorwürfe der Unsitlichkeit an seinem Jugendleben.¹⁾ Unter Bonifaz IX. ward Cossa Kanzler der Universität, er soll den Hauptantheil an dem schmutzigen Amtshandel haben, welcher das Pontificat dieses Papstes und Innocenz' VII. und Gregors XII. schändet. Er hatte die Talente eines Staatsmannes und Feldherrn, aber ihn an die Spitze der Kirche stellen, hieß ein Ärgernis geben. Seine Wahl erregte deshalb bei den Gutgesinnten Schrecken. Johann XXIII. — so nannte er sich — suchte jedoch den üblen Eindruck zu mildern und umzuwandeln dadurch, daß er mehrere durch Geist und Charakter ausgezeichnete Männer zu Cardinälen ernannte. —

Drei Päpste. Drei Könige. Sigismund.

Im Anfang hatte dieser Papst sogar Glück. Die Hauptstütze Gregors XII. in Deutschland war der Gegenkönig Ruprecht,²⁾ und dieser starb gerade damals am 18. Mai 1410 zu Oppenheim,³⁾ als er daran war, seine ganze Existenz als König auf die Spitze des Schwertes zu stellen, um nicht durch die Umtriebe des Erzbischofs Johann III. von Mainz, der mit Alexander V. hielt, abgesetzt zu werden. Dieser Krieg wäre zugleich ein Krieg mit Frankreich geworden, denn der ehrgeizige Erzbischof hatte es nicht für unwürdig gehalten, ein Vasall der französischen Krone zu werden.⁴⁾

Tob
Rup-
rechts.

Eine neue Königswahl ward auf den 1. September 1410 nach Frankfurt ausgeschrieben.

Aber wer sollte König werden? die eine Partei sagte, eine Königswahl sei nicht nöthig, denn man habe an Wenzel schon einen König! Für Wenzel waren der Kurfürst von Sachsen, der Markgraf Joß von Mähren, welcher im factischen Besitze der Mark Brandenburg diese Kurstimme in Anspruch nahm. Da Wenzel König in Böhmen war, so verfügte diese Partei über drei Stimmen. An der Spitze der zweiten Partei standen Ludwig, der Sohn Ruprechts, und der Erzbischof Werner von Trier; sie unterhandelten durch den Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit König Sigismund von Ungarn. Da Sigismund noch den Titel eines Markgrafen von Brandenburg hatte und also diese Kurstimme auch in Anspruch nahm, so verfügte diese Partei gleichfalls über drei Stimmen. An der Spitze der dritten Partei standen der Erzbischof von Mainz und der Erzbischof von Köln: sie richteten ihr Augenmerk auf Joß von Mähren-Brandenburg, der auch Zusage machte, nachdem er sich mit Wenzel dahin abgefunden hatte, daß er Wenzel das Kaiserthum verschaffen wolle: — so besaß auch diese Partei drei Stimmen.⁵⁾

Canbi-
daten.

Joß.

¹⁾ Das Ärgste über ihn sagt Dietrich von Nieheim in „De vita et factis Joannis XXIII“, edid. Meibom. Frankfurt 1620.

²⁾ Ruprecht hatte die Väter in Pisa gewarnt: „Daß nach jren wegen vil e ein trisaltigkeit und noch ein großer zweifunge und schande in der heiligen christenheit werde, dan lange czyt leider gewesen ist.“

³⁾ Aßbach, Geschichte Kaiser Sigismunds, I, S. 280.

⁴⁾ Droßsen, Geschichte der preußischen Politik, I, S. 250 ff. — Aßbach, Sigismund, I, S. 280.

⁵⁾ Palacký, l. c. III, 1, p. 260 ff. — Aßbach, l. c. I, p. 290 ff.

Neue
Königs-
wahl.

Am 20. September 1410 wurde Sigismund gewählt, am 1. October Joſt. Wenzel galt vielen auch noch als König und ſo hatte denn das deutſche Reich drei Könige und die Kirche drei Päpſte, ein Zeichen, wie das Mittelalter ſeinem Ende ſich zuneigte. Schon ſchien es zum verhängnißvollen Bürgerkrieg zu kommen und war Joſt im Begriff, mit einem Heer gegen Frankfurt zu ziehen, als er am 17. Januar 1411 zu Brünn ohne Leibeserben ſtarb. Nun war nur noch die Frage zwiſchen Wenzel und Sigismund — doch kam Ende Juni 1411 eine Verſöhnung dahin zuſtande: Wenzel gab ſeine Stimme ſeinem Bruder zum römischen Könige, Sigismund aber verſprach, ſolange Wenzel lebe, ſich mit der Würde eines römischen Königs zu begnügen, die Reichseinkünfte mit ihm zu theilen, die Reichskleinodien ihm zu laſſen, ihn im Beſitz ſeiner Länder zu vertheidigen und mit allen Kräften dahin zu wirken, daß Wenzel zum römischen Kaiſer vom Papſt gekrönt werde, und ſelber, ſolange Wenzel lebe, nie nach dieſer Würde zu ſtreben. Am 21. Juli 1411 war neue Königswahl, ſie fiel jetzt einſtimmig auf Sigismund, welcher verſprach, Johann XXIII. als Papſt anzuerkennen und alle dem Reiche entriſſenen deutſchen und welſchen Lande zum Reiche wieder zurückzubringen.

Sigis-
mund,
König.

Ungarn.

So ward dieſe ſchwierige Angelegenheit geordnet, Sigismund kam nicht ſogleich in das Reich vor. Zwar die Ungarn — denn in Ofen empfing Mitte Auguſt Sigismund die Nachricht von ſeiner Königswahl — bereiteten keine Hinderniſſe, ſie zeigten ſich ſogar erfreut über ſeine Erhebung und erklärten auf einem Reichstag am 8. October 1411 ſeine damals erſt zweijährige Tochter Eliſabeth zur Erbin der ungarischen Krone, wenn er keinen männlichen Nachkommen hinterlaſſe.¹⁾ Allein der König hatte noch den Frieden zwiſchen dem Deutſchen Orden und Polen, den Frieden zwiſchen den öſterreichiſchen Herzogen zu vermitteln und einen Krieg gegen Venedig (1411—1413) zu führen und endlich die abtrünnigen Boſnier und Dalmatiner zum Gehorſam zu zwingen. Die Venetianer hatten Ladislaus in ſeinem vergeblichen Kriegszug gegen Sigismund unterſtützt; Sigismund trat deſhalb in Unterhandlung mit den Genueſen, den Feinden der Venetianer, und drang dann ſiegreich bis gegen Udine vor. Graf Hermann von Cilly vermittelte 1413 in Trieſt einen fünfjährigen Waffenſtillſtand, welcher jeden Theil im Beſitz deſſen ließ, was er damals hatte. Dann hielt ſich Sigismund 1413 in Tirol und Graubünden auf, ſchloß Bund mit den Eidgenoſſen zu einem Zug gegen die Viſconti, ſuchte die Lombarden wieder unter deutſche Oberhoheit zu bringen, ſcheiterte aber im ganzen mit ſeinem Vorhaben gegen das Herzogthum Mailand, da es ihm an Geld fehlte und die Söldner deſhalb den Dienſt verſagten.²⁾

Sigis-
mund
und
Johann
XXIII.

In Lodi hatte Sigismund im November 1413 eine Zuſammenkunft mit Johann XXIII. Dieſer war anfangs April 1411 von Bologna nach Rom aufgebrochen, aber ohne fortan die Thatkraft zu bewähren, die ihn biſher gehoben hatte; ſie ſchien erloſchen zu ſein, ſeit er das höchſte Ziel ſeines

¹⁾ Szaſah, l. c. II, p. 404.

²⁾ Aſchbach, l. c. I, p. 311—390.

Ehrgeizes erreicht hatte; der sonst so kühne Mann zeigt sich fortan unentschlossen, ohne sicheren Blick, und seine Unternehmungen scheiterten.

Ludwig von Anjou schlug am 19. Mai 1411 Ladislaus bei Roccasecca, konnte aber, weil Geld und Lebensmittel ihm mangelten, den Sieg nicht ausbeuten und zog sich nach Rom zurück. Und jetzt kam über Johann XXIII. ein Unglück über das andere. In Bologna brach ein Aufstand aus, und Ladislaus dürstete nach Rache und rückte in den Kirchenstaat ein. Vergebens bot Johann all denen, die für ihn kämpfen würden, die Gnaden, welche einst die Kirche den Kreuzfahrern verliehen — der Papst blieb trotz aller Ablässe ohne Heer, er mußte sich im Juni 1412 mit Ladislaus abfinden und Ludwig von Anjou preisgeben. Johann XXIII. anerkannte Ladislaus als König von Neapel und Sicilien, als Gonfaloniere des heiligen Stuhles, versprach ihm das Königreich Sicilien zu verschaffen, verlieh ihm einen Jahresgehalt von 20.000 Ducaten; Ladislaus gab dagegen Gregor XII. auf, welcher zu Karl Malatesta nach Rimini entkam, und versprach, ihn in die Provence oder nach Dalmatien zu verbannen.

Ladislaus von Neapel

Während der Ruhe, welche ihm dieser schimpfliche Friede verschaffte, fand in Rom das Concil statt, welches nach einem Beschlusse der Väter von Pisa drei Jahre nach dem pisanischen Zusammenkommen sollte: es begann im April 1412 und wurde mehrmals vertagt, zuletzt am 3. März 1413; die Lehrsätze Wiclifs wurden verurtheilt. Das Concil war übrigens wenig besucht.¹⁾

Concil zu Rom.

Die Erzählung von der Nachteule, die gegenüber dem Papst sich aufstellte und mit ihren großen Augen ihn anglozte, so daß das ganze Concil lachen mußte, ist nur eine Anekdote, welche die Meinung der Zeit über den Papst bezeichnet. — Bald kam es zwischen Johann und Ladislaus wieder zum Streit — und am 4. Juni 1413 stand der Neapolitaner mit einem Heer vor den Mauern Roms und floh der päpstliche Hof in Unordnung bis Viterbo und dann nach Siena.²⁾

Damals kam Sigismund nach Italien. Nur von ihm konnte der geängstigte Johann XXIII. noch Hilfe gegen Ladislaus erwarten, der die Peterskirche zum Stall für seine Pferde gemacht hatte und von Rom aus rasch den Kirchenstaat überzog, so daß Johann sich nicht in Siena, nicht in Florenz mehr sicher fühlte. Wenn er aber Sigismund gewinnen wollte, mußte Johann XXIII. in ein Concil willigen. Der Kaiser hatte die Einigung der Kirche versprochen, Benedict und Gregor bestanden noch immer, dem Urgerniß der Spaltung mußte einmal ein Ende gemacht werden. Wenn aber ein Concil zustande kam, was hatte Johann XXIII. nicht alles davon zu fürchten! Nur ungern sandte darum der Papst Unterhändler an den König und gegen seine Erwartung willigten diese in Sigismunds Verlangen, daß

Die Neapolitaner in Rom

Congress in Viterbo.

¹⁾ Hefele, l. c. VII, p. 17 f. — Hergenröther, Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte, III, S. 669, 3. Aufl. Freiburg 1885.

²⁾ Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom, VI, S. 595–600. — Reumont, l. c. II, p. 1153 f.

das Concil in Constanz am Bodensee stattfinden: es sollte am 1. November 1414 eröffnet werden. Sigismund erließ sogleich von seiner Seite die Ausschreibung, der Papst aber erst am 9. December 1413 in Lodi.¹⁾

Welche Zustände! Der König mahnte bei der Zusammenkunft in Lodi, der Papst möge seinem ärgerlichen Lebenswandel ein Ende machen und redlich zur Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern die Hand bieten! Welcher Gegensatz zwischen einst und jetzt, zwischen Geistesriesen wie Gregor dem Großen, Gregor VII., Innocenz III. und dem Erbärmlichen, der jetzt den heiligen Stuhl schändete! Wahrlich ein göttliches Leben muß in der Kirche pulsieren, daß sie durch Unglücksfälle wie die Wahl eines Johann XXIII. nicht zugrunde gieng.

Sigismund reiste von Italien durch die Schweiz an den Rhein nach Aachen, wo er am 8. November 1414 mit den üblichen Feierlichkeiten zum römischen Könige gesalbt und gekrönt wurde, von da brach er zum Concil nach Constanz auf.

Zeigte sich Sigismund früher oft wandelbar und leichtsinnig, so ist es jetzt, als ob mit der Krönung ein höherer Geist über ihn gekommen wäre. Aischbach sagt in seinem großen Werk über diesen Kaiser mit Recht: „Seitdem er zum römischen Könige gewählt worden, erhob er sich zu dem schönen Gedanken, den hohen Beruf, auf dem Throne der Cäsaren zu walten, durch Gottes Fügung zur Beglückung der Völker erhalten zu haben, und er sprach sich dahin aus, daß er die Last der Regierung nicht zur Lust und Selbstsucht, sondern für des Reiches und der Christenheit Wohlfahrt auf sich genommen habe, um auf ähnliche Weise wie mehrere seiner berühmten Vorfahren auf dem Kaiserthron Gerechtigkeit zu üben, den Frieden unter den christlichen Völkern zu erhalten und vor allen Dingen dahin zu wirken, daß die durch viele Jahre gestörte Einigkeit in der abendländischen Kirche wieder hergestellt werde. Dieses schwierige Werk vornehmlich sollte das allgemeine Concilium, welches Sigismunds rastloses Bemühen in Constanz versammelte, zustande bringen. Dann sollte auch die Kirche an Haupt und Gliedern gebessert, das Reich, welches durch das Faustrecht und die Selbstsucht der Glieder ganz in Verfall gerathen war, wieder aufgerichtet, die durch langen Streit und Krieg entzweiten Gewalten zur Beglückung der Völker versöhnt werden.“²⁾

Einigung, Ordnung waren nöthiger als je, denn eine gewaltige Bewegung, die hussitische, pochte an die Thore Europas und drohte allem Bestehenden mit Umsturz.

¹⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1413, n. 22. — Reichenthal, Das Concil zu Constanz, X. Augsburg 1536. — Aischbach, l. c. I, p. 375—378. — Pastor, l. c. I, p. 150.

²⁾ Aischbach, l. c. I, p. 418.

Die hussitische Bewegung. — Die Concilien zu Constanz und Basel. — Kaiser Sigismund.

Der Herd der neuen Bewegung war Böhmen. Da fand sich damals Böhmen so vieles vereinigt, was zu einer Revolution zu führen pflegt: Reichthum an Geist und Besitz, eine große Hauptstadt, welche die besten Kräfte des Landes in sich vereinigte, eine Universität, welche die gährenden Kräfte der Fremde ins Land zog. Prag wurde damals mit Constantinopel verglichen, seine Universität wurde eine Weltuniversität genannt. Dazu gewisse Vorgänge, welche die Stimmungen, in denen eine regsame Bevölkerung bisher gelebt hatte, bis auf den Grund erschütterten. Karl IV. war geliebt und verehrt, in Wenzel wurde der König verächtlich; ein Bund Unzufriedener bildete sich nach dem andern, bald regierte eine Partei, bald ein Bruder, bald ein Vetter des Königs. Unter Karl IV. galt Böhmen für ein strengkirchliches Land, der Clerus war zahlreich, die Kirchen, die Klöster waren glänzend ausgestattet, aus Böhmen, hieß es, sei noch nie eine Ketzerei hervorgegangen — jetzt kam das ganze Land in eine religiöse Gährung,¹⁾ das ein böhmischer Geschichtschreiber sagt:

¹⁾ Historia et monumenta Joh. Hus atque Hieronymi. 2 Bde. Folio Nürnberg 1558 u. 1715. — J. Cochlaeus, Hist. Hussitarum libri XII. Mainz 1549. — Zach. Theobald. Bellum hussit. Frankfurt 1621. — Pez, Thesaurus anecdot. noviss. Augsburg 1723. Tom. IV. — Ulrich Reichenthal, Concil. von Constanz. Augsburg 1636. Herm. v. d. Hardt, Concil. constant., 6 voll. Frankfurt und Leipzig 1695—1700. — J. H. v. Wessenberg, Die großen Kirchenversammlungen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, Bd. II. Constanz 1845. — Pelzel, Lebensgeschichte Wenzels. 1788. — Aschbach, Geschichte Kaiser Sigismunds. Hamburg 1838. — Palacký, Geschichte von Böhmen, Bd. III. Prag 1842. — Tomek, Geschichte der Universität Prag. Prag 1840. — Höfler, Geschichtschreiber der hussitischen Bewegung in Böhmen in den „Fontes rerum austriac.“, Abth. I, Bd. II. Th. I. Wien 1856 und Th. II und III. Wien 1865. — Höfler, Mag. Johann Hus und der Abzug der Deutschen von Prag im Jahre 1409. Prag 1864. — Documenta Mag. Joann. Hus, von Palacký. Prag 1869. — Helfert, Hus und Hieronymus. Studie. Prag 1853. — Nowotny, Johann Hus' Predigten, aus dem Böhmischen übersetzt. 3 Hefte. Görlitz 1854—1855. — Krummel, Geschichte der böhmischen Reformation im fünfzehnten Jahrhundert, Gotha 1866, ist ein mißlungener Versuch einer Ehrenrettung des J. Hus. — Drobien, Eberhard von Windeck. Leipzig 1853. — Geschichte der preussischen Politik, I. Berlin 1855. — Tosti, Geschichte des Conciliums von Constanz, deutsch von Arnold. Schaffhausen 1860. — Schwab,

„Es fchien, als wenn die Böhmen in ein hitziges Fieber gefallen wären; fie fahen anfangs wunderliche Erfcheinungen am Himmel, blutige und feurige Kreuze, und es regnete Blut in ihrer Einbildung. Dann fielen fie über einander her wie hungrige Wölfe und vertilgten einander mit Feuer und Schwert. Ihre Anführer waren meiftens Gottesgelehrte und Priester, die das ganze Volk mit ihrem Fanatismus ansteckten.“

Ein mächtiger Hebel kam dazu, der Kampf der Racen, die hufitische Bewegung ift wefentlich flavifchnational, ihr Urheber Hus ift panflaviftifcher Agitator gegen die Deutfchen.

Deutfche
und
Tschechen.

Deutfche und Tſchechen hatten vor ihm einträchtig in Böhmen nebeneinander gewohnt. Die Tſchechen hatten keinen Grund, die Deutfchen zu haffen, denn die Berührung mit ihnen hatte ihnen im wefentlichen nur Vortheil gebracht und ift außer der eigenen hohen Begabung der Tſchechen fchuld, daß diefe feit lange an Reichthum und Bildung die erſte Rolle unter den flavifchen Völkern fpielten. Karl der Große hat die Böhmen unterworfen, aber auch den Weg eröffnet, auf dem die Bildung des Abendlandes zu ihnen kam. Die fähigften und edelften Herrfcher über Böhmen vom heil. Wenzel an haben fich in Beziehung zum deutfchen Reiche geſetzt, find dadurch frei geblieben von der Befchränkung von Byzanz und der geiftigen und fittlichen Verſumpfung, die dadurch eingetreten wäre. Ihr erfter König erhielt ſeine Krone durch Gnade des deutfchen Kaiſers. Die einſichtsvollſten böhmifchen Könige haben Einwanderungen von Deutfchen zur geiftigen und materiellen Hebung ihres Volkes benutzt. Aus Deutſchland kamen nicht nur Geiftliche, ſondern Handwerker, Bauern und Kaufleute nach Böhmen: ſelbſt ein czechifcher Geſchichtſchreiber, Palacký,¹⁾ muß eingeftehen: „Die Deutfchen waren von den Königen Böhmens vorzüglich wegen ihrer Betriebsamkeit ins Land aufgenommen worden. Auch entſprachen ſie dem in ſie geſetzten Vertrauen und erwieſen ſich dem Lande höchſt nützlich, inſbeſondere im Bergbau und im Roden und im Urbarmachen der vielen Wälder an den Grenzen des Landes. Ihnen zunächſt verdankt man die hohe Blüte der Silberbergwerke von Kuttenberg und Deutſchbrod, welche auf die Vermehrung des Wohlſtandes im Lande und ſomit auch der Macht des Staates ſo großen Einfluß hatten. Für ſie und größtentheils durch ſie wurde der böhmifche Bürgerſtand geſchaffen, ſolglich auch die Gewerbtätigkeit im Lande neu belebt und gehoben, ihre Anſiedelungen gaben auch mittelbaren Anlaß zu der ſeit Ottokar II. ſo eifrig betriebenen Emancipation der Bauern.“ Als der Stamm der Přemisliden ausſtarb, kamen Deutfche als Könige nach Böhmen. Der Kaiſer Karl IV. war ſogar daran, Böhmen zum Hauptlande des deutfchen Reiches zu machen. In der Goldenen Bulle

Johannes Verſon. Würzburg 1858. — Roßmann, Betrachtungen über das Zeitalter der Reformation. Jena 1785. — Friedrich, Die Lehre des Hus und ihre Bedeutung für die Entwicklung der neueren Zeit. Regensburg 1862. — Johannes Hus, ein Lebensbild. Frankfurt 1864. Geſelle, Conciliengeſchichte, VII. — Berger, Johann Hus und König Sigismund. Augsburg 1871. — Dr. Johann Schindler, Johannes Hus. Prag 1872. — Marmor, Ulrich von Reichenſthal und ſeine Conciliſchronik. Freiburger Diöceſanarchiv, Bd. VII, S. 135–144. — Paſtor, l. c. I, p. 126–128. — Ernest Denis, Huss et la guerre des Hussites. Paris 1878. — Bezold, König Sigismund und die Reichskriege gegen die Hufiten. München 1872–1877. — Zur Geſchichte des Hufitismus. Cultur-hiſtoriſche Studien. München 1874. — Roſerth, Hus und Wicliſ. Prag 1884.

¹⁾ Palacký, l. c. II, 2, p. 35.

hat der König von Böhmen eine der sieben Stimmen zur Wahl eines deutschen Königs. Böhmen war durch Johannis Verschwendung erschöpft, als Karl IV. die Regierung antrat; wenn er es auf einmal mit Prachtbauten überdecken konnte, so hat er gewiß Reichsmittel mit dazu verwendet, obgleich er es nicht eingestehen wollte; sicher mit deutschen Mitteln hat er die Universität Prag gestiftet und, weil sie in Prag die Residenz ihres Königs sahen, zogen deutsche Professoren und Studenten in Masse dahin.¹⁾ Böhmen war also ein Reichsland und die Deutschen keine Fremdlinge darin, wie sie Hus zu behandeln und gegen sie den Nationalhaß der Czechen bis zur Verjagung „der deutschen Hunde“ zu entflammen pflegte.

Hus bloß als Reformator zu betrachten, der das Werk früherer Eiferer für christliche Sitte nur fortgesetzt habe, reicht nicht aus. In der That traten vor ihm große Redner, begeisterte Eiferer für christliche Zucht auf. So ein Österreicher Konrad Waldhauser,²⁾ der 1360 bis 1369 mit hinreißender Gewalt in Prag predigte; keine Kirche faßte die Zuhörer, die Frauen legten ihren Schmuck ab, der Bucher hörte auf, Sünder thaten öffentlich Buße. So von Waldhauser angeregt der Domherr Milíč von Kremšier,³⁾ der oft fünfmal des Tages predigen mußte, an dem alles die Fruchtbarkeit, die Frische und Schnellkraft des Geistes bewunderte. Die Macht seiner Rede war so groß, daß das Sündenquartier in Prag leer wurde und ein Haus für Büsserinnen an dessen Stelle trat. Beide griffen die Bettelmönche an und wurden von ihnen angegriffen. Aber die Bettelmönche waren ja nicht die Kirche und mit dieser lebten sie in Einklang und wurden sogar von Päpsten geschützt, wenn auch Milíč im Eifer Mißgriffe sich zuschulden kommen ließ, Karl IV. zum Beispiel als den Antichrist bezeichnete und das Ende der Welt für die Zeit von 1365 bis 1367 festsetzte. Auch Matthias Janow (starb 1394), der auf häufigen Genuss des

Vorläufer des Hus.

Waldhauser.

Milíč.

Janow.

Stittny.

Nicht von diesen Männern hat Hus den Ausgangspunkt für seine verhängnisvolle Wirksamkeit genommen, sondern von einer andern Geistesströmung, die in ihrer Ideenlehre bis auf die alexandrinische Philosophie zurückreicht. Was bloß die Reform anlangt, haben andere zu seiner Zeit Tieferes, Schärferes, Größeres gesagt, ohne von der Kirche deshalb verurtheilt zu werden.

Johann Hus ist ein Bauernsohn aus Husinec im Prachiner Kreis an der bayerischen Grenze, geboren 1369 oder 1370, seine Eltern waren wohl-

Hus.

¹⁾ Wenn aber spätere Chronisten zum Jahre 1409 berichten, daß 36.000 Magister und Studenten und davon 20.000 Deutsche gewesen seien, so übertreiben sie wohl um's Zehnfache. Doch mag das Verhältnis der Deutschen zu den Nichtdeutschen annähernd richtig damit ausgedrückt sein. Vergl. Denifle, l. c. I. p. 600 f.

²⁾ Palacky, l. c. III, 1, p. 161—163. — Helfert, Hus und Hieronymus, S. 41—44.

³⁾ Palacky, l. c. III, 1, p. 164—172.

⁴⁾ Ibid. p. 173—188. — Helfert, l. c. p. 44—46.

habende und freie Leute; von der königlichen Burg Hus (= auca, Gans) seines Marktfleckens hat er seinen Namen Hus. Über seine Jugendgeschichte sind keine Nachrichten mehr vorhanden; wir wissen nur, daß er in Prag studierte, dort 1393 Baccalaureus der freien Künste, 1394 der Theologie, 1396 Magister wurde. Sein Name steht jedesmal in der Mitte der Graduierten, demnach glänzte damals sein Talent noch nicht so auffallend und gehörte er zu den langsam sich entwickelnden Naturen. Er selber klagt seine Jugend einer Richtung zur Eitelkeit an, daß er damals schöne und überflüssige Kleider getragen, gern und oft Schach gespielt und die Zeit versäumt habe, doch hat er von allen Seiten her das Zeugnis eines ehrbaren und untadelhaften Wandels; sein Fleiß muß eifern gewesen sein, denn seine Schriften zeigen ihn wohlbewandert in den Classikern, in der Philosophie und Theologie jener Zeit, in Plato und Aristoteles wie in den Kirchenvätern; dagegen waren seine Kenntnisse im Griechischen und Hebräischen nothdürftig. Hus war Redner und Dichter, doch als Redner gewaltiger, seine Vieder leiden an einem moralisierenden Ton. Für die böhmische Literatur ist seine Thätigkeit auch insofern bedeutsam, daß er die damals schwankende böhmische Orthographie auf eine Weise feststellte, wie sie es bis auf wenige Abänderungen bis auf die heutigen Tage geblieben ist. In der Philosophie war Hus ein tüchtiger Dialectiker, aber ohne eigentliches speculatives Talent: er hat Sätze ausgesprochen, deren Tragweite er nicht verstand.¹⁾

Im Jahre 1398 trat Hus als Lehrer an der Universität auf; 1401 war er schon Decan an der philosophischen Facultät. Um diese Zeit wurde er durch Hieronymus von Prag mit den Schriften Wiclifs bekannt; die realistische Richtung, der er ohnehin angehörte, ward dadurch in ihm bestärkt.²⁾

Hieronymus war der Sohn eines Ritters aus der Prager Neustadt, einige Jahre jünger als Hus, von seltener Lernbegierde, aber auch Wanderlust getrieben: während Hus fast nie aus Prag herauskam, hat Hieronymus mit quacksilberartiger Beweglichkeit Europa durchzogen, selbst Jerusalem besucht, an Höfen den Ritter, an Universitäten den Gelehrten gespielt. „Als Jüngling“, gesteht er später in Constanz, „gieng ich voll Lernbegierde nach England, von dem Rufe Wiclifs hörend, wie er ein Mann von feinem, scharfem und ausdauerndem Geiste gewesen, und schrieb all seine Schriften, die ich bekommen konnte, ab und brachte sie nach Prag.“ Hieronymus that alles, die Ideen Wiclifs zu verbreiten. Und es gelang ihm nur zu sehr. Bald klagt ein Zeitgenosse, daß die Höfe der Fürsten, die Collegien und Sitze der Priester, die Schulen der Studenten, das gemeine Volk beiderlei Geschlechtes und selbst die einsamen Stätten der Mönche von Wiclifs Schriften und Lehren erfüllt seien. Indem Hus diese Lehren einsog, wurde er der Mann der Opposition.³⁾

Im Jahre 1402 wurde Johannes Hus Prediger an der Bethlehems-Kapelle; diese hatte kurz vorher, wahrscheinlich von Matthias von Janow angeregt, der königliche Rath Johann von Mülheim zu dem Zwecke erbauen lassen, daß hier an jedem Sonn- und Feiertage vor- und nachmittags das

¹⁾ Palacky, l. c. III, 1, p. 190 ff. — Helfert, l. c. p. 55 ff. — Pastor, l. c. I, p. 127.

²⁾ Palacky, l. c. III, 1, p. 192 f. — Rosert, l. c. p. 81 f.

³⁾ Helfert, l. c. p. 56.

Jugenb.

Hieronymus
von
Prag.

Wiclifs-
mus in
Böhmen.

Hus
als
Prediger.

Wort Gottes in czechischer Sprache gepredigt werde: das Wort sei das Brot des Lebens, darum bekam die Kirche den Namen Bethlehem, Haus des Brotes. Ein Kaufmann stiftete dazu noch eine Studentenbursche, welche der Prediger zu leiten hätte. Indem Hus diese Stelle erhielt, kam er mit dem czechischen Volke in die innigste Berührung, entwickelte er zugleich sein großes Talent, auf das Volk durch seine Rede zu wirken, seine Ansichten in die Massen zu werfen und sie in Bewegung zu setzen. Der Ernst, die Begeisterung seiner Reden füllten bald die Räume der Kirche, die ungefähr 3000 Menschen fassen konnte. Selbst die Königin Sophia fand sich bei jeder Predigt ein und wählte den hagen, bleichen Prediger zu ihrem Beichtvater. Sogar seine Gegner gestehen seine strengen Sitten zu: „Sein ernstes Leben, fern von allem Genuß, gegen welches niemand eine Klage vorbringen konnte, sein trauriges, abgezehrtes Gesicht, sein gegen jeden, auch den niedrigsten, zuvorkommendes Wohlwollen, predigten noch gewaltiger als alle Beredsamkeit der Zunge.“ — Die Bethlehems-Kapelle wurde aber auch damit nebst der Universität die Geburtsstätte der neuen Bewegung. Weil der berühmte Redner Hus für Wiclif war, waren auch die czechischen Zuhörer für ihn, und weil Hus gegen die Deutschen auftrat, so nahm die national-slavische Bewegung seine Reformpläne mit in den Kauf.¹⁾

Damals war das deutsche Element nach allen Seiten hin angegriffen, in Italien, in Flandern, in Ungarn, namentlich aber von den Slaven be-<sup>Natio-
nale Rei-
tungen.</sup> kämpft; die Deutsch-Ritter erlagen vor den Polen. Die Vereinigung aller Slaven unter Führung der Czechen, Verdrängung der Deutschen aus Böhmen ist unleugbar eines der Ziele des Johannes Hus. Die Deutschen in Böhmen fühlten sich schon länger bedroht, und der Kampf um Bestand der Rechte wurde insbesondere an der Universität ausgetroffen.

Im Jahre 1384 zum Beispiel entstand ein Streit um die Besetzung der Plätze im Karlscollegium.²⁾ Der Rector, ein Deutscher, suspendierte die Vorlesungen; die Czechen giengen trotzdem, und zwar bewaffnet in die Schulen. Der damalige Erzbischof entschied als Kanzler, daß kein anderer, als nur ein Czeche zum Collegiaten gewählt werden könne. Vergebens appellierten die Deutschen an den Papst, daß nur Leistungen und nicht Adel oder Böhmenthum zu einer Stelle befördern könnten. Unzufrieden über den Gang der Dinge, verließen damals schon deutsche Professoren und Studenten Prag und wandten sich an die neu gegründeten Universitäten Heidelberg, Erfurt und Köln.

Der nationale Hader wurde bald auch bestimmend für die wissenschaftliche Thätigkeit der Universität. An der Lehre Wiclifs rieben sich die Parteien. 1402 war Hus Rector³⁾ und that alles, um den Wiclifismus in Prag zu verbreiten. Sein Nachfolger im Rectorat, Walther Harasser von der bayrischen Nation, berief dagegen auf den 28. Mai 1403 die ganze Universität in das Carolinum, um eine öffentliche und feierliche Verdammlung der Lehre Wiclifs zu verkünden.⁴⁾ Die Sitzung war stürmisch, die Deutschen beantragten die Ver-<sup>gegen
Wiclif.</sup> urtheilung von fünfundvierzig Lehrsätzen, die aus den Schriften des englischen

1) Helfert, l. c. p. 58 ff.

2) Ibid. p. 53.

3) Palacký, l. c. III. 1, p. 192, 195.

4) Ibid. p. 196 ff. — Helfert, l. c. p. 64. — Höfler, Johannes Hus, S. 177—191.

Philosophen gezogen waren. Hus und die Czechen vertheidigten sie: die Artikel seien falsch, unbillig und lügenhaft ausgezogen; wer diesen Auszug gemacht, verdiene den Feuertod noch mehr, als die zwei Kaufleute, welche vor kurzem wegen Safrankäufelung denselben erlitten! — wurden aber überstimmt und mit Stimmenmehrheit wurde beschlossen: kein Mitglied der Universität dürfe unter Strafe des Eidbruchs einen jener fünfundvierzig Artikel öffentlich oder insgeheim lehren oder verbreiten. Hus kümmerte sich nicht um den Beschluss, sondern verbreitete den „*Dialogus*“ in der Übersetzung. Die Czechen waren geschlagen worden, weil die Ausländer drei und sie nur eine Stimme hatten. Darum richtete sich ihr Angriff von da an zunächst gegen die Verfassung der Universität.¹⁾

Die
Papst-
frage.

Dazu kamen die oben geschilderten Wirren, insolge des Verfahrens Sigismunds gegen Wenzel über Böhmen und eine Verschärfung des Gegen-
satzes zwischen den Czechen und Deutschen in der Papstfrage. Seitdem nämlich Wenzel durch die Rheinischer Abmachungen den römischen Papst fallen gelassen hatte, war dieser ein Feind des Hauses Luxemburg. Bonifaz IX. hat sich zum mindesten nicht gegen die Absetzung Wenzels und die Erhebung Ruprechts von der Pfalz ausgesprochen, ganz offen aber den Gegner Sigismunds, Ladislaus von Neapel, als König von Ungarn anerkannt. Sigismund erwiderte diese Feindseligkeit mit dem Decret vom 9. August 1403, worin er als König in Ungarn und als Reichsverweser in Böhmen allgemein den Gehorsam gegen Bonifaz IX. verbot.²⁾ Diese Haltung beobachtete auch Wenzel, als er im November 1403 aus der Gefangenschaft entkam und die Regierung in Böhmen wieder antrat, zumal als ein Annäherungsversuch an Gregor XII., zweiten Nachfolger Bonifaz' IX., im Jahre 1407 mißlang. Die Luxemburger und mit ihnen die Czechen standen also gegen den römischen Papst, während die Deutschen auch auf der Prager Universität demselben anhiengen. Ein willkommenener Anlaß für Hus zur nationalen Heze gegen die Deutschen auf der Universität.

Hus
Synodal-
prediger.

Zum Unglücke war seit Ende 1403 auch noch ein neuer Erzbischof in Prag, Bhynek Zajik von Hasenburg (Shinko), ein noch junger Mann, mehr Soldat als Theologe, welcher den Deutschen wenig geneigt, 1405 Hus zum Synodalsprediger ernannte mit dem Auftrage, wenn er einen kirchlichen Mißbrauch in Erfahrung bringe, ihm diesen sofort persönlich anzuzeigen und sich schriftlich an ihn zu wenden, falls er in Prag nicht anwesend wäre. Hus hat diesem Auftrage in beredter Weise entsprochen; seine Reden brachten eine ungeheure Gährung hervor, aber der Beifall verleitete ihn auch zu Überstürzungen: er hat auch über die Mißstände in der Kirche nicht nur vor dem Clerus, vor dem Bischof geredet, sondern an ungeeignetem Orte, vor dem gemeinen Volke, welches gewiß dadurch nicht besser wurde, wenn er den Glauben an den Bestand des Guten in ihm erschütterte. Um den Schlag vom 28. Mai 1403 gefahrlos zu machen, erlaubten sich die Anhänger des englischen Philosophen

1) Palacky, Documenta, p. 327. — Höfler, Conc. Prag., p. 43.

2) Palacky, l. c. III, 1, p. 151, 199. — Siefert, l. c. p. 63.

eine Urkundenfälschung: weil die Deutschen den Rector von Lutterworth als Ketzer behandelten, so sandten ihre Gegner einen Prager, Faulstisch, nach Oxford, um sich zu erkundigen, ob Wiclif wirklich verurtheilt worden sei. Faulstisch brachte einen Stein vom Grabe Wiclifs und eine Urkunde, aber eine gefälschte, mit, worin der Rechtgläubigkeit Wiclifs das höchste Lob gespendet war. Hus las die Urkunde, deren Unechtheit freilich später an das Tageslicht kam, öffentlich in der Kirche zu Bethlehem vor, und rief dabei: „Möchte meine Seele da sein, wo die Seele Wiclifs ist!“¹⁾

Faulstisch.

Im Jahre 1406 aber mußte der Erzbischof auf Aufforderung des Papstes Innocenz VII. das Verbreiten Wiclif'scher Lehren verbieten, und dennoch blieb Hus auch im Jahre 1407 noch Synodalsprediger. Der Clerus klagte gegen Hus bei dem Könige gegen seine maßlosen Angriffe, warf doch Hus den Geistlichen vor allem Volke unbändigen Hochmuth, maßlose Habsucht, schändliche Fleischeslust, unverantwortliche Betrügerei, Veraubung des Volkes vor und nannte jeden Geistlichen, der für Ertheilung der Sacramente Stolgebühren erhebe, einen Ketzer. Ein Anhänger von Hus stellte damals schon die Behauptung auf, nicht nur den Priestern, sondern auch den Laien sei es erlaubt zu predigen. Wenzel gab den Anklägern zur Antwort: „Solange Hus den Fürsten und Herren Strafpredigten gehalten hat, habt ihr es gern gesehen; nun, da es an euch kommt, laßt es euch auch gefallen!“ — Der Erzbischof jedoch entthob Hus 1408 der Stelle als Synodalsprediger und am 20. Mai 1408 verlangte er als Kanzler der Universität, die böhmische Nation solle dem Urtheile der übrigen Nationen beitreten; die Böhmen aber nahmen nur den Satz an, es solle kein Glied ihrer Nation einen dieser fünf und vierzig Artikel in ihrem ketzerischen, irrigen oder anstößigen Sinne lehren — womit dem Antrag des Erzbischofs die Spitze abgebrochen war.²⁾

Hus an-
geklagt.

Wenzel nahm damals wieder einen Anlauf, die Zügel des deutschen Reiches zu ergreifen. Der Vorwurf, daß er Wiclifiten beschütze, war gegen ihn im Reiche verbreitet. Um nun dem Könige gefällig zu sein und den ganzen Streit zu beschwichtigen, gab sich der Erzbischof mit jener Erklärung der Böhmen zufrieden und erklärte zugleich, er habe nach genauer Untersuchung in seinem Sprengel keinen Ketzer oder Irrlehrer gefunden.³⁾

Fehler
des
Erz-
bischofs.

Diese Vertuschung der Gegensätze half aber nicht, sie traten beim nächsten Ereignis viel schroffer einander wieder gegenüber. 1409 verpflichtete sich nämlich wieder Wenzel, für die Beschlüsse des Concils von Pisa einzustehen und hinsichtlich der beiden Päpste Neutralität zu beobachten, und verlangte Einhaltung dieser Neutralität vom Erzbischof und von der Universität. Der Erzbischof und die drei Nationen weigerten sich jedoch, von Gregor XII. abzufallen. Hus that in Wort und Schrift alles für den Antrag Wenzels. Die böhmische Nation entschied sich für die Neutralität, der Erzbischof aber unterwarf Hus als „einem ungehorsamen Sohn der Kirche“ jede weitere Ausübung des Predigeramtes.

Wenzels
Neutra-
lität.Hus
abgesetzt.

So standen also auf der einen Seite Hus mit der böhmischen Nation und Wenzel, auf der andern Seite der Erzbischof und die Deutschen. Hus gehorchte dem Verbote des Erzbischofs nicht und predigte fort in der Beth-

1) Hefele, l. c. VII, p. 35. — Joserth, l. c. p. 102.

2) Hefele, l. c. VII, p. 35. — Joserth, l. c. p. 104.

3) Über die Verstümmelung seiner Erklärung Höfler, Conc. Prag., p. 61.

lehenskirche, und das war verhängnisvoll für die Deutschen. Hus rieth dem Könige, um den Widerstand der Deutschen zu brechen, die Verfassung der Universität zu ändern; der böhmischen Nation drei Stimmen zu geben und den drei andern Nationen nur eine zu lassen.

Der Papst, an dem die Deutschen festhielten, Gregor XII., war auch der Papst, der den Gegenkönig Ruprecht beschützte, und so war Wenzel gerade damals über die Deutschen aufgebracht und geneigt, auf den Vorschlag des Hus einzugehen, obschon er diesen kurz vorher mit den Worten angefahren hatte: „Du und dein Gefährte Hieronymus machen hier immer Unruhen. Wenn diejenigen, in deren Bereich es gehört, nicht Sorge tragen, so werde ich euch Feuer bereiten lassen!“¹⁾ — Zum Unglücke für die Deutschen war gerade damals eine Gesandtschaft der Pariser Universität bei Wenzel in Kuttenberg. Wenzel fragte sie über das Stimmenverhältnis an der Universität zu Paris, und als sie ihm nun antworteten, die Franzosen hätten dort drei und die Ausländer nur eine Stimme, so erließ er am 18. Januar 1409 ein Mandat an die Universität, wonach die deutsche Nation,²⁾ des Rechtes der Einwohnerschaft in Böhmen vollständig untheilhaftig, sich zwar bisher drei Stimmen zugeeignet, in Zukunft aber nur eine zu führen habe, während die Böhmen hinfüro drei Stimmen für ewige Zeiten genießen sollten. Die Ausländer geriethen in die höchste Bestürzung, beriefen sich in einer Eingabe vom 6. Februar auf ihr historisches Recht, da ja von der Gründung an die Hochschule in vier Nationen getheilt gewesen, nämlich in die der Böhmen, Polen, Bayern, Sachsen, und baten in maßvoller Art um Bestätigung ihres Rechtes, aber umsonst.³⁾

Die Erbitterung zwischen den Parteien stieg. Von einer Art literarischem, wissenschaftlichem Turnier, dem sogenannten Quodlibet, hielten sich die Ausländer fern, nur die Czechen wohnten demselben bei, besonders Hus, Hieronymus und Johann von Jessenic. Hus nannte die Deutschen lügenhafte Ausländer, Verschwörer, Verleumder der böhmischen Nation, und empfahl der Jugend die Schriften Wiclifs. Jessenic nannte die Deutschen schlimmer als die Pharisäer und Juden, die Christum gekreuzigt. Schon kamen Fälle vor, daß Deutsche von Böhmen ermordet wurden.

Dagegen verpflichteten sich die Ausländer eidlich, bei Strafe des Meineids, der Excommunication, der Ehrlosigkeit und hundert Schock Prager Groschen, eher auszuwandern als dem Unrechte sich zu fügen. Und als der König gewaltsam einen neuen Rector und neue Decane einsetzen ließ, zogen Professoren und Studenten aller drei Nationen aus Prag, gegen 20.000 (?) ab. Eine große Zahl traf in Leipzig zusammen, wo jetzt eine neue Universität gegründet wurde. Andere vergrößerten die Universitäten Erfurt, Ingolstadt, Rostock und Krakau.⁴⁾

Die Czechen hatten jetzt die Alleinherrschaft, — freilich mußte die Stadt Prag sehr darunter leiden: „Wieviel Goldstücke“, sagt ein Zeitgenosse,

¹⁾ Hüfler, Geschichtschreiber der hufitischen Bewegung, I, 216.

²⁾ Genauer „nichtböhmische Nation“, in der freilich fast nur Deutsche waren. Zur „böhmischen Nation“ gehörten aber die deutschen wie die czechischen Böhmen.

³⁾ Palacky, Documenta, p. 347.

⁴⁾ Hüfler, Johannes Hus, S. 224–247.

Wenzel
gegen die
Deut-
schen,

nimmt
ihnen
histori-
sche
Rechte.

Aus-
wander-
ung
der
Deut-
schen.

Uni-
versität
Leipzig.

„haben nicht die fremden Studenten in Prag sitzen lassen! Die Universität war eine wahre Goldquelle für Prag.“¹⁾ Es war ein schwerer Schlag für Böhmen, das jetzt durch seine erhitzten Führer in große Katastrophen hineingerissen wurde. Es war ein Schlag für den Erzbischof, der jetzt allein stand; Wenzel ließ seine Güter mit Beschlagnahme belegen; Pfarrer, die ihm anhiengen, wurden geplündert, gefangen, an den Pranger gestellt, mit Roth beschmiert, ins Wasser geworfen. Dagegen war der Jubel der Sieger unermesslich. Hus wurde königlicher Hofkaplan. „Gelobt sei der allmächtige Gott,“ rief er, „daß wir die Deutschen ausgeschlossen haben. Gott hat nun einmal den Tschechen dieses Land zugetheilt, wie einst Israel das gelobte Land!“ — Er hingegen wurde der Meister in Israel, der König und Mittler Böhmens genannt.

Das böhmische Volk hieß nun „das hochheilige“. Nur Czechen herrschten jetzt an der Universität. Aber nunmehr begann eine Spaltung unter den Siegern einzutreten und kam ein Theil der bisherigen Anhänger des Hus zur Überzeugung, daß er auf dem Boden der Revolution stehe, sie trennten sich von ihm und wurden aus seinen eifrigsten Freunden seine erbittertsten Feinde.

Vor allem rührte sich die Prager Pfarrgeistlichkeit und reichte noch vor Ende 1408 beim Erzbischof eine Beschwerdeschrift gegen Hus ein. Auf das hin leitete der Erzbischof im Jahre 1409 eine Untersuchung gegen Hus ein wegen Verbreitung der Lehre Wiclifs und wegen Beschimpfung des Clerus vor dem Volke, sowie wegen des Abfalles vom rechtmäßigen Papst Gregor XII. und verbot ihm alles Predigen. Hus leistete keine Folge und verklagte sogar den Erzbischof beim Papste. Zbhynek trat jetzt am 2. September 1409 der Obedienz Alexanders V. bei und bekam den Befehl, gegen die Verbreitung der Irrlehre einzutreten, und Hus wurde persönlich nach Rom citirt. Die Wicliffischen Schriften mußten abgeliefert und verbrannt werden.²⁾

So war denn Krieg zwischen dem Erzbischof und der Universität. Hus verweigerte dem Erzbischof fortwährend den Gehorsam: er legte in der Bethlehems-Kapelle 25. Juni 1410 Protest und Appellation an den neuen Papst Johann XXIII. ein gegen das Verbot zu predigen und gegen das Verbrennen Wiclißscher Schriften: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen!“ Hus brachte seinen ganzen Streit mit dem Erzbischof vor das Volk, und dieses rief laut: „Die Prälaten lügen!“ Auf diese Anklagen antwortete der Erzbischof am 18. Juli mit dem Kirchenbann, den er über Hus aussprach: und jetzt kam es zu Thätlichkeiten: der Erzbischof mußte von dem Altar seiner Kirche hinwegfliehen vor dem heranstürmenden Volke, Schwerter wurden in den Kirchen gegen die Geistlichen gezückt, welche den Bann verkünden wollten. Hieronymus warf einen Carmeliter, welcher gegen die Ketzer predigte, kurzweg in die Moldau. Man verspottete den Erzbischof in Bildern, man sang Spottlieder in den Straßen auf ihn, der König Wenzel verlangte von ihm Entschädigung für die verbrannten Bücher und ließ

gebannt.
Ver-
spottung
des
Klerus.

1) Trithemius, Chron., II, p. 815. Plures numero quam duo millia, Praga exeuntes, venerunt in Lipsig.

²⁾ Παλατιν, l. c. III, p. 246—248. — Siefert, l. c. p. 83 ff. — Dörferth, l. c. p. 110.

Inter-
dict. feine Einkünfte fperren, als Böhnen die Zahlung verweigerte. Der Erzbifchof antwortete mit einem Interdict gegen die Stadt Prag, und als fein Verfahren gegen Hus in Rom von Johann XXIII. gebilligt wurde, trotz aller Verwendung des Königs und der Königin, ließ er den großen Bannfpruch in feierlichfter Form am 15. März 1411 gegen Hus verkünden.¹⁾

Aus-
föhnung
ver-
geblich. Ein letzter Verſuch der Ausföhnung war erfolglos. König Ruprecht war 1410 geftorben, und Wenzel wünfchte in Deutfchland wieder anerkannt zu werden; die hufitiſche Bewegung wurde ihm nun läftig, er verlangte einen Ausgleich zwifchen dem Erzbifchof und Hus. Ein Vergleich kam im Juli 1411 dahin zuftande: Hus folle ſich feierlich von allem Verdacht der Ketzerei reinigen, dann der Erzbifchof dem Papfte ſchreiben, in Böhmen beftänden keine Ketzereien mehr, und der König der Kirche die entriſſenen Güter zurückergeben.

Stokes. Allein bald klagte der Erzbifchof, der Vergleich werde nicht eingehalten, er könne dem Heiligen Vater nicht ſchreiben, daß die nicht geſündigt hätten, welche im Interdict den Gottesdienſt verrichteten, und wollte ſelber nach Rom, ſtarb aber auf der Reiſe in Preßburg 1411 am 28. September. Im gleichen Monat kam ein Engländer Stokes nach Prag und wurde wegen ſeiner Äußerung, wer die Bücher Wiclifs leſe, müßte nothwendig nach und nach ein Keker werden, von Hus vor die Univerſität citirt, um ſich zu verantworten, erſchien aber nicht. Hus dagegen hielt eine Rede, daß Wiclif kein Häretiker ſei.²⁾

Ein anderes Ereigniß ſteigerte bald wieder die Gegenſätze. 1412 wurde der biſherige Leibarzt Wenzels, Albicus, Erzbifchof. Johann XXIII. war damals bedrängt durch Ladislaus und ließ einen Ablaß zum Kreuzzug gegen die Neapolitaner verkünden. Hus predigte gegen den Ablaß vor dem Volk und veranlaßte an der Univerſität eine Diſputation über die Ablaßbulle.

Palac. Hier trennte ſich von ihm ſein biſheriger Freund und Gefinnungsgeſenſe Stephan Palac, welcher meinte, päpſtliche Bullen müßten einfach angenommen und dürften keiner Prüfung unterzogen werden. Hus hielt bei der Diſputation die Angriffsrede. Es fehlte nicht an Gegnern. Ihnen antwortete Hieronymus in ſo aufregender Weiſe, daß der Rector die Studenten kaum beſchwichtigen konnte. Wenige Tage darauf wurden öffentliche Dirnen mit Abſchriften der Ablaßbulle auf der Bruſt auf Wagen durch die Stadt geführt. Das Volk ſtand in Waffen auf den Straßen und rief: „Der Papſt iſt ein Keker.“ — Am 10. Juli wurde **Der**
Ablaß-
ſtreit. in drei verſchiedenen Kirchen die Predigt über den Ablaß durch Widerſpruch unterbrochen. „Du lügſt!“ riefen ſie dem Prediger zu, „vom Magiſter Hus haben wir's anders gehört.“ Der Magiſtrat ließ drei junge Männer, die am lauteſten widerſprochen, verhaften und verurtheilte ſie zum Tod. Hus zog an der Spitze von 2000 Studenten auf das Rathhaus und bat um Schonung; „Sie ſind ungerecht verurtheilt; ſind ſie ſchuldig, ſo bin auch ich es, ich habe es gethan, ich will es tragen. Ich und alle, die mit mir ſind, wir ſind dann bereit, dieſelbe

¹⁾ Palacſy, l. c. III, p. 251—264; Documenta, p. 397. — Helfert, l. c. p. 85—95. — Joſerth, l. c. p. 111—123.

²⁾ Palacſy, l. c. III, p. 265—272. — Heſele, l. c. VII, p. 47.

Strafe auf uns zu nehmen.“ — Die Rathsherren gaben ihm gute Worte, daß er das Volk beschwichtigte und abzog, ließen aber die Verurtheilten, um ein Strafbispiel aufzustellen, schnell hinrichten. Jetzt hatte die Partei Märtlyrer. Die Erhizung stieg. Männer und Weiber erklärten sich bereit, einen ähnlichen Tod für den Glauben zu leiden. Die Hingerichteten wurden feierlich in der Bethlehems-Kapelle bestattet, als Heilige gepriesen. Hus hielt das Todtenamt.¹⁾

Drei
hufitische
Heilige.

Die Bewegung nahm zu an Umfang und Tiefe. Die czechische Erregbarkeit bekam einen düsteren Schwung. Man hat nicht mit Unrecht bemerkt, daß Hieronymus von Prag, der Karlstadt der hufitischen Reformation, besonders schuld sei, daß ein schwärmerischer Fanatismus wachgerufen wurde. Aber auch die Gegner an der Facultät wurden immer entschiedener, insbesondere Stephan Paleč und Stanislaus von Znaim, obschon sie früher die wärmsten Freunde von Hus gewesen waren. Hus nannte sie Krebse, die rückwärts giengen; wenn man aber bedenkt, daß sie brachen mit ihren Freunden, mit ihrer Vergangenheit, daß sie dem Haß des Volkes, dem Haß des Königs sich unerschrocken aussetzten, so kann man nicht umhin, ihren Muth zu ehren und einzugestehen, daß es ihnen Ernst war mit ihrer Überzeugung.²⁾

Paleč.

Wenzel war jetzt wieder ganz für die hufitische Bewegung, wozu die Königin Sophia und die adelige Umgebung des Königs, die an dieser „Pfaffenheke“ ihre Freude hatten, nicht wenig beigetragen haben mögen. Aber die Strenggläubigen ließen sich dadurch nicht einschüchtern, sie verlangten eine Besprechung über die fünfundvierzig Artikel, wozu sie noch sechs neue brachten. Die Versammlung fand in dem Rathhaus in Prag am 16. Juli 1412 statt, — ohne Erfolg.³⁾ Die Hufiten verlangten Widerlegung aus der Schrift oder aus Vernunftgründen. Man wandte sich jetzt an den König, er solle mit seinem weltlichen Arm wegen des Ungehorsams gegen die Bullen einschreiten. Wenzel lud beide Parteien auf sein königliches Schloß Zebrak ein. Hus verlangte hier ein unparteiisches Schiedsgericht. Dagegen wurde in Rom von neuem der Bann gegen Hus ausgesprochen, seine Verhaftung und die Zerstörung der Bethlehems-Kapelle befohlen. Ein Versuch, Hus in der Bethlehems-Kapelle gefangen zu nehmen, fand auch statt, scheiterte aber an der festen Haltung seiner Zuhörer. Hus appellirte vom Papst an Jesus Christus als den gerechtesten Richter, der eines jeden Menschen Sache kenne, schütze und beurtheile. Der Prager Clerus aber wollte das Interdict durchführen.⁴⁾

Rathshaus-
synode.

Wenzel.

Um die Gährung zu beschwichtigen, forderte Wenzel Hus auf, sich für einige Zeit freiwillig von Prag zu entfernen, und Hus verließ auch im December 1412 Prag, nachdem seine Zuhörer bei einer Predigt darein gewilligt hatten. Ferner berief Wenzel, um die Zwietracht im Lande zu tilgen, eine Synode nach Prag, welche am 6. Februar 1413 eröffnet wurde. Die Katholiken bezeichneten hier als Ursache der Zwietracht 1. die neue Glaubens-

Hus
entfernt.

Synode
1413.

1) Palacky, l. c. III, p. 273—280. — Helfert, l. c. p. 110, 116—120.

2) Helfert, l. c. p. 126—130.

3) Palacky, l. c. p. 281 ff.; Documenta, p. 455. — Hefele, l. c. VII, p. 49 f.

4) Palacky, Documenta, p. 461 ff. — Hefele, l. c. VII, p. 50 f.

regel, nach welcher die Hufiten die Schrift allein in Glaubensfachen zum Richter haben, aber die Schrift nach ihren eigenen Köpfen ganz anders auslegen wollten; 2. den Kern des neuen Glaubens felbst, und 3. den Mangel des Gehorfams gegen feine kirchlichen Vorgefetzten von Seite des Hus und feiner Anhänger.¹⁾

Natürlich traten hier Gegenfätze fih gegenüber, die fih nie und nimmer vermitteln ließen, und die Synode löste fih darum unverrichteter Dinge am 10. Februar wieder auf. Wenzel machte noch einen Ausgleichsverfuch: vor einem Schiedsgericht von lauter Gemäßigten follten beide Parteien fih ftellen und vereinigen. Gleich vergebens! die Hufiten machten zu den Vergleichsfätzen Claufeln, welche ihre Gegner nicht annehmen konnten. Wenzel hielt dies für bloße Halsftarrigkeit und Hartnäckigkeit und verbannte vier antihufitische Professore, „um diese strafwürdige Bosheit zu züchtigen“, aus Böhmen, darunter Stephan Paleč.

Jetzt waren die Hufiten unbedingte Herren an der Univerfität. Nicht bloß die Deutfchen waren vertrieben, fondern auch die Czechen, welche ihnen zu widerfprechen den Muth hatten. Weil der Stadtrath von Prag bisher der hufitischen Bewegung entgegengetreten war, fo wurde auch gegen ihn ein heimtückischer Schlag geführt: zwei feiner Häupter und unermüdliche Widerfacher der kirchlichen Neuerung wurden am Allerfeelentag hingerichtet. Am 31. October 1413 erließ Wenzel einen Befehl, ähnlich dem, welcher 1409 das Stimmenverhältniß an der Univerfität änderte: hinfüro habe der Magiftrat der Altstadt Prag nicht mehr vorwiegend aus Deutfchen, fondern aus 9 Czechen und 9 Deutfchen zu beftehen.²⁾ — Hus hielt fih indes auf der Feftung Kozihradek, in der Nähe von Ault und der Stätte auf, wo fpäter das berühmte „Tabor“ entstand, predigte, unbekümmert um das Verbot des Erzbifchofs, unter großem Zulauf des Volkes in großen und kleinen Städten, in Dörfern und auf Burgen, felbst auf den Feldern und in Wäldern, und verfaßte nebenbei feine böhmische Poftille und einen Theil feiner reformatorischen Schriften, namentlich fein Hauptwerk „Von der Kirche“.

Seine von der katholischen Anfchauung abweichenden Lehren find hier zu einer Art Abfchluß gekommen, wenn bei der eigenthümlichen Natur des Hus von einem Abfchluß überhaupt die Rede fein kann, über die Helfert die feine Bemerkung macht:³⁾ „Hus fcheint nicht der systematische Kopf gewesen zu fein, um auf felbstgefchaffener Grundlage mit ausdauernder Logik ein wiffenschaftliches, nach allen Seiten harmonisches Gebäude aufführen zu können. Zudem zog fih durch feinen ganzen Charakter ein raftlofer Zwiefpalt, der ihn bald zum Besseren hinzog, bald zum Widerstand aufreizte. Bald führte er die Sprache des herausfordernden Rebellen, bald wieder die des demüthigen Unterthans. In

1) Palacky, Documenta, p. 475—505. — Helfert, l. c. p. 138, 278—284. — Höfler, Conc., S. 73—111.

2) Loserth, l. c. p. 145.

3) Helfert, Hus und Hieronymus, S. 146.

Momenten flammte seine Erbitterung gegen Rom und den Papst, gegen die Cardinäle und Prälaten in heller Rothe auf, und er stellte Behauptungen auf, die er dann bei minder grellen Beleuchtungen zu widerlegen sich bemühte. Bis an sein Ende kämpfte in ihm der Unwille über die bestehenden Einrichtungen und Gewalten mit dem Gedanken, sich doch aus dem Verbanne der Kirche nicht ausgeschlossen zu wissen. Hus blieb in vielen Stücken durchaus auf kirchlichem Boden und drückte sich in Zeiten leidenschaftsloser Betrachtung in einer Weise aus, die sich nicht schöner und treffender verlangen läßt. Aber selbst in jenen Punkten, in denen er sich entschieden vom kirchlichen Lehrbegriffe losgesagt hatte, gebrach es ihm an sicherer Consequenz, und an mehr als einem Ort fällt er in den Schein, als ob er mit der gemeinen Lehre pactieren wolle, oder doch von allen Ausflüssen derselben sich nicht losreißen könne.“

Ein Hauptpunkt ist die Bestimmung der Kirche als der Gemeinschaft aller Prädestinirten: Gott hat durch unabänderlichen Beschluß von Ewigkeit her einen bestimmten Theil der in Adam sündig gewordenen Menschheit ganz nach Belieben ohne Rücksicht auf dessen Verdienst zur ewigen Seligkeit vorher erwählt (praedestinavit),¹⁾ den andern Theil der Menschheit ebenso ohne Rücksicht auf Verdienst zur ewigen Verdammnis bestimmt (praescivit). Die Präsciten waren und sind niemals Glieder derjenigen Kirche, welche die Braut Christi ist. Wie es im menschlichen Körper etwas gibt, was kein Bestandtheil desselben ist, wie der Auswurf, so gibt es auch im mystischen Leib Christi etwas, was in der Kirche ist und doch nicht von der Kirche, und das sind alle Präsciten Christi, die schließlich aus ihrem Leib entfernt werden müssen, denn es ist zweierlei, von der Kirche sein und in der Kirche sein. Christus ist nur für die Prädestinirten gestorben. Die Prädestinirten müssen selig werden, die Kirche Christi ist die Gesamtheit aller zur Seligkeit Prädestinirten. Bei dieser Lehre ist die ganze bestehende Kirche verworfen und auf der andern Seite nicht zu erklären, wie die Kirche überhaupt eine Erziehungs- und Bildungsanstalt für die Menschheit sein soll und wozu sie überhaupt noch besteht.²⁾ Die Kirche wird hier, wie es mit Recht bemerkt worden ist, nichts als ein schwärmerischer Separatistenverein von sich auserwählt Dünkenden. Begreiflicher Weise mußte die bestehende Kirche dem Hus nicht als die wahre erscheinen. Er kann nicht zugeben, daß man die heilige Kirche auch die römische nennt. Nicht Petrus, sondern die auf Christus gegründete Kirche in Petrus hat die Schlüsselgewalt, die Macht zu binden und zu lösen empfangen; der Fels ist Christus, die Schlüsselgewalt ist der ganzen Kirche übertragen, Christus gab sie nicht dem einen Petrus, sondern allen Aposteln in gleicher Weise; der Name Papst sei kein Schriftausdruck, sondern heidnischen Ursprungs. Die Kirche wurde nach Hus durch das Aufkommen des Papstthums wesentlich verschlechtert, die großen Güter, welche sie bekam, haben sie weltlich gemacht und die Priester an der gewissenhaften Ausübung ihres Amtes nur verhindert.

In gleicher Weise ist Hus gegen die Centralisation in der Kirche, Nationalkirchen sind sein Ideal und ebenso das allgemeine Priesterthum aller Gläubigen. Die Laien haben das Recht, den Geistlichen die

Idee
der
Kirche.Prä-
destina-
tion.Priester-
thum.Laien
und
Priester.

¹⁾ Capenberg, *Utrum Hussii doctrina fuerit haeretica*. Münster 1834. — Friedrich, *Die Lehre des Johannes Hus*, S. 13—52. Regensburg 1862.

²⁾ *Tractatus de ecclesia*. Im Auszug bei Helfert, Hus und Hieronymus, S. 284—289. — Friedrich, l. c. p. 132—147.

Die
Schrift.Folge
einer
Tods-
fünbe.

Kirchengüter wieder zu entziehen, haben überhaupt ein Correctionsrecht über den Clerus. Norm des Glaubens aber ift allein die Heilige Schrift und die alleinige Autorität in Glaubensfachen. Die Rechtfertigung kommt allein durch den Glauben, alles, was nicht durch den Glauben gefchieht, ift Sünde; durch jede einzelne Übertretung des göttlichen Gefehes verfällt der Menfch in eine Todsünde, daß er der göttlichen Gnade verluftig geht. Wichtig wird diefer Satz durch die weitere Beftimmung: Keiner ift bürgerlicher Herr, keiner Prälat oder Bifchof, wenn er in Todsünde ift. Wenn ein Priefter oder Bifchof in Todsünde ift, fo ordinirt, verwandelt, weicht und taucht er nicht.

Ein vollkommen revolutionärer Satz! Wer urtheilt darüber, ob jemand in Todsünde ift? Nach Hufens Meinung offenbar das Volk! Wenn also ein Herrfcher nach der Anficht des Volkes eine Todsünde begangen hat, fo muß er feine Stelle niederlegen. Wenn ein Priefter in einer Todsünde befangen ift — und wie weit ift nicht bei Huf der Begriff der Todsünde — fo find alle Sacramente, die er fpendet, wirkungslos. Mit Recht fragte auf dem Concil zu Conftanz König Sigismund: „Wer ift denn ohne Todsünde?“ Mit welchen Mitteln hätte man diefen Satz verwirklichen follen? Eine ähnliche Anfchauung machte fich in der franzöfifchen Revolution einmal geltend, nämlich die Forderung, jeder Bürger folle gut republitanifch gefinnt fein. Aber wer fteht für die Virtuofität der Gefinnung und wer kann fie nicht erheucheln, wenn er im Herzen ein Feind der Republik ift? Die nächfte Folge diefer Forderung war daher die Pflicht des Verdachteten und das Gefeh über die Verdächtigen und die Aufftellung der Guillotine, um diefe Forderungen aufrecht zu erhalten, und weiter nach unzähligen Mordthaten die Gewißheit, daß man etwas Unmögliches erzwingen wollte. Die Lehre des Huf ift demnach da, wo fie von der kirchlichen wefentlich abweicht, ebenfo irrig als unpraktifch.¹⁾

Folge
des
Hufiti-
mus.

Huf ift von der Lehre Wiclifs ganz beherrfcht und fchreibt ihn oft vollkommen aus.²⁾ Was aus England geworden wäre, wenn die Regierung die Lollardenbewegung nicht fogleich niedergeschlagen hätte, nämlich eine demokratische Räuberrepublik, zeigt der Verlauf der hufitischen Bewegung in Böhmen. Wenn nur die Gläubigen, die Prädestinierten, die in keiner Todsünde Befangenen ein Anrecht an ein Amt, an einen Befiß haben, fo ift der ganzen gefellfchaftlichen Ordnung, der ganzen Staatsgewalt der Krieg erklärt, und die Anarchie kann nur enden mit dem Untergang des ganzen Volkes. Darum fagte auch Cardinallegat Branda 1424 zum Könige von Polen:³⁾ „Der Grund meiner Sendung ift das Wohl der Kirche und die Rettung der menfchlichen Gefellfchaft. Ein großer Theil der Reher behauptet, es müffe alles gemeinfam fein und man folle

¹⁾ Hebenftreit, Der Hufitismus, S. 50—70. Graz 1869.

²⁾ Dies hat Lofert nachgewiefen in feinem „Huf und Wiclif“. Prag 1884. Buddenfieg gab, Leipzig 1833, „Wiclifs lateinische Streifchriften“ aus den Handschriften heraus. In England bildete fich zur Feier feines 500 jährigen Centenariums eine „Wiclif Society“, welche feitdem eine Reihe kritifcher Ausgaben feiner lateinischen Werke veröffentlichte. Die englischen Werke gaben Arnold, Select English works of J. W., London 1869—1871, in 3 Bänden, heraus und Matthew, The English works of J. W. hitherto unprinted, London 1880, — Vergl. Hefele, Conciliengeschichte, VI, 2. Aufl.; von Knöppler, S. 944 ff.

³⁾ Palacky, Urkundliche Beiträge zur Gefchichte des Hufitenkrieges, S. 309—314. Prag 1873. — Pastor, Gefchichte der Päpste, I, S. 128. — Bezold, Zur Gefchichte des Hufitentums. Culturhiftorische Studien, S. 52—53. München 1872—1877.

der Obrigkeit keinerlei Zins, Tribut oder Gehorsam leisten, Grundsätze, durch welche die menschliche Cultur vernichtet und die ganze künstliche und kundige Führung der Menschheit aufgehoben wird. Sie erstreben die Beseitigung aller göttlichen und menschlichen Rechte durch die rohe Gewalt, und es wird dahin kommen, daß weder die Könige und die Fürsten in ihren Reichen und Herrschaften, noch die Bürger in den Städten, noch überhaupt jemand in seinem eigenen Haus vor ihrer Frechheit sicher ist; diese abscheuliche Kezerei verfolgt ja nicht allein den Glauben oder die Kirche, sondern führt vom Teufel getrieben Krieg gegen die ganze Menschheit, deren Rechte sie antastet und niederreißt.“

Unterhalb Jahre blieb Hus mit Predigten und schriftstellerischen Arbeiten und brieflichem Verkehr mit seinen Freunden beschäftigt auf dem Lande; im Jahre 1414 kehrte er nach Prag zurück.

Hus
wieder
in
Prag.

Seine Lehre hatte sich indes nicht bloß in Böhmen, sondern auch in Mähren und Polen und Deutschland verbreitet. Das Concil in Constanz sollte sich nicht bloß mit Aufhebung der Kirchenspaltung, mit Abstellung schreiender Mißstände, sondern auch mit der Irrlehre beschäftigen, die in Böhmen begann und großen Lärm in der Welt machte. König Sigismund lud deshalb Hus zum Besuche des Concils ein, um sich da gegen die Anschuldigungen zu rechtfertigen, die wider ihn und die gesammte böhmische Nation erhoben seien, und bot ihm hiezu ein freies Geleit (Salvus conductus) und seine Mitwirkung an, um die Sache zum erwünschten Abschluß zu bringen. Hus wurde nicht gezwungen, nach Constanz zu reisen, aber er konnte sich der Aufforderung nicht entziehen, ohne seiner Lehre und der Sache seines Vaterlandes zu schaden. Wenn er hoffte, auf dem Concil mit seiner Lehre zu siegen, so zeigt dies nur, wie unklar er über die Tragweite seiner eigenen Aussprüche war, denn der objectiven Haltung der Kirche gegenüber vertrat er den vollendeten Subjectivismus, dem Festhalten des Geschichtlichen gegenüber die Revolution.

Hus
zum
Concil.

Dennoch wollte Hus nicht bloß mit einem Geleitsbrief versehen vor dem Concil auftreten, sondern auch mit Zeugnissen für seine Rechtgläubigkeit. Als eine Synode am 27. August 1414 in Prag stattfand, erklärte Hus durch öffentlichen Anschlag sich bereit, über seinen Glauben Rechenschaft zu geben, auch seine Irrlehren abzuschwören und gerechte Strafe dafür zu erleiden, wenn man ihm solche nachweisen könne: auch sei er bereit, seine Unschuld vor dem Concil zu Constanz zu beweisen, und möge sich ein jeder, der da glaube, daß er Irrthümer lehre, dorthin begeben und vor dem versammelten Concil wider ihn auftreten, denn von der Wahrheit wolle er nicht weichen, sondern dafür jedem zur Rede stehen; wer jedoch ihn des Irrthums vor dem Concil zeihe und ihn nicht beweisen könne, müsse die Strafe der Vergeltung übernehmen.

Synode
zu
Prag
1414.

Vor die Synode zu Prag ward jedoch Hus nicht vorgelassen, ein Zeugnis seiner Rechtgläubigkeit bekam er übrigens vom päpstlichen Inquisitor

in Böhmen. Der Erzbischof dagegen erklärte, daß er Hus nicht beschuldige, derselbe möge sich vor dem Papste, der ihn anklage, rechtfertigen. Mit andern Worten: der Erzbischof hatte Angst entweder vor dem Könige oder dem böhmischen Volke. Desgleichen kündigte Hus „den Böhmen und allen Nationen“ durch Anschlag an die böhmische Burg an, daß er sich dem Concil stellen werde, „dahin möge sich ein jeder begeben, der mich im Verdachte ketzerischer Lehren hat; wird er mich dort eines Irrthums oder vom Glauben abweichender Lehren überweisen, so bin ich bereit, jede Strafe eines Ketzers zu tragen“. An Sigismund stellte Hus die Bitte, er möge bewirken, daß er seinen Glauben frei und öffentlich bekennen dürfe. Seine Gegner, und zwar lauter Tzechen, hoben den hingeworfenen Handschuh auf, stellten ihre Anklagen zusammen und erhoben die hiezu nöthigen Zeugnisse eidlich.¹⁾

Hus trat am 11. October 1414 die Reise an unter ansehnlicher Begleitung. Keine Beschimpfung in Deutschland, wie er fürchtete! Er äußert sich sogar in Briefen erstaunt, wie Männer und Weiber ihn freundlich aufnehmen, wie er nicht mit verhülltem Antlitz zu reisen brauche. Er faßt sogar den Muth, in allen bedeutenderen Orten durch Anschlag an die Kirchenthüren bekanntzugeben, er ziehe jetzt nach Constanz, um bis zum Tode seinen Glauben zu bezeugen, und wer ihm eine Ketzerei vorwerfen wolle, solle sich jetzt zum Concil rüsten, er werde dort jedem Gegner von seinem Glauben Rechenschaft ablegen. Samstag den 3. November 1414 zog Hus unter Zulauf einer großen Menschenmenge in Constanz ein.²⁾ Er stieg in der Paulsgasse bei einer Witwe namens Jida ab. Noch heute trägt das schmale Haus sein Reliefbild. —

Das Concil zu Constanz.

Dort trat die ausgeschriebene Kirchenversammlung in der That zusammen, „um das Schisma zu beseitigen, die Kirche an Haupt und Gliedern zu verbessern, die Irrlehren, die sich ausbreiteten, zu unterdrücken“. ³⁾ Diese Ziele bezeichnete das Ausschreiben der Versammlung. Sie war aber nicht bloß Kirchenversammlung, sie war eine Art europäischer Congress, für die Angelegenheiten ganz Europas hoffte man da eine Schlichtung. Der Krieg wüthete in so vielen Ländern, die Versammlung sollte ihnen den Frieden geben. Die Grundlagen des gesammten Lebens waren erschüttert, die Versammlung sollte sie mit neuen kräftigen Säulen stützen. Aus schweren Zuständen, in großen Gefahren rafften sich die Völker des Abendlandes noch einmal auf, um gemeinsam über Rettung zu berathen. Die Kirche galt ihnen noch als Trägerin der ewigen Wahrheit und die religiöse Wahrheit für ein unschätzbares Gut — und noch einmal lebte neu neben der Idee des Papstthums die des Kaiserthums auf. Es war der deutsche König, der die Völker zur Versammlung berief, es war eine deutsche Stadt, wohin er sie zur Wahrung

¹⁾ Palacky, Documenta, p. 164—165; Geschichte Böhmens, III, 1, S. 310 bis 314.

²⁾ Marmor, Das Concil zu Constanz, S. 69. 1858. — Helfert, l. c. p. 165 ff.

³⁾ Aschbach, Sigismund, II, S. 1 ff.

Hus
fordert
die
Gegner
heraus.

Reise
zum
Concil.

Ziele
des
Concils.

der großen Interessen des Lebens einlud.¹⁾ Deutscher Einfluß galt als unentbehrlich in Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten, der deutsche König galt als der natürliche Schützer und Schirmherr der Kirche. Keine Versammlung des Mittelalters ist glänzender als die in Constanz.

Man zählte im Durchschnitt 100.000 Fremde, davon 29 Cardinäle, 3 Patriarchen, 33 Erzbischöfe, 150 Bischöfe, 100 Äbte, 300 Doctoren der Gottesgelehrsamkeit und der Rechte, die Abgeordneten von 37 Hochschulen. Die Gesamtzahl der Geistlichen betrug 18.000.²⁾ Außer dem Papste, dem Könige Sigismund, den Abgesandten der beiden Gegenpäpste erschienen die Gesandten der Könige von England, Schottland, Frankreich, Spanien, Portugal, Neapel, Sicilien, Dänemark, Norwegen, Schweden, Böhmen, Polen, Ungarn, Cypern, Armenien, des griechischen Kaisers, der Fürsten von Lithauen, selbst der Türkei, die Großmeister aller Ritterorden, die Patriarchen von Jerusalem, Aquileja, Constantinopel. Bei gewissen Festlichkeiten mehrte sich der Zudrang: so zog der Markgraf Friedrich von Meißen mit 13 ihm dienenden Grafen und 500 Berittenen ein. Bei einer Festlichkeit war Sigismund von 23 Herzogen, 5 Fürsten, 50 Reichsgrafen umgeben. Bei einem Turnier, das Herzog Ludwig von Bayern gab, erschienen drei Herzoge und 50 Helme in den Schranken. Viele in Deutschland noch jetzt blühende Geschlechter waren in Constanz durch Mitglieder vertreten, so die Löwenstein, Nassau, Hornstein, Rechberg, die Waldburg. Man hörte vier Jahre hindurch in Constanz dreißig verschiedene Sprachen sprechen: es war ein kleines Bild der Welt. Die Wahl der Stadt war sehr geeignet. Der Ort ist gesund, die Umgebung lieblich und erhaben zugleich, am Ende eines meerartigen Sees, der von sonnigen und rebenbegrenzten Hügeln, bald von hohen Alpen, bald von fruchtbaren Ebenen umringt ist. Die Umgebung ist ein Stück Italien auf deutschem Grund, und Constanz selber war schon lange eine Art Vermittlerin zwischen Deutschland und Italien. Die Stadt war reich, die Bürgerschaft stolz auf die Ehre, daß eine welthistorische Versammlung in ihrer Mitte tage. Der Magistrat ließ Mauern und Gräben der Stadt erneuern, nur um vielen armen Fremden Mittel zu bieten; man sah selbst Gelehrte in den Weinbergen arbeiten. Trotz der Massen von Fremden, die jeden Tag neu kamen und giengen, herrschte Überfluß an Lebensmitteln und waltete Ordnung.

Unter denen, die nicht mit Hoffnungen, sondern Sorgen nach Constanz kamen, war gerade Johann XXIII., welcher das Concil berufen hatte. Derselbe fühlte ganz wohl die Richtigkeit der Warnung seiner Verwandten, er werde als Papst in Constanz einziehen und als Privatmann abziehen.

Allein seine Cardinäle ließen ihm keine Ruhe, und so brach er am 1. October 1414 von Bologna auf: über Ferrara, Verona gieng der Zug nach Meran. Dort schloß der Papst mit Friedrich von Oesterreich einen engen Bund: er ernannte ihn zum Generalcapitän der Truppen des heiligen Stuhles mit einem Gehalt von 6000 Goldstücken und machte ihn zum Geheimen Rath.³⁾ Friedrich

¹⁾ Die Literatur über das Concil bei Aschbach, II, V—XXIV, und bei Hefele, I. c. VII, p. 75—373. — Finke, Forschungen zum Concil von Constanz. Münster 1889.

²⁾ Hefele, I. c. VII, p. 91.

³⁾ Huber, Geschichte Oesterreichs, II, S. 504. — Hefele, I. c. VII, p. 23.

Großartig-
Besuch.

Constanz.

Johann XXIII.

Friedrich
von
Oesterreich.

dagegen versprach, den Vortheil des Papstes und im Nothfalle seinen Abzug aus Constanz zu decken. Beim Anblick von Constanz soll Johann XXIII. ausgerufen haben: „Das ist ein Ort, wo man die Füchse fängt!“¹⁾ Am 28. October zog der Papst mit einer Begleitung von 600 Mann in Constanz ein.

Er-
öffnung.

Am 5. November 1414 wurde das Concil mit großer Feierlichkeit eröffnet, am 16. November war die erste feierliche Sitzung: sein Ziel sollte sein Erhöhung und Reform der Kirche und der Friede des christlichen Volkes. Nach und nach trafen die Abgeordneten ein, d'Alilly am 17. November. Einzelne Vorfälle machten Johann XXIII. über den Geist des Concils bald stutzig.

Erste
Fragen.

Der Papst hatte am 1. November das Concil für eine Fortsetzung des pisanischen erklärt. Entgegen dieser Behauptung Johanns XXIII. erklärte aber das Concil in seiner Generalcongregation am 17. December, daß, wenn Papst Gregor selber käme, er das päpstliche Wappen vor seiner Wohnung aufhängen lassen dürfe. Die Frage, ob das Constanzer Concil nur eine Fortsetzung des pisanischen sei, wurde bald eine entscheidende. War es nur eine Fortsetzung, so waren auch Benedict XIII. und Gregor XII. gebannt, und Johann XXIII. als alleiniger, rechtmäßiger Papst anerkannt. Da trug d'Alilly den Satz vor, da das Constanzer Concil eine Fortsetzung des Pisaner sei, beide also eine Versammlung bildeten, so könne die Versammlung in Constanz das Concil von Pisa nicht bestätigen, bevor der Weg der Einigung und Reform versucht sei, wozu das Concil Papst und Cardinäle verpflichte; d'Alilly verlangte, man solle nichts Wichtiges verhandeln, bevor die Gesandten der beiden Gegenpäpste da seien.

Diese Verhandlungen verzögerten die zweite Sitzung bis zum 2. März 1415. Gerne hätte der Papst das Concil zunächst mit der Frage wegen der Häresie beschäftigt gesehen statt mit der über Einigung der Kirche, allein all seine Pläne scheiterten. Zunächst wartete man die Ankunft Sigismunds ab.

Sigis-
mund.

Dieser kam in der Nacht vom 24. auf den 25. December von Überlingen mit großem Gefolge an und wurde durch die schön beleuchteten Straßen sogleich nach der Domkirche geleitet und von der Masse des Volkes mit freudigem Zuruf begrüßt.²⁾ In der Domkirche hielt der Papst in eigener Person das Hochamt: das Evangelium: „Ein Gebot gieng vom Kaiser aus“ las der Kaiser selbst, als Diacon gekleidet, während ihm der Herzog von Sachsen das entblößte Schwert, welches der Papst dem Kaiser als Schutzherrn der Kirche geschenkt hatte, über das Haupt hielt. Von der Ankunft des Kaisers an gewannen die Verhandlungen erst rechtes Leben. Factisch war er fortan das Haupt der Versammlung und hat er durch seine Thätigkeit für die Kirche das kaiserliche Ansehen noch einmal zur Geltung gebracht und nannten ihn auch die ersten Geister des Concils im Dankgefühl für seinen Eifer bald einen zweiten Moses, den das Elend seiner Brüder erbarme, bald einen neuen David, den Gott als König der Könige nach Christus gesalbt habe, als Fürsten seines Erbtheils, bald den Mann nach dem Herzen Gottes, an dessen Leben mehr liege, als an dem von tausend

¹⁾ Sic capiuntur vulpes. Reichenthal, Das Concilium so zu Constanz gehalten worden, p. XIV. Augsburg 1536.

²⁾ Aschbach, l. c. II, p. 36 ff.

Fürsten, in dessen Thun mehr Göttliches als Menschliches sichtbar werde; selbst Gerson pries den frommen Sinn und das thätige Leben des Kaisers und nannte ihn ein Gegenbild Davids. Der Kaiser wußte auch durch sein Äußeres, nicht bloß durch seine Bestrebungen, Eindruck zu machen, durch seine hohe schöne Gestalt, durch sein heiteres und doch zugleich Ehrfurcht gebietendes Antlitz, welches ein langer Bart zierte und blonde mächtige Locken umwallten.

Am 29. December theilte Sigismund dem Papste in einer Versammlung von Cardinälen und Prälaten den Stand seiner Verhandlungen mit den Gegenpäpsten mit und rieth, die Ankunft ihrer Gesandten und derjenigen der Könige von Frankreich und England abzuwarten, und verlangte zugleich einen Beirath von Cardinälen und Doctoren der Theologie, um mit ihnen über die vorkommenden Fragen zu berathen. Und diese Berathungen wurden wichtiger als die Johannis XXIII. mit seinen Cardinälen.

Gegen-
päpste.

Ein weiterer Schlag für Johann XXIII. war der Beschluß, die Gesandten der Gegenpäpste mit Ehren zu empfangen, als wäre das Ansehen ihrer Herren nicht bestritten. Am 12. Januar 1415 zog der Gesandte Benedicts XIII. ein und schlug eine Zusammenkunft dieses Papstes mit dem Kaiser und dem Könige von Aragonien in Nizza vor: sie werde für die Christenheit und Sigismund, dem Benedict die wichtigsten Dinge zu sagen wisse, von hohem Nutzen sein. Am 22. Januar 1415 wurden die Gesandten Gregors XII. empfangen: sie erklärten seine Bereitwilligkeit, auf dem vom Kaiser berufenen Concil und in einer vom Kaiser geleiteten Sitzung das Papstthum niederzulegen, sofern die beiden andern Päpste das gleiche thun würden, und wiesen hiefür genügende Vollmacht vor.

Alle diese Vorgänge legten immer mehr den Gedanken nahe, daß alle drei Päpste ihre Stelle niederlegen sollten, Johann XXIII. so gut wie die beiden andern, wenn er als wahrer Hirt der Kirche betrachtet werden wollte, denn ein wahrer Hirt lasse sein Leben für die Schafe.¹⁾

Cession
aller drei
Päpste.

Der Cardinal von San Marco, Wilhelm Filastre, regte diesen Gedanken zuerst in einem Gutachten an, das von Hand zu Hand gieng, gegen das die Freunde Johannis XXIII. vergebens Gegenvorstellungen machten. Das entscheidende Wort war einmal gesprochen — ob es aber auch in der Versammlung zum Beschluß erhoben würde? Damit kam die Frage, wer das Recht zu stimmen habe. Bei 18.000 Geistliche waren anwesend. Johann XXIII. hatte vorgebaut. Eine Menge Italiener waren gekommen, die alle zu ihm hielten, kürzlich hatte er auf einmal allein fünfzig Hausprälaten ernannt, die alle mitstimmen sollten. Es war eine Art Pairschub.²⁾ Seine Anhänger wollten, nur Bischöfe und Prälaten sollten stimmen, während die Gegner auch den Doctoren der Theologie und beider Rechte eine definitive Stimme zuerkannten. Mit dem vielen Gelde, das er mitgebracht, hoffte der Papst die Stimme manches armen Geistlichen zu gewinnen. Allein man entwand ihm diese Waffe, als man be-

Johann
XXIII.

¹⁾ Hefele, I. c. VII, p. 78—82. — Finke, Forschungen und Quellen zur Geschichte des Constanzer Concils, S. 44. Paderborn 1889.

²⁾ Hefele, I. c. VII, p. 82.

schloß, daß nach Nationen gestimmt werden solle, und zwar wurden zunächst vier Nationen angenommen: die Deutschen, wozu man die Ungarn, Böhmen, Polen, Preußen, Russen, Dalmatiner, Kroaten mitrechnete; die Franzosen, zu denen man noch Spanier und Portugiesen zählte; die Engländer, mit denen noch die Schotten, Iren, Dänen, Schweden, Norweger stimmten; zu den Italienern wurden die Provençalen gezählt. Als fünfte Nation kamen später die Spanier hinzu. Jede dieser Nationen hatte ihre besonderen Versammlungen, in denen jeder seinem Range gemäß seinen Platz einnahm, und ihre besonderen Vorſitzer, die jeden Monat wechselten, und faßte nach Stimmenmehrheit ihre Beschlüsse. Die Nationen theilten einander ihre Beschlüsse mit. Waren sie in einer Generalcongregation über eine Frage einig geworden, so wurde in der nächsten feierlichen Sitzung des Concils ihr Beschluß angenommen.¹⁾

Anklage
Johanns
XXIII.

Ein noch schwererer Schlag aber für Johann XXIII. war eine anonyme Anklage, in der sein ganzes Leben in erschreckender Weise bloßgestellt war und sogleich eine Untersuchung gegen ihn verlangt wurde.

Diese Anklage schmetterte den Papst derart danieder, daß er im ersten Schrecken vor die Versammlung treten, einen Theil der ihm vorgeworfenen Verbrechen eingestehen, dabei aber bemerken wollte, er habe sich nie der Ketzerei schuldig gemacht; er gedachte durch Freimüthigkeit die Versammlung zu rühren. Weil der Ankläger seinen Namen nicht genannt hatte und weil man der Ehre des heiligen Stuhles nicht zu nahe treten wollte, wurde keine Verhandlung öffentlich über das Pamphlet gepflogen, das aber dennoch seine Wirkung nicht verschlehte und die Gegner Johannis ermuthigte. Am 15. Februar beschloßen drei Nationen gegen die Italiener, den Papst zu bitten, der Kirche freiwillig den Frieden zu geben. Johann gieng darauf ein, wenn die Gegenpäpste gleichfalls genügend entſagten.

Gerſon.

Am 18. Februar traf Gerſon beim Concil ein, und jetzt wurde der Grundsatz ausgesprochen: die Versammlung habe in Sachen des Schismas die höchste Autorität, ja ein förmliches Zwangsrecht gegen den Papst, der unter Todsünde zur Cession verpflichtet wurde. — Man marktete nur noch um die Formel, keine schien dem Concil fest genug, um den glatten Johann XXIII. zu binden. Als er am 2. März in der allgemeinen Versammlung feierlich erklärte, nur um der Kirche den Frieden zu geben, sei er nach Constanz gekommen,²⁾ war die Freude unsäglich, ein Tedeum ward angestimmt, der Kaiser küßte dem Papst die Füße und dankte ihm im Namen des Concils.

Miß-
trauen
gegen
Johann
XXIII.

Aber neue Wolken des Mißtrauens stiegen auf.³⁾ Der Papst wollte lange seine Erklärung nicht durch eine Bulle bekräftigen, er wollte dem Gerſon nicht nachgeben, feierlich zu versprechen, daß er das Concil bis zur vollen

¹⁾ Hefele, l. c. VII, p. 83. — Raumer, Historisches Taschenbuch. Neue Folge, X, S. 57—75.

²⁾ Voveo et iuro Deo et ecclesiae et huic sacro concilio, sponte et libere dare pacem ipsi ecclesiae per viam meae simplicis cessionis papatus et eam facere et adimplere cum effectu juxta deliberationem praesentis concilii . . . Mansi, l. c. XXVII, p. 567. — Hefele, l. c. VII, p. 85—86.

³⁾ Aschbach, l. c. II, p. 53. — Hefele, l. c. VII, p. 87—92.

Herstellung der Einheit nicht aufzuheben oder zu verlegen gedenke, daß er daselbe auch nicht persönlich verlassen und einen Procurator zur Vollziehung seiner Abdankung ernennen wolle. Die Nationen wahrten eifersüchtig ihre Rechte. Die Italiener drohten, Constanz zu verlassen, wenn man den Papst weiter bedränge. Die letzte Hoffnung Johannis, daß die französische Nation dieser Erklärung nicht beitreten würde, schwand dahin. Er dachte jetzt nur noch an Flucht, aber seine Gegner bekamen Wind von seinem Plane. Schon beantragte die englische Nation, man solle sich seiner Person versichern. Sigismund gestand ihm offen, was man von ihm fürchte, und daß er sich nur über so viel Könige, Fürsten und Gottesgelehrte lustig machen wolle. Johann stellte sich krank, klagte über die schlechte Luft zu Constanz, versprach aber, er werde die Stadt nur nach Auflösung des Concils verlassen. Die Thore wurden bewacht.

Desungeachtet gelang es dem Papst, am Abend des 20. März zu entfliehen. Flucht
des
Papstes.

Er hatte den Herzog Friedrich von Oesterreich-Tirol an seine Verbindlichkeit gemahnt, und dieser, um ihm zur Flucht behilflich zu sein, vor der Stadt ein prachtvolles Turnier mit glänzenden Siegespreisen veranstaltet. Während alles Volk demselben zuschaute, entkam der Papst als Stallknecht verkleidet, an der Seite eine Armbrust, unerkannt aus Constanz nach Ermatingen, von wo ein Schiff ihn nach Schaffhausen brachte, welche Stadt dem Herzog Friedrich von Oesterreich-Tirol gehörte. Kaum erfuhr Friedrich, daß die Flucht gelungen sei, so gab er das Stechen auf und ritt dem Papste nach. Als am andern Morgen die Flucht bekannt wurde, war der Schrecken groß: die Buden wurden geschlossen, weil man fürchtete, daß die Flucht des Papstes dem Landfrieden die Giltigkeit nehme. Die Väter rüsteten sich zur Abreise, weil sie nicht mehr an die Fortsetzung des Concils dachten. Der Plan Johannis XXIII., das Concil aufzulösen, schien gelungen. Schrecken.

Da bewährte aber Sigismund Geschick und Festigkeit. Er ritt mit dem Pfalzgrafen unter Trompetenschall durch die Straßen und sicherte Fremden und Einheimischen seinen Frieden und sicheres Geleit zu, und die Gemüther beruhigten sich wieder, die Buden wurden wieder eröffnet. Sigismund berief dann die vier Nationen zu einer Versammlung, in der eine Gesandtschaft an Johann XXIII. beschlossen wurde und in welcher die Cardinäle erklärten, den Papst aufzugeben, wenn sich dessen Flucht als Hindernis der kirchlichen Einheit und Reform erweise.¹⁾

Am gleichen Tage versammelte Sigismund die Fürsten des Reiches und klagte Friedrich des Hochverrathes an; wenn er binnen drei Tagen nicht erscheine, solle die Reichsacht über ihn verhängt werden. Sie ward wider ihn vom Kaiser in der That am 30. März 1415 ausgesprochen, Friedrich all seiner Besitzungen für verlustig und alle mit ihm eingegangenen Bündnisse und Verträge wurden für nichtig erklärt, seine Unterthanen vom Eid der Friedrich
gebannt.

¹⁾ Mansi, l. c. XXVII, p. 575. — Aschbach, l. c. II, p. 55—72. — Johannes von Müller, Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft, III, cap. 1.

Treue entbunden und Reichsstände und Schweizer aufgefordert, über seine Befitzungen herzufallen.¹⁾

Über 400 Fehdebrieve bekam der Herzog an einem Tage in Schaffhausen von Herren und Städten. Die Tagsatzung der Schweizer erklärte übrigens anfangs, in Frieden mit Oesterreich bleiben zu wollen, sie habe erst vor drei Jahren mit ihm einen Frieden auf fünfzig Jahre geschlossen und halte es weder für billig noch für rühmlich, jetzt sein Unglück zu benützen. Nur Bern meinte, eidgenössische Gewissenhaftigkeit könne dem Herzog allein nichts nützen, und griff rasch zu und gewann in acht Tagen den Aargau bis an die Reuß. Bei den andern Eidgenossen war eine dreimalige Mahnung des Kaisers nöthig; da beschloßen sie, was mit gemeinschaftlichen Waffen erobert sei, gemeinschaftlich zu verwalten, hingegen jedem Stamm das als Eigenthum zu lassen, was er ohne Widerstand der andern erobere. Nur die von Uri traten aus Rechtsgefühl auch diesem Beschlusse nicht bei und wollten gar keinen Antheil an den Eroberungen. Habsburg verlor: die Grafschaft Kyburg und Neuenburg, die Städte Bremgarten und Mellingen, Zofingen, Lenzburg, Sursee, Bruck und Marau, die Festungen Troßburg, Brunneck, Habsburg, Baden und einige Plätze an der Reuß.²⁾

Was Habsburg in Jahrhunderten gewonnen oder erhalten hatte, gieng in wenigen Tagen wieder verloren. Der Fürst bekam den Namen „Friedrich mit der leeren Tasche“. Nur die Tiroler Bauern, durch das Unglück gehrt, zeigten sich bereit, für Friedrich bis in den Tod zu streiten. Eine Unglücksbotschaft traf Friedrich nach der andern: er verlor den Muth zum Widerstand und unterwarf sich, vom Herzog Ludwig von Bayern beredet, dem Kaiser. Im Speiseaal der Barfüßermönche zu Constanz bat er Sigismund am 5. Mai fußfällig um Verzeihung und versprach, den Papst nach Constanz zurückzuführen, ihn der Gewalt der Kirchenversammlung zu überliefern, all seine Länder zur kaiserlichen Verfügung zu stellen, und selber so lange als Geißel in Constanz zu bleiben, bis alles erfüllt sei. Sigismund wandte sich an die Gesandten von Venedig, Mailand, Genua und Florenz: „Ihr Herren aus Italien, ihr wißt, daß die Herzoge von Oesterreich die größten Herren sind in der Nation Germania; nun seht ihr aber, daß ich ein mächtigerer Fürst bin über die von Oesterreich und sonst über alle Fürsten, Herren und Städte.“³⁾

Damit war das Schicksal des Papstes entschieden. Er hatte dem Kaiser geschrieben, er sei ohne Wissen des Herzogs von Oesterreich nach Schaffhausen gegangen, um dort frei und gesund sein Versprechen zu erfüllen; er hatte seine Beamten und Cardinäle zu sich berufen, er hatte in Schreiben an den König von Frankreich und den Herzog von Berry über Gewalt geklagt, die seine Freiheit wie die des Concils bedrohte; er hoffte durch seine Flucht das Concil als unfreies hinzustellen und damit aufzulösen. Seine Hoffnung schlug fehl, weil es ihm an moralischem Ansehen gebracht!

¹⁾ Ropp, Geschichtsblätter aus der Schweiz, II, S. 106 ff.

²⁾ Johannes von Müller, l. c. III, cap. 1, p. 41—66. — Bögelin-Gescher, l. c. I, p. 309 ff. — Dierauer, Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, I, S. 431 ff. Gotha 1887.

³⁾ Aschbach, l. c. II, p. 77—84

Die Stimmung in der Versammlung wurde bitter. Gerson sprach am 23. März in einer Rede vor dem Concil Sätze aus, die auf einen fruchtbaren Boden fielen und für die außerordentliche Lage, in der man sich befand, entscheidend wurden: die Versammlung sei die vom Heiligen Geist geleitete, von Christus vorgeschriebene Norm, der jeder Christ, auch der Papst, gehorchen müsse. Die Bestimmungen eines allgemeinen Concils über die Reform der Kirche könne der Papst nicht willkürlich ändern. Das allgemeine Concil könne den Gebrauch der päpstlichen Gewalt zum Besten der Kirchenregeln beschränken und, auch ohne Zustimmung des Papstes, in vielen Fällen sich versammeln; — lauter Sätze, welche tief eingriffen in die Verfassung der Kirche, die für jene Zeit Wahrheit hatten, aber an Einem Fehler litten, daß eine Kirchenversammlung nur durch einen Papst berufen werden kann, daß Kirchenversammlung und Papst nicht als Gegensätze einander gegenübergestellt werden dürfen. Am 26. März beschloß die Versammlung, das Concil sei rechtmäßig versammelt und weder durch den Rücktritt des Papstes, noch durch andere Rücksichten aufgelöst, sondern bestehe in seiner Integrität und Autorität fort bis zur vollen Hebung des Schismas und bis zur Reform der Kirche in Glauben und Sitte, an Haupt und Gliedern; ¹⁾ eine Verlegung könne nur in Berathung mit dem Concil stattfinden, und die Mitglieder desselben könnten nur mit Genehmigung der Versammlung dieselbe verlassen. Alle Anerbietungen des Papstes wurden als ungenügend abgelehnt, weil man kein Vertrauen mehr zu ihm hatte.

Die Festigkeit der Versammlung, die Thatkraft des Kaisers, der Gang der Ereignisse nahmen Johann XXIII. schnell wieder das Gefühl der Sicherheit, er floh von Schaffhausen nach dem Schloß Laufenburg, von Laufenburg nach Freiburg, von da nach Breisach, von da nach Neuenburg. Schon standen Truppen des Herzogs von Burgund in der Nähe, um ihn zu schützen, wenn er burgundisches Gebiet erreiche. Allein die Bürger von Basel machten sich auch schon auf, um Neuenburg zu erstürmen und den Papst an das Concil auszuliefern. Johann kehrte von Neuenburg nach Breisach zurück, dort hinderten ihn jedoch die Bewaffneten des Herzogs von Österreich, über den Rhein zu gehen. Friedrich mußte sich mit dem Kaiser abfinden und gab den Papst auf, der nach Freiburg zurückkehren mußte und nicht mehr entfliehen konnte. Jetzt kehrten auch die Cardinäle, die bisher zu ihm gehalten hatten, nach Constanz zurück.

Die Erbitterung über den Widerstand hatte sich dort so gesteigert, daß Johann XXIII. am 14. Mai in der zehnten allgemeinen Sitzung der Regierung enthoben und der Proceß gegen ihn beschlossen wurde. Die frühere anonyme Anklage hatte auf einmal eine gewaltige Bedeutung bekommen, in siebenzig Punkten wurden die schwersten Anklagen gegen ihn vorgebracht. Johanns Muth war vollkommen gebrochen. In Radolfszell, wohin man ihn als Gefangenen von Freiburg gebracht hatte, weinte er bitterlich, als ihm drei Bischöfe die Anklage überreichten und ihn zur Verantwortung vor die Versammlung forderten: er drückte Reue über seine Flucht von Constanz aus, der Tod wäre für ihn besser gewesen, und empfahl sich dem Mitleid der Versammlung und lieferte ohne Widerstreben das Siegel, den Ring und die andern Abzeichen der päpstlichen Würde aus. Johann verzichtete auf Vertheidigung, überließ sein Schicksal vollkommen der Versammlung, nur empfahl er ihr aus Rücksicht für das Wohl der Kirche seine Ehre.

Johann
XXIII.an-
geklagt.ergibt
sich.

1) Quousque ecclesia sit reformata in fide et moribus, in capite et membris.

Ein Schreiben, in dem er auf die demüthigste Weise den Schutz des Kaisers Sigismund anflehte, half ihm nicht.¹⁾

Verur-
theilung.

Das Mißtrauen gegen ihn machte die Väter unerbittlich. Am 29. Mai 1415 wurde das Urtheil über ihn feierlich ausgesprochen: seine Flucht aus Constanz in Verkleidung sei ein Argerniß für die Kirche Gottes und die Versammlung, habe nur den Bruch der Einigung und die Fortdauer der Spaltung bezweckt; Johann XXIII. habe Simonie getrieben und die Güter der Kirche verschleudert, das Argerniß seines Lebens und seiner Sitten habe die Kirche Gottes und das christliche Volk entehrt, darum sei er seiner Würde entsezt, seien alle Gläubigen des Gehorsams gegen ihn entbunden und sei allen verboten, ihn in Zukunft Papst zu nennen.²⁾ Nach dem ernststen Schweigen, mit dem die Versammlung die Anklage und das Urtheil angehört hatte, ertönte jetzt von allen Seiten mit dem Worte „Placet“ die feierliche Zustimmung. Sofort wurde das päpstliche Siegel zerbrochen.

Neue
des
Papstes.

Johann XXIII. empfing in Radolfszell das Urtheil mit Ergebung und schwur, indem er die Hand auf sein Herz legte, niemals öffentlich oder insgeheim dasselbe anzugreifen oder irgend einen Anspruch auf Rechte seiner bisherigen Würde zu machen; er wünsche sogar, er wäre nie Papst gewesen, denn seit er diese höchste Würde bekleidete, habe er nie einen glücklichen Tag gehabt. Es war ihm diesmal ernst, allein das Mißtrauen gegen ihn schien unüberwindlich. Man ließ ihn noch nicht frei; zuerst war er in Haft in Gottlieben, dann in Heidelberg, später in Mannheim, unter Obhut des Pfalzgrafen Ludwig von Bayern, nahezu vier Jahre,³⁾ mit lateinischen Dichtungen die Leiden seiner Haft mildernd. Als es ihm gelang, durch ein Geschenk von 30.000 Goldthalern seine Freiheit wieder zu erlangen, machte er keinen Anspruch mehr an das Papstthum, sondern eilte nach Florenz und warf sich dem neuen Papst, der einst sein Cardinal gewesen war, unter Thränen zu Füßen. Seine Demüthigung bewegte die Anwesenden zu Thränen. Martin V. behandelte ihn edelmüthig, ließ ihm das Einkommen und die Ehren eines Cardinals. Johann XXIII. überlebte diese Scene nur sechs Monate.⁴⁾ Ein französischer Schriftsteller sagt mit Recht über ihn: „Johann XXIII. ist eine der erbärmlichsten Gestalten in der Geschichte! Vergessen wir aber nicht, daß er auch einer der Unglücklichsten unter den Schulbigen ist, und daß keiner besser als er die Lehren des Unglücks zu benutzen wußte.“⁵⁾

Nachdem Johann XXIII. abgesetzt war, kamen die Unterhandlungen wegen Abdankung Gregors XII. bald zum erwünschten Abschluß, zumal der Pfalzgraf Ludwig und der Erzbischof Werner von Trier, bisher seine treuesten Anhänger, mit Kündigung des Gehorsams drohten, wenn er dem Wunsch der Christenheit nicht nachkomme. Gregor erklärte sich bereit abzudanken, wenn man ihm gestatte, vorher in seinem Namen das Concil von neuem zu berufen,

¹⁾ Mansi, l. c. XXVII, p. 681–696. — Hefele, l. c. VII, p. 134–135.

²⁾ Mansi, l. c. XXVII, p. 715 ff. — Hefele, l. c. VII, p. 139–140.

³⁾ Hefele, l. c. VII, p. 141–142, 331–332.

⁴⁾ Aschbach, l. c. II, p. 85–95.

⁵⁾ Christoph, l. c. III, p. 324.

und wenn die von Johann XXIII. ernannten Cardinäle bei dieser Sitzung ausgeschlossen würden.¹⁾ Man gab nach um des Friedens willen.

Gregor schrieb durch eine besondere Bulle vom 13. März 1415 ein Concil nach Constanz aus, und sein Legat vereinigte am 4. Juli die schon anwesenden Väter zu einer öffentlichen Sitzung, in welcher König Sigismund den Vorsitz führte. Hier las nun der Bevollmächtigte Gregors, Malatesta von Rimini, die Bulle vor, in welcher er unwiderruflich seine Würde niederlegte. Das Concil verlieh ihm dafür die Würde eines Cardinalbischofs von Porto, die beständige Legation in der Mark Ancona und den ersten Rang nach dem künftig zu erwählenden Papst, und beschloß, daß er wegen keiner Sache, die unter seinem Pontificat geschehen, zur Verantwortung gezogen werden solle, daß ferner vor der Wahl eines neuen Papstes das Concil sich nicht auflöse, und verbot unter den schwersten Strafen den Mitgliedern Entfernung ohne besondere Erlaubnis der Versammlung. Gregor XII. versammelte sofort seine Cardinäle und legte vor ihnen die Abzeichen seiner Würde nieder — die schönste That seines ganzen Papstthums; er starb zwei Jahre später in Recanati.

Ab-
bannung
Gregors
XII.

Jetzt handelte es sich noch um den schwersten Schritt, nämlich Benedict XIII. zur Abdankung zu bewegen, welcher noch von Schottland, Spanien, Sardinien, Corsica und den Inseln Majorca und Minorca anerkannt und ebenso erfinderisch an Ausflüchten als von unbeugsamem Charakter und entschlossen war, als Papst zu leben und zu sterben. Doch hatte Benedict XIII. sich zu einer Zusammenkunft in Nizza bereit erklärt, Sigismund konnte aber wegen der Flucht Johannis XXIII. nicht zur bestimmten Zeit erscheinen. Das benützte Benedict, harrete im nahen Perpignan einen ganzen Monat und reiste dann ab, nachdem er Sigismund zur Verantwortung vorgefordert und für hartnäckig (contumax) erklärt hatte. Allein das half wenig: die Stimmung in der Christenheit und auf der Versammlung war für Sigismund und gegen Benedict XIII. Am 15. Juli reiste der römische König unter dem Segen der Versammlung, die ihn unter ihren besonderen Schutz nahm und während seiner Abwesenheit jede Woche eine feierliche Messe und eine Procession für den glücklichen Erfolg seiner Reise anordnete, von Constanz ab, nachdem er die Väter noch zur Einigkeit und Beharrlichkeit ermahnt hatte. Die Kosten zu dieser weiten Reise schloß der reiche Burggraf Friedrich von Nürnberg vor und für 400.000 Ducaten, die er ihm schuldete, ernannte Sigismund am 30. April 1415 in Constanz Friedrich zum Markgrafen von Brandenburg und zum Erzkämmerer des Reiches. So kamen die Hohenzollern nach Brandenburg.

Benedict
XIII.

Die
Hohen-
zollern
Mark-
grafen.

Fünfzehn Abgeordnete der Versammlung, aber nur Bischöfe und Doctoren, kein Cardinal, viele Fürsten und 4000 Reiter begleiteten den König. Der Weg gieng über Schaffhausen, Basel, Narberg, wo ein Fürstentag abgehalten wurde, Bern, Neuenburg, Lausanne nach Genf, Chambers, Valence, Nîmes, Narbonne

¹⁾ Hefele, l. c. VII, p. 182. — Nishbach, l. c. III, p. 181—183.

Sigismund in Perpignan. und nach vierwöchentlichem Aufenthalte dafelbft nach Perpignan. — Benedict XIII., der damals in Valencia refidierte, machte Schwierigkeiten: er wollte nur kommen, wenn ihn Sigismund als Papft anerkenne. Zulezt kam er, vom Könige von Aragonien gezwungen, aber mit fo viel Bewaffneten, daß es ichien, er käme mehr zu einer Schlacht, als zu einer friedlichen Verhandlung. Umfo eifriger war Ferdinand von Aragonien, die Frage zum erwünfchten Abfchluß zu bringen: obfchon er an einer abzehrenden Krankheit litt, kam er doch nach Perpignan; obfchon es ihm peinlich war, an der Verftoßung eines Papftes zu arbeiten, den er fo lange als Statthalter Chrifti geehrt hatte, fo that er doch alles, um das Werk der Einigung zu fördern. — Am 19. September kam Sigismund mit Benedict XIII. zufammen, der all feine Gewandtheit aufbot, um den römifchen König auf feine Seite zu ziehen — aber vergebens! Seine ftete Rede war, er fei der einzige wahre Papft; da der eine der Gegenpápste abgefetzt fei, der andere abgedankt habe, fo brauche man ihn nur überall anzuerkennen, um die Einheit der Kirche herzuftellen; nur das Concil begünftige noch das Schisma.¹⁾ In Ausflüchten, in Lift, in Verzögerungen, in zweideutigen Erklärungen war Benedict XIII. unerfchöpflich, einmal fprach er fieben Stunden in einemfort, bis es die Anwesenden vor Ermüdung nicht mehr aushielten, während er frifch und gut aufgelegt blieb. Endlich erklärte er zulezt den Gefandten des Concils: nie und nimmer werde er das Schiff verlaflen, deffen Steueruder Gott in feine Hände gegeben habe! Der Papft fuchte die Väter in Conftanz zu fpalten, Zeit zu gewinnen, und verlangte Verlegung des Concils in eine Stadt Südfrankreichs, doch Sigismund durchfchaute den Plan und Ferdinand war mit den Gefandten von Caftilien und Navarra entfchloffen, den Papft durch Aufkündigung des Gehorfams zu zwingen. Am 9. November verlangten fie zum leztenmale entscheidende Antwort von ihm; er verfprach fie — zog aber am 13. November insgeheim ab, ohne fein Wort zu halten, zuerft nach Collioure, einer kleinen Fefung am Meere, dann nach Pennifcola, einer unzugänglichen Fefung in der Nähe von Valencia, welche der Familie Luna eigenthümlich gehörte.²⁾

Capitulation von Marbonne. Nun verftändigten fich am 13. December 1415 Ferdinand und die Gefandten von Caftilien und Navarra und die Abgeordneten des Concils in Marbonne zum sogenannten Concordat oder zur Capitulation von Marbonne, wonach das Concil die Fürften und Prälaten der Obedienz Benedicts zur Verfammlung nach Conftanz einladen müffe, wo über die Abfetzung Benedicts, die Wahl eines neuen Papftes, die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern, die Ausrottung der Ketzerei berathen werden folle; vor der Abfetzung Benedicts dürfe keine neue Papftwahl stattfinden. Die Cardinäle Benedicts haben gleiche Rechte mit den andern, wenn fie zur Wahl nach Conftanz kommen; alle Strafen, welche die Gegenpápste über diejenigen verhängten, die fich Benedict bisher anfchloffen, find aufgehoben; die Gnaden

¹⁾ Er nannte das Concil nur Congregation, deffen Gefandte nur angebliche, Sigismund nur praetensus rex Romanorum. Seine Vergleichsvorſchläge zeigen Scharfſinn wie Arafift. Vergl. Hefele, l. c. VII. p. 244–246. — Döllinger, Materialien zur Geſchichte des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts, II, S. 377 ff.

²⁾ Chriſtophe, l. c. III, p. 327–333. — Hefele, l. c. VII, p. 229–231, 243 bis 245.

aber, welche Benedict XIII. den Ländern seiner Obedienz ertheilte, werden vom Concil bestätigt. Die spanischen Könige verpflichten sich, fortan nur dem vom Concil gewählten Papste zu gehorchen. Am 6. Januar 1416 erfolgte die Kündigung des Gehorsams an Benedict, und wurden die Einwohner Spaniens und Navarras feierlich aufgefördert, sich in geistlichen Dingen fortan nur an das in Constanz versammelte Concil zu halten. Bald schlossen sich Portugal und Schottland dieser Capitulation an, die am 4. Februar 1416 vom Concil feierlich bestätigt wurde. Benedict, unerschütterlich wie seine Felsenburg, schleuderte Bannstrahlen, der König Ferdinand dagegen verbot bei Todesstrafe, Lebensmittel oder Waffen nach Penniscola zu bringen.¹⁾

Benedict
XIII.
abgesetzt

Ein Heiliger und einer der größten Redner des Dominicaner-Ordens, Vincentius von Ferreri (Vincente Ferrer), that am meisten, um die Gemüther, welche noch an Benedict hingen, ihm abwendig zu machen.²⁾ Geboren um 1350, von vornehmer Familie, durch Geist, Anmuth, Lebenswürdigkeit und brennenden Eifer für die Wissenschaft sich auszeichnend, nahm er 1374 das Kleid des heil. Dominicus und predigte mit so hinreißender Gewalt, daß Benedict XIII. auf ihn aufmerksam wurde, ihn zu seinem Beichtvater und zum Magister seines Palastes machte. Allein bald gab Vincenz diese Stellung auf, um als Wanderprediger zu wirken, wie Berthold von Regensburg früher in Deutschland. Vergebens bot ihm Benedict das Bisthum Valence und selbst die Cardinalswürde an, um ihn an sich zu fesseln. Vincenz durchzog Aragonien, Castilien, die Provence, Piemont, die Lombardei, Frankreich,³⁾ und riß alles hin durch das Feuer seiner Rede; die verhärtetsten Sünder wurden bewegt und gestanden vor aller Welt unter Thränen ihre Verbrechen; das Schluchzen der Zuhörer unterbrach oft seine Reden und er mußte lange innehalten, um ihnen Zeit zu geben, sich wieder zu sammeln. Die Gabe der Sprache haben wenige besessen wie er; die Menschen hielten es für hohes Glück, mit ihm zu sprechen oder nur sein Kleid zu berühren; man mußte ihn mit einer Schranke umgeben, damit er durch den Zubrang nicht erdrückt wurde. Vincenz hat eine Menge Mohammedaner für die christliche Lehre gewonnen und nicht weniger als 25.000 Juden bekehrt.⁴⁾

Vincenz
von
Ferreri

Früher ein Anhänger Benedicts XIII., hat Vincenz, seit die Versammlung zu Constanz tagte, diesen Papst beständig gemahnt, nicht die Spaltung in der Christenheit aufrecht zu halten; besser sei es, in Armut zu leben, als schuldvoll an einer irdischen Würde zu hangen; aber Benedict war unbeugsam, sein Kopf war hart wie der Felsen seiner Burg. Was half's? seine Bulle wurde verbrannt, von seinen vier Cardinälen giengen drei zum Concil, welches ihn nach mehrfacher Vorladung am 26. Juli 1417 für abgesetzt erklärte.⁵⁾ Benedict starb

¹⁾ Hefele, l. c. VII, p. 246—249. — Aschbach, l. c. II, p. 142—148. — Döllinger, l. c. II, p. 328 ff.

²⁾ Petrus Ranzanas, Vita Sti. Vincentii Ferr. in Bollandi Acta Sanctorum 1. Aprilis. — Fages, Histoire de St. Vincent Ferrer. Paris 1894.

³⁾ Nordwärts ist er nicht über die Bretagne hinausgekommen. Finke im historischen Jahrbuch der Görresgesellschaft, 1896, S. 24.

⁴⁾ Christoph, l. c. III, p. 335—337. Seine Werke: Briefe, Reden, Abhandlungen, erschienen gesammelt in Valencia 1568. Seine Reden erschienen gelesen kaum als Schatten von dem, was sie waren, wenn er mit der Glut seiner Liebe sie vortrug.

⁵⁾ Der Kaiser ließ den Beschluß in Constanz durch herumreitende Trompeter verkünden.

am 17. November 1424, nur in der Burg, in der er hauste, noch als Papst anerkannt. Seine Cardinäle wählten einen Clemens VIII. in der Person des Agidius Muñoz, der jedoch, der allgemeinen Stimmung und der vernünftigen Überlegung folgend, am 26. Juli 1429 seine Stellung niederlegte und mit seinen Cardinälen den vom Concil gewählten Papst Martin V. noch einmal wählte.¹⁾

So endigte diese verhängnisvolle Spaltung. Um ihre Beilegung hat sich Sigismund unleugbar große Verdienste erworben, bei seinem Besuche in Perpignan sogar Todesgefahr bestanden. —

Hus und Hieronymus von Prag vor dem Concil.

Die zweite Aufgabe des Concils war die Tilgung der Irrlehre, sie wurde sogleich nach der Abdanfung Johanns XXIII. in Angriff genommen. Hus, der sich auf das Concil berufen, ward nun vor demselben angeklagt, verhört und verurtheilt. Bisher stand er vor bewundernden Zuhörern in Böhmen, jetzt vor dem Areopage Europas. In Böhmen hatte Hus durch politische Agitation jeden Widerstand zum Schweigen gebracht, zuerst die Deutschen, dann die Tschechen, die nicht seine Lehre nachbeten wollten, von der Universität verdrängt; — in Constanz stand ihm kein von ihm erhitztes Volk mit seinen Fäusten zu Gebot — hier war rein der Gehalt seiner Lehre entscheidend und der Bericht über sein Treiben in Böhmen. Sobald Hus sah, daß sein Traum, durch Beredsamkeit auch auf dem Concil über seine Gegner zu siegen, nicht in Erfüllung gieng, behandelte er die Kirchenversammlung, die von ganz Europa anerkannt war und die ersten Geister und edelsten Kräfte jener Zeit in sich vereinigte, als eine Clique, schalt er sie als voll von Stolz, Geiz und allem Greuel. Der Kirchenversammlung war es aber mit Hebung der Mißstände grimmig ernst, sie hatte Päpste abgesetzt, sie galt als der letzte Rettungsanker der Kirche, ganz Europa wandte sich in den wichtigsten Fragen an sie: auch in der böhmischen Frage mußte sie ein Urtheil fällen und konnte nur ein verwerfendes aussprechen. In der Lehre des Hus und in der Lehre der Kirche waren unvereinbare Gegensätze. Der Kirchenrath wollte kein Opfer, wollte die Reform nicht mit Blut einweihen — man gab Hus Zeit, in sich zu gehen, — Hus aber wurde ein Opfer seines Stolzes und seiner Hartnäckigkeit. Daß sein Leben so tragisch endete, daran ist nebst ihm der Geist jener Zeit schuld, die in der christlichen Wahrheit ein unschätzbares Gut und in der Irrlehre ein Majestätsverbrechen gegen Gott sah, das an und für sich den Tod verdiene.

Hus erfuhr in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Constanz durchaus keine Anfechtung. Den zwei böhmischen Rittern und Reisebegleitern, die dem

¹⁾ Hefele, l. c. VII, p. 396, 417 f. — Christoph, l. c. III, p. 344.

Papst seine Ankunft meldeten,¹⁾ erklärte Johann XXIII., selbst wenn ihm Hus seinen leiblichen Bruder getödtet hätte, so werde er doch in keiner Weise gestatten, soviel an ihm sei, daß ihm ein Unrecht geschehe, solange er in Constanz sei. Am 9. November bekam Hus Bottschaft von den Cardinälen: das Interdict, das jeden Ort treffe, wo er sich aufhalte, und der Bann seien zeitweilig aufgehoben, er möge sich in der Stadt und in den Kirchen frei bewegen, nur große kirchliche Feierlichkeiten meiden, damit kein Auslauf entstehe.²⁾ Am 5. November hatte Hus in Constanz den vom 18. October zu Speier ausgestellten Geleitsbrief Sigismunds erhalten. Die Hauptstelle dieses vielbesprochenen Geleitsbriefes lautete: „Wir empfehlen euch allen und jedem insbesondere, den ehrsamem Magister Hus aus Böhmen, der zum Concil nach Constanz zieht, daß ihr ihn geneigt aufnehmet, ehrlich haltet, ihm zur Förderung seiner Reise zu Land und zu Wasser behilflich seid, ihn frei ziehen, Nachtlager halten und zurückpassieren lasset, auch ihn und die Seinen, wo es noththut, mit einem sicheren Geleite versehen.“ — Es war ein Reisepaß, der aber Hus vor einer allenfälligen Verurtheilung des Concils nicht schützen konnte.³⁾

Bar-
nung.Der
Geleits-
brief.

Am 28. November erfolgte seine Verhaftung. Der Bürgermeister von Constanz und zwei Bischöfe kamen zu Hus: die Cardinäle seien bereit, wie er es oft verlangt, ihn über seine Lehre zu vernehmen. Hus gieng in die Versammlung der Cardinäle, und seine Antworten schienen zu befriedigen; am Abend wurde ihm aber bedeutet, er hätte dazubleiben, seinen Begleitern, sie hätten ihn zu verlassen. Hus blieb unter Bewachung zuerst im Hause des Domcantors, dann kam er in das Dominicanerkloster auf der Rheininsel. — Woher diese Änderung im Benehmen des Papstes und der Cardinäle? — Nicht von einem Fluchtversuch, wie Reichenthal angibt, obschon die Art der Verhaftung zeigt, daß man einen solchen vielleicht fürchtete, sondern von der Ankunft seiner Ankläger.

Hus ver-
haftet.

Mitte November traf mit dem eisernen Bischof Johann von Seitomischl die Abordnung der Doctoren und Pfarrer aus Prag ein, welche im Namen des böhmischen Clerus gegen Hus von dem Concil Recht fordern sollten; sie klagten ihn an: durch Vertreibung der Deutschen die Universität Prag zugrunde gerichtet, Unruhen im Volke erregt, die Irrlehren Wiclifs in Böhmen verbreitet und die Laien zum Raub der Kirchengüter verleitet zu haben; sie verlangten seine Ver-

an-
geklagt.

¹⁾ Heinrich von Sagenbock und Johann von Ehlum (genannt Kepka). Documenta, p. 245—259. — Höfler, Geschichtschreiber der hussitischen Bewegung in Böhmen, I, S. 126—128. — Palacky, Geschichte Böhmens, III, 1, S. 316 ff.

²⁾ Helfert, I. c. p. 177. — Palacky, I. c. III, 1, p. 320.

³⁾ Hefele (Concilien Geschichte, VII, S. 218) weist darauf hin, daß man in „Salvus conductus“ zwei Auffassungen, sicheres Geleit und Geleitsbrief, zu unterscheiden habe. Jenes bestand in einem mündlich gegebenen Versprechen und in dem Auftrag an die böhmischen Ritter, Hus im Namen des Kaisers zu schützen. Beides besaß Hus schon vor seiner Abreise. Der Geleitsbrief dagegen wurde von Sigismund erst am 18. October in Speier ausgesetzt und kam am 5. November in Constanz an. Sigismund sah — wie die böhmischen Ritter — in der Verhaftung des Hus vor seinem Verhör und vor seiner Überführung eine Verletzung des Geleitsbriefes, gab aber nach, als er erkannte, daß Hus durch sein eigenes Benehmen die Verhaftung verursacht habe. Wegen ein Urtheil seines ordentlichen Richters, dem er sich unterstellt hatte, konnte der Geleitsbrief Hus nicht schützen; sonst hätte diese Urkunde den Widerspruch enthalten: ich sichere dir kräftigen Schutz zu, damit du zu deinem ordentlichen Richter reisen und dich frei vor ihm verantworten kannst: aber der Richter mag sprechen, wie er will, es trifft dich nicht. — An dieser Auffassung hat auch die vortreffliche Arbeit R. Müllers über König Sigismunds Geleit für Hus, in Historische Vierteljahrsschrift, Neue Folge, III. Jahrgang 1898, Heft 1, S. 41—86, im großen ganzen nichts wesentlich geändert.

haftung, denn laffe man ihn frei, fo werden er und feine Anhänger fagen, das Concil habe feine Lehre gebilligt, und in Böhmen werde fich ein Haus gegen das andere erheben und die Irrlehre fich Schnell auch über Deutfchland verbreiten und eine Verfolgung der Kirche ausbrechen, wie feit den Zeiten Constantins keine gewüthet habe.¹⁾

Hus
unzufü-
fam.

Diefe Anklage, durch welche Hus als Hauptgegner der Kirche erklärt wurde, wog umfo fchwerer, als fie den Glauben an fein Wort, an feine Ehrenhaftigkeit erfchütterte. Hus felber trug noch dazu bei: er war von allen priesterlichen Ver- richtungen fufpendiert, allein feit lange gewöhnt, feinen Obern nicht zu gehorchen, las er Mefse in feinem Hause, fo daß der Bifchof von Conftanz das Anwohnen bei derfelben verbieten mußte; er war feiner Lehre wegen angeklagt, ftatt aber bis zur gerichtlichen Verhandlung darüber zu fchweigen, trug er Strafreden gegen Papft und Cardinäle und die ganze Kirche jedem vor, der fie hören mochte.²⁾ Johann von Chlum berief fich vergebens auf den Geleitsbrief, klagte über Bruch defselben in einem Anschlag an den Thoren des Domes. Sigismund, an den er fich gleichfalls wandte, fchickte zwar anfangs gemessenen Befehl, Hus fogleich freizugeben,³⁾ widrigenfalls er den Kerker ausbrechen werde, drohte auch nach feiner Ankunft am 24. December, Conftanz fogleich zu verlassen, wenn man Hus nicht freigebe, änderte aber feine Anficht, als man ihm erklärte, wenn er abreife, werde auch das Concil fich auflösen; als Schüßer und Schirm- herr der Kirche habe er dem Concil volle Immunität zugestanden, werde er keinen Eingriff in die Rechte der Kirche machen oder geftatten und die Freiheit der Väter nicht behindern, die Glaubensangelegenheit des Hus gehörig zu unterfuchen. Es ift eine freche Lafterung, wenn behauptet wird, das Concil habe Sigismund erklärt, einem Reher brauche man kein Wort und keine Treue zu halten. — Sigismund drang jetzt nur noch darauf, daß die Verhandlung mit Hus vor dem ganzen Concil öffentlich ftatfinde.⁴⁾

Hus in
Gott-
lieben.

Hus blieb in milder Haft, mit Arbeiten zu feiner Bertheidigung be- fchäftigt, empfing Befuche feiner Freunde, bis Palmfonntag; von da an war feine Haft ftrenger; durch die Flucht und Abfegung des Papftes war er nämlich in die Gewalt des Bifchofs von Conftanz gekommen, und diefer hatte ihn am 24. März 1415 in einen einsamen, hohen Thurm feines Schloffes (Gottlieben bringen laffen.⁵⁾ Die Unterfuchungs-Commiſſion hatte auf Grund der Anklage des böhmischen Clerus längft ihre Arbeit begonnen, Hus oft verhört, die Zeugen, die gegen ihn ausfagten, vor feinen Augen ſchwören laffen. Die Sache war längft ſpruchreif, aber man zog ſie hin, weil man hoffte, Hus werde zur Einſicht kommen und ſich durch einen Widerruf mit der Verſammlung abfinden. Viele, ſelbſt Cardinäle, beſuchten ihn zu dieſem

1) Documenta, p. 194—199. — Höfler, l. c. I, p. 203—207. — Hefele, l. c. VII, p. 69—71.

2) Gelfert, l. c. p. 178—190. — Palacky, l. c. III, 1, p. 321. — Weide nach Reichenhal, l. c. p. CCXII. — Dagegen Müller, l. c. p. 71 f.

3) Palacky, l. c. III, 1, p. 327; Documenta, p. 253. — Höfler, l. c. I, p. 141.

4) Müller, l. c. p. 73—75.

5) Documenta, p. 255 und 541. — Marmor, l. c. p. 79. — Hefele, l. c. VII, p. 93.

Zwecke und glaubten auch, daß er sich dem Urtheile und der Gnade des Concils unterwerfen werde.

Ungünstig wirkten während dieser Verhandlung für Hus zwei Vorgänge: einmal die Ankunft, Flucht und Gefangennahme seines Freundes Hieronymus von Prag, dann die Annahme des Kelches von Seite seiner Gefinnungs-
genossen in Böhmen. Hieronymus
von
Prag.

Hieronymus hatte Hus versprochen, ihm in der Noth zu helfen, und im März in Prag die Anzeige gemacht, daß er nach Constanz ziehe, um die gemeinsame Sache gegen jedermann zu vertheidigen. Am 4. April 1415 kam er unerkannt in Constanz an, die Freunde ratheten ihm aber, schleunigst wieder abzureisen. Hieronymus that es, sandte aber von Überlingen an Sigismund, die Böhmen und das Concil Briefe um sicheres Geleit. Sigismund erklärte, er habe mit dem Geleitsbrief des Hus Mißthelligkeiten genug gehabt; das Concil versprach einen sicheren Geleitsbrief, zu kommen, nicht aber, sich zu entfernen. Die gleiche Bitte enthielt am 7. April ein Anschlag am Rathhaus und an den Kirchenthüren zu Constanz, und das Concil sicherte dem Hieronymus wiederum am 17. April Schutz vor Gewalt, aber nicht vor dem Recht zu, erklärte ihm aber zugleich, daß er als ein der Ketzerei höchst verdächtiger Mensch binnen fünfzehn Tagen sich zu stellen habe, widrigenfalls gegen ihn ohne Rücksicht würde eingeschritten werden. Hieronymus wartete jedoch die Antwort nicht ab, sondern floh, wurde aber in Hirschau, als er die Versammlung eine Schule des Teufels und eine Synagoge verkehrt handelnder Leute schalt, erkannt, verhaftet und nach Constanz am 23. Mai 1415 eingeliefert.¹⁾ Sigis-
mund.

Schloß man nun gerne vom wortbrüchigen Benehmen des Zweiten auf die Unzuverlässigkeit des Hauptes der Partei, so war ein anderer die Lage des Johannes Hus erschwerender Umstand, daß sein Anhänger Jakob von Mies, wegen seiner kleinen Gestalt meist Jacobellus genannt, zuerst an der Universität die Nothwendigkeit lehrte, auch den Laien das Abendmahl unter beiden Gestalten, *sub utraque* (sc. specie), zu reichen, und als die Behörde dagegen einschritt, sich ganz des kirchlichen Gehorsams entschlag und den Gebrauch des Kelches einführte, und daß Hus von seinem Gefängnis aus den Gebrauch des Kelches empfahl, da dessen Entziehung schriftwidrig sei. Die Partei hatte jetzt ein Symbol, den Kelch, und erhielt den Namen *Utraquisten*. Der
Kelch.

Nachdem am 4. Mai 1415 in der achten Sitzung fünfundvierzig Sätze Wiclifs verurtheilt worden waren, fand am 5. Juni das erste, am 7. das zweite, am 8. Juni das dritte öffentliche Verhör des Johannes Hus statt. Hus
vor dem
Concil.

Die Aufregung, welche die Verlesung des Zeugenverhörs und der angeschuldigten Artikel hervorrief, war so groß, daß die Sitzung geschlossen werden mußte. Am 7. Juni, eine Stunde nach einer Sonnenfinsternis, fand das zweite öffentliche Verhör statt, dem Sigismund selber bewohnte.²⁾ Die Stim- Zweites
Verhör.

¹⁾ Hefele, l. c. VII, p. 106 ff., 114, 133. — Palacky, l. c. III, 1, p. 340 f. über Hieronymus' Charakter vergl. Helfert, l. c. p. 151—157.

²⁾ Hefele, l. c. VII, p. 142—159.

mung war ruhiger; es war im Namen des Königs und der Verfammlung ver-
 kündigt worden, daß jeder Schreiende hinausgewiefen werde. Die Anklage, daß
 er die Transubftantiation leugne und lehre, daß das Brod im Abendmahl nach
 der Consecration Brod bleibe, vermochte Hus als unbegründet zurückzuweisen,
 nicht aber, daß er Wiclifs Lehrlätze empfohlen und ihrer Verurthei-
 lung fich widerfetzt, den kirchlichen Autoritäten den Gehorfam verweigert,
 Aufruhr und Zwiefpalt in Böhmen erregt, zwischen dem geiftlichen
 und weltlichen Stand Zwietracht gefäet habe, was die Verfolgung des Clerus
 und Beraubung feiner Güter zur Folge hatte. Desgleichen wurde ihm die Ver-
 treibung der Deutfchen und der Ruin der Prager Hochschule zur
 Laft gelegt. Die gegen ihn vorgebrachten Zeugnisse waren fo gewichtig, feine Ver-
 theidigung fo hohl fophiftifch, daß der Glaube an feine Wahrheitsliebe gänzlich
 fchwand und das Urtheil über ihn fich jezt schon feftftellte. Am Schluffe fagte
 Peter d'Ally, der Vorfigende: „Magifter Hus, du haft neulich im Gefängnis
 gefagt, du wolleft dich in Demuth der Entfcheidung des Concils unterwerfen:
 ich rathe dir nun, thu das, und das Concil wird glimpflich mit dir verfahren.“
 Und Sigismund mahnte ihn: „Höre, Hus! Ich habe dir den Geleitsbrief
 gegeben, daß man dich, wenn du freiwillig nach Conftanz kommft, nicht unter-
 drücke, fondern dir öffentliches Gehör gebe zur Verantwortung deines Glaubens.
 Das hat man nun gethan und dir ein öffentlich friedlich und ehrbar Gehör
 gegeben, und ich danke es ihnen. So rathe ich dir nun auch, daß du nichts
 hartnäckig fefthalteft, fondern in allem dem, was hier gegen dich erwiefen ift und
 du bekannt haft, der Gnade des Concils dich ergebft. Thust du das, fo werden
 fie unferz und unfere Brüder und des Königreichs Böhmen willen gnädig
 mit dir verfahren und du wirft mit einer leidlichen Buße davonkommen. Wo
 nicht, dann wehe dir! fie wiffen wohl, was fie dann mit dir thun müffen. Ich
 habe ihnen gefagt, daß ich keinen Keger vertheidigen will; ja, wenn einer in
 feiner Ketzerei hartnäckig fein wollte, fo möchte ich allein feinen Holzstoß an-
 zünden und ihn verbrennen.“ — Hus: „Ich danke Eurer Majestät für das freie
 Geleit; ich bin nicht hiehergekommen, um hartnäckig etwas zu vertheidigen, fondern
 vielmehr um in Demuth zu beffern, wovon man mich belehrt, daß ich geirrt
 habe.“ In diefem Belehrt- oder Überwiefenwerdenwollen ift
 mit der Standpunkt des Hus bezeichnet. Das Concil faß fich
 als das entfcheidende Gericht an, das vom Angeklagten „ja“
 oder „nein“ zu verlangen, nicht erft ihn zu überzeugen, fondern
 einfach das Urtheil zu fprechen habe; Hus aber wollte, die Ver-
 fammlung folle fich mit ihm in einen Streit einlaffen, was
 darum namentlich fchwer war, weil er bei der feinem Geifte
 mangelnden Beftimmtheit die Sätze, die er früher ausgesprochen,
 immer wieder durch beigelegte Befchränkungen zurücknahm
 oder anders deutelte; berief er fich auf die Schrift, fo ließ er
 nur feine Erklärungsweife derfelben gelten. In feiner Selbftüber-
 fchätzung fchrieb er am Abend an feine Freunde in Böhmen: „Alle fchrien in
 der Sitzung gegen mich, wie die Juden gegen Chriftus.“¹⁾

Salvus
 con-
 ductus.

¹⁾ Palachy, l. c. III, 1, p. 352—362. — Helfert, l. c. p. 198—202. Zu der
 Angabe des Mladenowicz, unterhalb des Cardinals Zabarella fei ein öffentlicher Notar
 gefeffen und habe aufgefchrieben, was der Cardinal ihm befaßl, bemerkt Defele, l. c. VII,
 p. 157 fehr gut: „Wir können nur bedauern, daß wir gerade von kirchlicher Seite keine
 Quellen über alle diefe Vorgänge beiffen und lediglich auf die Ausfagen der Gegner an-

Das dritte und letzte öffentliche und entscheidende Verhör fand in Gegenwart Sigismunds am 8. Juni statt: Gegenstand waren sechsundzwanzig Artikel in den Schriften des Hus, zunächst seine crasse Prädestinationslehre, dann seine Behauptung, daß ein in der Todssünde Befangener nicht Papst, Bischof, Priester, König oder Fürst sein könne. Sigismund meinte: „Niemand lebt ohne Sünde.“ W'illy rief: „War es dir nicht genug, den geistlichen Stand in Verachtung zu bringen; nun willst du auch noch die Könige von ihrem Throne stürzen mit deinen Schriften und Lehren!“ — Weiter die Lehre, daß die streitende Kirche kein sichtbares Oberhaupt haben müsse, daß Petrus keineswegs der allgemeine Hirte, noch römischer Bischof war, daß der priesterliche Gehorsam nur eine Erfindung der Priester sei, daß ein rechtmäßig berufener Priester auch trotz eines ungerecht über ihn verhängten Bannes sein Amt verwalten müßte, daß die Laien die Laster ihrer kirchlichen Oberen aufdecken und strafen müßten, daß ein Lasterhafter stets lasterhaft, ein Tugendhafter stets tugendhaft handle. Husens Predigten während des Bannes kamen zur Sprache und seine maßlosen Angriffe gegen den Clerus. W'illy sagte: „Wahrhaftig, du hast in deinen Predigten und Schriften kein Maß gehalten; du hättest deine Reden nach dem Bedürfnisse deiner Zuhörer richten sollen. War es denn nöthig und nützlich, vor dem Volk gegen die Cardinäle zu predigen, da doch keiner derselben anwesend war? das hättest du ihnen ins Angesicht sagen sollen, aber nicht vor den Laien zum allgemeinen Argernisse.“ — Der Vorsitzende erklärte zuletzt Hus das Urtheil des Concils: „1. Daß du demüthig bekenneest, du habest in jenen Artikeln, die du bisher behauptet hast, geirrt: 2. daß du eidlich gelobest, du wollest in Ewigkeit diese Artikel nicht mehr behaupten, lehren und predigen; 3. daß du all jene Artikel öffentlich widerrufest; 4. daß du nunmehr das Gegen-
theil annehmeest, schreibest oder predigest.“¹⁾

Das aber waren für seinen Stolz unerträgliche Forderungen! Den Zuhörern, die ihn bisher angebetet, zu sagen, er habe sie nur in die Irre geführt und er selbst sei ein betrogener Betrüger gewesen! Hus erklärte, er wolle die Artikel widerrufen, sobald er eines Besseren belehrt sei; Dinge abschwören, die er nicht gelehrt habe, heiße sein Gewissen beleidigen. Sigismund sagte: „Ich bin bereit, alle möglichen Irthümer abzuschwören, denn daraus folgt nicht, daß ich sie wirklich gelehrt habe.“ — Der Vorsitzende fügte bei, daß der Auszug aus den Schriften des Hus ein milder sei, daß noch viel gefährlichere Sätze darin stünden. Als auf die Bitte des Angeklagten das Verhör nach einigem Schweigen wieder aufgenommen wurde, kamen noch viel unangenehmere Dinge zur Sprache, das Andersreden und Andershandeln des Hus, die Leichenrede zu Ehren der drei Heiligen, die Urheberchaft des Betruges mit der Erklärung der Universität Oxford. Der Eindruck des ganzen langen Verhöres war sehr ungünstig für Hus; klagte er doch selbst, daß ihn seitdem außer Johann Chlum kein Böhme mehr besuche.

gewiesen sind. Wir sind überzeugt, tausend Berunglimpfungen der Kirche würden in der husitischen wie in andern Angelegenheiten vermieden worden sein, wenn man sich hätte entschließen können, rechtzeitig die Original-Acten zu veröffentlichen.“

¹⁾ Vergl. die genaue Vergleichung der Anlagen mit den Stellen in den Schriften des Hus bei Hefele, l. c. VII, p. 158—170.

Sigis-
mund.

Als der Gefangene abgeführt war, fagte Sigismund: „Ehrwürdige Väter, ihr kennt jezt den Huf und feine Lehren; jede einzelne reicht hin, feine Verurtheilung zu begründen; will er fie nicht abfchwören, fo verbrennet ihn oder verfahret fonft mit ihm nach euren Gefezen. Doch rathe ich, trauet ihm nicht, wenn er auch widerruft, wie ich ihm auch nicht trauen werde; denn nach Böhmen zurückgekehrt, würde er nur noch größeres Unheil ftiften als zuvor. Schickt die hier verdammtten Artikel zu meinem Bruder und auch nach Polen und in andere Länder, wo er leider zahlreiche Anhänger hat, und traget den Bifchöfen und Fürften auf, die Afte zugleich mit dem Stamme auszurotten.“ Diefe Worte haben, da fie nach Böhmen gelangten, Sigismund auf viele Jahre um diefes Königreich gebracht.¹⁾

Verur-
heilung
der
Gehre.

Am 15. Juni, in der dreizehnten Sitzung, wurde die Austheilung des Relches an die Laien für irrig und fehlerifch erklärt, am 24. Juni wurden die Schriften des Johann Huf zum Feuer verdammt. Huf felber blieb über vier Wochen unbehelligt, man wollte ihm Zeit laffen — in fich zu gehen.

Huf
unbeug-
fam,

Einzelne und Abordnungen befuchten ihn, um ihn zu retten, felbft Palacé, — es war eine ergreifende Scene, beide weinten bei der Begegnung. Am 1. und 5. Juli kamen von Seite des Concils amtlich die angefehenften Männer in fein Gefängnis, um ihm eine ganz milde Abfchwörungsformel vorzulegen,²⁾ die weder feine Ehre, noch fein Gewiffen verletzen konnte, und den Widerruf von ihm zu erlangen. — Huf blieb unbeugfam. „Willft du weifer fein als das ganze Concil?“ fragte man ihn. — Huf erklärte entfchieden, er ziehe vor, zu fterben. Höfler bemerkt³⁾ fehr gut: „Hier war die Frage: befaß Huf den hohen Grad von Demuth, welcher dazu gehörte, ein Gefändnis abzulegen, das ihn ebenfo ehrte, wenn es aus lauterem Herzen kam, als es ihn in Betreff feiner Wirkfamkeit moralifch vernichtete? es kam einem Selbftmorde gleich und verfchloß ihm den Weg nach Böhmen. Was hatte er dort noch zu thun, nachdem er kurz vorher feinen Landsleuten den Rath gegeben, die Communion sub utraque einzuführen, wenn auch nur bei Erwachfenen, während das Concil fie verwarf? Hatte er den Muth, von denjenigen, welche er fo weit geführt, den Vorwurf zu ertragen, er fei ein Abtrünniger von feiner eigenen Bahn? Bejaß er fo viel Kraft, an der Spitze der Seinigen fich Jakobell zu denken, wenn er fie in Folge geänderter Überzeugung nicht zu leiten vermochte? Die Sache geftaltete fich fo mehr und mehr für ihn zum Dilemma zwifchen dem moralifchen und phyfifchen Tode, welcher von beiden vorzuziehen fei!“

Huf zog den phyfifchen Tod vor, und die Standhaftigkeit, mit der er ihn beftand, gewinnt ihm fort und fort Theilnahme. Er wufte, daß das

¹⁾ Palacé bemerkt l. c. III, 1, p. 357, Anm. 465: „Nicht das nahmen die Böhmen Sigismund übel, daß er Huf nicht gegen Verurtheilung und Hinrichtung als Keger fchützte — diefen Sinn hat fein vielbefprochener Geleitsbrief nie gehabt, daher auch von einem Bruche deffelben durch ihn nicht die Rede fein konnte; das aber konnten fie ihm nie vergeffen, daß er, anftatt ein Fürfprecher für Huf zu fein, die Väter vielmehr zu feiner Verdammmung angeeifert hatte.“

²⁾ Höfler, l. c. I, p. 273—281. — Documenta, p. 308—314. — Gefefe, l. c. VII, p. 158—170.

³⁾ In der Einleitung feiner Sammlung der Gefchichtfchreiber der hufitifchen Zeit, III, S. 113.

Concil ein Urtheil über ihn fällen müsse: er erwartete sein Ende schon auf den 20. Juni, er machte sein Testament. Erst am 6. Juli¹⁾ jedoch — man harrete noch immer auf seine Umkehr — wurde in der Domkirche zu Constanz in Gegenwart des Königs das Urtheil gefällt, Hus als „wahrer und offener Häretiker, als Verföhrer des Volkes, der hartnäckig und unverbesserlich weder in den Schoß der Kirche zurückkehren, noch die von ihm öffentlich behaupteten Ketzereien verdammen will“, zur Deposition, Degradation und Überlieferung an den weltlichen Arm verurtheilt.²⁾ Nachdem solches geschehen, rief der König dem Pfalzgrafen zu: „Weil wir das weltliche Schwert föhren, das Übel zu strafen, so nehmet hin diesen Johann Hus und thut ihm als einem Keger!“

Hus ward auf den Brühl³⁾ bei Constanz geführt. Schon war Holz und Stroh um ihn aufgeschichtet, als ihn der Reichsmarschall Pappenheim noch einmal aufforderte, zur Rettung seines Lebens seine Irrthümer zu widerrufen. Hus erklärte, er sei sich keines Irrthums bewußt, er habe durch seine Reden und Schriften nur die Menschen von den Sünden abbringen wollen, er sterbe fröhlich. Da schlug der Reichsmarschall beide Hände zusammen, für den Richter das Zeichen, seine traurige Pflicht zu thun — es war elf Uhr vormittags. In wenig Augenblicken war Hus nicht mehr.⁴⁾ Die Asche wurde in den Rhein geworfen, damit die Böhmen keine Reliquien von ihm haben sollten.

Mit mehr Mäßigung und weniger Stolz hätte Hus, statt den Flammennod zu erleiden und das Volk seiner Heimat in Krieg und Elend aller Art zu stürzen und an den Rand des Abgrundes zu bringen, in demselben Constanz als eine Zierde der Kirchenversammlung glänzen und durch seine Beredsamkeit an der Lösung der großen Fragen Europas im Verein mit all jenen Männern mitarbeiten können, die sich durch Geist und Adel der Gefinnung hervorthaten!

Höfler bemerkt treffend über den Tod des Johann Hus: „Dieses Ende nahm nach den traurigen Geschehn jener Tage ein Scholastiker, als er im Leben mit eiserner Consequenz das Gegentheil von dem gethan, was die Schule als erstes Gebot aufstellt, Fremdartiges zu scheiden, Nichtzusammengehöriges zu trennen

1) Gesele, l. c. VII, p. 193 ff.

2) Man muß bei der Beurtheilung der Strafe des Hus daran erinnern, daß das Strafrecht des Mittelalters viel härter und strenger war, als das des neunzehnten Jahrhunderts, und daß überall auf Häresie Todesstrafe stand. In Constanz galt der „Schwaben- Spiegel“ oder „Das schwäbische Landrecht“, welcher § 315 den Feuertod für Keger bestimmt. Kaiser Friedrich II. nahm dieselbe Strafe in sein Gesetzbuch auf. Hus hatte dieselbe Rechtsanschauung und sprach sie öfters aus, es möge ihn die Todesstrafe treffen, wenn seine Lehre irrig sei; sei sie aber wahr, so sollten die Gegner mit dem Tode bestraft werden. — Allerdings war er von der Wahrheit seiner Lehre so überzeugt, daß er wähnte, das Concil müsse sie billigen, wenn er sie nur offen und frei darlege. Vergl. Gesele, l. c. VII, p. 214 — 217.

3) Plätze mit dem Namen Brühl werden in vielen Städten erwähnt. Broil, Broilium, Broilus, Brogilus bedeutet ursprünglich einen abgeschlossenen Raum, in dem man wilde Thiere hegte, später Vergnügungsplätze, Lusthaine. Ducange, s. v. Brolium. — Gröörer, Deutsche Volksrechte im Mittelalter, II, S. 322 — 324.

4) Gesele, l. c. VII, p. 211 ff.

und das innerlich Gleichartige zu verbinden. Er gefährdete die Religion, für welche er eiferte, durch die Nationalität, für welche er schwärmte, die Nationalität durch eine religiöse Aufgabe, welcher diese und überhaupt keine gewachsen war, die Reform, welche auch er wollte, durch die Revolution, welche er entfesselte. Er besreite auf diesem Wege auch die Wissenschaft nicht, die nur dann günstig auf Religion und Nationalität wirken kann, wenn sie, von beiden unabhängig, frei und selbständig wirkt. In seinen Tugenden wie in seinen Fehlern durch und durch Slave, stürzte er sich, sein Volk, seinen Beruf als Prediger, seine Kirche und das Evangelium in einen Strom, dessen Ziel und Gegenstand in nebelhafter Ferne verschwanden. Er verlor vor dem größten Gericht aller christlichen Nationen den Proceß, in welchen er sein Volk hineingerissen, und setzte nun seine Stärke darein, den qualvollen Tod dem Bekenntnis vorzuziehen, er habe geirrt und andere auf irrige Fährte gebracht.“¹⁾ —

Aufregung in Böhmen. Hieronymus in Prag. Sigismunds Reisen für das Concil.

Böhmen. Der höchste Richter auf Erden hatte die Sache des Johannes Hus ver-
worfen, und in Böhmen mußte sich jetzt ein jeder entscheiden, ob er für, ob
er gegen die Kirche sei. Die Nachricht vom Tode des Reformators wirkte
daher in seiner Heimat gewaltig. Die Anhänger des Hus, 452 Herren, er-
Herren-
bund. richteten auf einem Landtage am 5. September 1415 einen Bund auf sechs
Jahre, wodurch sie sich verpflichteten, auf ihren Gütern die Freiheit des
Predigens zu schirmen und der bischöflichen Gewalt nur zu folgen, wo diese
mit der Heiligen Schrift übereinstimme, sonst aber sich an die Aussprüche
der Prager Universität zu halten, ungerechten Bannsprüchen aber, woher sie
auch kommen mögen, sich zu widersetzen. Eifrige Hufiten plünderten die
Wohnungen der Geistlichen, die Klöster, mißhandelten und tödteten die
Mönche. Die katholischen Barone hingegen, vierzehn an der Zahl, unter-
Die
katho-
liten. schrieben in Böhmisches-Brod eine Bundesurkunde, daß sie wie ihre Väter dem
Könige, der Kirche und dem Concil treu und gehorsam sein wollten. Wenzel
zeigte sich unschlüssig und charakterlos, die Königin Sophia hingegen, von
der Unschuld ihres ehemaligen Beichtvaters überzeugt, begünstigte offen die
Hufiten, in deren Hände die ersten Unter kamen.

Das
Concil. Das Concil hingegen beschloß, thatkräftig einzuschreiten. Die 452 Herren
wurden wegen ihres Bundes und eines Schreibens voll Drohungen und
Vorwürfen vorgeladen, die Prager Universität ward suspendiert und allen
Gläubigen verboten, dort zu studieren; zugleich veröffentlichte Gerson eine
Widerlegung jenes Schreibens, welches da behauptete, es gebe in Böhmen
keine Irrlehren und Hus sei, ohne eines Irrthums überführt zu sein, auf
treulose Weise ums Leben gebracht worden. Nur Rücksicht auf Sigismund
hielt die Versammlung ab, gegen Wenzel und Sophia einzuschreiten.

¹⁾ Höfler, l. c. III, p. 137. — Hebenstreit, Husitismus, S. 100—115. Graz 1869.

Indes kam die Verhandlung wegen des Hieronymus von Prag zum Ausgang. Man wollte keinen Märtyrer mehr, und freundliche Überredung und Todesfurcht zugleich bewogen den Hieronymus, am 23. September 1415 in der neunzehnten allgemeinen Sitzung feierlich seine Ansichten zu widerrufen und sich der Entscheidung des Concils vollständig zu unterwerfen.

Die Häupter der Versammlung drangen jetzt auf seine Freilassung, allein die anwesenden Böhmen zogen die Aufrichtigkeit des Angeklagten in Zweifel und wiesen aus seinem Leben nach, wie oft er das Wort gebrochen habe, und wie er voraussichtlich die Freiheit nur benützen werde, um den Irrthum neu zu verbreiten. So blieb denn Hieronymus vorläufig noch in Haft und kam durch Enttäuschung seiner Hoffnungen auf Freiheit in Reue zu einem Entschlusse der Verzweiflung. Der Gefangene verlangte öffentliches Verhör vor dem ganzen Concil und erklärte hier (23. Mai 1416) in feuriger Rede, wie Haß, böser Wille und Neid die Anklage gegen ihn zusammengebracht habe. Alles war ergriffen von der Macht seiner Worte, und der Florentiner Poggio Bracciolini sagt, er habe geglaubt, einer der alten Redner sei aus dem Grabe gestiegen, so scharf, so feurig, so gelehrt sei seine Sprache gewesen. Allein am Schlusse erklärte Hieronymus, das sei seine größte Sünde, daß er aus Todesfurcht seinen Freund Huz, einen gerechten und heiligen Mann, verleugnet habe, er sei bereit, sich dafür jeder Strafe zu unterziehen. Demnach konnte das Concil ihn nur als einen Rückfälligen betrachten, da viele gelehrte Männer vergebens ihn von seinem Irrthume abzubringen versuchten. „Alle erbarmte seiner, nur ihn selber nicht“, sagt Poggio. Die Strafe des Rückfalls in die Ketzerei war nach dem in Constanz zu Recht bestehenden Schwabenspiegel der Feuertod. Hieronymus gieng ihm mit fröhlicher Miene entgegen, entkleidete sich selbst, küßte den Pfahl und stimmte einen Hymnus an, bis die Flamme seinem Leben ein Ende machte.¹⁾

König Sigismund war damals nicht in Constanz. Am 18. Juli hatte er bekanntlich das Concil verlassen, um Benedict XIII. zur Abdankung zu bewegen; von Marbonne aus zog er über Avignon, Lyon nach Paris, um nach der Schlacht bei Azincourt zwischen England und Frankreich Frieden zu stiften. Unterwegs erhob er in Chambery den Grafen Amadeus VIII. zum Herzog von Savoyen. Die Zustände in Paris waren so ver-
 worren, daß Sigismund nichts auszurichten vermochte, wenn er auch mit allen Ehren empfangen wurde: eine Grundlage für einen dauernden Frieden ließ sich nicht auffinden. Eine Reise nach London versprach ihm mehr Erfolg, am 30. April 1416 traf er in Dover ein, französische Abgesandte mit ihm. Allein der Sieg bei Azincourt hatte den englischen Stolz derart gehoben, daß jede Vermittlung scheitern mußte; die Bedingungen, die Heinrich V. stellte, schienen den Franzosen unannehmbar. Sigismund war über das Scheitern seiner Friedenshoffnungen so bewegt, daß ihm Thränen in die Augen traten. Ja, sein langer Aufenthalt in England, wo König und Volk ihn mit Ehren überschütteten, machte ihn sogar den Franzosen verdächtig. Am 27. Januar 1417 traf der König nach anderthalbjähriger Abwesenheit

Ende
des
Hieronymus.

Sigismund
in Paris
und
London.

Savoyen.

¹⁾ Aeneae Sylvii hist. Boh., cap. 36. — Hefele, l. c. VII, p. 234 ff., 254 ff., 272–283.

Sigismund wieder in Constanz. wieder in Constanz ein; alle versammelten Väter kamen ihm mit brennenden Kerzen bis Petershausen entgegen. Feste folgten auf Feste; man hatte während der Abwesenheit Sigismunds nur zu sehr empfunden, daß es an einer gewissen Einheit fehle.¹⁾

Friedrich mit der leeren Tasche in Tirol. Wichtige Angelegenheiten nahmen sogleich seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Friedrich von Oesterreich hatte sich wiederum heimlich aus Constanz entfernt, wo er so arm war, daß er den Beinamen bekam „Friedrich mit der leeren Tasche“. Tirol, das ihm allein noch anhieng, schien ihm auch verloren zu gehen. Denn Ernst der Eiserne, dem die Tiroler nach der Michtung Friedrichs am 22. Juni 1415 zu Bozen einstweilen die Regierung übertragen hatten, gieng mit dem Gedanken um, das Land ganz an sich zu ziehen. Deshalb entfloß Friedrich am 30. März 1416 in das obere Innthal und wurde wieder Herr von Tirol, da ihm Bürger und Bauern treu anhiengen. Weil er aber vergessen, was er dem Könige und Concil geschworen, ward er am 3. März 1417 wieder in den Bann des Reiches und der Kirche gethan, all seine Länder, Städte und Schlösser dem Könige zugesprochen.²⁾

Reichstag in Constanz. 1417 legte Sigismund dem deutschen Reichstag zu Constanz einen hochwichtigen Antrag vor, welcher die Sicherung des Landfriedens und die Verstärkung der Krone bezweckte.³⁾ Danach sollte Deutschland, Kreis-einteilung. soweit es nicht unter Herzogen und mächtigen Fürsten stände, in vier Kreise getheilt werden: den ersten Kreis sollten die Herren und Städte am Rhein, im Elsass und in der Wetterau bilden, den zweiten die Herren und Städte in Schwaben, den dritten die in Ostfranken, den vierten die in Thüringen, Meissen und Hessen. In jedem dieser Kreise sollten die Stände bestehen aus den geistlichen Fürsten, aus den weltlichen und aus den Reichsstädten.

Jeder Kreis solle ein Obergericht mit einem Hauptmann haben, der König solle den Hauptmann, dieser drei Beisitzer ernennen, drei andere Beisitzer wählen die Stände des Kreises. Vor diesem Gericht muß jeder im Kreise zu Recht stehen, oder er wird zur Unterwerfung gezwungen. Ferner ernennet der König einen Obmann über alle vier Kreise, welcher im Nothfall die Streitkräfte des einen Kreises wider Störung der Ruhe in andern Kreisen aufbieten kann. Jeder Friedensstörer in dem einen Kreis wird als Geächteter und Verfolger in dem andern betrachtet und darf in einem andern weder Aufnahme, noch Schutz, noch Beistand finden. Der König wird die Art und Weise des Proceßganges, der Urtheilsabstimmung und der Strafen bestimmen. Eine Appellation von solchen Gerichten ist nicht gestattet. Dieser Landfriede solle zunächst auf drei Jahre versuchsweise errichtet werden.

Landfriede. Auch in dieser kurzen Zeit hätte er dem Könige eine große Macht in die Hände gespielt, zumal der Herzog von Oesterreich sein Schwiegersohn und der König von Böhmen sein Bruder war. Allein die Fürsten merkten die Absicht des Vor-

Die Fürsten.

¹⁾ Aischbach, l. c. II, p. 151—177. — Hefele, l. c. VII, p. 300—302.

²⁾ Aischbach, l. c. II, p. 226—233. — Huber, l. c. II, p. 510—515.

³⁾ Der Wortlaut des Entwurfes, vorgelegt den Reichsständen in Constanz, und die Antwort der Städte darauf bei Aischbach, l. c. II, Beilage 21 und 22, S. 437—444.

schlages sogleich und ihr selbstsüchtiger Widerspruch ließ ihn scheitern. Von den Fürsten im Stich gelassen, wandte sich der König jetzt an die Städte und bot ihnen an, sie sollten sich unter seiner Leitung zu einem großen Bund zusammen-
thun. Allein auch die Städte verwarfen diesen Vorschlag; kein stolzer, patriotischer, staatsmännischer Geist leitete sie mehr; sie meinten, eine allgemeine Vereinigung, welche sie doch allein vor der immer mehr überhandnehmenden Fürstenmacht gerettet hätte, sei weder nützlich noch leicht ausführbar; sie wollten sich nur zu Provincialbündnissen verstehen. So scheiterte denn Sigismund mit seinem vortrefflichen Antrag, zum schweren Schaden des Reiches.

Die Städte.

Die Angelegenheiten der Kirchenversammlung traten wieder in den Vordergrund. Unter den verschiedenen Beschlüssen des Concils, die seit der Verurtheilung des Hus gefaßt wurden, ist namentlich das in der fünfzehnten Sitzung¹⁾ ausgesprochene Verdammungsurtheil über den Lehrsatz Jean Petits vom Tyrannenmord zu beachten, Gerson war dabei besonders thätig und wurde von da an vom Haß der burgundischen Partei verfolgt. —

Das Concil

über Ty-
rannen-
mord.

Reformfrage und Papstwahl.

Der Kirchenrath hatte das Schisma behoben, hatte die Irrlehre verurtheilt, jetzt kam es an die Lösung der dritten Aufgabe, der Reform an Haupt und Gliedern. Allein hier standen sich die Ansichten schroff gegenüber, nicht bloß daß man über den Inhalt der Reform nicht einig war, sondern daß die Cardinäle, die Italiener, Franzosen und Spanier die Reform bis nach der Wahl eines neuen Papstes aussetzen, die Deutschen und Engländer aber zuerst die Reform, dann die Papstwahl vorgenommen haben wollten. Für die erstere Ansicht waren die Cardinäle nahezu einstimmig, der größte Mißstand einer Kirche sei der Mangel eines Hauptes; wie könne man reformieren ohne Papst? Es sei wider die Ehre des heiligen Stuhles, daß dem Papst zum voraus die Hände gebunden würden, daß die Laien zu weit in die Angelegenheiten der Kirche eingriffen. Für die zweite Ansicht war insbesondere Sigismund: reformiere man nicht vorher, so könne der neue Papst, auch wenn er der heiligste wäre, in die alten Fehler zurückfallen. Nach dem Tode des Bischofs von Salisbury, Robert Halam, giengen auch die Engländer zu der Ansicht der drei romanischen Nationen über und Sigismund und die Deutschen standen allein und mußten nachgeben. Zwischen beiden Richtungen wurde zuletzt ein Übereinkommen dahin getroffen, daß die Wahl des Papstes der Reform vorgehen, dann aber die von den Nationen beschlossenen Reformpunkte von dem Concil in Gemeinschaft mit dem Papste erledigt werden sollten.²⁾

Die Reform-
frage.

¹⁾ 15. Juli 1415. Jean Petit war schon 1410 reuig gestorben. — Hefele, I. c. VII, p. 175—181. — Schwab, Gerson, S. 621. — Aschbach, I. c. II, p. 185—190.
²⁾ Hefele, I. c. VII, p. 316—326.

Vor-
schläge.

Eine Reformcommission ward niedergesetzt. Ihre Vorschläge suchen namentlich die vorhandenen Mißbräuche zu heben, nicht revolutionär die ganze Kirche umzugestalten.¹⁾ Als Hauptmittel, den kirchlichen Geist zu wecken und zu läutern, gelten ihr Concilien.

Art der
Papst-
wahl.

Das Concil beschloß, entsprechend den Anträgen der Reformcommission: die nächste allgemeine Kirchenversammlung solle in fünf Jahren, die folgende sieben Jahre später und dann immer wieder von zehn zu zehn Jahren eine weitere abgehalten werden, im Falle eines Schismas solle im nächsten Jahr schon ein Concil zusammentreten. Ferner müsse künftig jeder neugewählte Papst vor Verkündigung seiner Wahl seinen Wählern das katholische Glaubensbekenntnis ablegen. Genauere Bestimmungen wurden gemacht bezüglich der Versetzbarkeit von Bischöfen und höheren Prälaten durch den Papst. Endlich wurde bestimmt, daß der Papst nicht das Recht habe, die Gebühren für Visitationen von Kirchen und Klöstern, sowie die Hinterlassenschaft verstorbener Prälaten und anderer Cleriker sich zu reservieren.

Nachdem diese Hauptgesichtspunkte für die künftige Reform am 9. October 1417 publiciert waren, gieng man an die Berathung über den Modus der nun vorzunehmenden Papstwahl. Diesbezüglich wurde am 28. October bestimmt, daß außer den Cardinälen noch dreißig andere Prälaten, nämlich sechs von jeder Nation, ins Conclave treten und zwei Drittel der Stimmen die Gültigkeit der Wahl bedingen sollten.

Con-
clave.

Am 8. November 1417 zogen die 53 Wähler in das zum Conclave hergerichtete Kaufhaus zu Constanz. Der König beschwor sie noch beim Eintritt inständig, ja einen würdigen Papst zu wählen. Die Väter des Concils beteten indes im Münster um den Beistand des Höchsten zur Erlangung einer guten Wahl, das Volk lag vor der Kirche auf den Knien in großer Andacht. Im Conclave herrschte anfangs durchaus keine Eintracht, weil jede Nation einem ihrer Mitglieder die päpstliche Würde zuwenden wollte. Auf einmal aber vereinigten sich die Stimmen, und am 11. November in später Morgenstunde rief ein Beamter dem Volke zu: „Wir haben einen Papst, Otto von Colonna.“ Voll Jubel rief das Volk: „Es lebe Otto von Colonna!“ Der König stürzte in das Conclave, warf sich dem Erwählten zu Füßen, dankte den Wählern für die treffliche Wahl. Otto drückte Sigismund an seine Brust und dankte ihm für seinen Eifer für die Kirche. Der neue Papst, der sich Martin V. nannte — am Tage des heil. Martin von Tours hatten sich ja die Wähler in das Conclave begeben —, war ein unbescholtener, einfacher, thätiger, gerechtigkeitsliebender, gemäßigter, besonders im Kirchenrecht erfahrener Mann, bisher Cardinaldiacon von Ostia, übrigens ein Nachkomme jenes Sciarra Colonna, der Bonifaz VIII. in Anagni tödlich beschimpft hatte. Die Milde seines Wesens

Papst-
wahl.Martin
V.

¹⁾ Hefele, I. c. VII, p. 321—323.

hatte ihm viele Freunde gemacht, und die Wahl galt als eine so glückliche, daß viele vor Freude kaum reden konnten. Schon am Tage nach der Wahl fand unter den gedankenreichen Formen die Salbung und Krönung statt, dann der Umzug durch die Stadt.¹⁾

Freude darüber.

Freudig anerkannte die Christenheit den neuen Papst, aber am Concil entstanden Bedenken, weil es mit den Reformen nicht recht vorangehen wollte. Die Franzosen wandten sich deshalb klagend an Sigismund, der ihnen aber derb entgegnete: „Als wir darauf bestanden, die Reform der Kirche vor der Papstwahl vorzunehmen, waret ihr anderer Meinung, und wolltet vorerst einen Papst haben. Seht, jetzt habt ihr einen, gehet zu ihm hin und bittet um die Reformen. Wir können jetzt nicht mehr so viel bei der Sache thun, als zu der Zeit, da der päpstliche Stuhl erledigt war.“

Die Reformfrage.

So war es in der That. Der Papst leitete das Concil, Sigismunds Einfluß auf dasselbe war im Abnehmen. Doch wurde er am 24. Januar 1418 ausdrücklich als römischer König anerkannt, Wenzel also fallen gelassen. Zu den wichtigeren Verhandlungen gehört fortan die Vereinigung der römischen mit der griechischen Kirche, zu welchem Zweck eine Gesandtschaft aus Constantinopel am 19. Februar 1418 in Constanz eintraf.²⁾ Wichtige Verbindungen wurden geschlossen, und viele meinten, die Vereinigung beider Kirchen wäre zustande gekommen, hätte die Reform vor der Papstwahl stattgefunden.

Die Griechen.

In der Reformfrage zeigten besonders die Deutschen sich eifrig. Da die Reformcommission nicht vorankam, reichte die deutsche Nation anfangs Januar 1418 eine diesbezügliche Denkschrift „Avisamenta nationis Germanicae“ beim Papst unmittelbar ein. Nach diesem Vorgange der Deutschen legten nun auch die übrigen Nationen ihre Reformgedanken vor. Die Ideen der verschiedenen Nationen giengen aber weit auseinander, und auch der vom Papste am 20. Januar vorgelegte, an die deutsche Denkschrift sich anlehrende Reformentwurf brachte eine Einigung nicht zustande. Deshalb schloß der Papst mit den einzelnen Nationen Concordate ab, in denen er viele wichtige Forderungen zugestand, die aber den hochgepannten Erwartungen gegenüber nur wie eine Abschlagszahlung erschienen.³⁾

Concordate.

Schon dachte man an den Schluß der Versammlung, deren ungelöste Fragen die nächste allgemeine Kirchenversammlung lösen sollte. Die Angelegenheiten Italiens riefen den Papst dahin zurück. Die Versammlung hatte so lange getagt, so viele Bischöfe waren fünf Jahre hindurch von ihren Sizen entfernt, daß an ein längeres Bleiben in Constanz nicht zu denken war.

Vor dem Schluß wurden noch einige wichtige weltliche Angelegenheiten erledigt, namentlich die Ausöhnung Friedrichs von Tirol mit dem Tirol.

Friedrich von Tirol.

¹⁾ Hefele, l. c. VII, p. 326–330.

²⁾ Höfler, l. c. II, p. 171.

³⁾ Hefele, l. c. VII, p. 332–341, 349–365.

Reich und der Kirche. Sigismund hatte den Plan schon lang gefaßt, selbst Tirol mit Krieg zu überziehen; da nahm sich Martin V. so ernstlich des Habsburgers an, daß am 7. Mai 1418 in Constanz wirklich Sigismund den Herzog wieder zu Gnaden nahm. Der Papst sprach Friedrich vom Kirchenbann frei, der König befehnte ihn mit all seinen Ländern wieder und gestattete ihm, alle im Breisgau und Sundgau ihm entzogenen Plätze wieder einzulösen. Was ihm die Eidgenossen genommen, erhielt jedoch Friedrich nicht mehr zurück.¹⁾

Am 19. April 1418 wurde in der vierundvierzigsten öffentlichen Sitzung Pavia zum Ort des nächsten Concils bestimmt, um die Kirche an Haupt und Gliedern zu bessern. Am 22. April war die fünfundvierzigste oder Schluß-
Schluß
des
Concils.
sitzung. Dabei vermied Martin V. wohlweislich eine förmliche Bestätigung des gesammten Constanzer Concils auszusprechen, weil er dadurch zugleich die Superiorität des Concils über den Papst anerkannt hätte, während er doch erst am 10. März 1418 gegenüber der Lehre von der Unterordnung des Papstes unter ein allgemeines Concil in einer eigenen Bulle erklärt hat, daß niemand von dem apostolischen Stuhl appellieren oder dessen Entscheidung in Glaubenssachen verwerfen dürfe. — Am 16. Mai verließ der Papst Constanz, am 21. Mai Sigismund. Das Schisma war beendet, die Kirche hatte wieder ein Oberhaupt,²⁾ das war das Verdienst Sigismunds.

Die Reform, welche der Versammlung im großen nicht gelungen war,
Gerson.
suchten jetzt Männer wie Gerson in ihren Kreisen zu verwirklichen, d. h. den kirchlichen Geist zu wecken, zu reinigen, zu erleuchten.

Sein gelehrter Biograph rühmt mit Recht seine Besonnenheit dabei.³⁾ Gerson warnt vor dem rücksichtslosen Eifer eines Wielis und Hus, die, von guten Absichten anfangs ausgehend, aus dem Mißfallen über die Sittenlosigkeit des Clerus zur Verwerfung des ganzen Standes gekommen seien. „Es gibt kein angenehmeres Opfer vor Gott, als den Eifer, Seelen zu gewinnen; aber dieser Eifer muß ein wohlwollender, besonnener und vor allem ausdauernder sein, sonst wird er ein zweischneidiges Schwert in der Hand eines Rasenden, besonders bei jenen, die wie wachend in Träumen, in ihren Einbildungen befangen, sich Scheinbilder des sittlichen Lebens machen und dann im Streben nach Verwirklichung derselben, ihren Ungeßüm als Eifer, ihre Grausamkeit als Gerechtigkeit, ihre

¹⁾ Aschbach, l. c. II, p. 346—350. Daß Ernst der Eiserne von Steiermark, der Bruder des geächteten Friedrich von Tirol, mit 2000 Mann im März 1418 nach Constanz gezogen und durch Drohung den König Sigismund zur Nachgiebigkeit genöthigt habe, kann nicht erwiesen werden. Huber, l. c. II, p. 516.

²⁾ Papst Eugen IV. nahm 1446 die Beschlüsse des Concils von Constanz an, absque tamen praejudicio juris, dignitatis, praeeminentiae sedis apostolicae, wodurch die Lehre von der Unterordnung des Papstes unter das Concil ausgeschlossen ist. Hefele schließt daraus l. c. VII, p. 373: „Nienach und nach dem heutigen Recht, welches die päpstliche Approbation der allgemeinen Concilien, um sie zu solchen zu machen, für nöthig erklärt, kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß a) alle Beschlüsse von Constanz, welche für das Papstthum kein Präjudiz bilden, für ökumenisch zu erachten, dagegen b) alle, welche gegen das jus, die dignitas und praeeminentia des apostolischen Stuhles verstoßen, für reprobiert zu halten sind.“

³⁾ Schwab, l. c. p. 671 ff.

Herabwürdigung anderer als Zurechtweisung, ihre List als Klugheit betrachten. Von ihrer Leidenschaft geblendet, haßten sie alle Zurechtweisung, verachten fremden Rath in dem Wahne, daß sie in dem treffenden Punkt schärfer und weiter blicken als andere, und klagen jene, die ihnen nicht folgen, der Gleichgiltigkeit gegen die Ehre Gottes, des Nichtsehenwollens und knechtischer Menschenfurcht an. Gleich einem wilden Esel rennen sie dem Abgrunde zu, da sie Gott, der dem Stolzen widerstrebt, dem eigenen Kopf überläßt.“ Gerson findet ein Hauptgebrechen in der überwiegend gewordenen gesellichen Richtung, in der Verweltlichung des kirchlichen Lebens, in der Übertragung der weltlichen Regierungsform auf das geistliche Gebiet; er will aber mit seinen Reformgrundsätzen nicht aus dem Geleise des kirchlichen Lebens heraustreten. Sein Streben geht fortan dahin, durch seine Schriften namentlich zur Bildung des Clerus beizutragen und das geistige Leben der Seelenhirten sehr liebevoll zu pflegen. An der Universität zu Paris konnte Gerson nicht mehr wirken; denn er durfte nicht wagen, bei der Herrschaft der Burgunder nach Frankreich zurückzukehren; er fand zuerst in Rattenberg am Inn eine Zuflucht. Der Herzog Albrecht von Osterreich bot ihm dann eine Professur an der Universität zu Wien an, einige Zeit soll er in Meßk verweilt haben. Zuletzt fand Gerson eine Zuflucht und die gewünschte Stille des beschaulichen Lebens im Kloster der Cölestiner in Lyon, wo er am 12. Juli 1429 aus dem Leben schied. Das „Sursum corda“ auf seinem Grabstein bezeichnet passend das nach oben gerichtete Streben des außerordentlichen Mannes; daß man ihn lange für den Verfasser des herrlichen Buches von der „Nachfolge Christi“ hielt, beweist, welch ein tiefer, milder und edler Geist in seinen Schriften weht.¹⁾ —

Die Hussitenkriege.

Der neue Papst traf eine Reihe eingreifender Verordnungen bezüglich der böhmischen Angelegenheit: Wenzel sollte die Kirche schützen, die Hussiten zur Abschwörung ihrer Irrthümer anhalten, den Katholiken ihre Kirchen zurückstellen, die Prager Universität reinigen.²⁾ Wenzel that jedoch anfangs gar nichts, was zur Folge hatte, daß Böhmen vorderhand ruhig blieb, daß aber auch die neue Lehre unter dem Volke immer mehr Boden gewann.

Da schritt Sigismund ein. Auf der Rückkehr von Constanz nach Ungarn 1418 erließ er eine Art Manifest an Wenzel, um ihn aus seiner zweideutigen Stellung herauszureißen; in Linz drohte er im Januar 1419 seinen Abgeordneten mit vollständigem Bruch, wenn Wenzel nicht den Hussitismus unterdrücke.³⁾ Dies wirkte. Wenzel verbannte die Förderer des Hussitismus aus seiner Nähe, gebot im Februar, die katholischen Pfarrer auf ihre Pfarreien zurückzuführen. Diese weiheten die von den Hussiten gebrauchten Kirchen

Martin
V.
an die
Böhmen.

Sigis-
mund
und
Wenzel.

Die
Hussiten.

¹⁾ Was aus der Verwechslung Gersons mit dem Abte Gersen entstand. Vergl. darüber „Civiltà cattolica“, Ser. IV, v. V, Quad. 590 ff., und den „Literarischen Handweiser“, 1878, Nr. 18.

²⁾ Gesele, l. c. VI, p. 344—348.

³⁾ Das Schreiben Sigismunds an Wenzel aus Passau vom 14. December 1418 — Helfert, Beilage XXI.

zuerft neu ein, reinigten die Altäre, reichten den Kranken die Sacramente nur nach Abfchwörung des Kelches. Volksaufläufe entftanden. Die Bauern wollten fich den wiedereingefehten katholifchen Geiftlichen nicht fügen und traten bewaffnet auf Anhöhen, auf freien Plätzen zur Feier hufitifchen Gottesdienftes zufammen. Die Leute kamen in Proceffionen mit Fahnen, nannten fich Brüder und Schwestern, hörten die Predigt, beichteten, empfingen von hufitifchen Geiftlichen die Communion unter beiden Gefaltten und hielten dann aus den Beiträgen, die jeder mitgebracht hatte, ein gemeinfames Mahl. Weil alles in gehobener, verklärter Stimmung war, nannte man folche

Taborj. Verfammlungshügel vom Tabor, dem Berge der Verklärung, Taborj. Solche Verfammlungen fanden immer größeren Beifall unter dem Landvolk, die Zahl der Befucher ftieg bald auf 40.000 bis 50.000; die Frage, wie man die Freiheit des Landes fchützen könne, wurde immer mehr beprochen; die Bauern kamen bewaffnet, die Mittel zu einem großen Heer, zu einem Volkskrieg lagen in diefen Verfammlungen. Bald fehlte es der Partei auch nicht an kriegsgeliebten Führern, unter denen im Anfange namentlich zwei, **Nikolaus von Piftna**, Burggraf auf Prachatiz und Huf, und **Johann Žizka** ſich hervorthaten, beide bisher Günftlinge Wenzels, jezt aber als Förderer des Hufitismus vom Hofe verwiefen.¹⁾

Žizka. Žizka von Trocnov, ein wenig bemittelter, aber mit großen kriegerifchen Talenten ausgetatteter Edelmann, der fein Glück in der Welt mit den Waffen in der Hand gefucht hatte, ward von Wenzel einmal um den Grund feines dumpfen Hinbrütens gefragt. „Welcher Böhme“, gab er zur Antwort, „kann es ruhig mitanfehen, wenn fein Volk im Auslande als feigerlich gefchmäht und feine ehrbarften Männer als Mißethäter verbrannt werden?“ — „Lieber Hans!“ habe ihm Wenzel geantwortet, „wenn du ein Mittel weißt, die Sache wieder gutzumachen, fo wende es an.“ Diefe Worte behielt Žizka im Gedächtnis und fand bald an der Spitze der Hufiten, deren Kräfte er zu einigen und zu ordnen verftand. Als Wenzel, der ewigen Schlägereien und Mordthaten in Prag müde, Ablieferung der Waffen verlangte, führte Žizka die Bürger Prags vor den König und fragte, gegen wen ſie ziehen ſollten, Wenzel möge es nur ſagen. Der König verftand die Erklärung und floh auf das feſte Schloß Wenzelſtein, weil er ſich in Prag nicht mehr für ſicher hielt.

Zu ſpät! Im Rathe des Königs beſchloß man jezt, Ernſt zu machen, alle Hufiten wurden aus dem Prager Magiſtrate entfernt, aber es war ſchon zu ſpät. Als der neuernannte katholische Stadtrath den Hufiten alle Schulen in der Neufadt entriß, erhigte ein entſprungener Prämonſtratenſer=Mönch, eine revolutionäre Natur, **Johann von Selau**, die Hufiten in der Kirche zu Maria=Schnee durch eine Predigt zum glühendſten Fanatismus und führte ſie dann am 30. Juli 1419 unter Vorantragung des Kelches am Rathhauſe vorbei. Als hier der Umzug gehemmt und gehöhnt wurde, erſtürmten die

¹⁾ Palacký, l. c. III, 1, p. 408—414.

Hussiten unter Žižkas Führung das Rathhaus, machten alles nieder und warfen zu den Fenstern sieben Rathsherren hinaus, die unten mit Lanzen aufgefangen wurden. Die Sturmglocke wurde geläutet, alle Bürger unter Todesstrafe sogleich zu den Waffen gerufen und eine neue Regierung von vier Hauptleuten ernannt. Wenzel sah jetzt ein, wie sehr Sigismund im Recht gewesen war, und sandte Botschaft an ihn um schleunigste Hilfe: er glaubte sich von allen Seiten von Verschworenen umgeben; selbst die Königin, meinte er, habe sich gegen ihn verschworen. Als einer seiner Günstlinge die Äußerung that, er habe schon lange gesehen, daß es so kommen würde, vermochte Wenzel seinen Groll nicht mehr zu bemeistern und stürzte mit dem Dolch auf ihn los. Die Aufregung zog ihm einen Schlaganfall zu, und Wenzel endete am 16. August 1419. Ein Zeitgenosse, Dietrich von Nien, nennt es ein Gottesgericht, daß Wenzel von seinen eigenen Verwandten mißhandelt, ein Gottesgericht, daß er abgesetzt, daß er so lahm wurde, daß man ihn von einem Platz auf den andern tragen mußte.¹⁾

Aufstand
in Prag.Wenzels
Tod.

Rücksicht auf Wenzel hatte in Prag noch manche zurückgehalten; bei der Nachricht von seinem Tode hingegen löste sich jetzt alle Zucht und Ordnung auf, die Hussiten verjagten die katholischen Geistlichen, plünderten Kirchen und Klöster, zerstörten Bilder, Orgeln und Altäre, und einige Landstädte folgten dem Beispiele der Hauptstadt (August und September 1419). Allenthalben traten hussitische Geistliche an die Stelle der katholischen.²⁾

Bilders-
sturm.

Wenzel hinterließ keine Kinder, und Sigismund war der allein berechnete Erbe; jedoch durch die Türken in Ungarn zurückgehalten, gieng er zunächst nicht nach Böhmen, sondern bestellte Wenzels Witwe Sophia zur Regentin. Sigismunds Erbrecht ward auch vorderhand noch nicht angetastet, die Stände beschlossen bloß auf einem allgemeinen Landtag, dem Könige den Wunsch auszusprechen, daß er die Communion unter beiderlei Gestalten in allen Kirchen des Landes freigebe, bei dem Papste sich für die Gewährung des Kelches verwende, das Schmähn gegen Hus und seine Anhänger verbiete und endlich allgemeine Amnestie gewähre. Der König gab bloß die unbestimmte Antwort, er werde wie sein glorreicher Vater regieren und bei seiner baldigen Ankunft in Böhmen nach Recht entscheiden.

Sophia
Re-
gentin.

Je näher der Entscheid kam, umso schroffer standen sich die Parteien gegenüber. Deren gab es namentlich drei:³⁾ die erste, die katholische, hielt sich an die Beschlüsse des Concils und an den angestammten König; sie war die katholisch-monarchische; zu ihr gehörte ein Theil des Adels und die Städte Kuttenberg und Pilsen.

Die
Parteien.Katho-
liten.

Die zweite Partei wollte nicht an und für sich aus dem Schoß der katholischen Kirche austreten, verlangte aber das Abendmahl unter beiden Ge-

¹⁾ Palacky, l. c. III, 1, p. 419—424.

²⁾ Ibid. 2, p. 47—50.

³⁾ Ibid. p. 55 ff.

Utra-
quisten. stalten, daher der Name Utraquisten, Calixtiner oder Kelchner. Hätte die Kirche ihre Forderungen zugestanden, hätte sich Sigismund mit ihnen vereinbart, sie wären vielleicht der Monarchie wie dem Papste anhänglich geblieben; ihre Hauptforderungen waren die sogenannten vier Prager Artikel: 1. daß das Wort Gottes im Königreich Böhmen frei gepredigt werde; 2. daß das heilige Sacrament des Leibes und Blutes Christi unter beiderlei Gestalt des Brotes und Weines allen treuen Christen, denen keine Todsünde im Wege steht, gespendet werde; 3. daß den Priestern die weltlichen Güter entzogen werden, damit sie musterhaft wie die Apostel leben können; 4. daß alle Todsünden, besonders die öffentlichen, bestraft werden. Unter die Todsünden rechneten sie nicht bloß Unzucht, Völlerei, Diebstahl, Mord, sondern auch alle Sporteln für Taufen, Firmen, Begräbnisse, Meßstipendien. Zu dieser Partei gehörte der größte Theil des Adels und der Städte Böhmens, ihre Richtung war eigentlich monarchisch und bürgerlich-aristokratisch, nur die Noth hat sie zur Verbindung mit den Taboriten getrieben; sobald aber Böhmen von den Feinden wieder gesäubert war, bekämpften sich Kelchner und Taboriten, „tritt Arche gegen Arche“. Die Calixtiner richteten sich nach den Aussprüchen der Prager Universität, an welcher jetzt nur Czechen und Hufiten lehrten.

Tabo-
riten. Am meisten Triebkraft war in der Partei der Taboriten,¹⁾ zu denen wenige vom Adel und den Städten, aber die Mehrzahl der Bauern zählten; politisch waren sie bäuerlich-demokratisch und steuerten ihrem inneren Wesen nach auf eine Republik los; religiös verwarfen sie alle Sacramente außer Taufe und Abendmahl, verwarfen sie alle Kirchengebräuche, Gebete an die Heiligen, Fasten, Reliquien, Seelenmessen, nur die Bibel war ihnen Autorität: jeder wahrhafte Christ kann bei ihnen gottesdienstliche Handlungen verrichten: der Gottesdienst darf nur in der Landessprache gehalten werden und der Priester muß dabei in der Laienkleidung erscheinen. Die Prager Universität anerkennen sie nicht, denn alle Menschen können irren, und die Wissenschaft macht nur hochmüthig und düntelhaft; wer sich Magister nenne, sei nur ein eitler Mensch. Diesen Leuten ist es gewaltig Ernst um ihre Sache, sie haben am meisten Aufopferung, Thatkraft bewiesen, ihr Leben am kühnsten in die Schanze geschlagen und darum auch einige Zeit die Hauptrolle gespielt, sie besaßen die stärksten Fäuste und die größten Feldherren.

Nur die
Bibel. Da die Bibel ihre einzige Autorität und ihre Erklärung dem Geiste eines jeden anheimgegeben war, so konnte es nicht an weitergehenden Ansichten fehlen. So gab es Leute, welche die Gegenwart Christi im Abendmahl, andere, welche die drei Personen der Gottheit, andere, welche Gott und den Teufel leugneten, Gottes Gesetz sei in aller Herzen geschrieben. Andere meinten, Gott sei in allem Ding und die Welt sei ewig. Begharden kamen nach Böhmen. Eine Partei wollte den Naturzustand herstellen, und ihre Anhänger ließen in paradiesischer Tracht nackt umher und trieben Unzucht, es waren dies die Adamiten. Diese Anschauungen konnten sich jedoch nicht geltend machen, konnten ihre innere Kraft im Volkswesen nicht entfalten, denn die Taboriten versagten ihnen die Freiheit, welche sie für sich selbst in Anspruch nahmen. Žizka wendete sich in seinem Eifer gegen sie und ließ diese Brüder und Schwestern, so viele er deren bekommen konnte, unbarmherzig zusammenhauen.

Pant-
theisten.

Adami-
ten.

¹⁾ Palacky, l. c. III, 2, p. 58 ff.

Indes Sigismund mit seinen Plänen hinsichtlich Böhmens noch zurückhielt und sich nach Schlessien wandte, begann in Böhmen schon der Kampf der Parteien. Die Volksversammlungen wurden immer zahlreicher, die Stimmung auf denselben feuriger und kriegerischer. Während die Mehrzahl noch an einen guten Ausgang der Bewegung glaubte, ahnten Husinec und Žizka die Nothwendigkeit des Kampfes und suchten sich ein Heer zu bilden. Ein prächtiger Stoff zu einem solchen war vorhanden, und Žizkas Genie wußte ihn bestens zu verwenden: er lehrte seinen Bauern, solange andere Waffen mangelten, ihre mit Eisen beschlagenen Dreschflegel zu gebrauchen, ihre Wagen durch herabhängende Bretter zu schützen, eine sichere Wagenburg damit zu bilden oder auf und mit denselben kriegerische Bewegungen auszuführen.¹⁾

Bürgerkrieg.

Neue Kampfweise.

Der Adel verbot in Besorgnis die Volksversammlungen und griff widerstrebende Bauernhaufen an. Žizka aber schlug die Herren und zwang sie zu einem Waffenstillstand am 13. November 1419, in welchem sie Volksversammlungen und Religionsversammlungen zugestanden. Doch waren die Massen schon zu sehr erregt, als daß der Friede hätte bestehen können. Beide Parteien vergossen fortwährend Ströme von Blut. Žizka bedurfte fester Haltpunkte für seine Partei; durch eine feine List ward die Ansicht verbreitet, das Ende der Zeiten sei gekommen, nur in fünf Städten, Pilsen, Saaz, Laun, Schlan und Klatau, würden die Gerechten Schutz und Heil finden; natürlich zogen eine Masse Bauern mit Hab und Gut in diese fünf Städte, die fortan Bollwerke des Hussitismus blieben. Bald darauf gründete er ein unüberwindliches Bollwerk in der Festung Tabor, wo er eine neue Regierung einsetzte, nach der die ganze Partei der Taboriten sich richten sollte; zugleich gewann er in steten Kämpfen die Mittel, eine Reiterei und ein vollständiges Heer zu bilden.²⁾

Žizka.

Adel und Bauern Die fünf Städte.

Tabor.

So war der Stand der Dinge, als Sigismund herannahte.³⁾ December 1419 hatte in Brünn Sophia die Regierung in seine Hände niedergelegt. Anfangs 1420 hatte Martin V. den Zehnten von allen geistlichen Beneficien und die Verkündigung eines allgemeinen Kreuzzuges gegen die Hussiten bewilligt. Aus allen Landen strömten Kreuzfahrer herbei. In Breslau wurde der Kreuzzug am 17. März verkündigt und ein Prager Bürger, der dort für den Hussitismus warb, auf Befehl des Königs als Keger verbrannt.⁴⁾

Erster Kreuzzug 1420.

Jetzt wußten die Böhmen, woran sie mit ihrem Könige seien. Die Aufregung in Prag stieg aufs höchste. Der Prämonstratenser-Mönch Johann von Selsau forderte mit den feurigsten Worten die Stadt auf, für den Kelch Gut und Blut bis zum letzten Hauch zu opfern; alle Böhmen, alle Städte wurden zum Anschluß aufgefordert. Die Deutschen hielten sich nicht mehr für sicher und

¹⁾ Palacky, l. c. III, 2, p. 67 ff.

²⁾ Ibid. p. 73—85.

³⁾ Über böhmische Zustände im Jahre 1419 vergl. Palacky, Urfundliche Beiträge zur Geschichte des Hussitenkrieges, I, S. 1—13. Prag 1873.

⁴⁾ Palacky, l. c. III, 2, p. 90 f.

Sigismund. flohen zum Heere des Königs, viele vom Adel giengen, durch die Verkündigung des Kreuzzuges in ihren patriotifchen Gefühlen verletzt, zu den Aufftändifchen über, felbft der Oberftburggraf Čenek von Wartenberg; er ſchloß mit der Stadt Prag einen Bund und fuchte auch andere Edelleute für denfelben zu gewinnen. In einem Manifeft ſprach er Sigismund jedes Recht auf Böhmen ab, welches feinen König frei zu wählen habe. Doch der Anblick des Vandalismus, mit dem die Taboriten in Prag die Kirchen ausräumten und die ſchönſten Kunſtdenkmäler zerſtörten, und die Kunde, wie Žižka Geiſtliche und Mönche verbrennen ließ, erſchütterten fein Gewiſſen und er überlieferte dem Könige für Verzeihung ſeines Schrittes und Gewährung des Kelches auf ſeinen Beſitzungen wieder die Burg in Prag. Als Sigismund die Bitte einer Prager Deputation um Gewährung des Kelches und Amneſtie entſchieden abſchlug und unter Drohung Auslieferung der Waffen verlangte und die Völker zur Hilfe aufrief gegen die Reher, wurde in Prag Krieg auf Leben und Tod zur Loſung und wurden **Drebiten.** Žižka und die Taboriten und Drebiten — von einem Verſammlungsberg Drebit bei Hohenbrud ſo genannt — und alle Streiter Gottes herbeigerufen. Jetzt hieng das Schickſal der Hufiten von dem Entſcheide der Waffen ab.¹⁾

Bereitigung des Hufitismus. Zu dieſem drängte den König und die Fürſten die raſche Verbreitung der hufitiſchen Anſichten in Ungarn und in Deutschland. Die Mahnung, den Geiſtlichen die Güter zu entreißen und die Bande der Leibeigenschaft zu brechen, hatte ja ſo viel Verlockendes. Wir hören, daß zu dieſer Zeit in Thüringen und Bayern Geiſtliche verbrannt wurden, weil ſie hufitiſche Lehren predigten, daß in ganz Deutschland und in der Schweiz jeder, der über zwölf Jahre alt war, ſchwören mußte, er wolle gegen das in Böhmen entſtandene Ketzenthum getreuen Widerſtand und alle mögliche Hilfe leiſten. So kam denn ein mächtiges Kreuzheer zuſammen, mehr denn 100.000 Mann ſtark. An Zahl war das deutſche Heer dem böhmischen überlegen, aber es waren zuſammengeraffte Scharen, ohne militäriſche Disciplin, ohne Einheit des Commandos, ohne hervorragende Führer, ohne nationale und religiöſe Begeiſterung. Wäre dieſes Kreuzheer nur auch raſch genug zuſammengekommen und in Böhmen eingerückt, die ganze Bewegung wäre vielleicht doch auf einmal erdrückt worden. Allein Sigismund war zunächſt auf ſich ſelbſt angewieſen, und ſo gelang es ſeinen Gegnern, in Prag ſich zu einigen, Žižka herbeizuziehen, der unterwegs eine Abtheilung der königlichen zurückwarf, und einen Sturm Sigismunds auf Labor abzuschlagen. Sigismund rückte zwar bis Prag vor, konnte aber nicht hinein und mußte ſich mit dem Gradschin begnügen, den ihm der wiedergewonnene Čenek von Wartenberg am 7. Mai überlieferte.²⁾

Kampf um Prag. Erſt gegen Ende Juni 1420 ſtanden die Kreuzfahrer vor Prag, deſſen volle Einſchließung jedoch Žižka durch Beſetzung des nach ihm benannten Berges verhinderte. Sigismund ſehlte, daß er das Heer vierzehn Tage vor Prag unthätig ſtehen ließ, denn während dieſer Zeit wurde die Bevölkerung der

¹⁾ Palacký, l. c. III, 2, p. 91—101.

²⁾ Ibid. p. 102, 106—122.

bedrängten Stadt durch die Prediger immer mehr in religiöse und kriegerische Ekstase versetzt. Die Taboriten wußten nicht bloß Kirchen zu plündern, den Männern die Knebelbärte und Schmachtfloeden abzuschneiden und im puritanischen Eifer den Frauen den Schleier und jeden Schmuck wegzunehmen, sondern auch dem Tode kühn ins Antlitz zu schauen und die Herzen aller zu muthigem Widerstand zu begeistern. Als Sigismund am 14. Juli endlich sein Heer zum Sturm auf Prag führte, wurde es mit großem Verluste zurückgeschlagen. Nicht bloß die Priester stürzten, den Kelch vorantragend, sich kühn in die Mitte der Kreuzfahrer, sondern auch Frauen und Mädchen kämpften bis zum Tode, denn der Christ dürfe nirgends dem Antichrist weichen. Am Abend stimmten die Prager auf dem Schlachtfelde unter unaussprechlichem Jubel das „Herr Gott, wir loben dich!“ an, während Sigismund, das Herz von Gram erfüllt, sich schweigend in sein Zelt zurückzog. Das Kreuzheer verließ sich, seit das Geld und die Lebensmittel ausgiengen. Sigismund ließ sich zwar im Beitzdom auf dem Gradschin von seinen Anhängern durch den Erzbischof von Prag krönen, am 28. Juli 1420, hatte aber das Königreich in Wahrheit verloren; die wenigen Güter, die er in Böhmen besaß, mußte er an seine Anhänger verpfänden, damit sie ihm treu blieben. Als der König im September wieder gegen Prag zog, um den Wjsehrad zu entsetzen, ward er am 1. November blutig zurückgeschlagen, diese Burg dann übergeben und zerstört.¹⁾

Sieg der Hussiten.

Krönung.

Nur einzelne Schlösser und Städte waren noch im Besitze seines Anhangs, gegen welche sich jetzt die Kriegsmacht der Taboriten wie der Calixtiner wandte. Diese Festungen wurden mit der größten Tapferkeit angegriffen und vertheidigt, und Blut in Strömen vergossen, mit einer Grausamkeit, wie sie nur in Religionskriegen auftaucht; so wurden die Einwohner des am 12. November erstürmten Prachatitz mit Dreschseglern erschlagen oder verbrannt. In dem am 16. März erstürmten ganz deutschen Komotau wurden die Männer erschlagen und verbrannt, dann die Frauen und Mädchen von Taboritenweibern entkleidet und in einer Hütte verbrannt. Ebenso gieng es in dem am 1. April eroberten Beraun her. Pfarrer und Mönche wurden als Feinde des göttlichen Gesetzes in der Regel verbrannt, Kirchen und Klöster mit Kunstschätzen zerstört. In Städten mit gemischter Bevölkerung wurden die Deutschen, wenn nicht erschlagen, doch vertrieben, ihre Häuser um Spottpreise an Hussiten verkauft oder geradezu geschenkt. Das Land wurde czechifiziert. Sigismund aber hatte sich schon im Februar über Rutenberg nach Mähren zurückziehen müssen, von wo er anfangs Mai durch einen Einfall der Türken nach Ungarn abberufen wurde.²⁾

Festungs-
krieg.Fanatis-
mus.

Während dieser Kämpfe einigten sich die Hussiten nach langem Haderu am 1. August 1420 auf ein Bekenntnis der Nation, die sogenannten vier Prager Artikel: die Forderung der freien Predigt des Wortes

Die
Prager
Artikel.

¹⁾ Palacký, l. c. III, 2, p. 122—165.

²⁾ Ibid. p. 166 ff., 186 ff., 197 ff. — Aschbach, l. c. II, p. 91—99. — Szalay, l. c. II, p. 489.

Gottes, des Abendmahles unter beiderlei Gestalten, daß den Priestern alle Herrschaften entzogen und alle Todsünden bestraft werden sollten.

Die Geister waren in einer religiösen Gährung, jeder meinte den Willen Gottes aus der Schrift zu erkennen, jeder wollte nicht bloß für sein, sondern des Nächsten Seelenheil sorgen, alles beschäftigte sich mit theologischen Fragen. Prag, die Mutter und das Haupt der böhmischen Städte, stellte sich an die Spitze des Kampfes, und in Prag selber entschied die Versammlung der großen Gemeinde, deren Beschlüsse der Bürgermeister, die Rathsherren und der Stadthauptmann vollzogen.

Auf die Prager Gemeinde übten aber ein Schenkwirt Wenzel, dann der Priester Johann von Selaun durch ihre Reden den gewaltigsten Einfluß aus. Priester Johann, eine glühend revolutionäre Natur, mehr den Taboriten als den Calixtinern sich hinneigend, erhielt lange eine gewisse Einigkeit zwischen den Parteien, während Žizka, insbesondere im Süden Böhmens, sich mit der Eroberung einzelner Städte und Schlösser beschäftigte.

Ein wilder Haß gegen Sigismund zeigt sich in den böhmischen Liedern dieser Zeit: er habe Ungarn und Deutsche gegen sein Volk geführt, das er hätte schützen sollen, man solle dies Gezücht aus deutschem Samen aus dem Lande jagen und einen andern zum Könige wählen, einen Mann, der Glauben habe und die Böhmen liebe.¹⁾ Der Adel und die Städtepartei gedachten dem Polenkönig Jagello die Krone Böhmens zu verschaffen, wovon freilich die Taboriten wenig wissen mochten, denen nur Gott als König über die Menschen galt, und die alle Regierung dem Volke anheingegeben wissen wollten. Nicht mit Unrecht warfen die Calixtiner bei einem Religionsgespräch in Prag am 10. December 1420 den Taboriten vor, daß sie alle Herren, Edlen und Ritter, gleich Ausländern im Walde, niedermachen und vertilgen, alle Abgaben, Steuern und weltliche Herrschaft aufheben, alles historische Recht als Erfindung der Menschen und nicht Gottes für aufgehoben erklären wollten, indem jeder das Gesetz Gottes in seinem Herzen geschrieben habe. Doch hielt die Furcht vor einem neuen Angriff des Auslandes und der Kampf gegen die königlichen Festungen und Schlösser noch den Zwiespalt zwischen Calixtinern und Taboriten zurück.

Jetzt giengen selbst viele Adelige von der königlichen Partei zu den Hufiten über, sogar der Erzbischof von Prag und wiederum Cenek von Wartenberg. Im Juni 1421 kam ein Landtag zu Caslau zustande, auf dem man Sigismund als Todfeind der böhmischen Nation der Krone verlustig erklärte und beschloß, daß das Land von einem Ausschuss von zwanzig Männern regiert werden solle, worunter fünf aus dem Herrenstand, vier aus der Prager Gemeinde, fünf Ritter, zwei Taboriten und vier aus den übrigen Städten.²⁾

Als auf einer Synode zu Prag im Juli 1421 eine neue Kirchenordnung streng nach dem Sinne der Prager Artikel abgefaßt wurde, verweigerten

¹⁾ Palacký, l. c. III, 2, p. 175—179.

²⁾ Ibid. p. 216—224. — Huber, l. c. II, p. 458—461.

ihr die Taboriten den Gehorsam. Selbst die Frauen und Jungfrauen Prags traten gegen den Magistrat auf, als dieser den Einfluß des Johann von Selsau beschränken wollte. Unter den Taboriten trat übrigens 1421 gegen Innerer Streit. weitergehende Ansichten eine blutige Reaction ein. Martinek Hauska mit dem Beinamen Loquis wurde verbrannt, weil er die Gegenwart Christi im Abendmahl lästerte. Die Adamiten wurden auf Žižkas Befehl zusammengehauen, weil sie alles und jedes, was sie hatten, gemeinschaftlich besitzen und nichts Eigenes für sich haben wollten, weil sie die Ehe für eine Sünde und Unzucht für eine Pflicht hielten.¹⁾

Indessen sammelte sich 1421 ein neues Kreuzheer. In Nürnberg hatten die Fürsten Vereinigung ihrer Macht zur Ausrottung der Keterei in Böhmen versprochen: sie wollten von Norden und Westen in Böhmen einbrechen, und Sigismund sollte von Süden eindringen, vor Prag wollte man sich vereinigen. Da aber Kämpfe gegen Venetianer und Türken Sigismund zurückhielten, so war kein Einklang in den Bewegungen beider Heere. Das Fürstenheer lagerte vor der Stadt Saaz, die es aber nicht einzunehmen vermochte. Uneinigkeit herrschte unter den Reichsfürsten. Da nahte Žižka und das Kreuzheer löste sich am 2. October 1421 in wilde Flucht auf. Nun erst nahen Sigismund und Albrecht von Österreich mit 60.000 Bewaffneten dem Lande. Žižka trat ihm entgegen, rettete sich durch eine meisterhafte Bewegung vor Umschließung und sprengte dann bei Deutschbrod am 8. Januar 1422 das königliche Heer auseinander. Die Niederlage war entsetzlich. Böhmen blieb für mehrere Jahre unangefochten.²⁾ Zweiter Kreuzzug.
348.

Schlacht bei Deutschbrod.

Jetzt begann aber der Kampf der Parteien im Innern. Die gemäßigten Hussiten dachten allen Ernstes an eine Königswahl und standen schon seit 1420 in Beziehungen zu Wladislaw von Polen. Als der Polenkönig aus Furcht vor der höheren Geistlichkeit und der Ausbreitung demokratischer Grundsätze in Polen die angebotene Krone zurückweisen mußte, ward diese dem Großfürsten Witold von Lithauen angeboten. Gern griff dieser zu, aber die Gewalt, die Priester Johann von Selsau ausübte, war ihm zuwider wie dem böhmischen Adel. Darum mußte Johann gestürzt werden. Man opferte ihn mit ebensoviele Arglist als heimtückischer Grausamkeit. Zuerst wußten seine Gegner den ihm günstigen Stadthauptmann und mehrere Rathsherren von ihrer Stelle zu entfernen, dann lud man ihn sammt einigen seiner einflussreichen Freunde auf das Rathhaus ein unter dem Vorwande, man bedürfe seines Rathes. Höhnisch ließ man ihn hier seine Ansicht über einige Fragen der Politik aussprechen, bis alle da waren, die man wegräumen wollte — dann traten auf einmal Büttel in den Saal und nahmen sie gefangen. Priester Johann sprach mit einigen Rathsherren leise, wahrscheinlich um sich und die Seinen zu retten, allein der Altstädter Bürgermeister sagte: „Es kann nicht mehr anders sein, Priester Johann, du mußt sterben, du kommst nicht mehr lebend von hier.“ Da ergab sich Johann gefaßt in sein Schicksal, gieng den andern voran in den Tod und bot ohne alle Furcht dem Schwerte sein Haupt dar, am 9. März 1422. Indes versammelte sich das Volk Johann von Selsau.

¹⁾ Palacky, l. c. III, 2, p. 233—240.

²⁾ Huber, l. c. II, p. 460—462. — Wschbacz, l. c. III, p. 124—146.

vor dem Rathhaus, ein dunkles Gerücht von der Gefahr seines Lieblings hatte sich verbreitet; man hielt es einige Zeit hin, dem Priester Johann fehle nichts. „So wollen wir ihn sehen!“ — Indes ward Sturm geläutet, das Thor gesprengt, einer fand die Leiche Johanns und stieg auf einen Düngerhaufen und zeigte sein Haupt dem Volke — da entstand unendliches Weinen und Wehklagen; ein anderer nahm das Haupt in die Hand und rannte damit durch die Stadt. Ein wilder Ausbruch der Volkswuth fand statt, mehrere Rathsherren wurden erschlagen, viele Häuser geplündert, die Universität ausgeräumt, die Magister, welche Johanns Gegner waren, vertrieben und ein neuer Gemeinderath gewählt.¹⁾

Aufstand
in
Prag.

Mit der Hinrichtung des Johann von Selau, welcher bisher zwischen den Pragern und Žizka vermittelt hatte, hört die Einheit der Böhmen untereinander auf. Es war ein großes Glück für die Hufiten, daß das Ausland nach den letzten fruchtlosen Anstrengungen keine Lust mehr hatte, Böhmen anzugreifen.

Zizka. Zu den wichtigsten Ereignissen zwischen Johanns und Žizkas Tod, im März 1422 und im October 1424, zählt einmal der Zwist Žizkas mit den Taboriten, denn Žizka glaubte an die Transsubstantiation, hielt die Fasten und die Heiligen in Ehren; er hielt nur noch insofern zu den Taboriten, als er wie sie ein aufrichtiger Demokrat war. Er theilte die Menschen in drei Classen: 1. treue Christen, 2. offenbare Gegner des göttlichen Gesetzes, 3. ungetreue Heuchler, und letztere verfolgte der unerschütterliche Fanatiker grausamer als die offenen Gegner. Die Taboriten gestalteten sich immer mehr demokratisch, der böhmische Adel hingegen wollte sich weder ganz von der Kirche, noch von der Monarchie lossagen. Viele von ihnen setzten alle ihre Hoffnung auf den Großfürsten Witold von Lithauen, den „postulierten König von Böhmen“. Dieser erklärte dem Papste, er nehme sich nur deshalb der Böhmen an, um sie ohne weiteres Blutvergießen zur allgemeinen Kirche zurückzuführen, und sandte seinen Neffen Siegmund Korybut mit etwa 5000 Bewaffneten im Februar 1422 nach Böhmen. Der Prinz war kaum in Prag angekommen, als er neue Schöffen einsetzte und die Prager von der Schreckensherrschaft der Demokraten befreite; von den Pragern erhielt er hiefür die Herrschaft über die königlichen Städte. Žizka wurde ermahnt, das Land nicht zu verheeren und dem neuen Könige zu gehorchen. Der siegreiche Feldherr, der „Rächer des Gesetzes Gottes“, fühlte sich hiedurch verletzt und nannte Korybut „einen verruchten mordlustigen Prinzen“. Doch wußte der Prinz den Žizka zu besänftigen und ganz für sich zu gewinnen, nannte ihn Vater, und Žizka nannte ihn Sohn. Korybut eilte zur Belagerung von Karlstein, daß die Böhmen jedoch nicht einzunehmen vermochten. Während er vor Karlstein lag, versuchten die Taboriten sich Prags zu bemächtigen. Der Anschlag mißlang, Korybut eilte nach Prag und mit Karlstein wurde ein Waffenstillstand auf ein ganzes Jahr geschlossen.²⁾

Korybut.

Von Deutschland aus geschah nichts gegen Böhmen. Sigismund hatte einen Reichstag nach Regensburg ausgeschrieben, die Fürsten versammelten sich aber Mitte Juli 1422 in Nürnberg und forderten den

Reichs-
tag.

¹⁾ Palacik, l. c. III, 2, p. 276—289.

²⁾ Ibid. p. 290—313.

König auf, sich dahin zu begeben. Dort wurde eine sogenannte Reichsmatrixel und der tägliche Krieg gegen die Böhmen beschlossen. Eine Reichsteuer, je ein Pfennig von hundert, sollte den Sold decken. Die Städte waren dagegen, weil sie fürchteten, daß ihr Reichthum dadurch an den Tag komme.¹⁾ Jedes Reichstagsmitglied mußte sich nun verpflichten, eine gewisse Anzahl Bewaffneter ins Feld zu stellen und zu unterhalten. Siegmund ernannte Konrad, Erzbischof von Mainz, zu seinem Stellvertreter in Deutschland, dieser aber legte seine Würde nieder, da ihm die Fürsten nicht gehorchen wollten.²⁾

Im November 1422 söhnte sich Sigismund mit dem Könige von Polen aus und dieser berief Rorhbut aus Böhmen zurück. Der Prinz, welcher sich durchwegs gerecht und klug benommen hatte, verließ Prag mit dem Versprechen bald wiederzukommen. Der Adel blieb in der Macht, die ihm Rorhbut übertragen hatte, und verband sich mit den katholischen Herren, um die demokratischen Elemente zu unterdrücken; Žižka aber schlug den Adel in mehreren Treffen, und die demokratische Partei ward stärker als je. „Arche stritt gegen Arche“, nach dem Ausdruck der alten Annalen. Im Jahre 1423 gedachte Sigismund einen entscheidenden Schlag gegen die Hussiten zu führen. Er schloß mit Albrecht V. von Österreich und Friedrich dem Streitharen, Markgrafen von Meissen, dem er am 6. Januar 1423 gegen das Versprechen, Albrecht von Österreich nicht nur zur böhmischen Krone, sondern nach Sigismunds Tode auch zur römischen Königswürde zu verhelfen, die eben erledigte sächsische Kurwürde verliehen hatte, einen Bund gegen Böhmen. Allein es kam zu keinem ernstern Unternehmen gegen die Hussiten. Žižka dagegen unternahm im Herbst 1423 einen glücklichen Zug nach Mähren und Ungarn. Auf dem Rückzuge schlug er alle Angriffe der Ungarn mit Verlust zurück, so daß diese ihn keinen Menschen, sondern einen Teufel nannten.³⁾

Im October desselben Jahres ernannte König Sigismund seinen Schwiegersohn Albrecht V. von Österreich zum Markgrafen von Mähren und setzte ihn zum Erben der böhmischen Krone nach seinem Tode ein. Das Concil zu Pavia 1423, das wegen sparsamen Besuches und einer herrschenden Krankheit nach Siena verlegt wurde,⁴⁾ untersagte nicht bloß den Handelsverkehr, sondern allen freundlichen Umgang mit den Böhmen. Das Jahr 1424 ist das blutigste Jahr Žižkas, in dem er sich durch Grausamkeit gegen die Calixtiner selber übertraf. Eine Reihe von Schlachten erfolgte in Böhmen, in welchen Žižka immer siegte.

Albrecht
in
Mähren.

Im April 1424 kam Prinz Rorhbut wieder gegen den Willen seines Oheims nach Prag, wo ihm die höchste Leitung der politischen Angelegenheiten gern übertragen wurde. Žižka hatte geschworen, Prag zu zerstören und dort keinen Stein auf dem andern zu lassen. Rokycana, ein Prager Magister, erwirkte jedoch eine Ausöhnung, und bald unternahmen alle Hussiten einen Zug

¹⁾ Palacky, l. c. III, 2, p. 318—316.

²⁾ Aischbach, l. c. II, p. 159.

³⁾ Palacky, l. c. III, 2, p. 326—340. — Huber, l. c. II, p. 466 f.

⁴⁾ Hefele, Conciliengeschichte, VII, S. 390—395.

Tob
Zizka's.

zur Befreiung Mährens. Bei der Belagerung von Pribislau erkrankte aber Zizka tödlich an Pestbeulen und endigte am 11. October 1424, die Seinen ermahnend, in Gottesfurcht feft und getreu um der ewigen Vergeltung willen die göttliche Wahrheit zu fchirmen. Seine Leiche wurde fpäter nach Caslau gebracht und in der dortigen Pfarrkirche beigesetzt.¹⁾

Die
Waisen.

Die Seinen nannten fich Waisen, da ihr Vater gestorben sei, und verbrannten zur Leichenfeier nicht nur die Burg, sondern auch ihre Vertheidiger. Zizka war ein Fanatiker. Gottes Gesetz war bei ihm das Lösungswort zur Schlacht. Für Gottes Gesetz mordete er unbarmherzig, namentlich Mönche und Priester. In Böhmen wollte er lauter aufrichtige, entschlossene, feste Leute haben, wenn es ihrer auch nur wenige wären. Sigismund hatte ihm insgeheim den Oberbefehl über sein Heer und eine große Summe Geldes versprochen, wenn er ihm helfe, König von Böhmen zu werden, doch Zizka wies das Anerbieten zurück und starb so arm, als er von Anfang an gewesen. Er war ein Feind aller Kastenrechte und vor allem ein großer Feldherr. Mit außerordentlichem Scharfblick entdeckte er die Vortheile eines Schlachtfeldes. Als er bei der Belagerung von Arabi durch einen Pfeilschuß auch sein zweites Auge verlor, ließ sich der blinde Feldherr hinfort auf einem Wagen führen und von seiner Umgebung das Schlachtfeld schildern und traf so geschickte Maßregeln in der Anordnung des Heeres, als ob sein Adlerauge noch die Gegend beherrschte. Er hat zuerst das Princip der Beweglichkeit kriegerischer Massen statt der bloß persönlichen Tapferkeit in der Kriegsleitung durchgeführt. Mit seinen Wagen und ihrer wunderbaren Schnelligkeit verblüffte er die Feinde, schnitt einen Theil ihres Heeres ab und hatte zugleich immer im Nothfall ein festes Lager zur Vertheidigung. In Kriegslisten war er unerschöpflich und gehört zu den seltenen Feldherren, welche nie besiegt worden sind. Er war mittlerer Größe, gedrungener Gestalt, hatte ein rundes Gesicht und breite Schultern, eine Adlernase und kleidete sich meist polnisch. Seine Gegner hielten ihn für einen Dämon, seine Krieger hiengen an ihm mit unerschütterlicher Ergebenheit.²⁾

Parteien
in
Böhmen.

Nach Zizkas Tod brach der Krieg zwischen den Utraquisten und Tabariten von neuem aus: die letzteren waren siegreich und erlangten im Frieden von Woziz am 18. October 1425 die meisten königlichen Städte. Auch die Katholiken mußten den Kelch auf ihren Gütern gestatten und durften ihren Unterthanen den Eintritt in das Heer ihrer Gegner nicht verweigern. Nur Pilsen blieb unbeseigt. In Mähren wurde die hufitische Partei von Zeit zu Zeit von Böhmen her unterstützt. In Schlesien und Lausiz war die deutsche Bevölkerung überwiegend und blieb dem Könige und der Kirche getreu.³⁾

Der Friede von Woziz erhöhte die Kraft und Unternehmungslust der Hufiten, die sich schon im November 1425 auf Mähren und Oesterreich warfen und hier am 25. November die Stadt Reß zerstörten. Bei einem neuen Kriegszug im Frühjahr 1426 verbrannten die Hufiten Nikolsburg und setzten sich durch Eroberung von Lundenburg an der österreichischen Grenze fest. Zu gleicher Zeit machten sich die Hufiten daran, auch die nordböhmischen

¹⁾ Palacký, l. c. III, 2, p. 347—359.

²⁾ Ibid. p. 359—371.

³⁾ Ibid. p. 392—394.

Plätze, die noch dem Könige Sigismund oder dem Herzoge von Sachsen anhiengen, zu erobern. Da endlich kamen 70.000 Mann aus Meissen und Sachsen zum Entsatz von Auffig, welches von einer Meissenischen Besatzung vertheidigt wurde, wider die Böhmen unter Korybut und Prokop Holy, dem Kahlen, dem Geschorenen, später wegen seiner Siege Weliky (= der Große) genannt, gegen Auffig.

Dritter
Kreuz-
zug.

Prokop
Holy.

Prokop hatte als Jüngling große Reisen durch Frankreich, Spanien, Italien, selbst nach Jerusalem gemacht, war Priester geworden, zum Hufitismus übergegangen, 1421 in Prag wegen Picardismus ins Gefängnis geworfen, später in den Ehestand getreten und hatte desungeachtet fortwährend als Priester fungiert. Sein Aussehen war furchtbar, seine Kleidung grob. Im Kriege trug er nie Waffen, befehligte bloß, aber als genialer Feldherr. Neben ihm that sich Prokop der Kleine oder Prokubek, als Anführer hervor. Bei Auffig wurde eine große Schlacht geschlagen, 16. Juni 1426. Bei 15.000 Deutsche wurden trotz heldenmüthigem Widerstande getödtet und keine Gefangenen gemacht. Auffig ward genommen. Schmähhlicher als die zwei früheren endete also der dritte Kreuzzug.

Auffig.

Im gleichen Jahre noch wurde auch Albrecht V., welcher seit Ende August Lundenburg in Mähren belagerte, am 19. November von hier zurückgedrängt, und zu Weihnachten ward das Kloster Zwettl von den Hufiten verbrannt. Im nächsten Jahre (1427) wurden die Österreicher unter Reinprecht von Walsee bei Zwettl am 13. März nach anfänglichem Sieg so furchtbar geschlagen, daß ihrer 9000 auf dem Platze geblieben sein sollen. Im folgenden Mai unternahmen die Hufiten einen Raubzug nach der Ober-Lausitz und ins westliche Schlesien und eröffneten damit eine neue Epoche des Hufitismus unter Leitung Prokops des Kahlen.¹⁾

In Böhmen brachen nach dem Sieg bei Auffig wieder Parteiungen aus, da kein Angriff vom Ausland zur Einigung zwang. Eine Partei in Prag, an deren Spitze Korybut stand und der Magister Přibram, eiferte gegen den Vandalismus, Kirchenraub und Wiclif, und wollte nur die Communion unter beiden Gestalten. Korybut ließ sich in Unterhandlungen mit Papst Martin V. ein, dem er gegen die böhmische Krone die Zurückführung Böhmens in den Schoß der Kirche versprach. Aber ein aufgefangener Brief enthüllte seinen Plan. Johann Rokycana, Prediger an der Teinkirche und Lehrer an der Universität, theilte ihn am 17. April 1427 dem Volke mit, es ward Sturm geläutet, der Prinz gefangen und des Landes verwiesen. Dadurch hatten die Taboriten neue Macht gewonnen, und Prokop der Kahle war jetzt der eigentliche Herr Böhmens und drang darauf, daß man aus der Noth Vernunft lerne und die Offensive ergreife und den Krieg über die Grenzen Böhmens hinausspiele, wozu die Noth infolge der Ver-

Korybut

aus-
gewiesen.

Prokop.

¹⁾ Palacky, l. c. III, 2, p. 419 ff., 433 f. — Huber, l. c. II, p. 469 f.

nachlässigung des Ackerbaues trieb; denn der Bauer hatte nicht mehr den Pflug, sondern das Schwert in der Hand.¹⁾ Die erste Äußerung dieses Gedankenganges war der Einfall nach Schlesien und Lausitz.

Vierter
Kreuz-
zug.

In dem gleichen Jahre predigte der Bruder des englischen Königs Heinrich IV., Heinrich, Bischof von Winchester, als päpstlicher Legat in Deutschland das Kreuz gegen Böhmen und wurde auf dem Reichstag zu Frankfurt im Mai 1427 beschlossen, daß alle inneren Kämpfe aufhören und vier Heere in Böhmen einbrechen sollten. Von je fünfzig Mann sollte ein Reisiger ins Feld gestellt und eine Hufitensteuer erhoben werden: von jeder Person über vierzehn Jahren, die 1000 Gulden besaße, ein Gulden, von jeder, die über 200 besaße, ein halber Gulden, von jedem Juden ein Gulden. Ein Kreuzheer fiel in den Bilsner Kreis ein, bei 200.000 Bewaffnete, und belagerte Mies, ward aber bei der Annäherung Prokops am 3. August von panischem Schrecken ergriffen und löste sich in wilde Flucht auf; bald darauf, am 11. August, ward Tachau von den Hufiten erobert.²⁾

Ungarn.

Im Februar 1428 machte Prokop einen Einfall in Ungarn und verbrannte die Vorstädte von Pressburg, dann nach Mähren, und wiederholt in diesem Jahre nach Schlesien. Fürsten und Städte mußten um den Frieden nun Tribut steuern.

Um diese Wirren in Böhmen und Nachbarschaft kümmerte sich Sigismund schon seit Frühjahr 1426 nicht mehr; seine Aufmerksamkeit war auf Ungarn und die südlichen Nachbarländer gerichtet. Noch im Jahre 1426, anfangs September, nahm er in Totis die Huldigung des greisen Fürsten Stephan Lazarewitsch von Serbien, der bisher Vasall des Sultans war, entgegen. Dabei wurde Stephans Neffe, Georg Wuk Brankowitsch, von Sigismund als Nachfolger in Serbien anerkannt, für den Fall des Aussterbens der Familie Brankowitsch aber der Anfall Serbiens an Ungarn bestimmt. Sogleich nach Stephans Tod, 19. Juni 1427, aber wurden einige früher zu Ungarn gehörige Plätze, darunter Belgrad, an Sigismund abgetreten, der nun seine Herrschaft über die Walachei bis an die Donaumündungen auszudehnen und den Kampf gegen die Türken ernstlich zu führen gedachte. Allein diese Pläne schlugen fehl, und Sigismund mußte um die Mitte 1428 vor einem überlegenen Heere Murads unter schweren Verlusten nach Ungarn zurückweichen. Serbien und Walachei wurden wieder türkische Vasallenstaaten. Jetzt erst machte Sigismund einen Versuch, mit den unbefiegbaren Hufiten sich auseinanderzusetzen.³⁾

Unter-
hand-
lung.

1429 finden wir Prokop mit den angesehensten Böhmen bei Sigismund in Pressburg als Unterhändler. Prokop forderte den König auf, zu den Böhmen überzugehen, sie würden ihm dann die Herrschaft über Deutschland verschaffen; wenn der König den Vorschlag annahm, so wurde er, freilich durch eine blutige Verwaltung, Herr in Deutschland. Sigismund hingegen schlug den Böhmen vor, sich dem Beschluß des allgemeinen Con-

¹⁾ Palacký, l. c. III, 2, p. 421—433.

²⁾ Ibid. p. 438—450.

³⁾ Szalay, l. c. II, p. 452—460. — Njchbach, l. c. III, p. 242 f., 267 bis 279. — Huber, l. c. II, p. 531 f.

ciliums, das in zwei Jahren in Basel sich versammeln würde, zu unterwerfen und bis dahin einen Waffenstillstand zu schließen. Der Antrag ward jedoch von den Böhmen verworfen, da die Gegner ihre Kräfte unterdessen sammeln könnten. Prokop fiel nun im Herbst 1429 in die Lausitz ein, 1430 in Sachsen, Franken und Oberpfalz, zersprengte ein Heer von 100.000 Mann, zerstörte über 100 Städte und 1400 Dörfer. 1430 wurde durch den Kurfürsten Friedrich von Brandenburg ein Waffenstillstand mit den Hussiten abgeschlossen und eine Unterhandlung auf Grundlage der Prager Artikel angeregt.¹⁾ —

Sachsen
verheert.

Mit Waffengewalt waren also die Böhmen nicht zu besiegen, vier Kreuzzüge hatten sie zurückgeschlagen; der Parteihaß verstummte, sowie die Nation in Gefahr kam. Den Deutschen gebrach es ihnen gegenüber an organischer Gliederung, an Taktik, an Einheit, dem gemeinen Volk an rechtem Willen. Die Reichsteuer, die man zum Hussitenkrieg ausschrieb, rief allgemeines Murren hervor.

Man konnte jedoch nicht ruhen, die Noth spornete zur Thätigkeit. Ein Sprichwort jener Zeit sagt über die Lage: „Meißen und Sachsen verderbt, Schlesien und Lausitz zerschert, Bayern ausgenährt, Österreich verheert, Mähren verzehrt, Böhmen umgekehrt.“ — Ein Reichstag zu Nürnberg begann am 9. Februar 1431 und hier wurde ein nochmaliger Kreuzzug gegen die Hussiten beschlossen und ein allgemeiner Landfrieden zur Sammlung der Kräfte bis Martini 1432 verkündet. Als die Verhandlungen zu Eger an der Forderung Sigismunds scheiterten, die Hussiten sollten sich der Entscheidung des Basler Concils unterwerfen, wogegen die Hussiten sich nur auf die Schrift beriefen, begann am 1. August 1431 der fünfte Kreuzzug, bei dem über 40.000 Reiter und 90.000 Mann zu Fuß von Westen her in den Bilsner Kreis eindrangen, während von Österreich aus Herzog Albrecht Mähren überzog. Aber es war keine Einheit im Kreuzheer, kein Selbstvertrauen, und am 14. August fand bei Tauf ein schreckliches Gemetzel statt, bei dem die Böhmen unter Prokop über 11.000 Deutsche erschlugen — in ihrem Grimm über die Verheerungen machten sie nämlich keine Gefangenen — und eine unermessliche Beute gewannen: bloß an Kanonen 150, an Wagen 240. Der Sieg der Böhmen war ebenso glänzend, als die Niederlage der Deutschen schmachvoll; erst in Nürnberg machten die Flüchtlinge Halt. Allen Vernünftigen drängte sich jetzt die Überzeugung auf, daß, da mit Waffengewalt nichts gegen die Hussiten auszurichten sei, man mit ihnen um jeden Preis unterhandeln müsse. Sigismund forderte sie daher am 27. August 1431 auf, das Concil in Basel zu beschicken.

Fünfter
Kreuz-
zug.

Das Concil zu Basel.

Die Kirchenversammlung zu Basel gehört durch die Ziele, die sie anstrebte, durch die Fragen, um die man hier stritt, durch die geistigen Kräfte,

Concil
zu
Basel.

¹⁾ Palacký, l. c. III, 2, p. 461–476. — Droysen, Preussische Politik, I, p. 502–528. — Aschbach, l. c. III, p. 329 ff.

die hier glänzten, endlich durch ihre lange Dauer, zu den bedeutendsten des fünfzehnten Jahrhunderts.¹⁾

zu
Siena. Gemäß den Beschlüssen des Kirchenrathes zu Constanz hatte Papst Martin V. 1423 ein Concil nach Pavia berufen, das wegen einer ausgebrochenen Krankheit nach Siena verlegt wurde, hier am 22. August begann, aber wegen der geringen Zahl und der Uneinigkeit der anwesenden Prälaten schon am 26. Februar 1424 aufgelöst wurde. Einer seiner letzten Beschlüsse war, daß nach sieben Jahren eine allgemeine Kirchenversammlung in Basel stattfinden sollte. Martin V. bestätigte ihn 12. März 1424.

Martin
V. Was die Kirchenversammlung zu Constanz nicht zu vollenden vermochte, die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern, die Schlichtung der hufitischen Frage, die Herstellung des Weltfriedens, all das sollte in Basel erreicht werden. Martin V. wollte ernstlich dem Wunsche der Christenheit entsprechen,²⁾ berief das Concil am 1. Februar 1431, sandte als seinen Stellvertreter den hochbefähigten und unbescholtenen Cardinal Julian Cäsarini, starb aber schon am 20. Februar 1431; ihm verdankt die Kirche die Einheit, Italien den Frieden und Rom, das früher auf 17.000 Bewohner heruntergekommen war, seine Wiederherstellung.³⁾

Eugen
IV. Der Venetianer Gabriel Condolmieri bestieg als Eugen IV. am 3. März den römischen Stuhl (1431—1447), achtundvierzig Jahre alt, sittenstreng, ernst, nüchternen, ruhigen Sinnes, eine majestätische Erscheinung, aber ohne den staatsmännischen Geist seines Vorfahrs, der die Tugenden eines Bischofs mit den Talenten eines Fürsten verband. Überzeugt wie Martin V. von der Nothwendigkeit der Kirchenreform, aber auch durchdrungen von den hohen Rechten der päpstlichen Macht, traf Eugen IV. rasch die Anstalten zum Zustandekommen des Concils: es wurde am 23. Juli 1431 in Basel eröffnet und forderte am 15. October in einem beweglichen Schreiben die Böhmen auf, Abgeordnete nach Basel zu senden und ihre Beschwerden hier vorzubringen.⁴⁾

Das
Concil
auf-
gehoben. Die Furcht aber, eine schon von der Kirche verurtheilte Lehre möchte durch nochmalige öffentliche Verhandlung derselben nur an Verbreitung gewinnen, endlich übertriebene Berichte von der Unsicherheit in und um Basel, von der geringen Zahl der daselbst versammelten Prälaten, bewogen den Papst, das Concil am 18. December 1431 aufzuheben und eine neue Versammlung nach achtzehn

¹⁾ Eine bisher unbenützte Hauptquelle seiner Geschichte veröffentlichte die Wiener Akademie der Wissenschaften im Jahre 1857 in den „Monumenta conciliorum generalium saeculi XV. Initium et prosecutio Basiliensis concilii“ des M. Johann Stojkowie aus Ragusa. Vergl. Hefele, l. c. VII, p. 426 ff.

²⁾ Ein Reformdecret vom Jahre 1425 in Döllingers Materialien zur Geschichte des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, II, S. 335—344. — Vergl. Hefele, l. c. VII, p. 409—411.

³⁾ Aeneas Sylvius sagt von ihm: „Et justi tenax et pacis cultor fuit, desideratus post obitum ab his etiam, qui viventem oderunt.“ Hefele, l. c. VII, p. 428.

⁴⁾ Hefele, l. c. VII, p. 429—440.

Monaten nach Bologna auszusprechen: eine italienische Stadt sei namentlich zu Verhandlungen über die Vereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche geeigneter. Dieser Erlass traf die Väter in Basel wie ein Blitz aus heiterem Himmel, das Mißtrauen, das sich in der Bulle gegen sie aussprach, verletzte sie. Eine italienische Stadt würden die Husiten nie besucht haben, für diese Frage, für den Frieden Deutschlands war die Fortsetzung des Concils in Basel eine Nothwendigkeit. Die Väter beschloßen deshalb, sich der Auflösung der Versammlung zu widersetzen, zumal die Zahl der Mitglieder sich mit jedem Tage mehrte.

Wider-
stand des
Concils.

Unterdessen war die erste Sitzung schon am 14. December 1431 abgehalten, Ausrottung der Ketzereien, Herstellung des Friedens unter den Fürsten und Völkern und die Reformation der Kirche waren als die Ziele der Versammlung bezeichnet worden.¹⁾

Der Wille war gut. Zum Erfolg gehörte Eintracht der Versammlung mit dem Oberhaupt der Kirche, — aber gerade an dieser fehlte es von Anfang an, die Auflösungsbulle weckte einen Geist des Mißtrauens, der nie mehr schwand, und die Stimmung der Väter zu Basel wurde oppositionell. Der Cardinallegat Julian Cäsarini schilderte in einem Brief vom 13. Januar dem Papst das Ungeeignete der Auflösung, das Concil widerlegte ausführlich die Gründe der Bulle und zweifelte an ihrer Echtheit, Sigismund verhiess der Versammlung seinen Schutz, und Fürsten und Völker erklärten derselben ihre Anhänglichkeit — allein Eugen IV. schien unbeugsam. Da beschloß der Kirchenrath in seiner zweiten Sitzung am 15. Februar 1432, die allgemeine Kirchenversammlung stehe über dem Papst und könne ohne ihre eigene Zustimmung von niemand, auch vom Papst nicht, aufgelöst, verlegt oder vertagt werden²⁾ — gleichsam ein Vorbild der Constituirenden Nationalversammlung, als sie erklärte, sie habe sich versammelt im Namen der Nation und werde nur der Gewalt der Bajonnette weichen. Siegte die Versammlung, so mußte es zur Absetzung des Papstes kommen; siegte der Papst, so stand die Sprengung des Concils in Aussicht.

Papst
und
Concil.

Neben der Theilnahme der Völker mußte die Haltung Sigismunds hier am meisten von Gewicht sein — und er entschied sich für die Väter zu Basel. Der König schützte jetzt das Concil gegen den Papst, wie später den Papst gegen das Concil, als dieses zu weit gieng: er brauchte das Concil als Hebel, um die Kaiserkrönung und den Abschluß eines Friedens mit Böhmen zu erlangen und die Kirchenreform durchzusetzen.

Sigis-
mund.

Sigismund war damals nicht in Basel, sondern in Italien. Am 25. November 1431 wurde er in der Kirche des heil. Ambrosius zu Mailand mit der eisernen Krone gekrönt; dann gieng der Zug nach Süden unter steter Verhandlung mit dem Papst, den er zur Anerkennung des Concils antrieb, und mit dem Concil, das er von übereilten Schritten abzuhalten, wenn auch anfangs in seinem Widerstand zu bestärken suchte. Der Zug gieng langsam, denn

König
der Rom-
harden.

¹⁾ Hefele, l. c. VII, p. 446.

²⁾ Ibid. p. 462–463.

Sigismund hatte nur ein kleines Gefolge bei sich, nicht ein Heer wie frühere Kaiser, mit dem er jeden Widerstand niederschmettern konnte; er mußte mit den kleinen Mächten um den Durchzug unterhandeln und auf ihre Kosten leben, wenn sie ihn aufnahmen, da bei ihm der Geldmangel permanent war. So blieb er fast ein ganzes Jahr in Siena sitzen, konnte nicht vor-, nicht rückwärts, wie ein gestrandetes Schiff: er kam sich selber wie ein wildes Thier vor, das in einem eisernen Käfig eingesperrt sei.¹⁾ Nicht bloß Florenz und Venedig, gegen die er für den Herzog von Mailand gestritten hatte, bereiteten ihm Schwierigkeiten, sondern der treulose Visconti selber. Der Papst stand im Bund mit Venedig und Florenz. Doch blieb Sigismund beharrlich: dem Papste kündete er aufs entschiedenste an, daß er lieber ohne die Kaiserkrone nach Deutschland umkehre, als daß er zur Auflösung des Concils in Basel seine Zustimmung gebe: die Fortsetzung der Versammlung sei unumgänglich nöthig, solle der Glaube geschützt, dem Umsichgreifen der Ketzerei gesteuert, der Friede unter den Christgläubigen erhalten, die christliche Sitte gehoben, die Kirche und der apostolische Stuhl vor dem Verfall bewahrt werden. Die Verhandlungen mit dem Papst wurden mit jedem Monat gespannter, und schon sprach man in Rom vom Bann gegen den König, an dessen Stelle Friedrich von Oesterreich treten sollte.²⁾

König
und
Papst.

Es kam jedoch nicht zu diesem Äußersten. Einmal unterstützte das Concil den König aufs kräftigste: in der dritten Sitzung am 29. April 1432 lud es den Papst sammt den Cardinälen nach Basel vor und drohte mit einem Proceffe, wenn er binnen drei Monaten nicht Folge leiste; in der vierten Sitzung, am 20. Juni 1432, beschloß es, daß, wenn Eugen während der Dauer des Concils sterbe, eine Neuwahl in Basel vorgenommen werden müsse, nahm ein besonderes Siegel an und die Regierung über Venedig in seine Hand; in der fünften Sitzung, am 9. August 1432, verbot es jede Berufung vom Concil an den römischen Hof; zugleich mahnte es Sigismund, nach Basel zu kommen und durch seine Gegenwart den Beschlüssen mehr Ansehen zu geben; in der sechsten Sitzung, am 6. September, klagte es den Papst mit siebzehn Cardinälen, weil er die Auflösungsbulle noch nicht zurückgenommen, des Ungehorsams an.

We-
schlüsse
gegen den
Papst.

Zu möglichst gründlicher Behandlung der Fragen und Vermeidung nationaler Eifersüchteleien hob man jetzt die Eintheilung nach Nationen auf und beschloß vier Deputationen. Deputatio fidei, pacis, reformationis und eine deputatio communis. Jede Deputation sollte aus den Mitgliedern aller Nationen und jedes Ranges bestehen, ihre besonderen Versammlungen, eigene Präsidenten haben und alle vier Monate neu gebildet werden. War eine Frage in einer Deputation erledigt, so kam sie an die Generalversammlung aller Deputationen zur Berathung und dann erst in eine öffentliche Sitzung des Conciliums. Die Namen der Redner blieben aus den Acten des Concils weg, um aller selbstsüchtigen Eitelkeit entgegenzutreten.³⁾

Deputa-
tionen.

¹⁾ Uschbach, Geschichte Kaiser Sigismunds, IV, S. 43–56, 82 ff. Vergl. dort den Anhang S. 428–445 über den Kanzler Kaspar Schlick und des Aneas Sylvius historischen Roman „Lucretia und Euryalus“.

²⁾ Uschbach, l. c. IV, p. 86–106.

³⁾ Hefele, l. c. VII, p. 494 f.

In der siebenten Sitzung, am 6. November, setzte es die Frist von sechzig Tagen fest, nach deren Verfluß die Cardinäle in Basel zur Wahl eines neuen Papstes zusammentreten sollten, wenn der römische Stuhl erledigt würde, denn es hieß, Eugen sei entschlossen, eher die Krone niederzulegen, als die Basler Beschlüsse anzuerkennen; in der achten Sitzung, am 18. December, drohte es dem Papst wiederholt mit einem Proceß wider ihn; in der neunten Sitzung, am 22. Januar 1433, nahm es den römischen König in seinen besonderen Schutz und erklärte alle Strafen, die der Papst über ihn oder dessen Stellvertreter aussprechen würde, für null und nichtig: dem Papste war jetzt auch seine fürchterlichste Waffe, der Bannstrahl, entzogen; in der zehnten Sitzung, am 19. Februar, nannte es alle Verleihungen Eugens IV. nichtig, welche die Auflösung des Concils bezweckten, und begann die Anklage gegen den Papst; in der elften Sitzung, am 27. April, bekräftigte es von neuem die Oberhoheit einer allgemeinen Kirchenversammlung über den Papst: wenn er zur bestimmten Zeit eine solche nicht berufe, könne sie sich auch ohne Berufung des Papstes und der Cardinäle versammeln; lege er dem Concil Hindernisse in den Weg, suche er es zu versetzen oder aufzulösen, so solle er entsetzt werden: ein allgemeines Concil könne nur mit Zustimmung von zwei Dritteln der versammelten Väter aufgelöst werden.¹⁾

Das hieß die Verfassung der Kirche umstürzen, aus dem Statthalter Christi wäre jetzt der erste Beamte einer constituierenden Versammlung geworden; wenn die Pfarrer gegen die Bischöfe, wenn die Gläubigen gegen die Pfarrer ähnlich verfahren, so war die ganze Kirche aufgelöst.

Aber indes hatten sich Eugen IV. und Sigismund verständigt, tadelten doch selbst einige Cardinäle die Beharrlichkeit des Papstes als unzweckmäßige Hartnäckigkeit. Die Lage war ernst, und Eugen wollte nicht schuld an einem neuen Schisma sein; er versprach, das Concil in Basel anzuerkennen. Sigismund ward, nachdem der Papst schon durch eine Bulle vom 14. Februar das Concil anerkannt hatte, am Pfingstfest, 31. Mai 1433, in der Peterskirche zu Rom zum Kaiser gekrönt. Der Kaiser schwor vorher, Eugen IV. für den unzweifelhaften, wahren, canonisch gewählten Papst zu halten und zu verehren, wie auch dahin zu wirken, daß er in gleicher Weise von allen geistlichen und weltlichen Personen der Christenheit gehalten und verehrt würde, mit anderen Worten, er versprach, ihn gegen die Übergriffe des Basler Concils in Schutz zu nehmen.²⁾

Von der Krönung an führte Sigismund den zweiköpfigen Adler in seinem Wappen zum Zeichen, daß er die Würde eines römischen Kaisers mit der eines deutschen Königs vereinigt habe; übrigens kommt der Doppeladler auch schon unter Ludwig dem Bayern vor, ja man will ihn sogar bis auf Konrad III. zurückführen. Zum Gelingen der Unterhandlungen hatte die Gewandtheit seines Kanzlers Schlick viel beigetragen, Sigismund erhob ihn dafür jetzt in den Grafenstand.

Der Papst war zur Versöhnung geneigt, der Kaiser eilte jetzt nach Basel, um das Concil von falschen Schritten abzuhalten. Dies war nöthiger denn je:

¹⁾ Hefele, l. c. VII, p. 469—533.

²⁾ Ibid. p. 534—535.

Aus-
gleich.

in der zwölften Sitzung, am 13. Juli 1433, wurden nämlich von der Verfammlung nicht bloß die päpftlichen Refervationen abgefchafft und die Vorladung des Papftes wiederholt; in der dreizehnten, am 11. September, hätte fie fogar schon die Sufpension des Papftes ausgefprochen, wenn nicht des Kaiſers Stellvertreter, der Herzog Wilhelm von Bayern, fich erftlich widerfezt hätte;¹⁾ und doch hatte Eugen erklärt, er trete der Verfammlung einfach bei und wolle fie nach Kräften unterftützen, unter der Bedingung, daß feinen Legaten der Vorſitz gewährt und alles zurückgenommen werde, was gegen ihn und feine Anhänger beſchloſſen worden ſei, was Sigismund ſo ſehr freute, daß er erklärte, wenn die Baſler auch jezt noch feindſelig gegen Eugen geſinnt ſeien, ſo wolle er die entſchiedenſten Maßregeln gegen ſie ergreifen. Umſomehr trieb es ihn zur Eile; er legte den Weg von Mantua nach Baſel in acht Tagen zurück, am 11. October zog er in Baſel ein und vermittelte den Frieden zwiſchen dem Concil und Papſt. In der vierzehnten, fünfzehnten und ſechzehnten Sitzung wurden die Formen der Anerkennung verhandelt, in der ſiebzehnten Sitzung am 26. April 1434 führten die päpſtlichen Legaten wieder den Vorſitz. Die Zahl der Prälaten nahm ſeit dem Frieden zu; in der ſiebzehnten Sitzung am 26. April zählte man deren gegen hundert.

Die
Hufiten.

Jezt konnten auch die Verhandlungen mit den Hufiten zu einem Ziele führen. In ſchrecklicher Weiſe hatte Europa die Überzeugung gewonnen, daß Böhmen mit Waffengewalt nicht bezwungen werden könne, ſein Führer Prokop der Große hatte noch nie eine Niederlage erlitten. Die verheerenden Züge in die Nachbarländer dauerten fort, 1433 ſtanden die Hufiten ſogar bei Königsberg und brachten Waſſer aus der Oſtſee nach Prag. Und wo ſie nicht hindrangen, da wirkten doch ihre Anſichten.²⁾

Höhe
der
Gefahr.

Der Cardinal Julian Caſarini ſchrieb 1432 aus Baſel an den Papſt: „Nur die Hoffnung auf das Concil hält noch viele Menſchen im Zaum; verſchwindet ſie, ſo werden die Laien nach Hufitenart über uns herfallen und uns vertilgen in der Meinung, ein gottgeſälliges Werk zu thun. Gerade in dieſen Tagen verjagten die Magdeburger ihren Erzbifchof und die Prieſter aus der Stadt, verſchanzten ſich mit Wagenburgen wie die Hufiten, und es heißt, ſie hätten auch einen Hauptmann von ihnen begehrt; das erſcheint umſo gefährlicher, da viele benachbarte Städte ins Bündnis mit ihnen treten. Auch die Stadt Paſſau verjagte ihren Biſchof und belagert ihn jezt in einer ſeiner Burgen. Beide Städte ſind den Böhmen nahe, und vereinigen ſie ſich mit ihnen, ſo werden ſie viele Helfer und Nachfolger finden.“³⁾

Ein-
ladung.

Deßhalb luden die Väter zu Baſel die Böhmen wiederholt ein, die Kirchenverſammlung zu beſchicken. Lange wollten die Böhmen nicht trauen; bei einer Beſprechung zu Eger am 8. Mai 1432 verlangten ſie Stellung von Geiſeln zur Bürgſchaft für die Sicherheit ihrer Abgeſandten, — ſie ward gewährt und ihren Geſandten vollſtändige und freie Rede über die vier Artikel

¹⁾ Hefele, l. c. VII, p. 537–540, 543 f.

²⁾ Aſchbach, Sigismund, IV, S. 157, 239 ff.

³⁾ Palacky, l. c. III, B, p. 35 f.

vor der Verhandlung verheißen. Und auch jetzt setzten es nur Adel und Städte gegen den Widerspruch der Taboriten und Waisen durch, daß zunächst zwei Abgesandte sich in Basel durch den Augenschein überzeugen sollten, wie die Stimmung auf dem Concil und ob zu trauen sei. Sie fanden liebevollen Empfang und brachten die Überzeugung heim, daß die Versammlung in vollem Ernst einen friedlichen Ausgleich mit den Böhmen beabsichtige.¹⁾

Nun gieng eine große Gesandtschaft, Prokop der Große, Johann Rokycana und der Engländer Payne, ein feuriger Anhänger Wiclifs, der nach Böhmen eingewandert war, und der Taboritenbischof Nikolaus von Pilgram an ihrer Spitze, über 300 Mann, zum Concil ab; am 4. Januar 1433 hielten sie ihren Einzug.

Die
Böhmen
in
Basel.

Die ganze Stadt war in Bewegung, die Straßen, selbst die Dächer wimmelten von Neugierigen; man staunte über die fremde Tracht, die trotzigen Gesichter, die wilden Augen, am meisten über Prokop, den unüberwundenen kühnen Zerstörer so vieler Städte, welcher so viel Tausenden den Untergang bereitet. Der Empfang war mehr als freundlich. Am 8. Januar war feierlicher Gottesdienst, um eine glückliche Entscheidung der böhmischen Angelegenheit zu erbitten; galt es doch, ein verlorenes Brudervolk in die Heimat zurückzuführen. Am 10. Januar standen die Böhmen vor dem Concil. Julian Casarini drückte die Sehnsucht der Kirche nach der Rückkehr ihrer Söhne aus und mahnte, den Streit und die Ruhmsucht zu vergessen und der Versöhnung und Liebe eingedenk zu bleiben.²⁾ Rokycana dankte im Namen der Böhmen für den Eifer und die Liebe der Berufung und Aufnahme. Am 16. Januar begannen die eigentlichen Verhandlungen, je ein Redner der Böhmen sprach für einen der vier Prager Artikel, je ein Redner des Concils sprach für die entgegengesetzte Lehre der Kirche. Julian verglich das Concil mit einem Glühofen, worin durch das Feuer des Heiligen Geistes alle Schlacken verschiedener Meinungen geschmolzen und geläutert werden. Allein man kam mit diesen Reden und Gegenreden, die bis in den März hinein dauerten, zu keinem Ziel.³⁾ Näher kam man sich in einem Ausschuss von dreißig Personen, wozu jede Partei fünfzehn stellte; aber die Böhmen waren doch nicht zu bewegen, sich mit dem Concil zu verbinden, ihm sich einzuverleiben. Dann nahm ein noch engerer Ausschuss von acht Männern, vier auf jeder Seite, den Ausgleich in die Hand.

Em-
pfang.

Ver-
hand-
lungen.

Das Ende aller Verhandlungen war die Überzeugung auf Seite der Böhmen, daß ihre Lehre nicht in die Lehre der allgemeinen Kirche übergehen werde. Sie hielten ihre Vollmachten nicht für genügend und baten, daß eine Gesandtschaft des Concils mit ihnen nach Prag gehe. Diese Bitte ward gern bewilligt. Nach sehr bewegtem Abschied reisten die Böhmen am 14. April 1433 ab, mit ihnen die Gesandten des Concils, darunter der gewandte Bischof

Reise
nach
Prag.

¹⁾ Palacký bespricht die Verhandlungen des Concils mit den Hufiten in seiner böhmischen Geschichte, III, 3, S. 41 ff., 58 ff., und veröffentlichte in den „Monumenta conciliorum generalium“ das Tagebuch des Waisenpriesters Petrus Zatecensis. Vergl. Suckhoyn in den „Forschungen zur deutschen Geschichte“, II, S. 576.

²⁾ Palacký, I. c. III, 3, p. 68—74.

³⁾ Sefele, I. c. VII, p. 506—525.

Philibert von Coutance und der Profeſſor und Geſchichtſchreiber Thomas Ebendorfer aus Haſelbach, Canonicus in Wien.

Am 8. Mai trafen ſie in Prag ein, von der Bürgerſchaft, die ihnen zu Ehren zwei zum Tod verurtheilte Verbrecher begnadigte, in Proceſſion empfangen.¹⁾

Verhandlungen in Prag. Am 13. Juni wurden die Geſandten des Concils vor den böhmischen Landtag berufen. Die Geſandten merkten bald, wie uneinig die Böhmen unter ſich ſeien, und verlangten eine Formulierung ihrer Forderungen, wie ſie das ganze Königreich verſtehe. Da brach der Zwiefpalt unter den Parteien aus. Calixtiner und Taboriten waren unverſöhnbare Gegenſätze. Adel und Städter waren vielfach für Ausſöhnung mit der Kirche: Handel und Erwerb lagen ja danieder, der Acker wurde nicht mehr bebaut, Böhmen nährte ſich vom Ausland, ein wildes Geſchlecht wuchs heran — wie konnte das anders enden, als daß zuletzt Böhmen doch dem vereinten Europa erlag! Darum drang der Adel — an der Spitze Meinhard von Neuhaus — auf raſchen Vergleich, während die Waiſen und Taboriten ihre Raubzüge nach Ungarn und Preußen fortſetzten, denn im eigenen Land fanden ſie nicht mehr genügenden Unterhalt.

Zuſtände in Böhmen. In Böhmen, berichtete Philibert an das Concil, genieße bereits weder das Volk, noch der Adel Freiheit, beide ſeien dem Willen einiger Heerführer unterworfen, die nach Gefallen ihnen Laſten aufbürdeten: das gemeine Volk habe viel zu erdulden, da man ihm ſage, der Krieg ſei unerläßlich, damit die Deutſchen das Land nicht in ihre Gewalt bekämen; die Hufiten ſeien uneinig unter ſich, den Kelch aber verlangten alle. Um wenigſtens einen Theil wieder zu gewinnen, gewährte das Concil den Kelch, und ſo kamen am 30. November 1433 die Prager Compactaten zuſtande, in welchen die vier Prager Artikel unter beſchränkenden Beiſätzen zugeſtanden waren, nämlich: 1. das Abendmahl wird in Böhmen und Mähren jedem, der es verlangt, unter beiden Geſtalten gereicht, jedoch müſſen die Prieſter dabei unterweiſen, daß es ebenſo gut und vollſtändig unter einer Geſtalt empfangen werde; 2. öffentliche Verbrechen und Laſter ſollen nach dem Geſetze Gottes abgeſtellt und beſtraft werden, aber von der gewöhnlichen Obrigkeit; 3. das Wort Gottes ſoll frei und ungehindert gepredigt werden, aber von den hiezu beſtellten Prieſtern; 4. die Geiſtlichen ſollen keine weltliche Herrſchaft führen, ſondern die Güter der Kirche nur treu verwalten; die Weltlichen dürfen ſich aber dieſelben nicht anmaßen, noch ſie gebrauchen, ohne einen Kirchenraub zu begehen.²⁾

Der Kelch. Jetzt trat eine Scheidung in Böhmen ein. Die Taboriten und Waiſen verwarfen die Compactaten und griffen zu den Waffen, für den Vergleich aber trat der Adel und die Altſtadt Prag in die Schranken — die alten Stände gegen die junge Demokratie, die jeden nur Bruder nannte. Die Barone

Spaltung in Böhmen. ¹⁾ Das Tagebuch Ebendorfers und das Regiſtrum des Schreibers der Deputation ſind von Birk 1857 in den „Monumenta Conciliorum generalium saec. XV“ veröffentlicht.

²⁾ Heſele, l. c. VII, p. 568–578. — Paſaſky, l. c. III, 3, p. 137 ff.

Böhmens, erzählt Aeneas Sylvius,¹⁾ erkannten ihre Noth und bereuten ihren Irrthum, daß sie die Herrschaft ihres Königs verworfen hatten; sie erwogen auch, es gebe kein unglücklicheres Volk als die Böhmen, die unaufhörlich im Felde sein müßten und theils durch auswärtige, theils durch einheimische Kriege aufgerieben würden und immerwährend entweder kämpften oder den Kampf mit Angst gewärtigten, und beschloßen einen Landtag zu zweckmäßiger Verwaltung des Königreichs zu berufen. Die Stimmung in Böhmen glich ziemlich der in Frankreich zur Zeit, da man der Herrschaft der Jakobiner und der Ausschweifungen der Revolution müde wurde.

Der Landtag wählte am 1. December 1433 Aleš von Riesenburg zum Verweser des Königreichs Böhmen und der Markgrafschaft Mähren und gab ihm zwölf Rätthe bei mit der Verpflichtung, für das allgemeine Wohl des Volkes zu sorgen, jeder Ungefeßlichkeit zu steuern und die vier Prager Artikel zu schützen. Im April 1434 schloß die Altstadt Prag mit den Baronen Böhmens und Mährens einen Bund auf Leben und Tod, um dem Lande wieder Ruhe und Frieden zu geben; den Kriegerotten wurde befohlen auseinanderzugehen. Man sammelte ein Heer. Dagegen rüsteten sich Taboriten und Wäiser zum Widerstande. Als die Prager Neustadt sich weigerte, dem Herrenbunde beizutreten, kam es hier zuerst zum Kampfe. Die Neustadt wurde genommen, die Taboriten mußten fliehen. Jetzt rief Prokop der Große das Heer zuhülfe, das vor Pilsen lagerte, und so ward diese Stadt, welche zehn Monate hindurch ihre Anhänglichkeit an den König und die Kirche aufs heldenmüthigste vertheidigt hatte, wieder frei von ihren Bedrängern. Nach einigem Hin- und Herziehen kam es in der Nähe von Böhmischesbrod bei Lipan zwischen beiden Parteien zur Entscheidung am 30. Mai 1434. Meinhard von Neuhaus stand an der Spitze von 25.000 Streichern, Prokop hatte 18.000 um sich. Wagenburg stand jetzt gegen Wagenburg, und der Theil mußte siegen, dem es gelang, die Gegner zum Verlassen ihrer Schutzwehr zu bewegen. Dies erreichte Meinhard von Neuhaus durch verstellte Flucht, die Taboriten ließen sich täuschen, brachen hinter ihren Wagen hervor, die Reiterei der Barone schnitt ihnen die Rückkehr ab, und ein entsetzliches Morden begann, — das bis zum andern Morgen fortwährte. Stundenweit hörte man das Waffengeöse und das Kampfgeschrei. 13.000 Taboriten, unter ihnen die beiden Prokope, wurden erschlagen, nur 700 Gefangene gemacht, die aber in Scheunen gesperrt und verbrannt wurden; das ganze Lager wurde erbeutet.²⁾

Mit den beiden Feldherren, deren Gebeine niemand aufsuchte, um ihnen eine letzte Ehre zu erweisen, war auch der Kern jener Krieger vernichtet, vor denen Europa bisher gezittert hatte, von denen das deutsche Sprichwort sagte:

¹⁾ Aeneae Sylvi hist. Bohem., cap. 51.

²⁾ Palacky, l. c. III, 3, p. 144–166. — Aschbach, l. c. IV, p. 239 ff.

jeder böhmische Landsknecht habe tausend Teufel im Herzen; jener Wildlinge, welche sagenhafte Berichte schilderten als gebräunt von Sonne und Wind, geschwärzt von Feuer und Rauch, mit Adleraugen und ungeordnetem Haar und Bart, haarigen Gliedern und so harter Haut, daß das Schwert davon abspringe. Nur Abtheilungen führten noch einige Zeit den kleinen Krieg in Böhmen fort, später als Söldnerbanden in fremder Herren Dienst, der Schrecken der Feinde und Freunde. Böhmen aber war bedeckt mit Trümmern; die Saat des Johannes Hus war in Blut und Jammer aufgegangen; der früher mit jedem Jahr steigende Einfluß der Tschechen auf die andern Slavenstämme, namentlich das Ansehen der Universität Prag, war auf lange gebrochen.

Frucht
der
Saat
des
J. Hus.

Der Weg zur Ausöhnung mit dem Könige und der Kirche war jetzt im wesentlichen gebahnt, doch waren noch ernste Hindernisse zu entfernen.

Ber-
hand-
lung zu
Regens-
burg,

zu Prag.

Auf dem Landtage zu Prag¹⁾ am 24. Juni 1434 wurde jetzt ein allgemeiner Landfrieden zwischen allen Utraquisten und ein einjähriger Waffenstillstand mit der ganzen römisch-katholischen Partei verkündigt. Während dieser Zeit wurde unterhandelt, zunächst in Regensburg, im August 1434, zwischen Böhmen, Concil und dem Kaiser. Die Böhmen erklärten sich bereit, Sigismund als ihren Herrn anzuerkennen, wenn er Böhmen zum Frieden verhelpe; dazu gehöre aber, daß alle Böhmen den Kelch annehmen. Die Katholiken waren natürlich gegen diese Forderung. Dagegen ward auf dem Sanct-Galli-Landtag in Prag, im October 1434, die örtliche Freiheit der Religionsunterschiede anerkannt, das heißt, wo der Kelch bisher in Gebrauch gewesen war, oder die Communion unter einer Gestalt, da solle es auch in Zukunft so bleiben; der Erzbischof und seine zwei Suffragane sollen vom Volke und der Priesterschaft gemeinschaftlich gewählt, vom Concil und Papste bestätigt werden; ihnen Gehorsam geloben und die utraquistische und übrige Geistlichkeit leiten. Die Baiern schlossen sich Rokycana an und bildeten fortan mit den Utraquisten eine Partei, die Reste der Taboriten aber nicht, vielmehr fürchtete man ihre geheimen Pläne, weshalb in der nächsten Zeit sogar eine Verschärfung der husitischen Forderungen eintrat.

Auf einem Landtage zu Prag im März 1435 wurden als Bedingungen, unter denen man Sigismund wieder als König anerkennen wolle, aufgestellt: allgemeine Amnestie, allgemeine Anordnung der Communion unter beiden Gestalten, Zulassung der Hufiten an den Hof, Wiederherstellung der früheren Privilegien der Universität Prag, Entfernung aller Fremden aus dem königlichen Rath und Gerichte, Nichtwiederaufbau der zerstörten Klöster; innerhalb der Kirchen in Böhmen müsse böhmisch, außerhalb derselben könne deutsch gepredigt werden.²⁾

Ein Congress in Brünn, im Juli 1435, zeigte, wie schwierig es war, Frieden zu schließen, die Gegensätze zu schlichten, die bloß vertuscht waren.

¹⁾ Monumenta Conc. gen., p. 741—745. — Palacky, l. c. III, 3, p. 170—175.

²⁾ Palacky, l. c. III, 3, p. 189 ff. — Aschbach, l. c. IV, p. 294.

Sigismund sagte den Böhmen ihre Forderungen zu, nur um wieder in den Besitz seines Königreichs zu kommen, und versprach, auch das Concil zu ihrer Gutheißung zu bewegen. Eine Hauptschwierigkeit bildete der vollzogene Raub der Kirchengüter (mos Bohemicus), der namentlich unter der Forderung des Nichtwiederaufbaues der zerstörten Klöster versteckt war, wie unter der Bitte, daß die Güter des geistlichen Standes in Landeslehen verwandelt würden. Erst der Gewandtheit und Beredsamkeit des kaiserlichen Kanzlers Caspar Schlick auf dem Landtage zu Prag im September 1435 gelang es, den Beschluß durchzusetzen, daß man sich der Kirche und dem Könige unterwerfen wolle. Die Sehnsucht nach endlichem Frieden war so rege, daß viele vor Freuden über den Beschluß weinten und vor Schlick als einem Engel auf der Straße niederknieten. Rokycana wurde auf diesem Landtage zum Erzbischof gewählt. Sigismund äußerte in Stuhlweißenburg: sei er nur einmal wieder zur Regierung des Königreichs Böhmen gelangt, so würden sich wohl alle Dinge glücklich zu Ende und in das alte Geleise zurückbringen lassen — Worte, welche die Böhmen nicht minder mißtrauisch machten, als das frühere rasche Eingehen des Königs auf deren Forderungen die Legaten.¹⁾

Verhandlungen zu Brünn.

Prager Landtag.

Rokycana.

Donnerstag den 5. Juli 1436 fand endlich nach vielen schwierigen neuen Verhandlungen die Feier der Versöhnung in Jglau statt. Die Bevollmächtigten Böhmens schworen der Kirche Gehorsam und erhielten dafür die Urkunden, worin die Compactaten zugestanden waren. Die Freude über die Beendigung des langen blutigen Streites riß die Versammelten zu Thränen hin, auch Sigismund weinte. Begeistert sangen alle das „Te Deum laudamus“, welches Philibert von Coutance anstimmte. Nicht minder feierlich war die Anerkennung Sigismunds als König von Böhmen am 14. August. Als Sigismund am 23. August 1436 in Prag einzog, wetteiferten Adel, Städte und Geistlichkeit in Bezeugung ihrer Freude und loyalen Gesinnung.²⁾

Verhandlungen zu Jglau.

Sigismund in Prag.

Doch Revolutionen von so tiefgreifender Art wie die böhmische sind schwer zu schließen, es muß nicht bloß der Weg der Vermittlung klar und bestimmt vorgezeichnet, sondern es muß auch ein eiserner Wille da sein, auf demselben und auf keinem andern einherzugehen. Hierin fehlte es offenbar beiden Parteien: die Böhmen hatten zuerst geglaubt, durch ihre Verhandlungen mit dem Concil die ganze Kirche zu ihrer Ansicht hinüberzuziehen, dann wenigstens in Böhmen den Kelch allgemein zu machen. Sigismund hatte alles, was die Böhmen verlangten, versprochen, in der Überzeugung, der religiöse Schwindel werde bald ganz verraucht sein und Böhmen sich dann unbedingt der übrigen Kirche gleichstellen; ohne Zweifel haben ihn seine Anhänger in diesem Glauben bestärkt. Gerade die Emigranten sind aber oft Herrschern gefährlich, die nach längerer Verbannung zurückkehren. So leicht gieng die Sache doch nicht.

Enttäu- schung.

Der Hufitismus war tief in das Volk gedrungen — das bedachte Sigismund aber, und sein freundliches Entgegenkommen bewog sogar die Hauptmasse der

¹⁾ Palacký, l. c. III, 3, p. 191—212.

²⁾ Ibid. p. 313—328.

Taboriten durch Vertrag vom 18. November 1436, ſich der neuen Sachlage zu fügen und zahlreich in des Königs Dienſt zu treten.¹⁾ Ein Rohač, ehemaliger Taboritenführer, trogte auf ſeiner Burg Sion vier Monate den Befehlen und dem Belagerungsheere des Königs; die Burg wurde endlich am 6. September 1437 erobert, Rohač mit zweiundfünzig Mitgefangenen in Prag gehenkt; der Sammer über dieſes Ende des berühmten Taboritenführers war groß.²⁾ Auch die Stadt Königingrätz huldigte erſt im März 1437, nach längerer Belagerung.³⁾ Die Utraquiſten hingegen klagten, daß eher Taboriten in die Nähe des Königs gelangten, als ſie, daß der König ſich nicht an die Compactaten halte, daß die vertriebenen Mönche und Nonnen zurückkehrten, während die Katholiken ſich beſchwerten, daß Roſycana das Abendmahl unter beiden Geſtalten auch an Kinder austeile, daß er die Geſetze und Einrichtungen der alten Kirche nicht beobachte. So kam es denn nach der hoffnungsſeligen Verſöhnung ſchnell zur Erkaltung, beide Parteien fühlten ſich enttäuscht und begannen Sorge und Argwohn zu hegen. „So viel Widerwärtigkeit und Verdruß wie jezt“, klagte Sigismund, „erfuhr ich in meinem ganzen Leben niemals, außer da ich in Ungarn gefangen war; doch meine jeztige Gefangenſchaft dauert länger.“ — Der Kaiſer zögerte, Roſycana als Erzbischof dem Concil oder dem Papſte zur Beſtätigung zu empfehlen, im Gegentheile amtete Philibert von Coutance wie ein Adminiſtrator; Roſycana dagegen ſaß auf der Kanzel die Mönche Teufel, klagte über Bruch der Compactaten, nannte Papſt und Kaiſer Beſtien, welche die Welt verwirrten. Sigismund nannte dies Hochverrath, und Roſycana floh, weil ſein Leben bedroht ſei. Die Mißſtimmung war allgemein.⁴⁾

Mit den Unzufriedenen verband ſich des alten Kaiſers noch lebensluſtige Gemahlin Barbara von Gilly ſammt ihrem Bruder, obſchon Sigismund eben erſt am 30. November 1436 die Gillyer in den deutſchen Reichsfürſtenſtand erhoben hatte. Während Sigismund im Juli 1437 auf einem Reichstage in Eger weilte, ward von den Verſchworenen der Plan entworfen, den Kaiſer zu entſetzen oder zu tödten, die fünfundvierzigjährige Barbara mit dem jungen Polenkönig Wlaſlaw III. zu vermählen und aus Polen, Ungarn und Böhmen ein großes Hufitenreich zu bilden.⁵⁾ Sigismund bekam nach ſeiner Rückkehr Kunde vom Plane, ſandte ſchnell an ſeinen Schwiegersohn Albrecht um Hilfe und verließ Prag unter dem Vorwande einer nöthigen Luftveränderung, am 11. November 1437; in einem Armſtuhl, im kaiſerlichen Ornat, mit einem grünen Kranz auf dem Haupte, wurde er durch die Straßen getragen. In Znaim trafen ihn Albrecht und Eliſabeth und ließ er Barbara verhaften. Die Nähe des Todes fühlend, empfahl er den ungarischen und böhmischen Herren ſeine Tochter Eliſabeth und deren Gemahl Albrecht, derſelbe werde ihnen ein Herr ſein, wie ſie ſich einen würdigeren und beſſeren gar nicht wünſchen könnten; das Wohl Ungarns erheiſche dringend dieſe Wahl, gegen die Türken habe es einen Rückhalt an Öſterreich und Böhmen und dieſe Länder in Ungarn eine Bormauer. Dann ließ er ſich den kaiſerlichen Ornat anlegen, hörte mit der Krone auf dem Haupte die heilige Meſſe, denn er wollte als Kaiſer ſterben. Sigismund ſtarb am 9. December 1437 auf dem Throne ſitzend, ſiebzig Jahre alt; einundfünzig Jahre hatte er

¹⁾ Suber, l. c. II, p. 483.

²⁾ Palacky, l. c. III, 3, p. 275—278.

³⁾ Ibid. p. 243 ff., 258 f.

⁴⁾ Aſchbach, l. c. IV, p. 380—389.

⁵⁾ Ibid. p. 391—397.

Unzu-
frieden-
heit.

Ver-
ſchwö-
rung.

Sigis-
mund
ſieht,

ſtirbt
9. Dec.
1437.

über Ungarn, siebenundzwanzig Jahre über Deutschland geherrscht. Nach seinem Willen wurde seine Leiche zuerst drei Tage öffentlich ausgesetzt, weil es ebenso erschütternd als ermahnend sei, Beherrscher großer Reiche dem Lose der Vergänglichkeit anheimgefallen zu sehen, — dann in Großwardein zu Füßen des heil. Ladislaus bestattet, für den er stets eine besondere Verehrung hegte, bei dessen Grab er in wichtigen Fragen seines Lebens Sammlung und höhere Stimmung suchte und fand. Sigismund galt für den schönsten Fürsten seiner Zeit und rettete sich in das hohe Alter hinein eine jugendliche Kraft und Frische.¹⁾

Zu seinen Vorzügen gehörten seine Ritterlichkeit, sein Muth, seine Geistesgegenwart, seine Neigung, für das Bessere einzustehen, seine Einsicht in die Zeitverhältnisse, seine Liebe zum Frieden und zur Gerechtigkeit, seine Treuherzigkeit, das Bekenntnis seiner Unvollkommenheit, seine Frömmigkeit, sein Eifer für die Reinheit der Kirche. Schattenseiten waren seine Genusssucht, seine Leidenschaftlichkeit.²⁾ Er hörte gern auf Schmeichler, man durfte ihm aber auch derb die Wahrheit sagen. Er besaß eine umfassende Bildung und hatte Achtung vor dem Talent: „Ich kann an einem Tage tausend Unwissende zu Rittern, aber in tausend Jahren nicht einen zum Doctor machen.“

Gehe wir uns wieder mit den Türken, vor denen Sigismund zur Einigung rieth, und seinen Nachfolgern Albrecht II., Friedrich III. und den gewaltigen Schicksalen des Südostens Europas befassen, sei uns ein Blick auf die ereignisreiche Geschichte des Westens, Frankreichs und Englands, in dieser Zeit gestattet! —

¹⁾ Aschbach, l. c. IV, p. 398—408.

²⁾ Auch seine Verschwendung, weshalb Lupli sich äußert: „Er war ein bodenloser Herr, bei dem das Geld nit möcht' Ruh' han.“ Seine Gutmützigkeit verleitete ihn zur Verschwendung. Fugger berichtet im „Österreichischen Ehrenspiegel“, S. 463: „Auch selbst gegen die, welche ihm keine Dienste geleistet hatten, war er höchst freigebig, besonders wenn man ihm vorstellte, daß er irgendwo Hoffnung auf Gunst oder Gnaden gemacht habe. Er pflegte dann zu sagen: Muß eines von beiden sein, so will ich lieber an Geld und Gut Schaden leiden, als an dem Leumund meiner Treue.“ Daher konnte er bei seinen vielen Reisen nicht immer die Wirte bezahlen und mußte die Reichslehnvögte verpfänden. — Diese Gutmützigkeit machte ihn beim Volke beliebt, seine Leutseligkeit, sein Witz erhöhte diese Gunst. Man freute sich, ihn ansprechen zu können und seine sinnigen Antworten zu vernehmen. Ein Herr von Blumenegg sammelte in einem eigenen Buche die witzigen Einfälle Sigismunds. „Der braucht keinen Vormund oder Sachwalter“, hieß es von ihm. Auch verstand er mit den Völkern in ihrer Sprache zu reden: mit den Ungarn sprach er ungarisch, mit den Böhmen czechisch, mit den Deutschen deutsch, mit den Franzosen französisch, südlich von den Alpen italienisch, mit den Gelehrten lateinisch, wenn es auch nicht ein ciceronisches war. Als ihm in einer Rede am Concil zu Constanz der Fehler entfuhr, daß er Schismam statt Schisma sagte, und man ihn auf Priscian verwies, meinte er, als römischer König stehe er über der Grammatik (*Imperator Romanus est super grammaticam*), er sei nicht bloß ein Herr über Recht und Sachen, sondern auch über die Worte. — Niemand war ihm zu gering für eine Anrede, niemand zu arm, er bot ihm freundlich die Hand. Es gefiel, daß er die Leute mit *Ihr* anredete (*irsagete*). Gern wohnte er Hochzeiten in den Orten bei, wo er sich gerade aufhielt. In Siena wohnte er dem Leichenbegängnisse einer Frau bei, die ihn beim Einzug bewillkommt hatte und dann eines plötzlichen Todes gestorben war. — Von strengem Dogma konnte bei einer solchen Natur nicht die Rede sein, im Gegentheil pflegte er zu sagen, ein guter Fürst müsse vieles übersehen und überhören; wer tüchtig zum Regieren sein wolle, müsse im Glück nicht stolz, im Unglück nicht verzagt sein. Seine Frömmigkeit war ungeheuchelt und oft so lebendig, daß manche meinten, man sollte ihn heilig sprechen. Sein Gefühl von der eigenen Schwäche und der Größe Gottes war stark. Als ihn ein Schmeichler wie einen Gott pries, gab er ihm eine Ohrfeige, mit den Worten: „Warum beißest du mich!“ So war der letzte Kaiser aus dem Hause der Luxemburger. —

Register.

A.

Aachen 11, 16, 19, 122, 149,
 347, 402, 403, 457, 543,
 557, 700, 741, 758.
 Aalen 557.
 Aar 15.
 Aarau 815, 780.
 Aarberg 783.
 Aargau 15 f., 150, 242, 406,
 717, 780.
 Aaron, Großpriester 93.
 Abafa 18, 502.
 Abälard 198, 201, 265, 269,
 271, 357, 366, 400, 629.
 Abba-Areka 291.
 — Mari 301.
 Abbasiden 273.
 Abbeville 458, 619.
 Abdelmumin 279, 235, 298.
 Abdulkadi 283.
 Abdullatif 541.
 Abendmahlstreit 761, 789,
 802 ff., 809, 818, 822,
 824, 826.
 Aben-Esra 297.
 Abenteuerlust 218.
 Abergen 181.
 Abessinien 528.
 Ablass 768.
 Abraham 295, 302.
 — ben Samuel Abulafia 302.
 — von Tudela 303.
 Abrazzen 42.
 Abtal 286.
 Absalon von Lund, Bischof
 142, 367.
 Abu Abdallah, Bezier und
 Thronräuber 606.
 — Dschafar Al-Manfur,
 Chalife 295.
 — Jakub, Afrikaner 591.
 — Jussuf, Scheich 511.
 — Malik von Marokko 594.
 — Masar 274.
 — Mohammed ben Jussuf
 Scheich Misameddin 512.

Abu Muslim 513, 532.
 — Rebiah 591, 592, 594.
 — Said Abul Cheir, Stifter
 des Sufismus 514.
 — Said (Ebu Saaid), Nchan
 506, 523, 525, 526, 528.
 — Said, Sultan von Marokko
 594.
 — Salim von Fez 603, 607.
 — Taschfin 595.
 — Thabet 591.
 Abulfeda 523.
 Abu'l-Hassan von Marokko
 594, 595, 593.
 Abul Walid Ibn Abul Said
 von Granada 592.
 Accentuation 294.
 Acheite 511.
 Achelegi 511.
 Achilles 201, 235.
 Achmed Dweis, Nchan 524.
 Adalbert I. von Bintschgau 29.
 — II. von Tirol 29.
 Adalia 682.
 Adalram v. Salzburg, Bischof
 209.
 Adam Kadmon 303, 304.
 Adamiten 804, 809.
 Adana 489.
 Adel, böhmischer 803, 805,
 821 f.
 — deutscher 149, 242, 244.
 405 f., 741.
 — englischer 625.
 — in Flandern 647, 650.
 — in Florenz 48 f.
 — in Frankreich 56, 68, 73,
 105, 261, 498 ff., 572, 575,
 577, 579, 582, 625, 649.
 — landfässiger 553.
 — in Oesterreich 103, 118.
 — in Portugal 605.
 — römischer 683.
 — schottischer 185.
 — schwäbischer 714 f.
 — Süddeutschlands 742.
 — Tirols 417.

Adel, ungarischer 476.
 — vergl. Barone.
 Adelhäusen 350.
 Adelheid von Tirol 33.
 Adenet 203.
 Aderbeidschan 501, 502.
 „Adler Frankreichs“ 336.
 Admont 109, 401.
 Adolf von Nassau, König 45,
 58, 61, 62, 63, 112, 113,
 114, 115, 116, 117, 118,
 119, 120, 121, 123, 124,
 140, 145, 149, 150, 184,
 410, 455.
 — von Mainz 724.
 Adorno, Antonio 656.
 „Adoro te“ 321.
 Adria, Königreich 697.
 Adrianopel 493, 494, 497,
 541, 542, 543.
 Ägerisee 406.
 Agidius Alborno; s. Ag-
 bornoz.
 — Lessinensis 322.
 — von Orleans 322.
 Ägypten 275, 295, 301, 304,
 383, 472, 502, 503, 504,
 520, 527, 530, 533, 534,
 536, 681.
 Älian 234.
 Amterverkauf 731.
 Aneas, Sage von 234.
 — Sylvius 695.
 Ära der Cäsaren 539.
 — ghajaniſche 506.
 Äſop 256.
 Äthelred 538.
 Äthelstan 199.
 Äffinität der Stoffe 314.
 Afghanistan 515.
 Äſchenah 276.
 Agaba 294.
 Agnes von Böhmen, Schwester
 Wenzels I. 3.
 — v. Böhmen, Schweſt. Wen-
 zels II., Gem. Rudolfs II.
 von Oesterreich 26, 134.

- Agnes von Böhmen, Schwester
Wenzels III. 114, 134.
— von Kuenring 11.
— von Meran, Gem. Phi-
lipps II. August 31.
— von Österreich, Gemahlin
Leopolds III., Tochter
Heinrichs IV. 398.
— von Österreich = Ungarn,
Tochter Albrechts I. 118,
130, 131, 150.
Agnetenberg 353.
Agnolo von Tura 473.
Agram 8, 131, 704, 705, 708.
Ahmed-Chan 503.
Aichspalter, Peter 138, 148,
150, 404, 408.
Ailly, Pierre d' 336, 734, 744,
747, 776, 790 f.
Ainsoph 303, 343.
Aimery Williers-le-Duc 92.
Aist 220.
Aiz 73.
Alademien, arabische 330.
Alarnanien 484.
Aliba ben Joseph 288, 289, 295.
Alindschi 492.
Alfon 91, 248.
Ala-Eddin Raisobad, Sultan
von Isonium 488.
— Eddin, Bruder Urchans
490 ff.
Alamannien 14, 136, 220.
Alanus ab Insulis 269.
Alava 613.
Albanien 484, 496, 497.
Albano 329.
Alberich von Besançon 233.
Albert von Görz 33, 34.
— der Große 305, 311 ff.,
319, 320, 325, 333.
— von Hohenberg 240.
— von Sachsen 395.
— von Schwarzburg 414.
— von Stade 402.
— (Albalbert III.) von Tirol
29 f., 32.
Alberti, Jakob 424.
Alberto von Este 383.
Albi 397.
Albicus 768.
Albigenserkriege 175, 383.
Albornoz Agidius, Cardinal
363, 469, 678—684, 686.
Albrecht I., deutscher König,
Herzog von Österreich 24,
27, 34, 37, 38, 39, 45,
62, 65, 73, 83, 108, 114,
118, 119, 120, 121 ff.,
130, 132—134, 136—140,
144—150, 152 f., 240,
394, 405, 410, 563.
Albrecht II., deutscher König
327; s. Albrecht V. von
Österreich.
— von Ascanien, „der Bär“
555, 556.
— v. Bayern-Pennegau 652.
— v. Bayern-Straubing 562.
— I. von Braunschweig, „der
Große“ 36.
— Landgraf im Elsaß 15.
— II. von Görz 565.
— IV. von Görz 568.
— III. von Habsburg, Vater
des Königs Rudolf 15.
— II. von Österreich, „der
Salme“, Herzog 421, 422,
427, 447, 449, 546, 547,
562, 563, 565.
— III. von Österreich, Herzog
240—242, 395, 569, 714.
— IV. von Österreich, Her-
zog 710, 738, 739.
— V. von Österreich, deutscher
König Albrecht II. 801,
809, 811, 813, 815, 826 f.
— von Sachsen-Lauenburg
555.
— I. von Sachsen-Wittenberg
26, 555.
— II. von Sachsen-Witten-
berg 555.
— von Say 250.
— von Straßburg 244.
— von Thüringen, „der Un-
artige“ 115, 555.
„Albrechts Ritterschaft, Her-
zog“ 247.
Albuquerque, Großkanzler
600 f.
Alcabbat 591.
Alcala 385, 396.
Alcazar 606, 612.
Alchemie 327.
Alcoy 592.
Alba 200.
Albana 231.
Albighieri 162.
Alençon Karl, Graf von,
Bruder Philipps VI. 459.
— Johann I., Herzog von
669.
Aleppo 534.
Aleria 424.
Alexandria 377, 680.
Alexander II., Papst 685.
— III., Papst 126, 146, 267,
355, 367.
— IV., Papst 44, 175, 309,
312, 313, 375, 379, 389,
396.
— V., Papst 753—755, 767.
— VI., Papst 383.
Alexander aus Aphrodisias
274.
— von Bulgarien, Czar 485.
— „der Große“ 202, 232,
233, 380, 533.
— von Gales 309, 323, 329.
— II. von Schottland 171,
182, 183.
— III. von Schottland 179,
182.
— Wojwode von der Walachei
477.
Alexanderlied 233.
Alexandriaden 234.
Alexandrien 233, 283, 681 f.
Alfasis 592.
Al-Farabi 274, 275, 276, 277,
283, 327.
Alfaro 613.
Alfeld 559.
Alfieri 479.
Alfonso III. von Aragon 589.
— IV. von Aragon 583 f.
— VIII. von Castilien 389.
— IX. von Leon (Castilien)
389.
— X. von Castilien, „der
Weife“ 1, 7, 8, 17—19,
389 f.
— XI. von Castilien 385,
590, 594 f., 598 f., 604,
679.
— Infant v. Castilien, Sohn
Pedros des Grausamen
608, 609.
— IV. von Portugal 392,
596, 599.
— de la Cerda 599.
Alfred „der Große“ 380.
Algazali 282, 283, 284, 285,
512.
Algeiras 315, 591, 592, 594,
595, 596, 597.
Algier 332.
Alabama 595.
Alimen 592.
Ali Pascha, Bezier 536.
— Schwiegerjohn des Pro-
pheten 506, 513, 534, 535.
Al-Rindi, Jakub 274 f.
— Manhur 279.
Alfmar 207.
„Almagest“ 276.
Almandhar 591.
Almelik Majschaf I. 527.
— Alfai 527.
Almeria 285, 592.
Allegorie 240.
Allgemeinebegriffe 334 f.
Alvater 207.
Almohaden 279, 285, 298.
Almoraviden 279.

Altamura, Schloß 696.
 Altdorf 143.
 Altena 553.
 Altenburg 13, 15, 109, 557.
 Altheim, Schlacht bei 703.
 Althohl 487.
 Altstädten 557.
 Amadeus IV. von Savoyen 155.
 — VI. von Savoyen 396.
 — VIII. von Savoyen 795.
 Amalfi 696.
 Amalrich von Bena 306.
 Amandus 318.
 Amasia 542.
 Amberg 409.
 Ambras 30, 217.
 Ambrosius 321.
 Amiens 58, 176, 443, 578, 580, 652, 672.
 Amik aus Bucharä 510.
 Ammar 513.
 Ampfing 408.
 Amplessime rector 371.
 Amsterdam 559.
 Anagni 48, 44, 45, 64, 75, 76, 79, 82, 83, 84, 312, 461, 468, 693, 798.
 Anakreon 257.
 Anan ben David 295.
 Anastasius IV. 267.
 Ancona 697, 752, 783.
 — Mark 20, 64.
 Andalus 591, 593, 594.
 Andechs 30.
 — Meraner 30—33, 232.
 Andernach 559.
 Andreas II. von Ungarn 31 f., 109, 226.
 — III. von Ungarn „der Benetianer“ 37, 109, 118, 120, 130.
 — von Ungarn, Prinz, Sohn Stephans V. 13, 37.
 — von Ungarn-Neapel, Gemahl Johannis I. 477, 479, 480 f., 482.
 Andreaskreuz 662, 663.
 Andreozzo 482.
 Andromache 235.
 Andronikos III., byzant. Kaiser 492.
 — IV., byzant. Kaiser 495.
 Angelo, Fra 468.
 Angelsachsen 199, 217, 271.
 Angers 331.
 Anglesa 180.
 Anglo-Nren 632.
 Angora 483, 493.
 — Schlacht bei 535 ff., 541, 542.
 Anaouleme 571.

Anhalt 16, 547, 555. *
 Anhaltisches Haus 410.
 Anjou, Ludwig I. von 614, 620, 645 f., 649, 652, 683, 696, f., 732.
 — Ludwig II. von 729—731, 754, 757.
 — Herzogthum 584, 667, 672, 674, 688.
 — in Neapel 51, 180, 155, 160, 411, 475, 749.
 — in Ungarn 475, 483, 709.
 Anjouische Dynastie 84, 435, 475.
 Anna, byzantinische Kaiserin, Mutter Johannes V. 492 f.
 — von Böhmen = England, Tochter Kaiser Karls IV. 629, 633.
 — von Böhmen-Märkten 134, 137, 152.
 — von Österreich = Brandenburg, Tochter Albrechts I. 118.
 — von der Pfalz, Gemahlin Karls IV. 548.
 — v. Schweidnitz, Gemahlin Karls IV. 550, 569.
 — von Ungarn = Galizien, Schwester Stephans V. 13.
 Annalen von Melf 401.
 — von Reinharbtsbrunn 402.
 — Straßburger 402.
 Annales Marbacenses 402.
 Annaten 432.
 Anno von Köln 211.
 „Annolied“ 211.
 Annweiler 557.
 Ansbach 228, 247.
 Anselm, heil. 267, 357.
 Anshari 503.
 Antichrist 209, 210, 761.
 Anticlaudianus 269.
 „Antiocheis“ 234.
 Anton von Burgund 553.
 Antonin von Florenz 328.
 Antonius, heil., Erzbischof von Florenz 100.
 Anziani 50.
 Apfelschuß 141.
 Apik 116.
 Apokalypse 416.
 Appellation an Jesus Christus 769.
 — (Berufung) an den Papst 818.
 — der Cardinäle an einen besser zu unterrichtenden Papst 750.
 Appellierende Lords 631, 640.
 Appeln 129.
 Appenzell 742—744.

Appenzeller, Krieg der 247.
 Aquapendente 318.
 Aquaparta 63.
 Aquila 42, 43, 697.
 Aquileja 12, 13, 31, 32, 236, 448, 751, 754, 775.
 Aquino, Grafen zu 318.
 Aquitanien 57, 58, 59, 97, 105, 231, 614, 619, 620, 621, 632, 663, 667, 674.
 Araber 272, 295, 306, 315, 316, 332, 375, 380, 507.
 — Philosophie der 305.
 Arabi 812.
 Arabien 311, 541.
 Aragonese 41, 331.
 Aragonien 43, 45, 56—58, 85, 87, 96, 99, 155, 318, 390 f., 396, 406, 420, 583 f., 591 f., 594, 596, 601, 603—605, 607 ff., 734, 751, 784, 785.
 Araviana 604.
 Arbon 742.
 Arbroath, Benedictiner-Abtei 181.
 Arburg, Ulrich von 719.
 Archidiacon von Bologna 364.
 Archiv der Hanja 560.
 Ardennen 147.
 Arduin von Clugny 683.
 Arelat 43, 123, 481, 683.
 Arenberg 553.
 Aretiner 48.
 Aretino, Leonardo 162.
 Arezzo 20, 48, 159, 361, 387, 423, 431, 689.
 Arghun 503, 504.
 Arimbald 470.
 Aristokratie d. alten Rom 235.
 Aristoteles 233, 269, 271, 272, 273, 274, 275, 276, 277, 279, 280, 282, 284, 286, 299, 301, 302, 305, 306, 307, 310, 312, 314, 315, 316, 320, 322, 323, 325, 336, 339, 377, 379, 380, 393, 762.
 Ariza, Burg 608.
 Arler, Peter 549.
 Arles 73.
 Arlon, Markgrafen zu 147.
 Armagnac, Bernhard, Graf von 662, 665, 670, 671 bis 674.
 Armagnaken 662, 663, 664, 666, 672, 673, 674, 675, 676.
 Arme Heinrich, der 211, 228.
 Armenien 88, 241, 332, 432, 472, 488, 502, 527, 532, 541, 682, 775.

- Armin 212.
 Armut, evangelische 42, 53.
 Arnemuiden 559.
 Arnheim 559.
 Arnolt von Brescia 367.
 — von Lübeck, Abt 401.
 — von Mainz, Erzbischof 402.
 — von Melchthal 144.
 — von Trier 7.
 Arnulf von Anagni 76.
 Arnulfiden 13.
 Arpa-Chan 526.
 Arpaden 130, 434.
 Arran 502.
 Arras 549.
 — Friede von 666.
 Arrigo 154.
 Arscot 191.
 Arsenif 314.
 Arsenius 17.
 Ars grammaticae 375.
 „— magna“ 331.
 Arslan 511, 512.
 Art, Dorf 145.
 Artevelde, Jakob von 443, 444, 453, 647, 648.
 — Philipp von 648—650.
 Artes 365.
 Arthur, König 385.
 Arthursage 202 ff., 217, 227, 231 f.
 Artisten in Paris 373.
 Artistenschule in Bologna 365.
 Artois 36, 67, 73, 335, 571, 583, 618, 652, 668.
 Arundel 459, 630, 631, 633, 634.
 Asab 492.
 Ascanien 555.
 Aschischibadschi 491.
 Aschersleben 555, 559.
 Ascoli 747.
 „Megabuch“ 252.
 Asiah 304.
 Asien 332.
 Aske der Eufis 514.
 Asow 533.
 Aspelt, Peter von 138; s. f. Aschpalter.
 Asperg 554.
 Aspassinen 502, 509, 532.
 Asti 155, 680, 732.
 Astrologie 327, 350.
 Astronomie 505.
 Asturien 204.
 Athen 235, 320, 678.
 Athenree, Schlacht bei 191.
 Atlas, Gebirge 489.
 Attis, Schah 510, 518.
 Attalia 632.
 Attendorn 559.
 Attika 501.
 Attila 212, 313, 315.
 Attinghausen, Herren von 140.
 — Werner von 145.
 Aubert, Etienne 678.
 Aue, Freiherren von 221, 227.
 Auferstehung der Todten 278, 281, 284, 285.
 Augsburg 19, 21, 27, 120, 244, 253, 315, 406, 480, 439, 454, 557, 680, 702.
 Augustin, heil. 164, 267, 315, 321 f., 344, 399, 400.
 Augustiner Eremiten 322, 336, 479, 656, 752.
 Aurach 336.
 Aurai, Schlacht bei 587.
 Aureolus, Petrus 335.
 Aurillac 309.
 Auschwitz 553.
 „Auscita fili“ 66, 67.
 Ausjägigen, Verfolgung der 105.
 Ausschuß der Vierundzwanzig 176.
 Auffig 813.
 Aufti 770.
 Australes 385.
 Authentica Habita 358, 369, 375.
 Autolytus 274.
 Auvergne 335, 677.
 Auxerre, Friede zu 664.
 Ava, Frau 210.
 Avaren 231, 488.
 Aventin 159, 463.
 Avempace (Ybn-Badja) 282.
 Averroës 274, 278 ff., 299, 300, 305, 310, 316, 332, 333, 377, 379, 393.
 Aversa 480, 481, 482, 487, 698, 704.
 Avešnes 553.
 Avicbron 282.
 Avicenna 274, 276, 277, 282, 283, 316, 327, 377, 379.
 Avignon 77, 84, 85, 148, 151, 263, 335, 363, 382, 383, 384, 411, 412, 414, 417, 418, 419, 427, 432, 434, 438, 439, 449, 450, 456, 460, 461, 469, 471, 473, 478, 481, 539, 610, 611, 626, 627, 649, 656, 659, 678, 679, 681, 683, 685, 686, 687, 690, 691, 697, 731, 733, 734, 745, 747, 795.
 Avila 601.
 Avitrität 482, 483.
 Aziluth 304.
 Azincourt, Schlacht bei 257, 668, 676, 677, 795.
 Azzo da Correggio 436.
 — VIII., von Este 84.

B.

- Babel, occidentalisches 81.
 Babenberger 1.
 Baber, Großmogul 541.
 — Behadir, Sultan 525.
 Babylonien 290, 291, 301, 302.
 Babylonier 294.
 Babylonisches Exil, neues 81.
 Baccalaureus 329, 331.
 Bacharach 451.
 Baco, Robert, Mönch 174.
 — Roger 274, 310, 315, 323, 379.
 Baden, Bernhard I. von 718, 723 f., 741.
 — Friedrich von 12.
 — Rudolf von 718, 723.
 — Markgrafschaft 250, 554, 569.
 — in der Schweiz 139, 744, 780.
 Bader 206.
 Bärwalde 410.
 Baega 593.
 Bafomet 90, 93.
 Bagdad 274, 275, 276, 283, 284, 296, 301, 305, 501, 506, 520, 522, 524, 532, 533, 535, 544.
 — Chatun 525 f.
 Baglia 63.
 Bagnarea 328.
 Baibu 503.
 Baireuth 247.
 Bajesid Sübirim 497—501, 520, 533, 535, 541 f.
 — -Pascha 542, 544.
 Balbes 534.
 Balch 510, 518, 531.
 Balber 215.
 Balduin von Luxemburg-Trier 138, 148, 404, 427, 439.
 Balearen 589.
 Balsol Eduard 58, 442.
 — Johann 58 f., 133, 184, 185, 442.
 Ball, John 622, 623, 624, 625.
 Ballenstedt 556.
 Balm, von der 138.
 Balthasar von Thüringen 555.
 — Felix von 143.
 Balweary 377.
 Bamberg 30, 31, 239, 418, 439, 555, 556.
 Banderien 476.

- Baudés 662.
 Banditi 153.
 Bann, päpstlicher 413 f., 419,
 423, 426, 438, 444, 448,
 450, 456, 476, 610, 684,
 689, 693, 698, 767 ff.,
 787, 818.
 Bannockburn, Schlacht bei 190.
 Bannspruch, jüdischer 300.
 Βαση μητιδος 93.
 Bar, Herzogthum 68, 554,
 669.
 — für Aube 415.
 Baraita 289.
 Barbara von Cilli, Gemahlin
 Sigismunds 787.
 Barbarossa, s. Friedrich I.,
 Kaiser.
 Barbabara 446.
 Barcelona 302, 303, 336, 604,
 611.
 Barben 642.
 Bardo 402.
 Barfüßermönche 780.
 Bari 296, 297, 692.
 „Barlaam und Josaphat“ 211,
 234.
 Barone in Böhmen 151, 728,
 739.
 — englische 172, 173, 174,
 176, 177, 178, 182, 188,
 189, 190, 193, 195.
 — französische 68, 74.
 — in Rom 467, 731.
 — vergl. Abel.
 Barjaneh, Arzt 507.
 „Barthaffer“ 212.
 Bartholomäus von Bari 693.
 Basel 6, 16, 25, 138, 148,
 231, 315, 344, 397, 405,
 422, 439, 473, 475, 554,
 557, 715, 726, 731, 733,
 815—823.
 Basilus von Cäsarea 320.
 Basen 359.
 Basische Goldner 180.
 Baskora 273.
 Bastille 678.
 Bath 171.
 Batu 502.
 Bauern in Frankreich 105, 580,
 582, 662.
 — in Ungarn 483, 711.
 — Aufstand in Frankreich
 579, 626.
 — Breughel 223.
 Baugé 676.
 Baukunst, kirchliche 313.
 — mongolische 505.
 Baumwollenpapier 366.
 Bauz, Prinz von 388.
 Bauzen 700.
- Bayern 4, 7, 8, 13, 21, 24,
 28, 31, 32, 34, 112, 132,
 137, 209, 216, 312, 392,
 402, 404, 406, 408, 428,
 430, 547, 453, 554, 562,
 565, 652, 657, 700, 704,
 722, 723, 724, 725, 735,
 753, 775, 780, 782, 806,
 815, 820.
 — die 499, 500, 568.
 Bayonne 53, 612, 621.
 Bayreuth 232.
 Bearn 263.
 Beatrice, Dantes 163—168.
 Beatriz von Burgund 217.
 — von Este 109.
 — von Meran 224.
 — von Schwaben-Castilien 8.
 — Tochter Pedros I. 608, 612.
 Beaucatre 19.
 Beaufort, Peter Roger v. 638.
 Beaumont, Johann von 262.
 Beaupais 310, 578, 579, 580,
 676.
 Bebenburg, Rupold von 418.
 Becaria 678.
 Becin, Tobias von 137.
 Bedet, Thomas 178, 181, 269,
 270, 367.
 Bedford, Herzog von 622, 671,
 675, 677.
 Bedna 509.
 Bedreddin 544.
 Begharden 349, 441, 804.
 Begtasch, Sadschi 491.
 Begtaschis 491.
 Beguinen 441.
 Behaebdin von Balch 518.
 Beheim, Michel 542, 247.
 Behramschah, Sultan 511.
 Beichlingen 555.
 Beichtgeheimnis 74.
 Beidara 527.
 Beka, Johann de 312.
 Bela IV. 4, 5, 9, 10, 13, 37,
 109, 475.
 — Prinz 10, 11.
 Belgrad 814.
 Bella, Mutter Dantes 162.
 Belluno 729.
 Ben Azai 289.
 — Zoma 289.
 Benediti, Geschlecht der 52.
 Benedict XI. 54, 77, 78, 79,
 80, 81, 83, 131.
 — XII. 384, 396, 433, 434,
 438, 449, 450, 589, 596.
 — XIII. 79, 733—735, 754
 bis 758, 776, 777, 795.
 — Gaetani 43, 44.
 Benedictiner 42, 450, 659, 681.
 Benevent 51, 387, 481, 697.
- Beni Judschu 502, 507.
 — Mosaffer 502, 507.
 — Oweis 507.
 Benincasa 689.
 Benjamin von Tudela 376.
 Benoît de Saint-More 234.
 Bentheim 553.
 Beowulf 212.
 „Beowulfslieb“ 209.
 Beraun 727, 807.
 Berberei 301.
 Berchtesgaden 554.
 Berchtha 245.
 Berg, von 346, 444, 553, 559.
 Bergamo 418, 430, 680.
 Bergen 558.
 Beriah 304.
 Berke 502, 527.
 Berkeley, Schloß 196, 636.
 Berkensteine 8.
 Beruk 534.
 Berlin 285, 559.
 Bern, alte Chronik der Stadt
 253.
 — 140, 253, 422, 557, 566,
 715, 717, 780, 783.
 Bernabo Visconti von Mailand
 680, 681, 684, 686,
 689, 697, 699, 729.
 Bernburg 555.
 Bernerton 215.
 Bernhard von Armagnac 662,
 665, 670, 671—674.
 — von Baden 718, 723 f.,
 741.
 — von Bernburg 555.
 — von Clairvaux, heil. 165,
 201, 266 f., 344, 400.
 — von Fleury 234.
 — de Saiffet 65 f.
 — Sohn Albrechts des Bären
 555.
 — de Trilia 322.
 „Berock“ 203.
 Berry, Herzog von 635, 652,
 653, 655, 658, 661, 662,
 663, 666, 732, 780.
 Berchan 285.
 Bertha, Göttin 206.
 — von Riechtenstein 225.
 Berthold II. von Andechs 30.
 — III. von Andechs 30, 31.
 — IV. von Andechs-Meran
 30, 31, 232.
 — (V.) von Andechs-Meran
 31.
 — von Herbolzheim 234.
 — von Regensburg 249 ff.,
 255, 785.
 — von Reifen 414.
 — von Tirol 29.
 — V. von Böhmen 234.

- Bertinoro, Grafschaft 20.
 Bertrand de Goth 80, 81, 83.
 — du Guesclin, s. Guesclin.
 — de Belisier 100.
 — de Boet 413.
 Bernick 183, 184, 192, 442.
 Berytus 358.
 Besançon 36, 73, 233.
 „Bescheidenheit“ 236.
 Besig, Burg 26.
 Bessigheim 153.
 Besserer, Konrad 723.
 Bethlehems-Kapelle 762, 767, 769.
 Bethune 62, 82, 101, 335, 446.
 Bettelmönche 627, 761; vergl. Dominikaner und Franciscaner.
 Beuthen 115.
 Beverhout 649.
 Beyffac 678.
 Béziers 87.
 Bianchi 434.
 Bibars I. 502, 527.
 — II. 528.
 Bibel 804.
 Bibelforschung 297, 302; s. Schulen, jüdische.
 Biberach 402, 557, 702, 713.
 Bibliothek in Bochara 512.
 — königliche, in Frankreich 585.
 — in Samarkand 512.
 — in Tābris 505.
 Bidpaïs, Fabeln 507.
 Biel, Gabriel 336.
 Bielefeld 559.
 Bilbao 603, 604.
 Binaljet, Geschichtschreiber 507.
 Bingen 125, 267.
 Birkenstein, Burg 4.
 Birmingham, Lord 191.
 Biscaya 603, 604, 613, 614.
 Biteroff 234.
 — von Stilla 226.
 Bithynien 490, 492.
 Bitolia 494.
 Bitz 554.
 Wittgänge bei den Mauren 598.
 Blanca, Königin, Mutter Ludwigs IX. des Heiligen 266, 372, 374.
 — von Frankreich, Prinzessin, Gemahlin des Kaisers Karl IV. 455, 548.
 — von Bourbon, Gemahlin Pedros I. des Grausamen 571, 600, 601, 608.
 — Schwester Philipps IV. 58, 123.
 Blanchetaque 457.
 Blankenburg 555.
 Blankenheim 444, 553.
 Blauenberger 247.
 Blicker von Steinach 231.
 Blois 263, 452, 459, 587, 658, 660.
 Bludenz 743.
 Blumenec 827.
 Blumer 144.
 Blunt, Obersthofmeister 195.
 Bobbio 680.
 Boccaccio 100, 164, 258, 393, 437, 473, 478, 479, 512, 659.
 Boccanegra, Admiral 612.
 Boccassini, Nikolaus, Cardinal, 76, 77.
 Bochara 276, 510, 512, 522.
 Bodel, Jean 200.
 Böhmen 1 ff., 11, 17, 21, 22, 25, 118, 122, 126, 129, 130, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 146, 148, 150, 151, 152, 221, 250, 339, 401, 403, 404, 405, 407, 421, 427, 430, 451, 455, 456, 474, 485, 546, 547, 549, 556, 562, 568, 629, 631, 693, 700, 705, 712, 723, 727, 728, 730, 734, 735, 737, 738, 741, 751, 755, 757—775, 778, 786, 790, 792, 794, 801, 805, 815, 817, 822, 823, 824.
 Böhmens Privilegien 550.
 Böhmisches-Brod 794, 823.
 Böse, das 300.
 Boëthius 164, 271, 278, 461.
 Bogdan 494.
 Bogenhäuser, englische 610.
 Bohun, Heinrich von 190.
 Boileau, persischer 510.
 Boleslaw III. von Polen, „Krummhaul“, 115, 126.
 — IV. von Polen „Kraushaar“ 126.
 — V. von Polen 128, 129.
 — von Oppeln 115.
 — von Plock 129.
 Bolingbroke, Heinrich 638, 640.
 Bolso von Schweidnitz, Herzog 569.
 Bollstädt, Grafen von 311.
 Bologna 52, 64, 164, 262, 271, 357, 368, 369, 372, 377, 387, 388, 389, 390, 393, 394, 395, 396, 432, 434, 549, 630, 684, 689, 746, 754, 756, 757, 775, 817.
 — Universität zu 80.
 Bolsward in Friesland 559.
 Bonacossi 413.
 Bonagratia von Bergamo 418.
 Bonaventura 17, 306, 309, 313, 319, 328, 329, 330, 333.
 Bonifatius VIII. 44, 45, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 59 ff., 62, 63, 78, 74, 75, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 87, 88, 98, 102, 117, 120, 123, 125, 126, 129, 130, 131, 154, 167, 185, 339, 383, 384, 389, 390, 396, 411, 416, 417, 439, 527, 685, 799.
 — IX. 383, 386, 393, 395, 396, 711, 731, 732, 735, 744—746, 755, 764.
 Bonn 405, 457.
 Bopfinger 557.
 Boppard 557.
 Bordeaux 58, 79, 80, 83, 138, 172, 174, 262, 573, 575, 577, 613, 616, 620, 621, 636.
 Boreales 385.
 Borja 609, 611.
 Bosau am Pöbner See 401.
 Bosnien 484, 485, 494, 496, 497, 498, 707, 708, 711, 756.
 Bosra 274.
 „Bostan“ 522.
 Boucault 499, 501, 745.
 Bouillon, Gottfried 681.
 Bourbon, Herzog 645, 661, 663, 676.
 Bourdillon 200.
 Bourges 56, 373 f.
 — Vertrag zu 663—665.
 Böhberg, Kraft von 350.
 Bozen 241, 472, 546, 566, 796.
 — Grafschaft 29, 30.
 Brabant 58, 113, 148, 262, 312, 444, 553, 555, 580, 652, 653, 669, 729, 736.
 Bratel 559.
 Branda, Cardinallegat 772.
 Brandan, heil. 211.
 Brandenburg 7, 10 f., 26, 113, 118, 122, 130, 132, 133, 137, 220, 244, 403, 404, 410, 427, 451, 547, 548, 554, 555, 556, 565, 567, 700, 703, 705, 707, 723, 727, 741, 755, 783, 815.
 Brankowitsch, Wulf 814.
 Braunschweig 36, 247, 553, 558, 559.
 — Lüneburg 552, 553.

„Braunschweigische Stadtrecht, das“ 252.
 Brechin 181, 184.
 Brechung der Lichtstrahlen 326.
 Bregen 242, 743.
 Bregenzer Wald 714, 743.
 „Breikönig“ 137.
 Breisach 15, 36, 120, 121, 427, 557, 781.
 Breisgau 14, 15, 714, 800.
 Bremen 553, 557, 558, 559.
 Bremgarten 780.
 Brenn, Grafschaft 555.
 Brenner 29.
 Brennspiegel 274, 326.
 Brescia 157, 158, 161, 363, 377, 397, 430, 680, 733.
 Breslau 12, 123, 220, 253, 556, 559, 805.
 Bretagne 58, 61, 186, 199, 202, 452, 453, 460, 583, 587, 620, 621, 636, 644, 646, 654, 661, 672, 674.
 Bretigny, Friede von, 582 bis 584, 587, 618, 667, 671.
 Bretonen 689, 695.
 Brettone, Bruder des Fra Moreale 470.
 Krieg 556.
 Brief im Rönischen 559.
 Brigitta, heil., von Schweden 687, 694.
 Brissen, Theorie der 324.
 Brindisi 376.
 Bristol 189, 195, 636.
 Britannien 57.
 Britenoro 683.
 Brigen 29, 30, 32, 33, 395, 437, 447, 556, 567.
 Brongwen 203.
 Bruce, David 460.
 — Eduard, Bruder Roberts I. 191, 192.
 — Robert I., König 186 f., 189, 191—194, 441.
 — Robert der Ältere, Kronprätendent 183.
 — Robert der Jüngere, Kronprätendent 185.
 Bruchsal 141.
 Bruch an der Leitha 421.
 — an der Mur 112.
 — in der Schweiz 780.
 Bruderhäuser 333, 354.
 Brudermord 497.
 Brüder des gemeinsamen Lebens 350 f., 352.
 — die lauterer 272.
 Brigue 49, 62, 63, 71, 72, 263, 444, 453, 558, 647, 649, 650.
 Brühl 793.

Brünn 26, 133, 485, 568, 824.
 Brüssel 348, 349, 647.
 Brunegg 143.
 Brunetto Latini 162.
 Brunhild 213, 215.
 Brunned 780.
 Brunnen 407.
 Brunnenvergiftung 105.
 Bruno von Olmütz 12, 18, 22, 26.
 Brusle, Gastes 256.
 Brussa 489, 490, 536, 541, 542.
 Brutlet 220.
 Brugati, Tebaldo 158.
 Buchara 544.
 Bucharei 542.
 Buchdruckerkunst 354.
 Buch, Capital von 581, 587, 621.
 „Buch von der Kunst, zu lieben“ 529.
 „Buch des Rathes“ 517.
 „Buch der Rügen“ 239.
 „Buch vom Schenken“ 524.
 Buchau 557, 676, 702.
 Buchhandel 366, 390.
 Buchhorn 557, 702, 725, 742.
 Buda 499.
 Buddha 504.
 Buddhismus 514, 515.
 Budweis 132.
 Bücherabschreiben 354.
 Bücherwesen in Bologna 366.
 Büchsenmeister 243.
 Büdingen 554.
 Bürger, Dichter 258.
 Bürgerthum in Böhmen 5, 151.
 — in Deutschland 16, 117, 149, 242, 405, 701, 702, 712, 741.
 — in Flandern 647.
 — in Frankreich 56, 68, 74, 572, 575—577, 580, 582, 646, 651.
 — von Paris 576, 646.
 — vergl. Städte.
 Bürgen 143.
 Bürglich 409.
 Bug 483.
 Buda, Minister 503.
 Bulair 493.
 Bulgaren 9, 13, 494, 496.
 Bulgarien 483 f., 485, 494, 498, 711.
 Bulle, Goldene, in Ungarn 482; s. Goldene Bulle.
 Bund, ewiger 407, 422.
 — der Gottesfreunde 333, 350, 441.
 — der acht Orte 716.

Bund ob dem See 743.
 — um den See 743.
 — Marburger 785 f.
 Buonconvento 160.
 Burchar aus Biberach 402.
 Burgau 554, 714.
 — Festung 415, 419.
 Burggraf von Rietenburg 220.
 — von Regensburg 220.
 Burggrafnamt 552.
 Burgh, Hubert de 172, 173, 174.
 Burgo 602, 611, 613, 615.
 Burguillos 599.
 Burgund, Königreich „Arelat“ 15, 31 f., 34, 36, 58, 119, 123.
 — Herzogthum 61, 101, 499, 553, 583 f., 618 f., 621, 645 f., 649, 652 f., 655 f., 657, 661, 720, 729, 781.
 — Freigrafenschaft 60, 73, 554, 652; s. Franche-Comté.
 — Pfalzgrafschaft in 31 f.
 — Partei 670, 673.
 Burgundische Dynastie in Capilien 201.
 Burgunderkönige 212.
 Burgunderkrieg 253.
 Burgundionen 359.
 Buridanus, Johannes 335.
 Burleigh, Walter 336.
 Burley, Simon 631.
 Butillo, Franz 696, 598.
 Burtehub 559.
 Byzanz 63, 492—494, 536, 760.

C.

Caboche 663.
 Cabochiens 663, 665.
 Cadix 592, 606, 607.
 Cadwalladr 335.
 Caernarvon 181, 195.
 Cäsar, Julius 202, 246.
 Cäsarea 289.
 Cäsarini, Julian 816, 817, 820, 821.
 Cäsarius von Heisterbach 402.
 Cäsaropapismus 424.
 Cagliari 588.
 Cahors 384, 411, 422, 425, 432 f., 685.
 Caithness 181.
 Calabrien 160, 424, 477.
 Calaporra 583, 611, 613, 615.
 Calais 573, 583, 619, 620, 621, 634, 644, 663, 670.
 Calatahub, Friede von 606, 609.
 Calatrava 98, 607.

- Calixtiner 804, 807, 808, 822.
 Calverly 611, 612.
 Cambray 336, 386, 445, 459, 557, 583.
 Cambridge 385, 432, 617, 642.
 Camerata 162.
 Cammin 559.
 Campagna 44, 697, 747.
 Campaldino, Schlacht bei 48, 162.
 Campi 100.
 Campo Santo 161.
 Canarische Inseln 599.
 Cancellaris, Lazarus de 684.
 Cancellieri 50.
 Canche 668.
 Candia 753.
 Cane della Scala 413.
 Canete 594.
 Canni, Herr von 658.
 Cannstatt 35.
 Canon des Avicenna 277.
 Canoniker, reformierte 349.
 — zu Saint-Victor 267.
 Canonisten 364.
 Canossa 482.
 Canterbury 174, 181, 269, 322, 377, 623, 626, 628, 633, 634, 638, 640.
 Canterburyhalle 626.
 Cantilena Rolandi 200.
 Cantimprato 312.
 Capeluche, Henker 663, 673.
 Capetinger 15, 106, 202, 443.
 Capitol 424, 462, 463, 464, 467, 470.
 Capitulation von Narbonne 784.
 Cappa 733.
 Capital von Buch 581, 587, 621.
 Capua 696.
 Carbonaro, Schlacht bei 696.
 Carcassonne 417.
 Cardinale 731, 733, 744, 748, 750, 751, 753, 777, 781, 784, 785, 787, 791, 797, 818, 819.
 Cardinalspurpur 53.
 Carlisle 158, 637.
 Carmeliten 323, 680.
 Carmona 604, 615.
 Caroccio 98.
 Carolinum 763.
 Carpentras 411, 434.
 Carrara 436, 486, 569, 678.
 Carrion, Grafschaft 611.
 Casale, Ubertino de 417.
 Caslau 28, 803.
 Caspar von der Roen 216.
 Castiel del Dvo 696.
 Castellamare 697.
 Castellan, Ritter von 139.
 Castello 424.
 Castilien 7, 18, 45, 58, 85, 201, 212, 385, 389, 390, 571, 588, 589, 590, 591, 592, 599—617, 629, 644, 689, 734, 744, 747, 751, 784, 785.
 Castracani 413; *siehe* Castruccio.
 Castro, *de* 46, 601.
 Castruccio Castracani 413, 423 f., 426, 678.
 Catalanen 359.
 Catalonien 390, 583.
 Catania 397.
 „Catena aurea“ 320.
 Caterina von Siena 689 f., 694.
 Cathai 472.
 „Cato“ 239.
 Cattaro 487, 703.
 Caub 113.
 Cavabonga 204.
 Cavalcanti, Guido 51, 63, 163.
 Cenomanen 359.
 Ceperano 20.
 Cerchi, Familie 50, 51.
 — Rieri 51, 63.
 Cerda, *de la* 571, 599.
 Certaldo 479.
 Certomondo 48.
 Cesena 418, 683.
 Cessio 732, 778.
 Ceuta 241, 377, 591, 593.
 Chafani 511.
 Chalier, Jean 734.
 Chalisat in Agypten 527 f.
 — von Bagdad 502.
 Chalifen, die arabischen 509, 517.
 Chasli, Mameluken = Sultan 527.
 — = Sultan, Enkel Timurs 540.
 Chalons sur Saone 32, 36, 179.
 — *sur* Marne 261, 336, 581, 650.
 Cham 8, 668.
 Chamberly 783, 795.
 Champagne 256, 336, 579, 582, 620, 621.
 Champeaur 366.
 „Chamse“ 511, 512.
 Chandos, Johann Ritter 574, 587, 619.
 Chanson de geste 199, 231.
 — *de* Roland“ 200, 201.
 Chaperon rouge et bleu 578.
 Charbende 506, 1.
 Charism = Schahs 505, 510, 518, 519.
 Chartres 266, 269, 270, 661, 676.
 — Vertrag von 661, 662.
 Chatillon, Statthalter 71 f.
 Chatterton 258.
 Chaucer 199, 262, 619.
 Chaweran 509.
 Chawerani 509.
 Helm 483, 404.
 Chemie 314, 557.
 Cherbourg 644.
 Chester 636, 637, 638.
 Chimay 262, 263.
 Chirurgie 376.
 Chisou, Jacques *de* 257.
 Chiung-nu 488.
 Chiusi 754.
 Chlum 788, 791.
 Chodabende 506, 523.
 Chodscha 506.
 Chorasán 272, 283, 488, 501, 503, 504, 509, 511, 514, 531, 540.
 Chosroes I. Ruchirwan 507.
 — II., Parniz 507.
 Chosru aus Delhi 512.
 — und Schirin“ 512.
 Chowaresmien 276.
 Chowaresmier 531.
 Chowaresmschah 505; *siehe* Charism = Schahs.
 Chretien von Troyes 200, 203.
 Chrimhilde 212, 213, 216.
 Christen in Spanien 592.
 Christenthum 208.
 — und Islam 272.
 Christian von Mainz 386.
 Christologie 343.
 Christoph von Dänemark 410.
 — heil. 210.
 Christusborden 98.
 Chronik von Bayern 253.
 — *des* Otto von Freising 399.
 — von Marianus 402.
 — von Muri 402.
 — Reichersberger 401.
 — St. Galler 402.
 — von Stedeburg 401.
 — von Weingarten 401.
 — „Österreichs“ 253.
 — „von Schwaben“ 253.
 Chronika von der löblichen Endigenossenschaft 253.
 Chroniken der deutschen Städte 253.
 Chrysostomus 315, 319.
 Chur 29, 33, 554, 557.
 Chusistan 501.

- Cicero 164, 326, 461.
 Cilli, Hermann von 499 f., 737, 756.
 — Barbara von 826.
 Cillier Grafschaft gefürstet 826.
 Cimabue 162.
 Circasien 527.
 Cistercienser 269, 323, 395, 398, 411, 433.
 Citeaux 75, 151.
 Citramontani 359, 360, 365.
 Città Leonina 159.
 Cividale 714.
 Civilisten 364.
 „Civitas Dei“ 400.
 — papalis 54.
 Clach na Cineamhuinn 185.
 Clarence, Herzog von 262, 664, 676.
 Claisinnen 3.
 Classifier 762.
 Clemens III., Papst 181, 269.
 — IV. 320, 324, 326, 378, 379, 502.
 — V. 80, 81, 82, 83, 84, 85, 88 ff., 96, 138, 147, 148, 159, 381, 382, 389, 392, 396, 411, 417, 475.
 — VI. 84, 383, 385, 386, 392, 394, 450, 455, 462, 469, 475, 481, 599, 678, 679, 688.
 — VII., Gegenpapst 386, 591 f., 487, 644, 649, 693, 713, 717, 731, 732.
 — VIII., Gegenpapst 786.
 Clementia von Habsburg-Ungarn, Tochter Rudolfs 14, 37.
 — von Ungarn = Frankreich 103.
 Clerici 358.
 „Clericis laicos“ 59, 61, 78, 82.
 Cleriker 360.
 Clerus in Böhmen 151.
 — in Deutschland 244.
 — in England 59, 175, 177, 625, 640.
 — in Frankreich 59, 60, 66, 68, 93, 572, 575, 577.
 — in Polen 129.
 — sieh die verschiedenen Orden.
 Cleve 234, 553.
 Clifton 620, 654, 655.
 Clonfert, Kloster 211.
 Clonmel 259.
 Clonener, Fritsche 252, 253.
 Clugny 683.
 Cochereil 587.
 Coburg von Hirschau 402.
 Codex Justinianus 363.
 Cölestin V. 42, 43, 45, 52, 53, 74, 416.
 Cölestiner-Eremiten 43, 416, 801.
 Coesfeld 559.
 Cogitatio 268.
 Coimbra 391, 392.
 Cola Rienzi 383, 460–471.
 Colazone 54.
 Colberg 559.
 Collationenbrüder 352.
 Collation von Beneficien 69 ff.
 Collegia dotata 363.
 Collegiatstift in Wien 568.
 Collegien in Paris 374.
 — in Toulouse 384.
 Collegio Bresciano 363.
 Collegium Gregorianum 363.
 — Hispanorum Bononiae 363.
 Collegium, das heilige 691 bis 693, 698.
 — der Lehrer in Paris 369.
 — in Siena 388.
 Collioure 784.
 Colmar 16, 38.
 Colonna, Agibius 56, 322.
 — Jakob, Cardinal 51 f., 80.
 — Jakob, Bischof von Combez 425, 435.
 — Ditto von 798.
 — Peter, Cardinal 52, 80.
 Sciarra 54, 76, 77, 423, 424, 426, 798.
 — Stephan 463, 464.
 — Familie der 41, 51, 53, 54, 65, 77 f., 80, 82, 159, 462.
 Colosseum 159.
 Columbus 212.
 Comines 62, 650.
 Commenden 678.
 Comminges, Cardinal 433.
 Como 157, 430, 620.
 Compactaten 822, 825.
 Compagni, Dino 49, 51, 63.
 Compagnie, die große 612.
 Compagnien 576.
 Compiegne 256, 336, 579, 649.
 Comyn, Johann 186.
 Concil, allgemeines verlangt, 71, 74, 75, 76, 78, 83, 414, 432, 732, 734, 745, 748, 750, 757.
 — zu Basel 726, 815–823.
 — zu Constanz 241, 247, 387, 670, 758, 772–816.
 — in Edinburgh 181.
 Concil im Lateran (1179) 270, 355, 367.
 — in Lyon 17, 53, 174, 321, 329.
 — in Paris 744.
 — zu Pavia 811, 816.
 — zu Pisa 751–754, 765, 776.
 — in Rom 67 f., 69, 70, 80, 757.
 — zu Siena 811, 816.
 — zu Senlis 95.
 — von Trient 318.
 — von Vienne 84, 94, 96 ff., 333, 381, 389, 411, 417.
 — und Papst 778, 781, 800, 820.
 — vergl. Synode.
 „Conciliumsbuch von Konstanz“ 252.
 „Conclave“ an der Pariser Universität 371.
 Concordate 799.
 Conbolmieri, Gabriel 816.
 Confrérie de la passion 260.
 Congress in Brünn 824.
 — in Sargana 691.
 Connetable 620, 644, 654, 655, 670.
 Conrad, Cardinal 384.
 Conservatoren in Rom 687.
 Consiliarius 382.
 Constantia von Österreich-Weissen 4.
 — Tochter Pedros I. 608, 617.
 Constantin der Große 466.
 — von Nöstendil 494.
 Constantinopel 15, 17, 45, 64, 88, 241, 261, 296, 383, 399, 489, 492, 495, 498, 501, 520, 534, 536, 541, 542, 543, 545, 680, 687, 750, 759, 775, 799.
 Constanza von Neapel = Aragon 51.
 Constanz 149, 240, 241, 244, 250, 346, 387, 554, 557, 670, 702, 713, 717, 725, 742, 758, 762, 773, 774.
 — Friede zu 155.
 Constanzter Bund 717.
 Constitutiones Aegidianae 686.
 Contemplation 268, 330.
 Contes 258.
 Condenole 434.
 Conventualen 53, 416.
 Conventus 364.
 „Convito“ 164, 321.
 Conway 636, 637.

- Corbeil 657.
 Corbeil, François 257.
 Cordelier, Robert 745.
 Cordona 413, 414.
 Cordoba 273, 297, 298, 305, 377, 513, 615.
 Corneto 687.
 Cornificii 270.
 Cornwallis 188, 638.
 Corrario, Angelo 748, 752.
 Correggio, Azzo da 436.
 Corfica 45, 538, 735, 783.
 Corio Donato 51.
 Cortes in Sevilla 608.
 — in Wallabolis 595 f.
 Cortona 159.
 Corunna 612.
 Corvara 425, 426.
 Cossa, Balthasar 754.
 Couch 256.
 Coutance, Philibert von 822, 825, 826.
 Courtnay, Wilhelm 627 f.
 Courtnay 62, 650.
 — Kathedrale zu 73.
 — Schlacht bei 72.
 Crech, Schlacht bei 457 ff., 546 f., 570, 574, 621, 626.
 Crema 157, 430, 680.
 Cremona 125, 430, 680.
 Crivaviana, Höhle 204.
 Cromwell, Thomas 102.
 Csaty, Matthäus 131, 476.
 Csanab 133.
 Csofa, Edelknecht 708.
 Cudresin 37.
 Cujavien 127, 128.
 Culm 559.
 Cypern 88, 332, 536, 587, 681, 682, 684, 693, 775.
 Czaka 706.
 Czar 484.
 Czechen 760, 761, 763, 764, 766, 767, 770, 774, 786, 804, 824.
- D.**
- Dabitscha von Bosnien 703, 711.
 Dachau 31.
 Dachsburg 554.
 Dänemark 241, 410, 558, 560, 631, 775.
 Dänen 568, 778.
 — in Paris 374.
 Däumling, der 206.
 D'Alilly, Pierre 336, 744, 747, 776, 790 f.
 Dalás 295.
 Dalmatien 30, 31, 180, 483, 487, 708, 711, 756, 757.
 Dalmatiner 778.
 Damascenerklingen 535.
 Damasus 275, 283, 301, 504, 528, 534, 535.
 Dame von Fabel 257.
 — von Surville 257.
 — Venus 656.
 Damme 62, 72.
 Dampierre 553.
 Danbolo, Andrea 436.
 Daniel von Galicz 5.
 Dante Alighieri 44, 49, 51, 55, 63, 64, 80, 154, 157, 161—170, 212, 256, 310, 313, 321, 393, 434, 437, 473, 680.
 Danzig 129, 559, 560.
 Dares Phrygius 234.
 Darius Codomannus 233.
 Dauphin 452.
 Dauphiné 73, 445, 452, 697.
 David von Augsburg, Bruder 250 f.
 — von Dinanto 306, 629.
 — Bruce 460.
 — König von Israel 290.
 — von Huntingdon, Graf 183.
 — I. von Schottland 181.
 — II. von Schottland 441 bis 443.
 — Kaiserfürst, Sohn Melwyls I. 179.
 — Kaiserprinz, Bruder Melwyls II. 180.
 Deboli 93.
 „Decameron“ 478, 479, 512.
 Decembirn 176.
 Decretalen 77.
 Decretales 363.
 Decretum Gratiani 363.
 Dede-Sultan 544.
 „Defensor pacis“ 419.
 Deguileville, Guillaume de 259.
 De Ifernina, Petrus 377.
 Deismus, abstracter 516.
 Deßhan 524.
 Delhi 512, 525, 533.
 Delphi 501.
 Delphin 452.
 Demantberge 233.
 Demmin 559.
 Demokratie in Florenz 48.
 „De Monarchia“ 165.
 Demotika 493.
 „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Kaisers Sigismund“ 233.
 Deputationen zu Basel 818.
 Derbh, Graf von 453, 631, 634 f.
 Deri 507.
 „De Rou“ 202.
 Derwische 519, 520.
 Desmaretz, Jean 651.
 Despotismus 526.
 Deßau 549, 556.
 Destitution 268.
 Deutikem 559.
 Deutschbrod 26, 760, 809.
 Deutsche in Bologna 359, 360.
 — Colonien 2.
 — Dichtung, die 205.
 — in Italien 470.
 — in Montpeller 384.
 — Mytiker 339 ff.
 — in Orleans 381.
 — in Padua 382.
 — in Paris 373.
 — in Polen 128.
 Deutscher Ritterorden 36, 88, 123, 247, 555, 752, 756, 763.
 Deutsches Recht 2.
 Deutschland 96, 99, 271, 356, 367, 693, 701.
 Deutschlands Zersplitterung 551.
 „Deutscherdenschronik“ 247.
 Deventer 350, 353, 557, 559.
 „De vita Caroli magni et Rolandi“ 201.
 Devizes, Burg 173.
 „De vulgari eloquio“ 163.
 Denleischach 519.
 Diakowar 707.
 Dichterkrönung 435.
 Dichtung, agadische 297.
 Dichtz Eretensis 234.
 Didymoteichos 493.
 „Die Verlobten“ 234.
 Dietmar von Aist 220.
 Diepholz 553.
 Dießen 30.
 Dießenhofen 350, 557.
 Dietrich von Bilschdorf 404.
 — Senger von Basel 231.
 „Dietrichsage“ 215, 216.
 Diezmann von Thüringen 116, 136.
 Digestum novum 360, 363.
 — vetus 363.
 Dijon 499, 670.
 Dillingen 557.
 Dinant 559.
 Dintz von Portugal 98, 391.
 Dinkelsbühl 557.
 Dino Compagni 49, 51, 63.
 Diokletian 211.
 Dionysius, der Areopagite 344.
 — Cato 239.

- Dionysos 288.
 Disputation in Pisa 383.
 Dithmarschen 559.
 „Divina Commedia“ 161, 163, 165, 212.
 „Divan“ 519, 524.
 Dnjepr 488, 533.
 Dohor 708.
 Doctor angelicus 319.
 — fundatissimus 322.
 — illuminatus 323.
 — irrefragabilis 309.
 — mirabilis 328.
 — planus et perspicuus 336.
 — resolutissimus 335.
 — Seraphicus 329.
 — solemnis 322.
 — solidus 322.
 — subtilis 323.
 — universalis 269, 315.
 Doctor, unüberwindlicher 418.
 Doctorat 312, 319 f., 324, 328, 359, 351, 364, 387.
 Doctordiplom 379.
 Doctoreid 364.
 Doctoren-Collegium 361, 364.
 Doctortitel 309, 376.
 Doctors, Rechte eines 364.
 Döffingen, Schlacht bei 728, 724.
 Doesburg 559.
 Domänialgüter 187.
 Domburg in Seeland 559.
 Domesdaybook 187.
 Dominicaner 77, 161, 174, 310, 311, 312, 313, 318, 319, 321, 322, 323, 325, 334, 335, 339, 344, 346, 348, 377, 380, 385, 390, 417, 752, 785, 787.
 Dominicanerinnen 350.
 Dominicus, heil. 182, 389, 690.
 Dom von Köln 7.
 Don 553.
 Donar 209, 216.
 Donati, Familie 50, 51.
 Donato, Corjo 51, 63, 64.
 Donau 489.
 Donauwörth 557, 702.
 Don-Quichotte 223.
 Donna Maria 478.
 Doppeladler 819.
 Dore 50.
 Doria, Familie 418.
 — Schiffsführer 458.
 Dornach, Schlacht bei 720.
 Dornbirn 714.
 Dorpat 559.
 Dortmund 553, 557, 559.
 Dortrecht 558, 559.
 Douai 62, 82, 101, 446, 649.
 Douglas, James „d. schwarze“ 192—194, 441.
 — Archibald 241, 640 f.
 — Familie 262.
 Dower 177, 795.
 Dragasch 494.
 Drama in Deutschland 245.
 — fehlt den Arabern 287.
 — in Frankreich 259.
 Dreieinigkeit 266, 340, 518.
 Dreuz 676.
 Drontheim 182.
 Drosendorf 22.
 Schabariten 283.
 Dschagatai 529, 531.
 Dschami 512.
 Dschalaleddin Rumi, Newlana 512, 514, 516, 518, 519, 520, 521, 525.
 Dschemal Eddin, Schönschreiber 502.
 Dschemschids Wunderbecher 204.
 Dschesirah 501.
 Dscheten 531.
 Dschingis 531, 540.
 Dschihantimur, Präsident 526.
 Dschingischan 488, 501, 502, 513, 522, 525, 526.
 Dschordschan 276, 283.
 Dschuneid 544.
 Dublin 896, 636.
 „Du Brut“ 202.
 Ducaten 476.
 Duderstadt 559.
 Dünbar 488.
 Düren 557.
 Dürenkrut 24.
 Dürrenteufel 739.
 Duisburg 557, 559.
 Dumfries 186, 442.
 Dunbar 191.
 — Schlacht bei 184.
 Dunblane 181.
 Dundaff, Schlacht bei 192.
 Dunfermline 182.
 Dunsfeld 181.
 Dunois, Bastard 660.
 Duns Scotus 323, 333, 418.
 Durand, Wilhelm 335.
 Durazzo 481, 487, 649, 652, 695, 696, 697, 704.
 Dynastien, deutsche 552 ff.
 Eberhard von Württemberg der Erlauchte 133.
 — „der Greiner“ 36, 132, 137, 138, 151, 153, 548, 564, 701—703, 713, 723 f., 741.
 — Priester 247.
 Ebersteiner Fehde 703.
 Eberstein, Grafen von 554.
 Ebu Saaid 506; s. Abu Saaid.
 Eckbert, Bischof von Bamberg 31.
 — II. von Neuburg-Pfütten 30.
 „Eden Ausfahrt“ 215.
 Eckhart, Meister 339, 342, 347, 348, 349, 350.
 „Edda“ 215, 227.
 Edeßali 489.
 Edinburgh 181, 184, 190, 194, 573, 640.
 Edmund der Märtyrer 374.
 — Erzbischof von Canterbury 174.
 — Prinz, Bruder Edmunds I. 57, 58.
 — — Sohn Heinrichs III. von England 175.
 Edua, Rumanin 37.
 Eduard I. von England 36, 55, 57—59, 61 f., 88, 117, 123, 177—179, 183, 189, 310.
 — II. von England 58, 62, 104, 181, 188, 385, 441 f., 630, 632, 635.
 — III. von England 194 f., 202, 211, 262, 441—446, 452, 453, 455, 457—460, 547, 571, 572, 573, 582, 583, 599, 609, 612, 617, 619, 620, 621, 622, 626, 628, 632, 633, 638, 643, 668, 670.
 — von Schottland, Baliof 58, 442.
 — von Winchester 176.
 — von Windsor 195; s. s. Eduard III.
 Effaleddin Hafaiti 511.
 Eger 11, 21, 22, 23, 119, 133, 136, 137, 404, 725, 815, 820, 826.
 Ego von Brigen 33.
 Eibek, Sultan 527.
 Eichhorn 285.
 Eichstädt 439, 555, 715.
 Eid von Lausanne 20, 73, 125, 154, 456.
 Eidgenossenschaft 189, 407, 715—722, 756.

G.

Ebbe und Flut 274, 326.
 Ebbo von Rügnacht 141.
 Eberndorfer, Thomas 822.
 Eberbach 557.

- Einbeck 559.
 Einhard 212.
 Einkommensteuer 572.
 Einsiedeln 140, 406.
 Eisschale, Gräfschaft im 29.
 Eisenach 211.
 Eiserne Krone 156.
 Eisleben 165.
 Ejjubiden 527.
 Effehards Kaisergeschichte 402.
 Effehardus Roth 212.
 Effase 265, 266, 267, 285.
 Elba 45.
 Elben 206.
 Elbing 559.
 Elburg 559.
 „Elemente“ 276.
 Eleonore von Aragonien-
 Cypern 682.
 — von Aquitanien-England
 202.
 — von Castilien-Aragon, Ge-
 mahlin Alfonso IV. 589,
 604, 608, 617.
 — Tochter Pedros IV. von
 Aragonien, Gemahlin Jo-
 hannis I. von Castilien 617.
 — von Provence, Gemahlin
 Heinrichs III. von Eng-
 land 174.
 — von Montfort-Leicester,
 Schwester Heinrichs III.
 175.
 Elias 209.
 Elisabeth, heil. 555.
 — das Leben der heil.“ 211.
 — von Aragonien, Gemahlin
 Friedrichs d. Schönen 406,
 420.
 — von Bayern-Hohenstaufen
 Mutter Konradins 34.
 — von Großpolen-Böhmen,
 Gemahlin Wenzels II. und
 Rudolfs 130, 134, 136 f.
 — von Böhmen, Schwester
 Wenzels III., Gemahlin
 Johanns von Luxemburg
 134, 137, 149, 151 f.
 — von Böhmen-Ungarn-
 Österreich, Tochter Sigis-
 munds, Gemahlin Kaiser
 Albrechts II. 756, 826.
 — von Bosnien-Ungarn, Ge-
 mahlin Ludwigs des Gro-
 ßen 386, 704—707.
 — von Burgund-Habsburg,
 zweite Gemahlin König
 Rudolfs 86.
 — von England, Königin 385.
 — von Luxemburg, Tochter
 Johanns von Görlitz, Er-
 bin von Luxemburg 780.
 Elisabeth von Polen-Ungarn,
 Gemahlin Karl Roberts
 477, 478.
 — v. Pommern-Luxemburg,
 Karls IV. vierte Gemahlin
 687.
 — von Tirol-Andechs-Girsch-
 berg 32, 33.
 — von Tirol-Österreich, Ge-
 mahlin Albrechts I. 34,
 122, 146, 565.
 — von Ungarn, Gemahlin
 Stephans V. 14.
 — — Tochter Andreas' III.,
 Braut Wenzels III. 120,
 130, 131, 136.
 — v. Ungarn-Bayern, Tochter
 Belas IV., Gemahlin Hein-
 richs von Bayern 475.
 — von Birneburg 403.
 Elischa ben Abuja 289.
 Elisir 327.
 Ellwangen 554.
 Elne, Bischof von 391.
 Elsaß 14, 15, 114, 117, 120,
 209, 250, 312, 421, 475,
 552, 563, 564, 714, 796.
 Eltwil 548.
 Elymais 291.
 Elz 120.
 Emanation 282, 284, 299,
 303, 304, 515.
 Embrun 73.
 Emden 559.
 Emeja 502, 527, 528.
 Emire 490, 526.
 Emmerich 559.
 Empirismus 327, 336.
 Emps 211, 247.
 „Emunot-We-Deot“ 295.
 Enchiklopadie 164, 269, 274,
 276, 310, 325.
 Endingen 557.
 Endreim 209.
 „Eneit, bin“ 203, 228, 234.
 Enkenfel, Janzen 247.
 Engadin 29, 32.
 Engel 299.
 Engelberg 140.
 Engelbert de Argentina 312.
 — I. von Görz 83.
 — II. von Köln 402.
 — III. von Köln 14, 247.
 Engelsburg 467, 687, 695,
 731.
 England 7, 8, 20, 36, 45,
 57, 58, 59, 62, 63, 73,
 96, 117, 171—197, 199,
 200, 211, 217, 241, 245,
 256, 257, 258, 262, 271,
 297, 323, 359, 367, 394,
 432, 439, 441—446, 449,
 450, 451, 452—455, 457
 bis 460, 472, 547, 558, 570
 bis 575, 599, 609, 617,
 618, 622, 652, 656, 663,
 688, 693, 744, 751, 762,
 775, 777 f., 795.
 Engländer in Paris 373, 374.
 Enguerrand de Coucy 697.
 — de Marigny 95, 102 f.
 Enit (Eneit) 203, 228, 234.
 Enshuizen 559.
 Enns 4, 22, 437, 447.
 Ennsthal 109.
 Ensisheim 121.
 Entlibuch 717.
 Entremets 260.
 Enveri 509, 510, 511.
 Epaminondas 678.
 Epen, kirchliche 210.
 Ephejus 537.
 Epistates, neuer 501.
 Epirus 484.
 Eppoe 201.
 Epos, christliches (geistliches)
 209, 212.
 — deutsches National- 212.
 — fehlt den Arabern 287.
 — französiches 201.
 — der Gottesliebe 348.
 — das höfische 227, 232, 235.
 Eppan, Grafen von 29, 33.
 Eppensteiner 13, 39, 138.
 Eppingen 557.
 Eppstein 554.
 Erasmus von Rotterdam 321.
 Erbach 554.
 Erbfolge im Mannsstamm
 104.
 Erbvereinigungsvertrag zwi-
 schen Österreich, Böhmen
 und Ungarn 567.
 Erbvertrag zwischen Wenzel
 und Sigismund 709.
 — zwischen Sigismund und
 Habsburg 710, 738.
 Erdbeben 472.
 „Ere und Eneit“ 203, 228.
 Eremiten, des Papstes Celestin
 416; s. Celestiner-Ere-
 miten.
 Erfahrungserkenntnis 327.
 Erfurt 35, 37, 253, 386, 473,
 557, 559, 763, 766.
 Erich von Norwegen 183, 560.
 Erkenntnisvermögen 275.
 Ernst von Steiermark „der
 Eiserne“ 740, 796, 800.
 — von Kirchfeld 247.
 Erranz, Jean 257.
 Ertooghul 488, 489, 534.
 Erosius, Abt 268.
 Eichborn 724.

Eichenbach 133, 139, 150, 221,
222, 226, 228, 229, 234,
236, 248; vergl. Wolfram
von Eichenbach.
Eichenloer 253.
Eichref von Lâbris 526.
Eiselsbrücke 336.
Esra 290, 302.
Essedi aus Tus 508.
Essener 288.
„Essenzen der Substanz“ 517.
Esser 622.
Esireddin 511.
Eßlingen 35, 407, 557, 564,
713.
Eßlyt 203.
Ete 84, 338, 678.
Eampes 583.
Etats généraux 68.
Ettelin, Petermann 141, 144,
253.
Eu, Graf von 499, 570.
Eugen III. 266, 267, 399.
— IV. 383, 397, 816, 817,
819.
Euklides 274, 276, 316.
Europa 536.
Euphrat 88, 489, 528.
Eustache de Saint-Pierre 460.
Evangelienharmonie 209.
Gesham, Schlacht bei 178.
Ebora, Vertrag von 212.
Ebreux, Grafen von 104, 571.
Ewhadabdin Enveri 507, 509.
Ewigkeit der Materie 317.
— der Welt 284, 377.
Examen 364.
Expectanzen 432.
Experiment 325.
Ezzelin 34, 382, 388.

F.

Fabliaux 258.
Fablirs 258.
Fachreddin Binakiti 525.
Facultät der Artisten in Paris
370.
— in Padua 381.
— in Paris 369.
Fabrique (Friedrich), Sohn
Alfonso XI. 600, 603.
Faenza 377.
Falaife, Vertrag von 181.
Falten 9.
Falle 739.
Faltenberg 444, 556.
Faltenbund 714.
Faltenstein 553, 554.
Falkitz, Schlacht bei 62, 185.
Falkstaf 642.
Farakdj 534.

Faroer-Inseln 215.
Fars 501, 502, 523.
Farthings 187.
Fastnachtspiele 245.
Fasttage 74.
Fatalisten 284.
Fata Morgana 326.
Fatima, Tochter Bajesids 541.
Faulsch 765.
„Faust“ 230.
Fehderecht 562, 714.
Fehme 722.
Feldkirch 714, 743.
Felek Danneh 204.
Felix, Balthasar von 143.
Felsberg in Böhmen 225.
Feltre 11, 29, 714, 729.
Ferdinand I. von Aragonien
777.
— II. von Aragonien 784.
— von Aragon, Infant 603,
609, 610.
— III. von Castilien 389.
— IV. von Castilien 97, 389,
590, 591.
— der Katholische 397.
— von Portugal, Infant 608.
Ferentino 695.
Fergana 511.
Ferialzeit in Bologna 363.
Ferideddin Altar 516.
Ferid Ratib 510.
Fermo 396.
Ferrara 84, 262, 383, 678, 775.
Ferrarini, Guido 363.
Ferretus von Vicenza 81, 99.
Feuchtwangen 557.
Feudal-Thrannei 602.
Feuerprobe 476.
Fez 298, 606.
„Fiammetta“ 478.
Fieschi, Familie der 20, 413.
Fife 510.
Filastre, Wilhelm 777.
Fisloque 17.
„Filocop“ 478.
Finnland 558.
Firdusi 508, 512.
Firmin, heil., von Amiens 374.
Fischamend 11.
Fitero 613.
Flagellantismus 474.
„Flagitiosum scelus“ 79.
Flamänder 72, 445.
Fländern 58, 59, 61, 62, 63,
65, 71, 72, 73, 82, 101,
103, 104, 117, 179, 203,
241, 262, 443, 444, 446,
453, 454, 459, 460, 553,
558, 579, 580, 583, 584,
618, 619, 646—652, 666,
763.

Fleckenstein 554.
Flegetanis 204.
Fleury 234.
Flint 637.
Floren 476.
Florenz 45, 47, 49, 50, 51,
63, 64, 65, 81, 100, 154,
155, 157, 159, 160, 161,
162, 167, 169, 170, 315,
328, 392, 393, 396, 426,
456, 473, 478, 480, 678,
680, 689, 690, 691, 694,
729, 738, 746, 751, 754,
757, 780, 782, 818.
Floriz, Joachim von 468.
Flotte, castilisch = französische
620.
— französische 446, 630.
— Pierre 66, 67, 68, 69, 72.
Foix, Grafschaft 65, 263, 483,
581.
Folco Portinari 163.
Folietta, Uberto 46.
Foltestone 643.
Folz, Hans 245.
Fonbi 320.
Fontainebleau 102.
Fontaines, Gottfried von 323.
Forgach, Blasius 706, 707.
Forli 633, 752.
Forlimpopoli 633.
Formalismus 334.
Formelweisen des Islam 516.
Fortuna, Flüßchen 592.
Forsanuova 321.
Fostat 298.
Fouché 102.
Fouquier-Tinville 102.
Fournier, Jakob 433.
Franche-Comté 618.
Franciscaner 42, 53, 54, 254,
309, 312, 313, 315, 323,
324, 329, 334, 336, 380,
385, 411, 416—418, 431,
438, 473, 485, 658.
Franciscaner-Missionäre 331.
Franciscus, heil. 53, 251, 320f.,
416.
Frank von Rön 350.
Franken, Land 31, 149, 221,
222, 700, 725, 815.
— die 84, 146, 198, 234,
254, 568.
— Herzoge von 555.
Frankenreich 23.
Frankfurt am Main 7, 14, 16,
36, 37, 114, 116, 120,
121, 122, 146, 148, 149,
152, 397, 405, 439, 445,
451, 548, 557, 561, 686,
713, 714, 724, 727, 786,
814.

- Frankfurt an der Ober 559.
 Frankreich 20, 31, 41, 43, 45,
 58, 59, 117, 119, 123,
 126, 155, 167, 185, 199,
 201, 218, 270, 271, 297,
 301, 311, 394, 415, 427,
 431, 432, 437, 439, 441
 bis 446, 449, 450, 452
 bis 455, 457—460, 494,
 498, 503, 547, 570 bis
 588, 609, 610, 612, 619,
 622, 626, 632, 635, 642,
 650, 681, 686, 688, 689,
 693, 695, 697, 705, 713,
 729, 730, 735, 736, 744,
 749, 751, 775, 777, 780,
 785, 795, 813.
 Frankon, Stephan von 180.
 Franz von Assisi 318, 328, 345.
 — von Carrara 486, 569.
 Franzensfeste 33.
 Franzosen 199, 373, 384, 568,
 778.
 Frazer 186.
 Fraterherren 352.
 Fraticellen 335, 349, 627.
 „Frauenbuch“ 223.
 „Frauendienst“ 202—204, 205,
 217, 218, 219, 223, 239.
 „Frauendienst“ des Ulrich von
 Dichenstein 223.
 Frauenlob 244.
 Frauenmünster in Zürich 140.
 Frau Venus 225.
 Fredegar 207.
 Freiberg 116, 232.
 Freiburg im Breisgau 120,
 244, 312, 315, 350, 397,
 557, 714, 720, 781.
 Freis 411.
 Freilehner 176.
 Freising 29, 398, 443, 554,
 556.
 Freistädte in Ungarn 711.
 Freitenberger 143.
 Fremde in Ungarn 709.
 Friaul 28, 33, 122, 236.
 Friedberg 557.
 Friede zu Cham 8.
 — der böse 721.
 Friedrich I. Barbarossa, Kaiser
 2, 30, 126, 155, 217, 221,
 227, 267, 318, 338, 398,
 399, 400, 401, 555.
 — II., Kaiser 1—4, 7, 15,
 32, 37, 38, 107, 108, 115,
 125, 140, 145, 149, 172,
 174, 222, 236, 238, 305,
 310, 318, 319, 375, 376,
 377 f., 387, 388, 394, 402,
 406, 552, 555.
 — III., Kaiser 387, 327.
 Friedrich I. von Babenberg-
 Österreich 27, 221.
 — II. von Babenberg-Öster-
 reich der Streitbare 1, 3
 bis 5, 34, 225.
 — von Baden 12.
 — I. von Habsburg-Österreich,
 „der Schöne“, deutscher
 König 100, 122, 136, 137,
 146 f., 149, 150, 159, 338,
 403—421, 427.
 — III. von Habsburg-Öster-
 reich 713.
 — IV. von Habsburg-Öster-
 reich-Tirol „mit der leeren
 Tasche“ 241, 742, 775,
 779, 796, 799, 813.
 — III. von Hohenzollern-
 Nürnberg 16.
 — VI. von Hohenzollern-
 Nürnberg (als Kurfürst
 von Brandenburg Fried-
 rich I.) 755, 783, 815.
 — I. v. Hohenstaufen-Schwa-
 ben 393.
 — von Hohenstaufen-Öster-
 reich, Enkel des Kaisers
 Friedrich II. 3.
 — von Baden-Österreich 12.
 — von Bayern 704.
 — von Braunschweig 736.
 — Tuta von Meissen-Lands-
 berg 116.
 — von Thüringen = Meissen
 „der Ernsthafte“ 410, 547,
 555.
 — — „der Streitbare“, Kur-
 fürst von Sachsen 811.
 — von Thüringen-Österreich,
 „der Strenge“ 555.
 — von Thüringen „mit der
 gebissenen Wange“ 116,
 136, 137, 555.
 — I. v. Sicilien (Trinakrien)
 51, 53, 73, 160, 426, 588,
 688.
 — von Wettin 12, 21.
 — von Salzburg 21.
 Friesach 109.
 Friesland 124, 410, 553.
 Friesland 235.
 Frohnleichnamshymnen 321.
 Froissart 259, 262—264.
 „Fruchtgarten“ 522.
 Fünffkirchen 386, 387, 437,
 708.
 Fürst, Walthar 144.
 Fürsten, deutsche 244, 449 bis
 451, 551, 569, 712, 722,
 725, 730, 741.
 Fürstenberg 554, 720.
 Fürstenbund 449.
 Fürstentfeld, Kloster 408.
 Fürstentag zu Eger 119.
 — in Fulda 136.
 — zu Renfe 404.
 Fürstenthümer, deutsche 552.
 Fürstenverschwörung des Jah-
 res 1192 2.
 Füssach 714.
 Füßen 406.
 Fueterer, Ulrich 253.
 Fulda 136, 209, 401, 555.
 Fumone 44.
 Fuorusciti 153.
 Furnes 61.
- G.
- Gabai 291.
 Gabriele de Bergo 257.
 Gaddi 162.
 Gaeta 731, 754.
 Gaetani, Familie 44.
 — Franz, Cardinal 79.
 Galanterie 205.
 Galanti 205.
 Galeazzo I., Visconti 413,
 423.
 — II., Visconti 393, 584,
 680, 751.
 Galenus 277.
 Galicien 612.
 Galizien 9, 483, 486, 707;
 vergl. Galicz.
 Gall 205.
 Galliker 359.
 Gallipoli 493.
 Gamaliel ben Jehuda, Nassi
 291.
 — Nassi, Vater des Nassi
 Simon 233 f.
 Gammelndorf, Schlacht bei
 404, 405, 409.
 Gams 743.
 Gandersheim 247.
 Ganges 530, 533.
 Gaon (Plural Geonim), Titel
 294 f. 302.
 Garab, Palatin Nikolaus 704,
 706 f., 711.
 Gardelegen 559.
 Garsten 401.
 Gasconne 58, 60, 62, 172,
 174, 175, 184, 583, 685.
 Gasconner 81, 618, 689.
 Gascoigne 641, 643.
 Gastles Bräule 256.
 Gaugamela 233.
 Gauerfassung 552.
 Gavelton, Peter 188—190,
 193, 441.
 Gawan 225.
 Giza 473.

Gazna, Gaznaviden, *siehe*
 — Ghasna, Ghasnaviden.
 Gazzalah 283.
 Gebhard von Hirschberg 33.
 Gedächtnisstärke 267.
 „Gedicht von der Pilgerschaft“
 259.
 Geheimlehre, jüdische 295.
 Geist und Materie 300.
 Geistlichkeit, deutsche 244.
 — *siehe* Clerus.
 Geißler 255, 338.
 Geldern 53, 113, 444, 553,
 559, 619, 653.
 Geleitsbrief 773, 787, 789,
 790.
 Gelnhausen 557.
 Gektar, Herr 223.
 Gemara 290.
 Gemeinen, Haus der 641, 643.
 Gendisch 511, 512.
 General-Intendanten 572.
 Genf 396, 693, 783.
 Gengenbach 557.
 Genin 200.
 Genossenschaftsbildung 359.
 „Genovefa, Herzogin von Bra-
 bant“ 211.
 Gent 62, 315, 443, 453, 454,
 620, 646, 647, 649, 650,
 651, 652, 665.
 Gentilis von Montefiore 475.
 Genua 45, 46, 156, 158, 160,
 332, 397, 413, 436, 473,
 486, 494, 495, 588, 656,
 678, 680, 691, 698, 729,
 730, 736, 747, 749, 751,
 756, 780.
 Geonim (Gaon) 294 f., 302.
 Georg, heil. 211.
 — Ruf Brankowitsch 314.
 Georgien 527, 532, 533, 535,
 541.
 Gerhard von Meria 424.
 — von Bologna 323.
 — von Eppenlein-Mainz 39,
 113, 119, 123, 138.
 „Gerhart“ 234.
 Gerhoh 401.
 Gerichtbarkeit, fürstliche 551 f.
 Gerlach, Abt von Mülhhausen
 in Böhmen 401.
 — von Mainz 455.
 Germanen 205, 208.
 Germersheim 39, 557.
 Gernrode 555.
 Geroldsack 554.
 Gerona 56, 391.
 Gerlau 145.
 Gerlon 259, 264, 328, 336,
 337, 665, 732, 734, 748,
 777, 778, 781, 794, 800.

Gertrud, Gemahlin Rudolfs
 36.
 Gertrude von Meran 31.
 — von Babenberg-Osterreich
 5, 12.
 Gertrudis, Heilige 165.
 Geißlerweisen 473 ff.
 „Geschichte der Stadt Breslau“
 253.
 Geschichtschreiber in Frankreich
 260.
 Geschichtschreibung in Deutsch-
 land 249, 398 ff.
 — persische 512.
 Geschütze 459.
 „Gesellschaft der lauterer Brü-
 der“ 272.
 Gesetz, mosaisches 294.
 — zweites 289.
 Gesetzesammlung des münd-
 lichen 289.
 Geßler, Familie 143—145.
 Ghafan, Nchan 504, 505,
 506, 522, 528.
 Ghafelen 519, 522.
 Ghafna 511.
 Ghasnaviden 505, 508, 511.
 Gherardeſca 46.
 Ghibellinen 15, 45, 47, 50,
 51, 53, 56, 63, 64, 153,
 155, 160, 161, 167, 169,
 221, 237, 238, 412, 413,
 414, 422, 423, 424, 426,
 432, 679.
 Ghureba 491.
 Giacopone 52, 53, 54.
 Gian Galeazzo; *siehe* Giovanni
 Galeazzo.
 Giano della Bella 48, 49.
 Gibraltar 592, 593, 594, 595,
 598.
 Gien, Bund zu 661.
 Giengen 557.
 Gilani 283.
 Gilbert de la Porrée 266, 271.
 Gilding 30.
 Gildhalle 558.
 Giordano Bruno 321.
 Giotto 162.
 Giobacchino Giani 478.
 Giovanni Visconti, Erzbischof
 und Herr von Mailand
 436, 679.
 — Galeazzo Visconti 393,
 698, 729, 746, 753.
 Giralbus, Wäliser 367.
 Giuma, Tag 597.
 Glarus 422, 715, 716, 721,
 742.
 Glasgow 181.
 Gläuben und Wissen 277, 281,
 300, 317, 335.

Gleichen, Grafschaft 555.
 Glendower 641.
 Glischeſare, Heinrich der 207.
 Gloucester, Gilbert 178.
 — Humphred von 677.
 — Thomas von 630—634.
 — Stadt 171.
 Gloucestershire 309.
 Glogau 129, 130, 556.
 Gmünd 549, 557, 702.
 Gnejen 130.
 Gölheim, Schlacht von 63,
 121.
 Görlich 427, 700, 727 f., 730.
 Görres 204.
 Görz, Grafschaft 22, 28, 33 f.,
 137, 565, 568.
 Goethe 230.
 Göttingen 553, 559.
 Golah 290.
 Goldast 141.
 Goldene Bulle für Deutschland
 551, 561 bis 564, 569,
 699, 700, 702, 703, 760.
 — — für Ungarn 482.
 Goldentron, Kloster 10.
 Goldmacherkunst 275.
 Golsnow 557.
 Gonsaloniere 49, 680, 754,
 757.
 Gongaga, Familie 678.
 — Ludwig, 436.
 Gorigos 682.
 Gortum 559.
 Gouau 118.
 Goslar 247, 557, 559.
 Gothif 208.
 Gothland 559.
 Gott und die Welt 272, 280,
 317, 340.
 Gottes Dasein 275.
 Gottesdienst 218.
 Gottesfreund im Oberland 344.
 Gottesfreunde 338, 350, 441.
 Gottesgeburt im Menschen
 342.
 Gottfried von Bouillon 681.
 — von Fontaines 323.
 — von Hagenau 231.
 — von Monmouth 202.
 — von Rifen 223.
 — von Straßburg 221, 227,
 231, 232.
 — von Viterbo 401.
 Gottlieben 782, 788.
 Gottmenſch 342.
 Grabe, theologische 271.
 Grafenberg 232.
 Grafschaftsrechte 552.
 Graßbach 554.
 Gralsage 202 ff., 231, 232.
 Graltempel 568.

- Grammatik, arabische 287.
 Grampianberge 187.
 Gran 130, 475, 500, 706, 711.
 Granada, Königreich 591 bis
 599, 606–608, 611 f., 615.
 — Stadt 241, 285, 591, 593,
 608.
 Graubünden 756.
 Gravenberg 229, 232.
 Graz 9, 21, 109, 740.
 Gregor VII. 41, 146, 201,
 231, 484, 758.
 — IX. 173, 370, 372, 376,
 377, 383.
 — X. 17, 18, 19, 20, 43,
 47, 53, 102.
 — XI. 363, 384, 392, 396,
 621, 627, 688, 689, 690,
 691.
 — XII. 388, 748, 764, 765,
 766, 767, 776, 777–783.
 — XIII. 326.
 — XV. 314.
 — XVI. 348.
 — Bobob, Primas 130.
 — der Große 321, 758.
 — von Heimburg 551.
 — von Razianz 320.
 — von Rimini 336.
 — auf dem Stein, der hei-
 lige“ 211, 228.
 — von Tours 212.
 Greifenstein, Grafen von 29.
 Greißwalbe 397, 559.
 Greinemeister 739.
 Grénoble 384.
 Griechen 9, 13, 17, 205, 213,
 286, 573, 558, 568.
 — in Paris 373.
 Griechenland 261, 297, 472,
 501.
 Griechische Sprache 324, 325.
 Griechen (Griesen) 559.
 Griffina 129.
 Grimaldi, Familie 413.
 — Schützenführer 458.
 Grimm, Jakob und Wilhelm
 214, 216, 228, 245, 252.
 Grimoard, Wilhelm 681.
 Griffler, Landvogt 141.
 Grödenenthal 221.
 Gröningen 557, 559.
 Grönland 473.
 Groß 559.
 Groot, Gerhard 349, 350, 353.
 Grosmont 642.
 Großalmojenier 336.
 Großen, die, in Castilien 590.
 — vergl. Adel und Barone.
 Großinquisitor von Frankreich
 89.
 Großmogul 541.
 Großpolen 129, 130.
 Großpræceptoren 97, 98.
 Großvisitator 98.
 Großwardein 827.
 Grubenhagen 553.
 Grüningen 36.
 Grünthal, Kloster 349, 352.
 Grumbach 99.
 Gudrun 213, 216, 217.
 Gudulafirche 349.
 Gubern 533.
 Guernica, Eiche von 603.
 Guesclin, Bertrand du 585
 bis 588, 610 ff., 614 bis
 616, 619–621, 644.
 Güns 109.
 Günther, König der Burgun-
 der 213.
 Güssing 23, 39, 109, 118.
 Gugel 248.
 Gugelherren 352.
 Guido de Columna 234.
 — von Flandern 58, 61, 65,
 72, 82, 117.
 — Legat 384.
 — von Montefeltro 46.
 — von Ezara 360.
 — della Torre 155, 156.
 Guienne 57, 58, 62, 73, 179,
 184, 188, 194, 288.
 Guillaume d' Auvergne 309.
 Guines 583.
 Guinebra 203.
 Guispucoa 613.
 „Gulistan“ 522.
 Gundolbingen 719, 720.
 — von Schwarzburg 548.
 Guntram der Reiche 15.
 Gur-Chan 531.
 „Gutentag“ 72.
 Gutenstein 421.
 Gutier Fernandez 605.
 Gutta von Böhmen-Frankreich,
 Tochter Johanns von Böh-
 men, Gemahlin Johanns
 des Guten 410, 431.
 — von Habsburg = Böhmen,
 Tochter Rudolfs, Gemahlin
 Wenzels II. 22, 26, 115.
 — (Jutta) von Böhmen-
 Kärnten, Schwester Wenzels
 I. 9.
 Guyenne 445, 453, 571, 583,
 618, 621, 638, 657.
 Guzman, Leonor de 599 f.
 Gwenhivar 203.
 Gynrich 444.
 H.
 Habsburg, Haus 14, 136 f.,
 140, 145, 146, 149 f., 403,
 427, 437, 446, 485, 554,
 565, 568, 569, 709 f., 713
 bis 715.
 Habsburg-Laufenburg 422.
 — Rothringen 15.
 — Schloß 15, 780.
 Hadam, Titel 289.
 Hachberg 554.
 Hadamar von Lober 240.
 „Hadita“ 511.
 Hadloub, Johannes 226.
 Hadrian, Kaiser 288.
 — IV., Papst 267, 399.
 — V. 20, 47.
 Hämus 489, 542.
 Hafis 507, 523, 524, 525.
 Hafise 524.
 Hagen, Godefrid 247.
 — Held 215.
 Hagenau 8, 112, 114, 118,
 231, 557, 714.
 Hagenauer Vertrag 427.
 Hagenbach 557.
 Hague, Cap la 457, 664.
 Haigerloch 714.
 „Haimonsfinder, Geschichte der
 vier“ 201.
 Hainburg 5, 23, 421.
 Haitbo, Mönch 88, 502.
 Hafem II., Chalife 278.
 Halacha 294.
 Halam, Robert 797.
 Halberstadt 267, 553, 559.
 Halbpennies 187.
 Halbfütterches Siegeslied 718.
 Halicz, 5, 11, 128; vergl.
 Galizien.
 Halidonhill, Schlacht bei 442.
 Hall 557, 702.
 Halle in Sachsen 559.
 Hallstadt 714.
 Hallucination 515.
 Hallwyl 720.
 Hamadan 277, 504.
 Hamadrhaden 206.
 Hamah 528.
 Hamala 287.
 Hamburg 6, 557, 558, 559,
 560.
 Hamballah, Mevusi, Geschicht-
 schreiber 507, 526.
 Hameln 559.
 Hamerken von Kempen, Tho-
 mas 350.
 Hamn 559, 560, 663.
 „Hammer der Irlehrer“ 336.
 Hammersleben 267.
 Hanau 554.
 Handelsplätze 558.
 Handfeste, goldene 5.
 Handfesten von Steiermark
 109.

- Hannover 559.
 Hans, der Starke 206.
 Hansa 6, 186, 557, 569, 715.
 Hanfstage 559.
 Harald, Blauzahn 142.
 Harasser, Walther 763.
 Harcourt 572.
 Harderwyk 559.
 Harse 209.
 Hartke 663, 671.
 Hartlingen 559.
 Harmonie der Sphären 519.
 Harran 275.
 Harry Lancaster 642.
 Hartlenus de Marca 386.
 Hartmann von Aue 211, 221, 227, 231, 232
 — Sohn Rudolfs I. 34, 36, 37.
 Hartneid von Bettau 9.
 — von Stadel 112.
 — von Wildon 21.
 Harun al Raschid 273, 532.
 Harz 555.
 Hasan, der große 525, 526.
 — der kleine 523.
 — der Janitscharen-Aga 543.
 Haselauer 25.
 Haselbach 822.
 Hasenburg 718.
 Hassan Sabbah, Assassine 509.
 Hasselt 559.
 Hastings 177, 199.
 Hassi 512.
 Hassem 559.
 Hausgesetz, österreichisches 568.
 Hauska, Martinek 809.
 Hausprivilegien, österreichische 563.
 „Hausteufel“ 74.
 Havelberg 556.
 Hawardyn 180.
 Hebräisch 324, 325, 377.
 Hebriden 182.
 Hedinger 143.
 Heidschra 284.
 Hedwig von Ungarn-Polen 395, 709.
 Heer, stehendes 490.
 Heerbannrechte 552.
 Hegau 346.
 Hegel 323.
 Heidelberg 336, 385, 763, 782.
 Heidelberger Stallung 715.
 Heidelsheim 557.
 Heilbrunn 557, 702.
 Heiligenlegenden 211.
 Heilige Schrift 772, 794.
 Heiliges Land 18, 74, 675, 683.
 Heilmann von Worms 335.
 Heimsberg 444.
 Heinrich II., Kaiser 15.
 — III., Kaiser 401.
 — IV., Kaiser 398, 400.
 — V., Kaiser 398, 400.
 — VI., Kaiser 2, 220, 232, 401 f.
 — VII. von Luxemburg, Kaiser 84, 100, 138, 146, 153 ff, 157, 159, 161, 169, 403, 405, 410, 412 f., 456, 461, 468, 680.
 — VII., röm. König, Sohn Friedrichs II. 1, 3, 5, 172, 222.
 — II. von Castilien 617, 620, 644.
 — III. von Castilien 734.
 — I. von England 202, 558.
 — II. von England 179, 181, 182, 270.
 — III. von England 7, 171 bis 179, 182, 324, 385, 638.
 — IV. von England, von Lancaster 637—643, 663, 814.
 — V. von England 638, 666, 795.
 — VI. von England 677.
 — VIII. von England 102.
 — von Admont 109.
 — IV. von Andechs-Meran 31, 32.
 — I. von Anhalt 555.
 — II. von Anhalt 555.
 — „der Arme“ 211, 228.
 — II. von Babenberg-Österreich, Kasimirgott 150, 398, 399.
 — von Babenberg-Österreich-Mödling 224.
 — von Basel 24.
 — I. von Bayern, Nieder- 4, 8, 11, 22 f.
 — III. von Bayern, Nieder- 431.
 — III. von Brandenburg, Markgraf 410.
 — I. von Breslau 128.
 — II. von Breslau d. Fromme 128.
 — IV. von Breslau 129, 220.
 — von Calcar 350—351.
 — von Freiberg 232.
 — von Gent 322.
 — der Glöckerei 207.
 — von Glogau 129, 180.
 — von Görz 33.
 — von Habsburg-Österreich „der Freundliche“ 403, 409, 410, 413.
 — von Hereford 634, 636.
 Heinrich von Hessen, der ältere 336.
 — I. von Kärnten, Arnulfside 13.
 — v. Kärnten-Tirol-Böhmen 122, 134, 136 f., 146, 151, 152, 153, 403, 430, 437.
 — der Knoderer 39.
 — von Köln 350.
 — von Langenstein 395.
 — von Lauer 427.
 — III., Graf von Luxemburg, später Kaiser Heinrich VII. 147.
 — V. von Mecklenburg 527.
 — Meister 377.
 — Monmouth 642.
 — v. München, Chronist 247.
 — von Osterdingen 213, 226.
 — von Oyta 336.
 — von Prag 2.
 — der Preiser 10.
 — von Ribach 226.
 — von Schwarzburg 234.
 — Sohn Richards von Cornwallis, Prinz 177.
 — von Sachsen-Braunschweig „der Löwe“ 217, 399, 401, 553.
 — von Taufers 32.
 — der Zeichner 240.
 — von Thalheim 418.
 — Raspe von Thüringen 1, 107, 247.
 — III. von Thüringen-Meißen „der Erlauchte“ 4, 244, 247, 555.
 — IV. von Thüringen „der Enterbte“ 116.
 — von Trastamara, später Heinrich II. von Castilien 262, 600, 603, 604, 608, 609, 610, 612, 613, 689.
 — von Welfe 220 f., 231, 234.
 — von Wittenburg 133, 439, 455, 547.
 — von Winchester 814.
 Heinrichs IV. von Frankreich Reiterbild 99.
 Heinzeln von Konstanz 240.
 Heißhorn 640.
 Heisterbach 402.
 Heitor 235.
 Heßling, Siegfried 240.
 „Heldenbuch, das“ 216, 241.
 Heldenbucht 198, 201.
 Heldenlied 212.
 Helena von Bosnien, Königin-Witwe 711.
 — von Polen, Gemahlin Kasimirs II. 126.

- Helsenstein 36, 554, 703.
 Helta 165.
 „Heliant“ 209.
 Hellespont 492.
 Helmolts Wendenchronik 401.
 Helmsstadt 559.
 Helynand 257.
 Hermanarich 212.
 Hemker Farji 502.
 Hempach 247.
 Henneberg, Grafen von 228, 554, 723.
 Hennebon 452.
 Hennegau 57, 117, 124, 194, 410, 454, 455, 459, 547, 553, 580, 652, 660, 671.
 Henrik von Alfmar 207.
 Henrique, Infant 392; *sieh* Heinrich der Seefahrer.
 Herakles 233.
 Herat 531.
 Herbolzheim 234.
 Herbort von Fritslar 235.
 Hereford, Herzog von 634, 635.
 Herford 557.
 Herisau 742.
 Hermann, Mamanne 310.
 — von Brandenburg 118.
 — von Cilli 499, 500, 756.
 — von Thüringen 222, 226, 228, 231, 234, 235.
 Herodes 290.
 Herodot 261, 263.
 Herr, Titel 220.
 Herrand von Wildon 220, 225.
 Herrenbund, böhmischer 727 f., 735, 737 f., 823.
 Herrendienst 218.
 Hersfeld 555.
 Hertstein, Markgräfin von 228.
 Herwäs, Natalis 923.
 Hervoja, Wojwode 711.
 Hervorden 559.
 Herzoge, deutsche 552.
 Heßen 552, 555, 568, 735, 796.
 Heuschreckenzüge 472.
 Hieronymus, heil. 321.
 — von Prag 762, 766, 767, 769, 786—789, 795.
 Hilbebert von Tours 234.
 Hildebrand 213.
 Hildegard, heil. 267.
 Hildesheim 312, 401, 553, 559.
 Hildibrand und Hadubrand 208.
 Hillel, Gesetzeslehrer 289 f.
 Himmelskreise 331.
 Himmelsphären 299.
 Hims 504, 534.
 Hindeloven 559.
 Hindostan 532, 541.
 Hinejroja 604.
 Hiongnu 488.
 Hippocrates 274.
 Hirschberg 33.
 Hirschau 402, 789.
 „Historia destructionis Trojae“ 234.
 Hisham II. 278.
 Hluboka 115.
 Hohenberg 720.
 Hochburgund 445.
 Hochschule zu Salerno 376.
 Hüchst 714, 743.
 Hügni 215.
 Hürlige 625.
 Hürlale in Bologna 364.
 Hürtter 559.
 Hüsiag zu Erfurt 35.
 Hohenberg 240, 554, 714.
 Hohenbruck 806.
 Hoheneck 109.
 Hohenlohe 554, 715.
 Hohenmauth 137.
 Hohenstaufisches Erbe 449.
 Hohenzollern 555, 733.
 Holla, Frau 206.
 Holland 124, 263, 312, 344, 410, 444, 454, 455, 547, 553, 647, 652.
 Holländer in Paris 374.
 Holstein 312, 553.
 Homer 161, 213, 234.
 Homildonhill 640.
 Honorius I. 385.
 — III. 172, 179, 313, 361, 362, 364, 370, 383, 389.
 Honstein 555.
 Hoogwoude 6.
 Hoorn 553.
 Horaz 162, 257, 478.
 Horazbiowit 137.
 Hormus 524.
 Horn, Bund vom 714.
 Horneck, Ottofar von 10, 103, 150, 248, 472.
 Hornstein 775.
 Horoskop 327.
 Horvathy, Johann 704, 706, 708.
 Hosiini 507.
 Hosenbandorden 570, 571.
 Hospiz deutscher Studenten 369.
 Hoya 553.
 Grabanus Maurus 209.
 Grabichin 807.
 Gruodhart von Straßburg 15.
 „Gürin Siegfried“ 215.
 Huesca 391.
 Hug Dietrich 213, 216.
 Hugeliet 220.
 Hugo Vicelin de Biffion 322.
 Hugo von Burgund 36.
 — von Cypern, Prinz 684.
 — Graf von der March 257.
 — IV. von Lusignan-Cypern 682.
 — von Montfort 242.
 — von Morville 232.
 — von Rouen 270.
 — von Saint-Victor 267, 270.
 — von Trimberg 239.
 Hülagu 501, 502, 504, 523, 527.
 Hulba, Frau 245.
 Humaniora an der Sorbonne 375.
 Humber 192.
 Humbert II., Delfin 384, 452.
 — von Prulli 323.
 Hundohl 742.
 Hungerford 668.
 Hunnen 215.
 Huntingdon 183.
 Huofier 30.
 Hushiel, Rabbi 297.
 Hus 244, 760, 768, 774, 795, 800, 824.
 Husein, Emir 531.
 — Sohn Alis 534, 535.
 Hufen, Friedrich von 221.
 Husinec 761, 805.
 Hufitenkriege 801—815, 820, 823—827.
 Hufitensteuer 814.
 Hufitimus 241, 760—774, 817.
 Hypsiltes 274.
 Hythe 177.

3.

- Jacobellus 789.
 Jacopone da Todi 43.
 Jacquerie, die 105, 579 bis 581, 622.
 Jacques Bonhomme 579, 580.
 — des Normands 67.
 Jäger, Sabine 241.
 Jägerndorf 556.
 Jagelliet 220.
 Jagello 808.
 Jahja von Jesh 524.
 Jakob I. von Aragon 330 f., 396, 397.
 — II. von Aragon 51, 98, 390 f., 588, 589, 591 f.
 — I. von den Balearen 589.
 — II. von den Balearen 589.
 — III. von den Balearen 89.
 — ben Abbarni 305, 377.
 — von Cahors 425, 433.
 — von Lunel 302.

Jakob von Marilant 234, 248.
 — von Miez 789.
 — von Osa 411, 412.
 — Patriarch 185.
 — de Sach 92.
 Jakobell 792.
 Jakob, Bruder Bajesids I. 496, 497.
 — Zuhuf, Almohadi 595.
 Jamnia, Schule von 288 f.
 Jandun, Johann von 419, 628.
 Janitscharen 491, 599, 543.
 Janow, Matthias 761 f.
 Jasa 506, 525.
 Jassen 533.
 Jauer 427, 550, 556, 569.
 Jazgier 476.
 Jbn-Badja 279.
 — Chalubun 286.
 — Chasfar ben Toseil 285.
 — Hazim aus Cordova 513.
 — Manfur, Emir 276.
 — Moschd 279.
 — Sabin 377.
 — Tofail 279, 285.
 — Wafaf 508.
 — Zohr, Familie 278 f.
 Ibrahim der Gaznawide 511.
 Ida von Lothringen 15.
 Idstein 113.
 Jeanne d'Arc 257.
 Jean de Vienne 499.
 Jehuda ben Hai 289, 291.
 — ben Simon 289.
 Jehudah, Sohn des David Hajug 297.
 Jenitscheri 491; s. i. h. Janitscharen.
 Jenni von Stocken 406.
 Jerusalem 91, 259, 283, 288, 290, 291, 333, 465, 468, 634, 677, 696, 697, 698, 731, 754, 762, 775, 813.
 Jesd 523, 524.
 Jessenic, Johann von 766.
 Jezid 534.
 Jezirah 295, 302, 303, 304.
 Jglau 5, 26, 27, 248, 825.
 Jkonium 488, 501, 544.
 Jchane, die 501—507, 525 bis 528, 532.
 Jchester 324.
 „Jlias“ 214, 216.
 „Jlias, die deutsche“ 213.
 Jiskaane 502.
 Jmol Kalam 232.
 Jmame 490.
 Jmami aus Herat 502 f.
 Jnabert, Wilhelm, Großinquisitor 89, 92.
 Jmmanenz 343.

Jmola 683.
 Jnchastay 190.
 Jncisa 160.
 Jnder 205, 271, 272, 505.
 Jndien 472, 514, 515, 533.
 Jndividuation 335.
 Jndogermanen und Araber 286.
 „Ineffabilis“, Bulle 60.
 Infortiatum 363.
 Jngben, Marfilus 336, 385.
 Jngolstadt 397, 554, 766.
 In monte 368.
 Jnnerösterreich 13.
 Jnnichen 29.
 Jnnocenz III. 2, 41, 127, 146, 222, 383, 758.
 — IV. 5, 84, 174, 309, 310, 370, 379, 382, 384, 393, 396.
 — V. 20, 47.
 — VI. 365, 384, 469, 562, 678, 679, 680, 683, 684, 699.
 — VII. 746—743, 753, 755, 765.
 Jnnsbuch 32, 33, 421, 448, 743.
 Insel des Brandan 212.
 Institution 268.
 Intelligenz, absolute 317.
 — nach Averroës 280.
 Intelligenzen, getrennte 299.
 Interdict 423, 610, 684, 689, 768, 769, 787.
 Interdictio 362.
 Inter duos pontes 368.
 Intermezzos 260.
 Joachim von Floris 468.
 Joannes Parvus 269.
 Joao I. 392; s. i. h. Johann.
 Jochanan ben Sachai 283.
 Joel, Prophet 472.
 Johann XXI., Papst 397.
 — XXII., Papst 192, 381, 382, 384, 385, 390, 392, 410, 412—419, 422, 423, 425, 426, 427, 431, 432, 437, 450, 685.
 — XXIII., Papst 384, 754, 767, 768, 775—783, 786, 787.
 — II. von Aragon 331.
 — von Böhmen (Luxemburg) 149, 151 f., 315, 404, 407, 409, 410, 421, 427 bis 431, 437, 446 f., 451, 455, 456, 459, 477, 570, 682.
 — I. von Castilien 617.
 — I. von Frankreich 104.

Johann II. von Frankreich, „der Gute“ 57 ff., 431, 578, 583, 584, 600, 309, 667, 684.
 — I. von England, „Dhne-land“ 182, 196, 200, 257.
 — I. von Mencon 669.
 — Baliol 183; s. i. h. Baliol.
 — von Bayern, Bischof 659.
 — de Befa 312.
 — von Brabant 444.
 — I. von Bretagne, „der Rothe“ 179.
 — II., Herzog der Bretagne, „der Gute“ 58, 61, 186.
 — III., Herzog der Bretagne 452.
 — IV., von der Bretagne (= Montfort) 452, 454, 587, 644, 646.
 — von Brizen 395.
 — von Burgund, „Dhne-fürcht“ 499, 656—658, 659, 660, 661, 663, 664, 665, 666, 667, 671, 672, 673, 674, 675.
 — von Cahors 422.
 — von Chlum 788, 791.
 — Dauphin 670, 671.
 — Galeazzo Visconti 393, 698, 729, 746, 753.
 — von Gaunt-Danaster 620, 634.
 — von Görlich 700, 727, 728, 730.
 — von Holland, Graf 124.
 — von Montfort, Graf 452; s. i. h. Johann IV. von der Bretagne (= Montfort).
 — von Gliffing 23, 109, 118.
 — Parricida 132—134, 136, 138 f., 150 f.
 — Heinrich von Böhmen-Mähren 438, 446, 447, 448, 540, 550, 700.
 — von Pennegau 124.
 — von Janbun 419, 628.
 — von Lauenburg 555.
 — von Leittomischl 787.
 — II. von Mainz (= Nassau) 729, 741, 755.
 — von München 724.
 — von Neapel, Prinz 159.
 — von Nevers 652.
 — von Romuk 726.
 — „der rothe“ 465.
 — von Salisbury 265, 269, 367.
 — von Selau 802, 805, 808, 809, 810.
 — von Sterngassen 350.

- Johann von Trohes, Chirurg 663, 665.
 — von Victringhof 139.
 Johanna v. Bayern-Böhmen, Gem. Wenzels 712.
 — von Blois-Bretagne 452.
 — von Brabant 553, 652, 653, 729, 736.
 — von England, Tochter Eduards I. 36.
 — von Flandern, Bretagne-Montfort 452.
 — von Navarra(-Valois) Gemahlin Karls des Bösen 571.
 — von Navarra, Mutter Ludwigs X. 103.
 — von Navarra, Tochter Ludwigs X. 104.
 — I. von Neapel 465, 466, 477 f., 480 f., 487, 646, 678, 689, 692, 695, 697, 706.
 — von Schottland, Gemahlin Davids II., Schwester Eduards III. 441.
 — von Valois, Nichte Philipps IV. 58.
 Johannes XX., Papst 47.
 — XXI., Papst 322.
 — V., byzantinischer Kaiser, Paläologus 485, 486, 492, 494 f., 497, 687.
 — VI., byzant. Kaiser, Kantakuzenos 492, 494.
 — VII., byzant. Kaiser 495, 498, 501, 542.
 — Magister 326.
 — von Neapel, Thomist 323.
 — von Straßburg 150.
 — von Winterthur 141.
 Johannisfeuer 207.
 Johannisopfer 207.
 Johanniszauber 207.
 Johanniter 88, 97, 500, 536.
 Joinville, Jean sire de 102, 261, 264.
 Jonah, Sohn Ganachs 297.
 Jordanes 212.
 Jordanus, Ordensgeneral 811.
 Jose 289.
 Josef von Arimathäa 203.
 Jost von Mähren 700, 709, 723, 727 f., 735 f., 738 bis 740, 755 f.
 Josua 302.
 Jpsala 493.
 Jraf 276, 501, 504.
 Jraf, arabisches 532.
 — persisches 532.
 Jrafi, Mstifiter 506, 525.
 Jran 540.
 Jrene, Gem. Philipps von Schwaben 222.
 Irland 58, 187, 189, 191, 192, 211, 323, 396, 558, 632, 636.
 — Herzog von 631.
 Irlands 568, 778.
 — in Paris 373 f.
 Irnerius (Werner) 353.
 Isa, Sohn Bajesids 542.
 Isak Angelus 367.
 Isabella, Gem. Kaiser Friedrichs II., Schwester Heinrichs III. 7, 172, 174.
 — von Angoulême, Gemahlin Johanns ohne Land, dann Hugos von der March 257.
 — von England(-Frankreich), Gem. Eduards II., Tochter Philipps IV. 62, 88, 188, 193 f., 441—443; 667.
 — von England(-Frankreich), Gem. Richards II., Tochter Karls VI. 633, 642, 656.
 — (Isabeau) von Bayern-Frankreich, Gem. Karls VI. 263, 652, 654, 656, 671, 672, 674, 676.
 — von Mailand(-Frankreich), Gem. des Galeazzo, Tochter Johanns II. 584.
 — Tochter Davids von Huntingdon 183.
 — Tochter Peters I. d. Grausamen 608, 617.
 Jscanus 234.
 Jchlerland 714.
 Jsefin 142.
 Jsenburg 554.
 Jernia, Petrus de 377.
 Jsfendiar, Emir von Sinope 544.
 Jslam 45, 90, 272, 273, 283, 286, 295, 488, 503, 504, 506, 513, 514, 516, 518, 536, 594.
 Jsland 209, 473.
 Jale de France 571, 582.
 — de Re 174.
 Jsmail I. von Granada 592.
 — II. von Granada 606.
 Jsnh 557, 725.
 Jsolde 203.
 Jsapahan 501, 523, 532.
 Jstip 494.
 Jstrien 30—32, 122, 483, 714.
 Jstalien I., 28, 45, 100, 153, 199, 241, 247, 270, 271, 297, 355, 358, 367, 412, 413, 414, 421, 422, 430, 431, 434, 433, 456, 460, 481, 679, 738, 763, 813.
 Italiener beim Concil zu Constanz 778.
 — in Montpellier 384.
 — in Paris 373.
 Italiens Einigung 466.
 „Itinerarium mentis ad Deum“ 330.
 Juan von Gerona, Herzog 391.
 Juan, Don, Großheime Alfonso XI. 590.
 — Don, Sohn Alfonso XI. 604.
 — Don, Infant von Aragon 603, 604.
 Juana de Castro, Donna 601.
 — de Lara 604.
 Jubiläum von 1300: 55.
 — von 1350: 462, 468.
 Juda Hohen ben Salomon 877.
 Judäa 294.
 Juden 380.
 — im Abendlande 296 ff.
 — in Bologna 362.
 — in England 175, 187.
 — in Frankreich 57, 100, 105, 646, 656.
 — in Granada 592.
 — in Huesca 391.
 — im Orient 288 ff.
 — in Spanien 390, 612.
 — unter Hadrian 288.
 Judenburger 112, 223.
 Judenthüm 288.
 Judenthum 562.
 Judenverfolgung 105, 475.
 Jülich 444, 455, 553, 619.
 — Wilhelm von 72.
 Jüngstes Gericht 284, 285.
 Julfeste 245.
 Julian, Graf 612.
 — Kaiser 212, 291.
 Julin 142.
 Juristen in Paris 370.
 Jus de non evocando 562, 569.
 Jusuf (Josuf), ägyptischer 511.
 — ben Taschfin 279.
 — Sohn Bajesids 541.
 Jusuf I. von Granada, Abul Gashabich 594 f., 597 f., 606.
 Jusfinger, Konrad 140, 144, 253.
 Justinian I. 358, 383.
 — Englands 179, 187.
 — mongolischer 505.
 Justitianiarscholarum 378.
 Jutta, s. Jutta.
 „Jwain“ 228.

R.

Raaba von Chorasán 511.
 Rabbala 302, 305, 331, 343, 379.
 Raden 119.
 Rärnten 1, 9, 11, 12, 13, 19, 21, 22, 23, 27, 28, 30, 33, 34, 119, 122, 134, 137, 152, 244, 403, 404, 405, 421, 430, 437, 447, 448, 449, 474, 556, 563, 714.
 Rärntner 25.
 Ras, Gebirge 517.
 Rageneck 720.
 Rähira 297, 298.
 Rahlberg 109.
 Rain 400.
 Rairo 473, 520, 527.
 Rairovan 297.
 „Raiserchronik“ 246, 247.
 Raiser Geschichte Ekkeharbs 402.
 Raiserberg im Elsaß 557.
 — in Italien 160.
 Raiserlautern 557.
 Raiserwürth 557.
 Raiserthum, römisch-deutsches 153 f., 730, 774.
 Ralam 273.
 Ralat Errum 527.
 Ralender, julianischer 324, 326.
 Ralenderregeln 291.
 Ralir, Dichter 294.
 Rallaß 291.
 Rallipolis 544.
 Rallisthenes 233.
 Ralmlücken 529.
 Ralocsa 31.
 Raltem 472.
 Ramin 556.
 Rampen 559.
 Rampsspiele, ritterliche 476.
 Randurtscha, Schlacht bei 532.
 Ranizlah, Johann 711.
 Ranonen 315, 597, 604.
 Rantakuzenus 492, 493.
 „Ranunname“ 490.
 Ranut 199.
 Ranzelgebet 490.
 Ranzler, Universitäts- 355, 358, 367, 368, 370, 371, 384, 386, 387, 390, 395.
 — in England 176.
 — in Paris 369.
 Ranzleruniversität 369.
 Rappadokien 211.
 Rappenherren 352.
 Raraim oder Raraiten 295 f., 305.
 Raraman 496, 544.

Karl der Große 28, 30, 66, 83, 113, 125, 198, 200, 202, 204, 212, 231, 246, 366, 374, 401, 402, 732, 760.
 — IV., Kaiser 252, 387, 388, 392, 393, 394, 396, 431, 436, 450, 451, 455, 459, 466, 468, 469, 477, 481, 485, 546—551, 553, 554, 556, 561, 576, 679, 680, 683, 684, 687, 699, 700, 701, 702, 703, 704, 713, 716, 741, 759, 760, 761.
 — IV. von Frankreich, der Schöne 105, 194, 415, 427, 443, 455.
 — V. von Frankreich, „der Weiße“ 494, 583 ff., 612, 614, 615, 617, 618, 619, 621, 643—645, 682, 696, 697.
 — VI. von Frankreich 260, 263, 633, 642, 645, 649, 650, 651, 652, 653, 654 bis 678, 705, 731, 733, 735, 744.
 — VII. von Frankreich 664 f., 670, 671, 673—675, 677.
 — von Navarra, „der Bße“ 571, 572, 577 f., 580, 585, 587, 609, 613, 619, 644, 653.
 — I. von Neapel-Anjou 37, 42—45, 47, 64, 82, 109, 157, 159, 179, 321, 378, 411.
 — II. von Neapel-Anjou, der Sinkende (Lahme) 51, 411.
 — III. von Neapel(=Anjou-Durazzo), „der Kleine“ 482, 487, 649, 652, 695, 696, 697, 698, 699, 704 bis 706, 729, 730.
 — von Mençon, Bruder Philipp VI. 459.
 — von Blois 452, 587.
 — von Burgund, „der Kühne“ 720.
 — von Calabrien, Herzog 424, 477.
 — von Durazzo, der Ältere 481, 487.
 — von Mähren 447, 451.
 — von der Normandie, Herzog 572, 575.
 — von Orleans 257, 662, 664, 669, 670, 676.
 — von Valois, Bruder Philipp IV. 56, 58, 62, 63, 64, 65, 80, 83, 84, 88, 146, 167, 677.

Karl Martell, Major-domus 211, 231.
 — — von Ungarn(=Anjou) 37, 42, 45, 109, 130, 480 f.
 — Robert v. Ungarn(=Anjou) 63, 103, 130—133, 403, 409, 421, 426, 438, 475, 484.
 — II von Ungarn, „d. Kleine“ 706; s. Karl III. von Neapel-Anjou.
 Karlscollegium 763.
 Karlsstadt oder Neustadt 550.
 Karlstein 550, 568, 728, 810.
 Karmeliter 752, 767.
 Karmaphantes 506.
 Karolinger 296.
 Karthago 54.
 Karthause bei Pavia 729.
 Karthäuser 351, 478, 732.
 Karischgar 540.
 Kasim, Sohn Bajezids 541.
 Kasimir von Polen 115.
 — II. von Polen, „der Gerechte“ 126.
 — III. von Polen, „der Große“ 395, 477, 483, 486.
 Kassel 555.
 Kasside 509, 522.
 Kassell 554.
 Kastemuni 544.
 Kasil, Kloster 409.
 Kategorien 276, 332, 377.
 Katharina, heil. 374.
 — von Bayern = Habsburg, Tochter Rudolfs von Habsburg, Gem. Ottos von Niederbayern 22.
 — von Flandern, Erbin von Constantinopel, Gemahlin Karls von Valois 64, 89.
 — von England(=Frankreich), Gem. Heinrichs V., Tochter Karls VI. 667, 674, 676.
 — von Österreich, Schwester Friedrichs des Schönen, Braut Kais. Heinrichs VII. 159.
 — von Österreich(=Savoyen), Gem. Leopolds I. des Glorwürdigen 406.
 — v. Österreich(=Luxemburg), Gem. Rudolfs IV. 563.
 Katzenellenbogen 553.
 Kaufheuren 557, 702, 713, 723.
 Kaufhaus zu Konstanz 798.
 Kaufhaus 489.
 Kauf Tangri 488.
 Reichatu (Rendischatu) 503

- Keltenvölk 202, 217.
 Kempfen 554, 557, 702, 713.
 Kenilworth, Eddict von 178.
 — Schloß 195.
 Kenlitz 191.
 Kent, Grafen von 193, 441,
 622, 626.
 Kenzingen 120, 557.
 Keridwen 202, 204.
 Ketten 516.
 Kermian 497, 542.
 Keisch 529, 533.
 Ketboga, Atabeg 527.
 Khosru, s. Chosroes.
 Kiburg 14.
 Kiel 559.
 Kilawun 502, 503, 527.
 — „Eli“ 504.
 Kildare 191.
 Kilkenny 632.
 Kilmardebh, Robert 322.
 Kimchi, David 301.
 — Joseph 301.
 Kinda, Stamm der 274.
 Kiot, der Sänger 204.
 Kiptschak 502, 532.
 Kirche in Deutschland 551.
 — Idee der 771, 791.
 — Schottlands 181.
 Kirchenbann 413, 414, 419,
 423, 426, 433, 440, 448,
 450, 456, 476, 610, 684,
 689, 693, 698, 767 ff.,
 787, 818.
 Kirchengüter 772, 825.
 Kirchenlehre, systematische 271.
 Kirchenlehrer 321, 329.
 Kirchenlied 254.
 Kirchenreform 699, 734.
 Kirchenspaltung, abendländi-
 sche 246.
 Kirchenstaat 20, 42, 44, 51,
 54, 64, 328, 424, 461,
 464, 678, 683, 684, 687,
 689, 692, 697, 698, 731,
 750, 754, 757.
 Kirchenversammlung, allgem.
 419.
 Kiriatsepher 367.
 Kirman 523.
 Kiert 502.
 „Klage“, die 215.
 Klageslied 220.
 Klagenfurt 137.
 „Mara“ Zählerin, Niederbuch
 der“ 254.
 Klatau 805.
 Klauen 29.
 Kleiderordnung, osmanische
 490.
 Kleinasien 528, 678, 682.
 Klingtor 226.
 Klopstock 280.
 Klostersneuburg 22.
 Klosterschulen 355, 356, 357,
 367, 368, 385.
 Knappen 218.
 Knoderer, Heinrich der 39.
 Knolles, Robert 620.
 Koblenz 147, 445, 446.
 Koburg 555.
 Kodaschim 289.
 Köln 6, 14, 15, 35, 38, 113,
 124, 125, 138, 147, 148,
 247, 255, 305, 312, 313,
 319, 320, 323, 339, 344,
 347, 348, 350, 385, 386,
 402, 403, 405, 444, 451,
 457, 553, 557, 558, 559,
 560, 562, 736, 755, 763.
 — Predigerkirche in 313.
 — an der Spree 559.
 Kölner Dom 313.
 König Arthur 225.
 — römischer 699—703, 737,
 756.
 — „Laurin“ 215.
 — „Drendel“ 211.
 „Königgrätz 137.
 Königgrätz 826.
 Königsberg 559, 820.
 Königschronik von St. Pan-
 taleon 402.
 Königsfelden 720.
 Königsjahl 134, 151.
 Königlein von Schottland
 134.
 Königsstuhl zu Renfe 147.
 Königswahl in Böhmen 550.
 — in Deutschland 107.
 Köstendil 494.
 Köthen 556.
 Kofin 137.
 Kolmar 73, 114, 244, 557,
 720.
 Koloman von Ungarn 484.
 Komotau 807.
 Konia 496, 519, 520.
 Koning, Peter von 71, 72.
 Konrad I. von Köln, Erz-
 bischof 7, 247, 313.
 — II. von Dachau 31.
 — II., deutscher Kaiser 15,
 29.
 — III., deutscher Kaiser 15,
 29, 246, 267, 398 f., 819.
 — IV., deutscher König 2, 4,
 15, 231, 247, 378, 380,
 394.
 — III. von Chur 34.
 — III. von Mainz, Erz-
 bischof 811.
 — I., Erzbischof von Salz-
 burg 398.
 Konrad IV. von Salzburg 112,
 119.
 — von Königsjahl, Abt 151.
 — von Dichtenau 402.
 — von Masovien 127, 128,
 129.
 — von Nürnberg 555.
 — von Rodank 31.
 — von Rotenburg 248.
 — von Summerau 108.
 — von Tägerfeld 138, 150.
 — von Weinsberg 153.
 — von Württemberg 36.
 — von Würzburg 211, 235,
 240.
 Konradin, „der letzte Hohen-
 staufe“ 11, 12.
 Konth, Stephan 708.
 Kontor 558.
 Kopp 144.
 Koran 271, 280, 281, 282,
 284, 286, 287, 488, 490,
 507, 509, 516, 524, 538.
 Korinthe 678.
 Korymb, Siegmund 810, 811,
 813.
 Korymbos 682.
 „Kosmas“ 401.
 Koffowo, Schlacht bei 496 f.,
 711.
 Kotuz 527.
 Kozitradet 770.
 Kraft von Böhberg 350.
 Krain 1, 11, 12, 19, 22, 23,
 27, 28, 30, 31, 32, 34,
 122, 137, 150, 405, 474,
 556.
 Krainer 25.
 Kratau 115, 127, 128, 129,
 132, 134, 395, 559, 766.
 Krautauer 9.
 Kraubath 112.
 Kreiseinteilung 796.
 Krems 11, 13.
 Kreta 241, 681.
 Kreuzfahrer 512, 695, 757.
 Kreuzlied 220.
 Kreuzprediger 367.
 Kreuzritter 527.
 Kreuzzüge 217.
 — Zeit der 355.
 Kreuzzug, erster 681.
 — zweiter 246, 399.
 — dritter 221, 227, 234,
 257.
 — vierter 261.
 — fünfter 222, 232.
 — sechster 261.
 — Andreas' II. von Ungarn
 32.
 — gegen die Colonnas 54.
 — gegen Constantinopel 17.

Kreuzzug gegen die Hufiten,
 erster 805 ff.
 — — zweiter 809.
 — — dritter 813.
 — — vierter 814.
 — — fünfter 815.
 — Karls des Großen 401.
 — Leopolds VI. von Oesterreich 223.
 — gegen Ludwig den Bayern 424.
 — gegen Neapel 768.
 — gegen die Osmanen 656.
 — gegen die Preußen 11, 12, 581, 714.
 — gegen Raimund VII. 172.
 — des Richard von Cornwallis 7.
 — in Spanien 241, 596.
 — gegen die Visconti 413.
 — geistlicher 806, 832.
 Kreuzzugsgedanke 18, 20, 45, 65, 68, 78, 84, 88, 96, 100, 105, 174, 178, 187, 419, 432, 438, 498, 584, 680, 684, 688, 709.
 Krieg, heiliger 594, 596.
 — „zu Nürnberg“ 247.
 Kriegsgesetze, maurische 598.
 Kriegswesen, osmanisches 490 ff.
 Krim 241, 296, 483.
 Krimler-Lauern 567.
 „Krift“ 209.
 Kroaten 9, 778.
 Kroatien 30, 483, 484, 704, 706, 707, 708, 711.
 Kroiffenbrunn 10.
 Krok 134.
 Krone, eiserne 680, 817.
 Kronenberg 554.
 Krongüter in England 172.
 Kronmeister 243.
 Kubilai 501.
 Kuenringe 11.
 Kilmerniskapellen 143.
 Kürnberger 220.
 Kußnacht 141, 143, 145.
 Kuchistan 525.
 Kuhn 206.
 Kujaben 109.
 Kumanen 9, 10, 13, 14, 408.
 Kunigunde von Böhmen (=Schwaben), Gem. Wenzels I. 3, 23.
 — von Böhmen (=Halicz), Gemahlin Ottokars II. 11, 26, 115.
 — von Böhmen, Tochter Ottokars II. 134.
 — von Brandenburg 10, 11.
 — von Eisenberg 115.

„Kuninc Kuothe“ 216.
 Kuno von Staufeu, Abt 742.
 Kunst in Böhmen 549.
 Kuono von St. Gallen 247.
 Kuonrad d. Junge, König 220.
 Kurfürsten 14 ff., 84, 113, 114, 117, 120, 121, 122, 123, 124, 132, 136, 147, 148, 450 f., 455, 456, 466, 561, 562, 563, 564, 735.
 Kurultai 531.
 Kurverein zu Kenje 439, 440.
 Kutaiah 536.
 Kutteneb 5, 132, 137, 737, 760, 766, 803.
 Kyburg 114, 714, 780.
 Kyburger Fehde 717.
 Kymren 202, 205.

Q.

Qaa 410.
 — Schlacht bei 9.
 Qaber, Qadamar von 240.
 Qabyrinthe Frankreichs 271.
 Qaczfi, Stephan 431, 709.
 Qadischlaus, heil. 827.
 — von Neapel 707, 709, 711, 729, 730, 731, 747, 749, 750, 751, 754, 756, 757, 764, 768.
 — I. von Ungarn, „der Heilige“ 487.
 — IV. von Ungarn, „der Kumane“ 14, 37, 42, 109, 115, 132.
 — V. von Ungarn 131.
 — Qpor, Wojwode 133.
 — Qan von Bosnien 484.
 Qadrieren 105.
 Qadschin 527.
 Qafayette 676.
 Qaghy 670.
 Qahnstein 736.
 Qahore 524.
 Qaibach 13.
 Qaienbibel 236.
 Qaiener-Ried 221.
 Qajazzo 682.
 Qalafschahin 494.
 Qambeth 628.
 — Friedensvertrag von 172.
 Qamprecht, Pfaff 233.
 Qancaster, Heinrich, Bruder des Thomas von Qancaster 194, 196.
 — Heinrich, von Derby-Herford, später Heinrich IV. von England 634—638.
 — (=Gaunt), Johann von 617, 620 f., 627—630, 632, 634—636.

Qancaster, Thomas von 190, 192, 198, 195.
 — Qaus; vergl. Heinrich IV., V. und VI. von England.
 „Qancelot vom See“ 203.
 Qandammann 717.
 Qandau 404, 468, 557.
 Qandbevölkerung in Flandern 647.
 Qandenberq, Marshall Albrechts I. 118.
 — Ritter 145.
 — Beringer von 743.
 Qandesauschuß 572.
 Qandfriede 35, 38, 114, 136, 562, 702 f., 715, 715, 725, 730, 741, 796, 815, 824.
 Qandfriedensbund 702, 703.
 Qandgrafen 552.
 Qandrecht von Qunfingo 252.
 Qandsberg in Bayern 406.
 — in Preußen 559.
 — in Sachfen 116.
 Qandshut 8, 554, 562, 566.
 Qandstädt 556.
 Qandtag zu Qaslau 808.
 — in Prag 824, 825.
 Qandtage in Osterreich 5.
 Qandvogt 701—704, 713, 714, 717.
 Qanfranc 357.
 Qangenstein, Hugo von 211.
 Qangobardenreich 28.
 Qangton, Stephan 171, 172, 173, 367.
 Qanguedoc 416, 614.
 Qangue d'oc 168.
 — d'oil 168, 571.
 — si 168.
 Qantold 15.
 Qanzelin 15.
 Qanzelot 225, 232.
 Qaodicäa 682.
 Qaon 575, 578, 580.
 Qapi, Arnolfo 162.
 Qara, Familie de 600, 604.
 Qaroche 147.
 Qatein 324.
 Qateinisches Kaiserthum 17, 64.
 Qateran 52, 77, 159, 424, 466.
 — =Concil 1179, 355, 367.
 Qatino Malabranca, Cardinal 41—43, 47.
 Qaubhüttenfest 291.
 „Qauda Sion“ 321.
 Qauenburg 553, 555.
 Qaufen 557.
 Qaufenburg 781.
 Qauringen 311, 557.
 Qaun 805.
 Qaupen 557.
 Qaura de Robes 435, 478.

- Lausanne 20, 154, 456, 733.
 Lausitz 547, 555, 556, 700,
 737, 812, 814, 815.
 Lauterburg 36.
 Lazar, Serbe 494, 496.
 Lazareth 105.
 Lech, John 396.
 Lechien 126, 128.
 Lecoq 575, 577, 583.
 Leerdam 352.
 „Le faux Turpin“ 201.
 Leqoir, Fleischer 663.
 Lehen, englische 663.
 — der Krone Böhmens 550.
 — päpstliche 610, 697.
 — des Reiches 445.
 Lehensrecht des Reiches 124.
 Lehrsfreiheit 355, 367.
 — arabische 287.
 Lehrsäle in Paris 367.
 Leibeigene 622.
 Leibnitz 119.
 Leicester 175.
 Leintingen 553.
 Leipzig 397, 766.
 „Letze“ 255.
 Letomischl 787.
 Lemaire, Bischof 381.
 Lemberg 483.
 Lemgo 559.
 Lemoine, Cardinal 71.
 Lemzburg 780.
 Lemzburger Grafen 145.
 Leobschütz 556.
 Leon 389, 679.
 Leonberg 557.
 Leonor de Guzman, Donna
 599, 600.
 — aragonische Infantin 609.
 Leonore von Castilien, Ge-
 mahlin Alfonso IV. von
 Aragon 594.
 Leopold III. von Österreich=
 Babenberg, Markgraf 398.
 — IV. von Österreich = Baben-
 berg, Markgraf 398.
 — V. von Österreich = Baben-
 berg 27.
 — VI. von Österreich = Baben-
 berg, „der Glorreiche“ 218,
 221, 223 f., 226.
 — I. von Österreich = Habs-
 burg, „der Glorwürdige“
 122, 141, 146, 150, 151,
 157, 403, 405, 408, 415,
 419—421.
 — III. von Österreich = Habs-
 burg 240, 242, 395, 713
 bis 715, 717—720.
 — IV. von Österreich = Habs-
 burg 740.
 Lerida 390.
 Lernfreiheit, arabische 287.
 Lesemeister von Lübeck 253,
 254.
 Lesko V. „der Weiße“ 126
 bis 128.
 — VI. „der Schwarze“ 129.
 Leslau 129.
 Les lépreux 105.
 Leslines 262.
 Leutkirch 557, 702.
 Lebante 359.
 Levi, Samuel 603, 605.
 Lewes 643.
 — Schlacht bei 8, 177.
 — Vertrag von 177.
 „Lex regia“ 462.
 Lia 165.
 Liati, Giovacchino 478.
 Libourne 613.
 Libussa 134.
 Licentiaten 364.
 Lichtenau 402.
 Lichtenberg 554.
 Lichtenburg 137.
 Liebenzell 250.
 Liebetraut 348.
 Liechtenstein, Johann von
 738.
 — Otto von 248.
 — Ulrich von 219, 220, 223,
 226, 236.
 — Land 743.
 Liessländer 568.
 Liegnitz 556.
 — Schlacht bei 3, 123.
 Liga, nationale 689.
 Ligny 642.
 Silianer 61, 71.
 Lillienfeld 13.
 Lilla 61, 62, 82, 101, 117,
 269, 446, 559, 649.
 Limburg, Grafschaft 444, 553,
 554, 558, 729, 736.
 — Schloß, am Rhein 15.
 „Limburger Chronik“ 252,
 254.
 Limerich 191.
 Limoges 450, 620, 678.
 Limousiner 691.
 Lincoln 177, 310.
 Lindau 557, 702, 713, 725,
 742.
 Lingua volgare 164.
 Linsittgow 190, 442.
 Linnenpapier 366.
 Linz 4, 8, 22, 118, 120, 220,
 437, 801.
 Lionel 638.
 Lipa, Heinrich von 407.
 Lipan, Schlacht bei 823.
 Lippe 553, 559.
 Lippstadt 559.
 Lirar von Rankweil, Thomas
 253.
 Lissabon 391.
 Lissanolghais 523.
 Literatur, altclassische 354.
 — catalonische 331.
 — neupersische 507—525.
 Litthauen 11, 437, 775, 809.
 Litthauer 129, 483, 546.
 Liutold von Saben 221.
 Livius 461.
 Livland 527, 559.
 „Livländische Reimchronik“
 247.
 Livorno 751.
 Llewellyn (I.) ab Forwerth
 171, 179.
 — (II.) ab Gruffyth 179 f.
 Lobeliet 220.
 Localchroniken 401.
 Lochem 559.
 Lodi 155, 157, 680, 756, 758.
 Löwen 397, 553.
 Löwenbund 714.
 Löwenstein 775.
 Logik 279, 284, 336, 377.
 „Logik und Metaphysik“ 276.
 Logos 303.
 Logronno 613.
 „Loherangrin“ 232.
 Lotis, Geschlecht 209.
 Lollarden 622—627, 640, 667,
 772.
 Lombard 19, 64, 126, 156,
 160, 394, 413, 430, 474,
 546, 678, 697, 698, 736,
 753, 785.
 Lombarden 100, 756.
 Lombardi 359.
 Lombez 434, 435.
 London 177, 178, 180, 185,
 188, 189, 195, 241, 473,
 558, 575, 583, 624, 625,
 627, 628, 634, 636, 637,
 670, 676, 795.
 Longhezza 52.
 Longueville 587.
 Lopez de Alcala 614.
 Loquis 809.
 Lorebano, Pietro 544.
 Loreto 259.
 Lorris, Guillaume de 258.
 Lothar III., Kaiser 400.
 Lothringen 402, 459, 554,
 576.
 Lothringer in Paris 374.
 Louvre 73, 75, 650, 660.
 Lubart 483.
 Lucca 159, 396, 401, 413,
 430, 678, 689, 750.
 Lucan 162.
 Lucca 136.

Lucius III. 181.

- Ludwig der Bayer, Kaiser
100, 240, 252, 335, 333,
403—441, 445—451, 454
bis 456, 465 f., 469, 546,
547, 553, 554, 819.
— König, „der Deutsche“ 209.
— VI. von Frankreich, „der
Dicke“ 199.
— VII. von Frankreich, „der
Jüngere“, 199, 367.
— VIII. von Frankreich 171,
172.
— IX. von Frankreich, „der
Heilige“ 55, 61, 102, 103,
155, 174, 176, 256, 261,
310, 320, 374, 379, 527,
664, 371, 732.
— X. von Frankreich, „der
Zänker“ 101—105, 412,
443, 571.
— XI. von Frankreich 257,
371.
— XIV. von Frankreich 55,
203.
— XVI. von Frankreich 89,
— I. von Ungarn (=Anjou),
„der Große“ 386, 395,
460, 465, 468, 477—491,
494, 546, 564, 566 f., 587,
684, 695, 700, 704 f., 714.
— I. von Anjou = Provence
614, 620, 645, 646, 649,
652, 683, 696, 697.
— II. von Anjou 729, 730,
731, 754, 757.
— VII. von Bayern=Ingol-
stadt „der Bärtige“, Her-
zog 657, 775, 730.
— von Bourbon 645.
— von Brandenburg=Tirol,
„der Ältere“ 410, 448, 449,
451, 546, 548, 554, 565.
— von Brandenburg, der
Jüngere, „der Römer“
425, 554, 567.
— de la Cerda 599.
— von Durazzo 481, 482.
— II. von Flandern 443,
453, 647.
— III. von Flandern, „Ma-
leanus“ 618, 646—651.
— von Frankreich, Dauphin
657, 670.
— von Kärnten, Sohn Mein-
hards II. 122.
— von Liebenzell 250.
— von Lyon, Sohn Karls II.
von Neapel 43.
— IV. von Oberbayern, später
Kaiser Ludwig der Bayer
403, 404.

- Ludwig II. von Oberbayern=
Pfalz, „der Strenge“ 8,
14, 16, 113 f., 737, 755.
— von Orleans 257, 642,
661, 675, 705.
— III. von der Pfalz „der
Bärtige“, Kurfürst 737,
755, 782.
— von Tarent 480, 481.
„Ludwigslied“ 212.
Lübeck 6, 253, 401, 553, 557,
558, 559, 560, 569.
Lüneburg 553, 559.
Lütich 386, 457, 553, 647,
659, 660.
Lützelburg 553; s. i. e. h. e. b.
Lützelstein 554.
Luitgard 15.
Lukas, Evangelist 533.
Lull, Raimund 330—333,
336.
„Lullische Kunst“ 332.
Lumello 271.
Luna, Familie 784.
— Peter de 732 f., 752.
Lund 142, 367.
Lundenburg 812, 813.
Lundy 195.
Luned 203.
Lunel 301 f.
Lupa 486.
Lusignan, Peter von 681.
Lusignane 682.
Luther 255, 330, 350.
Lutterworth 628, 765.
Luxemburg, Grafschaft 546,
653, 700, 727, 730.
— Walram von 642.
Luxemburger 147, 152, 404,
408, 430, 431, 437, 450,
455, 483, 705, 723, 729,
735, 737, 738, 764.
Luzern 141, 143, 253, 421,
422, 566, 715, 716, 717,
718, 719, 721.
Lybda 283.
Lyon 17, 18, 43, 53, 73, 75,
81, 84, 87, 100, 104, 174,
321, 329, 397, 412, 445,
795, 801.
Lyrik, persische 522.
Lyriker der Perser 507.

M.

- Maas-Bommel 559.
Mabinogi 204.
Mac Murchad 632.
Macchiavelli 479.
Macerata 397.

- Macault aus der Champagne,
Wilhelm 682.
Machower Banat 484.
Macintosh 196.
Mähren 2, 3, 5, 11, 13, 22,
26, 132, 136, 137, 146,
148, 150, 152, 250, 404,
447, 451, 474, 550, 556,
700, 723, 727, 739, 740,
755, 773, 811, 812, 814,
815, 823.
Mährer 25, 568.
Märchen, persische 507.
Maerlant, Jakob von 234, 248.
Magdalena, Mutter Kienzis
461.
Magdeburg 350, 556, 559,
820.
Magdeburger Bisthumschronik
401.
— Recht 5.
Magie 326, 350.
Magier 291.
Magister 355.
— acutus abstractionum
323.
— palatii 313.
— Sententiarum 271.
Mägißer-Collegium in Paris
369 f.
Magna charta 103, 171,
172, 173, 175, 177, 178,
196, 197, 446.
Maguelone 65, 384.
Mahdi 514.
Mahmud, Beiname des Al-
chan Ghajan 504.
— Ghanawide 508.
— Schah Bachmani von
Dehkan 524.
Mahrenberg, Seifried von 12,
25.
Maid von Norway 183.
Mailand 19, 155, 156, 377,
410, 413, 414, 423, 427,
480, 436, 678, 679, 680,
684, 729, 736, 751, 753,
756, 780, 817, 818.
Maillart 582.
Maimonides, Moses 283,
298 ff., 305, 316, 379.
Maine 584, 664, 667, 672,
674.
Mainz 2, 6, 7, 8, 39, 99,
113, 119, 120, 121, 123,
124, 125, 138, 147, 148,
149, 152, 221, 244, 296,
386, 397, 402, 404, 405,
408, 427, 439, 455, 475,
547, 548, 554, 555, 557,
561, 562, 699, 714, 724,
729, 736, 741, 755, 811.

- Mairitte 245.
 Majella, Monte 468.
 „Majestas Carolina“ 550.
 Majorca 57, 331, 332, 783.
 Makamate 517.
 Makedonien 484, 494, 542, 678.
 Makrizi 273.
 Malabranca, Latino, Cardinal 41–43, 47.
 Malaga 282, 592, 595.
 Malatesta, Karl von 752, 757, 783.
 Malchatun 489.
 Malcolm IV. von Schottland 181.
 Malgara 493.
 Malmesbury 200.
 Malterer, Martin 720.
 Maltote 57, 59.
 Mameluken 681.
 — =Sultane 527.
 Mamun, Chalife 273, 274, 278.
 Man 182, 396.
 Manessische Sammlung 3, 221.
 Manfred von Sicilien 175, 248, 310, 378.
 Manfredonia 482.
 Mangold 242.
 Mangu Timur 502.
 Mannheim 221, 782.
 Mannus 212.
 Manz 654.
 Mansfeld 555.
 Manpur, Schah 523, 524.
 Mantua 155, 397, 413, 430, 678, 679, 687, 820.
 Manuel II., Paläologus 495, 497 f., 501, 542 f.
 — von Portugal, König 392.
 Manzoni 234.
 Marbach 741.
 Marbacher Bund 741.
 Marburg in Hessen 555, 735.
 Marc Aurel, Kaiser 289.
 Marcel 575, 576, 577, 578, 579, 580, 582, 663.
 March, Hugo von der 257.
 — Edmund von der 638, 640 f.
 — Grafschaft 441.
 Marchegg 10.
 Marchfelde, Schlacht auf dem 243, 255.
 Marco Visconti 413.
 Margareta v. Bayern=Hennegau, Gemahlin Kaiser Ludwigs des Bayern 410, 424, 454.
 — von Bayern=Nevers 652.
 — von Dänemark, Gemahlin Ludwigs von Brandenburg=Tirol 410.
 Margareta von England=Brabant, Gem. Heinrichs VII. 148, 150, 159.
 — von England, Gemahlin Eduards I. Schwester Philippus IV. 62.
 — von Flandern=Burgund, „Maleana“ 618, 652.
 — von Neapel, Gemahlin Karls „des Kleinen“ 698, 707, 730 f.
 — von Österreich-Babenberg, Gemahlin des römischen Königs Heinrichs VII. und Ottobars II. 3, 5, 11, 12.
 — von Norwegen=Schottland 182.
 — von Schottland, „die Heilige“ 182.
 — von Schottland-Norwegen 182.
 — von Thüringen=Staufen, Tochter Friedrichs II. 115.
 — v. Tirol-Kärnten, „Maulfisch“ 437, 446–448, 546, 548, 550, 554, 565, 567.
 — von Tirol=Österreich, Gemahlin Meinhards III. 565.
 — Schwester Wenzels III. 134.
 — Tochter Belas IV. 11.
 — Tochter Davids von Huntingdon 183.
 Maria von Böhmen, Gemahlin Karls IV. von Frankreich 427.
 — von Burgund, Tochter Johannis 657.
 — von Calabrien 477.
 — Donna von Kastilien=Portugal, Gemahlin Alfonsos XI. 599 f.
 — Gemahlin Karls II. von Neapel 42, 132.
 — de Padilla, Donna 600, 603, 608.
 — von Ungarn, Tochter Ludwig „des Großen“ 487, 569, 700, 704–709.
 — von Ungarn, Tochter Stephans V. 109.
 — =Schnee 802.
 — Theresia 15.
 Marianus 402.
 Mariazell 13, 485.
 Marie de France 256.
 „Marienleben, das“ 210, 211.
 Marigny, Enguerrand de 95, 102, 103.
 Marino 467, 695.
 Mariotti 168.
 Mark 122, 444.
 — windische 19, 22, 27, 28, 150.
 Markgraf 552.
 Markgröningen 557.
 Marokko 285, 305, 594, 595, 596, 597, 598.
 Marschall von Romanien 261.
 Marseille 478, 695, 747, 749, 750.
 Marfilius von Inghen 336, 385.
 — von Padua 419, 422, 628.
 „Marter der heiligen Martina, die“ 211.
 Martin V., Papst 384, 388, 390, 672, 782, 786, 798, 800, 805, 813, 816.
 — von Aragonien 734, 745, 753.
 — Magister 377.
 Martino da Signa 479.
 Martinstobel 255.
 Martinsbügel 703.
 Martinus 593.
 Masenderan 532.
 Masfeld 228.
 Masovien 127, 128, 129.
 Maß und Gewicht, böhmisches 550.
 — der Hanja 560.
 Massenie 218.
 Maßora 294.
 Mastino della Scala 436.
 Mastricht 559.
 „Matelda“ 165.
 Materie, Ewigkeit der 282.
 Mathematik 274, 324, 325, 326, 505.
 Mathilde von England, Gemahlin Heinrichs des Löwen 217.
 Mathildisches Erbe 18, 20.
 Matteo Visconti 156, 410, 680.
 Matthias aus Arras 549.
 — Corvinus 387.
 Maulfisch, Schloß 447.
 Maumont 450.
 Mauren 199, 204, 241, 315, 390 f., 588, 591, 598, 610, 611, 679.
 Maximilian I., Kaiser 217, 551, 701.
 — II. von Bayern 253.
 Maximum in England 192.
 Mayronis, Franz von 323.
 Meath 191.
 Meaur 335, 580, 581, 676.
 Mechthild von Hadeborn, heil. 165.
 — Schwester 350.

- Montefeltro, Friedrich von 418.
 — Guido von 46.
 Montefiascone 687.
 Montefiore, Gentilis 475.
 Montereau 675.
 Montfaucon, Galgen zu 103.
 Montfort-Bretagne, Johann von 452, 554, 587, 644, 646.
 — Leicester, Simon von 175, 177, 178.
 Montforts, die 242, 748.
 Montiel, Schlacht bei 616.
 Montlheri 673.
 Montpeller 57, 300, 332, 384, 385, 386, 434, 733.
 Monza 423.
 Monzon 610.
 Morabithin 298.
 Moray 181, 194, 441.
 Morea 501.
 Moreale 468 f., 469, 470.
 Moreh nebuchim 298, 299, 301.
 Morgarten, Schlacht bei 141, 406.
 Morimund 398, 399.
 Moriz von Inghastrah 190.
 Morosini 109.
 Mortimer, Roger 192, 194, 196, 441 f.
 Morville 232.
 Mosaffariden 523, 524, 532.
 Mosbach 557.
 Moschee als Lehrsaal 286.
 Mose, Rabbi 297.
 Moses 93, 226, 296, 302.
 Mossirbeddin el Arabi 283.
 Moskau 530, 533.
 Mosselliman 492.
 Mossibeddin, Scheich 522.
 Mossul 501, 502.
 Motakallimim 282.
 Motarasi 512.
 Motazalen 283.
 Motefile 282.
 Motrona 42, 43.
 Mowbray, Thomas 641.
 Muawia 534.
 Mubaris Eddin Mohammed ibn Mosaffar 523.
 Müglin, Heinrich von 253.
 Mühlbach 29.
 Mühlbacher Klaus 33.
 Mühlendorf, Schlacht bei 408 f., 413, 419.
 Mühlhausen 557, 559.
 Mühlheim, Johann von 762.
 Müllinen 720.
 Müllenhoff 206.
 Müller, Johann von 144, 213.
- Münch von Basel 458, 459.
 München 335, 408, 420, 547, 554, 565, 566.
 Münster 386, 553, 557, 559.
 Münsterberg 556.
 Münze, englische 180.
 — osmanische 490.
 Münzen, Beschneiden der 187.
 — Colas 465.
 — in Frankreich 57, 100, 102, 570, 572, 576, 577, 618.
 Münzfälschung in Frankreich 105.
 Müntzträger in Paris 578.
 Musti, Scheich 534.
 Munnoz, Aggbius 786.
 Muntaner 56.
 Murad I. 493, 494, 495, 496, 497.
 — II. 543, 814.
 — III. 520.
 Murbach 140.
 Muri 15, 402.
 Muro, Schloß 696.
 Murten 557.
 — Schlacht bei 244, 720.
 Musa, Präsident 526.
 — Sohn Bajesids 535, 541, 542, 543.
 Muscatblüt 244.
 Musciato 76.
 Musik, Theorie der 274.
 „Muspilli“ 209.
 Mustafa, der falsche 544.
 — Sohn Bajesids 535, 541.
 Mutawakkil, Chalife 274, 275.
 Mutazila 273.
 Mutazaliten 273.
 Mutius 141.
 Myrticha, s. d. Mirticha.
 Myrien 492.
 Myrtieren 245, 259, 337.
 Myrtit, arabische 284.
 — christliche 264 f., 266, 267–269, 308, 329 f.
 — deutsche 249, 337–350, 354.
 — jüdische 302.
 — mohammedanische 273, 278, 283, 507.
 — persische 512.
 — praktische 350.
 — spanische 333.
 Myrtifer, contemplative 349.
 — pantheistische 266.
- N.**
- Nabuchodonosor 470.
 Nachfolge Christi 353, 354, 801.
 Nafels, Schlacht bei 721.
- Nahardea 290, 291.
 Najera, Schlacht von 605, 614–616.
 Nami 512.
 Namur 553.
 — Guido von 72.
 Nantes 452, 636.
 Napoleon I. 258, 538.
 — III. 76.
 Napoleone de la Torre 19.
 Narbonne 65, 66, 67, 94, 296, 301, 397, 783, 784, 795.
 Narni 426.
 Naschim 289.
 Nassau, 455, 553, 775; vergl. Adolf von Nassau.
 Nassi, Titel 288, 289, 291.
 Nasir I., Almelik M. 527 f.
 — Eddin, Astronom 502.
 — — Mohammed Ibn Rilawun 504.
 Nasir Abu'l Dschujusch 592.
 — Haus 591.
 — der Samanide 508.
 Nationalconcil 744, 745, 747.
 Nationalkirchen 771.
 Nationen auf dem Concil zu Constanz 778.
 — zu Basel 818.
 — in Bologna 360.
 — in Neapel 378.
 — in Padua 381, 382.
 — in Paris 369, 371, 372, 373.
 — in Prag, vier 549.
 Nationes in Bologna 359.
 Naturalisten 284.
 „Naturmensch, der“ 285.
 Naturwissenschaften 314, 318, 324, 326.
 Naumburg 555, 559.
 Nabarra 103, 104, 512, 571, 572, 576, 577, 578, 580, 582, 533, 585, 609, 618, 615, 617, 620, 644, 744, 784, 785.
 Nabarrete 613, 614.
 Neapel, Königreich 42, 44, 84, 87, 130, 155, 158, 160, 175, 410, 412 f., 417, 424, 426, 435, 438 f., 456, 460, 466, 468, 475–482, 487, 646, 649, 652, 675, 678, 688 f., 695, 696, 697 f., 704 f., 711, 729 bis 731, 747, 749, 751, 753, 757, 768.
 — Stadt 43–45, 305, 318 bis 320, 358, 375 f., 388, 394, 411, 417, 435, 460, 473, 695.

- Neckargemünd 557.
 Neifen, Berthold von 414.
 Neilenburg 86, 554.
 Nemanja, Dynastie 484.
 Nepheß 304.
 Nepotismus 433, 688.
 Neptunismus 277.
 Neri 167.
 Nesari aus Rußistan 525.
 Neschamah 304.
 Nestle, Rudolf von, Connetable 72.
 Neuburg 8, 31.
 — Landtag zu 4.
 — Pütten 30.
 Neuenburg am Rhein 427, 557, 780 f.
 — in der Schweiz 783.
 — an der Unstrut 234.
 Neuenburger See 87.
 Neuhaus, Meinhard von 822, 823.
 Neuperjer 290.
 Neuplatoniker 273, 277.
 Neustadt, Schlacht bei 1.
 Nebelle 648.
 Revers 101, 381, 499, 618, 652.
 Newcastle upon Tyne 184.
 Newrus, Minister 504.
 Nezzin 289.
 „Nibelungenlied“ 198, 201, 213, 214, 215, 216, 217, 220, 241.
 Ribba 554.
 Niederbayern 25, 404, 431, 449.
 Niederlande 631, 729.
 Nifen 228.
 Nifheim 209.
 Nifäa 489.
 Nikolaus, heil. 374.
 — I., Papst 685.
 — III., Papst 47, 326, 416, 425.
 — IV., Papst 38, 41, 47, 109, 326, 384, 391, 397.
 — V., Papst 388, 426, 427.
 — (Chodabende) 506.
 — von Clemanges 336, 732, 734, 745.
 — von Fabriano 425.
 — von Jeroschin 247.
 — von Ostia 79, 81, 131.
 — von Pilgram 821.
 — von Piftna 802.
 Nikolsburg 788, 812.
 Nikomedia 489.
 Nikopolis 496, 544.
 — Schlacht bei 241, 499 ff., 536, 656, 709, 728.
 Nil 489.
 Nimburg an der Elbe 152.
 Nimes 783.
 Nimwegen 557, 559.
 Nirvana 515.
 Nisami aus Gendisch 511 f.
 Nisamitjeß 522.
 Nisibis 290.
 Nissa 494.
 Nischart von Niuenthal (Neuenthal) 223.
 Nizen 206.
 Nizam al Mulk 509, 532.
 Nizza 777, 783.
 Nocera 698.
 Nördlingen 557, 702.
 Nörten 559.
 Noffo aus Florenz 87.
 Nogaret, Wilhelm von 65, 71, 74, 76 f., 79, 85, 93, 99, 102.
 Nominalismus 335, 336, 418.
 Nominalisten 317, 334, 335.
 Nona 711.
 Norddeutsche in Paris 374.
 Nordfranzosen, die Dichtung der 198 f., 255 ff.
 Nordhausen 557, 559.
 Nordheim 559.
 Norfolck, Graf von 634 f.
 Northam 183.
 Normandie 97, 184, 202, 457, 571, 572, 575, 583, 587, 667, 668, 674.
 Normannen 199, 200, 202, 211, 359, 619, 648.
 — in Paris 373.
 Nortenbergh, Heinrich von 136.
 Northampton 385.
 Northumberland 181, 185, 323, 641.
 — Graf 636, 637.
 Norwegen 182, 183, 199, 209, 241, 558, 560, 775.
 Norweger 778.
 Norwich 473.
 Notter Balbulus 255.
 — Labeo 249.
 Notre-Dame 68 f., 98, 368, 369, 370.
 Nottingham 442, 630, 631, 634.
 Novara 271, 430, 680.
 Noves, Laura de 435, 478.
 Novigrad 707.
 Novgorod 199, 558, 560.
 Noyon 580.
 Nuenar 553.
 Nürnberg 16, 19, 22, 25, 35, 116, 122, 133, 138, 149, 152, 160, 232, 239, 241, 242, 244, 245, 247, 253, 254, 315, 344, 408, 414, 430, 431, 500, 555, 557, 561, 565, 566, 569, 702 bis 704, 713, 715, 722, 723, 730, 735, 736, 755, 809, 810, 815.
 „Nuper ad audientiam“ 75.
 Nuschitewan, Präsident 526.
 Nussdorf 240.
 Nymwegen 124.
- D.**
- Oberau 33.
 Oberbayern 403, 554, 567.
 Oberehenheim 557.
 Oberlahnstein 547.
 Oberlausitz 427.
 Obermartha 353.
 Oberösterreich 22.
 Oberpfalz 815, 569.
 „Oberrheinische Chronik“ 252.
 Oberrichter in England 176.
 Oberwesel 557.
 Obotritenland 556.
 O'Brians 632.
 Occam, Wilhelm von 335, 418.
 Ochsenstein 718.
 O'Connors 191, 632.
 Odernheim 557.
 Odin 142, 206.
 Odins, Jagd 207.
 „Odyssee“ 214, 216, 217.
 Ödenburg 109.
 Ödipodie 228.
 Öis 556.
 Österreich 1, 3, 11, 13, 22, 27, 28, 108, 114, 117, 119, 122, 142, 145, 149, 150, 152, 215, 221, 223, 224, 240, 250, 312, 339, 398, 402, 405, 408, 421, 427, 430, 445, 447, 474, 485, 546, 547, 552, 556, 563, 567, 684, 702, 711, 715, 716, 728, 739, 740, 741, 751, 811, 815.
 Öttingen 554.
 Ofen 5, 131, 386, 387, 705, 706, 707, 708, 709, 711, 737.
 Offenburg 121, 557.
 Osterdingen 213, 226.
 Oghusen 488, 505.
 „Ogunalmasagel“ 275.
 Oldcastle, Johann 667.
 Oldenburg 553.
 Oldschabufka 506.
 Oldschaitu 506.
 Oleggio, Giovanni d' 684.
 Oliver de Penna 97.
 Olivi, Petrus Johannes 416, 418.

Olivier von Bretagne 322.
— de Clifton 620.
Olmütz 2, 12, 18, 22, 26, 134, 550.
Olvera 594.
Omar, Chalife 508.
— Chiam aus Nischapur 509.
Omejaden 273.
O'Neals 191, 632.
Oppeln 115, 128, 129, 556.
Oppenheim 6, 475, 557, 755.
Optik 274, 326.
Orange 228, 388, 411.
Oranier 553.
Ordniners, the 189, 192 f.
Ordelaffi, Francesco 688, 684.
Ordinamenti della giustizia 49.
Ordonnanz, große 665.
Orebitten 806.
Orientalen in Paris 373.
Orislamme 649, 664, 666.
Orfaben 183.
Orleans, Familie 580 f., 660, 665, 670, 730.
— Karl von 257, 662, 663, 664, 669 f., 676.
— Ludwig von 257, 642, 654 bis 659, 661, 675, 705.
— Stadt 331, 385, 432, 580 f., 650, 660, 663, 676.
— Universität zu 80, 432.
Orosius 399.
Orsini, Familie 41, 76, 78, 159.
— Napoleon 79.
Orsova 499.
Ortenau 741.
Ortnit 213, 216.
Orvieto 84, 320, 329, 396, 464, 465.
Osa, Jakob von 411 f.
Osea 391.
Osman 489.
Osmanen 488—501, 532, 533 bis 536, 541—545.
Osnabrück 553, 559.
Ostajhs 513.
Osterburg 137, 559.
Osterland 116, 123, 555.
Osterohe 559.
Ostfranken 796.
Ostia 41, 77, 79, 426, 678, 650, 793.
Ostindien 432.
Ostmar, Thüringische 116.
Ostoja 711.
— „Oswald, der heilige“ 211.
— von Wolfenstein 241.
Ostfried von Weisburg 209, 254, 740.
Othén, Schlacht bei 660.

Othman Ibn-Abi-Dia 593.
Otranto 296.
Otrar 275, 538, 539, 542.
„Ottilia, die heilige“ 211.
Otto I. 15, 28, 155, 425.
— II. 28.
— IV., Kaiser 1, 2, 555.
— VII. von Underch-Meran 31 f.
— VIII. von Underch-Meran 32, 33.
— II. von Bayern „der Erlauchte“ 4, 5, 32.
— III. von Bayern, Nieder- 22, 112, 132 f., 137, 151, 244, 404, 475.
— von St. Blasien 400.
— I. von Brandenburg, Sohn Albrechts des Bären 555.
— III. von Brandenburg „der Fromme“ 7.
— IV. Markgraf von Brandenburg „mit dem Pfeile“ 220.
— V. von Brandenburg „der Lange“ 26, 113, 118, 130.
— (IX.) von Brandenburg (Wittelsbach) „der Faule oder Finne“ 543, 554, 567.
— von Braunschweig 696, 730.
— von Brizen 30.
— IV., Pfalzgraf von Burgund 36, 116.
— von Freising 367, 398, 402.
— von Kärnten 122.
— von Liechtenstein 248.
— von Österreich „der Fröhliche“ 421, 427, 430, 447, 448.
— von Passau 8.
Ottokar II. 6, 7, 8, 9, 10, 12, 14, 17, 18, 19, 21, 23, 24, 25, 27, 34, 119, 134, 149, 220, 225, 248, 394, 427, 456, 760.
— von Horned, Reimchronist 10, 108, 110, 248.
Ottonen 401.
Oudenarde 647, 649.
Ovid 162, 259, 434.
Owain Goch 179.
Owen Glendower 641.
Oxford 164, 176, 177, 200, 270, 285, 310, 322, 323, 324, 326, 336, 377, 380, 385, 389, 393, 432, 626, 627, 640, 642, 734, 753, 765, 791.
Oyta, Heinrich von 336.
Ozanam 54.

P.

Paderborn 439, 553, 559.
Padilla 600, 601, 603, 607, 608.
Padua 158, 311, 312, 362, 381, 382, 388, 395, 419, 436, 486, 678, 729, 738.
Paris Frankreichs 61, 104, 452.
Parisshof von Paris 618.
Paisley 185.
Paladine 201, 202, 204.
Paläologen 495.
Palästina 20, 97, 105, 221, 291, 294, 296, 298, 528.
Palatin 709.
Paleč, Stephan 768, 769, 770, 792.
Palencia 385, 389.
Palermo 222, 397.
Palestrina 58, 54.
Palma 331, 397.
Palnatoko 142.
Palne 142.
Paltram 22, 23, 24.
Pamiers 65, 68, 396.
Pampeluna 103, 256.
Pamphyliden 682.
Panciatichi 50.
Pandulf, Legat 172.
Panegriker, persische 509.
Pantheismus 271, 283, 304, 343, 345, 354, 628.
— persisch-indischer 520.
Pantherbund 714.
Panzer 206.
Papier 366.
Pappenheim, Grafschaft 554.
— Reichsmarschall 793.
Papst und Concil 817, 819.
— und Kaiser 412 f., 440.
Papstburg 449.
Papstthum 41, 44, 60, 126, 154, 685, 731, 771, 774.
— und Königthum 69 f.
Paphrus 366.
„Parrival“ 229, 230, 236, 568.
Parens scientiarum 372.
Paris 44, 58, 61, 68, 69, 75, 86, 88, 89, 93, 94, 95, 102, 104, 142, 148, 164, 175, 179, 198, 229, 241, 257, 260, 261, 263, 266, 267, 269, 270, 271, 305, 306, 309, 310, 311, 312, 313, 315, 318, 319, 320, 322, 323, 328, 329, 331, 333, 335, 339, 344, 350, 357, 358, 365, 378, 377, 379, 380, 381, 385, 386,

- 389, 390, 393, 394, 398,
418, 419, 427, 450, 455,
457, 465, 473, 494, 501,
549, 571, 575, 576, 577,
578, 579, 580, 582, 583,
584, 618, 620, 634, 636,
646, 649, 651, 654, 656,
657, 658, 660, 662, 663,
666, 670, 671, 673, 674,
676, 732, 733, 745, 747,
753, 795.
Pariser 648, 650, 660, 661,
665, 673.
Parlament zu Bern 184.
— englisches 174, 176, 177,
178, 180, 184, 188 f., 195,
571, 619, 625, 627, 630,
632, 633, 637, 638, 643.
— französisches 371, 443, 672,
674, 676.
— der Lombardei 158.
— in Perth 185, 186.
— tolles 176.
— zu Tours 93.
— zu York 193.
Parma 397, 430, 436, 680.
Parisi, das 507.
„Particularstudien“ 355.
Pawewalk 559.
Paffah 291.
Paffarino Bonacoffi 413.
Paffau 8, 11, 18, 22, 554, 820.
„Passionale“ 210.
„Pastoralis praeeminentiae“ 92.
Pastoureux 105.
Patariner 65, 76.
— von Bosnien 485.
Patriarchen der Juden 291,
294.
Patric, heil. 256.
Paul II., Papst 337, 391.
— III., Papst 397.
— Bischof von Agram 704.
— von Krafau 129.
Paulskirche 627, 628.
Paulus, Diaconus 212.
— heil. 322.
Pavia 155, 158, 164, 358,
396, 430, 554, 678, 729,
800, 811, 816.
Payne 821.
Pechlarn 215.
Pebelle 371.
Pedro III. von Aragon 56, 589.
— IV. von Aragonien „el
Ceremoniofo“ 391, 539,
596, 603–605, 609–611,
613, 615.
— I. von Castilien „der Graue-
fame“ 571, 599–617, 629,
679.
Pedro, Don, Oheim Alfonso
XI. 590.
— I. von Portugal 601, 603.
Peintre, Eustache le 257.
Pefing 432.
Pestari, Joachim von 13 f.
Pelajo, Don 204.
Pelfifier, Bertrand 100.
Peloponnes 498, 542.
Pembroke, Joh. v., Schwieger-
john Edwards III. 620.
— Richard von 173.
— Wilhelm 171 f., 175.
Pendschab 533.
„Pendsch Chendsch“ 512.
Penelope 216.
Penna, Oliver de 97.
Pennaforre 320.
Penniscola 784, 735.
Penny 180.
Pentapolis 20.
„Perceval“ 203.
Perchtza 206.
Perch, Heinrich 627, 640 f.
Peredur 202, 204.
Pergament 363, 371.
Pero, Don, Sohn Alfonsos XI.
604.
Perpignan 391, 609, 751, 754,
783, 784, 786.
Perrers, Alice 621.
Perrinet le Clerc 672.
Perser 271, 272, 509.
Persien 241, 301, 472, 501
bis 528, 532, 537.
Persis 501.
Perspective 274.
Perth 185, 186, 190, 442.
Perugia 78, 79, 80, 84, 320,
392, 418, 432, 470.
Perweish, Thierri (Theodor)
von 659 f.
Peß von 1348 468, 472, 479,
570 f.
Peter I. von Lusignan-Cyprien
681 f., 684.
— von Apelt 138; sieh Ach-
spalter.
— von Aubergne 322.
— von Corvara 425–427.
— Karthäuserprior 732.
— der Lombarde 270, 271.
— von Mainz 152.
— von Murrone 41, 42, 416.
— von Poitiers 270, 271.
— Roger 450.
— von Sabina, Cardinal 76.
— der Spanier 322.
— Thomas 680, 681.
— von Winchester 172 f., 174.
Peterborough 418.
Petershausen 796.
Peterskirche 53, 77, 159, 687,
695, 757, 819.
Petersplatz 692.
Petit, Jean 658 f., 675, 797.
Petraia 44, 64, 262, 393,
434–437, 455, 467, 469,
471, 478, 564, 681, 683,
686.
Petrucci, Banquierhaus 76.
Petrus, Apostel 206.
— de Hibernia, Magister 377.
— de Hibernia 377.
— Johannes Olivi 416.
— Lombardus 319.
— von Luxemburg, selige 694.
Pettau 9, 10, 12, 21.
Pfahlsbürgertum 149, 450,
532, 569, 715, 725.
Pfalz 121, 124, 125, 444,
451, 547, 736.
— Erzherzog 564.
Pfalzgrafentitel 436.
Pfalzgrafschaft in Burgund
31, 32.
— in Kärnten 33.
— bei Rhein 19, 122, 124,
548, 552 f., 561 f., 723.
Pfannberg 242.
„Pfauenschwanz“ 721.
Pfeddersheim 557, 714.
Pfort 117, 554, 714.
Pforzheim 250.
Pfundersdorf 557, 702.
Pharao 226.
Pharisäer 288.
Philadelphina 497.
Philargi, Peter 753.
Philipp v. Schwaben, deutscher
König 1, 2, 3, 8, 31, 221,
222.
— II. „August“ von Frank-
reich 31, 203, 257, 368.
— III. von Frankreich „der
Kühne“ 56.
— IV. von Frankreich „der
Schöne“ 43, 55–103, 105,
116–118, 123, 146, 147,
184–186, 188, 322, 335,
381, 396, 411, 417, 439,
667, 682, 685.
— V. v. Frankreich „d. Lange“
101, 104, 411 f., 443.
— VI. von Frankreich 431,
437, 438, 443, 445, 449,
450, 452, 453, 459, 465,
570.
— von Burgund „der Kühne“
257, 583, 584, 645, 649,
729.
— von Burgund „der Gute“
553, 618, 652, 653, 657,
670, 676 f.

- Philipp von Navarra, Bruder Karls des Bösen 572.
 — von Salzburg = Aquileja „der Erwählte“ (von Sponheim = Kärnten) 9, 12 f., 19.
 — von Valois, später Philipp VI. von Frankreich 413.
 — Graf von Flandern 203.
 — der Rathhäuser in Seiz 211.
 — Maria Visconti 393, 818.
 — von Tarent 481.
 Philippine von England = Holand = Hennegau, Gemahlin Eduards III. 194, 262, 441, 454, 621.
 Philo 302.
 Philomelium 255.
 Philosophie des Abendlandes 264 ff., 271.
 — alexandrinische 761.
 — arabische 271, 278, 282, 286, 288, 305, 306, 309, 310, 331.
 — aristotelische 306, 309.
 — christliche 305 ff., 324, 325, 326.
 — der Geschichte 400.
 — jüdische 309.
 — platonische 272.
 — an der Carbonne 375.
 „Philosophus autodidactus“ 285.
 Phokis 501.
 Phrygia epistetos 489.
 Phrysi 276, 377.
 Piacenza 17, 162, 377, 393, 680.
 Piade 492.
 Pfaften 127, 128, 129, 436.
 Picarden in Bologna 359.
 — in Paris 373.
 Picardie 571, 582, 619, 620, 666, 668, 671.
 Picardismus 813.
 Pictavienser 359.
 Piemont 697, 785.
 Pierre d'Alilly 734; s. Alilly.
 Pietro Sordano 544.
 Pieve 63.
 Pignatellus, Bartholomäus 376, 377.
 Pilichdorf 404.
 Pilgrim von Salzburg 722.
 Pilzen 803, 805, 812, 823.
 Pilsener 25.
 Pinfels 109.
 Pinzgau 567.
 Pipino, Johann 467.
 Pir Mohammed 540.
 Pisa 45, 46, 47, 48, 51, 151, 159, 160, 161, 332, 383, 393, 396, 401, 423, 424, 426, 427, 473, 588, 678, 680, 689, 750, 751, 752, 754, 757.
 Pisan, Christine de 259.
 Pisaner 553.
 Pistoja 50, 397, 424.
 Piumaccio 430.
 Pius II. 338, 695.
 — V. 321.
 Placetum regium 711.
 Plantagenet 445, 571.
 Plasian, Wilhelm von 74, 85.
 Plaffenburg 30.
 Plato 269, 272, 274, 279, 281, 284, 321, 322, 339, 379, 762.
 Pleißener Land 116, 123.
 Plinius, ältere 311.
 Plotin 272.
 Plutonismus 277.
 Pocadota, Vello 684.
 Pocco 285.
 Podesia, Würde 46, 47, 50, 51, 64, 155, 158, 362.
 Podiebrad 11.
 Pöhlber Chronik 402.
 Poetie, höfische 221.
 — nordische 209.
 Poggibonzi 160.
 Poggio Bracciolini 795.
 Poissy 102.
 Poitiers 82, 88, 93, 94, 148, 266, 270, 412, 620, 674.
 — Schlacht bei 262, 573, 575, 579, 584, 626.
 Poitou 97, 172, 174, 583.
 Pojet, Bertrand de 413.
 Pole, de la, Kanzler 630.
 Polen 10, 12, 115, 126, 129, 131, 132, 134, 136, 137, 241, 312, 359, 394, 395, 430, 477, 483, 486, 569, 700, 705, 707, 711, 738, 751, 753, 756, 763, 772, 773, 775, 778, 809, 811.
 — in Paris 373.
 Polenta, Guido da 169.
 Polycraticus 270.
 Pommerellen 129, 133.
 Pommern 129, 552, 556.
 Pomfrets, Schloß 670.
 Pontalt 32.
 Pontemolle 159.
 Ponthieu, Grafschaft 183, 194, 457, 619.
 Pontoise 457.
 — Friebe zu 665, 666.
 Pontrefact 638.
 Poppo II. von Syrien 30.
 Poprawce 5.
 Porphyrius 274.
 Porree, Gilbert de la 266, 271.
 Porta 476.
 Portenau 22, 122, 150, 714.
 Portinari, Folco 163.
 Porto, Cardinalbischof von 69, 783.
 Portsmouth 58, 643.
 Portugal 96, 212, 233, 391, 596, 599, 601, 605, 608, 612, 617, 775, 785.
 Portugiesen auf dem Concil zu Constanz 778.
 — in Paris 373.
 Posen 129.
 Posterla, Wilhelm 156.
 Pottenstein, Konrad von 134.
 Pouilli le Fort 675.
 Prachatitz 802, 807.
 Prachiner Kreis 761.
 Prädestination 629, 771, 791.
 Präeristenz der Seele 278, 304.
 Präfect von Rom 680.
 Prälaten in Frankreich 74.
 — verweltlicht 690, 699.
 Prämonstratenser 88, 802.
 Präsciten, die 771.
 Prag 2—4, 6, 10, 11, 24, 37, 115, 119, 131, 132, 134, 136, 137, 138, 152, 244, 352, 379, 386, 394, 401, 456, 468, 469, 549, 550, 551, 568, 699, 700, 726, 727, 735, 738, 759, 761, 762, 764, 766, 768, 769, 770, 773, 789, 790, 806, 808, 809, 811, 820, 822, 823, 824.
 Prager Artikel 804, 807, 808, 822, 823.
 — Compactaten 822.
 — Erzbischof 394, 455.
 Praktische Mystik 353 f.
 Prato, da, Cardinal 81, 83, 84, 147.
 Preiskler, Heinrich der 10.
 Přemysl Ottokar I. 2.
 — Ottokar II. 3, 4, 129.
 Přemyslaw von Großpolen 129, 130.
 Přemyslidin 114, 134, 151, 760.
 Preßburg 5, 10, 13, 337, 738, 739, 768, 814.
 Preußen 11, 12, 16, 88, 133, 241, 242, 559, 581, 714, 778, 822.
 Preußenfahrten 240.
 Prévôt von Paris 368, 372.

„Priameln“ 240.
 Pribislau 812.
 Pribram, Magister 813.
 Priego 594.
 Priesterthum, allgemeines 771.
 — nach Wiclif 628 f.
 Primat, päpstlicher 69.
 Prinda 3.
 Primogenitur in Böhmen 2.
 Prinz von Wales, Titel 181, 459, 574.
 — der schwarze 458 f., 571, 573, 574, 612, 614, 615, 616, 617—620.
 „Prior von Montfaucon“ 87.
 Prioren in Florenz 64.
 — der Künste 680.
 — in Siena 387.
 — der Zünfte 47.
 Privata examinatio 364.
 Privilegien, österreichische 702, 716.
 — der Universitäten 358, 368, 372, 375, 390, 392, 394, 395.
 Procurator 373.
 Professoren in Padua 381.
 — Aristokratie in Bologna 366.
 — Befolgung in Bologna 362, 364.
 — Collegium in Bologna 360.
 Profop von Mähren 700, 785, 737, 739.
 — Solch 813, 814, 815, 820 f., 823.
 — „der Kleine“ 813.
 Profubez 813.
 Promotio 364.
 Prophetie 202, 278, 282, 296, 299.
 Prosa, deutsche 219 f., 253.
 Proselyten 288.
 Provençalen 198, 255, 359, 688, 778.
 Provence 37, 73, 97, 84, 165, 174, 226, 481, 649, 652, 667, 691, 696, 697, 757, 785.
 Provinzen der Pariser Universität 373.
 Provinzial-Concilien 95—97.
 — Stände in Frankreich 579.
 Provisionen von Oxford 176 f.
 — päpstliche 174, 682.
 Prull 823.
 Pseudo-Mustafa 544.
 Psychologie 275, 276.
 Ptolemais 243, 527.

Ptolemäus 165, 274, 276, 379.
 Publica examinatio 364.
 Pütten 30.
 Pulleyn, Robert 270.
 Rumbaditha 291, 292, 294.
 Punctuation 294.
 Puranas 204.
 Pustertal 29, 30, 32.
 Puttenshausen 229.
 Butterich von Puttenshausen 229.
 Puy 734.
 Pyramiden aus Menschenköpfen 532, 534 f.
 Pyrenäen 573.

D.

Quadrivium 318.
 Quäfer 286.
 Quedlinburg 553, 559.
 Quefaba 591.
 Quo warranto 187.

H.

Raab 707.
 Rab 291.
 Rabbi 269, 291.
 Rabbinen 296.
 Rabniz 13.
 Radevynoon, Floris 350, 352, 353.
 Radicofani 20.
 Radolfzell 557, 781 f.
 Radstadt 119.
 Radulf von Dicum 367.
 Ragewin 399.
 Raimund VII. von Toulouse 172, 383.
 — von Cordona 413.
 — Lull 330—333, 336.
 — von Drvieto 464.
 — von Pennaforte 320.
 — von Sabunde 336.
 Rainald, Bruder des heiligen Thomas 318.
 Rainalducci, Peter 425.
 Rama 484.
 Ramsdug, Walthar von 25.
 Randa, Berg 331.
 Rantweil 253.
 Raoul, Graf von Eu 570.
 — von Coiffons 257.
 Rapoto 15.
 Rapperswyl 422, 557.
 Rappoltstein 554.
 Raptus 265.
 Raschid Watwat 510.
 Rath in Florenz 47.
 — des Rectors 360.

Ratibor 128, 556.
 Rationalismus, jüdischer 302.
 Rationalisten des Islam 273.
 Rattenberg 801.
 Raheburg 556.
 Raubritter 35.
 Raubschlöffer 730.
 Raubniz 469.
 Ravenna 20, 109, 169, 170, 358, 377, 478.
 Ravensburg 553, 557, 702, 713, 725, 742.
 Ravenspur 636.
 Realismus 310.
 Realisten 266, 317, 334, 336.
 Recanati 783.
 Reckberg 554, 720, 775.
 Recht, canonisches 381.
 — englisches 192.
 — römisches 381.
 „Rechtsbücher der Friesen“ 252.
 Rechtspflege in Böhmen 550.
 Rechtshule zu Bologna 363, 365.
 — zu Verityus 358.
 Rechtshulen 358.
 Rectorat in Bologna 361, 362, 364 f., 371.
 — in Padua 381 f.
 — fehlt in Neapel 378.
 — in Paris 370 ff., 373.
 — in Siena 388.
 Rector scholarium 359, 360.
 Rectorat 379.
 Rectoren von Rom 465.
 Rehing, Rudolf 406.
 Reform der Kirche 754, 758, 774, 776, 781, 784, 797 ff., 816, 817.
 Reformatori della repubblica Romana 684.
 Reformcommission in Constanz 798 f.
 Regalien 552, 562.
 Regenbogen, Bartel 244.
 Regenbogens, Erklärung des 326.
 Regensburg 18, 35, 132, 220, 249, 250, 312, 313, 320, 430, 554, 557, 715, 716, 810, 824.
 Regenschaft in Frankreich 655.
 Reggio 382, 430, 678.
 Reginald, Cistercienser 385.
 „Regnans in coelis“ 94.
 Regnitzgau 30.
 Rehbock, Jakob 547.
 Reichenau 227.
 Reichersberg 401.

- Reichersbeuern 80.
Reichsacht 779.
Reichs-Annalen 402.
— Domänen 28.
— Einkünfte 756.
— Fürsten 569.
— Gewalt 551.
— Güter 117, 449.
— Hauptmann 123.
— Insignien 114, 548, 756.
— Krieg gegen Dittmar II. 21.
— Landschaft 552.
— Matrikel 811.
— Rath in England 630.
— Ritterschaft 553.
— Städte 121, 153, 405, 427, 556, 563, 569, 701, 703, 717.
— Stände in Frankreich 664.
— Statthaltertschaft 155, 156, 158, 412, 413, 449.
— Steuer 811, 815.
Reichstag zu Augsburg 19, 21, 27.
— zu Constanz 796.
— zu Erfurt 37.
— zu Frankfurt 37, 116, 149, 439, 440, 445, 451, 686, 713, 736, 814.
— zu Koblenz 445.
— zu Mainz 699.
— zu Metz 561.
— zu Nürnberg 19, 122, 149, 160, 241, 430, 561, 565, 566, 702, 713, 730, 736, 815.
— zu Ofen 711.
— zu Paris 68.
— zu Pest 475.
— in Regensburg 810.
— zu Roncaglia 358.
— in Speier 149.
— zu Tarragona 588.
— von Temesvár 709.
— zu Würzburg 19.
Reichsversammlung in Mainz 124.
Reichsvicariat 438, 445, 563, 680, 637, 728, 737.
Reichswardt 185.
Reiferscheid 553.
Reihenfolge der maurischen Könige von Granada 597.
Reim im Hebräischen 294.
„Reimchronik der Stadt Köln“ 247.
Reimchroniken, deutsche 246.
Rein, Kloster 21.
Reinach 719.
„Reineke Fuchs“ 207.
Reinhardtsbrunn 402.
Reinigungsort 278.
Reinmar der Alte 221.
— von Zweier 221, 226.
Religion und Nation 794.
— und Philosophie 280.
Religionsgespräch in Prag 808.
Renan 286.
„Der Renner“ 239.
Rennes 535, 536.
Renje 147, 404, 439, 450, 456.
Rentenbuch 12.
Republik des Plato 281.
Reich Glutha 290, 291, 295, 301.
Reischdebbin, Bezier und Geschichtschreiber 504—506.
Reservationen, päpstliche 432, 678, 798, 820.
Reisdenzpflicht 683.
Restitution 268.
Reithel 101, 618, 652.
Reß 812.
Reuß 139, 555.
Reutlingen 557, 702, 704, 713.
Reval 559.
Rewassl, Scheich 525.
Reynard, Schloß 745.
Rhätien 28.
Rhegion 492.
Rheims 96, 201, 257, 271, 373, 397, 583, 584, 650, 655, 682, 730, 734, 735.
Rheinischer Abmachungen 764.
Rheinau 36, 120.
— Kloster 211.
Rheinegg, Schlacht bei 141.
Rheinfelden 27, 139, 427, 557.
Rheingrafschaft 553.
Rheinische Städte 724.
Rheinländer in Paris 374.
Rheinsberg (Rheinberg) 559.
Rheinzölle 138.
Rhodus 297, 536, 752.
Rhuden (Ruden) 559.
Ribnik 556.
Richard I. von England, „Löwenherz“ 182, 187, 232, 234, 257, 367.
— II. von England 263, 622 bis 633, 641, 643, 656.
— von Cornwallis 1, 7, 8, 11, 15, 18, 103, 172, 174, 175, 177, 188.
— falscher 641.
— Graf von Arundel 633.
— von Middleton 322.
— von Saint-Victor 267, 268.
Richenthal, Ulrich 252.
Richmond 622, 626.
„Richtbrief der Stadt Zürich“ 252.
Ricos 590.
Ricozhombres 611.
Ried 8.
Riebburg, Ritter 6.
Rienzi 683.
Riesen 206.
Riesenburg, Meß von 823.
— Familie von 22.
Rietenburg 220.
Rieti 425.
Riga 559.
Rimini 478, 752, 757, 783.
Rined 554.
Rinowe, Walther von 211.
Ripoli, Piano von 162.
Risbach 226.
Ritter vom heiligen Grab 752.
— vom Hospital 536.
— von Scharsenberg 220.
— mit dem Löwen, der“ 203.
Ritterbünde 715.
Ritterorden 332, 775; vergl. Calatrava, Deutschorden, Johanniter, Sanjago, Santa Maria de Montesa und Templer.
— vom Stern 570.
Ritterromane 654.
Ritterschaft und Fußvolk 718.
— schwäbische 703.
Ritterthum 217, 235.
Ritterthums, Ideal des 211.
Riza von Großpolen 130.
Robert von Bethune 62, 82, 103, 104.
— Bruce 183; s. Bruce.
— von Calabrien 51.
— Cardinal 693.
— Diöfopf 310.
— von Durazzo 481.
— Kilwardby 322.
— von Lincoln 310.
— von Melun 270.
— von Neapel 84, 155, 158, 159, 160, 337, 410, 411, 412, 413, 426, 435, 456, 477—479.
— von Schottland 442.
— von Tarent 481.
Robinson, orientalischer 285.
Roccajeca 318, 757.
Rochelle 620 f.
Rocheß, Peter de 172.
Rochester 624.
Rochholz 145.
„Rod zu Trier, der ungenährte“ 211.
Rodeneß 567.
Rodosfo 493.

- Roermonde 559.
 Roeskilde 142.
 Rößelmann, Walthar 114.
 Roffred 361, 387.
 Rohac 826.
 Roknebbin, Scheich 517.
 Rokyana 811, 813, 821, 824, 825, 826.
 „Roland, Sang von“ 199.
 Rolandslied 200, 213.
 Rolandslieder 204.
 „Rolandt“, der 71.
 Rollo 674.
 Rom 44, 45, 47, 51, 61, 69, 76, 78, 81, 84, 130, 159, 167, 171, 172, 176, 181, 241, 262, 318, 332, 382, 383, 412, 422, 423, 424, 425, 426, 432, 433, 434, 438, 456, 460—471, 473, 482, 494, 656, 659, 680, 683, 685, 686, 687, 688, 689, 690, 691, 692, 694, 696, 697, 727, 728, 733, 746, 750, 754, 756, 757, 769, 771.
 Romagna 64, 689.
 Roman, Cardinallegat 383.
 — philosphischer 285.
 „Roman de la rose“ 258.
 Romane 201 f., 236, 253, 259.
 Romania 484.
 Romantik, christliche 206.
 Romantische Dichtung 512.
 Romanus, heil., von Rouen 374.
 Romfahrt 737, 738.
 Rommey 177.
 Roncaglia, Beschluß des Reichstages von 155, 358.
 Ronce, Johann, Meister 732.
 Roncevalles 613.
 Ronda 607.
 Roonsehe, Schlacht bei 650, 654, 665.
 Rorschach 141.
 Rose, goldene 181, 735.
 Rosenberg, Heinrich von 727.
 — Javisch von 115.
 Rosenblüt, Hans 245, 247.
 „Rosengarten“ 215.
 „Rosenhain“ 522.
 Rosheim 557.
 Roslin 186.
 Roß, Bisthum 181.
 Rosso, Matteo, Cardinal 79, 81.
 Rostislaw von Halicz 11.
 Rostock 397, 559, 766.
 Rota 432.
 Rotach, Ulrich 743.
 Rotenburg, Konrad von 243.
 Rothe, Johann 211.
 Rothenberg 35.
 Rothenburg in Franken 557, 724.
 — in der Schweiz 717.
 Rothe, König 212, 213.
 Rothrußland 483.
 Rottweil 557, 713.
 Rouen 96, 270, 450, 572, 577, 578, 648, 649, 650, 671, 674.
 Roussillon 391.
 Roßburg 184, 190.
 Ruach 304.
 Rubajat 522.
 Rudagi 508.
 Rudolf I. von Habsburg, König 1—28, 34—40, 73, 106, 108, 109, 114, 115, 125, 140, 143, 149, 150, 153, 154, 238, 244, 249, 394, 410, 456, 548, 563, 740.
 — II. von Habsburg = Österreich 26, 27, 37, 134.
 — III. von Habsburg = Österreich = Böhmen 39, 122 f., 132, 135 f.
 — IV. von Habsburg = Österreich, „der Stifter“, Herzog 394 f., 435, 563—569, 684, 702, 713 f., 716.
 — I., Pfalzgraf 114, 122, 124, 125, 150, 403, 405, 548, 553.
 — von Altenburg 15.
 — von Baden 718, 723.
 — von der Balm 138.
 — von Ems 211, 247.
 — von Hoheneck 109.
 — von Sachsen 451, 456.
 — von Salzburg 109.
 — von Stadel 220.
 — von der Wart 138, 150.
 Rügeli 220.
 Rügen 220.
 Rügenwalde 559.
 Rufach 121.
 Ruggieri 46.
 Rumi 518.
 Runfel 554.
 Ruprecht I., Pfalzgraf, Kurfürst 385, 444, 451, 724.
 — II., Pfalzgraf 729, 741.
 — III., Pfalzgraf, deutscher Gegenkönig 241, 736 bis 741, 746, 751, 755, 764, 766, 768.
 — Sohn des Königs Adolf von Nassau 114.
 — von Nassau, Enkel des Königs Adolf von Nassau 724.
 Ruprecht, der Knecht 206, 245.
 Ruß, Melchior 141, 144.
 Ruffen 9, 129, 778.
 Rußland 133, 241, 533, 558.
 Ruffon 660.
 Ruybroek, Johann 344, 348 f., 351.
 Ruwaert 444, 648.
 Rye 643.
 Ryffel 269, 559.
- S.
- Saad Ben Genfi, Atabeg 522.
 — Eddewlet, Minister 503.
 Saadi, Dichter 502 f., 512, 522.
 Saadja Gaon ben Joseph 295, 302.
 Saarbrücken 554.
 Saarwerden f 54.
 Saaz 805—809.
 Sabbath-Verordnungen 288.
 Sabina, Landschaft 697.
 Sabine Jäger 241.
 Sabunde 336.
 Sachs (Sax) in der Schweiz 743.
 Sachsen 7, 25, 36, 122, 231, 312, 339, 402, 403, 404, 449, 451, 456, 547, 553, 555, 561, 619, 700, 735, 736, 741, 755, 813, 815.
 — in Paris 374.
 — Wittenberg 555, 562.
 Sachsenhausen 405.
 — Erklärung von 414.
 „Sachsenspiegel“ 252.
 Sacy, Jakob de 92.
 Sadducäer 288.
 Sade, Hugo de 435.
 Säben 221.
 Sängerkrieg 226.
 Sagan 556.
 Sagastani, Scheit 272.
 Sagen, fabelhafte 217.
 — Wert der 205.
 Sagenkreis, Arthurs 203.
 — karolingischer 203.
 — lombardischer 216.
 Sagenkreise, germanische 212.
 Sagenammlung 206.
 Said, Gelehrter, Gegner Al Kindis 275.
 — Rimetollach, Susi 525.
 Saint Amour 312.
 — Andrews 181.
 — Antoine 95.
 — Cloud 663.
 — Denis 256, 371, 473, 644, 649, 654, 663, 664, 666, 697.

- Saint-Germain, Thor 672.
 — Jean d'Arc 45.
 — Jean d'Angeli 80.
 — Just 102.
 — Omer 446.
 — Thomas, Abtei 623.
 — Victor in Paris 265, 267 f., 271, 309.
 Sainctonge 80.
 Saisjet, Bernhard de 65 f.
 Saksiani 507.
 Saladin 283, 298, 527, 528.
 Salado, Schlacht am 595 f., 679.
 Salamanca 385, 389, 390, 601.
 Salarium 360, 362.
 Salerno 378, 380, 394, 482.
 — Herzog von 478.
 — Neapel, Universität 376.
 Salisbury 265, 269, 367, 624, 636, 797.
 Sallar, Emir 528.
 Salm, Hugo von, Comthur 99.
 — Grafschaft 554.
 Salomo, König 310.
 — ben Abraham 300.
 — ben Abereth 302, 303.
 — ben Gabirol 282.
 Salomons Geschlecht 204.
 Salsinga, Wilhelm von 73.
 „Salvator mundi“ 66.
 Salvus conductus 773.
 Salzberg 11, 12, 18, 19, 21, 22, 24 f., 29, 109, 112, 117, 118, 119, 120, 136, 209, 401, 404, 554, 556, 566, 567, 722, 724.
 Salzburger Bisthumsstreit 9.
 Salzsteuer 572.
 Salzwedel 559.
 Saman, Dynastie 508.
 Samarland 512, 522, 529, 531, 532, 533, 535, 537, 538.
 Sambuca 64.
 Samha von Provence 174.
 Samland 6.
 San Felice 431.
 — Jago de Compostella 98, 201, 259, 603, 612.
 — Jago-Orden 600, 603.
 — Germano 44, 696.
 — Friede zu 32.
 — Marco, Cardinal von 777.
 Sancho IV. von Castilien, Sohn Alfonso X. 389, 591.
 — von Castilien, Prinz, Stiefbruder Pedro I. 608.
 — von den Balearen 589.
 Sanct Blasien 400, 720.
 — Gallen 247, 402, 557, 702, 713, 725, 742.
 — Genovesa 368, 369, 370.
 — Georgsbund 714.
 — Katharinenthal 350.
 — Paul in Kärnten 720.
 — Peterskirche 680.
 — Stephan 394, 395.
 — Zeit in Kärnten 137.
 — — in Prag 550, 568.
 — Victor 681.
 — Wilhelmshund 714.
 Sandomir 115, 128, 129, 134.
 Sandwich 177.
 Sanned, Herren von 220.
 Sanseverino, Thomas von 730.
 Sant' Eramo 696.
 Santa Croce del Corvo 169.
 — Maria de Montesa, Ritterorden von 98.
 Sapienza 77, 383.
 Saracenen 153, 211, 257, 432, 677.
 Sarah 302.
 Sardinien 45, 538, 589, 610, 735, 783.
 Sargans 743.
 Sarzana 63, 691.
 Sasaniden 507.
 Satibeg, Präbident 526.
 Sattel, Berg 406.
 Saudschel 495.
 Savelli, Jacopo 423, 426.
 Saverdun 433.
 Savona 749, 750.
 Savoyen 36, 107, 155, 262, 396, 406, 445, 697, 751, 795.
 Say 250.
 Sazo Grammaticus 142, 217, 401.
 Sayda 4.
 Sahn 554.
 Scala, della 413, 430, 436, 678.
 Scarborough 190.
 Schachspiel 507, 535.
 Schachzabelspiel 235.
 Schabi-i-Mulk 540.
 Schärbing 8, 30, 31.
 Schaffhausen 427, 557, 780, 783.
 Schafzucht, spanische 599.
 Schahroch 537, 540.
 Schammai 289.
 Scharenberg 220.
 Schauenburg 553.
 Schechinah 304.
 Scheer 557.
 Scheidewasser 314.
 Scheit-el-raiz 276.
 Schelllingen 554.
 Schemariah, Rabbi 297.
 Schems Eddaulah, Fürst 276.
 — Eddin Dschuweini, Bezir 502.
 Schemseddin Mohammed Hafiz 523.
 — Tebrisi Eusi 519 f.
 Schibli 515.
 Schießpulver 314, 326.
 Schitten 506.
 Schilfpapier 366.
 Schilling, Diebold 141, 144, 253.
 Schiltberger 500.
 Schimpfliet 220.
 „Schionatulander u. Sigune“ 228, 231.
 Schiras 501, 507, 522, 523, 536.
 Schirwan 511, 532.
 Schisma, das große abendländische 382, 395, 691 bis 699, 712, 730, 732 bis 735, 744—758, 764 ff., 774, 797.
 — orientalisches 17, 687, 799, 817.
 Schischman III. von Bulgarien 485, 493, 496.
 Schlan 805.
 Schlegler 703.
 Schleien 12, 128, 129, 250, 477, 550, 556, 700, 737, 805, 812, 814, 815.
 Schleier 25.
 Schlettstadt 557.
 Schliet, Caspar, Kanzler 819, 825.
 Schlosshauptmann (chate-lain) von Couch 256 f.
 Schlüsselburg, Konrad von 409.
 Schlüsselgewalt 771.
 Schlüsselmeister 243.
 „Schmiede, die goldene“ 211.
 Schneppperer 245.
 Schobicha, Schah 523, 524.
 Schöpfung 282, 285, 295, 299, 303, 304, 317, 330, 343.
 Scholae 355.
 — Parisiensis 368.
 Scholaren = Universität 362, 381.
 — Verbindungen 359, 360.
 Scholares 355.
 — cives 359, 363.
 — forenses 359.
 Scholasticus 381.

- Scholasticismus 354.
 Scholastik, christliche 264 ff.,
 331, 333, 337, 339, 344.
 — des Islam 273.
 Scholastiker, die großen 305 ff.,
 330.
 — der letzte 336.
 Schorlin, Ritter 25.
 Schorndorf 557.
 Schotten 53, 73, 183, 441,
 460, 568, 573, 778.
 — in Paris 373, 374.
 Schottland 45, 57, 58, 59,
 62, 171, 179, 181, 188,
 189, 190, 191, 192, 262,
 377, 396, 442, 443, 460,
 558, 584, 619, 632, 640,
 641, 652, 693, 751, 753,
 775, 783.
 Schüttenhofen 8.
 Schule für Briefstil und la-
 teinische Poesie 381.
 — Nisamitisch 522.
 Schulen, christliche 380.
 — jüdische 288, 290, 291,
 292, 294, 296, 300.
 Schuljahr in Bologna 363.
 Schulweisen, arabisches 287.
 Schuster (Eusa) 501.
 Schutzverwandten der Univer-
 sität in Bologna 366.
 Schwaben, Land 19, 24, 25,
 27, 34 f., 121, 133, 136,
 137, 149, 215, 220, 223,
 312, 406, 408, 449, 552,
 554, 561, 563, 564, 566,
 568, 701, 713, 714, 717,
 725, 796.
 „Schwabenspiegel“ 251, 252.
 Schwanritter 232.
 Schwarz, Berthold 315.
 Schwarzburg 234, 414, 548,
 555.
 Schwarzen, die, Partei 45,
 50 f., 63–65.
 Schwarzenberg 555.
 Schwarzwald 242.
 Schweden 558, 687, 775, 778.
 — in Paris 374.
 Schweidnitz 550, 556, 569.
 Schweinfurt 557.
 Schweiz 250, 406, 407, 421,
 475, 566, 758, 780, 806.
 Schweizer 253.
 Schweppermann, Weit 409.
 Schwerin 556.
 Schwertleite 218.
 Schwerttänze 245.
 Schwesterhäuser 353.
 Schwyz 15, 107, 139, 140,
 145, 149, 150, 407, 415,
 422, 566, 715, 716, 742.
 Schwyzzer 406.
 „Scild“ 72.
 Scone 183, 184, 187, 442.
 Scotisten 323.
 Scorpe von York 641.
 Sebaste 534.
 Sebenico 711.
 Seckau 112.
 Seefeld 564.
 Seehausen 559.
 Seeland 124, 263, 410, 454,
 455, 553, 647, 652.
 Seele, Unsterblichkeit der 278,
 282, 284, 300.
 Seelenlehre 277, 341.
 Seelenwanderung 278, 295,
 304, 629.
 Seeraub 559.
 Seerzeichen 560.
 Seßner, Johannes 253.
 Segovia 602.
 Seisfried, Dichter 234.
 — von Mährenberg 12.
 Seiz 211.
 Sejjamiden 595.
 Selau, Johann von 802,
 805, 808–810.
 Selbstschufen 488, 490, 501,
 505, 511, 512.
 Selman 507.
 Selz 557.
 Semmering 5, 10, 13, 21,
 112, 567.
 Sempach, Schlacht bei 717,
 718, 722.
 Sempacherbrief 721.
 Senator in Rom 47, 424,
 425, 684, 687, 696.
 Seneca 393, 461.
 Senger, Dietrich, von Basel
 231.
 Senioratserbfolge in Böhmen
 2.
 — in Polen 126.
 Senlis 66, 578.
 Sennaji 511, 516.
 Sens 95, 96, 98, 373.
 Sephiroth 303, 304.
 Sepphoris 289.
 Septembirn 684.
 Septimantien 293.
 Serbedare 502.
 Serben 9, 493, 494, 496.
 Serbien 483 f., 494, 497, 711,
 814.
 Seres 498.
 Serignan 416.
 Serisi, Benedictiner 659.
 „Sermones nulli parcen-
 tes“ 240.
 Terravalle, Johann von 164.
 Tertorius 391.
 Seth 400.
 Seufje, Heinrich 345.
 Sevilla 273, 279, 390, 596,
 603, 604, 607, 708, 611,
 612.
 Shaftespeare 199.
 Shene, Landgut 622.
 Sheriff 176, 185.
 Shires 181.
 Shrewsbury 180, 641.
 Siamet 492.
 Sibyllen 202.
 Sicilien 2, 18, 20, 43, 45,
 51, 64, 65, 73, 130, 155,
 160, 175, 179, 199, 318,
 376, 417, 466, 473, 474,
 481, 588, 688, 693, 696,
 697, 698, 731, 754, 757,
 775.
 Siebenbürgen 31, 133, 475,
 477, 711.
 Siegfried von Anhalt 16.
 — von Köln 35.
 — von Rötten 556.
 — auf Simmern, Pfalzgraf
 211.
 Siegfriedsfrage 207, 212, 215 f.
 Siena 48, 160, 169, 387, 388,
 473, 478, 678, 680, 689,
 694, 750, 751, 754, 757,
 811, 816, 818, 827.
 Sieradz 128.
 Sierra Maseva 204.
 Sigeliet 220.
 „Sigenot, Lied vom Riesen“
 216.
 Sigismund, Kaiser 241, 244,
 253, 387, 388, 487, 493
 bis 500, 670, 700, 704
 bis 711, 723, 727, 735,
 737, 755 ff., 764, 772 bis
 792, 795, 801, 803, 817 ff.,
 824–827.
 Signoria in Florenz 47, 49,
 63, 64, 480.
 — in Neapel 413.
 — in Pisa 159, 423, 426.
 — in Pistoja 50.
 — in Siena 48.
 — in Venedig 494.
 Sigenza 602.
 Siflos, Schloss 737.
 Silbereisen, Abt 144.
 Silberpennh 187.
 Silbhare 491.
 Silona 211.
 Simaw 544.
 Simeon, Bruder des Stephan
 Dufchan 484.
 Simmern 553.
 Simon ben Jochai 289.
 — von Leicester 8.

- Simon Magus 226.
 — von Montfort = Leicester 175, 177 f.
 — Sohn des Gamaliel 289.
 Simonie 74, 627, 782.
 Simurg 517, 518.
 Sina 472, 526, 530, 538.
 Sinai 302.
 Sindbad, Geschichte von 507, 518.
 Sindischar, Sultan 509 f., 517.
 Sinesen 315, 505.
 Singerlein 220.
 Sinsheim 557.
 Sinzig 557.
 Sion, Burg 826.
 Sipahis 491, 509.
 Sirmien 708.
 Sismondi 199.
 Sistan 529.
 Sivas 534.
 Sirtus IV. 329.
 — V. 329, 396.
 Scandinavier 568.
 Skepticismus 269, 270, 271, 334, 335.
 Skeptiker am Islam 509.
 Slaven 555, 568, 763.
 — in Paris 374.
 Sluys 117, 453.
 — Schlacht bei 446.
 Smyrna 536, 544.
 Snowdon 180, 642.
 Socii non bursales 375.
 Söğud 488.
 Silberbanden 576, 578, 579, 582, 583, 587, 609, 610, 611, 689, 695, 824.
 Soest 559.
 Sofia 494.
 Soissons 257, 580, 666.
 Sokrates 284.
 Solms 554.
 Solothurn 253, 557, 717, 744.
 Solt-Bommel 559.
 Somerset, Grafschaft 324.
 Somme 668.
 Sommerau, Konrad von 118.
 Sonnenjahr 324.
 Sophia, Königin, zweite Gemahlin Wenzels 724, 735, 763, 769, 794, 803—805.
 — von Brabant, Herzogin, Tochter der heil. Elisabeth 555.
 — von Thüringen (= Bayern), Herzogin, Schwiegermutter der heil. Elisabeth 226.
 Sophisterei 265, 266.
 Sorbon, Robert de 374.
 Sorbonne 323, 374.
 Sorbonnische Disputation 323.
 Souveränität des Volkes 419.
 Spanien 18, 45, 174, 204, 245, 271, 273, 278, 287, 296, 297, 298, 301, 363, 367, 588, 610, 619, 693, 751, 753, 775, 783, 813.
 Spanier 359, 568, 778.
 — in Montpellier 384.
 — in Paris 373.
 Spanische Universitäten 358.
 Sparta 678.
 Speicher, Dorf 742.
 Specklin 345.
 Speculation, deutsche 339.
 Speculator 310.
 Speervogel 221.
 Speier 6, 36, 39, 121, 149, 150, 152, 250, 336, 401, 405, 408, 427, 439, 456, 475, 554, 557, 714, 724.
 Speisegelese 288.
 Spenser Edmund, Dichter 199.
 — Hugo, Kammerer 192 bis 195, 441.
 Spiegel historiael 248.
 Spielarten 655.
 Spinola 413.
 Spinoza 299, 323.
 Spirituellen 42, 416, 417, 468, 471.
 Spiritualismus 349.
 Sponheim, Grafschaft 553.
 Sponheimer 13.
 Spoleto, Herzogthum 20, 468.
 Spolienrecht 20.
 Sprache, arabische 236, 295, 324 f., 331, 333, 377, 378, 382, 389, 509.
 — chaldäische 333, 382, 389.
 — deutsche 255, 342, 345, 350, 354.
 — englische 619.
 — französische 198, 619.
 — griechische 378.
 — hebräische 289, 295, 301, 333, 378, 382, 389.
 — italienische 164, 168.
 — lateinische 198, 245, 252, 378.
 — limosinische 198.
 — mongolische 509.
 — persische 508, 509.
 — spanische 333.
 Sprachenstudium 325.
 Spruchweisheit 236, 333.
 Squin de Florian 87.
 Sracimir 485.
 Ssaffi Eddin, Tonkünstler 502.
 Ssahib Kiran 531.
 Ssosi-Bajesid 542.
 Staatsarchiv, mongolisches 505.
 Staatsrath in Frankreich 73, 75, 657, 662, 664, 672.
 — in Rom 684.
 Staatsuniversität 375, 377.
 Stabreim 208.
 Stade 402, 559.
 Stadel 112, 220.
 Stadtuniversität 358, 362.
 Städte in Böhmen 821 f.
 — in Castilien 602.
 — in Deutschland 124, 125, 136, 149, 253, 405, 450 f., 547, 556 ff., 562, 569, 737, 742.
 — in England 175.
 — in Italien 153, 155, 358.
 — Lombardiens 159.
 — rheinische 724.
 — schwäbische 703, 704, 714, 741.
 — in Ungarn 487.
 — vergl. Bürgerthum.
 Städtebund, der große 712 ff., 720 f.
 — rheinischer 6, 8, 717.
 — schwäbischer 569, 702, 717.
 Städtebündnisse verboten 562, 715.
 Stadtfreiheit 720.
 Städtekrieg von 1388 722 bis 725, 741.
 Stände von Biscaya 604.
 — in Frankreich 61, 571, 572, 575, 576, 577, 579, 657.
 — von Languedoc 576.
 — österreichische 4.
 — in Ungarn 711.
 Ständeverammlung in Paris 76.
 Staggia, Schloß 76.
 Stahlhof 558.
 Stammbaum der letzten Schotenkönige aus dem Hause Kenneth 182.
 Stammtafel der Arpaden 710.
 — der letzten Arpaden 131.
 — der Familie Colonna 52.
 — der Familie des Lamerlan 539.
 — des Hauses der älteren Anjou 486.
 — der Habsburger vor Rudolph I. 110.
 — des Hauses Habsburg von Rudolph I. bis Ferdinand I. 111.
 — des Hauses der Luxemburger 701.
 — der Könige von England 639.
 — der Papien 127.

Stammtafel der Premisliden
135.
— der Valois und Bourbons
101, 645.
Stams 34.
Stand, dritter, in Frankreich
575.
Stanislaus von Znaim 769.
Stargard 559.
Starrkrampf 277.
Stationarii 366.
Statius 162, 165.
Statut von Rikensy 632.
„Statuten des deutschen Or-
dens“ 252.
Stauffer 41, 51, 108, 400, 552.
Stauffacher 144.
Stauffacherskapelle 143.
Stavern 559.
Stederburg 401.
Stefano Visconti 680.
Steiermark 1, 4, 5, 8, 10, 11,
12, 21, 22, 23, 25, 27, 34,
103, 112, 118, 122, 136,
149, 150, 217, 220, 223,
225, 242, 248, 253, 405,
449, 474, 556, 563, 714.
Steiermärker 25, 215, 499 f.
Stein der Weisen 327.
Steinach 231.
Steinbach 121.
Steinen in Schwyz 143.
Steirische Landeshandfeste 23.
Stendal 559.
Stephan, heil. 131, 476, 487.
— von Agram 8.
— II. von Bayern=Ingolstadt
652.
— von Bayern=Landshut „mit
der Gasse“ 449, 554, 562,
566, 567.
— von Bayern, Nieder= 133,
137, 404.
— von Ungarn, Bruder Lub-
wigs des Großen 480.
— V. von Ungarn 5, 9 f., 13,
109, 182.
— Bogislaw 484.
— Dabitscha 497.
— Duschau 484.
— Kotromanič 484.
— Lazarewitsch 497, 814.
— Remanija 484.
— Posthumus 109.
Stephansdom 568.
Stephanskron 476, 711.
Sternwarten 350.
Sternwarte 505.
Stettin 556, 559.
Steuerdruck in England 625.
Steuern in Frankreich 572,
616, 656.

Steuern in Ungarn 433.
Steyer 714.
Stibor 711.
Stiftsschulen 355, 356, 357,
367, 368, 385.
Stiftungen in Bologna 363.
Stilla 226.
Stillsfried 24.
Stirling, Schlacht bei 185 f.,
190.
Stitny, Thomas von 761.
Stocken 406.
Stockholm 559.
Stokes 768.
Stolberg 555.
Stolle, Konrad 253.
Stolpe 559.
Stoß bei Gais 743.
Straßburg 559.
Straßburg 6, 15, 36, 37, 120,
121, 139, 148, 149, 150,
221, 227, 231, 253, 312,
339, 343, 344, 347, 403,
439, 473, 554, 557, 562,
714, 741.
Straßburger Annalen 402.
— „Chronik“ 252.
Straubing 23, 562.
Straw, Jakob 624, 625.
Strelitz 556.
Stromer, Ulman 254.
Stubenberg, Friedrich von
112.
Studenten und Bürger von
Cambridge 385.
— — in Orleans 331.
— — in Oxford 380.
— — in Paris 363, 372.
— und Bürgerchaft in Bo-
logna 359, 361—163.
— und Professoren in Bo-
logna 358, 360 ff.
— — in Padua 381.
— — in Paris 366, 368,
372.
Studentenburgen 763.
Studia 355.
Studium Bononiense 363.
— generale 356, 357, 366,
368, 369, 378, 380, 381,
332, 387, 388, 394, 396.
Studium an der päpstlichen
Curie 382.
Stuhlweißenburg 131, 133,
475.
Stumpf, Johann 141.
Stuttgart 36.
Substanz, Begriff der 280.
Suchenwirth, Peter 240, 247.
Sudbury, Simon 623.
Süddeutsche in Paris 374.
Südfrankreich 417.

Suero, Erzbischof 612.
„Sürin“ 530.
Suffolk 194, 310, 630, 631.
Sufis 283, 285, 509, 511,
518 f., 523 f., 525.
Sufismus 273, 514, 515.
Suhwerdt, der Neubegründer
der Rhythmik des Islam 283,
507.
Suleicha 511.
Suleiman, Präbent 526.
— Schah 488.
— Sohn Bajezids 541, 542,
543.
— Urchans Sohn 493.
Sulmona 42, 43.
Sultan, Titel 490, 528.
Sultania, Residenz 506.
Sultanich 432.
Sultanöni 489.
Sulzbach 242.
„Summa“ des Alexander von
Hales 309.
„Summa contra gentiles“
320.
— „Theologiae“ von Tho-
mas 318, 320 f., 323.
Summerau 108.
Sundgau 800.
Sundzoll 560.
Sunna 490.
Sunni 506.
Sunniten 534.
„Super Petri solio“ 75.
Sura 291, 294, 295.
Surrey, Graf von 187.
— Grafschaft 335.
Sursee 718, 780.
Surtur 209.
Surville 257, 258.
Susa 154, 501.
Susiana 501.
Sujo 349.
„Sylvestre“ 211.
Symmachus 461.
Synagoge zu Jerusalem 290.
Synedrium 288, 289, 294.
Synode zu Köln 255.
— zu London 628.
— zu Mainz 99.
— zu Osnabrück 386.
— zu Paris 95.
— in Prag 769, 773, 808.
— von Tours 381.
— vergl. Concil.
Syracus 678.
Syrer 271, 272.
Syrien 17, 236, 301, 472,
501, 502, 512, 528, 533,
534, 681.
System der Theologie 321.
Szekler 9.

T.

- Tabor 770, 802, 805, 806.
 Taboriten 804, 806, 807, 809, 810, 812, 813, 821, 822, 823, 824, 826.
 „Tabulatur oder Kunsttafel“ 243.
 Tachau 814.
 Tacitus 212, 293.
 Täbris 501, 505, 506, 507, 519, 526.
 Tägerfeld 138, 150.
 Tafi 162.
 Tageliet (Alba) 220.
 Tagliacozzo 51.
 Taitlefer 200.
 „Talisin“ 202.
 Talismane 206.
 Talleyrand Perigord 573, 681.
 Talmud 290, 292, 293, 294, 295, 296, 298, 301, 303.
 Tamerlan 501, 523—541.
 Tangermünde 559.
 Tankred von Lecce 318.
 Tannequi = Duchatel 672 bis 675.
 Tanzkiet 220.
 Tarantaise 73.
 Tarent 481.
 Tarifa 595, 596.
 Tarlati, Guido di 423.
 Tarragona 588.
 Tasse der Gerechtigkeit 505.
 Tatarei 532, 535, 544.
 Tataren 10, 84, 483, 488, 533, 534.
 Tataristan 531.
 Taufers 32.
 Tauler 255, 338, 343 ff., 349.
 Tauris 501.
 Taurus 489, 542.
 „Tausend und Eine Nacht“ 507.
 Tauf, Friebe zu 407.
 — Schlacht bei 815.
 Tagatoren 362.
 Teba 594.
 Tebalbeschi, Cardinal 692, 693.
 Teck 554.
 Tecklenburg 553.
 Tebeum 778.
 Tegernsee 210.
 Teichner, Heinrich der 240.
 Teiſerband, Grafen von 553.
 Tekke 497.
 Telera 44.
 Teleskope 324.
 Tell, Wilhelm 140 ff., 143.
 Tellenplatte 143.
 Tello, Bischof 389.
 Tello, Sohn Alfonsos XI. 604, 608.
 Tellskapelle 143.
 Temesvar 709.
 Temple, Schloß 86, 89, 103.
 Templeisen 203, 204.
 Tempelorden 80, 83, 85 bis 100, 102, 204.
 Temubar 506.
 Tenedos 495.
 Tepel 21.
 Terek 532.
 Tertia, die 389 f.
 Tertiarier 468.
 Teschen 115, 133, 556.
 Teuffen 742.
 Teutonia 312.
 Teyn, Pfarrkirche am 550.
 Thalheim, Heinrich von 418.
 Thamar, Schwester Schischmans III. 494.
 Thamasz I., Sultan 520.
 Thanaim 289, 302.
 Thanning 30.
 Theater in Paris 260.
 Theben 678.
 Theisten 284.
 Theobald (Thibaut) VI. von Champagne 256, 261.
 — (Theobaldo), Visconti 17.
 — Erzbischof von Canterbury 269.
 — Graf von Firt 117.
 Theodora, Gem. Suleimans 541.
 — Tochter des Kantakuzenus 493.
 Theodorich „der Große“ 212, 213, 215.
 — Graf 231.
 Theologen in Paris 370 f.
 „Theologia deutsch“ 350.
 Theologie im Mittelalter 305.
 — in Oxford 380.
 — und Philosophie 285.
 — an der Sorbonne 375.
 Theologische Facultät in Bologna 365.
 Theologorum Monarcha 309.
 Theosophen 264.
 Thermopylen 501.
 Theſſalien 261, 484, 495, 542.
 Theſſaloniſch 544.
 Theurſtadt vor Bamberg 239.
 Thierapoſ, Thierſabel 207, 208, 245.
 Thierry 257.
 Thomas von Aquin 17, 305, 308, 309, 312, 313, 317 bis 323, 328, 330, 333, 334, 336, 343, 377, 379, 659.
 Thomas, Dichter 203.
 — Herzog von Gloceſter 630.
 — von Kempen 350, 351, 353.
 — von Straßburg 336.
 Thomasin von Zercläre 236.
 Thomisten 323, 328.
 Thor 206, 209, 215, 216.
 Thorah 296, 301.
 Thorberg, Peter von 717.
 Thorberger Friebe 717.
 Thorn 559.
 Thrafien 494.
 Thüringen 115, 116, 117, 119, 134, 136, 137, 222, 226, 228, 229, 234, 235, 247, 312, 339, 401, 410, 547, 555, 796, 806.
 Thüringer 25.
 „Thüringiſche Chronik“ 253.
 Thuthibides 168, 263.
 Thumim 302.
 Thurgau 14, 15, 242, 743.
 Thurold 200.
 Tiara 685.
 Tiberias 289, 292, 294.
 Tiberius von Spanien 590.
 Tiel 559.
 Tiers état 68.
 Tiflis 432, 532.
 Tigris 489.
 Tile Rolup 38.
 Tileman Elſen von Wolfshagen 252.
 Timar 492.
 Timur (Timurlenk) 523, 529.
 Tirol 21, 22, 28—34, 135, 241, 405, 430, 446 bis 449, 472, 473, 546, 554, 565, 714, 740, 743, 756, 796.
 — Schloß 448, 546, 566.
 Tiroler Bauern 780.
 Tifens 241.
 „Titrel“ 228, 230.
 Tlemſan 595.
 Tobias von Prag 27.
 Tob, der ſchwarze 383, 471 bis 475.
 Tobi 52, 397.
 Tobſünde 772, 791, 804.
 Tob 350.
 Toghat = Timur, Prätendent 526.
 Toghrul I. 511.
 — II. Arſlan ſbn Toghrul 512.
 — III. 512.
 Toglut Timur 531.
 Toharoth 289.
 Toto 142.
 Toktamisch-Chan 582 f.

- Toledo 297, 310, 596, 601, 608,
 611, 612, 615, 616, 679.
 Tomacelli, Pietro 731.
 Toman 530.
 Tomafina 109.
 Tongern 660.
 Tonweije 243.
 Toro 601, 602, 603.
 Torres, die 155—157.
 Tortona 630.
 Tortosa 682.
 Toscana 46, 47, 50, 64, 156,
 159, 160, 164, 387, 417,
 423, 689, 697.
 Toscanische Sprache 168.
 Toft 556.
 Totis 814.
 Tottifon 141.
 Toul 63, 93, 123, 136, 554,
 557.
 Toulouse 172, 296, 336, 381,
 383, 432, 575, 678, 679,
 734.
 — Universität zu 80.
 Touraine 534, 664, 667, 671,
 674.
 Tournay 446.
 Touronenser 359.
 Tours 93, 234, 373, 381,
 660, 671, 672.
 Tower 176, 184, 624.
 Transoxanien 531.
 Transcendenz 343.
 Transsubstantiation 74, 629,
 790.
 Trapani 179.
 Trapezunt 241.
 Traftamara 262, 600, 611; f. f. f.
 Heinrich von Traftamara.
 Trastevere 159, 461.
 Trau 711.
 Traunau 119.
 Trausnitz 409, 420.
 Trautmannsdorf 409.
 Trencfin (Trentschin) 131, 477.
 Treftian, Richter 631.
 Treviso 613.
 Treviso 11, 77, 239, 242,
 377, 383, 483, 752.
 — Mark 695.
 Triadika 494.
 „Triialogus“ 623, 764.
 Tribun, römischer 464.
 Triebenfee, Parteitag zu 4.
 Trient 29, 33, 34, 422, 427,
 437, 447, 546.
 — Herzogthum 28.
 Trier 7, 11, 39, 113, 121,
 124, 125, 138, 147, 148,
 211, 386, 397, 404, 405,
 427, 439, 451, 554, 562,
 736, 755, 782.
 Triest 34, 714.
 Trifels 6, 231.
 Trilia, Bernhard de 322.
 Trimberg 239.
 Trinatrien 160, 426, 688.
 Tripolis 682.
 Triregnum 685.
 Triſtan 202.
 — de Boſc 745.
 „— und Ifolde“ 203, 232,
 241.
 Tritheim 328.
 Trivium 318.
 Trogen 742.
 Troja 202, 213, 234.
 Troppau 550, 556.
 Troßburg 780.
 Troubadours 93, 163, 198,
 217, 263, 434.
 Trouveores 255.
 Trouvères 255, 256, 257,
 263.
 Trohes, Johann von 663,
 665.
 — Vertrag von 676.
 Trudelude von Delphi 501.
 Truhendingen, Grafen von
 228.
 Trumpington 641.
 Truffel, Wilhelm 195.
 Trutlet 220.
 Tſchamurli, Schlacht bei 543.
 Tſchelebi 545.
 Tſcherkeſſen 533.
 Tſchoban, Emir 525 f.
 Tſchobane 502.
 Tſchorbadſchi 491.
 Tſchorli 493.
 Tſchubi, Agghius 141, 144.
 Tudela 303.
 Tübingen 242, 336, 397,
 554.
 Türrheim 232.
 Türrkei 775.
 Türrken 28, 88, 272, 485,
 486, 509, 587, 656, 682,
 708, 709, 728, 802, 809,
 827.
 — chowareſmiſche 9.
 Türrkheim 557.
 Tugabar 503.
 Tugbra 497.
 Tuifon 212.
 Tuftin 488.
 Tulis 502.
 Tulin 4.
 Tunis 332, 333, 528, 598.
 Turan 532.
 Turanſchah 527.
 Turin 495.
 Turftian 531.
 Turkomanen 488, 541.
 Turnier, geiftiges 323.
 Turniere 205, 218, 225, 242,
 654.
 Tus 234, 508, 509.
 Tuſchi 359.
 Tuſcien 126.
 Twarfo I. von Boſnien 484,
 496, 497, 708.
 — II. 711.
 Twinger von Königshofen,
 Jakob 252.
 Tyrannen in Italien 678.
 Tyrannenmord 659, 660, 797.
 Thyrnau 487, 564.
 Tſympe 493.

II.

- Ubertino da Caſale 417.
 Ubine 679, 756.
 Überlingen 346, 557, 702,
 713, 725, 742, 776, 789.
 Uken 559.
 Uffizi, Palaſt degli 315.
 Ugolino, Gherardeſca 46.
 Uhlant 206.
 Ulema 509.
 Ulfila 558.
 Ulm 120, 244, 348, 557, 702,
 704, 713, 723.
 — Friede zu 703.
 — Vertrag zu 421.
 Ulmann von Lichtenburg 187.
 Ulrich I. von Württemberg 36.
 — III. von Kärnten 11, 13,
 19.
 — IV. von Württemberg, Sohn
 Eberhards 702, 704, 723.
 — der Ältere von Heiſenſtein
 703.
 — von Arburg 719.
 — von Bozen 29.
 — von Eſchenbach 234.
 — von Eichtenſtein 219, 220,
 223, 226, 236.
 — Meiſter 22.
 — von Sedau 9.
 — von Türrheim 232.
 — von Wallſee 137.
 — „der Wilde“ 418.
 — von Bazilhofen 232.
 Ulſter 191.
 Ulten 29, 33.
 Ultramontani 359, 360, 365.
 Uluſedſchi 491.
 Uluſh Beg 541.
 Umbrien 52.
 „Unam ſanctam“ 70, 82.
 Ungarn 3, 8, 21, 22, 24, 25,
 28, 30, 31, 37, 42, 109,
 118, 126, 130, 132, 133,
 149, 226, 241, 250, 253,

- 359, 386, 394, 395, 403,
404, 409, 410, 420, 421,
430, 437, 475—491, 498,
546, 564, 566, 569, 684,
693, 695, 699, 700, 704,
714, 730, 737, 751, 753,
763, 764, 775, 778, 811,
814, 822, 826, 827.
Ungarn, die 408, 500, 568.
— in Paris 374.
Universalien 280, 317.
Universität Angers 381, 752.
— Alcalá 385.
— Arezzo 337.
— in Avignon 77, 384.
— Basel 397.
— zu Bologna 164, 358 bis
366, 374, 375, 378, 381,
383, 388, 389, 390, 393,
394, 395, 396, 432, 752,
755.
— Cahors 384, 432.
— Cambridge 385, 432, 752.
— Catania 397.
— Coimbra 391.
— Erfurt 336, 763, 766.
— Ferrara 333.
— Florenz 392, 396, 752.
— Frankfurt 397.
— Freiburg im Breisgau 397.
— Jünfkirchen 336, 487.
— Kreifswalde 397.
— Grénoble 384.
— Heidelberg 385, 763.
— Jhesca 391.
— Ingolstadt 397, 766.
— Köln 350, 385, 752, 763.
— Kraßau 395, 752, 766.
— Leipzig 397.
— Lerida 390 f.
— Liffabon 391.
— Löwen 397.
— Mainz 397.
— Modena 382.
— Montpellier 384, 385, 386,
390, 752.
— Neapel 318, 375—378,
383, 394.
— Neapel-Salerno 377.
— Ofen 386.
— Orange 388.
— Orleans 381, 385, 432,
752.
— zu Oxford 164, 323, 324,
326, 335, 380, 385, 389,
398, 432, 626, 627, 734,
752, 753, 791.
— zu Padua 331, 338, 395.
— Palencia 385, 389.
— von Paris 75, 89, 93,
148, 164, 312, 319, 323,
324, 328, 331, 335, 336,
339, 344, 350, 366—375,
378, 380, 381, 383, 384,
385, 386, 388, 389, 390,
393, 394, 398, 418, 419,
450, 579, 658, 662, 732,
734, 747, 750, 753, 766,
801.
Universität zu Pavia 164, 393,
396.
— Perpignan 391.
— Perugia 392, 432.
— Piacenza 393.
— Pisa 383, 393, 396.
— zu Prag 352, 386, 394,
549, 551, 563, 752, 759,
761, 762, 763, 764, 767,
768, 770, 786, 787, 790,
794, 804, 810, 813, 824.
— Preßburg 387.
— Reggio 382.
— in Rom 383, 432.
— Rostock 397, 766.
— Salamanca 385, 389.
— Salerno 377, 380, 394.
— „Sapienza“ 77.
— Sevilla 390.
— Siena 387.
— Toulouse 381, 383, 384,
390, 432, 678, 734, 752.
— Treviso 388.
— Trier 397.
— Tübingen 397.
— Valladolid 385.
— Vercelli 382.
— Vicenza 382.
— Wien 336, 386, 394, 568,
726, 752, 801.
— Wittenberg 397.
— Würzburg 397.
Universitäten 68, 330, 354,
688, 693.
— ex consuetudine 380.
— in Frankreich 75.
— französische 78.
— Italiens 375.
— spanische 378.
— nördlich von den Alpen
375.
— mit päpstlichen u. landes-
herlichen Privilegien 391.
— mit päpstlichen Stiftungs-
briefen 382.
Universitätsrichter 378.
Universitätsiegel in Paris
370.
Universitätszwang 375.
Universitas civium 356.
— magistrorum 356.
— — in Paris 369.
— — et scholarium 356.
— scholarium 356, 359,
363.
Universitas scholarium
philosophiae ac medi-
cinae 365.
Unna 559.
Unsterblichkeit der Seele 278,
282, 284, 300.
Unterhaus, englisches 177.
Unterinntal 29, 30, 32.
Untersberg 207.
Untersuchungs-Commission
im Templer-Proceß 94.
Unterwalden 15, 107, 139,
140, 145, 149, 150, 407,
415, 422, 715, 716.
Urban IV. 11, 313, 320,
379.
— V. 382, 383, 384, 386,
388, 389, 394, 395, 494,
568, 610, 626, 681, 683,
685, 686.
— VI. 385, 386, 395, 396,
487, 628, 644, 649, 692
bis 700, 712, 713, 730.
Urbair 138.
Urcantone 107, 408.
Urchan 489, 490, 492.
Urßi 490.
Uri 107, 140, 141, 144, 145,
149, 422, 566, 715, 716,
780.
Urim 302.
Urnäßen 742.
Urnerspiel 141.
Uroß V. von Serbien 484,
494.
Urslingen, Werner von 468,
482.
Ursberg 402.
Ußcha 289.
Ußez 74.
Ußlar 559.
Utraquisten 789, 804, 812,
824, 826.
Utrecht 352, 386, 553, 559.

B.

- Bajdash, Georg 708.
Balace 174, 385, 783.
Balencia 396, 588, 589, 609,
682, 784.
Balenciennes 262.
Valentina Visconti, Herzogin
von Orleans 257, 655,
658, 660.
Valerius Maximus 461.
Valladolid 385, 595, 600.
Ballon Chahs, Marguerite
Eleonore Clotilde von 257.
Valogne, Friede zu 181.
Valognes 571.

- Valois 106, 445, 570, 653, 677; vergl. Karl v. Valois.
 Valsugana 29, 714.
 Van den Bosche, Jan 647, 648.
 — Peter 650.
 Vanderbourg 257.
 Vardburg 559.
 Varna 542.
 Vasallen der böhmischen Krone 115.
 — Deutschlands 37, 73.
 — Englands 171, 179, 180, 181, 183, 184, 192.
 — französische 73, 147, 179, 184.
 — päpstliche 84, 171.
 Vasallenheer 476.
 Vatican 77, 159, 424, 692, 695.
 Vacluse 435.
 Vaconfeurs 123.
 Vaubenargues der Araber 282.
 Vahgingen 554.
 Vecchio, Francesco da 471.
 Vebantafsystem 515.
 Veit Weber 244.
 Weitzdom 807.
 Veldede, Heinrich von 220, 221, 231, 234.
 Veldenz 553.
 Velletri 44.
 Venaisfin 84, 818.
 Venedig 30, 34, 77, 109, 156, 170, 225, 239, 241, 388, 436, 473, 480, 481, 483, 486, 487, 494, 634, 678, 681, 695, 707, 729, 751, 756, 780, 818.
 Venetianer 88, 241, 261, 495, 500, 544, 558, 756, 809.
 Venia legendi 355, 357, 364, 365, 367, 369, 370, 376.
 Venlo 559.
 Venna 109.
 Vercelli 155, 382, 430, 680.
 Verden 553.
 Verbun 37, 93, 117, 554, 557.
 Vere, de, Herzog von Irland 631.
 Verfassung, englische 196.
 — des Reiches 741.
 Verfassungsfreien in Frankreich 575 ff.
 Vergeltung nach Aberroës 281.
 Verhanfen 560.
 Veringen 554.
 „Verlobten, die“ 234.
 Vermummungen 245.
 Vernunft und Koran 286.
 — und Offenbarung 299.
 Verona 11, 13, 28, 155, 396, 413, 430, 678, 696, 729, 775.
 Verpfändung von Städten 702 f.
 Versicherungs-Anstalt 558.
 Verstand nach Aberroës 281.
 Vespasian 462.
 Vesper, sicilianiſche, in Brügge 72.
 Vestra amplitudo 371.
 Veszprim 133.
 Vezenobre 74.
 Veziere 526.
 Vicare, päpstliche 683 f.
 Vicariat in Rom 750.
 Vicenza 361, 382, 729.
 Victoriner 330, 344.
 Victringhof 139.
 Vidal, Ramon 198.
 Vielweiberei 526.
 Vienne 73, 83, 94, 96, 333, 381, 389, 397, 411, 438.
 — Concil von 417.
 Viennois, Graf von 452.
 Vier Nationen in Wien 568.
 Vieri Cerci 51, 63.
 Willandran 80.
 Willani 49, 55, 80, 88, 87, 161, 264, 321.
 Villehardouin, Geoffroi sire de 260.
 Villiers-le-Duc, Aimeric 92.
 Willingen 557.
 Willon 257.
 Vincennes 650, 671.
 Vincentius von Beauvais 310, 379.
 — von Prag 401.
 Vincenz von Ferreri, heil. 694, 785.
 Vinboniffa 15.
 Vintler 241.
 Vintſchgau, Grafschaft 29.
 Viola von Teſchen-Böhmen, Gem. Wenzels III. 133 f.
 Violante, Entelin Manfreds 51.
 Virgil 162, 165, 167, 234, 437, 478.
 Birneburg 138, 403, 439, 455, 547, 553.
 Visconti, Familie 156 f., 419, 678, 679, 687, 714, 756.
 — Vernabo 680 f., 684, 686, 689, 697, 699, 729.
 — Galeazzo I. 413, 423.
 — II. 393, 584, 680, 751.
 — Giovanni 436, 679.
 — Johann Galeazzo 393, 698, 729, 736, 738, 746, 753.
 Visconti, Marco 413.
 — Matteo 156, 410, 413, 680.
 — Philipp Maria 393, 818.
 — Stefano 680.
 — Theobaldo 17.
 — Valentine 257, 655, 658, 660.
 Viſitator von Francien 97.
 „Vita nuova“ 163.
 Viterbo 17, 84, 159, 320, 397, 401, 686, 687, 747, 757.
 Vitet 200.
 Vitoburanus 144.
 „Vögelgeſpräche“ 517.
 Vögelingeſed 742.
 Völkermarkt 137.
 Völkerrecht, chriſtliches 41.
 Völkerwanderung 198, 212.
 Vogelweide, Gut 221.
 — ſieh Walther von der Vogelweide.
 Volfer, Spielmann 215.
 Volksbewegung, franzöſiſche 649.
 Volkslied 254.
 Volksliteratur, deutſche 353.
 Wolmar, Arzt 377.
 Voltaire 201, 673.
 Volumen 363.
 Vorlande 563.
 Vorleſeordnung in Bologna 363.
 Vorſehung 282, 284, 300.
 — nach Aberroës 281.
 Vridant 236.
 „Vriendt“ 72.

W.

- Wace, Robert 200, 202.
 Wadacelito 596; ſieh Calado, Rio.
 Wageningen 559.
 Wahlſtatt 128.
 Waiblingen 557.
 Waibſtadt 557.
 Waijen 812, 821, 822, 823, 824.
 Walachei 477, 485, 542, 544, 707, 708, 711, 814.
 Walachen 9, 494, 499, 500.
 Waldburg, Grafschaft 554, 775.
 — Truchſſeſſe von 720.
 Waldeck 555.
 Waldeemar Aſterdag 560.
 — von Brandenburg 244, 410, 427, 556.
 — falſcher 547, 548, 549.
 Waldbauſer, Konrad 761.
 Waldſhut 120.

- Waldfstätten 145, 150, 406,
 422, 716, 742.
 Wales 171, 176, 179, 180,
 181, 195, 202, 612, 620,
 636, 638, 641, 642.
 — Prinz von, Titel 181, 453,
 459, 574.
 Walliser 58, 175, 204, 640.
 Wallüren 206, 215.
 Wallace, William 62, 185 f.
 Wallfahrt ins Heilige Land
 227, 242, 255.
 Wallsee, Familie 118.
 — Reinprecht von 739, 813.
 — Ulrich von 137.
 Waltram von Köln 444.
 — von Luxemburg 152, 158.
 Waltharius 235.
 Walther der Dachdecker 623.
 — von Eschenbach 138, 150.
 — von Ramsdug 25.
 — von Rinowe 211.
 — von Tottikon 141.
 — von der Vogelweide 221,
 226, 231, 237, 239.
 — von Walschenstein 213.
 Walter, Legat 171.
 — von St. Victor 265, 271.
 Walworth 625.
 Wangen 557, 702, 742.
 Wappen 476.
 Warensteuer 572.
 Warum 559.
 Warl, von der 138, 150.
 Wartburg 223, 227.
 Warenberg, Ceneß von 806,
 808.
 Warwid 631, 633, 634, 677.
 Wash 171.
 Walschenstein 213.
 Wassa, Chodischa Abdollah,
 Geschichtschreiber 503, 505,
 524, 525.
 Wasserprobe 476.
 Waterloo 349.
 Wat-Tyler 623, 624, 625.
 Weber, Weir 244.
 Wechselgeschäft 553.
 Wegelagerer 740.
 Wehlenberg 228.
 Weib nach Werroës, das 231.
 Weil 557, 702, 713.
 Weilsburg 113.
 Weimar 226.
 Weingarten 401.
 Weinsberg 153, 557, 702.
 Weißen, die 45, 50 f., 63 f.
 Weissenburg im Elsaß 209,
 254, 714, 724, 740.
 — in Franken (Nordgau)
 557, 715.
 Weißmützen 647, 665.
 „Weistümer, die“ 252.
 Weitra 410.
 Welf, Graf 29.
 Welfen 46, 47, 48, 50, 51,
 63, 64, 155, 159, 160,
 161, 167, 170, 400, 412,
 413, 432, 679, 694.
 Welfitz 813.
 „Welfcher Gast“ 236.
 „Weltchronik“ 247.
 Weltentstehung 303.
 Weltseele 283, 317.
 Wendenchronik 401.
 Wenzel, Heiliger 760.
 — I., König von Böhmen
 3—5, 394.
 — II., Böhmenkönig 22, 26 f.,
 39, 112 f., 114, 118 f.,
 124, 126, 129—133, 134,
 136, 152, 394.
 — II., Herzog von Böhmen 2.
 — III. von Böhmen 120,
 130 f., 133—135, 475.
 — von Brabant 569.
 — deutscher König 393, 629,
 633, 653, 699, 700, 703,
 707, 709, 712, 715, 717,
 722—741, 744, 746, 755,
 756, 759, 794, 799, 801
 bis 803.
 — Karl 427, 455; s. f. Karl
 IV., Kaiser.
 — von Luxemburg, Herzog
 von Brabant 263, 553.
 — Schenkswirt 808.
 Wenzelfstein 802.
 Werben (in der Mark) 559.
 Werden 559.
 Werdenberg, Grafschaft 554.
 — Rudolf von 742.
 Werner von Mainz 11, 15.
 — von Straßburg 15.
 — von Trier 755, 782.
 — von Urslingen 468, 482.
 Wernhard von Sedau 19.
 Wernher von Tegernsee 210.
 Werthheim, Grafschaft 554.
 — Grafen von 228.
 Wessel 559.
 Wesen 721.
 Westerburg 554.
 Westfalen 312, 553.
 Westfalen 6.
 Westminster 53, 176, 179,
 185, 186, 188, 633, 637.
 Westminsterhalle 190.
 Westminsterkirche 172.
 Wetterau 554, 741, 796.
 Wettin 555.
 Bettingen 140.
 Wettkampf, geistiger 367.
 Wehlar 38, 557.
 Wicif 626—629, 757, 762,
 763, 765, 766, 767, 768,
 772, 787, 789, 790, 800,
 813, 821.
 Wibbin 485, 499.
 Wied 554.
 Wiederbelebung der Religions=
 wissenschaften 283, 284.
 Wieland 258.
 Wien 4, 9, 11, 21, 22, 35,
 108, 109, 112, 120, 131,
 218, 224, 226, 336, 386,
 394, 568, 733, 822.
 Wiener-Neustadt 714.
 Wieringen 559.
 „Wigalois“ 229, 232.
 Wight 643.
 Wigliet (Kriegslied) 220.
 Wilbad 703.
 Willberg 727.
 Willenberg 228.
 Wilton 21, 220, 225.
 Wilhelm von Aquitanien „der
 Heilige“ 231.
 — von Bayern 820.
 — von Bayern = Hennegau
 455.
 — von Bourges, Heiliger 374.
 — von Brescia 363.
 — von Champeaur 366.
 — III. von Geldern 653.
 — III. von Hennegau 194,
 410.
 — IV., Graf von Hennegau
 454.
 — von Holland König 1, 3,
 6, 107, 124, 312, 553.
 — VII. von Jülich 444, 455.
 — von Meissen „der Ein=
 augige“ 555.
 — VIII., Herr von Mont=
 pellier 384.
 — von Moerbeke 320.
 — von der Normandie-Eng=
 land, „der Eroberer“ 187,
 200, 202.
 — von Occam 395, 418.
 — von Österreich 709, 714,
 739.
 — „von Orange“ 228.
 — von Saint-Amour 312.
 — von Schottland „der Löwe“
 181, 182.
 — erwählter Bischof von Ba=
 lence 174.
 „Willehalm“ 228, 229, 231.
 Willensfreiheit 282, 295, 336.
 Willmann 141.
 Wimberg 30.
 Wimpfen 557, 702.
 Winchester 171, 172, 174, 814.
 Windeck, Eberhard 253.

